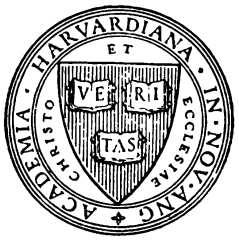
WIDENER
HN YMTS 0

PGerm 250.1.2

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER
OF BOSTON

Widow of Col. James Warren Sever
(Class of 1817)

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.

Neue Folge.

Band XXVIII.

Hamm (Westf.)
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1909.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen? Von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br. 1

Das katholische Kulturprogramm. Von Dr. Richard von Kralik. 33

Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomäus Pacca über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren von 1786 bis 1794. Von Dr. theol. et phil. Albert Steumer (II. Teil.) 65

Ostern und die Reform des Kalenders. Von Professor Dr. Joseph Plaßmann. 109

An der Wiege der Luftschiffahrt. Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Erster Teil: Francesco Lana, S. J., der Erfinder des Luftschiffes. 137

An der Wiege der Luftschiffahrt. Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Zweiter Teil: Bartholomeu Lourenço de Gusmao, der erste Luftschiffer. 165

Der Weg des Buches ins Volk. Eine tatsächliche und prinzipielle Orientierung. Von Hermann Herz. 199

Das Scheckwesen, insbesondere der neue Postscheckverkehr. Von Dr. Max Trimborn II, Rechtsanwalt in Cöln. . . . 235

Aus Islands alten Schätzen. Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Von P. Jón Svensson. 271

Heimatschutz. Von Dr. O. Doering. 311

Die Entdeckung des Südpols. Von Dr. Hermann Carbauns. 347

Oct. 9, 1920
P Germ 250.1

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Begründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen

und E. Th. Thilsen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXVIII.	15. Oktober 1908.	Heft 1.

Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?

Ein Vortrag

von

Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.

Hamm (Westf.)

Markt 15.

Druck und Verlag von Breer & Thiemann.

1908.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang ist erschienen:

1. Heft: **Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?** Ein Vortrag von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.

Einladung zum Abonnement.

Die „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren" haben sich auch im verflossenen Jahrgange wieder einer steigenden Teilnahme zu erfreuen gehabt. Das beweist nicht nur die stetig wachsende Abonnentenzahl, sondern auch die überaus günstigen Beurteilungen, die die wertvollen Hefte bei ihrem Erscheinen von kompetenten Persönlichkeiten sowohl als auch von der gesamten Presse erfahren haben.

Dr. theol. Alois Wurm spricht sich in einem in der „Literarischen Beilage zur Augsburger Postzeitung" den „Frankfurter Broschüren" gewidmeten Essay wie folgt aus:

„In der periodischen Literatur katholischen Charakters nehmen die Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren nicht nur wegen ihres Alters, sondern auch wegen ihres Gehaltes eine hervorragende Stellung ein. Heute sind sie uns mehr als je unentbehrlich. Wären sie nicht da, so müßten sie jetzt ins Leben gerufen werden. Schon deshalb, weil uns ein Gegengewicht zu den akatholischen Publikationen ähnlichen Charakters heute besonders notwendig ist. Aber dies ist nicht das Ausschlaggebende. Die Lage ist vielmehr die: Unser gesamtes religiöses, literarisches, künstlerisches, wissenschaftliches, soziales, wirtschaftliches, politisches Leben wirft heutzutage eine solche Fülle neuer Fragen auf, daß eine rasche und entschiedene Stellungnahme dazu seitens der Katholiken keine Leichtigkeit ist. Eine solche Stellungnahme ist aber unerläßlich, wenn wir nicht von vornherein darauf verzichten wollen, unser nationales Leben mitzuleben und auf seine Gestaltung Einfluß zu üben. So ist denn eine rasche, aber ebenso sehr eine solide, gründliche, umfassende und wissenschaftliche Orientierung von nöten. Die erstere können unsere Zeitschriften besorgen. Um aber die auftauchenden Fragen mit umfassender Gründlichkeit zu behandeln, fehlt diesen der Raum. Es bedarf dazu einer monographischen Behandlungsweise. Diesem Bedürfnis helfen die Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren ab. Sie erscheinen jährlich in 12 Heften, von denen ein jedes eine im Bereich des vielgestaltigen modernen Lebens liegende Frage behandelt."

Wir haben keine Mühen und Kosten gescheut, um auch für den neuen Jahrgang wertvolle, aktuelle Beiträge angesehener kath. Autoren zu erwerben; ein Blick auf das nachstehende Verzeichnis der in Aussicht genommenen Hefte dürfte dies beweisen; kein Wissensgebiet soll unbeachtet bleiben.

Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomäus Pacca. Von Dr. Albert Steumer. (II. Teil.)

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von J. Mayrhofer.

Gottesglaube und Biologie. Von Dr. Pfeifer.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Ein modernes kathol. Kulturprogramm. Von Dr. Rich. v. Kralik.

Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?

Ein Vortrag

von Professor Dr. **Karl Braig**, Freiburg i. Br.

Ἰησοῦς Χριστὸς ἐχθὲς καὶ σήμερον ὁ αὐτὸς καὶ εἰς τοὺς αἰῶνας. Διδαχαῖς ποικίλαις καὶ ξέναις μὴ παραφέρεσθε.

Jesus Christus gestern und heute und in Ewigkeit Derselbe! Durch listig verwickelte und fremde Lehren lasset euch nicht abbringen!

Hebr. 13, 8. 9.

Es ist meinen jungen Freunden[1]) bekannt, daß am 16. September v. Js. ein Rundschreiben des Papstes Pius X. — datiert vom 8. September 1907 — erschienen ist, und daß dieses Schreiben gewaltiges Aufsehen in der ganzen gebildeten Welt, ob gläubig, irrgläubig oder ungläubig, hervorgerufen hat.

Vor bald fünf Jahren, am Dienstag den 4. August 1903, hatte der Telegraph in alle Zonen des Erdballes auf den Schwingen des Blitzes die Nachricht getragen, daß der Patriarch Sarto von Venedig zum Papst erwählt worden sei. Die Nachricht erregte Verwunderung, als sie dahin ergänzt wurde, der Neugewählte sei weder Gelehrter noch Staatsmann noch sei er von vornehmer Abkunft; zwar sei er ein hochbegabter, überaus seeleneifriger Priester, der es vom Vikar zum Pfarrer, zum Domherrn, Bischof und Erzbischof gebracht habe; sonst aber wisse man nicht viel, als daß das jetzige Oberhaupt der katholischen Kirche, in deren Bereich die Sonne nicht untergeht, der älteste Sohn des ehemaligen „Cursore municipale“, des Gemeindedieners von Riëse sei, eines ganz unbe-

[1]) Der Vortrag wurde vor einer Versammlung des Akademischen Bonifatiusvereins der Freiburger Studentenschaft am 2. Juni 1908 gehalten. Einige Erweiterungen sind hier beigefügt.

deutenden, der Welt fast unbekannten Städtchens im Venezianischen. Kaum geringer als die Verwunderung, die ein Mann über den Erdkreis gleichsam ausgoß, da er aus den Niederungen der menschlichen Gesellschaft im Schritt einer Majestät, die freilich nicht von dieser Erde stammt, sich auf den ältesten Thron, den Hirtensitz und Lehrstuhl der Christenheit, erhob — kaum geringer als diese Ueberraschung war die andere, die Papst Pius X. mit der von uns bezeichneten Enzyklika, mit dem apostolischen Sendschreiben über den sogenannten Modernismus allen denen bereitet hat, die zu den Größeren und Großen gerechnet werden, oder die sich selber zu den Großen und Größten im Reiche der Erkenntnis zählen mögen.

War das Aufsehen, das die Enzyklika wider den Modernismus verursachte und dem bald in sehr weiten Kreisen höhnende, zornige, grimmige Entrüstung folgte, war die Verwunderung begründet und wodurch war sie, ist sie begründet?

Wir werden auf diese Frage leicht eine Antwort finden, wenn wir anzugeben vermögen, was mit den Worten „Modernismus", Anschauungen der „Modernisten", gegen die sich der Papst wendet, gemeint ist.

Nun, meine Herren, was soll ein Akademiker, der über die Tageserscheinungen miturteilen, der bei der Erörterung der Tagesfragen mitreden will, was soll jeder Gebildete von dem Modernismus wissen?

Unter allen Umständen wird die Wissenschaft unzulänglich sein, die vorigen Herbst ein junger Mann aus dem teutonischen Norden in einer Buchhandlung des deutschen Südens geoffenbart hat. „Haben Sie den Brief des Papstes," frug der selbstbewußte Mann — ein Akademiker war es — mit Hast, „den Brief mein' ich, welchen dieser römische Priester gegen die deutschen Gelehrten, gegen die — die Modernisten, glaub' ich, heißt er sie, niedergeschrieben hat? Es ist ein Skandal, einfach ein Skandal!"

Also, der Jünger der Wissenschaft hatte von dem päpstlichen Rundschreiben noch keine Zeile gesehen: es war damals bei uns noch gar nicht ausgegeben; die Zeitungen hatten erst von dem bevorstehenden Erscheinen des Schriftstückes gesprochen. Indessen, der Herr gefiel sich in der Haltung, die da verkündigte: „Zwar weiß ich nicht, was der Modernismus ist; aber ein Skandal ist es, wider den Modernismus zu sein. Zwar hab' ich keine Ahnung von dem, was der Papst unter dem Worte Modernist versteht; aber es ist doch unmodern, einfach ein Skandal ist es, gegen Modernisten aufzutreten."

Derlei „Wissenschaft" gibt es allerdings, und sie soll weit, sehr weit verbreitet sein. Unsere Wissenschaft, meine Herren, darf das nicht sein. Wir wollen und sollen zuerst über den Modernismus selber etwas wissen, bevor wir für oder gegen dessen Verurteilung, für oder gegen den Papst, der den Modernismus gerichtet hat, uns auslassen dürfen.

Ich will Ihnen nun, Kommilitonen, in gegenwärtiger Abendstunde nicht etwas Neues verkündigen. Indem ich Antwort auf die Frage suche: Was soll der Akademiker, der katholische Student, der gebildete Katholik, was sollte selbst ein gebildeter Nichtkatholik von dem Modernismus wissen? — will ich die Kenntnisse, die wir seit neun Monaten aus zahllosen Berichten, Aufsätzen, Abhandlungen in der Tagespresse, in wissenschaftlichen Zeitschriften, Heften und Büchern, aus gemeinverständlichen und gelehrten Vorträgen, aus Streit- und Friedensreden gewinnen konnten, in einem übersichtlichen Begriffsbilde vorführen.

Die Einfassung des Bildes sollen zwei Sätze liefern:

1. Das Wort Modernismus ist nicht ein Sammelwort für die Entdeckungen und Fortschritte der modernen Wissenschaft, sondern bezeichnet ein Nest von Irrtümern.
2. Die Widerlegung der Irrtümer, den Nachweis, daß gefeiertste Sätze der modernen Wissenschaft falsch und in wiefern sie verkehrt sind, gibt am besten die Erörterung des modernistischen Hauptirrtums.

Begreiflich ist Eines, meine Herren! Wenn Philosophen und Theologen, Geschichtsforscher und Apologeten, Kritiker und Reformer für Aufstellungen, in denen sie tiefsinniges, verborgenste Geheimnisse entschleierndes Wissen verehren, wenn die eifervollen Verfechter neuester Erkenntnis für ihre Entdeckungen von dem Oberhaupte der katholischen Kirche die Noten der heiligen Schrift erhalten: „Viri loquentes perversa, vaniloqui et seductores, errantes et in errorem mittentes: Leute, die Verkehrtes reden, eitle Schwätzer und Verführer, selbst irrend und andere in Irrtum stürzend“ [1]) — da mögen die Gezeichneten sich freilich erbosen; da mögen die Gerichteten Schmähungen und Lästerungen gegen den ebenso furchtlosen als strengen und unerbittlichen Richter schleudern. „Wie kann ein Mann, der in der Gelehrtenwelt unbekannt und unbewandert ist, von den Höhen der Wissenschaft aus sprechen! Wie kann der Mann, und wäre er selbst der Papst, es wagen, über Koryphäen der Wissenschaft abzusprechen!“

Begreiflich ist das Verhalten der Getroffenen, ihrer Zöglinge, Nachbeter und Mitläufer; schön ist die Sache nicht. Ganz und gar nicht aber läßt sich aus dem Schelten auf den Richter abnehmen, ob sein Urteil recht und gerecht ist oder nicht. Und doch kommt alles auf die Richtigkeit eines billigenden oder eines verwerfenden Urteils an, gar nicht darauf, ob ein päpstlicher Spruch gefällt oder mißfällt in Italien, Frankreich, England, Deutschland, gegen Sonnenaufgang oder gegen Sonnenuntergang.

---

[1]) Vgl. Apgsch. 20,30; Tit. 1,10; 2 Tim. 3,13.

I.

Hauptpunkte des Modernismus.

Unsere erste These lautet: Das Wort Modernismus ist nicht ein Sammelwort für Errungenschaften moderner Wissenschaft und Forschung, sondern das Wort bezeichnet in der päpstlichen Enzyklika vom 8. September 1907 ein Nest von Irrtümern. „Sammelbecken aller Häresien, omnium haereseon collectus" ist die Umschreibung von Modernismus.

Unsere These wird erhärtet sein, wenn ich den Lehrinhalt des päpstlichen Rundschreibens kennzeichne. Lehrinhalt sag' ich; denn die Anordnungen des Papstes, wie der Verbreitung modernistischer Irrtümer gewehrt werden soll, wollen wir hier bei Seite lassen. Sie haben auch für den Jünger der Wissenschaft, für den Gebildeten, im allgemeinen geringeres Interesse.

Wessen Amt es ist, die Pflege der Wissenschaft zu leiten und zu fördern, er und der Mann der Fachbildung, kurz Bischöfe und Theologen werden auf die Weisungen besonders zu achten haben, welche die Ausbreitung des Modernismus hintanhalten sollen und dessen Ausmerzung bezwecken.

1) Die Wurzel des Modernismus, so beginnt die Abhandlung der Enzyklika, liegt in der falschen Philosophie, die „Agnostizismus"[1]) heißt.

Die agnostische Philosophie geht von der verkehrten Anschauung aus, welche sagt: Ueber den Umkreis der sichtbaren, hörbaren, tastbaren Erscheinung kann die menschliche Vernunft nicht hinaus; dort drüben in dem Bereiche, der, wenn es ihn gibt, jenseits aller sinnlichen Wahrnehmung liegt, von dem „Ansich" der Dinge vermögen wir nichts zu erkennen; über das Ansich, und was etwa noch hinter diesem sich befindet, sind wir außer stand, etwas zu denken. Folglich kann Gott, weil er von keinem Sinn zu fassen ist, auch verstandesmäßig nicht erkannt werden. Weder Gottes Dasein noch sein Wirken (Offenbarung, Wunder) läßt sich durch reines Denken greifen. Daher muß die Wissenschaft, vornehmlich die Geschichte, die es mit er-

[1]) Agnostizismus (von *ἀ-γιγνώσκειν*) die Meinung, die alles „Transszendente", das „Metaphysische", alles was den Erfahrungskreis des Menschen übersteigt, so das „Ding an sich" bei Kant (das Seiende, wie es ungesehen aussieht, dann seine Wesenheit), das Uebersinnliche, Absolute, Ewig-Jenseitige, Gott und Göttliches, für unerkennbar (unknowable, inconcevable) hält, auch für unerschließbar. Zugänglich ist dem Menschen hiernach allein das Gegebene, das einem Subjekt je nach den Verhältnissen Vorkommende, Erscheinende. Daher heißt der Agnostizismus nach seiner Kehrseite Positivismus (Auguste Comte), Relativismus, Subjektivismus, Phänomenalismus. All' dies führt zum Skeptizismus, der mit Pilatus die Möglichkeit einer Wahrheitserkenntnis bezweifelt oder die Unmöglichkeit der Wahrheit selbst behauptet (das Wesen des Seienden ist unerfaßlich, *ἀκαταληπτόν*, ist nichtig und nichts: Radikalismus, Nihilismus).

fahrungsmäßigen Tatsachen und wirkenden Persönlichkeiten zu tun hat, jeden Begriff von Gott und Göttlichem sich fernhalten.

Das ist die Behauptung der Agnostiker. Daß diese Philosophie von einer falschen Grundvorstellung ausgeht, daß sie alles, nur keine Philosophie, keine Wahrheitserkenntnis ist, leuchtet unschwer ein.

Wenn der Physiker uns über die Fallgesetze belehrt, trägt er Wahrheiten vor. Das sind aber Gedankeninhalte, die kein Auge sieht. Denn sehen, hören, spüren können wir nur die mannigfachen Formen des Falles, die Bewegungen fallender Gegenstände; nicht jedoch sehen wir die Gesetze des Fallens selber. Oder lassen sich die Formeln der Gesetze — $v = gt$: die Fallgeschwindigkeit wächst in demselben Verhältnis wie die Fallzeit; $s = {}^1/_2 gt^2$: die Fallräume verhalten sich wie die Quadrate der Fallzeiten — lassen sich diese Gesetzesformeln riechen, schmecken, mit den Händen greifen? Nein, die Gesetze werden dadurch gefunden, daß die Vernunft, die Schlußkraft des Menschen, selbst etwas Unsinnliches, durch Denken und Rechnen über den Kreis der sinnlichen Beobachtungen hinausgeht, nach dem Grund der Erscheinungen späht und in diesem Grund, in der freilich erst mangelhaft erkannten Schwerkraft, wieder in etwas Unsinnlichem, die bewirkende Ursache dafür erspäht, daß die Körper fallen, wie sie fallen, und daß sie nicht anders fallen können, als sie fallen.

Mit dem Agnostizismus, der die Möglichkeit der Erkenntnis von Unsinnlichem leugnet, ist es also nichts. Kann aber der Menschengeist vom Sinnlichen schlußweise vordringen zum Unsinnlichen, wer will dem spähenden Geiste verbieten, auf denselben Wegen des Schließens nach dem Uebersinnlichen zu forschen, wenn sich dessen Wirkungen in der Sinnenwelt kundgeben? Wer will beweisen, daß unsere Vernunft, die doch in dem Sichtbaren das Unsichtbare, in dem Wägbaren das Unwägbare ergründet, die von einem Kunstwerk aus mit Notwendigkeit auf das Wirken eines Künstlers führt, völlig außer stand sei, von dem Urgrund der Dinge etwas zu wissen? Wie mag ein Einsichtiger sagen, daß der Dinge Urgrund, der ewige Gott, nur dann Gegenstand der menschlichen Erkenntnis sein könnte, wenn er sich jeden beliebigen Augenblick als „geschichtliche Person" auf dem Welttheater herausrufen ließe? So, meinen die Agnostiker, müßte es sein.

Die Tiere, das ist richtig, haben keine Metaphysik, keine Philosophie, keine Wissenschaft von den hinter dem Sinnenschein verborgenen, letzten Gründen des Seins. Warum? Darum philosophiert das Tier nicht, weil es auch keine Physik hat. Und weshalb wissen selbst die klügsten Hansen unter den Pferden keine Physik vorzutragen, nicht ein Experiment der Fallgesetze vorzuführen? Nur darum geht das nicht, weil das Tier aus dem Sinnenbanne nicht herauskommt, weil das Tier über den Sinneneindruck nicht hinauskann, nicht hinausdenken kann. Und weshalb ist ein Nachdenken, ein Hinausdenken über die sinnliche Wahrnehmung für das Tier unmöglich? Jeder weiß es: das Tier kann das Höhere nicht, weil es schon des

Niederen unfähig ist, des Denkens und des Denkens über ein Irgendetwas. Das Tier ist buchstäblich „Agnostiker".

Ist der Agnostizismus ein Innenstück des Modernismus, und ist dies Stück Irrtum, fast „viehischer Irrtum", dann verstehen wir es, wenn der Papst sagt: Die Modernisten haben sich von dem Gifte der Lehren anstecken lassen, die gerade von den Kirchenhassern vorgetragen werden; der Ansteckung aber sind sie verfallen, weil ihnen, den Neuerern, die Grundlage, der Schutz einer echten Philosophie und Theologie, somit das wesentlichste Stück der Wissenschaft mangelt.[1])

2) Der agnostische Modernist behauptet, daß der Mensch von Gott und Göttlichem nichts wissen kann, und darum spöttelt er über jene, die vom Gegenteil, von der Möglichkeit und Sicherheit einer vernünftigen Gotteserkenntnis überzeugt sind. Die Anhänger des Vatikanischen Konzils, zu dessen Fundamentalsätzen die Bejahung der natürlichen Gotteserkenntnis gehört, sind dem Agnostiker altmodische „Intellektualisten".[2]) Indessen, der Modernist will selber keineswegs religionslos oder gar religionsfeindlich sein. Im Gegenteil, er will Religion haben, und er hält seine Religiosität für besser, für unendlich viel tiefer, als die der altgläubigen Christen sein kann. Denn der Mann der neuesten Weisheit rühmt sich, daß er seine Religion nicht in dem farblosen, wasserhellen Gefäße des Wissens trage, sondern daß er sie im Inneren seines glühenden Gefühles hege.

Das „Fühlen" ist eine Herzbewegung, erläutert der Modernist, das Gefühl ist ein innerlicher Lebensvorgang, der dem Menschen durch ein Bedürfnis angeregt wird. Das Gefühl aber, das uns

---

[1]) „Loquimur", schreibt der Papst den Bischöfen des Erdkreises, „de multis e catholicorum numero, quin, quod longe miserabilius, ex ipso sacerdotum coetu, qui, fucoso quodam Ecclesiae amore, nullo solido philosophiae ac theologiae praesidio, immo adeo venenatis imbuti penitus doctrinis, quae ab Ecclesiae osoribus traduntur, Ecclesiae eiusdem renovatores omni posthabita modestia animi se iactitant."

[2]) Die Enzyklika führt die Grundvoraussetzung der christlichen Gotteserkenntnis, wie das Vatikanum sie formuliert hat, wörtlich an. Die Sätze müssen dem Katholiken, der gegen den Grundfehler des Modernismus in philosophisch-theologischen Dingen gefeit sein will, in Fleisch und Blut übergehen, nämlich von den vatikanischen canones de revelatione 1 u. 2 u. de fide 3:

1. Si quis dixerit: Deum unum et verum, creatorem et dominum nostrum, per ea quae facta sunt naturali rationis humanae lumine certo cognosci non posse — anathema sit.

2. Si quis dixerit: Fieri non posse aut non expedire, ut per revelationem divinam homo de deo cultuque ei exhibendo edoceatur — anathema sit.

3. Si quis dixerit: Revelationem divinam externis signis credibilem fieri non posse, ideoque sola interna cuiusque experientia aut inspiratione privata homines ad fidem moveri debere — anathema sit.

Mit dem letzten Kanon ist die protestantisch-modernistische Meinung von der Gefühlserfahrung, dem Gefühlsglauben, dem Immanenzglauben getroffen.

aus dem Bedürfnis nach einem Höchsten, nach dem Göttlichen entspringt, ist, wenn es von uns erlebt wird, der „Glaube". Das, worauf der Glaube geht, sein Gegenstand, und das, woraus er zuletzt hervorgeht, sein Urheber, ist Gott. Zwar ist und bleibt Gott das dem Verstand Unerkennbare; doch wenn, unter günstigen Bedingungen, das Gefühl von etwas Unsagbarem dem Menschen in das Bewußtsein tritt, dann empfängt er eine „Offenbarung", und wenn er diese glaubt, hat der Sterbliche Gott selbst in sich selbst: er ist dem Unendlichen verbunden, was er allerdings nicht verstandesmäßig darlegen, aber sehr wohl empfinden kann, zuerst dunkel ahnen, dann glauben muß.

Weil dieses Empfinden, das Fühlen von Unerkennbarem eine Lebenserscheinung im Gläubigen ist; weil das Fühlen von dem Glaubenden selbst erlebt sein muß und nur in ihm, nicht außer ihm erlebt werden kann, darum bezeichnen die Modernisten das Prinzip ihrer Religiosität und Religion mit dem tiefsinnigen Worte von der „vitalen Immanenz" (Prinzip des Innenerlebnisses). Die vitale Immanenz soll das Positive im Modernismus sein, das Bruststück, während der Agnostizismus das Negative ist, das Rückenstück.

Die ganze Rede von der vitalen Immanenz[1]) des Fühlens und des Glaubens enthält zweierlei, nämlich Unverständlichkeit und Unverstand.

Hören wir einen Modernisten sein Fühlen für Unsagbares entwickeln, so werden wir Recht haben, wenn wir ihm entgegenhalten: Ich habe das dunkle Gefühl, du weißt nicht ganz, was du mit dem Kautschukworte der modernen Psychologie, mit deinen „Gefühlen" sagen willst. Wenn wir aber den Modernisten beim Worte festhalten, wenn wir den Obersatz seiner ganzen Religionslehre, nämlich daß Gott nicht gewußt und daß von Gott nichts gewußt werden

---

[1]) Das Wort „Immanenz" ist ein Lieblingswort der neueren Gelehrsamkeit. Im Gegensatze zu „Transszendenz" bezeichnet das Wort zunächst dasselbe wie (psychologischer, subjektiver) Positivismus, nämlich das dem Menschen in seiner Innenwelt Gegebene. Die „vitale Immanenz" der Modernisten soll besagen, daß der Mensch, um sich die religiösen Phänomene zu deuten, in sich, bei sich bleiben müsse, nämlich bei dem, was er in seinem Fühlen selbst erlebt; und zwar soll der „Gläubige" nicht mit Hilfe von Vorstellungen, die er über sein Gefühlserlebnis, sein innerstes Empfinden sich zu bilden sucht, sondern lediglich durch das erlebte Fühlen und lebendige Empfinden selbst einer „Offenbarung", eines Gefühlten und Empfundenen inne werden. Das „Prinzip der Immanenz" wendet also der an, der eigentlich zweimal in sich bleibt, nämlich in seiner Innenwelt überhaupt, dann in dem reinen Fühlen oder Empfinden innerhalb dieser Innenwelt. Diese unerklärlichen Vorgänge sind gemeint, wenn das Vatikanische Konzil erklärt, der „assensus fidei" könne nicht lediglich ein „motus animi caecus" sein oder lediglich aus einem Gefühls-, Empfindungstriebe entspringen (cap. 3 de fide n. 3 u. can. 5 de fide).

Die ganze Immanenz-Hypothese läuft auf einen seichten Wahn hinaus, nämlich auf den Aberglauben, man wisse, was das Fühlen, Glauben, Religiössein sei, wenn man es das Innerlichste genannt habe. Lösung also der Wasfrage durch ein Bild des Wo!!

könne, dem Sprechenden und uns vorhalten, da werden wir nicht Unrecht haben, so wir die ganze Rede nehmen als Widersinn.

Wir müssen den Mann doch fragen: Soll es wahr sein, daß wir, die Menschen ausnahmslos, durch Denken über Gott nichts und auch gar nichts ausmitteln können, wie willst du denn wissen, daß mit deinem Gefühl für Unsagbares, mit deinem Glauben an Unerkennbares gerade Gott etwas zu tun hat? Das ist nur eben deine Annahme, deine ganz subjektive Meinung! Wie willst du denn zeigen, daß das Unerkennbare die Gottheit ist, und daß Gott der Gegenstand und der Urheber des Erlebnisses ist, sein kann, sein muß, des Erlebnisses, das du in deinem Gefühlsglauben machen willst oder gemacht haben willst, in deinem Glauben, der am Ende vielleicht ein leerer, nichtiger Wahnglaube ist? Wie willst du, der du gar nicht zu unterscheiden vermagst, ob dein Gefühl Erlebnis oder Einbildung oder ein phantastisches Truggespenst ist, wie kannst du giltig dartun, daß der Gott deines Ahnens, Wünschens und Glaubens der wahre Gott ist und nicht ein Götze?

Die Rede der Modernisten von dem allem Begreifen unzugänglichen, allem Verstand entgegengesetzten Gefühl, von dem blinden Gefühlsglauben ist ein Gaukelspiel. Das Spiel bewegt sich in der Art etwa, wie wenn jemand beteuern wollte: Nun bin ich zwar ganz und gar im Unklaren über das Was, Warum und Wie; doch mein' ich, ich habe nun einmal ein rechtes, echtes Durstgefühl, und darum bin ich, ohne daß ich weiteres zu wissen oder zu tun brauche, des echten, rechten Stoffes sicher; ja, kraft meines reinen Durstgefühles stelle ich mir den edlen Stoff nicht etwa bloß gläubig vor, sondern ich habe den Stoff selber als empfindungsmäßig erlebte Realität in meinem Besitz.

Wir können uns kaum verwundern, wenn die Enzyklika Pius' X. angesichts solcher und ähnlicher Hirngespinste, die Weisheit sein wollen, bestimmt und streng erklärt: Das ist nicht Philosophie, sondern Aberwitz — non philosophari, sed delirare![1]) Daß derlei Meinungen, in denen nicht wenige Katholiken den innersten Sinn der christlichen Vorstellung von der göttlichen Offenbarung erfaßt zu haben wähnen, in schreiendem Gegensatze zu der Kirchenlehre stehen, braucht nicht eigens betont zu werden.

Nach dem apostolischen Ausdruck ist die religiöse Offenbarung Gottes Wort, das von außen und von oben in den Menschengeist

---

[1]) Schon bei der Vorberatung der Vatikanischen Beschlüsse wurde auf die sinnwidrigen Aufstellungen jener hingewiesen, die die äußeren Glaubensgründe (motiva credibilitatis) in der Religion verwerfen und den Glauben an (göttliche?) Offenbarungen ausschließlich auf das „innere Erfahren und Erleben", auf einen „Religionssinn", ein „Gefühlsbedürfnis" oder auch auf ein „unmittelbares Geisteszeugnis", auf eine „unmittelbare (innerliche, vorlogische) Gewißheit" und auf ähnliche „Immanenzen" stützen wollen, wie schon Kalvin, später namentlich Schleiermacher getan hat. Vergl. Granderath, Constitutiones dogmaticae ss. oec. Concilii Vaticani pp. 83 sq. 98 sq.

und in das Menschenherz hineingesprochen worden ist, das die Menschenvernunft und den Menschenwillen erleuchtend und befehlend, stärkend und erhebend anspricht. Keine Gottesoffenbarung kann durch Menschenmacht hervorgebracht werden, jede ist der Ausfluß des Gottesgeistes.[1]) Nach den Modernisten kommen die sämtlichen Offenbarungen von unten und von innen. Dem Menschen wird die Offenbarung durch ihn selber zu teil, dadurch nämlich, daß sich ihm ein Gefühl aus dem unterhalb des Bewußtseins webenden Grund des Gemütes als Eigenerlebnis in das Vollbewußtsein hervor- und emporbrängt. Wie das zugeht, was dabei vorgeht, kann freilich niemand in Begriffen erklären; Gefühle lassen sich eben nicht denken, erdenken oder erkennen, sondern nur haben, empfinden, erleben, und das Hingegebensein an die Gefühlsregungen, das Hingenommensein des Menschen von seinen Gemütswallungen heißt bei den Modernisten „Glauben".

Glauben bedeutet der neuen Sprechweise zufolge nicht, Wahrheiten oder Tatsachen, die ein Mensch nicht selber sieht, nicht selber einsehen kann, auf eine zuverlässige, unfehlbare Bezeugung hin mit klarbewußter Zustimmung, mit zweifelfreier Festigkeit anerkennen. Glauben soll nichts „Intellektuelles" sein, mit dem erkennenden Seelenteile nichts zu tun haben. Glauben, religiöses Glauben soll nichts anderes sein als das lebendige, gesteigerte Gefühl für das Unsagbare, das Unerkennbare (motus intimus cordis), welchem, eben weil Verstand und Vernunft Bestimmtes von dem Zustand und über seinen Gegenstand nicht zu denken vermögen, der Wille des Gläubigen das Größte, Edelste und Herrlichste, wonach das Wünschen glühen mag, selbst das Göttlichsein und das Gottsein, zutrauen und gegenüberstellen darf.

Die Redewendungen der Modernisten laufen auf alberne Uebertreibungen, auf sinnlose Versicherungen hinaus. Am gläubigsten ist nach dieser wunderlichen Erklärung nicht der Mann, der mit unerschütterlichem Mute, mit unstörbarer Freudigkeit, mit Selbstaufopferung sein Alles an die gottbezeugte Wahrheit setzt. Gläubig, am gläubigsten ist der Modernist, der den unbeugsamen Entschluß hat, seinen Gefühlen sich zu überlassen, der auf einen Schluß des Verstandes in keiner Weise hören will, darum weil der Zweifler Verstand am Ende zeigen könnte, daß die schönsten Gefühle Trug und Täuschung seien. Gläubig ist der Modernist, der für das Unerkennbare glüht, wie wenn es das Göttliche wäre, jeder Vernunft zum Trotze, die niemals zeigen kann, daß Gott ist oder daß das Unbekannte Gott ist ‚der Lebendige. Also, weil ich von Gott nichts wissen kann, darum kann Gott sein! Ob dieser trostvollen Möglichkeit fühle ich mich entzückt, und in diesem Gefühl glaube ich Gott, wie wenn ich ihn selbst in mir hätte, und darum will ich leben, als ob Gott wäre!!

[1]) Vgl. Hebr. 1, 1 ff.; 2 Petr. 1, 16 ff.

Weil dem Gläubigen des Modernismus all sein religiöses Leben in einem Gefühlserguß und einem entsprechenden Willensentschluß besteht, weil ihm kein Schluß des Intellektes, kein Wissen der Intelligenz über Religiöses etwas zu sagen hat, darum heißt der Modernismus auch, wie die päpstliche Enzyklika hervorhebt, „Fideismus", oder er kann „Voluntarismus" heißen. Die barbarisch klingenden Worte sollen den schärfsten Gegensatz ausdrücken zum „Intellektualismus", zu der veralteten, wegen ihrer Oberflächlichkeit von den Modernisten bemitleideten Ansicht jener, die überzeugt sind: Wenn der Verständige Dinge sieht, wenn er Worte hört, müßte sich dahinter doch etwas denken und erkennen lassen.

3) Mit den Worten vom „Agnostizismus" und von der „vitalen Immanenz" des Gefühlsglaubens oder des Glaubensgefühles ist die Grundmeinung des Modernismus genannt.

Da beklagen sich nun freilich die Modernisten, wenn ihren Aufstellungen das Poetenwort entgegengehalten wird:

„Vieles gemeinem Verstand Unverständliche
Hat seinen Urquell im Unverstand."

Die Leute mit dem neuen Glauben beteuern, daß der Verstand, wenn er auch in das Glauben nicht hineingehört, wenn er auch bei der Entstehung des religiösen Glaubens nichts zu schaffen hat, doch nach dessen Entstehung eine bedeutsame Rolle spielen müsse.

Berühren wir noch, was die Modernisten sagen, wenn sie von den Symbolen und Dogmen des Glaubens, von der Ueberlieferung und der heiligen Schrift, von den Sakramenten, der Kirche und dem Kultus, von der Entwicklung des Kirchentums und der Kirchenlehre reden! Mit den Dogmen und Symbolen des Glaubens nämlich, mit der Schrift und Ueberlieferung, mit den Begriffen Sakrament, Kultus, Kirche soll sich der Verstand des modernistischen Philosophen und Theologen, Kritikers, Apologeten und Reformers befassen, und durch die Worte soll die Wissenschaft jeder Zeit angeben, ob der Glaube der Glaubenden sich vor dem Denken der Erkennenden auszuweisen vermag oder nicht. Nach dem Befunde der Wissenschaft müßte die Kirche dann jeweilig die Glaubensvorstellungen berichtigen, umformen, in neue Fassungen bringen, Unbrauchbares einfach wegwerfen. Das heißen die Modernisten: Fortschreiten von ihrem Glauben zum Wissen (ihrer Marke)!

So der Mensch, ist uns versichert worden, auf Unerforschliches stößt, taucht ihm aus dem dunkeln Grund seiner Seele, aus dem Unterbewußtsein ein Gefühl in die Helligkeit des Bewußtseins empor: der Mensch erfährt, erlebt etwas in sich, was er glaubend festhalten will. Noch kann der Gläubige nicht unterscheiden, ob das empfundene Gefühl sein Gemütszustand bloß ist, oder ob es einen Gegenstand zur Mitursache hat. Da kommt der Verstand über die Zeichenspuren, die das Gefühl in das Bewußtsein wirft; er beleuchtet deren Umrisse,

er arbeitet sie mehr und mehr heraus, ähnlich wie ein Maler die blassen Linien eines Entwurfes durch Farben anschaulich und lebendig macht. Was das Gefühl des Unerkennbaren von sich und von dem Unerkennbaren in dem Bewußtsein des Menschen zunächst offenbart, ist das innerliche, noch höchst unzulängliche „Symbol" einmal des Gefühles selber, dann des Unerkennbaren. Bildet der Verstand einen Ausdruck für die Gefühle, wie z. B. das Redevermögen mit dem Worte Rosenduft ein sprachliches Symbol für bestimmte Sinnesempfindungen schafft, dann ist ein äußeres Symbol des religiösen Erlebnisses gefunden. Werden symbolische Ausdrücke zusammengestellt, dann entstehen religiöse oder Glaubensformeln des ersten Grades. Werden diese Formeln vom Verstande verbessert und verfeinert, und werden sie zuletzt von einer Mehrheit, von einer Gesamtheit als ihre vorläufig richtigen Deutungsmittel des religiösen Erfahrens anerkannt, dann liegen Glaubensformeln zweiten Grades vor. Ihre Fassungen sind dann die „Dogmen".

Von den Dogmen, die sich auf das göttlich zubenannte Unerkennbare beziehen, weiß der Verstand des modernistischen Philosophen, was immer zu betonen ist, zwar nicht anzugeben, ob ihnen ein Wirkliches gegenübersteht oder nicht. Dagegen bezeugt dem modernistischen Gläubigen, der durch die Lebendigkeit (intuitio) seines Fühlens sich mit Gott verbunden weiß, sein Herz, daß seine religiösen Erfahrungen und Erlebnisse nicht bloß seelische Zustände seiner Individualität (Halluzinationen, Illusionen, Visionen) sind, sondern daß ihnen ein Wirkliches als Gegenstand entspricht.

Der Glaube an die göttliche Wirklichkeit, wie er aus der Gemütsanlage des religiösen Individuums entspringt, ist nun in der Welt fortzupflanzen, und dies geschieht durch die „Tradition". Indem nämlich die symbolisch-dogmatischen Formeln, die innerhalb einer Gemeinschaft als Gefühlssymbole der Mehrheit anerkannte Geltung haben, von einem Gläubigen zum anderen, von einem Geschlecht zum anderen weiter gegeben werden, stellen die Formeln den Nachkommenden vor, was die Vorgänger an religiösen Gefühlen erlebt haben (Repräsentation durch das Werkzeug des Dogmas), und zugleich regen die Formeln die noch nicht oder nicht recht Glaubenden, die Glaubensarmen oder die Irrgläubigen an, religiöse Erfahrungen überhaupt zu machen oder die gemachten zu berichtigen und zu bereichern (Suggestion durch das Dogma).

Wie aus dem Innenempfinden, aus der Immanenz des sich offenbarenden Fühlens der religiöse Glaube, die individuelle religiöse Erfahrung des einzelnen Menschen entsteht, so entsteht durch die „göttliche Permanenz", wie die Modernisten sagen können, nämlich dadurch, daß das Fühlen fortwirkend vom einen auf den anderen überspringt und in den Massen zündet, eine religiöse Gesamterfahrung. Jeder einzelne Mensch hat das Bedürfnis, seine Erlebnisse den anderen mitzuteilen, und wenn viele dieselben Erfahrungen miteinander teilen, haben sie das Bedürfnis, sich gesellschaftlich zu organisieren, um den

gemeinsamen Schatz zu wahren, zu mehren und auszubreiten. Die Organisation, die sich die Gesellschaft der Gläubigen gibt, ist die „Kirche".

Die Kirche und zwar die sichtbare, die katholische Kirche ist die richtige Form der religiösen Organisation. Sie ist, weil aus dem individuellen und dem gattungsmäßigen Bedürfnis des Menschenwesens hervorgegangen, zwar nicht unmittelbar eine göttliche Stiftung, nicht durch Christus persönlich gegründet. Allein das religiöse Fühlen, Erleben, Erfahren, Glauben in dem Menschen Christus war ehedem so gewaltig, so kraftvoll, daß es mustergiltig wurde für alle Zeiten. Deshalb griff die Religion in Jesus Christus aus ihrer Immanenz durch Permanenz in die Massen aller Völker über, und die internationale Kirche, die sich allgemach auf- und in ihrer Verfassung ausbaute, hat mittelbar doch Christum zum Urheber. Dem Religionsglauben ist sein Christus, weil er als der schöpferische Urgrund der christlichen Religion und des christlichen Kirchentums angeschaut wird, göttlich und Gott, während der „Christus der Geschichte" der Wissenschaft freilich nur als Mensch erscheint und als Mensch bloß erscheinen kann.

Auch von der „Heiligen Schrift" kann man nur in dem Sinne des Dichterwortes „Est deus in nobis, agitante calescimus illo" sagen,[1]) daß sie göttlichen Ursprunges sei und Göttliches enthalte. Tatsächlich ist die Schrift des Alten und Neuen Testamentes die Sammlung von außergewöhnlichen Erfahrungen außergewöhnlich religiöser Menschen, von Erlebnissen, die die Kirche wegen ihrer Fruchtbarkeit für alle Gläubigen verehrt, wie wenn sie göttlich inspiriert wären. Mit Christus stehen alle heiligen Schriften in Beziehung, so wie und darum weil alles religiös Echte das religiös Vollkommene teils andeutet und vorbedeutet (Weissagungen), teils ausdeutet (Erfüllung der Vorbilder).

Die „Sakramente", die wichtigsten Formen des Kultus, der die Verleiblichung des Glaubens ist, sind, wie die Dogmen der Schrift, den Gläubigen Gedanken- und Wortsymbole des religiösen Empfindens, Symbole in heiligen und heiligenden Handlungen für dasselbe Empfinden. Die Sakramente wirken Stärkung des Glaubens, ähnlich wie die Schlagworte, Zauberformeln vergleichbar, machtvolle Ideen ausstrahlen und hiedurch tiefgreifende, weitausgreifende Bewegungen der Geister veranlassen, unterhalten, durch die Zeiten tragen können.

Alles aber in der Kirche, Dogma, Kult und Sakrament, Gebrauch der heiligen Bücher und Wertung der Tradition, zuletzt das Glauben und die Erscheinung der Kirche selber, alles und jedes steht — das ist ein Hauptartikel der Modernisten — unter dem Gesetze der „Entwicklung". Das religiöse Fühlen des Menschen ändert sich

[1]) Ovidius, Fasti 6, 5.

unabläſſig, wobei es ſogar durch Gegenſätze und Widerſprüche hindurchgeht. Darum, wenn eine Formel, ein Symbol, irgend eine Verleiblichung des Glaubens dem religiöſen Empfinden, das neu geworden, nicht mehr entſpricht, weil die Formel alt geblieben, ſo muß die Formel, das Dogma, das Symbol als abgelebt beſeitigt werden. Nur ſolang haben die dogmatiſchen Sätze eines Glaubensbekenntniſſes Seinsrecht, als in ihnen das religiöſe Gefühl lebt und durch ſie lebendig ſich erfahren läßt von einem glaubenden Herzen, ähnlich wie die Schilderung eines Blütengartens nur dann eigentlichen und vollen Wert beſitzt, wenn die Wortbilder den Roſenduft und Lilienhauch (gleichſam) ausatmen. Kann dort und hier nichts mehr empfunden werden, dann ſind die Zeichen, die früher Gehalt beſitzen, Quellen und Geſetze des rechten Fühlens ſein mochten, dürr und tot geworden, und die Entwicklung ſchreitet über das abgeſtorbene Blätterwerk mit unabweislicher Notwendigkeit zu Neuem fort. Dabei braucht man nicht zu erſtaunen, wenn man ſieht, daß ſpätere und frühere Dogmen ſich widerſpruchsvoll zu einander verhalten. Das Unerkennbare nämlich, das die Formeln, jede zu ihrer Zeit und jede an ihrem Orte, den Glaubenden fühlen laſſen wollen, iſt auf unendlich mannigfache Weiſe, darum notwendig auch in Gegenſätzen und Widerſprüchen darſtellbar.

Zufolge der Vorſtellung von der Entwicklung, welche die innere Triebkraft alles Werdens ausmacht, iſt es ſelbſtverſtändlich, daß die Kirche die dreifache Gewalt, die ſie haben ſoll, die Lehr-, Prieſter- und Richtergewalt, nach der Meinung der Moderniſten, nur ſolange halten und behalten kann, als die Gewalt das religiöſe Empfinden der Gläubigen, die ihr individuelles Glaubensbewußtſein zu dem Kollektivglauben der Kirche erweitert und vereinigt haben, zu nähren vermag. Aendert ſich die Fühlweiſe der Individuen, das Glaubensbedürfnis der Völker — worüber jeweils die „Wiſſenſchaft" der Pſychologie, der Ethik, der Soziologie uſw. zu befinden hat —, dann hat ſich die Kirche mit ihren Dogmen und Kultformen den neugearteten Verhältniſſen anzupaſſen. Tut ſie dies nicht, dann würde die kirchliche Autorität zur Glaubenstyrannei werden. Jede Gewalt aber, die ſich dem Leben entgegenſtemmt, wird durch die Macht des Lebendigen gebrochen; einer Tyrannis in Religionsſachen bereitet die Religioſität des Menſchengemütes immer wieder den Untergang, ohne ſelbſt untergehen zu können. Und weil die Religioſität des Menſchenweſens unvergänglich iſt, darum ſchließen die Dogmen und Symbole, die Sakramente und die Kultformen, die wechſelnden Erſcheinungen des Kirchentums ſelber, die mannigfaltigen Organiſationsformen der Gläubigen ewige Werte, das unſterbliche Weſen der Religion in ſich. —

Wir haben den Abriß der moderniſtiſchen Meinungen zu zeichnen verſucht. Noch ſei ſchließlich der Mittel gedacht, welche die Moderniſten anwenden, um ihren Anſichten Verbreitung zu geben. Indem die Enzyklika die Kunſtgriffe der Neuerer erwähnt, hat ſie

vorzugsweise die religiösen Zustände in der Theologen- und Laienwelt Frankreichs und Italiens vor Augen. [1])

Einesteils, sagt der Papst, greifen die Modernisten die Katholiken, die ihrer Kirche die Treue halten, und die gläubigen Gelehrten aufs böswilligste an. Mit jeglicher Unbill wird ihnen zugesetzt. Namentlich wird die Waffe falscher Anschuldigung gebraucht, welche die Kirchenfeinde lieben: die Männer, die den arglistigen Lockungen widerstehen, werden als unwissend und dumm-starrköpfig hingestellt; fürchten aber die Gegner die Kenntnis eines Streiters für die Wahrheit, scheuen sie die Wucht seiner Gründe, dann verschwören sie sich, dessen Arbeiten durch Totschweigen unschädlich zu machen. Auf der anderen Seite wird von den Verfechtern der neuen Weisheit alles, was sich modern ausputzt, was nach Modernismus schmeckt, maßlos und endlos gepriesen. Die Schriften und Schriftchen, die gegen das Altüberlieferte in christlicher Lehre und Uebung am stärksten losfahren, die das kirchliche Lehramt am verächtlichsten vornehmen, erhalten das Lob höchster Wissenschaftlichkeit. Und insbesondere werden Schriftsteller, gegen deren Verwegenheit die Kirche doch zuletzt einschreiten mußte, laut und lärmend als Martyrer der Wahrheit verherrlicht.

So behalten die Modernisten, während den Altgläubigen Unfähigkeit des Urteils vorgerückt wird, sich selber die Gelehrsamkeit und die Wissenschaft vor, und an erster Stelle sind es die Gemüter der noch unerfahrenen, leicht entzündlichen und leicht zu verwirrenden Jugend, die bearbeitet, die für alles Neue in Erkenntnis und Leben gewonnen werden sollen.

II.

Hauptirrtum des Modernismus.

Die Uebersicht über die Grundanschauungen der Modernisten mag genügen, den ersten Satz zu erhärten, durch den wir den Modernismus charakterisieren wollten. Ein Nest von Irrungen, eine Zusammenhäufung von Irrtümern müssen wir in dem Worte sehen. „Ein System von Lehren, durch welche das gesamte

---

[1]) Pius X. führt, wo er das Vorgehen der Modernisten *gegen* die Wahrheit und *für* die Phantasiegebilde, die sie als Wahrheit ausgeben, schildert, die Worte Leo's XIII. an: Ut mysticam Sponsam Christi, qui lux vera est, in contemptum et invidiam vocarent, tenebrarum filii consuevere in vulgus eam vecordi calumnia impetere et, conversa rerum nominumque ratione et vi, compellare obscuritatis amicam, altricem ignorantiae, scientiarum lumini et progressui infensam. (Vom 14. März 1891.)

Glaubensbewußtsein der Christenheit in Frage gestellt wird" — nennen die Bischöfe Bayerns den Modernismus. [1])

Wie unhaltbar die Deutungen des neuen Glaubens sind, haben wir zwar nicht ausführlich dargetan, aber anmerkungsweise festgestellt, als wir auf die Brüchigkeit der beiden Pfeiler hinwiesen, die den Phantasiebau des Modernismus tragen sollen.

Der eine Pfeiler ist die Philosophie, die Pseudophilosophie, die Unphilosophie des Agnostizismus. Der Agnostiker ist der personifizierte Widerspruch. Einerseits behauptet er, es sei dem Menschen unmöglich, hinter die Erscheinungen der Sinnenwelt zurückzugehen, in das Gebiet des Metaphysischen einzudringen. Anderseits tut die agnostische Sinnengelehrsamkeit, als sei sie hinter den Erscheinungen mindestens ebenso gut bewandert wie innerhalb ihres Bereichs, ansonst sie ja, diese Gelehrsamkeit, sich nicht für berufen halten dürfte, die Erkenntnismöglichkeit mathematisch auf den Bezirk des Sinnenfälligen einzugrenzen, zu verbürgen, daß hinter den Phänomena wirklich nichts zu holen sei.

Der zweite morsche Pfeiler des Modernismus ist die „vitale Immanenz" des Gefühlsglaubens. Das Wort stellt neben den agnostischen Widerspruch einen gnostischen Widersinn. Er ist die in allen Formen der Aftermystik [2]) wiederkehrende Meinung, der Mensch vermöge das Höchste, Innerste und Tiefste vom Sein, wofür ihm ein Sinn des Wissens fehlt, unmittelbar, kraft eines Innenerlebnisses in Besitz zu nehmen, und er vermöge durch ein unerklärliches Empfinden über sein erfaßtes Besitztum klar zu werden. Der Modernist will also dort, wohin niemand soll denken können, durchaus erfahren sein, und er will sodann kraft eines Mittels, das zum Erkennen,

[1]) Hirtenschreiben der Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns (in Freising versammelt) vom 23. April 1908.

[2]) Die Formen der unechten Mystik (Theosophie altindischer Schwärmer, Neupythagoreer und Neuplatoniker, Gnostiker, Meister Eckhard, Jakob Böhme, Swedenborg, Schelling u. v. a.) haben miteinander gemein, daß sie, wo rationales Denken unzulänglich sein soll, durch irrationale Mittel des Wollens, Fühlens, Ahnens, Schauens, Erlebens, durch Betäubung oder Ueberreizung des (sinnlichen) Empfindens (künstliche Ekstase durch Anästhesie oder Hyperästhesie, Fernsehen, Hellsehen, Tischrücken, Magnetismus, Hypnotismus, Somnambulismus, Okkultismus, Spiritismus u. ä.) in den Besitz außerordentlicher, magischer Wissenschaft zu gelangen streben. Im Gegensatze zu den krankhaften Verirrungen des Menschengeistes lautet der Grundsatz und der Leitgedanke der echten Mystik, wie ihn Heinrich Denifle in seiner „Blumenlese aus den deutschen Mystikern und Gottesfreunden des 14. Jahrhunderts" gibt, also: „O Herr, du allein erkennst die Natur eines minnereichen Herzens und weißt, daß niemand das minnen kann, was er in keiner Weise erkennt. Da ich nur dir dienen und dich allein minnen soll, so gib dich mir zu erkennen, damit ich dich gänzlich minne." (Das geistliche Leben, 6. Aufl., S. 367.) Diese eine Bemerkung deckt allen „Fideismus", „Voluntarismus" und ähnliche aftermystische Versuche, dem Denken und Erkennen ein irrationales Empfindungsprinzip inhalt- und normgebend vorausgehen zu lassen — in Luthers Solafideslehre sind die protestantischen und „modernistischen" Versuche präformiert — als sinnloses Ὕστερον πρότερον auf.

Schließen und Beweisen, zum verstandes- und vernunftmäßigen Tun völlig und immerdar ungeeignet ist, der Lösung aller Rätsel im Dasein, in Vergangenheit und Zukunft habhaft sein. Als Mittel wird die „vitale Immanenz" gefeiert, der Bedürfnisglaube des blöd entzückten, des blind entrückten Gefühles für ein Unsagbares, für ein unsagbar Höchstes. Freilich ist dies nur ein Zwangsglaube, der sich von der Unwiderstehlichkeit eines entzückten Wahnwitzes nicht unterscheiden läßt.

Die Falschheit der einzelnen Aufstellungen, die den Modernisten aus der irrigen Voraussetzung des Agnostizismus und aus dem Aberglauben einer inwendigen Gefühlserfahrung, bezogen auf das Unerkennbare, fließen, wird von der Enzyklika des 8. Septembers 1907, von deren kritischem Teil in scharfer und gestrenger Sprache dargelegt. Wir wollen an Einem Punkte nun noch zeigen, daß die Sätze des Modernismus von den gläubigen Christen nicht darum als verwerflich anzusehen sind, weil der Papst, die kirchliche Lehrgewalt sie verurteilt hat, sondern daß die Neuerungen verurteilt werden mußten, von dem folgerichtigen Denken verurteilt werden müssen, weil sie unheilbar falsch sind. Gleich im Eingang hebt die Enzyklika den Punkt hervor.

Seit der Apostel Paulus [1]) das Wort von den „Gegenaufstellungen einer fälschlich so genannten Wissenschaft" geschrieben hat, ist ein stolzer Anspruch nicht mehr aus der Kirchengeschichte verschwunden. Der Anspruch jener ist es, die durch ein vertieftes Erfassen der Religion und ihrer Erscheinungsarten in Dogma, Sakrament und Kultus, in Offenbarungsformeln, Bekenntnissymbolen und Gemeinschaftsorganisationen, den verborgenen echten Sinn der genannten Worthüllen und aller der Anschauungsmittel, so dem gemeinen Glauben geläufig und genügend sind, für das Begreifen herausgestellt haben wollen. Auf diese Weise soll die „Pistis", das mehr oder minder glückliche Erraten der Wahrheit aus fremden, vieldeutigen Zeichen, abgelöst werden durch die „Gnosis", durch das selbständige und vollständige Ergründen der Wahrheit in ihrem Kern und aus dem Innern des Wissenden selbst heraus. [2])

---

[1]) 1 Tim. 6, 20: Ὦ Τιμόθεε, τὴν παραθήκην φύλαξον, ἐκτρεπόμενος τὰς βεβήλους κενοφωνίας καὶ ἀντιθέσεις τῆς ψευδωνύμου γνώσεως (oppositiones falsi nominis scientiae). Vergl. die Worte des Vatikanischen Konziles: Sacrorum dogmatum is sensus perpetuo est retinendus, quem semel declaravit Sancta Mater Ecclesia, nec unquam ab eo sensu, altioris intelligentiae specie et nomine, recedendum (cap. 4 de fide et ratione n. 5). Vgl. über die häretischen und (innerhalb der Kirche aufgebrachten) falschen Ansichten von der Entwicklung der christlichen Wahrheit, die Vorboten des Modernismus heißen können: Granderath l. c. p. 94.

[2]) Clemens v. Alexandrien definiert die richtige Gnosis, die sapientia coelestis, die philosophia christiana, als ἀπόδειξις τῶν διὰ πίστεως παρειλημμένων τῇ πίστει ἐποικοδομουμένη. Abgeschlossen ist γνῶναι πλέον τοῦ πιστεῦσαι (Stromat. VII, 10. 57; VI, 14. 109).

Das Wissen, das Bewußtsein der Eigeneinsicht, im Gegensatze zu dem Glauben, dem Vertrauen auf fremde Ansicht, hat nun von jeher versprochen, die „natürliche, verständige, selbstverständliche" Aufklärung über alle die Vorkommnisse, Erscheinungen, Tatsachen zu geben, die sich mit dem Charakter des Ungewöhnlichen, Unerwarteten, Wunderbaren in den menschlichen Erfahrungskreis drängen. Im Gebiete des Sittlichen will die Wissenschaft der Vollendeten lehren, alles zu verstehen und alles zu verzeihen. Alles verstehen soll heißen alles verzeihen, und alles verzeihen soll bedeuten alles rechtfertigen, erklären im Sinne wissenschaftlicher Notwendigkeit! Für die Willensirrungen des Menschen wird auf die physischen, leiblichen, leiblich-seelischen Bedingungen hingewiesen, die, während anders gelagerte Bedingungen den Normalverlauf des Handelns verursachen, die Regelwidrigkeiten schaffen und den Handelnden, der ja nur den Bedingungen seiner abnormen Natur untersteht, von der Verantwortung entlasten. Im Gebiete der Religion verheißt die „vernünftige" Erklärung der Wissenden vor allem die durchschlagenden, erschöpfenden Antworten auf die Frage — der Gottessohn selber hat sie der Welt aufgegeben —: „Was dünket euch von Christus?" [1])

Die Modernisten, so legt der Eingang der Enzyklika nahe, wollen ihrer Antwort sicher sein, der Antwort ihres immanenten Gefühles auf die Frage nach dem Wesen von Christus, nach dem Wesen des Christentums. Die sich rühmen, sagt der Papst, die Kirche in ihren Lehren erneuern zu können, greifen alles an, was heilig ist am Werke Christi. Selbst die Person des Erlösers verschonen sie nicht. Sie verdünnen die Vorstellung der Gläubigen über Christus dermaßen und solange, bis vom Herrn nichts weiter als der reine, leere Mensch übrig bleibt. [2])

Dem Gläubigen steht der Begriff über Christus den Sohn Gottes fest. Was die modernistische Phantasie dem Begriffe zu unterschieben sucht, das Erzeugnis der neuesten Wissenschaft, mit welchem diese den inneren, ewigen, wandellosen Sinn der wechselreichen Anschauungen vom Gesalbten des Herrn aufgeschlossen zu haben vermeint, soll nun eben der Gegenstand sein, an dem wir zu zeigen unternehmen, wie falsch der Modernismus ist, und warum seine Lehrmeinung über das Wesens- und Herzstück des Christentums nicht anders denn als verfehlt und verderblich angesehen werden kann.

Was dünket euch von Christus? Wer ist er? Wessen Sohn?

Der Vertreter der modernistischen Meinung ist weit entfernt, auf die Messiasfrage Jesu mit dem Felsenmanne die Antwort zu geben:

[1]) Matth. 22, 42.

[2]) Ecclesiæ renovatores, omni posthabita modestia animi, se iactitant factoque audacius agmine quidquid sanctius est in Christi opere impetunt, ipsa haud incolumi divini Reparatoris persona, quam, ausu sacrilego, ad purum putumque hominem extenuant.

„Du bist der Christus, der Gesalbte, der Sohn Gottes, des Lebendigen.“ [1]) Nein, wer in die Schule der fortgeschrittenen Theologie geht, der muß erwidern: Die Antwort auf uralte Fragen ist nicht einfach aus der Sache zu holen oder aus einer gegebenen Offenbarung über die Sache, sondern die Antwort ist zum voraus einzurichten nach den Erfordernissen, nach den Forschungsweisen der neuesten Erkenntnis. In Bezug auf Jesus Christus, seine Person, sein Amt, seine Stiftung, gilt es zu unterscheiden mit der Schärfe des „Wahrheitssinnes“, der sich erst in der modernen Wissenschaft herausgebildet haben soll.

Und da sagen sie denn, die Modernisten von heute — die Modernisten von morgen mit ihrem künftigen Wahrheitssinne werden wieder anders sagen —: Die Gegenstände der Wissenschaft und die Gegenstände des Glaubens sind einander völlig fremd. Die Wissenschaft, die Geschichte so gut wie die Naturkunde, kümmert sich allein um die sinnenfälligen Erscheinungen, soweit sie vorstellbar sind. Auf das Unerkennbare, das Göttliche, sofern es im Lebenden fühlbar ist, geht das Glauben. Dementsprechend müssen wir, fahren die Modernisten fort, den Christus der Geschichte, mit dem die Wissenschaft des Denkers sich beschäftigt, dem Christus des Glaubens, dem das Gemüt des Ahnenden und Hoffenden anhangen will, gegenüberstellen.

Frag' ich also die Wissenschaft, ob Christus göttlich, ob er als Gott Wunder getan, von den Toten erstanden, in den Himmel aufgefahren sei, dann antwortet sie für ihren Christus mit Nein und fügt an: Die Geschichte hat es nur eben mit dem Menschen und mit Menschlichem, mit sinnenmäßig Erfahrbarem zu tun; darüber hinwegzugehen, darüber hinauszugreifen, ist die Wissenschaft der Geschichte nicht im stand. Richte ich dieselben Fragen an den Glauben, dann antwortet er für seinen Christus mit Ja und setzt hinzu: Der Glaubende erlebt, empfindet das Wirken Christi im Gefühlsinneren, das des göttlichen Ideales bedürftig ist, als göttliche Wirksamkeit. Wende ich ein, daß nach der gegebenen Entscheidung eine zwiespältige Wahrheit herauskommen müsse, wenn doch der Philosoph auf Grund der Geschichtswissenschaft verneinen dürfe, was der Glaubende in Kraft seiner Gefühlserfahrung zu bejahen gedrängt sei, dann bestreitet mir dies der Modernist aufs eifrigste. Denn, beteuert er, ein Kampf zwischen dem Philosophen, der innerhalb seines Gebietes bleibt, und dem Christusgläubigen, der aus seinem Kreise nicht heraustritt, ist völlig ausgeschlossen. Kommt die Verneinung doch von dem Philosophen, der zu dem Philosophen redet, wenn er Jesum Christum nach seiner geschichtlichen Wirklichkeit ins Auge faßt! Dagegen kommt die Bejahung von dem Glaubenden, der zu dem Glaubenden spricht, wenn er das Unerkennbare, das Göttliche darin ahnend, für wirklich nimmt.

---

[1]) Matth. 16, 16.

Die Feinheit des modernistischen Unterscheidens, wie sie uns hier entgegentritt, werden wir geneigt sein, Sophistik zu heißen. Der Geschichtskenner und Philosoph, sagt man, muß die Wirklichkeit dessen — die Göttlichkeit Jesu Christi — leugnen, dessen Unerkennbarkeit für ihn feststeht; aber der Glaubende darf die Wirklichkeit von etwas, dessen Erkennbarkeit ihm unerweislich ist, für den Glauben festhalten. Wenn wir in einer derartigen Behauptung nichts als eine Verkleidung eitler, eitelster Sophistik sehen, wer will uns darob schelten?

Freilich, der Modernist hat für unsere Ausstellungen ein überlegenes Lächeln. Ueberzeugt, daß wir die Methoden der wissenschaftlichen Kritik unserer Tage nicht verstehen und ihr Wahrheitsgefühl zu würdigen nicht in der Lage seien, belehrt der Kritiker der Gegenwart die Unkundigen über die geheimste Kraft, über die innerste Tragweite seiner Kunst.

Der wesentliche Punkt der modernistischen Forschung ist hier aufzudecken.

Zwar ist des Unerkennbaren, heißt es wieder und wieder, nicht das Denken, aber das fühlende Glauben, das glaubende Fühlen sicher. „Wer es glaubt, dem ist das Heilige nah." Indessen, der Suchende hat den Sachverhalt nach den Modernisten noch nicht erfaßt, wenn er meint, das Unerforschliche biete sich dem Glauben gesondert für sich dar, losgelöst von jeder Form in der Erscheinungswelt. Vielmehr ist das Glaubensobjekt mit den Erscheinungen, die dem Gebiete der Wissenschaft und der Geschichte zugehören, aufs engste verknüpft. Es kann eine Tatsache der Natur ein Geheimnis einschließen; oder es kann sich in einer offenliegenden Tatsache der Geschichte ein Unergründliches bergen; oder es kann in der Persönlichkeit eines Menschen, in seinem Charakter, seinen Worten und Taten sich ein Etwas verhüllen, das den erkannten Gesetzen der Natur und der Geschichte nicht gehorchen will. Was trägt sich nun zu?

Das an erkennbare Erscheinungen gekettete Unerkennbare, werden wir belehrt, reizt den Glauben des Glaubenswilligen. Dieser ergreift, indem er nach dem Geheimnisse faßt, auch das Objekt zugleich, mit dem jenes verbunden ist. Hierdurch wird, was Sache des Wissens ist, zur Sache des Glaubens gemacht. Daraus entspringt zweierlei. Die Erscheinung des Tatsächlichen wird einmal über sich selbst, über die ihr eignende Wirklichkeit emporgehoben, indem der Glaube sie zu einer möglichst passenden Form des Göttlichen, das er hinter ihr ahnt, umgestaltet („Transfiguration" der wissenschaftlichen Gegenstände, geschichtlicher Personen und Umstände). Sodann wird der Bestand einer Erscheinung umgeändert, indem das Glauben ihr, die es aus den Bedingungen ihrer Zeit, ihrer Umgebung herausgenommen hat, mancherlei wieder zuteilt, was der Erscheinung in ihrer wissenschaftlichen Wirklichkeit nicht zukommt („Defiguration" der Phänomene).

Solche Bestandänderungen werden vom Glauben insbesondere an den Tatsachen der Vergangenheit vorgenommen, und dies macht sich um so leichter, je tiefer die Vergangenheit zurückliegt.

Das Gesagte soll nun auf die Person und das Leben Jesu Christi seine Anwendung finden!

Nach dem Gesetze des Agnostizismus, demzufolge Uebersinnliches nicht erkennbar ist, muß aus dem Leben Jesu alles ausgeschieden werden, was göttlich sein will: Christus steht als bloßer Mensch im Lichte der Wissenschaft. Im Drange, das Ideal des Göttlichen mit Christus zu verbinden, hat aber das begeisterte Glauben die geschichtliche Person Jesu von Nazaret in einen Zustand der Verklärung erhoben. Ferner sind an der Persönlichkeit des Herrn, an ihrer Erscheinung, so wie diese zu ihrer Zeit, an ihrem Ort, in ihrer Umgebung, gemäß ihrer Erziehung, tatsächlich gewesen ist, vielfache Veränderungen vorgenommen, sie ist in eine ungeschichtliche Stellung hineingebracht worden. Mit dem Göttlichen, das der agnostische Philosoph aus dem Leben Jesu beseitigt, schafft der agnostische Geschichtsmann darum aus dem Charakter, den Worten, den Handlungen Christi auch all' das fort, was Jesum über die geschichtlichen Bedingungen, unter denen er gelebt hat, ins Wunderbare hinausrückt. Endlich hat der Agnostiker noch die ungeschichtlichen Zutaten, selbst wenn sie nichts Außernatürliches darböten, an der Erscheinung Christi auszumerzen. So wird von den Modernisten das Bild des Christus der Geschichte hergestellt, ein reines Menschenbild geschaffen.

Der Christus dagegen, den der Glaube aus dem Christus der Geschichte herausschaut oder in die Geschichte hineinschaut, ist ein erkorenes Wesen, wie es keines gegeben hat und wie keines sein wird. Freilich ist aus der Tiefe der Natur Jesu, aus der unendlichen Fülle seines Gemütes, das sich, dem Glauben zufolge, völlig eins wußte mit Gott und den Unerforschlichen Vater nannte, die göttlichste der Religionen, die der katholischen Kirche, geboren worden. So innig nun aber auch das Herz des Glaubenden seinen Christus mit dem Christus der Geschichte verbinden mag — muß doch das Geheimnis des Unerkennbaren stets sich mit einer Erscheinung des Erkennbaren einen! —: es ist nicht zu vergessen, daß der Christus der Geschichte ein anderer ist als der Christus des Glaubens. Jener hat an einem bestimmten Orte, zu einem bestimmten Zeitpunkte gelebt und gewirkt; dieser, beispielsweise der Christus des Johannesevangeliums, das von Anfang bis Ende tiefsinnige religiöse Meditation ist, nichts anderes, lebt und wirkt nur in den gehobenen, entzückten Empfindungen, in den Erfindungen der gläubigen Gemüter. Der Christus der Geschichte ist reale, äußere, der Christus des Glaubens ist ideale, innerliche Wirklichkeit. Der Christus der Geschichte existiert in der Welt der den Wissenschaften unterworfenen Erscheinungen; der Christus des Glaubens waltet als Erfüllung des religiösen Bedürfnisses im Reiche der Seelen, als Sehnsuchtsbild, das sich in sichtbarer Wirklichkeit nicht darstellen läßt.

Nun hätten wir denn die Ansichten beisammen, von denen die Modernisten versichern, daß sie die tiefste Antwort auf die tiefste Frage der Religionswissenschaft enthalten, auf die Frage nämlich: Wer war und was ist Christus? Die modernistische Deutung wird von ihren Anhängern gepriesen als die durch das neuzeitliche Erkennen gebotene Entsinnlichung, Verinnerlichung, Vergeistigung der dogmatischen Vorstellung von der Gottessohnschaft Jesu Christi, von der Gotteskindschaft, von dem ewigen Wert der Menschenseele. Nicht wird unterlassen, fromme Redensarten aus Stellen der heiligen Bücher zusammenzureihen, um zu zeigen, daß deren geheimster, aber wahrster Sinn in der modernistischen Fassung den angemessensten Ausdruck gefunden habe. Jetzt begreife man, wird geschlossen, warum der johanneische Christus, das Bild des entzückten und in sich selber beglückten Glaubens, die Wesenskraft, das Lebensbrot der Seelen genannt werden darf. Jetzt verstehe man völlig, warum ein Paulus, der sich in den dritten Himmel entrückt gefühlt, von sich sprechen konnte: „Was ich lebe, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes; denn nicht mehr ich lebe, sondern Christus — das Bild vom Besten meines Inneren, wie es das gläubige Sehnen schafft — lebt in mir.“ [1])

Verstehen wir nun das Christentum des Modernismus? Und was sagen wir von der Ergründung der Religion in ihrem Wesenskern, die der Modernismus gebracht haben will?

Wir fassen unser Urteil in kurze Sätze. Die Modernisten sind die (französischen, italienischen, englischen) Schüler der Kant, der Schleiermacher, der Ritschl, der Harnack, mit einem Worte der rationalistischen Philosophen und der liberalen Theologen des deutschen Protestantismus. Was die Männer der deutschen Heimat mit emsigem Fleiß in ihrer Bibel- und Religionskunde zu Tage gefördert haben, erregt unsere Verwunderung nicht mehr, wenn wir von etlichen stillen Verehrern der akatholischen Weisheit absehen. Die Kundigen nämlich bei uns zu Hause wissen, daß die dogmatischen Ergebnisse einer Gelehrsamkeit, die von selbstgemachten, falschen Vorstellungen über Gott, über göttliche Offenbarung und christliche Kirche, über das Wesen des Evangeliums und der Religion ausgeht, handfeste Irrtümer sind, und die Unterrichteten sehen ein, warum die Meinungen, ein Gemisch aus ebionitisch-gnostischem Rationalismus und kritisch-spekulativem Monismus, [2]) irrig sein müssen. Aber das ruft uns ein Staunen hervor, daß die ausländischen Bewunderer der neueren und neuesten germanischen Gelehrsamkeit sich ihr nicht bloß blindlings ergeben, sondern daß sie ihre handfesten Irrtümer

[1]) Vgl. Joh. 6, 47 ff; 14, 23 ff; 15, 1 ff. 2 Kor. 12, 1 ff. Gal. 2, 19 ff.

[2]) Einiges zum Verständnis der deutschen Voraussetzungen des Modernismus möchten des Verfassers Arbeiten: „Das Wesen des Christentums an einem Beispiel erläutert oder Adolf Harnack und die Messiasidee. Ein Vortrag“ (Freiburg, Herder 1903), und: „Modernstes Christentum und moderne Religionspsychologie. Zwei akademische Arbeiten“ (Freiburg, Herder 1907) beitragen.

verwässern und solange verdünnen, bis nichts mehr als ein blauer Dunst bleibt, der sich über einen seltsamen Wortkram lagert.

„Wunderliche Schlußfolgerungen" nennt Papst Pius X. die Märchen, die von den Modernisten über den göttlichen Stifter des Christentums und über die sichtbare Kirche Gottes mit großem Ernst, in tiefsinnig und fromm klingender Rede vorgetragen werden. „Mira equidem ratiocinandi ratio: sed haec modernistarum critice!"

Oder sind es nicht Märchen, Märchen des Aberwitzes, was die Neugläubigen über Christus den Herrn erfunden haben? Der Christus des Glaubens soll sich von dem Christus der Geschichte dadurch unterscheiden, daß dieser, Jesus aus Nazaret, eine wirkliche Persönlichkeit gewesen, während jener, eine Phantasiegestalt des frommen Gemütes, einen über alle sichtbare, hörbare, tastbare Wirklichkeit erhabenen Gedanken darstellt! Den Gedanken aber — den Traum der Gottinnigkeit, die Ahnung eines Ewigen und Unaussprechbaren — soll der Gläubige an die Person des geschichtlichen Christus knüpfen können, weil dieser Mensch den Gedanken, das Ideal des inbrünstigsten Hoffens, zwar nicht zum erstenmale gedacht, aber mit beseligendster Kraft gehegt und auf die Seinigen, auf die, so seine Gemeinde erbauen wollten, in begeisterndster Form hat ausstrahlen lassen! Darum, weil der Christus der Geschichte das Göttlichste gedacht hat, ist er der Christus des Glaubens geworden! Und darum, weil im Gemüte Jesu von Nazaret der Gedanke des Göttlichsten, das Wunschziel der Menschheit, für das Gemüt der Gläubigen eine urbildliche Gestaltung soll erlangt haben, ist der Mensch, der in Palästina gewandelt ist, dem Glauben zum Heile, zum Heiland, zum Gotte geworden! Und all' das ist zu Recht geschehen, kraft der Entwicklung der religiösen Idee in Christus und in der Christenheit!

So beschließt der Modernismus seine Religionsphilosophie. Wie kommt es doch, frägt man unwillkürlich, daß derlei Hirngespinste entstehen, daß sie gläubige Verfechter und ernsthaft gläubige Anhänger finden konnten? Der Papst gibt den letzten Grund an. Es ist der Grund, der uns die Einsicht ermöglicht, daß und weshalb die modernistischen Aufstellungen über religiös-christliche Dinge und Dogmen, wenn wir Dogmen und Dinge prinzipiell betrachten, anders denn als Irrtümer gar nicht gewertet werden können.

„In dem Modernismus," betont die Enzyklika, [1]) „läuft alles auf

[1]) De reali Christi historia delent et fidei permittunt allegorias omnes, quae in sermonibus eius occurrunt. Quaeremus forsitan, qua lege haec segreguntur? Ex ingenio hominis, ex conditione qua sit in civitate usus, ex educatione, ex adiunctorum facti cuiusquam complexu, uno verbo, si bene novimus, ex norma, quae tandem aliquando in mere subiectivam recidit! Nituntur scilicet Christi personam ipsi capere et quasi gerere: quidquid vero paribus in adiunctis ipsi fuissent acturi, id omne in Christum transferunt. Sic igitur, ut concludamus, a priori et ex quibusdam philosophiae [fallaciae] principiis — quam tenent quidem, sed ignorare asserunt — in reali, quam vocant, historia Christum Deum non esse affirmant nec quidquam divini egisse; hominem vero ea tantum patrasse aut dixisse, quae ipsi, ad illius se tempora referentes, patrandi aut dicendi ius tribuunt.

die leer subjektive Kritik hinaus". Die Seele der subjektiven Kritik aber ist die „Autonomie" der Vernunft in dem Einzelmenschen, wie die Gläubigen der jüngsten Tage, die Modernngläubigen sich ausdrücken.

Der Neugläubige versetzt sich, nach einem Lieblingsworte der Gegenwart, in den Geist der Vergangenheit zurück. Man denkt sich z. B. in die Person Jesu und in seine Verhältnisse hinein. Dann erklärt die Selbstherrlichkeit der Vernunft, die Vernunft des selbstherrlichen Menschenatoms: Was ich, das Normalich des zwanzigsten Jahrhunderts, in der Rolle Jesu von Nazaret, die ich innerlich erlebe, innerlich durchlebe, gekonnt und nicht gekonnt, gesollt und nicht gesollt, gewollt und nicht gewollt, getan und nicht getan hätte, das hat Christus ehedem gekannt und nicht gekannt, gesprochen und nicht gesprochen, gewirkt und nicht gewirkt. So mithin, wie das Ich der Gegenwart in dem Nazaret, Kapharnaum, Tiberias, Jerusalem, auf dem Oelberg, auf Kalvaria zur Zeit Christi sich gegeben hätte, so hat Jesus Christus selber dort und damals sich gegeben. Alles andere, was über das hinaus- oder hinweggeht, so mir in der entschwundenen Zeit entsprechend gewesen wäre, was sonst noch dem Christus der Geschichte zugeschrieben wird, ist unhistorisch. Die geheimnisvollen, wunderbaren Züge, Worte, Handlungen, die von Christus in den Evangelien ausgesagt werden, können nur als Allegorien, Parabeln, Symbole des Unerforschlichen, worin Christus lebte und das in seinem Gemüte lebend nach Gestaltung rang, bezeichnet und beurteilt werden. Wie aber das Weben des unerkennbaren Göttlichen in der Menschenseele, wie der Verkehr der Seele mit der Gottheit, die sich ihrem Fühlen nahet, zu beurteilen ist, den Maßstab dafür kann nicht so fast das, was Christus von Göttlichem erlebt hat, sondern in letzter Hinsicht nur das bilden, was durch mich von Göttlichem erlebt werden kann. Das Ich mit seinem Lebensinhalt hat dem Menschen allein zu gebieten. Dem Ich nur ist der Vernünftige und das Ich ist dem Vernünftigen allein verantwortlich für das Denken, Wollen und Werten seiner Innenwelt, Vorwelt, Umwelt und Nachwelt.

So kennen wir jetzt den Anspruch der wissenschaftlichen Subjektivität und Autonomie nach allen vorstellbaren Richtungen hin. Der Anspruch ist ungeheuerlich und sinnwidrig. Das geht aus einer Tatsache hervor, die der modernistische Subjektivist, Autonomist, Individualist zwar nicht gewahren kann, geblendet, wie er ist, für alles, was nicht sein Selbst ist oder nicht seinem Selbst dient. Die Tatsache kann aber der Sehende nicht verkennen.

Oder ist es nicht Tatsache — die lediglich von sinnloser Einbildung bestritten werden könnte —, daß ich schlechterdings nicht weiß, daß ich besten Falles nur vermuten darf, was ich selber in anderen als meinen Verhältnissen, an anderen Orten, in der Vergangenheit, von der dunklen Zukunft ganz zu schweigen, denken oder nicht denken, reden oder nicht reden, leisten oder nicht leisten würde,

möchte, könnte, sollte? Von alledem weiß ich mit Sicherhei nicht das Geringste. Und von mir aus, kraft der Autonomie meiner Vernunft, vermag ich noch viel weniger darzutun, von mir allein aus ist es mir völlig versagt, unwiderleglich festzustellen, wie ein anderer Mensch, ein anderes Ich unter diesen oder jenen Verhältnissen, bei einer Aenderung der Zeiten, der Umgebung und ihrer Einflüsse, sich benommen hätte, sich nicht benehmen würde.

Es ist ein Wahn und ein verhängnisvoller Wahn, wenn ein Modernist vermeint, er wisse sich in den „Geist der Zeiten" zu versetzen, die Rolle Jesu Christi selber zu spielen ohne weiteres, und er wisse dann von sich aus, kraft seines autonomen Erlebens, unfehlbar zu sagen, was geschehen und nicht geschehen, was im Leben Jesu geschichtlich und was nicht geschichtlich ist. Nein, die geschichtliche Wahrheit, wie alle Wahrheit — am sieghaftesten leuchtet hier die mathematische Wahrheit auf, die strengste Form der ewigen Wahrheiten — ist vor dem subjektiven Ich und ohne dasselbe. Die Geschichte kann ich nicht machen, sondern nur verstehen. Aber dann bloß kann ich die Geschichte verstehen, wenn ich unbefangen, parteilos, voraussetzungslos, gerecht, gewissenhaft im Kleinsten und im Größten, dem Geschehen, dem wirklichen Geschehen nachgehe, wenn ich, dem wirklichen Geschehen nachzugehen, mir die ehrlich unverdrossene, die unverdrossen ehrliche Mühe gebe. Oder ist es doch nicht bloß der Unverstand, der die Autonomie der Vernunft zu bereden sucht, sich an die Spitze der Geschichte zu stellen, um zu erlauben oder zu verbieten, was der Weltlauf bringen darf und was nicht?

So wie das Ich der Vernunft, die Vernünftigkeit des Ich die Dinge insgesamt ansieht, so sind sie nicht in der Wahrheit, sondern dann allein, wenn das Ich die Dinge sieht, wie sie sind, wie sie gewesen sind, wie sie sein werden, hat das Ich Vernunft und Vernünftigkeit, und dann nur erkennt es das Sein und die Geschichte der Wahrheit. Das ist das Urgesetz des menschlichen Wissens, und kein Kant, kein Kantianer, kein Bemühen, die Dinge nach dem autonomen Ich zu stellen, wird das Gesetz abändern, das dem Menschenich gebietet, sich nach den Dingen zu richten. Der Versuch, die gegebene Ordnung zwischen Sein und Geschehen einerseits, Denken und Verstehen andererseits zu verkehren, die Ordnung völlig umzukehren, ist immer ein Denkfehler gewesen, und die Erzeugnisse eines fehlerhaften Denkens konnten und können niemals fehlerlos sein.

Sollte der Modernismus, der den Denkfehler der subjektivistisch-willkürlichen Kritik zur Seele seiner Gelehrtheit gemacht hat, dies ungestraft getan haben, ungestraft deshalb, weil der Liberalismus einer katholischen Wissenschaftlichkeit im Sündigen wider die Logik noch weiter geht, als der Liberalismus einer nichtkatholischen Wissenschaft zu gehen wagt? Sollte der Papst, der Lehrer der katholischen Christenheit, die Meinung von Neuerern innerhalb der Kirche, die, weil sie die Gottesmajestät des Welterlösers nicht begreifen können,

seine Person auf den Boden ihrer Armseligkeit herabziehen und vorgeben, Gott und Göttliches müßten sich den „Vernunftforderungen" ihrer Wissenschaftlichkeit fügen — sollte der Papst derlei Anmaßungen nicht rügen dürfen? Muß der oberste Hüter der göttlichen Offenbarungen die modernistische Weisheit nicht als Gegensatz zu dem Grundbegriff des Christusglaubens kennzeichnen? Und steht die modernistische Weisheit nicht notwendig in feindlichem Gegensatze zu der Glaubenswahrheit, die neue Erfindung, die, wie es bei den „Gegenaufstellungen einer fälschlich so genannten Wissenschaft" schon in den paulinischen Zeiten gewesen, auf leerer Einbildung, auf Denkwidersprüchen ruht?[1])

* * *

Was soll der Akademiker in der Gegenwart, überhaupt der Gebildete, von dem „Modernismus" wissen?

Wenn Sie, meine Herren, unseren Ausführungen gefolgt sind und nun Ihre Antwort auf meine Frage in einen knappen Ausdruck fassen wollen, dann werden Sie sagen: Wer in den Streitfragen des Tages mitreden will, der muß den Grundgedanken der päpstlichen Enzyklika vom 8. September 1907 erfaßt haben. Dieser Gedanke besagt aber: Die vorgeblich vertieften Deutungen der christlichen Glaubenswahrheiten sind als grundstürzende Irrtümer zu beurteilen, darum, weil der Fehler der subjektiven Kritik, die die Wahrheit von sich aus machen, nicht der Wahrheit sich ergeben, die Gott und Göttliches, Christum und seine Kirche „reformierend" meistern, nicht sich vor dem Urheber der Wahrheit und des Lebens beugen will, weil ein Denkfehler also die sämtlichen Sondermeinungen der Modernisten verdirbt und verderben muß, gerade so, wie ein Fehler im Rechnungsansatze jedes Rechenergebnis fälscht und fälschen muß. Wer gründlich prüft und unterscheidet, der läßt sich sein Denken und sein Glauben durch die Neuerungen des Tages gewiß nicht schädigen. Wer messen gelernt hat mit dem Maßstab einer untrüglichen Logik, der wird nicht durch Worte gefangen, durch die Worte von den Anforderungen der modernen Wissenschaft, von den Gesetzen des neuzeitlichen Fortschrittes, von den Ideen und Idealen der Erkenntnisentwicklung, oder wie die wohlfeilen Redensarten sonst lauten mögen. Wer zu denken versteht, der weiß, daß erstes Erfordernis einer Wissenschaft die Denkmöglichkeit für ihre Sätze, daß oberste Bürgschaft einer Wissenschaft die erwiesene Denknotwendigkeit ihrer Sätze ist. Wer das weiß, der weiß, daß Einbildungen nicht Wissenschaft sind, wenn auch deren Liebhaber sie glühend preisen mögen, daß sach- und sinnwidrige Erfindungen niemals Wissenschaft werden können, wenn auch deren Urheber aufs äußerste sich abmühen, den unwissenschaftlichen Einschlag ihrer Phantasien zu ver-

[1]) Vgl. Kolosf. 2, 8 mit 1 Timoth. 6, 20.

decken. In der Geschichts- und Naturwissenschaft namentlich findet sich der buntschillernden Hypothesen ja die Menge.

Neben dem edlen Worte von der Freiheit gibt es wohl kein anderes Wort als das von der Wissenschaft,[1]) mit dem größerer Mißbrauch getrieben würde. Das ist einer der unerfreulichsten Züge in dem vielfach unschönen Bilde der Jetztzeit. Unter hundert Fällen, da das Gebot der Wissenschaft vorgeschützt wird, geschieht es neunundneunzigmal, daß die Unterbefehlshaber der abstrakten Macht, die Allherrscherin im Reiche des Gedankens und Alleinherrscherin in der Welt der Dinge sein will, gar nicht auf das Ziel der Wissenschaft, auf die in ewiger Klarheit erkannte Wahrheit, ihr Augenmerk gerichtet haben. Das ersieht man alsbald, wenn einem der Rufer, die von der Wissenschaft mit deren eigener Machtfülle belehnt sein wollen, Zweifel entgegengehalten, und vollends wenn ihm die Unrichtigkeit, die Nichtigkeit seiner Ansprüche dargetan wird. Der Zurechtgewiesene, der doch auf der Höhe wandelt und den „Geist" seiner Zeit kennen muß, freut sich nicht darob, daß ein Irrtum besiegt ist, sondern er erhebt Lärm, weil die Wissenschaft und ihre Freiheit, nämlich die Wissenschaft und die Freiheit, die von ihm gemeint sind, durch einen Mann der Rückständigkeit mißkannt, mißachtet und mißhandelt, gehaßt und verfolgt sein soll.

Das Wissen, meine Herren, ist uns — das soll betont sein — zwar nicht der Güter höchstes; das gute Gewissen steht uns höher.

---

[1]) Wider den Vorwurf der Wissenschaftsfeindlichkeit, der gegen Papst Pius X., wie gegen die Kirche überhaupt von ihren Widersachern in jedem Zeitalter, erhoben wird, schützen den Papst allein schon die Worte, die er von seinem großen Vorgänger Leo XIII. sich aneignet: In rerum naturalium consideratione strenue adlaboretis! Quo in genere nostrorum temporum ingeniosa inventa et utiliter ausa sicut iure admirantur aequales, sic posteri perpetua commendatione et laude celebrabunt. Freilich werden die folgenden Sätze Leos nicht unterdrückt: Causam errorum, si quis diligentius investigaverit, in eo potissimum sitam esse intelliget, quod nostris hisce temporibus, quanto rerum naturalium studia vehementius fervent, tanto magis severiores altioresque disciplinae defloruerint: quaedam enim fere in oblivione hominum conticescunt; quaedam remisse leviterque tractantur et, quod indignum est, splendore pristinae dignitatis deleto, pravitate sententiarum et immanibus opinionum portentis inficiuntur (Allokution Leos XIII. vom 7. März 1880). — Wie es um die „Wissenschaftlichkeit" gerade der modernsten Naturwissenschaft (Biologie) bestellt ist, läßt sich gut ersehen aus der Schrift von Dr. phil. H. Meyer, Der gegenwärtige Stand der Entwicklungslehre (Bonn, Hanstein, 1908), und insbesondere aus Dr. J. Reinkes „Naturwissenschaftlichen Vorträgen für die Gebildeten aller Stände" (vier Hefte, Heilbronn 1907/08, Salzer). — Wie es um die „Wissenschaftlichkeit" des ersten Ahnherrn alles „Modernismus" steht, um die Philosophie Immanuel Kants, hat bekanntlich Otto Willmann (Geschichte des Idealismus [1897] III, S. 373—528) in meisterhafter Weise gezeigt. Gegen die erregte Kritik derer, die (Friedrich Paulsen u. a.) „den Philosophen des Protestantismus" zu retten suchten, hat Willmann seine Darstellung in der 2. Aufl. des Werkes (1907) mit der Ruhe, Klarheit und Sicherheit des überlegenen Kenners, des voraussetzungslosen Philosophen aufrecht erhalten.

Aber gerade das Gewissen schreibt uns vor, die echte Wissenschaft zu pflegen, über die Reinheit des Auges, das in die Ewigkeit schauen soll, als über einen kostbarsten Schatz zu wachen. Wir bekennen so freudig und überzeugt, wie nur jemand:

„Wär nicht dein Auge sonnenhaft,
Wie könntest du das Licht erblicken?"

Wir wissen so gut, wie nur irgend einer weiß, daß unser Auge lichtempfindlich sein muß,[1]) soll uns das Licht aus den Tiefen der Sternenhimmel strahlen. Eine heilige Pflicht befiehlt uns, in fortwährender Schulung das Auge zu bilden, den rechten Gebrauch des Sonnenauges auf den Bahnen der Wissenschaft unablässig zu üben. Torheit aber und Wahnwitz, ein Vorurteil der verderblichsten Art ist uns die Meinung, der Glanz der ewigen Sterne müsse sich, um Seinsrecht zu haben, nach dem „autonomen" Bedürfnis, nach den „immanenten" Erfordernissen und Gesetzen eines lichtempfindlichen Augenpunktes richten.

Das Auge für das Licht, das Licht für das Auge, beide geschaffen, beide geordnet durch Ihn, so jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt!

Φῶς τὸ ἀληθινὸν, ὃ φωτίζει πάντα ἄνθρωπον ἐρχόμενον εἰς τὸν κόσμον. Jo. 1, 10.

[1]) Vgl. Matth. 6, 22 ff.

Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Der Modernismus. Zwei Kundgebungen Sr. Eminenz des H. H. Desiré Joseph Cardinal Mercier, Erzbischofs von Mecheln und Primas von Belgien. Mit einem Vorworte des H. H. Bischofs Willibrodus Benzler von Metz. Geh. Mk. 0.80.

Hirtenbrief der am 10. Dezember 1907 in Köln versammelten deutschen Bischöfe an den hochw. Klerus ihrer Diözesen über den Modernismus. Geheftet Mk. 0.40.

Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart. Von Dr. oec. publ. Hans Rost. Mit einer Einführg. von Kanonikus Prof. Meyenberg in Luzern. Geh. Mk. 2,—.

Katholische Kirche u. sittliche Persönlichkeit von Dr. Franz Sawicki, Professor am Klerikalseminar zu Pelplin. Geheftet Mk. 1,80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ein Buch, so recht für die jetzige Zeit passend!

Soeben erschien bei Heinrich Kirsch in Wien I, Singerstraße 7:

Dr. Georg Reinhold, k. k. Universitätsprofessor in Wien

Der alte und der neue Glaube. Ein Beitrag zur Verteidigung des katholischen Christentums gegen seine modernen Gegner.

Für gebildete Katholiken geschrieben.

XII und 336 Seiten. Gr. 8°. Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—.

Ein Wall von Lanzen umgibt die heilige Gottesburg. Fast unübersehbar wird das Arsenal der Waffen, das dem im Leben und Treiben der Welt mit dem Unglauben und Irrglauben kämpfenden Seelsorger und Laien zu Gebote steht. Es ist ein gutes Zeichen sowohl für die Sache, die hier vertreten wird, wie für das Zeitalter, das schafft und liest.

Indes nicht alle Schriften sind von gleichem Wert; und der moderne Seelsorger, der in einer Weise mit den Gebildeten verkehrt, daß sie ihm offenherzig sagen, welche Zweifel ihnen aufsteigen bei dem, was sie gelegentlich zu sehen und zu hören bekommen, hat bis jetzt ein Werk, wie das eben erschienene, von Reinhold, tatsächlich vermißt.

Jeder Einwand ist in einem für sich abgeschlossenen Kapitel behandelt mit möglichster Kürze in der nötigen Vollständigkeit, das ganze ist eingeteilt in drei Teile: 1. Teil: Die Vernunftgrundlage des Christentums; 2. Teil: Die geschichtliche Grundlage des Christentums; 3. Teil: Lehrinhalt des Christentums. Der Verfasser hat immer den modernen Gegner im Auge.

Wer apologetische Schriften ganz durchzulesen Zeit hat, dem würden wir allerdings andere Schriften empfehlen, je nach dem Maß seines Glaubenslebens, dem Grade seiner Bildung, der Leistungsfähigkeit seines Geldbeutels, dem Umfang seiner Zeit zu dieser Lektüre usw., und stets hätten wir noch große Auswahl; wer jedoch nur in der Lage ist, sich gelegentlich über diese oder jene Schwierigkeit zu orientieren, findet m. E. kaum eine Zusammenstellung, die zugleich so übersichtlich, so kurz und so gediegen ist, wie die vorliegende. Pastor bonus XX, 10.

Oct. 9, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thilsen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXVIII.	15. November 1908.	Heft 2.

Das katholische Kulturprogramm.

Von

Dr. Richard von Kralik.

Hamm (Westf.)
Markt 15.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1908.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

1. Heft: **Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?** Von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.
2. Heft: **Das katholische Kulturprogramm.** Von Dr. Richard von Kralik.

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomäus Pacca. Von Dr. Albert Steumer. (II. Teil.)

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von J. Mayrhofer.

Gottesglaube und Biologie. Von Dr. Pfeifer.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Aus Islands alten Schätzen. Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Von P. Jón Svensson.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Die Osterfrage. Von Prof. Dr. Jos. Plaßmann.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Böller.

Ein katholisches Weimar (Münster zur Zeit der Gallitzin, Stolberg, Overberg etc.). Von Joh. Hertkens.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Universitätsprofessor.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 31. Oktbr. ✠ Ausgabe des Heftes am 15. November.

Verlag von Breer & Thiemann :: Hamm (Westf.)

Weihnachtsfeier

in Schule und Haus. Eine Sammlung von Gedichten ausgewählt von **Hedwig Dransfeld.** Preis 30 Pfg.

Gloria in excelsis Deo!

Die würdige Weihnachtsfeier in der christl. Familie, in Schulen, Pensionaten u. religiösen Vereinen. Dichtung für Deklamation u. Gesang von **Eduard Raabe.** Preis 50 Pfg.

Weihnachtslieder

für das katholische Haus.

Preis 10 Pfg.

Ein bequemes Heftchen für alle, welche sich am gemeinsamen Weihnachtsgesang beteiligen wollen, aber von vielen, sogar sehr gebräuchlichen Liedern nicht viel mehr auswendig wissen, als die eine oder andere Strophe. Diese mögen das Heftchen, das die 30 bekanntesten Weihnachtslieder enthält, in die Tasche stecken — und das unliebsame Stocken im Gesang wird vermieden sein.

Das katholische Kulturprogramm.

Von

Dr. **Richard von Kralik.**

Unsere Zeit steht mitten in einer großen Kulturbewegung. In dieser Bewegung ist neben der sozialen Frage die religiöse Frage weitaus von der größten Bedeutung. Von der größten Bedeutung auch für die Gegner der Religion. Denn bei dem großen Einfluß, den alle Religion auf die Gemüter der Menschen und damit auf ihre Entschlüsse und Taten ausübt, geht es nicht an, die Religion für etwas gleichgültiges, für Privatsache zu erklären. Eine Weltanschauung, welche der Religion das Recht abspricht, bestimmend auf Staat und Gesellschaft, auf Recht und Moral, auf Kunst und Sitte einzuwirken, darf die Religion nicht einfach ignorieren, sie muß sie bekämpfen, sie muß sie zu vernichten suchen. Unparteilichkeit ist in dieser Beziehung entweder Gedankenlosigkeit oder Heuchelei. Nein, wer das Ideal einer Kultur erringen will, der muß — nach einer möglichst voraussetzungslosen Prüfung aller Möglichkeiten, aller Standpunkte, sich für das eine als richtig erkannte entscheiden und es durchzusetzen suchen gegenüber allen andern als minderwertig erkannten Standpunkten.

Laßt uns also in diesem Sinn zuerst, ehe wir uns entscheiden, alle möglichen, alle denkbaren Kulturideale prüfen. Und zwar zuerst die unreligiösen.

Da haben wir zuerst das Kulturideal der Naturgemäßheit, wie es etwa Rousseau erstrebte. Ein Leben in und mit der Natur, wie es die Dichter vom goldenen Zeitalter dichten, frei von aller Konvenienz der Sitte, frei vom Gesetz des Staates, frei vom Zwang der Gerichte, frei von der Gier nach Reichtum, Herrschaft, Erwerb, Erfindung, Entdeckung, frei von überkünstelter Kunst und vergrübelter Wissenschaft, frei vom angeblichen Wahn religiöser Hoffnungen oder Befürchtungen. Also eigentlich eine Kultur ohne Kultur. Eine anmutige Dichtung, der nur das eine fehlt, daß ihre Verwirklichung weder von der Geschichte, noch von der Geographie und Anthropologie

irgendwo und irgendwann nachgewiesen werden kann. Ein unmögliches Kulturideal, das sich selber widerspricht; denn man müßte es mit Zwangsmitteln erreichen, die doch allen Zwang ausschließen sollen. Eine Verneinung, ein Nichts, wie Shakespeare im „Sturm" sagt. Die Herbeiführung dieser Negation ist so unmöglich, wie wenn sich jemand vornehmen wollte, eine halbe Stunde lang nicht an ein Kamel zu denken. Aber doch übt dies Ideal auf manche moderne Kulturbestrebungen eine unverwüstliche Anziehungskraft aus. Sehr nahe kommt ihm der Anarchismus wenigstens in politischer Beziehung als die grundsätzliche Abweisung jedes staatlichen Zwanges, als die theoretische Überzeugung, daß sich schon allein durch Aufhebung aller Zwangsmittel ein ideales geselliges Leben gestalten müsse. Aber auch die Systeme, die in der freien Liebe, in der Vielehe, in einer radikalen Vereinfachung der Lebensweise, der Medizin, der Nahrung, der Bekleidung alles Heil sehen, nähern sich von manchen Seiten diesem Ideal naturgemäßer Kultur. Die Anschauung, als ob der Mensch nur ein ununterscheidbares Glied des Tierreichs sei und nichts weiter, war sehr geeignet, diese Kulturanschauungen zu unterstützen. Einen Anflug von Berechtigung können wir insofern dieser Richtung einräumen, als in der Tat eine gewisse Überkultur, ein Raffinement des Luxus, eine Verkrüppelung des natürlichen Sinns, eine alles verpatzende Vielregiererei und dergleichen von einer idealen Kultur fernzuhalten sind. Aber so wie alles Heil im rechten Maße liegt, so erweist sich auch hier die maßlose Übertreibung als kulturfeindlich, als menschenunwürdig. Im Bestreben, den reinen Menschen hinzustellen, frei von allem Hinzugekommenen, gerät man unter das Maß des Menschentums, in die Tierheit, in die Herde.

Diese äußersten Folgerungen werden vermieden von einer Reihe anderer Kulturtheorien, die einfach das größte leibliche, materielle Wohlsein des Menschen anstreben. Diese Richtung teilt sich auch in verschiedene Zweige, je nach der Methode oder nach den Mitteln des Wohlseins, je nachdem das Absehen auf die Erwerbung von Reichtum an Geld, an Waren, an Landbesitz, oder auf die Organisation der Arbeit gerichtet ist. Darnach gibt es ein merkantilistisches, ein agrarisches, ein industrielles, ein sozialdemokratisches Kulturideal. An sich ließe sich ein jedes als Teil einer gesellschaftlichen Harmonie verteidigen; nur darf es nicht ausschließliche Geltung verlangen. So kann sich der Handelsstand, der Gewerbestand, der Grundbesitzer- und Bauernstand, der Arbeiterstand harmonisch dem allgemeinen System der Gesellschaft anschließen, sie können alle sich religiösen, nationalen, geistigen Kulturidealen unterordnen und beiordnen. Das geschah auch in früherer Zeit in Zünften und Ständen, in neuerer Zeit in christlich-sozialen Verbänden. Es ist ja gerade die Aufgabe des wahren Kulturideals, jedem Glied der Gesellschaft in allseitigster Weise zur gedeihlichen Entfaltung zu verhelfen, und dazu gehört die richtige Förderung des Wohlstands, der Erwerb, die Landeskultur, der Bodenbau, die Arbeit. Hier ist

nur die maßlose Übertreibung dieser Kulturfaktoren zum Schaden anderer höherer abzuweisen. So ist ja der Zynismus bekannt, mit dem die Sozialdemokratie sowohl die religiösen als auch zum Teil die nationalen Kulturideale abweist. Sie erklärt verächtlich die Religion für Privatsache, in Wahrheit aber bekämpft sie diese, weil sie angeblich den Menschen hindert, sein Wohl auf dieser Erde zu erstreben und ihn auf den Himmel vertröstet. Darum überläßt sie den Himmel den Spatzen und den Engeln und interessiert sich nur für dieses Erdenleben. Ich bemerke schon hier, daß dies ein völliges Mißverstehen der Religion ist. Die Religion, wenigstens das Christentum verlegt auch durchaus den Schwerpunkt aller Tätigkeit ins Diesseits. Nur im Diesseits entscheidet sich das Schicksal über das Jenseits. Nur im Diesseits kann man sich Verdienste erwerben. Nach dem Tode ist es zu spät. Vor der Geburt zu früh. Es sind phantastische, buddhistische oder spiritistische Religionssysteme, welche dem Jenseits eine größere Wirksamkeit geben und damit allerdings ihre Bekenner für diese Erde unfähig machen. Aber nach wahrer Lehre und Offenbarung ist diese Schöpfung der allein giltige Schauplatz, darauf sich der Mensch entweder bewähren kann oder nicht. Niemand darf sich nach unserer Lehre aus dieser realen Welt hinausstehlen, niemand darf sich um diese irdischen Aufgaben herumdrücken, auch der Priester und der Mönch nicht. So wird also das Christentum vollkommen der Diesseitigkeit gerecht. Es stellt nur dem diesseitigen Streben die allseitigsten Aufgaben, es verwehrt maßlose, widervernünftige Einseitigkeiten dieses an sich berechtigten Strebens. Es erklärt und begründet, daß es eben nicht nur ganz allein auf menschliche Arbeit und auf deren richtige Organisation ankommt, sondern auch noch auf andere Faktoren, nicht nur allein auf Kapital, auf Grund und Boden, auf Geld, auf Industrie, auf Erfindung und Erwerb.

Es war ein Folge dieser fehlerhaften Einseitigkeiten, daß man vor kurzem so großen Lärm darüber geschlagen hat, weil der Kapitalreichtum der Katholiken nicht so groß sei wie der der Juden und Protestanten. Man hätte vielmehr untersuchen sollen, welche von diesen Konfessionen dem richtigen M a ß von gesellschaftlichem Reichtum am nächsten komme, und da würde man vielleicht zum Ergebnis gekommen sein, daß der Überreichtum der Protestanten und vor allem der der Juden eine soziale Krankheit, ein Kulturschaden ist, eine ungesunde Entwicklung einseitiger Anlagen. Man war von einem falschen Kulturideal selber ein wenig angesteckt, wenn man die verhältnismäßige Armut der Katholiken als Inferiorität, als Rückständigkeit ansah. Nein, der Reichere ist so wenig der höher Kultivierte, wie der Fettere der Gesündere ist. Und der Katholik ist ganz einfach deshalb nicht so reich und überreich wie Protestant und Jude, weil er nicht alle Energie auf das Kulturideal des Reichtums verlegt, sondern einen guten Teil seiner Energie auf andere Ideale, die wohl der Gesundheit der nationalen Kultur mehr zum Vorteil gereichen, die

eine für die Zukunft aufgespeicherte Lebenskraft bedeuten. Ich würde es daher für sehr schädlich halten, wenn man, auf diesen Irrtum gestützt, das katholische Volk verleiten wollte, übermäßigen Reichtum anzustreben. Freilich die Arbeitsamkeit, die auf die Befestigung einer freien, würdigen Lebenshaltung gerichtet ist, die können wir unserm Volk nicht heiß genug empfehlen.

Jene materialistischeren Kulturideale, die auf irdisches Wohlsein abzielen, sind in sich verschieden, je nachdem sie eine allgemeine gleichartige Kultur des ganzen Volkes, der ganzen Gesellschaft anstreben, oder eine Verschiedenheit verschiedener Klassen. Nach dem ersten Extrem sollen alle Arbeiter, alle Erwerbsleute, alle Bauern usw. sein. Die Gleichheit aller gilt als erster Grundsatz der Kultur. Aber es geht eine Stufenleiter von ständischer Gliederung durch all diese Systeme bis zu dem andern, auch sehr modernen Extrem, nach welchem die volle Kultur immer nur für wenige Übermenschen da sein soll, die sich durch rücksichtslose Ausbeutung, durch siegreichen Kampf ums Dasein über die Menge, über die Herde emporgeschwungen haben. Es ist wirklich sonderbar, wie unsere Zeit in diesen Einseitigkeiten schwelgt bis zum Aberwitz, bis zum Wahnsinn, überall das richtige Maß, die Allseitigkeit, die Vermittelung der schädlichen Gegensätze verschmähend.

Von den Kulturidealen, die aus dem Naturalistischen und Materialistischen in das Ethische übergehen, ist das nationale am wichtigsten. Es tritt freilich als Rassentheorie noch kaum über das naturalistische Herdenprinzip heraus. Der Rassentheoretiker Gobineau sieht da alles vom Standpunkt der natürlichen Züchtung an, während Chamberlain, ihn etwas korrigierend, auch eine künstliche bewußtere Züchtung für möglich hält. Für beide Kulturhistoriker ist aber Kultur gleich Rasse. Eine edle, echte, reine Rasse bringt nach ihnen eine Edelkultur hervor, ja sie ist bereits Edelkultur, eine degenerierte, eine Mischrasse das Gegenteil. Auch hier ist Falsches und Wahres miteinander vermengt. Richtig ist die hohe Wertschätzung des Blutes, der Abstammung, der Familie, des Stammes, des Volkes für die Kultur. Aber mit Unrecht werden die geistigeren Elemente der nationalen Kultur unterschätzt: Sprache, Religion, Recht. Bei keiner Nation der Weltgeschichte fallen die Grenzen der Sprache, der Religion, des Staates vollkommen mit den Abteilungen der Rassen zusammen. Es verhält sich vielmehr mit der körperlichen Grundlage einer Nation ähnlich wie mit dem wilden Stamm, auf den der Gärtner edle Reiser pfropft, um so erst eine vollkommene Kulturpflanze hervorzurufen. Nirgends bietet uns die Geschichte und die Erdbeschreibung Beispiele von reinen Rassen, noch weniger von Kulturnationen, die aus reinen Rassen bestehen. So verwickelt diese Probleme sein mögen, das eine steht schon jetzt durchaus fest, daß es unmöglich ist, eine Idealkultur durch irgendeine reine oder kunstvoll gemischte Rassenzüchtung ins Leben zu rufen. Der Begriff der Nation ist bereits ein weit über das anthropologische Fundament sich

erhebender, er ist durch Geschichte, Gesetzgebung, Literatur, Religion bedingt, beeinflußt, geregelt. Man behauptet ja nach Virchow, daß die heutigen Preußen germanisierte Slawen, die heutigen Tschechen slawisierte Germanen (Markomannen) sein sollen.

In der Tat fragt bei dem heutzutage so stark ausgebildeten nationalen Bewußtsein niemand mehr nach der Abstammung, sondern lediglich nach der nationalen Gesinnung. Dieses nationale Band sucht man durch Krieg und Eroberung zu vergrößern und zu befestigen. Darauf beruht das eigentlich nationalistische Kulturideal, das die Stärke, die Hegemonie der eigenen Nation im Kampf mit andern Gegnern, im Bund mit etwaigen Bundesgenossen anstrebt. Darauf beruht der größte Teil der heutigen Politik, die Kriegsverfassung, die Umwandlung der Nation in schlagfertige Heere, die Eroberung, Patriotismus und Loyalität.

So wichtig die Wehrhaftigkeit einer Nation für ihre Kultur ist, so ist es doch nicht mehr zu verkennen, daß die moderne Zeit hier einer furchtbaren Übertreibung einer Kulturseite anheimgefallen ist. Der Krieg und die Kriegsbereitschaft droht wie ein Moloch alles Leben zu verschlingen. Das kulturelle Fazit dieser Entwicklung ist um so weniger befriedigend, als sich die Tapferkeit, der Heldenmut, die Mannhaftigkeit nicht mehr wie in den alten Heldenzeiten aktiv äußert, sondern mehr passiv, in dem Ausharren gegenüber gräßlichen technischen Zerstörungsmaschinen. Damit ist ein großer Teil des wahrhaft kulturbildenden Heldentums außer Wirkung gesetzt.

Kein Wunder, daß sich diesem bedenklichen Ideal kriegerischer Kultur der Widerspruch entgegengesetzt hat in einer Friedensbewegung, die auch wieder der Einseitigkeit verfällt, indem sie den Frieden als Kulturideal überschätzt. Ein vollkommener Friedensstand erscheint nicht nur unmöglich in dieser Welt der Bewegung und Veränderung, er erscheint auch durchaus nicht als das höchst Erstrebenswerte. Freilich werden wir immerhin im Interesse der Kultur und der Vernunft, im Interesse der Humanität nach Möglichkeit dafür zu wirken haben, unnötige, unmoralische Kriege zu vermeiden, und wenn sie nicht zu vermeiden sind, sie in zivilisierter Weise zum Austrag zu bringen.

Eine andere Anschauung sieht das Kulturideal in der reinen Ausbildung der menschlichen Moral. Ethische Kultur ist ihr Schlagwort. Ein schönes Wort. Es scheint in der Tat alles erstrebenswerte in sich zu fassen. Und doch werden wir von der Kälte dieses Begriffs angefröstelt. Es versteht sich ja von selbst, daß man wenigstens seine moralische Pflicht erfüllen muß. Dies ist aber, wenn man es im engeren Sinne nimmt, das Magerste und Dürftigste, was nur eine Kultur bieten kann. Nimmt man es aber im weiteren Sinn, daß es alles menschliche Leben umfaßt, dann verliert das ethizistische Kulturprogramm seine Bestimmtheit und Besonderheit. Nun ist es aber gerade die bestimmte Besonderheit der modernen ethischen Kulturbewegung, daß sie ausschließend, negierend

ist. Sie hat ihre Hauptaufgabe, für die Ausschaltung der Religion aus dem Kultursystem zu wirken, und damit wird sie widerspruchsvoll, kulturwidrig, sie widerspricht aller Geschichte und aller Natur der Sache. Eine religionslose Ethik ist an sich ebenso wohl zu denken und zu malen wie eine wurzellose Blume, aber sie kommt erfahrungsgemäß in der Natur der Dinge nicht vor, so wenig wie eine wurzellose Blüte. Eine religionslose ethische Kultur nimmt dem Leben alles Leben, wird abstrakt, nüchtern, zopfig und pedantisch. Sie verhielte sich zur Wirklichkeit der lebendigen Kultur, wie eine gezeichnete oder gemalte Blume zu einer natürlich wachsenden.

Eine ähnliche unwahrhafte Einseitigkeit weist das intellektualistische Kulturprogramm auf. Kultur des Verstandes und der Vernunft, Kultur des Wissens und Erforschens, des Lernens und Lehrens. Gewiß, ein im ganzen System der Kultur höchst wichtiges Glied. Von seiner Gesundheit hängt alles andere ab, alles Leben und auch das religiöse Leben. Wir können nicht gründlich genug Wissenschaft treiben, nicht genug lernen, nicht genug Wissen verbreiten, aufklären. Die Sache der Wissenschaft ist auch die des Glaubens, beider Ruhm ist miteinander enge verwachsen, wie wir aus der ganzen Geschichte der Wissenschaften und aus den Biographien der größten Forscher wissen. Aber auch hier verfehlt sich wieder die Einseitigkeit des modernen Unmaßes durch Negation und Ausschließung. Wenn heute mit so großer Emphase der Kampfruf der Wissenschaft, der wissenschaftlichen Kultur ertönt, so wird auch dabei zum Schaden der Wahrheit die negative Bedeutung dieses Kampfrufs betont, die Ausschließung der ganzen religiösen Seite der Kultur. Dieser fälschlich einseitigen Wissenskultur gilt die Religion, der Glaube als der Gegensatz des Wissens, als Wahn, als Verblendung, als die Lehre von dem, was man nicht weiß und nicht wissen kann, als Betrug, als Selbsttäuschung, als barbarische Vorstufe des reinen Wissens.

Wohin aber diese sich vom Glauben und der religiösen Kultur gewaltsam und unnatürlich abtrennende Wissenschaftskultur treibt, das erleben wir soeben wieder. Die Zeiten der Sophistik wiederholen sich. Wir haben eine Blüte aller Spezialzweige der Wissenschaften, aber dabei eine Verzweiflung der Wissenschaft an sich selber. Kant hat geleugnet, daß die bloße Wissenschaft etwas über die Dinge an sich, also über das Wesen der Welt, über das, was uns gerade am meisten interessieren muß, aussagen kann. Und Dubois Reymond hat noch einschränkender nicht nur die Ignoranz der Wissenschaft über die sogenannte Metaphysik, sondern sogar über die Hauptprobleme der Naturwissenschaft, über Leben, Kraft, Bewußtsein usw. ausgesprochen. Das Detail alles dessen, was Gegenstand der Wissenschaft sein kann, ist auf vielen Gebieten gewachsen, das Gebiet der Wissenschaft ist aber seit der Beschränkung auf wissenschaftliche Kultur kleiner geworden. Die Forschung über die erhabensten Gegenstände der Wissenschaft ist durch diesen Verzicht von ihr auf Pfuscherei und

Dilettantismus übergegangen — Spiritismus, Theosophie und dergleichen. Vor allem aber ist die offizielle Wissenschaft durch ihre Selbstabschließung den verderblichsten Irrlehren verfallen, der Lehre vom bloßen Mechanismus, von der Herrschaft der Notwendigkeit in der Natur, von der Zwecklosigkeit und Sinnlosigkeit der Natur, von der Unfreiheit des Willens, von der Unverantwortlichkeit des Tun, von dessen absoluter Bedingtheit —, Irrlehren, welche die herrschende wissenschaftliche Richtung geradezu zur größten Gefahr für die Gesamtkultur, für die ganze Gesellschaft machen.

Das ist der Punkt, um den es sich bei dem nun beginnenden Kulturkampf um die Universitäten handelt. Das ist die Position, in der die Schwäche der religionslosen Wissenschaft am offensten zur Erscheinung kommt, und ebenso die unüberwindliche Stärke der gläubigen Wissenschaft. Es handelt sich bei diesem Kampf um die Universitäten gar nicht darum, ob einige Katholiken mehr angestellt werden, sondern es handelt sich ganz einfach darum, ob die Zerstörung, die Selbstauflösung der Nation, die Dekadenz der Gesellschaft, die Demoralisierung des Staates unter staatlicher Autorität gelehrt werden soll oder nicht. Es handelt sich darum, ob der Staat, die Nation, die Gesellschaft sich selber das Grab schaufeln lassen soll durch offizielle Totengräber.

Die rein intellektuelle Kultur hat aber abgesehen von diesen durch sie gezüchteten staatszerstörenden Irrlehren noch eine andere soziale Gefahr in ihrer einseitigen Übertreibung. Die Gesundheit des sozialen Körpers beruht auf dem richtigen Verhältnis seiner Organe. Mit Recht vergleicht der platonische Sokrates den Staat mit einem Menschen, die verschiedenen Stände mit den Gliedern oder mit dem Seelenvermögen. So ungesund ein menschlicher Körper ist, in dem das Gehirn auf Kosten des Rumpfs und der Gliedmaßen ausgebildet ist, so ungesund ist ein sozialer Körper, in welchem auf Kosten des Bauernstandes und Gewerbestandes die gelehrten Berufe überfüllt sind. Es ist kein Zweifel mehr, daß unsere Zeit an diesem Mißverhältnis leidet, daß wir ein gelehrtes Proletariat züchten, dem wir keine genügende Betätigung verschaffen können, daß wir somit eine Reservearmee der Revolution heranziehen. Am ungesundesten ist nach den Statistiken dies Mißverhältnis bei den Juden. Ob das Verhältnis bei Protestanten oder bei Katholiken ein richtiges ist, wäre erst — eine schwierige Rechnung — zu untersuchen, ehe man den katholischen Bauern und Handwerkern rät, ihre Söhne in stärkerem Prozentsatz in die Gymnasien und auf die Universitäten zu schicken. Denn das muß immer wieder betont werden: die intellektuelle Kultur ist nicht die einzige, sie ist nur ein Teil der Gesamtkultur, und es kommt hier wie überall in der Welt nicht auf die absolut höchsten Zahlen, sondern auf das richtige Verhältnis, die Proportion, auf das rechte Maß an.

Schließlich sei noch als letztes der unreligiösen Kulturideale die rein ästhetische Kultur erwähnt. Die Ansicht, Bildung und

Kultur sei hauptsächlich oder ausschließlich in Pflege der Literatur und Kunst begriffen, ist ja sehr verbreitet. Sie ist wieder eine einseitige Übertreibung eines richtigen Gedankens. Ein gewiß sehr beachtenswerter, wichtiger und einflußreicher Teil der Gesamtkultur wird aber also fälschlich zum Ganzen überspannt. Nur in schwächlichen, dekadenten Zeiten hat die rein ästhetische Kultur die gesamte Nationalkultur überwuchert. In allen großen klassischen Zeiten, wo die ästhetische Kultur auf dem Gipfel stand, nahm sie nur deshalb ihre hohe Stellung ein, weil sie von allen nationalen und religiösen Idealen mit emporgehoben wurde. Es war daher ein historischer und sachlicher Irrtum der Renaissance und der Klassizistik, daß sie wähnte, unabhängig von all diesen nationalen und religiösen Idealen einer Gesamtkultur, bloß durch Pflege der ästhetischen Formen in Kunst und Literatur etwas den klassischen Kulturen gleichwertiges hinstellen zu können. Mit diesem Irrtum hängen zwei fehlerhafte Richtungen der neuesten Zeit zusammen, gegen die wir schon oft vergeblich angekämpft haben.

Die eine extreme Richtung sieht im Religiösen geradezu den Gegner des Ästhetischen. Sie beschuldigt die Religion der Kunstfeindlichkeit und der Kunstverfolgung. Das mag von manchen Religionen gelten, vom katholischen Christentum gilt es gewiß nicht. Die ganze Kulturgeschichte beweist das. Aber trotzdem behaupten jene absoluten Ästheten doch, es habe sich unter kirchlicher Duldung die Kunst nur in unvollkommener und gedrückter, in unreiner und mit Unästhetischem gemischter Weise entwickeln können; eine vollkommene ästhetische Kultur müsse sich nun erst, frei von allen Satzungen der Moral, des Glaubens, der Sitte, des Gesetzes und Rechtes entwickeln. Aber wir haben das Ergebnis dieser ästhetischen Reinkultur bereits erfahren. Die ästhetische Kultur, die auf alle anderen Elemente der Kultur, auf Moral und Religion, auf Staat und Nation verzichtet, ist bereits an ihrem Ideal angelangt, nämlich am Kabarett, am Nachtcafé, am Bordell und was damit mehr oder weniger zusammenhängt.

Die andere, etwas gemäßigtere, aber ebenso falsche, törichte und schädliche Richtung grassierte leider eine Weile auch unter einer Partei katholischer Ästheten. Darnach sei für die ästhetische Kultur immer und überall nur das Gesetz der Ästhetik maßgebend ohne außerkünstliche Tendenz. Es komme nur darauf an, ob ein ästhetisches Kulturwerk ästhetische Bildung verrate und mitteile. Ob die Ideen, die es ausdrücke, falsch, unlogisch, unmoralisch, unreligiös oder nicht seien, das sei ganz gleichgültig für die ästhetische Kultur. Ja, es sei sogar eher schädlich und den ästhetischen Eindruck, die bildende Kulturwirkung beeinträchtigend, wenn sich eine positiv moralische oder religiöse Tendenz in ästhetischen Formen ausspreche. Darum wurde von dieser Partei, um vermeintlich die rein ästhetische Bildung zur Schau zu tragen, mit Vorliebe ein Kunstwerk, das moralisch und religiös war, schärfer kritisiert als eines, das unmoralisch und unreligiös war. Der Kulturphilosoph, der schon vieles vor seinem Geist hat vorbeiziehen

lassen, darf sich über keine Verkehrtheit wundern. Er weiß, daß man auf dem großen Jahrmarkt der Welt alles vorbringen kann, auch das Absurdeste.

Diesem Irrtum steht die von der Ästhetik und von der Geschichte auf allen Seiten und Blättern gelehrte Wahrheit gegenüber, daß die ästhetische Kultur nur die klassische Form für einen geschichtlichen, ethischen, nationalen, religiösen Gehalt sein kann, und daß sie um so höher steht, stand und stehen wird, je reicher der substanzielle Gehalt ist, für den sie die adäquate Form abgibt. Die ästhetische Kulturform kann für sich wissenschaftlich abstrahiert werden, wie etwa die schöne Form einer Blüte im Lehrbuch abstrahiert werden kann von dem Kohlenstoff, aus dem sie besteht und von den chemischen, organischen Lebensprozessen, die sie bedingen. In der Wirklichkeit aber läßt sich das alles nicht trennen; die ästhetische Form der Blüte ist nicht etwas, was zu all der Fülle von Gehalt hinzukommt, sondern sie ist dieser Gehalt selber, der so und nicht anders zur ästhetischen Erscheinung kommt. Darum kann es höchstens im abstrakten Buch, nicht aber in der lebensvollen Wirklichkeit ein rein ästhetisches Kulturideal geben, unabhängig von allen andern Kulturgehalten.

Aus all dem geht hervor, daß einseitige Kulturprogramme unbrauchbar sind. Wo finden wir aber ein allseitiges, ein alles umfassendes? Kann sich im System der Kultur irgendein weltlicher Faktor die Vormundschaft anmaßen, kann er ein Band bilden, das alle andern Faktoren mit sich vereinigt? Nein. Die Erfahrung der ganzen Weltgeschichte lehrt, daß es nur Ein Band gibt, das sich auch schon durch den Namen dazu darbietet. Religion heißt ja auf deutsch Band, Verbindung. Das Band, das alle Kulturelemente vereinigen kann, muß von außen, von oben kommen, es muß stärker, unbedingter sein, von absoluter Autorität, von höherer Ordnung, es muß von einem Jenseits, von einer Überwelt, einer Übernatur herabgereicht werden, von einer Gottheit, von einer Offenbarung.

Ja, aber gibt es denn das? Was zwingt uns denn, eine Gottheit, ein Jenseits, eine Übernatur, eine höhere Ordnung als diese irdische sichtbare anzunehmen? Sollen wir uns das Unerhörte, das Ungeschaute aufschwätzen lassen? Das Unerhörte? Das Ungeschaute? Darin liegt eben der Irrtum oder vielmehr die Blindheit, die Taubheit der unvollkommenen Kulturmenschen. Den Augen des Geistes, den Augen der wahren Wissenschaft, den offenen Sinnen dessen, der sich vor dem Tatsächlichen nicht verschließt, ist Gott sichtbar, ist die Übernatur, der Himmel offen, ist die höhere Ordnung in all diesem Treiben und Weben evident, ist die Stimme des Gewissens, die Stimme der Offenbarung vernehmbar. Die Annahme und Aufnahme all dieses religiösen Gebietes ist einfach ein Gebot der Realität. Wer es leugnet, wer sich ihm verschließt, der hält sich die Augen und die Ohren zu, dem fehlt ein Sinn. Die ganze Tatsächlichkeit der Welt, der Natur, des Lebens, der Kultur bezeugt die

Realität der religiösen Ideen. Und die ganze Weltgeschichte ist voll davon. Wer aus der Kultur die Religion ausschließen wollte, der würde handeln wie ein Wahnsinniger, der seinen Freund tötet und zerstückelt und, indem er die zerstückelten Glieder in einem Sack sich um die Schultern hängt, vermeint, noch seinen ganzen Freund bei sich zu haben. Mit anderen Worten: wer dem Menschen das Leben, den Zusammenhang der Glieder nimmt, der nimmt ihm auch nach rohester Anschauung nichts Sichtbares, nichts Greifbares, nichts Tatsächliches, nur einen Begriff, nur ein Verhältnis, nur etwas Gedachtes — und doch alles. Ebenso nimmt der Kultursucher, der aus seinem Kulturideal die Religion ausscheidet, der Kultur anscheinend nichts — und doch alles. In der Tat ist ja schon jene Wissenschaft, die einen Gott und eine Seele leugnete, auch bis dahin gedrängt worden, das Leben zu leugnen, ja das Bewußtsein zu leugnen, mindestens wegzudefinieren.

Nun aber, wenn wirklich die Religion so wichtig für die Kultur ist, wenn sie gewissermaßen alles ist, das Lebensprinzip, fällt dann nicht alle Kultur mit der Religion zusammen? Gibt es dann außer Religion noch andere Kulturelemente, die daneben bestehen dürfen? Gewiß, und zwar so sehr, daß eben die Religion nicht die Kultur, sondern das Band der Kultur ist. Ebenso falsch wie die Ausscheidung der Religion aus der Kultur wäre daher anderseits die Ausscheidung aller Kultur aus der Religion. Das wäre ein Band, das nichts zusammenhielte. Das wäre der Begriff eines Lebens ohne Leib, ohne Glieder. Der Mensch ist nicht der Religion und des Sabbathes wegen da, sondern die Religion und der Sabbath ist des Menschen wegen. Die Religion ist eine Tatsache, eine Realität, sie kann und soll aber nur in den Tatsachen der Geschichte, des Lebens, der Kultur real und wirksam werden. Die Anschauung, daß Religion sich nur in Religion auswirken solle, daß sie alle Kultur, alles Weltleben zu verbannen und zu verdammen habe, kommt wohl hie und da vor, sie ist aber eine Irrlehre, sie ist unreligiös, sie ist unchristlich und unkatholisch, sie ist menschenfeindlich und eine Ausgeburt satanischen Molochkults oder sie ist zum mindesten Mißverstand, falsche Deutung. Alle Ketzerei, alles Katharerwesen, Skopzentum und dergleichen stammt aus dieser falschen Lehre bis auf den verbohrten Rigorismus Tolstois. Aber es ist ganz natürlich, daß die Extreme sich berühren und ineinander umschlagen. Eine Zeit und eine Richtung, die einerseits alle Religion aus der Kultur vertreiben wollte, verfällt von selber in die entgegengesetzte Forderung einer Religion, die alle Kultur unmöglich macht. Es ist derselbe ungesunde Instinkt, der unsere Kirchenstürmer einerseits Nietzsche, anderseits Tolstoi verherrlichen läßt, den einseitigen Hasser der Religion und den ebenso einseitigen Übertreiber der religiösen Forderung. Bei Ibsen findet man zum Behagen dieser Kirchenstürmer beide Gegensätze vereinigt. Der Widerspruch ist nur in einem einig, in der Bekämpfung des Richtigen, des rechten Maßes, der Allseitigkeit und Natürlichkeit.

Wie gesagt, die rechte Religion ist von solcher Übertreibung des Religiösen weit entfernt. Die katholische Kirche erklärt mit Recht den Stand des absolut Religiosen, des Mönches und Ordensmannes für den der Vollkommenheit, aber sie erklärt es für Ketzerei, wenn einer diesen Stand allen aufzwingen wollte. Sie duldet nicht nur, nein, sie verlangt, daß alle Gebiete weltlicher Kultur von der Religion gepflegt und durchgeistigt werden, sie verlangt das nicht nur von den Laien und Weltpriestern, sondern auch von den Ordensleuten. Mit nichts ist der Kirche weniger gedient als mit unfruchtbarem Aufgeben der Gesamtheit weltlicher Kulturarbeit. Die ganze Kirchengeschichte und die Kulturgeschichte bezeugt das. Das Verhalten der Päpste, der Mönche, der Priester und Gläubigen bezeugt es zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag.

Nachdem ich also auch diese gefährlichste Einseitigkeit aus dem Weg geräumt habe, will ich weiter vorurteilslos zu untersuchen wagen, wie die Religion am besten der Kultur zu Hilfe kommen kann. Wir haben da, selbst wenn wir nur auf dem Gebiet unserer europäischen Kultur bleiben, die reichste Auswahl. Denn von verschiedenen Seiten her sind neben den unreligiösen Kulturprogrammen auch religiöse hervorgetreten. Von den modernsten Richtungen ist die Religion als das wichtigste Kulturband mit Recht erkannt worden. Nur ist man freilich über Weg und Methode noch sehr verschiedener Meinung.

Soll es doch sogar atheistische Sekten geben, die sich durch angestellte Prediger in dieser ihrer religiösen Überzeugung bestärken lassen. Immerhin ein interessantes und bedeutsames Symptom. Man anerkennt die formelle Wichtigkeit religiösen Kirchenlebens, die Wichtigkeit, einem Glauben oder Unglauben als Richtschnur für das ganze Leben anzuhängen, und da man den religiösen Gehalt eingebüßt hat, fühlt man doch noch ein religiöses Gefühl in der entschiedenen Unreligion.

Übrigens gibt es ja theoretisch auch atheistische Religionen. Man nennt so den Buddhismus in seiner philosophischen Gestalt. Und in dieser Gestalt hat er denn auch schon bei unsern Gebildeten Anhänger gefunden. Man schätzt ihn, da man ihn als echt arisches Erzeugnis ansieht, würdig, eine arische Kultur zu tragen, ferner behagt auch die Vorstellung der Seelenwanderung, der büßenden Gerechtigkeit ohne Richter, ohne Gott, und endlich das Nirwana. Freilich gegen das erste Argument spricht die Tatsache, daß der Buddhismus heute, von den arischen Indern verjagt, zu Chinesen und Japanern geflüchtet ist. Gegen das atheistische Lehrsystem spricht die andere Tatsache, daß sich der gottfreie Glaube faktisch überall mit einer wüsten Vielgötterei vermengt hat. Der Kulturstandpunkt Buddhas steht uns trotz der arischen Verwandtschaft ferner und fremder gegenüber als der Christi. Er ist asketischer, mönchischer, kulturfeindlicher, da er ausschließender ist. Wie ferne ist auch der ganze indische Kulturkreis von unserm abendländischen abgerückt. Ägypten, Syrien, Mesopotamien,

das gehört noch zu uns, zu unserer Kultur. Bei Indien beginnt die ostasiatische Fratzenkultur. Sie hat gewiß ihre geographische und nationale Berechtigung, aber sie kann sich uns kaum einschmeicheln. Was übrigens schön und gut an ihr ist, das Ethische, das Mystische, das haben wir im Christentum reiner und erfreulicher. Darum werden die Bestrebungen, den Buddhismus zum Träger unserer europäischen Kultur zu machen, wenig Aussicht auf praktischen Erfolg haben.

Näher stehen uns zwei andere Versuche religiöser Reformkultur. Eine Schule von klassizistischen Ästheten, Schwärmer für griechische Schönheit, hat erkannt, daß es nicht genügt, nach dem Vorgang der Renaissancemenschen und der Klassizisten bloß die schöne Form der griechischen Kultur aufzunehmen, daß man vielmehr konsequenterweise auch deren Religion, den Polytheismus, den Aphroditenkult und so weiter annehmen müsse. Man kann sich denken, daß diese Bestrebungen nur in einem greulichen Kultursumpf versinken konnten und kein anderes Verdienst hatten als das einer verzweifelten Konsequenz.

Anders steht es mit den Versuchen höchst nationalistisch gesinnter Germanen, die alte Wodansreligion nach sovielhundertjährigem Schlummer wieder zu erwecken. Auch dies Kulturprogramm scheitert an dem oberflächlichen Ästhetizismus dieser Bestrebung. Wir haben ja vom alten Götterkult der Germanen nur mehr Bruchstücke poetischer Lieder ohne eigentlichen religiösen Gehalt. Die poetische Schönheit der deutschen Götter- und Heldensage ist aber längst von der Kirche mit Interesse und Fleiß aufgenommen und der nationalen Kultur fruchtbar vermittelt worden. Auch das andere Überbleibsel germanischen Heidentums, die religiösen Volksfeste, sind von der Kirche längst pietätvoll und überlieferungsgetreu in ihren kirchlichen Festkalender mit aufgenommen und verchristlicht worden. Dort also, wo die deutschen Heidentümler dergleichen wieder erwecken wollen, befinden sie sich in einer Konkurrenz mit der Kirche selber, in der sie geschlagen werden müssen, da ihre Stellung eine zu negative ist. Auch bei diesem Kulturprogramm schadet die Ausschließlichkeit. Erhaltung und Belebung der altnationalen, aus dem Heidentum stammenden Überlieferungen ist löblich und geboten. Es gehörte durch alle Jahrhunderte zum Kulturprogramm der Kirche. Aber in Harmonie mit dem Christentum! Aus dieser Vermischung, aus dieser Emporhebung eines überwundenen Standpunktes zu einem höheren Kulturganzen ist ja eben die wunderbare mittelalterliche Kultur entstanden. Eine dieser christlich gewordenen deutschen Kultur gegenüberstehende altheidnische Kultur gibt es ganz einfach nicht und hat es überhaupt in vollem Sinn nie gegeben. Was nie bestanden hat, das kann man aber nicht erneuern. Freuen wir uns vielmehr der großen Fülle altgermanischer Traditionen und Sitten, der Poesie und der Stimmung, die uns durch die Kirche erhalten blieb. Das war ja eben der große Kulturprozeß, wodurch die Religion Christi zu

unserer nationalen Religion erwuchs, so organisch, daß man die christlich-germanische Kultur nie mehr in ihre Elemente auflösen könnte, ohne sie zu zerstören.

An diesem Punkt unserer Untersuchung wären wir also zu einem befriedigenden Resultat gelangt, wenn wir es nur mit einer einzigen christlichen Konfession zu tun hätten. Aber diese Einheit war eigentlich nie ganz vorhanden. Der römischen Kirche standen immer kritische Dissenters gegenüber, am mächtigsten in der älteren Zeit, wo der Arianismus fast die Oberhand hatte. Aber auch sonst treffen wir fast in allen Jahrhunderten auf diese Opposition reformeifriger oder nationalistischer, imperialistischer Parteien, auf heimliche oder öffentliche Sekten mit separatistischen Tendenzen, und auf eine große Strömung gleichgültiger, zweiflerischer oder ganz ungläubiger Kreise. Und immer wieder erwächst in allen Jahrhunderten diesen verneinenden Tendenzen gegenüber dem Christentum in seiner autoritativsten und kirchlichsten Form, in der des römischen Papsttums eine neue begeisterte und getreue Gefolgschaft. So wogt der Prozeß der Kulturgeschichte hin und her. Man kann kaum sagen, daß sich das Parteienverhältnis im Lauf der Zeiten wesentlich verändert hat. Ein Vorteil auf der einen Seite wird durch einen auf der anderen wettgemacht. Es hat gewiß Zeiten gegeben, in denen die Sektenbildung anscheinend geringer war als heute, da dem römischen Katholizismus seit vier Jahrhunderten eine feste Organisation romfreier Christengemeinschaft gegenübersteht. Aber es hat im sonst so glaubenstreuen Mittelalter doch auch wieder Zeiten gegeben, wo der Unglaube und der Abfall, die Lässigkeit und Ignoranz noch viel gefährlicher den allgemeinen Zerfall zu drohen schien als heute, da die zentrale Autorität des römischen Papsttums auf einer kaum je zuvor erreichten Höhe steht.

Aber untersuchen wir denn so vorurteilslos wie möglich die Bedingungen, die Ansprüche und die Aussichten der verschiedenen christlichen Parteien als Grundlagen eines allgemeinen Kulturideals. Daß ich von den Juden hier keine Notiz nehme, möge man damit erklären, daß meines Wissens noch niemals auf Grund der jüdischen Religion uns ein Kulturprogramm vorgeschlagen wurde. Freilich ist die Frage des Judentums in unserer Kultur so wichtig und interessant, daß sie nur für sich in einer eigenen Erörterung erledigt werden könnte.

Wie steht es aber mit dem Anspruch der protestantischen Konfessionen als Grundlagen einer Kultur? Die wahrhafte und unparteiische Kulturgeschichte gibt darauf zur Antwort, daß sie keine protestantische Kultur kennt, daß sie nicht weiß, daß der Protestantismus irgendwo und irgendwann eine originale, eine selbstständige Kultur ausgebildet habe, wohl aber hat er zum Teil Kultur zerstört, zum Teil Kultur nachgeahmt. Ueberall bezeichnet die Einführung der sogenannten Reformation einen schicksalsschweren Kulturbruch, einen um so radikaleren, je radikaler die sogenannte

Reform war. Während nach den Reformationskämpfen die katholisch gebliebenen Nationen eine blühende selbständige Renaissance entfalten, sind das protestantische Skandinavien und Deutschland zur Nachahmung dieser katholischen Renaissance verurteilt. Die Denkmäler der Kultur, die in diesen Landen stehen, stammen entweder aus der katholischen Zeit, oder sie sind der katholischen italienischen Renaissance nachgemacht. Nur in England, dessen Hochkirche sich ja eigentlich noch als katholisch betrachtete, finden wir den selbständigeren Elisabethstil und den ganz katholisierenden Shakespeare. Er vermeidet ganz und gar die kulturfeindliche Reformationstendenz und lebt nur im katholischen Mittelalter oder im katholischen Italien. Im Mittelalter lebt auch noch Hans Sachs, nachdem er seine jugendliche Reformationspolemik abgetan hat. Nach der kulturellen Oede des 16. Jahrhunderts ahmt Opitz die neue Poesie der katholischen Romanen nach, und dennoch versinken die schlesischen Dichterschulen in Barbarei, während die katholischen Geister Angelus Silesius, Grimmelshausen, Spee, Balde allein die höchsten Gipfel der Kultur erreichen. Unsere protestantischen Klassiker des 18. Jahrhundert kommen dieser Entwicklung katholischer Renaissance bei Spaniern, Italienern und Franzosen erst nach, nachdem sie die protestantische Beschränkung aufgeben und vorurteilslos wieder auf die katholischen Ideale des Mittelalters zurückgehen. Die nationale Erhebung der Freiheitskriege beruht auf der gleichen „romantischen" Bewegung.

Aber ich gebe zu, daß all das nicht unbedingt beweisend ist und daß sich da gar vieles für und wider sagen läßt. Darum verzichte ich darauf, den ganzen Gang der Kultur bei Protestanten und Katholiken während der letzten Jahrhunderte vergleichend zu durchgehen. Es kommt ja für uns nicht nur auf die Vergangenheit an, auf das, was etwa im Drange des Kampfes gelungen oder mißlungen ist. Es kommt auf die Grundsätze an, ob sie lebenzeugend, kulturbringend sind. Es kommt darauf an, daß wir uns entscheiden, ob uns für die große nationale Kultur, die wir für Gegenwart und Zukunft anstreben, die Grundsätze des Protestantismus eine bessere Grundlage und Hilfe gewähren als die Prinzipien des Katholizismus.

Wohlan, wenn wir nach einer vorurteilslosen Prüfung erkennen sollten, daß der Protestantismus im Vorteil ist, dann wäre es unsere Pflicht, ganz einfach den Katholizismus fahren zu lassen und auch als Protestanten in konfessioneller Gemeinschaft an der nationalen Kultur auf positiv religiöser Grundlage mitzuarbeiten.

Aber wo finden wir diese konfessionelle Einheit? Sollen wir Lutheraner oder Reformierte werden? Schon diese Schwierigkeit erhebt sich, ehe wir unsere Untersuchung abgeschlossen haben. Wir sollten eine Einheit verlassen, um in ein unendlich zerfahrenes konfessionelles Verhältnis einzutreten? Wir sollten eine wirkliche, definierbare Religion aufgeben für eine problematische, von der man kaum noch sagen kann, ob und in wie weit sie wirklich existiert?

Aber übersehen wir das einstweilen. Fragen wir uns, ob es vielleicht doch eine nationale Forderung ist, daß wir uns unbedingt von Rom losmachen und die Organisation der Kirche ganz aus unserem eigenen Volkstum heraus gestalten. Aber wie, das wäre nationaler Gewinn, ein Jahrtausend glänzender mittelalterlicher nationaler Geschichte zu streichen, zu verleugnen, in den Kot zu ziehen, als dummen Irrtum zu schelten, die ruhmvolle Verbindung des deutschen Königtums mit dem römischen Imperium philisterhaft zum Gerümpel zu werfen? Nein, es gibt nichts nationaleres als das römische Papsttum, dessen Geschichte ganz mit der deutschen verwoben ist. Die Franzosen, die Italiener könnten mit geringerem nationalen Abbruch das Papsttum von sich tun als die Deutschen mit ihren kaiserlichen Ehren. Und wo ist, wenn wir Rom aufgeben, ein nationales Heiligtum, ein würdiges nationales Priestertum, ein Pontifex, der unserer Nation die Weihe geben könnte? Ist er in Wittenberg oder Berlin?

Aber vielleicht fordert die staatliche Kultur der deutschen Nation den Protestantismus als Grundlage? Die wesentliche Kulturfunktion der Religion inbezug auf den Staat war von jeher, daß sie ihm ein gewisses Gegengewicht hielt und so die Staatsomnipotenz regulierend aufhob. Diese Funktion hatte die Religion bei den Griechen und Römern. Man sehe, wie tief der Priester Chryses in der Ilias in die Regierung des Agamemnon eingreift, als autoritativer Vertreter Apollons. Er balanziert das ganze Heldenepos. Man erinnere sich, wie autoritativ das Orakel von Delphi in alle politischen Angelegenheiten eingriff, in Gründungen von Kolonien, in den Verkehr der Staaten untereinander, in Verfassungsänderungen. Man erinnere sich, welche Macht über die staatlichen Vorgänge der Augur und der Bewahrer der sibyllinischen Bücher bei den Römern hatte, indem er sie mit seiner höheren Autorität und Weisheit korrigierte. Dem entspricht auf höherer Stufe die Autorität des römischen Papstes und des mit ihm in Zusammenhang stehenden Klerus, besonders der Bischöfe. Man erinnere sich an Ambrosius und Theodosius. Bietet eine der protestantischen Konfessionen auch nur eine Spur dieser wohltätigen Kulturmacht?

Aber eine Religion, die ein Band aller Kulturverhältnisse sein soll, muß auch auf ihrem eigenen Gebiete Autorität haben. Sie muß inbezug auf ihre Dogmen zweifellos, unfehlbar, unkritisierbar sein. Diese Unfehlbarkeit und zweifellose Autorität hatte das delphische Orakel und dessen Priesterschaft, hatte auch die römische Priesterschaft unter ihrem Pontifex maximus. Augustus, der in einer Zeit der wachsenden Dekadenz und Aufklärung alles umstürzte, wagte es doch nicht, Hand an den Pontifex maximus, seinen ehemaligen Kollegen im Triumvirat zu legen und mußte des Lepidus späten Tod geduldig abwarten. Diese Festigkeit, Autorität und Unfehlbarkeit hat die katholische Kirche, aber weder die augsburger noch die helvetische Konfession. Es gibt unter ihnen keinen Priester oder Propheten, der es wagen dürfte, als Vertreter der Gottheit mit unzweifelhafter

Autorität dem Gange der Kultur hemmend oder beschleunigend entgegenzutreten, sie mit sich nach oben zu reißen. Es gibt kein Kollegium, keinen Superintendenten, auf dessen Enzyklika die Nation, der Erdkreis hinhorchte. Es gibt kein protestantisches Kirchengebäude, in welchem die Gottheit leibhaftig wohnte, in dem uns die geheimnisvollen Schauer des überirdischen mit jener Gewalt überwältigten, die wir in jeder katholischen Kirche spüren, darin das Allerheiligste thront, die auch schon Jakob einst spürte, als er ausrief, von der Gegenwart Gottes ergriffen: „Furchtbar ist dieser Ort, er ist das Haus Gottes und die Pforte des Himmels!" Wenn wir also nach einer Religion forschen, die jene von uns und von der Natur der Sache geforderte Kulturfunktion ausüben soll, so versagt uns der Protestantismus in jeder seiner Konfessionen und Sekten. Er ist religiöse Anmutung, aber nicht Religion in vollem Sinne. Damit soll durchaus nichts gegen den tiefen religiösen Sinn vieler Protestanten gesagt werden, gegen ihre Frömmigkeit, gegen ihr musterhaftes Leben, gegen ihren guten Willen, gegen ihren guten Glauben. Ich selber habe genug Gelegenheit gehabt, mich über manche Protestanten zu freuen, sie zu schätzen und zu bewundern, während ich vielleicht hie und da über einen Katholiken geringe Freude haben konnte. Es kommt hier immer nur auf das Ganze an, auf das Prinzip.

Aus den Prinzipien folgt es sodann weiter, daß der Protestantismus weder in wissenschaftlicher, noch in sozial-ethischer, noch in künstlerischer Beziehung kulturschaffend sein kann. Auch da müssen wir dem Fleiß und dem Scharfsinn von Protestanten alle Anerkennung zollen. Aber was die Wissenschaft betrifft, so hat der Protestantismus mehr zerstört als aufgebaut. Er hat die Grundlagen aller Wissenschaft, ihre Einheitlichkeit und Würde zerrissen. Luther hat den Aristoteles als Vertreter aller Wissenschaft einen Narristoteles und die Vernunft eine Hure geheißen. Kant, von Paulsen mit Recht der Philosoph des Protestantismus genannt, hat durch seine alles zermalmende Überkritik nicht nur die Metaphysik, sondern alle positive Wissenschaft in Frage gestellt, er hat den Relativismus Nietzsches vorbereitet, die methodische Verzweiflung an allem zusammenhängenden Wissen. Ich werde noch darauf zu reden kommen.

Was ferner die Sozial-Ethik betrifft, so hat der Protestantismus durch die theoretische Herabsetzung der guten Werke die meisten gesellschaftserhaltenden Einrichtungen des kulturreichen Mittelalters zerstört, vernichtet. Er hat dadurch jenen Pauperismus, jenen Proletarismus geschaffen, der die schöne Gotteserde zur grauenvollen Hölle zu machen droht, zum Herd umstürzender Revolution.

Was endlich die Kunst betrifft, so brauchen wir wohl kaum die unvergleichliche Überlegenheit der katholischen Kultur noch eigens hervorzuheben. Gewiß, auch die Protestanten haben in diesen vier Jahrhunderten Kunst getrieben, bildende Kunst, Musik, Poesie, gute, treffliche Kunst, aber aus dem Protestantismus haben sie ihre Ideale nicht holen können, sondern nur aus dem Katholizismus. Die

Negation des Protestantismus kann höchstens zur Kunstform journalistischer Polemik begeistern, wie sie Luther allerdings meisterhaft geübt und vorgebildet hat. Er ist dadurch, und das ist sein großer Ruhm, der Vater der bis heute so reich ausgebildeten Journalistik geworden.

Das ist überhaupt das Wesen des Protestantismus, daß er seit vier Jahrhunderten im geborgten Licht katholischer Kultur gestrahlt hat. Gewiß, auch diese Entwicklung hat etwas Begeisterndes, Hinreißendes, nämlich so begeisternd und hinreißend wie jede leidenschaftliche Negation. Gegen das Wahre, das Große, das Erhabene zu kämpfen, ist fast interessanter als dafür zu kämpfen. Denn der Verneiner nimmt auch an der Erhabenheit des Bekämpften teil und addiert dazu die interessante Erhabenheit der Verneinung. Luzifer ist interessanter als Michael, Judas Iskarioth interessanter als Judas Thaddäus. Ich will damit durchaus nicht den Protestantismus mit jenen Charakteren vergleichen. Der Protestantismus war in seinem Entstehen durchaus nicht so unbedingt verneinend. Weder Luther noch Heinrich VIII. — um von den dazwischen liegenden Charakteren zu schweigen — wußten, wohin sie trieben. Nicht ein positives oder negatives Kulturprogramm beseelte sie, sondern sie wurden vom Gang der Ereignisse, von der Leidenschaft, von Nebeninteressen geschoben. Und gewiß auch von der Verschuldung auf katholischer Seite. Davon später. Man wollte Übelstände der Zeit reformieren, wie man heute in gewissen katholischen Kreisen auch reformieren will. Man wollte selbstverständlich katholisch bleiben. Es war fast nur ein Versehen, in Verbindung mit weltlichen Nebenumständen, daß jene Bewegungen, die in Frankreich nur zum Gallikanismus, in Spanien und beim Kaisertum zu politischen und kriegerischen Zerwürfnissen mit dem Papsttum führten, jenen verderblichen Kulturbruch der Kirchentrennung herbeiführten. Niemand fühlte sich im Bewußtsein dieses Erfolges behaglich. Auch Luther nicht. Selbst Elisabeth von England protestierte den fremden Gesandten gegenüber dagegen, daß sie vom Katholizismus abgefallen sei.

Und diesen, so entstandenen, sich so entwickelnden Protestantismus sollten wir Katholiken als Grundlage nationaler Kultur annehmen? Diesen Protestantismus, der nur von der Negation des Katholizismus sich erhält, der ganz zerfallen würde, wenn ihm nicht das Dasein des Katholizismus einen Anschein von Existenzberechtigung gäbe? Mit vollem historischen Recht halten und lieben wir unsere protestantischen Mitbürger noch allezeit als legale Glieder unserer katholischen Mutterkirche, die sich nur vorübergehend ihrem Schoße entrissen haben, die aber über kurz oder lang gar nicht anders können werden, als freudig zurückzukehren. Es gehört keine Prophetengabe dazu, diese Rückkehr zu prophezeien. Sie ist logisch gefordert. Sie liegt in den Entstehungsarten des Protestantismus begründet und bezeugt. Wir hegen keinen Groll, keine Mißachtung ob der zeitweiligen Trennung. Sie lag gewiß in der Vorsehung Gottes. Sie sollte uns eine Lehre

sein. Sie wird, wie alle Trübsal, noch ihren reichen Segen entfalten. Sie war die Strafe für manche Lässigkeit, vor allem auf unserer Seite. Hier lag der große Fehler, die Schuld, unsere Schuld. Den Protestanten anderseits können wir alle Achtung für eine gutgemeinte, edle Empörung entgegenbringen, ein volles Verständnis der edlen Motive neben den weniger edlen.

Ja, wir Katholiken sind zu aller Liebe, zu aller Ehrerweisung, zu aller Selbstverdemütigung bereit — nur nicht zu einem: zur Aufgabe unseres Katholizismus, unserer Kulturprinzipien, und zur Annahme des Protestantismus, seiner negativen Prinzipien, sei es nun ganz oder halb.

Auch nicht halb! Damit komme ich auf eine andere Phase des religiösen Kulturprogramms, wie es in neuester Zeit von gutgläubigen Katholiken entwickelt wird, die zweifellos ihrer Kirche, dem Papsttum getreu bleiben wollen, die aber doch finden, daß die Kirche sich dem modernen Geiste, der modernen Kultur mehr öffnen sollte, um so alle Herzen zu gewinnen, und ihre hohe überirdische Kulturarbeit erst recht gedeihlich entfalten zu können. Es sind das die Anschauungen jener äußerst regen und geistreichen katholischen Kreise, die unter mannigfacher Benennung eine liberalere Handhabung der Disziplin inbezug auf den Index, eine Reform der römischen Regierung, ein Schritthalten mit dem Fortschritt der zeitgemäßen Anschauungen, eine größere Aufnahmsbereitheit weltlicher Kultur vorschlagen.

Ich anerkenne vor allem die loyale Weise der meisten dieser Vorschläge, die nicht als Forderungen auftreten, sondern durchaus die Beistimmung der anerkannten Autoritäten der Kirche voraussetzen. Es kann sich also auch nicht um leidenschaftliche Abwehr antikirchlicher Tendenzen handeln, sondern nur um freundschaftliche, brüderliche Erörterung und Kritik dieses katholischen fortschrittlichen Kulturprogramms. Ich werde mir gestatten, den wesentlichen Kern aus diesen in sich wieder sehr verschieden formulierten Besserungsvorschlägen herauszuheben, ohne mich ins einzelne einzulassen. Auch hier sind ja die Prinzipien die Hauptsache.

Einer dieser Männer, eifrig in Schrift und Wort, geistreich und liebenswürdig, legte mir vor kurzem, nicht vertraulich, sondern in größerer Gesellschaft, seine Anschauung dar, daß er mit Liebe bei seiner Kirche bleibe und seine priesterlichen Ämter mit Begeisterung verwalte, übrigens halte er doch das Christentum, den Katholizismus für etwas Relatives, und er könne sich denken, daß sich aus ihm dereinst noch ebenso etwas ungeahnt Großes, völlig Neues entwickle, wie sich das Christentum entwickelt habe.

Es fällt mir nicht ein, diese persönliche Anschauung auf eine ganze Richtung zu verallgemeinern, aber ich habe es für angezeigt gehalten, sie hier als charakteristisch mitzuteilen, weil sie in typischer, in naiver Weise tatsächlich den Kern dessen offen zeigt, was man etwa moderne Kulturanschauung nennen kann. Es ist der

Zweifel an etwas Festem, Bleibenden, Ewigen, es ist die Überzeugung von der Relativität aller Dinge und Verhältnisse, aller Anschauungen und Ergebnisse. Nichts steht fest, auch nicht die Wissenschaft, alles entwickelt sich aus unscheinbaren Anfängen, fast aus nichts, ja, aus dem Gegenteil. Dieser philosophische Relativismus ist auch der Kern des theologischen „Modernismus", aber er breitet seine Kreise weithin über alle Gebiete des Lebens, der Ethik, der Gesellschaft, des Rechtes aus. Er ist, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, bereits das Grundprinzip der alten Sophistik, der ja auch alles Wissen, alle Moral, alles Recht, alle Begriffe relativ waren. Diesem Relativismus der Sophisten haben nun bekanntlich schon damals Sokrates und Platon die Lehre von festen Begriffen, von bleibenden, ewigen Ideen entgegengestellt und sie haben damit nicht nur die Philosophie, sondern auch die Wissenschaft überhaupt begründet und möglich gemacht. Die Philosophie und Wissenschaft des Aristoteles, seine Logik und Methode ist nichts anderes als der Ausbau jenes dem Relativismus entgegengesetzten Lehrgebäudes. Und dessen weitere konsequente Entwicklung ist die Scholastik. Das vielumstrittene Wesen der Scholastik ist gegenüber dem Skeptizismus und Relativismus der Araber und Juden des Mittelalters wieder jene wichtige Lehre: Es gibt feste Prinzipien, ewige, bleibende Wahrheiten, es gibt eine feste Moral; daraus ergibt sich alle Wissenschaft und alle Theologie, alle Kultur und Religion, die Kirche, ihre Dogmen, ihre Unfehlbarkeit. Nun verstehen wir, warum die Kirche die platonisch-aristotelische Philosophie, und die Scholastik als deren Ausbildung, so hochhält. Sie hält damit die Wissenschaft und die Kultur, die Gesellschaft und die Ordnung aufrecht gegenüber dem Chaos. Nun verstehen wir aber auch den inneren Zusammenhang zwischen Religion und Kultur, zwischen dem Ewigen dort und dem Bleibenden hier. Nun verstehen wir, warum die Leugnung des Ewigen, des Bleibenden nicht nur die Religion, sondern auch alle Kultur zu vernichten droht.

Darum geziemt uns also, bei aller Hochschätzung der modernen Wissenschaft, der modernen Technik, der modernen Kultur mit all ihren Erleichterungen des Verkehrs, mit ihren Einrichtungen zur Sicherung und Förderung des Weltlebens, doch auch eine gewisse Vorsicht den Prinzipien der modernen Kultur gegenüber. Es besteht nämlich im Kultursystem der Kirche eine ebenso feste Konsequenz wie in dem Kultursystem der sogenannten modernen Anschauung. Das eine beruht auf der Überzeugung von dem Bestehen ewiger, bleibender Wahrheiten, das andere beruht auf der Überzeugung von der Relativität aller Dinge, von der Entwicklungsfähigkeit aus dem Grenzenlosen ins Grenzenlose. Wiederum ist zu betonen, daß es hier und überall auf diese Grundsätze ankommt. Gewiß, man kann sowohl von der einen Anschauung aus wie von der andern Wissenschaft treiben, Philosophie, Astronomie, Geologie, Zoologie,

Geschichte usw.; man kann von beiden Seiten aus sich den sozialethischen Problemen wie den künstlerischen nähern. In beiden Fällen wird die Exaktheit der Methoden, die Exaktheit der gefundenen Resultate die wichtigste Forderung sein. Das ist selbstverständlich. Darüber wird nicht gestritten. Aber man vergesse nicht, daß im Kampf um die moderne Weltanschauung von ganz andern Dingen die Rede ist. Wenn man von „moderner" Philosophie spricht, so meint man damit das angebliche Ergebnis, daß es keine Erkenntnis des Übersinnlichen, der Ideen, Gottes gebe, daß keine Seele, keine Unsterblichkeit, keine Moral, keine Verantwortlichkeit existiere. Wenn man von „moderner" Naturwissenschaft spricht, so meint man nicht die methodische Arbeit, sondern man meint die angeblichen Ergebnisse, daß es keinen Schöpfer und keine Schöpfung gebe, daß die Welt sich entwickle nicht nach einem vernünftigen Ziele hin, sondern durch Zufall, durch mechanische Notwendigkeit, daß der Mensch sich in keinem wesentlichen Punkt vom Tier unterscheide. Wenn man von „moderner" Geschichtsauffassung spricht, so meint man auch nicht Entdeckungen und Ausgrabungen, sondern die vermeintlichen Ergebnisse moderner Forschung, daß nur materielle Bedingungen, nicht Ideen, nicht Religion, nicht Vorsehung die Ereignisse beherrsche, daß es kein Wunder, keine Offenbarung gebe, daß die Entwicklung der Religion auf Selbsttäuschung, auf Mißverstand beruhe usw.

Sei ein noch so exakter Forscher auf irgend einem Gebiete der Natur- oder Geisteswissenschaft, wenn du aber auf dem Wege exaktester Methode zu irgend einem mit den erwähnten Thesen widersprechenden Resultat kommst, so kannst du nicht als „moderner" Kulturmensch gelten. Nimm alle positiven Ergebnisse moderner Forschung an, wehrst du dich aber gegen jene antireligiösen Dogmen, dieweil sie offenbar falsch, erschlichen, unbewiesen sind, so hilft dir nichts, du bleibst in den Augen der sich modern dünkenden Kultur ein Barbar, ein Idiot, ein Fetischist. Nimm die Entwicklungslehre an genau bis zu jenem Punkt, wo sie dir exakt erwiesen zu sein scheint, bring noch einige exakt erwiesene Beweise bei — es nützt dir nichts, du wirst als Finsterling, als Unmoderner, als Kulturgegner bekämpft und beschimpft, wenn du nicht zugleich auch die wissenschaftlich unerwiesenen Blasphemien gegen den Schöpfer und gegen seine Weisheit mit unterschreibst. Kritisiere in rücksichtslosester Weise die dir rückständig und inferior scheinenden Zustände innerhalb deiner Kirche: so lange du damit Skandal zu machen scheinst, wird man dich als modernen Geist loben, da man erwartet, daß du im Lauf der Ereignisse gewiß abfallen und andere zum Abfall überreden wirst; aber täuscht diese Erwartung, so nützt dir alles nichts, verdoppelt wird dich der Hohn und Spott der modernen Kulturmenschen treffen.

All dies soll uns gewiß nicht abhalten, die Sache der wahren Kultur, der Wissenschaft und der Kunst im Wetteifer mit den Modernsten der Modernen zu vertreten. Aber es lehrt uns, uns über die wirklichen Verhältnisse besser zu orientieren und zweierlei wohl zu

scheiden. Jene spezifisch als modern angerufenen Grundsätze einer Kultur, die wir für minderwertig der unsern gegenüber ansehen müssen, können unmöglich von uns angenommen werden. Nicht in unserm Parteiinteresse, sondern im allgemeinsten Interesse der Kultur. Denn jene Grundsätze sind auf die Dauer nicht imstande, eine Kultur zu tragen, vielmehr sie zu untergraben und zu vernichten. Was aber die Kulturarbeit fleißiger und exakter wissenschaftlicher Forschung, technischer Erfindung und Anwendung betrifft, so ist sie weder modern noch unmodern, weder religiös noch unreligiös. Sie versteht sich von selbst.

Das gleiche gilt vom künstlerischen Gebiet. Wenn man unter „modernem" Geist nur das Antireligiöse, Antikirchliche, Antimoralische versteht, dann haben wir allen Grund, es von uns fernzuhalten. In der Tat gilt auch in der Kunst heutzutage ein gewisser Satanismus, eine Perversität so ausschließlich als modern, daß neulich ein etwas ungeschickt nachsprechender katholischer Kritiker in bester Absicht die Aufnahme eines ihm etwas frei dünkenden Gedichts in eine katholische Anthologie lobte als erfreuliches Zugeständnis an den Fortschritt. Wenn es sich aber in der Kunst, wie es in der Ordnung ist, um tadellose Technik, um Beherrschung aller Mittel, um Fülle, Schönheit, Charakteristik, Scharfblick und dergleichen handelt, dann ist auch das weder modern noch unmodern. Das ist nicht erst von den Modernen um 1885 herum neu entdeckt worden. Gute ordentliche Dichter und Künstler gab es schon vor ihnen, schon zehn, hundert, tausend Jahre früher. Und auch schlechte Dichter.

Also darüber sind wir alle ohnedies ganz einverstanden, ob wir uns nun Moderne nennen oder nicht, daß man ordentlich und tüchtig, exakt und gewissenhaft arbeiten muß, sei es nun auf dem Gebiete der Wissenschaften, der Techniken, oder auf dem der Künste, der Sozialpolitik usw. Nur über die Prinzipien sind wir nicht einig. Und da, meine lieben Freunde und meine ebenso lieben Feinde, gibt es keine andere Einigung, als daß entweder ihr uns überzeugt und überwindet, oder wir euch. Nun wohlan, ich will das letztere. Ich will's mit aller Höflichkeit und Achtung, aber auch mit aller Festigkeit.

Denn das ist gewiß. Nach all dem, was ich ausgeführt habe, kann eine vollkommene nationale Kultur nur bei einer Einheit in der religiösen Grundlage bestehen. Diese Kultur, diese Einheit ist ja eben durch die Kirchenspaltung zerstört worden. Unsere Aufgabe muß es sein, die Einheit wieder herbeizuführen, und durch die Einheit die Bedingung einer vollen nationalen Kultur. Durch Ignorierung der konfessionellen Gegensätze kann diese Einheit nicht erzielt werden, und daher auch nicht die Kultur. Die Ignorierung würde ja die Ausschaltung, die Beiseitesetzung der Religion bedeuten als des wichtigsten Kulturfaktors, und damit die Herabsetzung der Kultur zur Bedeutungslosigkeit, zur Nichtigkeit. Die Erfahrung lehrt, daß keine hohen Kulturideale, auch nicht die der Nation, der

Freiheit, der Zucht ohne den Schwung religiöser Begeisterung erreicht werden können. Und diese religiöse Begeisterung muß, um vollwertig zu sein, mit der festesten kultlichen Gemeindeverfassung zusammenhängen.

Aber ist die konfessionelle Einheit möglich nach vierhundertjährigen vergeblichen Versuchen? Über ihre Möglichkeit zu grübeln gestattet uns nicht die Notwendigkeit der Forderung. Die religiöse Einheit ist für die höchste Kultur notwendig, folglich muß sie möglich sein, folglich kann sie wirklich werden. Diese Einheit ist, da ein Protestantischwerden des katholischen Teiles völlig ausgeschlossen ist, auf zwei Arten denkbar: entweder durch Wiedereintritt der abgewichenen Teile der Nation in die Kirche, oder wenigstens durch eine Union, die durch ein Konkordat des Staates mit der Kirche geschieht; eine Union, wie sie ihre Vorbilder hat einerseits in der Union der lutherischen und der helvetischen Konfessionen, anderseits in der Union des römischen und des griechischen Ritus.

Aber wie soll dies Unerhörte sich je ereignen? Es ist nicht so unerhört. Zu allen Jahrhunderten waren Ansätze dazu da. Leibniz war der Erfüllung nicht mehr gar so ferne. Allerdings würde es bei dem Geist, der heute durch härtere Herzen weht, fast lächerlich erscheinen, mit einem Programm einer Union, oder gar mit einem der vollen Wiedervereinigung hervorzutreten. Nein, dieser Lächerlichkeit will ich mich nicht aussetzen. Die Zeiten sind andere als die des ersten Pfingstfestes, da eine Minorität von 120 Christen aus dem „Turm" heraustrat, um die ganze zivilisierte Welt zu erobern. Aber eines können und sollen wir, ohne uns lächerlich zu machen, mit einem Mittel können wir die Geister vorbereiten zu jenem Ziel all unseres Kulturbestrebens. Wir Katholiken können und müssen schon jetzt und immerfort die Unvergleichlichkeit, die Schönheit und Wahrheit, die Erhabenheit, die Fülle und den Reichtum, den Segen und das Heil unseres katholischen Kulturideals an uns selber, an unseren Werken, an unseren Einrichtungen zur vollen Erscheinung und Entfaltung bringen, wir müssen, wie es uns von heiligstem Munde geboten ist, unser Licht leuchten lassen vor den Menschen. Das haben wir vielleicht zu wenig getan, das war die Schuld, die jene Kirchenspaltung zur Strafe nach sich zog, das ist noch immer die Schuld, die unsere Schätze weniger werbefähig macht als sie sein sollten und müßten.

Seit einiger Zeit ist dies Gefühl in katholischen Kreisen lebhafter als je und es äußert sich ein erfreulicher Drang, die anscheinende Lethargie durch machtvollere Wirksamkeit zu beheben. Aber, wie mich dünkt, vergreift man sich zum Teil in den Mitteln. Man glaubt die Welt für den Katholizismus mehr interessieren zu können durch Entgegenkommen, durch Anbequemen, durch Aufnahme sogenannter „moderner" Kulturelemente, durch Zurückstellung solcher katholischer Kulturgrundsätze, die der modernen Welt übel und befremdlich klingen. Ich glaube, man hat damit nur das Gegenteil des Gewünschten er-

reicht. Die Gegner loben freilich ein solches Vorgehen, da sie es als Preisgeben des Katholizismus ansehen, aber sie finden sich dadurch nur in der Mißachtung für das Katholische bestärkt, das solchergestalt die Katholiken selber aufzugeben scheinen. Nein, der richtige Weg geht meines Erachtens anders. Wir müssen, ohne die Andersdenkenden zu verletzen, die ganze Fülle unserer eigenen Kulturschätze ohne Nebenbedenken, ohne Nebenrücksichten, auswirken. Nur so werden wir jene Stimmung vorbereiten, die eine Union ermöglichen kann. Denn diese Stimmung kann nur darin bestehen, daß die Außenstehenden sagen müssen: „Sehet an, welcher Schätze der Kultur sich die Katholiken rühmen! Sehet, welche Ruhmestitel ihrer Kultur sie auf allen Kulturgebieten vorweisen können! Seht, wie fruchtbar die Grundsätze ihrer Kultur sind! Seht, wie stolz und befriedigt sie mit Recht sind über ihre unvergleichliche Stellung, über das Alter, die Autorität, die Ständigkeit, die Unentwegtheit ihrer Kirche, über die festen Grundlagen und Grundsätze des geselligen Lebens, denen sich sonst in diesem Maße keine Gemeinschaft an die Seite stellen kann. Wahrhaftig, die katholische Kirche mit ihren Bekennern allein macht den Eindruck, auf einen Fels gebaut zu sein, wie der Herr es verheißen hat. Wir andern müssen allerdings uns dagegen wie auf Sand gebaut vorkommen."

Wenn wir diese positive Kulturarbeit auf katholischem Grunde in nationalem Sinne ausführen, werden wir, auch wenn sich die Erfolge einer Union oder Wiedervereinigung nicht so schnell einstellen, dennoch schon unterweilen jenes nationale Kulturideal zu einem Teil vorbilden, das freilich erst nach der vollen Vereinigung ganz so glorreich und vollkommen wieder erblühen kann, wie zu den Zeiten unserer großen Kaiser des Mittelalters. Man klage nicht, daß wir indessen noch zu schwach dazu sind, daß wir der Anbequemung an die protestantischen, jüdischen oder ungläubigen Volksgenossen bedürften, daß es untunlich sei, die kulturelle Einheit der Nation durch Hervordrängen der katholischen Besonderheit noch mehr zu gefährden. Nein, wenn wir Katholiken deutscher Zunge nur alle zusammenhalten, so sind wir bereits stark genug und fähig, eine Hochkultur schon jetzt in ihrer vollen Reinheit vorzubereiten, ja, sie zum guten Teil zu verwirklichen, uns zum Heile, und der ganzen Nation, die sich daran erspiegeln soll. Gewiß, es gehörte dazu eine nicht gewöhnliche Energie, es müßte eine kulturgeschichtliche Bewegung sein von tieferer Wirkung und größerem Ernst, von höherer Bedeutung als die Romantik. Aber warum sollen wir nicht das Ungewöhnliche, das Ungeheure unternehmen! Ist doch auch der Schaden, den wir heilen wollen und sollen, ungeheuer, und muß doch auch die Wirkung, die wir erzielen müssen, eine ungeheure sein.

Ist etwa die Zeit nicht günstig dazu? O nein, alle Zeichen der Zeit scheinen uns günstig zu sein. Die Krankheit wird überall gefühlt. Heroische Kuren werden von allen Seiten vorgeschlagen. Zu einer Zeit, da es erlaubt ist, die tollsten, die absurdesten, die widerlichsten

Vorschläge zur Kulturerneuerung auszuhecken und zu propagieren, da sollte es nicht erlaubt sein, das einzig Vernünftige, das Selbstverständliche zu erstreben, das, worauf alle Geschichte und Logik hinweist!

Oder sind etwa der Arbeiter zu wenige? Sind sie zu schwach, zu unbegabt, zu ungelehrt? Sind wir inferior und rückständig? Freilich die Statistik weist unverhältnismäßig mehr Professoren und Studenten bei unseren Gegnern auf als bei uns. In den Akademien sind die Arbeiten der Nichtkatholiken zahlreicher als die der Katholiken. Die Bibelkritik und dergleichen wird von den andern mit unbedingterem Eifer betrieben, und so fort. Aber es handelt sich bei der Kulturarbeit nicht nur um Spezialforschung, die gewiß nicht zu unterschätzen ist, es handelt sich vor allem um die Grundsätze. Die machen eine Kultur aus. Und wir können uns rühmen, im Besitz der richtigen Grundsätze zu sein, die wir auch, wie der Bericht vom Büchermarkt bezeugt, unermüdet darlegen. Das ist unsere Stärke. Wir haben, gegenüber den sophistischen Grundlagen des Relativismus, die ständige Philosophie als Vorbedingung jeder wahren Wissenschaft, jeder wahren Ethik und Sozialistik, jeder wahren Kunst. Das sind die Talente, mit denen wir wuchern sollen und wuchern. Das ist unsere Superiorität, die wir stolz und bewußt, tapfer und eifervoll auszunützen haben. Schmach jenen unnützen Knechten, die diese anvertrauten Schätze zurücklegen und vergraben, weil sich mit den Rechenpfennigen des Marktes leichter und gefahrloser rechnen läßt! Ach, in dieser Feigheit, in dieser Unkenntnis der wahren Werte, in dieser Trägheit, die eigenen Geschäfte zu betreiben, um sich bequem an fremden zu beteiligen, darin liegt der Hauptgrund unserer weniger günstigen Lage. Man schaffe hier gründlichen Wandel, indem man nur einfach das tut, was man tun soll, das sieht, was man sehen sollte, und das ganze Angesicht der Erdenverhältnisse hat sich umgewandelt zu unserm Vorteil, zum Vorteil der Wahrheit. Dieser Gesichtspunkt ist in dem peinlichen Inferioritätsstreit der letzten Jahre nicht genügend berücksichtigt worden. Auch muß ich den gewiß sehr gutmeinenden und scharfsinnigen Kritikern unserer angeblichen Inferiorität vorwerfen, daß sie doch von den positiven Früchten unserer Prinzipien zu wenig Kenntnis genommen haben. Wir Katholiken alle sind da ganz natürlich stark beeinflußt von der öffentlichen Meinung, die uns umgibt, die das ausposaunt und herausstreicht, was ihrer Tendenz entspricht, die aber wieder all das zurückdrängt und methodisch totschweigt oder verhöhnt, was nicht mit ihrer Tendenz übereinstimmt. Es gehört eine ungewöhnliche Selbständigkeit der Gesinnung dazu, sich von dieser öffentlichen Meinung zu emanzipieren. Diese öffentliche Meinung wird von den Gegnern gemacht, vor allem von den mit raffinierter Planmäßigkeit oder mit unfehlbarem Instinkt arbeitenden Zeitungen, die außer ihrer Gesinnung auch ihr Geschäft und ihr Publikum erhalten wollen. Es ist das dringendste Gebot für unsere Kultur, uns von

dieser öffentlichen Meinung frei zu machen und ebenso zielbewußt, mit ebenso regem Solidaritätsgefühl die wahre öffentliche Meinung des katholischen Volks zu entbinden, zu regeln, zu befestigen. Aber hierin ist noch wenig geschehen. Leider arbeitet gerade ein Teil unserer katholischen Kritik ganz im Dienst dieser gegnerischen öffentlichen Meinung, er läßt sich von ihr berauschen und verleiten, das Kulturschädlichste zu loben, das Kulturförderlichste zu tadeln, nur um bei dieser „öffentlichen Meinung" der Gegner nicht in den Verdacht und den Vorwurf der Rückständigkeit zu geraten, oder aus Furcht, sich im Turm katholischer Absonderung zu verschließen, dort zu versitzen und vom allgemeinen Kulturleben auszuschalten.

Aber nichts weniger als das ist meine Absicht. Unser Kulturideal soll wohl ein fester, uneinnehmbarer Turm sein, und mehr als ein einzelner Turm, eine ganze Stadt, die auf einem Berge liegt und von allen gesehen sein soll, wie das Evangelium sagt, eine Stadt mit einer Kirche auf einem Fels, den die Pforten der Unterwelt nicht überwältigen sollen. Unsere sichere Wohnung in dieser wohlumtürmten Stadt, den Berg und den Fels mit der Kirche wollen wir nicht aufgeben und dem Feind überlassen, aber wir wollen von da aus in die Niederungen umher ziehen und den Bereich unseres Wirkens so weit ausdehnen, als die Aussicht von der höchsten Warte unserer Feste hinausreicht. Das gilt sowohl in geographischer wie in gegenständlicher Bedeutung. Uns liegt die ganze deutsche Kultur am Herzen, ohne Beschränkung. Das ganze Deutschland soll es sein — so weit die deutsche Zunge klingt, ohne Eifersucht von Nord und Süd, West und Ost. Und uns liegen alle Zweige und Gebiete der Kultur am Herzen. Nicht etwa nur, — wie manche meinen, weil sie uns nicht kennen, — die rein kirchliche, religiöse Kultur, das Kirchentum, der Klerikalismus, der Ultramontanismus und weiter nichts. Man lerne uns nur ganz kennen und man wird uns nicht eine beschränkte Einseitigkeit vorwerfen können. Diese Bitte richtet sich an Gegner wie Freunde.

Ich habe hier in diesen kurzen Erörterungen nur die Grundsätze feststellen wollen, aber ich habe auch dabei genügend betont, daß die Religion zum Heil der ganzen Kultur gereichen soll, als Band aller weltlichen Kulturverhältnisse. Ich habe dies Programm einer allseitigen Kultur bereits, in Paragraphen formuliert, in den historisch-politischen Blättern (Januar 1905) und darnach im 4. Bande meiner Kulturstudien an erster Stelle gegeben. Aber ich habe dies Programm meinerseits auch in der ganzen Reihe meiner Schriften auszugestalten gesucht. Keine einzige davon, auch nicht die kleinste, war ohne Beziehung auf dies einheitliche Kulturprogramm geplant und ausgeführt. Und es mag kaum ein Gebiet der Kultur geben in Wissenschaft, Philosophie, sozialem Leben und Kunst, das ich nicht auf diese Weise in einheitliche Harmonie mit dem Kosmos dieses allseitigen und doch einigen Kulturideals zu bringen gesucht habe. Nichts lag mir ferner,

als den Katholizismus nur auf die Sakristei beschränken zu wollen, nichts ferner, als nur, Kirchenlieder singend, die Augen zu verdrehen. Nichts menschliches, auch das Keckste und Gewagteste, das Problematischeste und Paradoxeste, will ich von unserer Kultur ausgeschlossen wissen, und ich habe von dieser Gestattung häufig genug Gebrauch gemacht. Und was gehört nicht alles zum Menschlichen! Die Lust, der Scherz, der Zweifel, der Irrtum, der Fehler, der Unsinn, die Schwäche, alles, alles Gute und Böse, Reine und Unreine, Weise und Törichte, Häßliche und Schöne, Wahre und Falsche. Es ist uns ja geboten, alles zu prüfen. Aber der Turm der Wahrheit, der Fels des Guten, der Berg des Heiligen soll nach allen Seiten als lichtes Wahrzeichen alles überragen und all dies so vielfach irrende und strebende Menschenleben vor unheilbarem Falle bewahren, zum Heile lenken, auf das allein Ewige und Bleibende hinweisen. Laßt dies Ewige übersehen sein, und unser ganzes Treiben wird zum Ekel, unsere Ziele zu Tand, unsere Kultur zur Barbarei, unsere Nation zur Herde, unsere Erde zum Chaos, unsere Geselligung zur Hölle.

Ich kämpfe seit Jahren für dieses einheitliche und allseitige Ideal einer Kultur und habe es außer in meinen Werken vor allem in den beiden ersten Jahrgängen des „Gral" klarzustellen gesucht. Vielleicht haben die Ereignisse der letzten Jahre die Mißverständnisse darüber etwas geklärt. Vielleicht ist gerade der gegenwärtige Augenblick einer Verständigung günstiger. Denn es scheint, daß diese letzten Ereignisse meinem Programm, dem Programm der sogenannten „Gralbewegung" Recht gegeben haben. Die päpstlichen Entscheidungen haben, nicht durch die Autorität einer formellen Unfehlbarkeit, sondern durch die Autorität der Logik der Tatsachen, ein Programm, das engeren Anschluß an die Grundsätze der sogenannten „modernen" Kultur des Relativismus suchen sollte, als unmöglich erkannt und erklärt. Aber auch die loyalen Versuche deutscher Katholiken, die religiösen Differenzen zwischen den Konfessionen der gemeinsamen Heimat beiseite zu lassen und zu gemeinschaftlicher nationaler Kulturarbeit auf neutralem Boden alle Konfessionen einzuladen, sind gescheitert. Sie mußten nach all den hier entwickelten Voraussetzungen scheitern. Eine religionsfreie Kulturarbeit ist ja im höheren Sinn als in dem von untergeordneter Handlangerarbeit nicht denkbar. Solange die Prinzipien der verschiedenen Konfessionen verschiedene, ja gegensätzliche und feindselige bleiben, müssen die Konsequenzen dieser Prinzipien sich in jeder höheren Kulturarbeit störend geltend machen. Ja, wenn der Protestantismus eine wirkliche Reform gewesen wäre, wie etwa das Wirken des heiligen Franz von Assisi mit seiner Ordensgründung, mit seinem dritten Orden, mit seiner positiven Erneuerung religiösen Lebens ohne Feindseligkeit gegen die zu reformierende Kirche, dann wäre eine Mitarbeit möglich. Das wollte vielleicht Luther ursprünglich. Das hätte er jedenfalls wollen sollen. Aber leider liegen nun einmal die Sachen anders. Darum haben ganz konsequent die konservativsten und uns gewiß in vielem nahestehenden protestantischen

Blätter die besonders auf der Düsseldorfer Katholikenversammlung geäußerten Annäherungsversuche mehr oder weniger schroff abweisen müssen. Gewiß, wir haben allen Grund, mit unsern protestantischen Brüdern friedlich und achtungsvoll auszukommen, aber eine wirklich fruchtbare gemeinschaftliche Kulturarbeit kann nicht auf dem Wege einer bloßen Ausschaltung der religiösen Differenzen, also auf dem Wege der Ausschaltung des religiösen Wesenskernes erfolgen. Der Gegensatz ist zu überbrücken, er ist nicht unheilbar, aber da müssen denn doch heroischere Mittel helfen. Ich verstehe darunter positive katholische Kulturarbeit, offenste Darlegung des Wesens unserer Kultur.

Das Durchdringen dieses Programms, das Durchdringen der „Gralbewegung" zeigt sich auch schon in einem andern Symptom. Die Versuche, mit Ausschaltung des Religiösen sich den Gegnern zu nähern, oder einen Teil der modernen relativistischen Prinzipien aufzunehmen, sind meines Wissens tatsächlich seit etwa einem Jahre eingestellt worden. Jene Katholiken, die mein Programm eine Zeit lang bestritten haben, scheinen also doch in der Praxis zur Einsicht gekommen zu sein, daß es auf ihre Weise nicht geht. Ich freue mich dieses Erfolges, ich danke meinen ehemaligen Gegnern für dies Verhalten, und ich kann ihnen bei solcher Sachlage den Vorschlag machen, aus den geänderten Zeitumständen die vollen Konsequenzen zu ziehen. In der Sache sind wir einig geworden, wie es denn gar nicht anders möglich war bei Männern, die alle, trotz Verschiedenheiten in der Taktik und Methode, doch unzweifelhaft auf demselben katholischen Boden standen und stehen. Die Logik der gemeinsamen Prinzipien mußte zum einheitlichen Resultat führen.

Ein großer Teil geistiger Energie ist in den letzten Jahren auf diese Experimente verwendet worden. Sie wird nicht verschwendet sein, wenn man die Lehren aus den Resultaten all dieser Experimente zieht. Man hat überall reformieren wollen. Das ist recht, denn gewiß ist vieles sehr reformbedürftig. Die beste Reform aber ist, es selber besser zu machen, exemplarisch zu wirken. Ich habe bereits gesagt und wiederhole es, daß die Hauptschuld an der Kirchentrennung die tief beklagenswerten Zustände im Leben des damaligen katholischen Klerus und der Orden waren. Das gleiche gilt von der Schuld an den Klosteraufhebungen in der Aufklärungszeit und in der Revolutionszeit. Ich weiß nicht, wie es jetzt steht. Aber ich höre, daß hie und da die Schuld an der Los von Rom-Bewegung und an den geringen Erfolgen der sonst so erfreulichen katholischen Bewegung ähnlichen Mißständen zugeschrieben wird. Wenn das der Fall wäre, dann gäbe es keine wichtigere Reform als diese, daß sich jeder Katholik bestrebt, so exemplarisch als möglich zu leben und die anderen dadurch zu gleichem Leben zu veranlassen. Mir scheint daneben jede andere Reformbestrebung sehr nebensächlich; oder vielmehr ich glaube, daß jene erste „Reform an den Köpfen und Gliedern" der einzelnen Vertreter des Katholizismus auch notwendig

und von selber die Reform an den etwa stockenden Institutionen herbeiführen muß.

Noch ein Grund wird als Anlaß mancher Verfolgungen und Bedrängnisse des Katholizismus angegeben: Eifersucht zwischen einzelnen Kreisen. So sagt man, daß die schmerzliche Katastrophe in Frankreich hierin ihren Grund habe. Ein Teil der Katholiken wollte sich zuerst mit Hilfe der Regierung der Kongregationen entledigen und öffnete so die Bresche, durch die alles verwüstet wurde. Ich weiß nicht, ob das ganz zutrifft, ich weiß auch nicht, ob bei uns ähnliches zu befürchten ist. Wir werden uns jedenfalls, gewarnt durch die Erfahrung anderer, davor zu hüten haben.

Welche Arbeit, die auf positive Leistungen hätte verwendet werden können, ist auf Reformierungssysteme und Modernisierungsbestrebungen aufgewendet worden! Und doch wird die Unzulänglichkeit menschlicher Verhältnisse nie ganz zu beheben sein. Menschliche Schwäche ist allem beigemischt, auch dem Heiligsten und Erhabensten. Man überlese nur darauf hin die Bibel beider Testamente! Mich wundert, daß unsere Zeit, die so viel Sinn für Realismus hat, daneben so wenig Verständnis und Nachsicht für diese realistischen Seiten des Religiösen hat. Man ergötzt sich in Theatern und in Romanen an allen unausweichlichen Schattenseiten des Lebens, man wühlt geradezu mit Liebe im Schmutz und im Schlamm, im Staub und im Kot, der ganz natürlich auch die edelsten Erscheinungen der Kultur umgibt, der in Prunkhallen eindringt, der sich um Gold und Marmor ansetzt. Ja, gerade hier an dem Reichsten und Glänzendsten merkt man ihn deutlicher als auf der Straße, als im Stall, als im Wald und auf der Heide. Je höher das katholische Ideal der Kultur im Leben des Priesters und Mönchs, in allen Beziehungen des Laienleben ist, um so leichter zeigt sich der Gegensatz des Unwürdigen, des Schlechten, des Niedrigen und des Lächerlichen. Das liegt in der Sache selber, in der Höhe der Ideale. Die Ideale wegnehmen, damit sie nicht beschmutzt werden, das wäre eine schlechte Reform. Das wäre so, wie wenn man ein staubig und rußig gewordenes Freskogemälde, statt es sorgfältig und liebevoll allmählich wieder von allen Stäubchen nach Möglichkeit zu befreien, einfach mit weißer Tünche überstriche, um Ordnung zu machen und mit allem Schmutz aufzuräumen. Am schlimmsten wäre es, wenn ein allzu eifriger Restaurator mit dem Schmutz auch das ganze Kunstwerk wegputzte.

Diese vergeblichen und erfolglosen Reformversuche haben für einige Zeit das frohe und freudige Arbeiten lahmzulegen gedroht. In manche unserer gelehrten und literarischen Kreise ist dadurch eine gewisse Stockung geraten, eine Entfremdung der sonst sc einigen Geister. Es ist nun gute Zeit dazu, auch dies zu überwinden und manche drängende Kulturarbeit fortzusetzen. In dieser Beziehung begleiten unsere Glückwünsche besonders die Görresgesellschaft und die Leogesellschaft, denen hohe Aufgaben gestellt sind. Sie werden diese vorerst noch eine Weile ohne besondere Mithilfe

anderer Faktoren erledigen müssen. Daher ist ein möglichst gemeinsames Vorgehen für die nächste Zeit um so empfehlenswerter.

Das Gleiche gilt von unseren wissenschaftlichen und literarischen Blättern und auch von unsern politischen Blättern, sofern sie außer der Politik auch die allgemeineren Aufgaben der Kultur verfolgen. Und daß sie diese mit immer wachsendem Interesse verfolgen, wird auch zum Vorteil der Politik gereichen. Denn auch unsere Politik kann dauernd nur durch die Blüte unserer Kultur gesichert werden. Ein engeres Zusammenschließen der katholischen Blätter, ein Vertiefen in die wesentlichen Grundsätze katholischer Kultur, ein planmäßiges, methodisches Entwickeln dieser Prinzipien und der daraus erfließenden mannigfachen Kulturschätze, das ist zu erstreben, das allein kann uns vorwärts bringen, das kann uns in Achtung setzen bei andern, das kann unseren Grundsätzen zum Sieg, zur Anerkennung verhelfen. Daß wir die Aufmerksamkeit auf alles Katholische lenken, ist vor allem not. Daß jeder von uns auch alles Nichtkatholische kennen lernt, dafür ist ohnedies von anderer Seite genügend gesorgt. Wir lesen doch nicht nur katholische Zeitungen. Aber wir lesen die katholischen Zeitungen auch nicht deshalb, damit sie uns in verwässerter Weise das wiederholen, was wir über Wundt, über Harnack, über Nietzsche und über Ibsen schon hundertmal gelesen haben. Wir wollen das Unsere kennen lernen, darin sind wir schrecklich ignorant. Ich selber gestehe gerne meine eigene Ignoranz. Mit Mühe muß ich mir die Orientierung über katholische Wissenschaft und Kunst verschaffen. Gewiß, ich kann sie schließlich finden, das weiß ich, aber gegenüber den hundert Feuilletons liberaler Zeitungen, die mir alles unkatholische von hundert Seiten her mundgerecht machen, mich immer wieder daran gemahnen, ist es schwer, unser Katholisches immer präsent zu haben, wenigstens in dieser verkehrsbereiten Weise, wie es das Nichtkatholische ist. Wir Katholiken können da täglich neue Entdeckungen in der Literatur unserer Freunde machen, mit denen wir täglich verkehren, ohne zu wissen, was sie geleistet haben. Ich könnte davon Episoden erzählen, die fast komisch sind, wenn sie nicht so tragisch wären.

Wahrscheinlich wird uns in nächster Zukunft ein großer Kampf um die Universitätsfragen blühen. Auch darin rät sich von selber ein enger Zusammenschluß und eine Entfaltung der sachlichen Grundsätze. Wohlan, man kläre nur die Oeffentlichkeit darüber auf, daß es sich nicht um den Kampf zweier Konfessionen um den akademischen Brotkorb oder um akademische Ehren handelt, sondern um einen rein geistigen Kampf, um die Wissenschaft und um die Kultur. Man kläre offen darüber auf, daß wir Katholiken ganz einfach für die Wissenschaft, für die Möglichkeit der Wissenschaft kämpfen, indem wir feste Prinzipien des Wissens, ewige Wahrheiten, bleibende Begriffe annehmen, während der sich modern nennende Teil der Gelehrten den Relativismus alles Wissens, alles Bestehenden lehrt, den Relativismus von

Gut und Böse, von Recht und Unrecht, von Leben und Tod, von Pflicht, Verantwortlichkeit, Willensfreiheit. Man mache es sich und den andern vollkommen klar, daß wir Katholiken in der Frage der Wissenschaft genau denselben Standpunkt einnehmen, den seinerzeit Sokrates, Platon und Aristoteles gegen die Sophisten und Skeptiker einnahmen. Und auf den Standpunkt, auf die Prinzipien kommt es an. Den festen Standpunkt fester Prinzipien, den haben wir allein. Jene andern sich modern Dünkenden sind allerdings in diesem Sinne voraussetzungslos, da sie nirgend feste Grundsätze annehmen. Aber diese Voraussetzungslosigkeit, dieser Relativismus führt ebenso zur endlichen Selbstauflösung der Wissenschaft und aller Kultur, wie bei den Sophisten. Er würde dahin führen, wenn wir nicht da wären mit unserer ständigen Wissenschaft, mit unseren Grundsätzen, mit unseren „Voraussetzungen."

Vielleicht kommt dann doch die Zeit, wo die Nation, wo der Staat erschrickt vor der Macht, die er als Privilegium einer wissenschaftlichen Richtung gibt von bedenklichstem Charakter. Vielleicht erkennt der Staat doch noch mit der Zeit, welchen Schaden jene privilegierten, sophistischen, relativistischen Lehren anrichten müssen, jene Lehren von der Zwecklosigkeit des Daseins, von dem Mechanismus des Geschehens, von der Entgötterung der Natur, von der Unfreiheit des Willens, von der Unverantwortlichkeit, von der Relativität des Rechts und der Moral, lauter Lehren, die sich mit Unrecht für wissenschaftlich bewiesen ausgeben, jene Lehren, welche die alles vergiftende Quelle der sogenannten „modernen Weltanschauung" sind.

Es gibt keine wichtigere nationale Angelegenheit, als dieser kulturellen Gefahr zu steuern. Es gibt keine nationalere Aufgabe, als die in diesem Fall dem Christentum, der katholischen Kirche zufällt als der Bewahrerin der rettenden Prinzipien. Und diese Religion sollte unnational sein! Nicht einmal die alten heidnischen Nationalstaaten kannten in religiösen Dingen diesen beschränkten Nationalismus. Das klassische Volk der Griechen holte sich seine Götter aus Asien, aus Ägypten, aus Thrakien, von den Hyperboreern (Aphrodite, Athene, Ares, Apollo). Und anderseits holten sich Asiaten, Afrikaner, West- und Nordeuropäer die als unfehlbar geltenden Aussprüche des delphischen Orakels. In welcher providenziellen Weise kam aber gerade das Christentum unserer Nation entgegen! Geoffenbart im Galiläer- und Judenland, verlegt es sogleich auf göttliche Weisung seinen Sitz von dem untergangsreifen Jerusalem nach Rom, nach jenem Rom, das ein volles Jahrtausend der ruhmvolle Sitz deutscher Kaiser ist. Dante, der italienische Patriot, der Begründer italienischer Nationalkultur, hielt es nicht für unnational, wiederholt und konsequent den deutschen Kaiser in jenes Rom zu rufen als Vollendung christlicher, katholischer Kultur. Ebensowenig darf es heute als unnational gelten, wenn wir im selben Sinne die Hilfe Roms, des päpstlichen, katholischen Roms für jenes Deutschland, für die deutsche Nation und Kultur in Anspruch nehmen. Und wer weiß,

welchen Ereignissen, welchen Entscheidungen wir entgegen gehen! Ist es nicht eine unglaubliche Fügung der Geschichte, daß trotz mancher Zwiespältigkeiten, wie sie zu allen Zeiten bestanden, nunmehr wieder jene Länder, die zur Zeit der alten deutschen Kaiser eine innigere Einheit bildeten, durch einen festeren Bund vereinigt sind, den die Natur der Verhältnisse ihnen auferlegt: Deutschland, Oesterreich und Italien. Freilich ein Zustand, der in keiner Beziehung etwas Fertiges darstellt. Ich will mich nicht auf vage politische Prophezeiungen einlassen, sondern nur ganz nüchtern bemerken, daß sich heute noch, oder heute schon der Deutsche, ob er nun Katholik oder Protestant sei, in Rom wie in einer geistigen Heimat heimisch findet, und zwar gewiß nur im Rom der alten, antiken und päpstlichen Traditionen. Das „heilige römische Reich deutscher Nation", über das die Philister so viel gespöttelt haben, ist in der Tat noch immer ein wirksamer, ein realer Kulturbegriff; es ist, wenn auch nicht mehr ganz in politischer, so doch in kultureller Bedeutung die Formel für jenes katholische Kulturideal, das auch zugleich das höchste nationale Kulturideal des deutschen Volkes bleiben wird.

Ideen und Ideale sind nach der Anschauung der „modernen" materialistischen Geschichtsauffassung etwas unwirkliches, nach unserer Anschauung aber das Wirklichste und Wirksamste. Das Reich der Ideen und Ideale ist jenes Himmelreich, nach dem wir zuerst zu streben haben, damit uns das andere von selbst zufalle. Wir Katholiken sind in mancher Beziehung durch die Not der Zeit aus der materiellen Welt in dieses Himmelreich der Ideen gedrängt. Das ist kein Nachteil, es ist ein Vorteil, den uns die Vorsehung zuspielt, damit wir ihn nun auch richtig und völlig ausnützen. Konsolidieren und konzentrieren wir uns in diesem Reiche des Geistes. Begründen wir die Kultur, die in Wirklichkeit auszugestalten uns noch versagt ist, einstweilen schon in diesem Bereiche des Geistes. Die Arbeit wird nicht verloren sein. Denn das also erst einmal entfaltete Programm katholischer Kultur, das aus dem bisherigen Versteck hervorgezogen und in das volle Tageslicht gestellt werden soll, wird dann von selbst zur Verwirklichung, zur Durchsetzung drängen. Der Geist ist allmächtig, er weht, wie er will, wenn wir ihn nur nicht schuldhafter Weise selber in uns unterdrücken. Vermeiden wir diese Schuld, und der Geist, dem wir unsere ganze Arbeit weihen, wird unwiderstehlich sein.

Druck von Breer & Thiemann
∴ Hamm (Westf.) ∴

Oct. 9, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen

und E. Th. Thilfen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXVIII. | 15. Dezember 1908. | Heft 3 u. 4.

Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomaeus Pacca.

Aus dem Italienischen übersetzt und mit Begleitnoten herausgegeben

von

Dr. theol. et phil. Albert Sleumer.

Zweiter Teil.

Hamm (Westf.)
Markt 15.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1908.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

1. Heft: **Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?** Von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.
2. Heft: **Das katholische Kulturprogramm.** Von Dr. Richard von Kralik.
3. u. 4. Heft: **Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomäus Pacca** über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren von 1786 bis 1794. Von Dr. theol. et phil. Albert Steumer. (II. Teil.)

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von J. Mayrhofer.

Gottesglaube und Biologie. Von Dr. Pfeifer.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Aus Islands alten Schätzen. Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Von P. Jón Svensson.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Denkmalpflege und Heimatschutz. Von Dr. O. Doering.

Die Luftschiffahrt. Von Ingenieur Otto Feeg.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Die Osterfrage. Von Prof. Dr. Jos. Plaßmann.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Ein katholisches Weimar (Münster zur Zeit der Gallitzin, Stolberg, Overberg etc.). Von Joh. Hertkens.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Universitätsprofessor.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 30. Novbr. ✠ Ausgabe des Heftes am 15. Dezember.

Die hochwürdigste Geistlichkeit machen wir auf die in unserem Verlage in sechs verschiedenen Darstellungen erschienenen, von einer erstklassigen Kunstanstalt nach Originalen berühmt. Meister angefertigten

Andenken an die erste hl. Kommunion

aufmerksam. — Preis pro Bild **20** Pfg., von 50 Stück an nur **15** Pfg.

Alle 6 Bilder zur Probe für Mk. 1.— franko.

Bei spät. Bezuge von mindestens 25 Stück wird dieser Betrag in Abzug gebracht.

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomaeus Pacca

über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren von 1786 bis 1794.

Aus dem Italienischen übersetzt und mit Begleitnoten herausgegeben

von

Dr. theol. et phil. **Albert Sleumer.**

Zweiter Teil.

Nach der Audienz bei dem Könige begab ich mich in die Zimmer des Kronprinzen, um ihm meine Aufwartung zu machen, wie die Regeln und die sogenannte Hofetikette es mit sich bringen. Hierauf hielt ich mich in einem Zimmer des Palastes auf, bis man mir meldete, daß die Tafel gedeckt sei. Ich begab mich dahin, und in einem Saale traf ich die Gesandten Hollands und einiger deutschen Fürsten, einige Herren vom Hofe und einige Fremde, welche gleichfalls alle zur Tafel eingeladen worden waren. Bald darauf kam der König mit dem Kronprinzen, und man begab sich in den großen Saal, wo die Tafel bereitet war, und wo der König, mich in einiger Entfernung sehend, mir zunickte und sagte: „Kommen Sie, kommen Sie, Monsignor Nuntius," indem er mir den Platz zu seiner Linken anwies, während zu seiner Rechten der Kronprinz saß. Ich hatte auf der anderen Seite neben mir den Prinzen Lombesch aus dem Hause Lothringen, der eigens aus dem Elsaß, wo er in französischen Diensten stand, nach Wesel gekommen war. Während der Tafel gab mir der König mehrere ausgezeichnete Beweise seiner Achtung für

meine Vertretung des Papstes, sowie Erweise des Wohlwollens für meine Person und richtete von Zeit zu Zeit mit vieler Anmut und Höflichkeit das Gespräch bald an den einen, bald an den anderen, sowie auch mehrere Fragen an die Gesandten Hollands über die neuesten Vorfälle in jener Republik. Da ich wußte, daß der König am folgenden Morgen in der Frühe abreisen würde, so nahm ich nach aufgehobener Tafel Abschied.

Friedrich Wilhelm II. hatte eine schöne Gestalt und fast eine Riesengröße, so daß man gewissermaßen auf ihn die Saul betreffenden Worte der Heiligen Schrift anwenden könnte: „Von der Schulter ab ragte er über alles Volk hoch empor." Er war in seinem Wesen höflich und leutselig, und ich bemerkte in seinen Fragen und Gesprächen einen sehr richtigen Verstand. Während der Tafel machte er eine Lobeserhebung Pius' VI. wegen des großen Unternehmens in den pontinischen Sümpfen*) und wegen des großmütigen Schutzes, den er den schönen Künsten gewährte, und tadelte die Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit, die damals in Neapel bei den Nachgrabungen in Pompeji herrschten. Übrigens genoß dieser König keine große Meinung bei seinen Untertanen, weil das Gerücht sich verbreitet hatte, daß Friedrich, ein Genie, dessen begeisterte Bewunderer alle Völker der preußischen Staaten waren, diesen seinen Neffen wenig schätzte und achtete, und da man überdies wußte, daß dieser Fürst den Vergnügungen äußerst ergeben wäre, so fürchtete man eine schwache und weichliche Regierung.

Am 10. in der Frühe hielt der König eine Musterung der Truppen und reiste hierauf nach Holland ab. An demselben Morgen begab ich mich in die Kirche der Dominikaner, wo ich mit den, einem apostolischen Legaten gebührenden Feierlichkeiten empfangen wurde und die Messe in Gegenwart einer großen aus Protestanten und Katholiken bestehenden Volksmenge las. Am 11. Juni kehrte ich nach Köln zurück und stattete über alles einen genauen Bericht an das Staatssekretariat ab. Gegen Ende des Monats Juni wurde mir von dem preußischen Minister, Herrn von Dohm, die Antwort des Königs auf das päpstliche Breve eingehändigt, und ich übersandte dieselbe sogleich nach Rom. Sie enthielt folgendes:

---

*) Unzählige Versuche sind im Laufe der Jahrhunderte zur Trockenlegung der pontinischen Sümpfe südlich von Rom gemacht worden; doch scheiterten alle an dem äußerst ungesunden Klima, in dem die berüchtigte Malaria unzählige Opfer forderte. In unseren Tagen ist der Plan, die Sümpfe auszutrocknen und höchst wertvollen Ackergrund daraus zu gewinnen, von dem ehemals preußischen Major Donat im Auftrage und mit Unterstützung der italienischen Regierung wieder aufgenommen. Man hofft bis 1910 das gewaltige Werk zum größten Teile vollendet zu haben, da Major Donat auf Grund sehr eingehender, jahrelanger Studien eine Erfolg versprechende Entwässerungsmethode (nach vorheriger Gesundung des Klimas) erfunden hat. Möge ihm das großartige Werk gelingen!

Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, des heiligen römischen Reiches Kurfürst, Herzog von Schlesien usw.

an Pius VI., das Oberhaupt der römischen Kirche.

Uns ist von Deinem Nuntius, dem Erzbischofe von Damiata, das Schreiben überreicht worden, welches Du unter dem 5. April dieses Jahres an Uns gerichtet hast, und derselbe Nuntius hat Uns sowohl Deine freundschaftlichen Gesinnungen für Uns, als auch Deine Wünsche rücksichtlich der Streitigkeiten, in denen Du Dich mit den Erzbischöfen Deutschlands befindest, genau auseinandergesetzt. Sowohl Dein Schreiben als auch die Sendung eines durch so vortreffliche Seelen- und Geistesgaben ausgezeichneten Mannes, der sich Deines ihm an Uns aufgetragenen Geschäftes mit größter Gewandtheit entledigt hat, sind Uns höchst angenehm gewesen. Wir danken Dir, Durchlauchtigster Fürst und oberster Bischof, für diesen Beweis Deines Wohlwollens und Deiner Achtung für Uns und legen auf dieselben einen um so größeren Wert, da wir immer Deine Weisheit und hohen Tugenden, durch welche Du den Thron der römischen Kirche zierest, bewundert haben und für Deine Person gleiches Wohlwollen und gleiche Verehrung hegen; zugleich hoffen und vertrauen Wir, daß die Behandlung Deiner Religionsverwandten in den Uns untergebenen Ländern Dir nicht unangenehm sein, sondern Dir Deines Beifalls würdig erscheinen wird. Wir sind sehr über jene Zwistigkeiten betrübt, in welche Du mit den Erzbischöfen Deutschlands geraten bist. Wir wünschen sehr, daß dieselben auf eine freundschaftliche Weise beigelegt werden könnten. Wir zweifeln keineswegs, daß Du mit Rücksicht auf die Zeitumstände in Deiner Mäßigung und Weisheit, welche dem ganzen Europa bekannt sind, vielleicht vermöge freundschaftlicher Verhandlungen mit den Erzbischöfen durch einen geeigneten Gesandten Mittel finden werdest, diesen erwünschten Zweck zu erreichen, zu welchem aus allen Unseren Kräften beizutragen Wir immer bereit sein werden. Schließlich erflehen Wir von Gott alle Glückseligkeit für Dich.*)

Gegeben zu Berlin am 23. Juni 1788.

Friedrich Wilhelm, König von Preußen.
Hertzberg.

---

*) Folgende höchst auffällige Notiz gibt Pacca dem oben zum Abdruck gelangten Briefe bei. Er sagt: „Dieser Brief wurde später in Berlin in einem amtlichen Werke abgedruckt (1789). In dem Originalschreiben des Königs, sowie in der mir vom Minister von Dohm zugestellten Abschrift liest man die Worte „praesulum maxime", d. h. oberster Bischof, in dem in Berlin gedruckten Werke aber wurden die Worte „praesulum clarissime", d. h. erlauchtester Bischof, untergeschoben." Der Titel des von Pacca genannten Werkes lautet: Recueil des déductions, manifestes, déclarations, traités et autres actes et écrits publiés pour la cour de Prusse par le ministre d'Etat Comte de Hertzberg depuis l'année 1778 jusqu' à l'année 1789. Berlin 1789.

Während meines Aufenthaltes in Wesel zeigten sich die katholischen Einwohner sehr zufrieden mit der preußischen Regierung und lobten vielfach die vom preußischen Könige Friedrich II. gegen sie ausgeübte Toleranz. Einige in Wesel und in den umliegenden Ortschaften ansässigen Geistlichen verschiedener Orden sagten mir, daß, wenn auch die ihnen auferlegten Steuern drückend wären, sie doch wenigstens die Gewißheit hätten, ihre übrig gebliebenen Einkünfte ruhig genießen zu können und nicht immer, wie in den umherliegenden Ländern katholischer Fürsten, aus Furcht vor der angedrohten Aufhebung ihrer Klöster zu zittern brauchten. Unter dem damals regierenden König Friedrich Wilhelm II. dauerte dasselbe System der Toleranz fort, wovon ich Zeuge gewesen bin und Beweise gehabt habe. Ich will nur ein Beispiel der Freiheit anführen, die mir in den Grenzen der Nuntiatur bei Angelegenheiten, die Katholiken betrafen, gelassen wurde. Die Pfarrer im Herzogtum Cleve ließen dem Papst Pius VI. eine Bittschrift vorlegen, damit er auf dieses, damals an die Republik Holland grenzende Land jene bekannte Erklärung Benedikts XIV. ausdehnen möge, die so anfängt: „Matrimonia, quae in locis", und welche die gemischten Ehen in Holland betraf, bei denen die Vorschriften des Trienter Konzils nicht in Anwendung kamen.*) Der Papst verwies diese Bittschrift an die Kongregation des Konzils zu Rom, welche mich als Nuntius in Köln über die dortigen Umstände und über meine Meinung befragte. Ich gab eine günstige Antwort, indem ich bemerklich machte, daß im Herzogtum Cleve dieselben Gründe vorwalteten, welche jenen großen Papst bewogen hatten, jene Erklärung für die vereinigten Provinzen der holländischen Republik zu erteilen. Am 15. Juni 1793 wurde diese Sache in der oben genannten Kongregation vorgelegt und untersucht und folgender Erlaß ausgefertigt, dem Papste den Rat zu erteilen, die Erklärung des gottseligen Papstes Benedikt XIV. auf das Herzogtum Cleve auszudehnen.**) Der Papst bestätigte diese Entscheidung der Kongregation, und diese übersandte mir jenes Schreiben mit einer Anweisung, die ich allen Pfarrern jenes Herzogtums mitteilen sollte. Ich vollzog die Befehle des heiligen Stuhls, ohne daß, soviel mir bekannt ist, der Hof und das Ministerium von Berlin irgend einen Anteil daran nahmen. Ich könnte noch mehrere Beispiele einer ähnlichen Toleranz anführen, woher zuweilen in mir beinahe der Wunsch entstand, daß die Kirche sich allenthalben in gleichen Verhältnissen befinden möchte. Nur zu sehr ist in einigen Ländern die sogenannte herrschende Religion eine größere Sklavin, als die nichtkatholischen Sekten, welche geduldet, ich möchte sagen begünstigt sind. Wehe

*) Das Konzil von Trient (1545) schrieb vor, daß nur diejenige Ehe als gültig zu betrachten sei, welche vor dem Pfarrer und zwei Zeugen abgeschlossen worden wäre.

**) Man nennt diese Erklärung der Dispens die Benedictina.

jedoch, wenn auch bei irrgläubigen Regierungen ihre Minister und Vertreter sich in die geistlichen Angelegenheiten der Katholiken mischen wollen; alsdann ist dieser Irrtum noch größer, weil wir natürlicher Weise voraussetzen müssen, daß diejenigen mit Widerwillen gegen uns handeln, die seit ihrer Kindheit in ihren Katechismen gelesen haben, daß wir Katholiken Götzendiener sind und daß der Papst ein Antichrist sei; die in ihren Wohnungen auf allen Gemälden die römischen Päpste mit gräßlichen Gesichtern und Bocksfüßen dargestellt sehen und von ihren Lehrern und Predigern die alten Anklagen gegen die römisch-katholische Kirche hören!

Indessen waren die geistlichen Kurfürsten fortgefahren, dringende Vorstellungen bei dem Kaiser zu machen, um ein Dekret der Aufhebung der Gerichtsbarkeit der Nuntien zu erhalten, was mit der Aufhebung der Nuntiaturen gleichbedeutend gewesen wäre. Aber der Kurfürst von Pfalzbayern erhob in Beziehung auf die Nuntiatur von München gleichfalls seine Stimme und fügte seinen Gründen, welche ihm die heiligen Kirchensatzungen und die Gesetze des Reiches darboten, noch die Drohung hinzu, von dem heiligen Stuhle die Trennung derjenigen Teile seiner Staaten von den ausgedehnten erzbischöflichen Diözesen, die zu diesen gehörten, und die Errichtung neuer Bistümer in den seiner Herrschaft unterworfenen Städten zu verlangen. Um es mit niemandem zu verderben, hatte der Kaiser schon im Jahre 1787 von neuem die Untersuchung dieser Streitigkeiten dem kaiserlichen Hofrate übertragen, aber der Ausspruch jenes Gerichtshofes erschien nicht, sondern wurde, wie man damals behauptete, durch den Kurfürsten von Köln unterdrückt, weil er für die erzbischöflichen Ansprüche nicht günstig lautete. Hierauf verwies der Kaiser, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, die Sache durch ein Dekret vom 9. August 1788 an den Reichstag zu Regensburg. Obgleich dieses Dekret nicht den vollen Beifall der Erzdiözese fand, bedienten sie sich dessenungeachtet desselben, um Rom einzuschrecken, in der Hoffnung, daß man daselbst aus Furcht vor größeren Übeln freiwillig durch Aufhebung der den Nuntien zustehenden Gerichtsbarkeit seinen Rechten entsagen würde. Aber Pius VI. blieb standhaft, und der Erzbischof von Mainz als Erzkanzler des Reiches im Einverständnisse mit seinen Kollegen, nahm keinen Anstand, um nicht — Scheu zu sagen, eine rein geistliche Angelegenheit gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche bei einer Versammlung vorzubringen, die nicht allein größtenteils aus Laien, sondern auch aus Protestanten bestand, und in welcher alle protestantischen Monarchen (z. B. der König von England als Kurfürst von Hannover, der Statthalter von Holland als Fürst von Nassau usw.) und Fürsten Europas Stimmen und den größten Einfluß hatten. Der Kurfürst von Köln ließ dann allen den dort residierenden Gesandten eine Schrift überreichen, in welcher er alle deutschen Staaten aufforderte, in Vereinigung mit dem Kaiser ein

Reichsgesetz zu geben, worin festgesetzt würde, daß von nun an keine Nuntiaturen mit Gerichtsbarkeit in Deutschland bestehen und daß folglich die Nuntiaturen von Köln und München aufgehoben werden sollten. Man wollte gleich im Anfange derselben beweisen, daß in Köln nie eine beständige ordentliche Nuntiatur mit Gerichtsbarkeit gewesen wäre, während doch im Archive eben dieser Nuntiatur die Protokolle aller Handlungen der Gerichtsbarkeit vorhanden waren, welche während zweier ganzen Jahrhunderte von 33 Nuntien ohne Unterbrechung im Angesichte des ganzen Reiches vollzogen waren. Es wurden in derselben einige Tatsachen erwähnt, welche den Nuntien zur Ehre gereichten und die Nützlichkeit der Nuntiaturen bewiesen; hierauf ging die Schrift auf die Beschwerden und Anklagen gegen die beiden damaligen Nuntien Zollio und Pacca über. Ich werde hier aus der sogenannten Denkschrift nur dasjenige anführen, was die Nuntiatur von Köln und meine Person betraf.

Es hieß im Paragraph 54: „Dieser Nuntius (Bellisomi) begab sich in eben dieser Eigenschaft im Juni 1786 nach Lissabon und kündigte bei seiner Abschiedsaudienz an, daß Bartholomaeus Pacca sein Nachfolger in Köln sein würde. Seine kurfürstliche Durchlaucht gab zur Antwort: er sei bereit den päpstlichen Gesandten zu empfangen, der Nuntius Pacca müsse aber vorher erklären, daß er nicht die Absicht habe, im Erzbistume Köln irgend einen Akt der Gerichtsbarkeit auszuüben und daß er sich der erwähnten kaiserlichen Erklärung gemäß verhalten würde.

Paragraph 55. Bartholomaeus Pacca langte in Köln an, machte aber weder die Erklärung, die man von ihm erwartete, noch überreichte er ein Beglaubigungsschreiben, sondern eröffnete seine Laufbahn mit der Dispensation der Gräfin Blankenheim und des Fürsten Hohenlohe-Bartenstein von dem zweiten Grade der Blutsverwandtschaft.

Seine kurfürstliche Durchlaucht protestierte gegen dieses Attentat am zweiten November 1786. Der Nuntius Pacca jedoch, weit entfernt sich stören zu lassen, nahm sich vielmehr heraus, im Dezember eben dieses Jahres alle Dispensationen, welche bis dahin von den Erzbischöfen Deutschlands inbezug auf Ehehindernisse erteilt wurden, für nichtig, und die aus solchen Ehen entsprungenen Kinder für illegitim zu erklären. Er sandte diese Erklärung an alle Pfarrer des Erzbistums Köln, um bei dem Publikum Tumult zu erregen. Anstatt einer so unerhörten Gewalttat mit gleichen Waffen zu begegnen, gab das Generalvikariat von Köln am 19. desselben Monats allen Pfarrern bloß den Befehl, dem Monsignore Pacca dieses sein Zirkularschreiben zurückzusenden.

Paragraph 56. Der Hofrat Seiner Majestät des Kaisers annullierte am 27 Februar 1787 die Handlung des Monsignore Pacca.

Paragraph 57. Pacca hat bis jetzt gar keine Rücksicht auf den Erlaß des Hofgerichts genommen und fährt kühn in seinen Anmaßungen fort."

Ich halte es für überflüssig, hier eine Verteidigung meines Verhaltens zu geben, weil dieses schon mit der größten Gelehrsamkeit und mit apostolischem Eifer von dem unsterblichen Papste Pius VI. in einem Breve an den Kurfürsten Erzbischof von Köln unter dem 20. Januar 1787 geschehen ist, sowie auch in einem Werke von eben diesem Papste, welches den Titel hat: „Responsio ad metropolitanos moguntinum, trevirensem, coloniensem super nuntiaturis apostolicis." Cap. IV. (d. h. Antwort an die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln betreffs der apostolischen Nuntiaturen.)

Der Denkschrift des Kurfürsten von Köln folgte die des Fürsterzbischofs von Salzburg, und hierauf, gleichsam als wenn ein Damm durchbrochen wäre, erschienen und überschwemmten eine Menge Schriften unter dem Titel von Geschichten, Briefen, Erwägungen, Gedanken usw. über die Nuntiaturen ganz Deutschland. Die wenigsten waren zu ihren Gunsten, die meisten gegen sie gerichtet und mit einer Heftigkeit und mit einem Hasse abgefaßt, wie man diese nur selten in den Werken der sanftmütigen und ruhigen deutschen Nation findet. *)

Verschiedene dieser gegen die Nuntiatur gerichteten Schriften hatten Geistliche, die in den Diensten der Erzbischöfe standen, zu Verfassern, die sich dadurch ein Verdienst bei ihren Herren zu erwerben suchten; andere rührten von der entstehenden Sekte der Illuminaten

*) Pacca gibt zum Erweise seiner Behauptung, daß die Kirche damals überaus heftig angegriffen wurde, besonders eine in Frankfurt 1789 erschienene Schrift an, in der es heißt, der Reichstag habe sich mit der höchst wichtigen Frage zu beschäftigen, wie die deutsche Nation befreit werden könne: „Sind (früher) einige Beschwerden gegen den römischen Stuhl von den Herren Protestanten angebracht worden, so hat der katholische Reichsanteil selbige zu vermitteln gesucht. Jetzt ist es der katholische Reichsanteil selbst, der eine starke Bedrückung fühlt. Die ersten Oberhirten der katholischen Kirche Deutschlands (die Erzbischöfe von Köln, Mainz, Trier) wünschten sehnlichst, von dem ihnen aufgelegten Joche befreit zu werden, und der Kaiser als oberster Schutzherr der deutschen Freiheit hat von dem gesamten Reiche ein Gutachten wegen der Nuntiaturübergriffe verlangt. Dieses ist demnach der von der Vorsehung (!) bestimmte hohe Zeitpunkt, welcher Germanien die süße Hoffnung einflößt, daß die erniedrigte deutsche Nation die drückenden Fesseln endlich abschütteln und ihre alte Freiheit erlangen werde." — Der Verfasser dieser Hetzschrift gegen den Apostolischen Stuhl rät dem Reichstage dann davon ab, sich mit Rom in Unterhandlungen einzulassen; man solle allein die Sache regeln durch Losreißung der katholischen Kirche Deutschlands von der Hoheit des Papstes! — Leider waren die Verfasser solcher Machwerke fast stets abgefallene Katholiken, die meistens dem sog. Illuminaten- (= Freimaurer) Orden angehörten, und welche die katholische Kirche und deren Oberhaupt wütend haßten.

her, welche, um die römische Kirche, und man kann wohl sagen, die christliche Religion zu unterdrücken, keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, bei den Völkern den heiligen Stuhl und die päpstliche Gewalt zu verleumden und verhaßt zu machen; außerdem gab es noch eine andere Klasse von Schriftstellern, die noch weiter gehende Absichten hatte und den Fall der Macht des deutschen Klerus und die Einziehung der geistlichen Besitzungen vorbereitete, indem sie durch ihre Schriften die Uneinigkeit beförderte und anschürte und die Streitigkeiten, welche zwischen den Kirchenfürsten Deutschlands und dem apostolischen Stuhle bestanden, unterhielt. Diese letzte Behauptung verdient eine deutlichere Auseinandersetzung und wird das obenerwähnte Rätsel lösen.

Die Macht und die großen Reichtümer der deutschen Geistlichkeit, die einen großen Teil des deutschen Bodens mit fünf Millionen Untertanen besaß, war seit Jahrhunderten ein Gegenstand des Neides und der Habsucht der angrenzenden weltlichen Regierungen gewesen. Solange als die Päpste einen großen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten jenes Reiches ausübten, unterstützten und beschützten diese durch ihr Ansehen jene geistlichen Fürstentümer, die größtenteils dem heiligen Stuhle und den römischen Päpsten ihren Ursprung und ihre Größe verdankten. Die Irrlehre Luthers gab dem großen Gebäude jener Kirchen den *ersten* Stoß, denn die habsüchtige Lüsternheit, sich der geistlichen Fürstentümer zu bemächtigen, war, wie aller Welt bekannt ist, die *Haupttriebfeder*, welche die deutschen Fürsten bewog, die Lehre Luthers anzunehmen und seine Sekte zu ebenso reißenden Fortschritten brachte, wie der Säbel sie den Mohammedanern verschafft hatte.

Viele Kirchen, hauptsächlich in Norddeutschland, wurden von dieser alles verzehrenden Sekte verschlungen, und die Päpste konnten diese gottlose Beraubung in jenen Ländern, die durch Annahme der Irrtümer des Irrlehrers Luther sich von ihrer Gemeinschaft getrennt und ihrem Gehorsam entzogen hatten, *nicht* hindern. Größtenteils aus diesem Grunde entstand später der Religionskrieg, der dreißig Jahre in Deutschland wütete (1618—1648) und durch den berühmten westfälischen Frieden (1648 zu Münster und Osnabrück) mit Aufopferung anderer Kirchen, Erzbistümer und Bistümer, welche den protestantischen Fürsten abgetreten wurden, beendigt war; und ohne den mächtigen Schutz des heiligen Stuhles, sowie ohne die Unterhandlungen und Bemühungen des berühmten Fabius Chigi, des damaligen Nuntius in Köln und spätern Papstes Alexander VII., hätte vielleicht schon damals die Zerstörung aller Bischofssitze und geistlichen Fürstentümer in Deutschland stattgefunden. Die protestantischen Fürsten in Deutschland hörten jedoch *nie* auf, Versuche neuer Beraubungen des katholischen Klerus zu machen, und gegen die Mitte des verflossenen Jahrhunderts in den ersten Jahren des Pontifikates des unsterblichen Benedikt XIV. wurde der ruchlose Vorschlag, die übrigen geistlichen Fürstentümer zu verweltlichen, von neuem gemacht;

aber jener große Papst widersetzte sich demselben kräftig, befahl seinen Nuntien, bei den Höfen dagegen zu handeln und schrieb selbst an verschiedene Fürsten darüber, weshalb damals jener Versuch nicht glückte. Diese Sache ist kurz von ihm in seinem apostolischen Breve vom Jahre 1744, das an den Kardinal von Lemberg, Titular der Kirche St. Pietro in Montorio, gerichtet ist und mit den Worten: „Ut primum nobis compertum est" anfängt, auseinandergesetzt. In diesem Breve sind folgende Stellen zu bemerken: „Wir bezeugen also vor dem Allerhöchsten, dem wir von allen Unseren Werken einst gewiß Rechenschaft werden ablegen müssen, daß wir aus allen Unseren Kräften Uns anstrengen werden, daß alle fürstlichen Rechte, Gerichtsbarkeiten, Ehren und Güter der Kirche Deutschlands — diese mögen entweder den Bistümern oder den Abteien, Kanonikaten und irgend einer andern geistlichen Würde von Rechts wegen zustehen — vollständig und unangetastet verbleiben sollen; und daß Wir nie zugeben noch billigen werden, daß irgend etwas gegen sie unternommen würde, indem Wir vollkommen entschlossen sind, lieber Unser ganzes Blut zu vergießen, als zu dulden, daß die Rechte der Kirche und ihre Freiheit verletzt und Unser Gewissen durch eine solche Zustimmung befleckt werde."

Die Festigkeit und das Ansehen des Papstes, sowie die Unterhandlungen seiner Nuntien verhinderten, wie ich schon gesagt habe, für damals die Beraubung einiger deutschen Kirchen, obgleich dieselbe nicht völlig aufgegeben wurde, wie man aus dem Briefwechsel zwischen dem gottlosen Voltaire und Friedrich II. von Preußen sehen kann.

Wenige Jahre hierauf erweckte die Verweltlichung der Stifter und Klöster und anderer frommen Stiftungen in den österreichischen Staaten von neuem diese alte Lüsternheit bei den deutschen Fürsten oder wenigstens bei ihren Ministern. Dies war der Grund, warum man den Druck und die Verbreitung alter Werke und Schriften frei gestattete, welche über die Streitigkeiten zwischen den ersten Kurfürsten Deutschlands und dem heiligen Stuhle handelten. Durch dieses Mittel suchte man das Ansehen der Päpste immer mehr zu verringern, ihnen jeden Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Deutschlands zu nehmen, und durch die Anfachung von Streitigkeiten und Trennungen zwischen dem Papste und den Erzbischöfen und zwischen diesen letzteren und den Bischöfen und den weltlichen Regierungen verlor die Geistlichkeit in den Augen der Völker immer mehr von ihrer Achtung; sie wurde überdies dadurch in verschiedene Parteien gespalten und bildete keinen Bund mehr, der wie ehemals durch Unterstützung des heiligen Stuhles den Ränken und gewaltsamen Angriffen der weltlichen Regierungen hätte widerstehen können. Die Erzbischöfe, von ihren Ministern, die größtenteils Mitglieder der geheimen Verbindungen waren, hintergangen, bemerkten die Fallstricke nicht, die ihnen gelegt wurden, und wirkten selbst zu dem Verluste ihrer weltlichen Besitzungen mit. Es fehlte jedoch nicht an Schriftstellern, die zu der philosophischen Sekte gehörten und die entweder zu aufrichtig oder zu

wenig vorsichtig in ihrem Handeln demjenigen, der über ihre Lehren nachzudenken verstand, die Absichten ihrer eigenen Sekte aufdeckten, welche die vollständige Verweltlichung der geistlichen Fürstentümer bezweckte. Im Jahre 1787 erschienen in Deutschland mehrere Schriften über die von der Zeitschrift: „Über Deutschland und für Deutschland" aufgegebene Preisfrage: „Welches sind die Mängel der geistlichen Staaten und welches die Mittel, um diesen abzuhelfen?" Ein gewisser Baron von Moser, ein Protestant, schrieb über diesen Gegenstand ein kleines Werk: „Über die Regierung der geistlichen Staaten Deutschlands". Frankfurt und Leipzig 1787.

Im folgenden Jahre gab der Rat Schnaubert in Jena eine kleine Schrift: „Über die Vorschläge des Barons von Moser für die Reform der geistlichen Staaten Deutschlands" heraus. Sowohl der eine als der andere dieser Schriftsteller schlugen die Verweltlichung der geistlichen Fürstentümer vor. Der erste machte den Vorschlag, daß der Adel dieser Länder aus sich einen Fürsten auf Lebenszeit wählen sollte, daß dessen Regierungsgewalt durch einen aus einer Anzahl von Adeligen gebildeten Rat oder Senat beschränkt sein müsse, und daß man den Bischof bestehen lassen solle, aber abhängig von der weltlichen Regierung, wie in anderen Staaten. Der zweite, nämlich der Rat Schnaubert, war der Meinung, daß die geistlichen Fürstentümer in weltliche und erbliche umgewandelt werden sollten. Auf dem Titelblatte der Schrift des Barons von Moser war ein für den heiligen Stuhl und das Andenken eines großen Papstes unschicklicher und schimpflicher Kupferstich, der die Kirche als krank und die Büsten vier vorgeblicher Ärzte darstellte, welche in die Welt gesandt worden wären, sie zu heilen. Unten las man die Namen von Huß,*) Luther, Febronius und Ganganelli. Es war sehr leicht zu erkennen, wohin die Absichten der Abtrünnigen und der Ministerien zielten. Aber die Erzbischöfe, wie ich oben bemerkt habe, von ihren Umgebungen verleitet und angetrieben, wirkten, ohne es zu wollen, zum Zusammenbruche der deutschen Kirche mit. Es war wenig mehr als ein Jahrzehnt, nachdem sie ihre Klagen und Beschuldigungen gegen die Nuntiaturen an den Reichstag zu Regensburg gebracht hatten, verflossen, als jene Fürsten, an welche sich die Erzbischöfe gewandt hatten, um, wie ihre Minister sagten, von dem Joche der päpstlichen Nuntien befreit zu werden, der schönen Fabel vom Pferde, dem Hirsche und dem Menschen

*) Huß war jener Irrlehrer, der auf dem Konzile von Konstanz 1415 wegen seiner glaubens- und auch sittenfeindlichen Schriften verurteilt wurde und infolge eines weltlichen Richterspruches auf Grund seiner hartnäckig festgehaltenen Ketzerei den Feuertod erlitt. — Febronius war ein Deckname für den Weihbischof von Hontheim in Trier, der mehrere unkirchliche Schriften herausgegeben hatte, die von Rom verurteilt wurden (siehe „Index Romanus" S. 59). — Ganganelli endlich war der Familienname des späteren Papstes Pius VII., der als ein weitherziger Mann galt.

eingedenk, friedlich die Staaten derselben und der anderen geistlichen Fürsten unter sich teilten.

Die zwei einzigen Gewalthaber, welche zu anderen Zeiten und unter günstigeren Umständen ein so großes Übel hätten hindern können und gewiß gehindert haben würden, waren der Papst und das erhabene Oberhaupt des Reiches. Aber der vortreffliche Kaiser Franz, in beständige Kriege mit der französischen Republik verflochten, die mit wütendem Hasse die österreichische Monarchie zu vernichten trachtete, und von den mächtigeren Fürsten des Reiches verlassen, konnte, wie er gewiß unter anderen Umständen es getan hätte, sein ehrenvolles Amt als eines Beschützers der Kirche nicht geltend machen. Die deutsche Nation betrachtete mit der größten Gleichgültigkeit jene ungerechte Beraubung, welche die Guten als eine Strafe des Himmels für die Irreligiösität und Sittenlosigkeit der Geistlichkeit ansahen; und der römische Papst konnte über jenes Attentat wehklagen, aber durch die Schuld eben jener Geistlichen niedergebeugt und unterdrückt, sah er sich jenes Einflusses und jener Rechte beraubt, die in anderen Zeiten von ihm angewendet worden waren, um die großen Besitzungen jener berühmten Kirchen zu verteidigen und unverletzt zu erhalten.

Der Kurfürst von Mainz war nicht damit zufrieden, die übrigen Fürsten Deutschlands gegen den heiligen Stuhl aufzureizen, sondern vielleicht von dem Rufe und den Lobeserhebungen, welche die Jansenisten und seine gottlosen Ratgeber der berüchtigten Synode von Pistoja und dem dortigen Bischof Ricci erteilten, angetrieben, entschloß sich, gleichfalls in Mainz eine Diözesan-Synode zu versammeln, und kündigte dies durch ein Rundschreiben unter dem 18. Juli 1789 an, worin er die Geistlichkeit aufforderte, die grundlegenden Fragen für einen so wichtigen Gegenstand vorzubereiten. Diese Ankündigung betrübte die gut gesinnten deutschen Bischöfe und erregte bei allen wahren Katholiken Schmerz und Niedergeschlagenheit, da sie sehr wohl die Denkart des Kurfürsten, die irrigen und kirchenfeindlichen Grundsätze seiner Räte und die heillosen Anschauungen kannten, die an der dortigen Universität herrschten. Pius VI. selbst war betroffen und hielt es für seine Pflicht, nicht schweigend abzuwarten, bis das Übel geschehen sei, um es dann wieder gut zu machen, sondern wollte demselben durch eine heilsame und würdevolle Ermahnung zuvorkommen. Daher erklärte er in seiner Antwort an die Kirchenfürsten in bezug auf die Zwistigkeiten über die apostolischen Nuntiaturen, von denen wir später sprechen werden, jenem Kurfürsten, daß, wenn er in der beschlossenen und angekündigten Synode es wagen würde, Neuerungen in der Kirchendisziplin einzuführen, oder diejenigen, die damals in Kraft wären, teilweise aufzuheben, der heilige Stuhl gewiß nicht anstehen würde, jene Synode einer strengen Untersuchung zu unterwerfen und das verdiente Urteil darüber auszusprechen.

Die traurigen Ereignisse, die bald darauf in Deutschland stattfanden, die Besetzung von Mainz durch französische

Truppen, die Fortdauer des Krieges und endlich die ganze Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich machten, daß der Kurfürst einen großen Teil seiner Staaten verlor, und daß sein ganzes Vorhaben zunichte wurde. Damals wurde also dem Volke nicht bekannt gemacht, was in jener papstfeindlichen Werkstatt vorbereitet wurde, aber im Jahre 1830 offenbarte uns ein gewisser L. G. Kopp, der Geheimer geistlicher Rat und Ober-Schul- und Studienrat des Großherzogs von Hessen, sowie Ritter des hessisch-darmstädtischen Konkordien-Ordens war, dieses Geheimnis. Dieser hat ein Werk herausgegeben: „Die katholische Kirche im 19. Jahrhundert und die in unseren Zeiten vorzunehmenden Veränderungen" usw. (erschienen bei Florian Kupferberg in Mainz 1830).

In diesem, mit einer in das Gift der Jansenisten und Protestanten getauchten Feder geschriebenen Werke werden die Meinungen und Gutachten verschiedener Mitglieder des Vikariats von Mainz und der Räte jenes Kurfürsten angeführt, welche die Furcht der deutschen Bischöfe und der guten Katholiken vollkommen rechtfertigten und bewiesen, mit welcher weisen und scharfsichtigen Voraussicht Pius VI. jenen irregeleiteten Erzbischof abmahnte.*)

Endlich kam die Antwort des Papstes auf die Briefe voll Beschuldigungen und Anklagen gegen die Nuntiaturen von München und Köln, welche die vier Erzbischöfe an ihn gerichtet hatten, und mir wurden handschriftliche Breven übersendet, damit ich sie den drei geistlichen Kurfürsten und dem Erzbischofe von Salzburg zustellen sollte,

*) Welch seltsame Vorschläge das obengenannte Werk enthielt, mag der Leser aus folgenden Notizen ersehen. Es wurde verlangt 1. daß die Zahl der Geistlichen gering sei und daß nur die Seelsorgsgeistlichen ehelos zu bleiben hätten. 2. Die Domherren sollten nur verpflichtet sein, die niederen Weihen zu empfangen, die keine Eheschließung hinderten. 3. Weder Mönche noch Nonnen sollten die ewigen Gelübde ablegen; dagegen eine dem Klima und Landesgebrauche entsprechende Kleidung tragen. Alle sollten verpflichtet sein, entweder Schule zu halten oder Kranke zu pflegen. 4. Kein Seelsorgsgeistlicher brauchte das Brevier zu beten, sondern sollte dafür die hl. Schrift lesen und hin und wieder geistliche Übungen machen. 5. Der ganze Gottesdienst (einschl. der hl. Messe) sollte in der Landessprache gehalten werden. 6. In jeder Kirche dürfe nur ein Altar sein. 7. Nur soviel hl. Messen als für die Bevölkerung dienlich, seien zu lesen. 8. Zur Vereinigung der Protestanten mit der Kirche sei allen Laien die Kommunion unter beiden Gestalten zu gewähren. 9. Der vollkommene Ablaß solle nur einmal jährlich erteilt werden. 10. Nur ein Kreuzbild solle den Altar zieren (nicht Bilder von Heiligen!). 11. Keine mit Schmuck oder Stoff behangenen Figuren seien in der Kirche zu dulden. 12. Alle geistlichen Bruderschaften müßten dieselben Andachtsübungen haben. 13. Die Prozessionen seien abzuschaffen. 14. Die Kirchen seien nicht ohne Not zu vermehren, und Kapellen dürften neben Kirchen nicht geduldet werden. 15. Die sofort eintretende Exkommunikation sei abzuschaffen. 16. Die Geistlichen, welche beteuern unter Eid, daß sie ihr Seelenheil im geistlichen Stande nicht finden könnten, seien in den Laienstand (mit Heirat?) zu entlassen.

was ich auch tat. Inzwischen wurden jene Breven in Rom gedruckt und viele Exemplare derselben dem Nuntius Zollio in München geschickt, um sie unter die in Regensburg weilenden Minister, die Bischöfe und andere angesehene Personen auszuteilen. Dies ist das berühmte Werk: „Responsio etc." *)

Gleich in den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Köln überzeugte ich mich, daß es nicht mehr Zeit sei, das Stillschweigen beizubehalten, das der Papst und seine Minister bis dahin aus Mäßigung und Langmut beobachtet hatten; denn eben diese Mäßigung und Langmut vermehrten die Kühnheit und den Mut unserer Gegner, welche nach und nach die Denkungsweise der Gutgesinnten verdarben, sie zum Irrtume verführten und den Gemütern der wenig Unterrichteten, die immer die größere Anzahl bilden, verderbliche Grundsätze und schädliche Vorurteile gegen den apostolischen Stuhl einflößten. Ich trat daher in Briefwechsel mit verschiedenen frommen Gelehrten, die mir durch ihre Kenntnisse und ihren Eifer für die Religion bekannt waren und die fast alle ehedem der Gesellschaft Jesu angehört hatten, und forderte sie auf, Werke zur Verteidigung des päpstlichen Primates und der apostolischen Nuntiaturen zu verfassen und herauszugeben. Diese erfüllten vollkommen meine Bitten und Aufforderungen und gaben mehrere Schriften heraus, die mit außerordentlichem Beifalle von den Guten aufgenommen wurden, und in denen sie siegreich die Verleumdungen unserer Gegner widerlegten, wodurch bei vielen die Wahrheit sich des Triumphes erfreute.

Diese Schriften wirkten viel Gutes in Deutschland, besonders die von Feller,**) welche ins Deutsche übersetzt und durch das ganze Reich verbreitet wurden. Viele redliche Deutsche gestanden mir offenherzig, daß sie durch tägliche Wiederholung so vieler Anschuldigungen und Klagen gegen Rom und die Nuntien, ohne daß sie von unserer Seite eine Antwort vernahmen, einen großen Teil derselben für wahr gehalten hätten, daß sie aber nach Lesung jener Schriften vom Gegenteile überzeugt worden wären und sich gewundert hätten, daß man so

*) Es handelt über die Vollmacht des Papstes, jederzeit und überall hin seine Gesandten senden zu können. Die Materialien zu diesem Werke lieferten die beiden berühmten Gelehrten, der Kardinal Joseph Garampi und der Exjesuit Anton Zaccaria. Doch wurde die Ausarbeitung dem früheren Advokaten der Kurie, dem damaligen Kardinal Campanelli, anvertraut, der aber soviel gelehrte, insbesondere juristische Noten hinzufügte, daß die Lektüre der Abhandlung viel zu schwerfällig und daher eindruckslos blieb.

**) Feller war Mitglied der Gesellschaft Jesu gewesen. Er schrieb seine Schriften in französischer Sprache. Mit Feller stand Pacca lange Jahre in „täglichem Briefwechsel". — Auch der Exjesuit Zallinger, sowie der Exjesuit Dedoyard aus Flandern und endlich der Franziskanerpater Marcellin Molkenbuhr gaben mehrere treffliche Arbeiten zur Verteidigung des Heiligen Stuhles heraus. Pacca führt eine größere Anzahl jener Schriften mit Titel und Kritik an.

lange von unserer Seite geschwiegen habe. Durch den ehrenvollen Beifall des Papstes aufgemuntert, fuhr ich mit demselben Eifer fort, die Herausgabe von Verteidigungsschriften für den apostolischen Stuhl und die Nuntiaturen zu befördern, und diese erhielten auch immer die Billigung und den Beifall jenes großen Papstes. Es ist immer mein Grundsatz gewesen, und er ist es auch noch jetzt, daß, wenn in Ländern, wo der größte Teil der Bewohner g u t denkt, zuweilen eine Schrift gegen den heiligen Stuhl erscheint, es vielleicht klug sei, zu schweigen, um das Feuer nicht noch mehr anzufachen und um nicht, wie man zu sagen pflegt, ein Wespennest aufzustöbern; aber wo man von allen Seiten durch heillose und gegen die gute Sache gerichtete Bücher überschwemmt wird, ist das Schweigen nachteilig und, ich möchte fast sagen, strafbar, denn es pflegt gewöhnlich diejenigen im Irrtume zu bestärken, die sich durch Mangel an genauer Kenntnis hintergehen lassen.*)

In diesem Jahre brach die nur zu sehr berüchtigte Revolution in F r a n k r e i c h aus, die verschiedene Reiche und Länder Europas anders gestaltete und viele schreckliche Begebenheiten hervorbrachte, deren unglückliche Folgen sich auch auf andere Weltteile erstreckt haben. Man erblickte damals ein in der Geschichte nie erhörtes Schauspiel. Ein großer Teil einer Nation, vielleicht die erste unter den gebildeten Nationen Europas, die sich durch ihre Höflichkeit und Feinheit der Sitten auszeichnete, vom Schwindel und Fanatismus plötzlich ergriffen, stürzte wütend die stärksten Grundfesten einer Monarchie von vierzehn Jahrhunderten um; sie achtete bei den anderen Klassen und Ständen der Gesellschaft weder das seit Jahrhunderten verjährte Recht, noch die von ihren Voreltern mit Blut und ehrenvollen Anstrengungen erworbenen Sonderrechte und Auszeichnungen und streckte gottlos ihre Hände auf die Güter der Kirche und auf die Werke und frommen Stiftungen der großmütigen Wohltätigkeit ihrer Väter aus. Eine kluge und weise Politik riet allen europäischen Regierungen, die gehörigen Mittel zu ergreifen und alle Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, um die Ausbreitung jener aufrührerischen Grundsätze, die offenbar den Zweck hatten, die Throne und Altäre umzustürzen, zu verhindern. Aber n i c h t s geschah, um ein so großes Übel zu hindern, das um sich greifen konnte und auch wirklich in einigen Teilen Europas verwüstend um sich griff. Allenthalben erlaubte man die Einbringung f r a n z ö s i s c h e r Tageblätter und Zeitschriften und jener heillosen Schriften, die täglich aus dieser Werkstatt der Hölle ans Licht kamen, und man erlaubte, daß die vornehmsten Artikel jener Blätter und Zeit-

*) Pacca beruft sich zur Rechtfertigung seines Vorgehens auf das Beispiel des berühmten apostolischen Gesandten, des „unsterblichen" Commendone, der Nuntius im Königreiche Polen gewesen war. Wie sein Biograph und Sekretär Anton Maria Graziani erzählt, benutzte Commendone die Verbreitung trefflicher Aufklärungsschriften besonders dann, „als die protestantische Partei in Polen die sog. Konföderation zum Nachteile der Katholiken gebildet hatte".

schriften übersetzt und in den Zeitungen der einzelnen Länder abgedruckt wurden, sodaß die Ränke gegen die Religion und die aufrührerischen Reden eines Mirabeau, Barnave, Pethion und Robespierre, die das Feuer des Aufruhrs in Frankreich anfachten, in vierzehn Tagen sich durch ganz Europa verbreiteten und überall den Geist der Unruhe, der Unzufriedenheit und des Widerwillens gegen die Regierungen aufregten, welcher Geist bald offen hervortrat, bald im stillen wirkte und die ersten Stände und Klassen in den Staaten auf jene Aufstände und Revolutionen vorbereitete, die später in Italien, Deutschland, Spanien und Portugal ausbrachen. Am größten war jedoch die Unvorsichtigkeit und Blindheit der deutschen Nation, bei welcher ich mich damals aufhielt. Die ersten Gegenstände, welche die französischen Philosophen und Aufrührer mit Wut angriffen, waren die Aristokratie, das Lehenswesen und die Macht und der Reichtum der Geistlichkeit; Deutschland war aber gerade das Land, wo der Adel und das Lehenswesen noch in voller Kraft dastand, und wo die hohen Geistlichen einen großen Teil des Landes, und man kann hinzufügen den besten und schönsten Teil, als selbständige Fürsten besaßen. Mir wurden damals die bedeutungsvollen Äußerungen mitgeteilt, die den beiden zu der Zeit bedeutendsten Ministern Deutschlands, dem Fürsten Kaunitz, Hof- und Staatskanzler in Wien, und dem Grafen Hertzberg, Staatsminister am preußischen Hofe, über die französische Revolution entfahren waren. Auf die an den ersten von Personen, welche diese Revolution als ein vorübergehendes Aufbrausen eines unbeständigen und veränderlichen Volkes ansahen, gestellte Frage, ob diese Revolution von langer Dauer sein würde, erwiderte der alte Minister: „Sie wird lange dauern und vielleicht für immer!“ Der Graf Hertzberg nahm keinen Anstand, zu einigen Personen, die sich über jene Begebenheiten unterhielten, zu sagen: „Die Revolution wird durch ganz Europa hindurchziehen!“

Welches ernste Nachdenken mußten die Äußerungen jener beiden berühmten Politiker und Staatsmänner erwecken! — —

Man erkannte also die Kraft der französischen Revolution, man erblickte mit Furcht die Gefahr, daß jener schreckliche Sturm auch über die anderen Teile Europas sich verbreiten könnte, aber faßte nicht die Entschlüsse und Vorsichtsmaßregeln, welche dieses Unglück entfernen, oder seine Fortschritte auf irgend eine Weise hätten aufhalten können! Ich beweinte diese Unklugheit und Blindheit, und wo sich mir nur irgend eine Gelegenheit darbot, verhehlte ich nicht mein Erstaunen und meine Mißbilligung, aber ich sehe jene Drohung des Himmels buchstäblich zutreffen, die sich oft in der Heiligen Schrift findet: „Und der Herr ließ aufkommen mitten im Lande Ägypten den Geist des Taumels, und sie brachten Ägypten in Irrtum bei allen ihren Werken.“

Das erste Land, dem sich das Feuer der Revolution mitteilte, war das Fürstentum Lüttich, das zu meiner Nuntiatur gehörte, und wo der Nuntius von Köln immer eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit

ausgeübt hatte. Dieses Land grenzt an Deutschland, die Niederlande und Frankreich; es gehörte zur Zeit meiner Nuntiatur zum westfälischen Kreise und war eines der geistlichen Fürstentümer des Deutschen Reiches. Die weltliche Macht des Erzbischofs war in jenem Fürstentume durch die Landstände und den Rat der sogenannten Zweiundzwanzig so bedingt und eingeschränkt, daß man ihn vielmehr als Oberhaupt einer Republik ansehen, als für einen selbständigen Fürsten halten konnte. Mehr als die Hälfte der Einkünfte jenes Fürstentums gehörte der Geistlichkeit; dessenungeachtet waren im Gegensatz zu dem, was die Philosophen und die Feinde der katholischen Religion über die Nachteile, welche die Gesellschaft durch die Reichtümer der Geistlichen erleiden sollte, sagen, das Land gut angebaut, die Handwerksbetriebe in blühendem Zustande, der Handel ausgedehnt und die Bevölkerung zahlreich und wohlhabend. Obgleich jenes Fürstentum größtenteils Deutsche, Flamländer und Holländer zu Nachbaren hatte, glichen doch seine Bewohner diesen Nachbaren weder an Aussehen noch Charakter und hatten weit mehr Zuneigung zu den Franzosen infolge ihrer Lebhaftigkeit und der Tatkraft ihrer Charakters, mit der sich bei ihnen noch ein gewisser natürlicher Hang zum Stolze vereinigte. Ungeachtet nun der Tatsachen, daß, wie ich bemerkt habe, die Macht des Fürstbischofes sehr bedingt und beschränkt war, fehlte es doch in den drei Ständen des Landes, besonders unter dem Adel nicht an ehrgeizigen und neuerungssüchtigen Männern, die, von dem Beispiele der Revolution in dem angrenzenden Frankreich bewogen und erhitzt, sich vornahmen, diese Gewalt in noch engere Grenzen zu beschränken und die Vorrechte der Stände zu vermehren. Daher erregten sie einen Aufruhr, und nachdem sie das ziemlich schwerfällige Volk bewaffnet hatten, zwangen sie den wehrlosen Fürsten, verschiedene für seine Rechte nachteiligen Bestimmungen zu billigen und zu unterschreiben. Konstantin Franz, Graf von Hoensbroech, der damalige Bischof, ertrug mit Geduld die Ausschweifungen und Gewalttätigkeiten, zu denen sich das aufrührerische Volk gegen die rechtmäßige Obrigkeit und seine treuen Diener hinreißen ließ und nahm den Schein an, als ob er sich der neuen Regierungsart, die man gewaltsam eingeführt hatte, unterwerfen wollte. Aber in der Nacht auf den 27. August entfloh er mit einem kleinen Gefolge von seinem nicht weit von Lüttich entfernten Landhause Seraing aus den Grenzen des Fürstentumes und begab sich in die Hauptstadt des Kurfürsten von Trier.

Nach der heimlichen Entfernung des Fürstbischofes aus Seraing verließen verschiedene Domherren des Hochstiftes von Lüttich gleichfalls die Stadt und begaben sich nach Aachen, einer damals freien Reichsstadt, die aber zu dem Sprengel des Bistumes Lüttich gehörte. Sie beschlossen, daselbst zu bleiben, solange als in Lüttich die Revolution fortdauerte und behaupteten, daß sie allein und nicht ihre in Lüttich zurückgebliebenen Kollegen als das Domkapitel des Fürstentumes Lüttich anerkannt werden müßten und wandten sich deshalb

mit sehr dringenden Vorstellungen an mich. Indessen ließen die in Lüttich zurückgebliebenen Domherren mich wissen, daß die zwischen dem Fürstbischofe und den Aufrührern entstandenen Streitigkeiten sich nur auf weltliche, die politische Verfassung des Fürstentumes betreffende Angelegenheiten bezögen, und daß sie daher nicht glaubten, ihre Kirche verlassen und die öffentliche Feier des Gottesdienstes zum Nachteile der guten Katholiken einstellen zu dürfen, da sie durch ihr Zurückbleiben in Lüttich zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe beitragen und durch ihre Ermahnungen und Bitten die Wut des Volkes mäßigen könnten; daß sie aber durch die Abreise aus Lüttich der neuen Obrigkeit Gelegenheit gegeben haben würden, die Geistlichkeit anzuklagen und nach dem Beispiele des angrenzenden Frankreichs zu Verfolgungen zu schreiten, deren jene sich bis dahin enthalten hätte.

Ich kann nicht leugnen, daß diese Gründe mir stark überzeugend und klug erschienen, daß ich dieselben mit der größten Aufrichtigkeit nach Rom berichtete, indem ich zugleich mein Gutachten hinzufügte, das darin bestand, daß man sich gar nicht in diese Angelegenheiten einmischen und keinen Bescheid geben sollte; da mein Schweigen keinem Teile Nachteil brächte, hingegen eine von mir ausgegangene, öffentliche Mißbilligung des Verhaltens der im Dienste der Kathedralkirche zurückgebliebenen Domherren Unwillen, Aufruhr und vielleicht eine Verfolgung nach sich ziehen könnte. Der Papst fand meine Vorstellungen vollkommen begründet und befahl mir die Ausführung dessen, was ich vorgeschlagen hatte. Der Ausgang bewies die Richtigkeit meiner Ansicht, denn während der ganzen Zeit, daß die Regierung in den Händen der Aufrührer verblieb, begingen diese nicht allein keine feindliche Handlung gegen die Nuntiatur und den Klerus, sondern ich konnte mit aller Freiheit meine Gerichtsbarkeit ausüben.

Am 20. Februar 1790 starb der Kaiser Joseph II.; ihm folgte sein Bruder Leopold, Großherzog von Toscana, in seinen Erbstaaten und späterhin auch in der kaiserlichen Würde. Bald darauf versammelten sich, der Reichsverfassung gemäß, die Gesandten und Minister der kurfürstlichen Höfe, um die sogenannte „kaiserliche Kapitulation" abzufassen, d. h. über jene Bedingungen eine Urkunde aufzusetzen, die der erwählte Kaiser beschwören mußte, bevor er von seiner neuen Würde Besitz nahm. Auf Verlangen Kaiser Leopolds, wie man mir damals schrieb, wurde der damalige Nuntius in Wien, Monsignore Caprara, zum außerordentlichen Nuntius bei jener Reichsversammlung ernannt, ein Prälat, der nicht das Vertrauen und die Gunst Pius' VI. genoß; dennoch wurde er vom hl. Vater zu jener Gesandtschaft erwählt, um dem Fürsten, der im Begriffe stand, auf den kaiserlichen Thron zu steigen, keinen Anlaß zum Mißvergnügen zu geben. Mir wurde von Rom aus aufgegeben, mich als Privatperson, unter dem Scheine der Neugierde, die Feierlichkeiten und Feste bei jener Wahl mit anzusehen, nach Frankfurt zu begeben, jedoch mit der Anweisung, den hl. Vater von dem Zustande der Angelegenheiten und von den dort stattfindenden Unterhandlungen zu unterrichten.

Ich ging also dahin und wurde vom Nuntius Caprara in seiner Wohnung aufgenommen und mit Auszeichnung und Freundlichkeit behandelt. In meinen Berichten nach Rom enthielt ich mich, vom Nuntius und seinem Verhalten zu sprechen, denn dadurch hätte ich die Rechte der Gastfreundschaft zu verletzen geglaubt; aber um den päpstlichen Befehlen nachzukommen, suchte ich von gutgesinnten Katholiken soviele Nachrichten als möglich über die Absichten und Entwürfe der Gegner des Heiligen Stuhles zu erhalten und teilte alles mit Aufrichtigkeit dem Staatssekretariate mit. Ich gab die Nachricht, daß der Vorschlag gemacht worden sei, Unterhandlungen über einen Vergleich mit Rom zu eröffnen und ein neues Konkordat vorzuschlagen; daß man aber unter dem Namen eines Konkordates die freiwillige Entsagung des Papstes auf alles, was man gegenwärtig streitig machte, verstände. Ich machte bemerklich, daß in Deutschland, wo die Erzbischöfe und Bischöfe durch Wahl zu diesen Würden gelangten, wenn der Papst sich enthielte, Zugeständnisse zu machen, den damaligen Prälaten andere nachfolgen könnten, die andere Grundsätze hätten und dem Heiligen Stuhle ergeben wären, die folglich das päpstliche Ansehen geachtet und die Vorschriften des Kirchenrechtes beobachtet haben würden, daß, wenn man aber zu neuen Zugeständnissen schreiten würde, man die aufgegebenen Rechte auch unter gutgesinnten Bischöfen nie wieder erhalten könnte. Ich erfuhr, daß Pius VI. meine Bemerkungen begründet gefunden habe, und als man ihm ein neues Konkordat vorschlug, wollte er nichts davon hören.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Die Kurfürsten, wie man leicht voraussetzen konnte, benutzten diese günstige Gelegenheit, um zu den Verheißungen der neuen Wahlkapitulation auch das Versprechen der Aufhebung der Gerichtsbarkeit der Nuntien in Deutschland hinzuzufügen. Während meines Aufenthaltes in Frankfurt nahm ich wahr, wie unnütz es heutzutage sei, daß der römische Hof einen Nuntius zu jenen Reichstagen sende. In den vergangenen Jahrhunderten hatten die Gesandten des Heiligen Stuhles großen Einfluß und großen Anteil bei ihren Beratungen, besonders auf dem zur Wahl des römischen Königs versammelten Reichstage. Aber sowie sich nach und nach das große Ansehen der Päpste in den politischen Angelegenheiten des Deutschen Reiches vermindert hatte, hatte auch der Einfluß seiner Vertreter bei dem Reichstage abgenommen. Es blieb jedoch noch lange Zeit hindurch eine große Hochachtung für dieselben übrig, und man bezeugte ihnen, als päpstlichen Stellvertretern, alle mögliche Achtung. Man findet in dem Werke von Himhoff (Notitiae procerum imperii lib. II. cap B. n. 1) ein Diplom des Papstes Johann XIII. vom Jahre 969 an den Kurfürsten von Trier, Primas von Frankreich und Deutschland, worin der Papst ihm das Vorrecht erteilt, gleich nach dem Legaten des Heiligen Stuhles oder gleich nach dem Kaiser den Platz einzunehmen, wenn kein Legat des Heiligen

Stuhles zugegen sei, dem dieser Platz zustände. Während vieler Jahrhunderte haben die Gesandten des Heiligen Stuhles diesen Vorzug bei dem Reichstage genossen, besonders wenn dieser behufs Wahl eines römischen Königs gehalten wurde.

In der Geschichte des tridentinischen Konzils von Paul Sarpi,*) welcher gewiß den Gegnern des Heiligen Stuhles nicht verdächtig ist, schreibt dieser bei Gelegenheit des 1562 in Frankfurt gehaltenen Reichstages, der den Sohn des Kaisers Franz I., Maximilian von Österreich zum römischen Kaiser erwählen wollte, daß sowohl der Kaiser wie der König die größte Geschicklichkeit anwendeten, um zu verhindern, daß auf dem Reichstage Religionsangelegenheiten verhandelt würden, bevor die Wahl stattgefunden hätte, die am 24. November geschah, und bevor sieben Tage darauf die Krönung vollzogen war, bei der die protestantischen Fürsten und Kurfürsten der Messe bis nach dem Evangelium beiwohnten, um sich dann zu entfernen. Dies war die einzige Neuerung, die stattfand; übrigens wurde dem päpstlichen Nuntius der Platz vor den Kurfürsten und den anderen Gesandten unter ihnen angewiesen. (Vergl. Geschichte des tridentinischen Konziliums von Pietro Soave, Buch VII.) Von so großen Ehrenbezeugungen war die päpstliche Repräsentation zu Frankfurt in dieser Zeit zur größten Unbedeutendheit und zu einer wahren Erniedrigung herabgesunken.

Nachdem der außerordentliche Nuntius sein Beglaubigungsschreiben abgegeben hatte, ward er mit den Auszeichnungen und Rücksichten behandelt, welche man gegen die übrigen Mitglieder der diplomatischen Körperschaft von gleichem Range beobachtete; aber er wurde nicht nur nicht bei den Beratungen zugelassen, sondern man teilte ihm nicht einmal die Verhandlungen mit, welche über geistliche Angelegenheiten und über die Rechte des Heiligen Stuhles stattfanden. Am Tage vor der Wahl wurde dem Nuntius gleich den anderen fremden Diplomaten die Weisung erteilt, sich aus Frankfurt zu entfernen, damit sie sich am Morgen des Wahltages nicht in der Stadt befänden. Nach der Wahl des Kaisers und nach der Bekanntmachung des kaiserlichen Wahlversprechens, in welcher seit etlichen Jahrhunderten sich immer ein die päpstlichen Rechte verletzender Artikel vorfand, wurde, wenn der Nuntius seinen Einspruch dagegen einreichte, dieser nicht angenommen, sondern zurückgesandt. Mit einem Worte, die Erniedrigung konnte nicht größer sein. Zur Zeit jenes Reichstages wollte sich der außerordentliche Nuntius Caprara, ein großmütiger und an väterlichem Vermögen reicher Mann, durch den Glanz seiner Vertretung auszeichnen. Er gab wöchentlich drei köstliche Mittagsmahle und ein noch köstlicheres Abendessen, bei denen er sowohl durch

*) Auch dieses Buch war im Jahre 1619 auf den Index gesetzt worden. Vergleiche dazu mein Buch „Index Romanus", Verzeichnis sämtlicher auf dem römischen Index stehenden deutschen Bücher usw. Dritte Auflage. Osnabrück 1907 (Pillmeyersche Buchhandlung), Seite 84.

die Fülle als auch durch die Seltenheit der Speisen alle anderen in Frankfurt gegenwärtigen Minister und Gesandten übertraf. Diese außerordentliche Pracht, welche ich beinahe eine nicht lobenswerte Verschwendung nennen möchte, brachte keine gute Wirkung hervor; unter anderem hatte sie den Nachteil, daß sie die irrige Meinung über den Reichtum des römischen Hofes bestärkte. Wer in Deutschland gewesen ist und die Denkungsart jener Nation kennt, weiß, daß man, um sie vom Heiligen Stuhl zu entfernen, sich immer des Grundes der ungeheuren Geldsummen bedient hat, die vorgeblich von dort nach Rom fließen sollten. In den vergangenen Jahren hat man die Summe so übertrieben, daß selbst Protestanten des Lachens darüber sich nicht enthalten konnten, und doch fehlte es nicht an Leuten, welche solchen Übertreibungen Glauben beimaßen. *)

Am 30. Sept. wurde der neue Kaiser Leopold II. in Frankfurt erwählt und die kaiserliche Wahlkapitulation bekannt, in welcher sich die schon erwähnten Artikel gegen die Gerichtsbarkeit der Nuntiaturen in Deutschland vorfanden. Die Erzbischöfe, ihre Minister und derjenige Teil der Geistlichkeit, der schon durch die neuen Lehren verdorben war, hatten einen großen Triumph über diesen vorgeblichen Sieg; allein er hatte keine Folge, und die Sachen blieben, wie sie vor diesem Reichstage gewesen waren. Das deutsche Reich war damals eine alte abgenützte Maschine, deren Triebfedern keine Kraft mehr hatten, die aber durch die alte Gewohnheit mehrerer Jahrhunderte ihren Gang fortsetzte, und deren Auflösung man bei dem ersten starken Stoß voraussah; welche auch wirklich im Jahre 1803 ihren Anfang nahm, als die weltlichen Fürsten, die gezwungen waren, einen Teil ihrer von den französischen Heeren eroberten Provinzen abzutreten, um ihren Verlust zu ersetzen, die geistlichen Fürstentümer und Besitzungen unter sich teilten. **) Diese Maschine löste sich endlich ganz auf, als der vortreffliche Kaiser Franz I., von den andern deutschen Fürsten verlassen, feierlich auf die deutsche Krone verzichtete.

Die Feinde des Heiligen Stuhles und die Begünstiger der Revolution schmeichelten sich, daß Leopold auch in Deutschland als Kaiser jene Neuerungen in der Kirche in Anregung bringen würde, welche er in Toskana (seinem Erblande) ausgeführt oder versucht hatte. Aber

*) Die Worte Paccas können auch auf unsere Zeit noch angewendet werden. Bis vor kurzem brachte das Kürschnersche Handbuch das Märchen, der Papst habe 96 Millionen Mark Einkommen, während er nicht mal 7 Millionen mit Einschluß des gesamten „Petrspfennigs" einnimmt.

**) Der einzige geistliche Fürst, der sich durch den Schutz des Kaisers der Franzosen und durch seinen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten aus dem allgemeinen Schiffbruche rettete, war Freiherr von Dalberg, Koadjutor des Kurfürsten von Mainz, dem man den Besitz einiger Länder überließ und den Titel Primas beilegte. Napoleon I. hatte durch die Erhebung Dalbergs zum Primas von Deutschland die Absicht, allmählich eine von Rom losgerissene sog. deutsch-katholische Nationalkirche zu begründen, die dann etwa in gleiche Knechtschaft von der weltlichen Regierung geraten

dieser scharfsehende und sehr kluge Fürst, der die Erfahrung gemacht hatte, daß jene Neuerungen nur von den Feinden des Throns und des Altares gewünscht wurden, aber immer bei den Völkern Unruhe und Unzufriedenheit erregen, täuschte weislich jene Hoffnungen und mischte sich nicht in die Angelegenheiten der Kirche. Er fing im Gegenteile sogar an, Mittel zu suchen, um den Fortschritten des revolutionären Geistes Frankreichs Einhalt zu tun. Als aber jene Feinde des Throns und Altars dies bemerkten, beschleunigten sie, wie damals behauptet wurde, seinen Tod durch Gift.

Auf meiner Rückkehr nach Köln wollte ich mir die Abwesenheit der drei geistlichen Kurfürsten, welche noch in Frankfurt geblieben waren, zu Nutzen machen, um ihre Residenzstädte Mainz, Koblenz und Bonn zu besehen und machte auf dem Rhein zu Wasser diese Reise, welche ein unglaublich reizendes Schauspiel gewährt. Dieser Strom fließt majestätisch zwischen schönen Ebenen und lieblichen Hügeln hin, welch letztere mit Weinreben bedeckt sind und die berühmten, nach demselben benannten Weine liefern. Zwischendurch erblickt man Städte und Dörfer, welche die schönsten Aussichten gewähren, und da der Strom an einigen Stellen sich krümmt, so kehrt zuweilen eine schöne Aussicht, die man schon aus dem Auge verloren, zur angenehmen Ueberraschung und Freude des Reisenden wieder zurück. Während meines Aufenthaltes in Mainz besah ich ein Lustschloß des Kurfürsten, die Favorite genannt, nicht weit von dieser Stadt entfernt. Dieses Schloß gewährte mir ein bittere Gefühle erregendes Schauspiel. Der Kurfürst hatte vor wenigen Jahren mit Zustimmung des Heiligen Stuhles mehrere Klöster aufgehoben, und unter diesen eine, auf einem Hügel „Engelsberg" genannt gelegene Karthause, die an jenes kurfürstliche Lustschloß grenzte. Ich sah nun die Mauern jener frommen Wohnung abbrechen, um das Lustschloß dadurch zu vergrößern und auf dem Boden des Klosters einen englischen Garten anlegen, und zwar, wie damals allgemein gesagt wurde, auf Anraten einer Dame, die der alte, mehr als siebenzigjährige Kurfürst mit jugendlichem Auge ansah, welcher Umstand der Feder eines spöttischen Dichters Gelegenheit zu einem bekannten Doppelvers gab. *) Jenes Lustschloß genoß jedoch nicht lange diese Vergrößerung und Verschönerung, denn wenige Jahre später, als Mainz von den Franzosen belagert und besetzt ward, wurde die Favorite, gleichsam zur Wiedervergeltung, gänzlich zerstört, sodaß keine Spur von ihr übrig blieb.

---

wäre, wie die griechisch-katholische Kirche in Rußland vom Zarentume. Jener Titel beweist, welche Absichten Napoleon mit seiner Person vorhatte. Aber die göttliche Vorsehung, die über die Kirche wacht, und welche „die Ratschläge der Fürsten zunichte macht", ließ diese Absichten glücklicherweise vergehen.

*) Angelicum montem Naboth novus abstulit Achab, Anglicus ut fieret turpi pro Jezabel hortus. Den Engelsberg nahm fort ein neuerstandener Achab, auf daß er ein englischer Park der neuen Jezabel sei.

In diesem Jahre 1791 fand eine große Begebenheit statt, die beim Gelingen sehr glückliche Folgen hätte haben und vielleicht viele Aufstände, Tumulte, vieles Vergießen von Menschenblut und Revolutionen in Europa und andern Weltteilen verhindern können.

Der König von Frankreich Ludwig XVI., müde der schmählichen Behandlung, die er täglich von der Nationalversammlung erlitt und der schimpflichen Gefangenschaft, in der er sich zu Paris befand, faßte den Entschluß, heimlich aus der Hauptstadt zu entfliehen und sich in eine Grenzstadt des Königreiches zu flüchten, wo er frei und unabhängig jene Beschlüsse fassen könnte, die den Unruhen und Parteien, die Frankreich zerfleischten, ein Ziel zu setzen imstande wären. Als die Flucht des Königs und der königlichen Familie in Rom bekannt geworden war, brach das römische Volk in den größten Jubel aus, und der Papst Pius VI. wollte nicht zögern, jenem unglücklichen Monarchen seine und des Volkes Freude durch die Absendung eines außerordentlichen Nuntius zu beweisen, der den Auftrag erhielt, sobald als möglich Verhandlungen anzuknüpfen, um den Übeln schleunigst und wirksam abzuhelfen, welche die katholische Religion und der Heilige Stuhl in jenem, schon durch eine beklagenswerte Absonderung von der Kirche getrennten Reiche erlitten hatten und noch erlitten. *) Zu dieser glänzenden Sendung, vielleicht der wichtigsten seit mehreren Jahrhunderten, und die einen Alleandro, Contarini und Commendone, ehemalige berühmte Legaten des Heiligen Stuhles mit Furcht erfüllt haben würde, hatte der Papst, mein großer Wohltäter, die Gnade, meine viel zu schwache Person auszuersehen, indem er mich zu seinem außerordentlichen Nuntius bei dem Könige von Frankreich, wo dieser sich auch aufhalten würde, ernannte und mir folgendes Beglaubigungsschreiben überschickte.

„Unserm in Jesu Christo vielgeliebten Sohne Ludwig, dem allerchristlichsten Könige von Frankreich, der Papst Pius VI.

Vielgeliebter Sohn!

„Wir haben erfahren, daß endlich geschehen sei, was Wir sehnlichst gewünscht haben, nämlich daß Deine Majestät mit der ganzen königlichen Familie aus den verschiedenen Drangsalen und Gefahren der Nachstellung des verwilderten und unmenschlichen Pariser Volkes entflohen sei und sich gerettet habe. Unglaublich war, in Christus geliebter Sohn, der Trost, den Unser väterliches Herz bei dieser Nachricht empfand, so daß Wir ihn nicht mit Worten ausdrücken können; und nicht Wir allein fühlten diesen Trost, sondern Unsere ganze Stadt, alle Klassen von der höchsten bis zu der niedrigsten teilten mit Uns die Freude, daß Du mit den Deinigen durch den Schutz Gottes aus jenen drohenden Gefahren gerettet seiest. Die öffentlichen Plätze und alle Straßen dieser Stadt erschallen

*) Pacca denkt offenbar an die Irrlehre der Jansenisten, die viele und sehr talentvolle Männer von der Kirche trennte.

noch von dem Jubel des über Deine Rettung erfreuten römischen Volkes; und als Zeugen dieses Jubels, um jeden Verdacht der Übertreibung zu vermeiden, führen Wir Deine hochgeehrten Tanten, Unsere in Christus geliebten Töchter, die königlichen Prinzessinnen Marie Adelaide und Victoria Marie, sowie auch Unseren ehrwürdigen Bruder, den Kardinal von Bernis an, welche bei diesen Beweisen der allgemeinen Teilnahme sich der Tränen nicht enthalten konnten. Wenn Wir aber versichern, daß Unsere Teilnahme die aller anderen übertraf, so wirst Du Dich hiervon leicht überzeugen, da Du sehr wohl weißt, welche Zuneigung und Dienstbeflissenheit Wir jederzeit gegen Dich gehegt und welchen Anteil Wir in den letzten unglücklichen Zeiten an Deinen Schmerzen und Drangsalen genommen haben.

Wir empfinden daher jetzt einen um so größeren Trost, da Wir Deiner Abreise aus Paris entnehmen können, welche Gesinnung Du fortwährend für die Religion, die Kirche und die ausgezeichneten Prälaten Frankreichs, die in ihrer Verbannung die größte Standhaftigkeit im Glauben, sowie auch jede andere Tugend bewiesen haben, hegtest. Was sollen wir ferner von der großen Anzahl redlicher Männer, von jenem erlauchten, auf der Flucht sich befindenden Adel sagen, die auf Dich blicken und das Leben für Dich zu opfern bereit sind? Die Freude aller dieser über ihren befreiten und ihnen wiedergeschenkten König vereinigt sich in Uns, und alle ihre Wünsche und auf Dich gerichteten Hoffnungen werden die Unsrigen. Daher können Wir nicht umhin, die lebhaftesten Danksagungen an den allgütigsten Gott zu senden, dessen Barmherzigkeit Wir diesen Anfang glücklicher Ereignisse zuschreiben müssen, und Deiner Majestät Unsere Gefühle und Glückwünsche durch dieses an Dich gerichtete Schreiben, das Dir durch Unseren ehrwürdigen Bruder, Bartholomaeus, Erzbischof von Damiata, Unseren und des Heiligen Stuhles Nuntius in den Rheinlanden, überreicht werden wird, mitzuteilen. Wir ersuchen Dich, denselben, wenn er dieses Schreiben Dir überreicht und seine ihm von Uns aufgetragene Obliegenheit ausrichten wird, mit königlicher Gnade aufzunehmen und ihm jenes Vertrauen zu schenken, welches Du für Unsere eigenen Worte haben würdest. Eben jene Teilnahme, welche Wir Dir bezeugen, hegen Wir gleichfalls für Unsere in Christus vielgeliebte Tochter Maria Antoinette, Deine königliche Gemahlin, und für Unseren in Christus vielgeliebten Sohn Ludwig, den Kronprinzen, sowie auch für Deine ganze königliche Familie. Welche Gebete, welche heißen Wünsche richten Wir nicht an den Allmächtigen für Dich, in Christus vielgeliebten Sohn! Wir erflehen für Dich eine baldige, friedliche und ruhmvolle Rückkehr in Dein Reich, die Wiedererlangung Deiner eigenen Gewalt, die Wiederherstellung der Gesetze und der ehemaligen Rechte. Die Religion sei es, welche Dich in Begleitung so vieler erhabenen in ihre Sitze wiederkehrenden Bischöfe dahin zurückführe. Sie herrsche mit Dir über jene

Völker, nachdem sie den Widerstand und die Frechheit derselben gebrochen und die Gemüter zur Sittlichkeit, Frömmigkeit und Pflicht zurückgeführt hat. Dies sind die Wünsche, welche Wir fortwährend zu Gott für Dich erheben, und darauf sind einzig Unsere Gedanken, Sorgen und Bemühungen gerichtet. Mit diesen Empfindungen erteilen Wir mit väterlichem Herzen Dir, Unserem in Christus vielgeliebten Sohne, Deiner durchlauchtigsten Gemahlin und der ganzen königlichen Familie den apostolischen Segen, welcher Dir zur Vorbedeutung aller göttlichen Segnungen dienen und allen Deinen Entschlüssen und Unternehmungen einen glücklichen Ausgang bringen möge.

Gegeben zu Rom, den 6ten Juli 1791, im sechszehnten Jahre Unseres Pontifikates."

Dieses Breve war von einem langen eigenhändigen Briefe des Staatssekretärs Kardinal Zelada begleitet, welcher die Anweisung über die wichtigen Obliegenheiten, die mir aufgetragen wurden, enthielt. Auch die beiden französischen Prinzessinnen, welche damals in Rom sich aufhielten, übersandten mir Briefe für den König, ihren Neffen, und die Königin Maria Antoinette. Alles war jedoch vergeblich, da jener Versuch des unglücklichen Monarchen einen zu unglücklichen Ausgang hatte.

In eben diesem Jahre 1791 und in den zwei folgenden war ich Augenzeuge der großen Auswanderung des französischen Klerus und des Adels, welche sich in die am Rheine selbst gelegenen oder in die nicht weit von dem Strome entfernten Städte flüchtete. Die ersten, die daselbst erschienen, waren die Geistlichen der an Deutschland und die Niederlande grenzenden französischen Provinzen, welche den von der Nationalversammlung vorgeschriebenen kirchenfeindlichen Eid verweigert hatten und daher ihrer Einkünfte beraubt wurden und täglich einer grausamen Verfolgung ausgesetzt waren, sodaß sie sich gezwungen sahen, in den ihren Kirchen und ihrem Vaterlande nahegelegenen fremden Ländern eine Schutzstätte zu suchen. Ich muß hier der Wahrheit gemäß bemerken, daß der größte Teil dieser Geistlichen, besonders aus der ehrwürdigen Klasse der Pfarrer, ein religiöses und erbauliches Verhalten hatte und niemals etwas von der Achtung und dem Rufe verlor, der ihm in Belgien und in Deutschland vorausgegangen war. Ich muß jedoch gleichfalls zu meinem großen Leidwesen bekennen, daß, während die große Mehrheit der französischen Prälaten bei jener Gelegenheit so großen Eifer für die Verteidigung der Kirche zeigte und allen europäischen Völkern zur Erbauung diente, die Gegenwart und das Betragen einiger wenigen von ihnen nicht der hohen Meinung entsprach, welche man von ihnen vorgefaßt hatte. Verschiedene religiöse und fromme Damen hatten mich ersucht, sie sogleich zu benachrichtigen, wenn diese Bekenner des Glaubens in Köln anlangen würden, und ich unterließ nicht, dies zu

tun; aber jene frommen Damen, die diese Bischöfe einem Hilarius oder Eusebius ähnlich sich gedacht hatten, waren erstaunt, als sie deren ganz weltlichen Anzug sahen und bemerkten, daß sie mit dem Leichtsinn und der Unbefangenheit eines eitlen Weltmannes mit der Welt umgingen. Später als die Auswanderung der Geistlichkeit traf die des französischen Adels ein, welcher von den beiden königlichen Prinzen, den Grafen von der Provence und von Artois, an den Rhein gerufen wurde, um die Rückkehr nach Frankreich und die Befreiung des unglücklichen Monarchen, ihres Bruders, mit bewaffneter Hand zu versuchen. Jetzt sah man, wie aus allen Teilen jenes Reiches sowohl die vornehmsten Edelleute von Paris, als auch aus den Provinzen in großen Scharen anlangten, welche, da ich engen Umgang mit ihnen hatte, mich fast alle Hoffnung verlieren ließen, das Ende der großen Leiden, die damals das unglückliche Frankreich heimsuchten, zu sehen. Der größte Teil dieser Herren vom Adel und hauptsächlich die Großen des Hofes waren nicht nur religiös vollkommen gleichgültig, sondern verhehlten und verschwiegen gar nicht ihre Gesinnungen eines entschiedenen Widerwillens gegen jeden religiösen Grundsatz zum großen Ärgernisse der gutgesinnten Deutschen und zu großem Nachteile der katholischen Religion in Deutschland.

Die Stadt Koblenz und der kurfürstliche Palast, wo die beiden königlichen Prinzen, die Grafen von der Provence und Artois, Neffen des Kurfürsten-Erzbischofs Klemens Wenzeslaus, sich aufhielten, erhielt fast das Ansehen des königlichen Aufenthaltes von Versailles. Die Guten sahen daselbst mit Schmerz dieselben Hofumtriebe und Ränke, dieselbe unverschämte Lebensweise, dieselbe Gleichgültigkeit gegen die Grundsätze der Religion und der Moral, wie sie im aufgeklärten Frankreich gang und gäbe waren. Unter diesen Ausgewanderten, welche das Reich verlassen hatten, um die Sache des Königtums zu verteidigen, befanden sich viele Sendlinge der Pariser National-Versammlung welche sich für Anhänger der königlichen Partei und der Prinzen ausgaben, und alles, was in Deutschland geschah, ausforschten und die Häuptlinge der Revolutionspartei von allem unterrichteten. Da sie als vorgebliche Königstreue keinen Verdacht erregten, so wurden sie in die Gesellschaft der übrigen Ausgewanderten und der Deutschen eingeführt und verbreiteten überall die religionsfeindlichen Grundsätze der angeblichen Philosophen. Mit einem Worte, zu den irrgläubigen und ungläubigen Professoren der deutschen Universitäten, zu so vielen Verfassern schändlicher Schriften gegen die katholische Religion und das Christentum gesellte sich noch eine große Anzahl neuer Apostel der Hölle, um die Grundsätze und die Sitten des guten deutschen Volkes zu verderben!

Das Jahr 1792 war fruchtbar an großen und traurigen Begebenheiten, welche die Ursache so vieler außerordentlicher Umwälzungen und jener blutigen Kriege waren, die die Ruhe Europas und anderer Weltteile viele Jahre hindurch störten, wie ich schon gesagt habe,

und auch jetzt ist der damals angefachte Brand noch nicht ganz erloschen, sondern er glimmt noch verräterisch unter der Asche fort.*)

Am 30. September des vorhergehenden Jahres war die Volksversammlung in Frankreich auseinandergegangen; man nannte sie die konstituierende, weil sie die ersten der vielen Konstitutionen (d. h. Vorschriften) herausgab, die in der Folge ersonnen und verkündigt wurden. Die Versammlung, welche ihr unter dem Namen der Gesetzgebenden folgte, bestand größtenteils aus Leuten niedriger Herkunft, gottlosen Charakters, Feinden des Thrones und der Altäre; sie setzte daher die Angriffe gegen das königliche Ansehen fort, und nach täglich wiederholten Beleidigungen und gewaltsamen Angriffen, nachdem sie den König und die königliche Familie gefangen gesetzt hatte, hob sie am 21. September eine während vierzehn Jahrhunderten bestehende Monarchie auf und verkündigte auf den Vorschlag des Schauspielers Collot d'Herbois die französische Republik.

Am 1. Februar 1792 starb zu Wien plötzlich der Kaiser Leopold, wie ich schon erwähnt habe, nicht ohne den Verdacht, daß sein Tod von der geheimen Verbindung beschleunigt worden wäre. Nach Ablauf des gewöhnlichen Zeitraumes fand in Frankfurt die Reichsversammlung zur Wahl des neuen Kaisers und zur Abfassung des neuen Wahlversprechens statt, welch letzteres eine Bestätigung des dem Kaiser Leopold vorgelegten war, da den Kurfürsten daran lag, die Wahl wegen der von der französischen Republik gegen das Haus Österreich und gegen das Reich gemachten Drohungen und schon angefangenen Feindseligkeiten zu beschleunigen. Der Papst Pius VI. sandte als außerordentlichen Nuntius einen Mann, dessen Name damals in Europa einen guten Ruf hatte, und von dem er hoffte, daß er dem Monarchen und den Fürsten angenehm sein würde, weil er mit großem Mute und ungewöhnlicher Beredsamkeit in der französischen Nationalversammlung die Sache des unglücklichen Ludwig XVI., welche im Grunde diejenige aller Throne war, verteidigt hatte. Dieser Mann war der Abbé Maury, ein in der Gegend von Avignon geborener Untertan des Heiligen Stuhls. Diese Wahl mißfiel aber in Deutschland vielen. Die deutsche Nation verlangt mehr als jede andere bei Personen, denen eine öffentliche Stellvertretung übertragen wird, daß sie mit den andern Eigenschaften auch den Glanz einer hohen Geburt verbinden; die geringe Herkunft Maurys aber war nicht unbekannt. Ebenso gefiel ein diplomatisches Verhalten nicht, denn es ist etwas anderes, seine Stimme mit feuriger Beredsamkeit vor einer lärmenden Versammlung zu erheben, als die Geschäfte in der ruhigen gefälligen Form der diplomatischen Höflichkeit zu verhandeln.

In diesem Jahre sollte der König von Schweden, Gustav, nach Deutschland kommen, um sich während der Boezeit einige Zeitlang

*) Wie recht Pacca urteilte (um 1830), bewies der neue Revolutionssturm des Jahres 1848.

in Aachen aufzuhalten, und es verbreitete sich das nicht ganz unbegründete Gerücht, daß er sich erboten habe, persönlich die Truppen Österreichs und der anderen deutschen Fürsten in dem nahe bevorstehenden Kriege gegen Frankreich zu befehligen. Pius VI., der in Rom mit diesem Fürsten in enge Verbindung getreten war, und der keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, das Wohl der Katholiken überall zu befördern, faßte den Entschluß, mich nach Aachen zu jenem Monarchen zu senden, um ihm diejenigen seiner Untertanen, welche sich zur katholischen Religion bekannten, und die vor wenigen Jahren in Schwedisch-Pommern errichteten Missionen zu empfehlen.*) Zu diesem Ende übersandte er mir ein Beglaubigungsschreiben und die nötigen Anweisungen. Dieser ehrenvolle Auftrag konnte jedoch gleichfalls nicht von mir ausgeführt werden, denn in der Nacht auf den 16. März wurde jener König auf einem Maskenballe im Theater tödlich verletzt und starb am 24. desselben Monats.

Dem Kaiser Leopold folgte anfänglich in seinen Erbstaaten und hierauf auch im Reiche sein Sohn Franz, dem von seiten Frankreichs der Krieg erklärt worden war. Der junge Monarch verband sich mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen und diese beiden Fürsten beschlossen, mit ihren Heeren die französischen Aufrührer anzugreifen und den König Ludwig XVI. sowie seine Familie in Freiheit zu setzen. Das preußische Heer unter dem berühmten Krieger, dem regierenden Herzoge von Braunschweig, drang auch wirklich auf der Seite der Champagne in Frankreich ein, und die Österreicher taten es von den Grenzen Flanderns aus. Dieser Feldzug hatte jedoch einen unglücklichen Ausgang, wie allen bekannt ist. Europa vernahm mit Erstaunen diesen unerwarteten Rückzug, da man die Fortschritte der verbündeten Heere als sicher angenommen hatte, indem die ausgewanderten Franzosen versicherten, daß von den Rebellen kein großer Widerstand zu erwarten sei, und daß die große Anzahl getreuer Untertanen sich offen zu ihren Gunsten erklären würde, um den so sehr beliebten König wieder in Freiheit zu setzen. Unter dem Volke verbreiteten sich damals viele für den preußischen heerführenden Herzog von Braunschweig beleidigende Gerüchte. Einige, welche bei allen Begebenheiten jenes Zeitraumes immer Verrat oder Wirkungen der geheimen Gesellschaften sahen, behaupteten, daß der Herzog von Braunschweig als Oberhaupt oder als eines der vornehmsten Mitglieder der Sekte der Illuminaten hinterlistigerweise dieses Unternehmen hatte scheitern lassen, um die Aufrührer zu begünstigen, und andere fügten hinzu, daß er durch eine große Summe bestochen worden wäre. Wieder andere behaupteten oder vermuteten, daß die Preußen sich auf Verlangen Ludwigs XVI. zurückgezogen hätten, da dieser mit seinem und dem Tode der ganzen königlichen Familie bedroht worden wäre, wenn die feindlichen Heere sich Paris nähern würden.

*) Damals gehörte Pommern und ein Teil Mecklenburgs noch zu Schweden.

Um meine Meinung hier offen zu sagen, so glaubte ich damals und habe mich auch später in dieser meiner Meinung bestärkt gefunden, daß der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der die Tapferkeit und den Mut der Franzosen, gegen die er im berühmten siebenjährigen Kriege gekämpft hatte, sehr wohl kannte, als er sah, daß die Hoffnung auf einen großen Beistand von seiten der getreuen Untertanen nicht begründet sei, sein Heer nicht der Gefahr aussetzen und zu weit in Frankreich eindringen wollte, um nicht der Gefahr eines schwierigen Rückzuges entgegenzugehen, weshalb, wie ich glaube, er aus Klugheit tat, was ihm damals als Verrat oder Bestechung vorgeworfen wurde. Auch das österreichische Heer, das im Anfang einige Vorteile von Flandern aus davongetragen hatte, sah sich zum Rückzuge genötigt, und als es von Dumourier bei Jemappe geschlagen war, räumte es die Niederlande und das Fürstentum Lüttich und näherte sich dem linken Rheinufer. Indessen drang der französische General Custine aus dem Elsaß in das Deutsche Reich ein und besetzte Mainz. Bei Annäherung der französischen Heere verließen die drei geistlichen Kurfürsten ihre Wohnsitze und begaben sich in einige ihnen angehörige Staaten, die mehr im Innern von Deutschland gelegen waren. Auch ich traf Vorkehrungen, um mich in irgend eine auf dem rechten Rheinufer gelegene Stadt, die zu dem Bezirke meiner Nuntiatur gehörte, zurückzuziehen, als einige würdige und achtungswerte Geistliche mit der Bitte zu mir kamen, ich möchte bei der Ankunft der Franzosen in Köln bleiben und der Geistlichkeit daselbst unter so peinlichen und schwierigen Umständen Mut und Festigkeit einflößen. Ich willigte in ihre Wünsche, um der Geistlichkeit und den guten Bewohnern jener Stadt einen öffentlichen und feierlichen Beweis meiner Zuneigung zu geben und aus einem anderen Grunde, den ich hier angeben werde. Der Kurfürst von Köln hatte in einem Hirtenschreiben gesagt, daß nur die Bischöfe allein als wahre und rechtmäßige Hirten angesehen werden müßten und nicht ein Nuntius, „den die Schafe nichts angingen", Worte, welche sich im Evangelium auf den gedungenen Hirten beziehen. Jetzt hatten sich nun, wie schon gesagt, die kurfürstlichen Erzbischöfe und die anderen vornehmen Geistlichen, welche sich in den auf dem linken Rheinufer gelegenen Städten aufhielten, bei Annäherung der Franzosen entfernt und ihre Sitze verlassen. Ich wollte also durch mein Verhalten beweisen, daß der Nuntius, der fest auf seinem Posten geblieben sei und ihn nicht verlassen hätte, wie dies bei ihnen der Fall wäre, nicht verdiente, daß jene Worte auf ihn angewendet würden, welche einen gedungenen Hirten, der entfliehe, andeuteten. Bevor ich jedoch einen entscheidenden Entschluß über eine so wichtige Sache faßte, schrieb ich, wie es meine Pflicht erheischte, an das Staatssekretariat, um von dem heiligen Vater die Erlaubnis zu erhalten, in Köln zu verbleiben, wenn es auch von französischen Truppen besetzt werden sollte. Die erste Antwort aus Rom auf meine Bitte enthielt die Bewilligung und Lobeserhebungen; aber mit der folgenden Post teilte mir eben das Staats-

sekretariat mit, daß der Papst meine Anfrage den Kardinälen (wenn ich mich recht erinnere) von der Staatskongregation vorgelegt habe, welche ihm die Bemerkung gemacht hätten, daß der Nuntius, wenn er bei der Ankunft der Franzosen in Köln zurückbliebe, sich der Gefahr von Beleidigungen aussetze, daß vielleicht sogar die päpstliche Stellvertretung Gefahr gewaltsamer Angriffe laufe, und daß es die Klugheit erheische, daß der Nuntius sich vor der Einnahme aus dieser Stadt entfernen solle. Der Papst billigte ihr Gutachten und ließ mir den Befehl erteilen, sogleich abzureisen, sobald die Franzosen Köln zu besetzen drohen würden. Ich kann nicht leugnen, daß dieser Beschluß weise war, und daß es unklug gewesen sein würde, sich dem Mutwillen von Truppen auszusetzen, welche von der jeder Religion feindlichen National-Versammlung, der grausamen Verfolgerin des katholischen Klerus, gesandt waren und von ihr abhingen. Der Rückzug der Preußen nach Deutschland und der Österreicher nach Flandern erregte großen Schrecken in den an Frankreich stoßenden deutschen Ländern, wozu die Staaten der drei geistlichen Kurfürsten gehörten; diese letzteren, obgleich sie immer fortfuhren, in ihren Staaten, so viel an ihnen lag, die Ausübung der Gerichtsbarkeit der Nuntien zu hindern, fingen doch an, ernstlich ihre Lage zu bedenken und enthielten sich in der Folge der unpolitischen und ärgerniserregenden Feindseligkeiten, welche sie gegen die Nuntiaturen ausgeübt hatten, und ich hatte von dieser Zeit an keinen Streit und keine Zwistigkeiten mehr mit ihnen. So bestätigte sich auch in meinem Dienste jene Stelle der heiligen Schrift, die man auf die Kirche anzuwenden pflegt: „Im Frieden ward mir die bitterste Bitterkeit zuteil." Denn in den ersten friedlichen Jahren erlitt ich Widerspruch und Unannehmlichkeiten; als aber die Volksunruhen und die Kriege angefangen hatten, war es mir vergönnt, einiger Ruhe und Muße zu genießen. Die französische Revolution hatte außer diesem mich persönlich betreffenden Vorteile noch einen anderen für ganz Deutschland. Denn kaum nahm in jenem Lande die unglückliche Kirchentrennung durch die Einsetzung der von der Nationalversammlung anerkannten Bischöfe ihren Anfang, so eilten verschiedene Professoren der deutschen Universitäten hin, um sich unter die Fahne jenes widerrechtlichen Klerus zu begeben, und dieses heilsame Davonlaufen reinigte Deutschland von einigen jener gottlosen Menschen, die von ihren verpesteten Lehrstühlen aus ruchlose Grundsätze und verderbliche Irrtümer verbreitet hatten. Ich habe nicht die Absicht, hier aller derselben zu gedenken, sondern will nur zwei von ihnen nennen, die ich als Professoren der nahen, in Bonn bestehenden Universität gekannt habe. Der eine war der Pater Dereser aus dem Orden der barfüßigen Karmeliter, der in seinem Orden der Vater Thaddäus von St. Adam hieß. Dieser war Professor der Bibelauslegung, und indem er die Systeme der neueren Protestanten annahm, gab er in seinen Vorlesungen von den übernatürlichen Begebenheiten, die in der heiligen Schrift angegeben werden, Erklärungen, die ihnen alles Wunderbare und Übernatürliche

nahmen. Er ließ mehrere Schriften drucken, von denen einige vom Heiligen Stuhle verurteilt worden sind. Er begab sich nach Frankreich, aber ich weiß nicht, wie lange er sich daselbst aufgehalten hat. Nach vielen Jahren habe ich erfahren, daß er sich von da in das Bistum Konstanz begeben hat, wo er unter der Fürsorge des bekannten Freiherrn von Dalberg und seines Generalvikars von Wessenberg ungehindert seine irrigen Lehren verbreiten konnte. Hierauf ging er nach Breslau, wo er, wie ich glaube, starb, nachdem er dort einen Teil des einst vortrefflichen katholischen Klerus verführt und verdorben hatte, sodaß er während seines ganzen Lebens in den gottlosen Fußstapfen eines Bucer, Hieronymus Zanchi, Pietro Martin und anderer Ordensgeistlichen wandelte, die vom Glauben abgefallen waren und ihre Klöster verlassen hatten, um Apostel und Verbreiter der vorgeblichen Reform Martin Luthers zu werden.

Der zweite Professor der Bonner Universität, der seinen Lehrstuhl verließ, um sich nach Frankreich zu begeben, war Eulogius Schneider, gebürtig aus Wippfeld und noch schlimmer als Pater Thaddäus. Er trat in seiner Jugend in den Franziskaner-Orden ein, aber er nahm später wieder weltliche Kleidung an, und ich weiß nicht, ob er von einer rechtmäßigen Obrigkeit dazu Genehmigung erhalten hatte. Er erhielt auf der neu errichteten Universität zu Bonn den Lehrstuhl der Beredsamkeit, wo ihm der entehrende Ruf eines Mannes von verderbten Grundsätzen und noch schlimmeren Sitten vorausging. Sein nachfolgendes Betragen rechtfertigte vollkommen, was von ihm vor seiner Ankunft angekündigt worden war. Während seines Aufenthaltes in Bonn ließ er einen Katechismus drucken, den die Socinianer*) selbst ohne Anstand annehmen würden, und gab in Frankfurt ein Buch religionsfeindlicher, gottloser und unsittlicher Gedichte heraus, die er der lutherischen Erbprinzessin von Wied widmete.**)

---

*) Die Socinianer führen ihren Ursprung auf die beiden Socinus aus dem italienischen Städtchen Siena zurück. Lälius und Faustus Socinus leugneten den Glaubenssatz von der heiligsten Dreifaltigkeit. Faustus († 1604) ging nach Polen und Siebenbürgen, wo er viele Anhänger fand. Noch heute gibt es dort Antitrinitarier, d. h. Gegner des Trinitätsdogmas.

**) Schneider war im Jahre 1756 in Wippfeld geboren. Er wurde Geistlicher, doch entehrte er seinen Stand durch ein lasterhaftes Leben. Er ging nach seiner Absetzung in Bonn nach Straßburg, wo er sogar Generalvikar des von den französischen Revolutionshelden eingesetzten „konstitutionellen" Bischofs wurde. Da dieses Amt seinen Ehrgeiz und seine Habsucht nicht befriedigte, ließ er sich zum Armeekommissar und bald darauf zum Staatsanwalt am Niederrhein ernennen. An der Spitze eines Heerhaufens mit einer Guillotine im Gefolge durchzog er das Elsaß. Seine verbrecherischen Taten während seiner Tätigkeit als Armeekommissar schrien zum Himmel! Mit sechsspännigem Gefährte kehrte der Unhold nach Straßburg zurück. Dort ereilte ihn die Rache seiner zahlreichen Feinde, die er durch seinen unerhörten Luxus bei seinen Gesinnungsgenossen gefunden hatte. Zwei berüchtigte Sendlinge des Nationalkonventes von Paris bemächtigten sich

Dies waren die Führer und Lehrer, denen man den Unterricht und die Erziehung der unglücklichen deutschen Jugend anvertraute, und Gott weiß, welche Zöglinge aus jenen Schulen der Hölle hervorgegangen sein werden!

Jeder wird leicht begreifen, wie traurig und schmerzhaft es für einen Gesandten des Heiligen Stuhles sein mußte, zu sehen, wie solche Professoren, die außer ihrer Gestalt nichts Menschliches hatten, gleichsam unter seinen Augen die Jugend verführten und derselben die Grundsätze einer völligen Gleichgültigkeit für die Religion und einer vorgeblichen philosophischen Denkungsweise, die für Deutschland eine unheilschwangere Revolution vorbereitete, einflößten. Robespierre selbst sprach in der Nationalversammlung mit Abscheu von diesem Schneider.

In derselben Woche, in welcher der Unmensch Schneider in Paris enthauptet wurde, hatte ein anderes Ungeheuer, das ihm an Bosheit nichts nachgab, dasselbe Schicksal; auch dieser war ein aus seinem Orden getretener französischer Mönch, der Kapuziner Chabot, Mitglied der Nationalversammlung und ruchloser Königsmörder. Die Nachricht von dem Tode dieser beiden Bösewichter langte beinahe zu gleicher Zeit in Bonn an. Der Kurfürst, der es liebte, die Personen, mit denen er sprach, durch witzige und oft beißende Worte in Verlegenheit zu setzen, begegnete dem Guardian oder einem anderen Mönche aus dem Kloster der Kapuziner und sagte zu diesem: „Nun, wann werdet ihr in eurer Kirche dem verstorbenen Mitbruder Chabot ein Totenamt halten?" Der Gefragte antwortete schnell: „Wir warten, daß zuerst die Professoren von der Universität das ihres Kollegen Schneider abgehalten haben." Diese Antwort wurde vom Volke mit vielem Beifall aufgenommen, denn der größte Teil desselben wehklagte über die gottlosen Lehren, die in jenen Hörsälen vorgetragen wurden. Der große Pius VI., von diesem Verderben unterrichtet, erfüllte sofort im Jahre 1790 die Pflicht seines apostolischen Amtes und in einem Breve unter dem 24. Mai jenes Jahres machte er den Durchlauchtigsten Kurfürsten-Erzbischof darauf aufmerksam und nannte ihm die Professoren der Universität, welche die vornehmsten Verbreiter der irrigen und falschen Lehren wären, die von dort ausgingen; und unter diesen befanden sich unsere beiden Helden Schneider und Thaddäus.

Die Domherren des Hochstifts der Kathedralkirche kamen gleichfalls dem ruhmvollen Beispiele ihrer Vorgänger nach, welche im 16. Jahrhundert, anfänglich durch ehrfurchtsvolle, bescheidene Vorstellungen, endlich aber mit heldenmütigem Eifer und apostolischem Mute sich den beiden Erzbischöfen Hermann, Grafen von Wied, und Gebhard von Truchseß widersetzten, die jenes Erzbistum mit sich zur

Schneiders; am 21. Dezember 1793 wurde er mehrere Stunden auf einem Gerüste in Straßburg zur öffentlichen Verhöhnung ausgestellt. Nach mehrmonatlichem Gefängnisse verurteilte man ihn in Paris zum Tode und vollstreckte das Urteil am 1. April 1795.

Ketzerei verführen wollten. Dieses Kapitel schrieb einen ehrerbietigen Brief an den Kurfürsten, worin es einige Professoren der Universität Bonn als Lehrer und Verbreiter irriger Lehren anklagte. Der Kurfürst wies sowohl die Anklagen des Papstes, als auch die des Domkapitels an den Kanzler der Universität, der gerade der vornehmste Urheber der Stiftung jenes verpesteten Lehrsitzes und der Begünstiger und Gönner jener ruchlosen Lehrer war. Dieser, wie man leicht voraussehen konnte, übernahm die Verteidigung der angeklagten Professoren, erklärte ihre Lehrsätze für rein und wahr und antwortete, daß jene von ihm als verleumderisch ausgegebenen Anklagen von der römischen Kurie und den Exjesuiten herrührten, welche damals, wie auch noch jetzt, die beiden Schreckbilder waren, deren sich die Feinde des Heiligen Stuhles bedienten, um die Stimme desselben unwirksam zu machen, wie die Wärterinnen die Kinder mit dem Werwolfe in Furcht zu setzen pflegen. Also brachten weder das päpstliche Breve, noch die Vorstellungen des Domkapitels die gewünschte Wirkung hervor, weil es dem Kurator der Universität gelang, die auf derselben gelehrten Irrtümer dem Kurfürsten zu verheimlichen. Vor meiner Abreise aus Deutschland vernahm ich jedoch, daß jener Fürst diese Irrtümer endlich erfahren hätte, aber es war zu spät, ihnen abzuhelfen. Mir wurde erzählt, daß die Professoren jener Universität bei Annäherung des Heeres der französischen Republik den Kurfürsten über die Art und Weise ihres Unterhaltes während der feindlichen Besatzungen befragen ließen und von dem Kurfürsten die Antwort erhielten, daß Personen von ihrer Denkungsart nichts von den Franzosen zu fürchten hätten.

Im Jahre 1793 fiel in meiner Nuntiatur nichts vor, was hier eine Erwähnung verdiente, ausgenommen mein öffentlicher Empfang am Hofe des Kurfürsten in Koblenz mit allen jenen Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen, welche immer gegen die Nuntien, meine Vorgänger, beobachtet worden waren. Es ist hier nötig, zu wissen, daß auf mein Schreiben, worin ich meine Ernennung zum Nuntius von Köln anzeigte, der Kurfürst von Trier unter dem 22. Juli 1785 eine kalte, aber nicht unhöfliche Antwort gegeben hatte. Als ich im folgenden Jahre in Köln angekommen war, übersandte ich zugleich mit einem ehrfurchtsvollen Schreiben von mir das päpstliche Beglaubigungsbreve, wie dies der Gebrauch mit jenem Hofe war, und nach einigen Tagen erhielt ich nicht von dem Kurfürsten selbst, aber von seinem Minister, dem Baron von Duminique, einen Brief vom 20. Juni, worin mir mitgeteilt wurde, daß Se. Hoheit der Kurfürst mich als apostolischen Nuntius anerkenne und an seinem Hofe empfangen würde, sobald ich aus Rom ein anderes Beglaubigungsbreve erhalten hätte, in welchem die Worte „ordentlicher Nuntius", welche die Ausübung jener Gerichtsbarkeit andeuteten, die Se. Hoheit weder dulden könne noch dürfe, ausgelassen wären. Ich sah sehr wohl ein, daß dies nur ein Vorwand wäre, den Nuntius zurückzuweisen, ohne ihm, wie es am Hofe von Bonn geschehen war, eine offene

und deutlich abschlägige Antwort zu erteilen. Dessenungeachtet schrieb ich mit Aufrichtigkeit an den Baron von Duminique, daß ich darüber nach Rom berichten würde, wie ich auch wirklich tat, und nachdem ich die von mir schon vorausgesehene Antwort erhalten hatte, teilte ich ihm in einem anderen Briefe mit, daß der Heilige Vater nicht von dem alten Stile abgehen noch auch von seinen ihm zustehenden Rechten etwas vergeben könne. Dadurch wurden die Verhandlungen mit jenem Hofe über den Empfang des Nuntius abgebrochen; aber im November 1791 erhielt ich ganz unverhofft von dem erwähnten Herrn Baron von Duminique einen sehr höflichen Brief vom 20. desselben Monates, durch den er mich wissen ließ, daß, wenn ich mich nach Koblenz, wo damals der Kurfürst weilte, begeben wollte, um jenem Durchlauchtigsten Fürsten meine Aufwartung zu machen, er alles anordnen würde, um mich gut zu empfangen und aufzunehmen, aber daß weder von der einen noch der anderen Seite der Entsagung oder der Ausübung der streitigen Gerichtsbarkeit Erwähnung geschehen sollte. Ich übersandte sogleich eine Abschrift dieses Briefes an das Staatssekretariat, um Anweisungen zu erhalten und gab inzwischen dem Herrn Baron bloß eine höfliche Antwort, in der ich es vermied, mich auf die Sache selbst einzulassen. Nach einigen Wochen erhielt ich eine Botschaft vom Kardinal-Staatssekretär, worin mir befohlen wurde, daß ich bei einer schicklichen Gelegenheit, aber nicht sogleich, damit es nicht als Folge jener Einladung erschiene und man daraus nicht auf ein Nachgeben gegen die Ansprüche jenes erzbischöflichen Hofes schließen könnte, dem Durchlauchtigsten Kurfürsten meine Aufwartung machen sollte. Um also diesem Befehle nachzukommen und um zugleich den vom Baron von Duminique ausgedrückten Wunsch zu erfüllen, daß, wenn seine Einladung nicht angenommen werden könnte, ich ihrer, als ob sie nicht geschehen sei, nie erwähnen sollte, gab ich nun darüber weiter keine Antwort und wartete auf eine schickliche Gelegenheit, um die vom Staatssekretariate erhaltenen Befehle genau zu erfüllen. Wenige Monate darauf fand der nur zu bekannte französische feindliche Einfall statt, und der Kurfürst von Trier war gezwungen, sein Kurfürstentum zu verlassen und sich anfänglich nach Münster und hierauf in sein Bistum von Augsburg zurückzuziehen,*) woselbst er sich ungefähr ein Jahr aufhielt. Nach der Wiedereroberung von Mainz und nach der Verjagung der Franzosen vom Rheine kehrte der Kurfürst nach seiner Residenz Koblenz zurück, und ich hielt diese Rückkehr für die schicklichste Gelegenheit, an den Baron von Duminique zu schreiben, da man diesen Brief gewiß nicht für eine Beantwortung seines Schreibens vom Jahre 1791 nehmen konnte. Daher übersandte ich unter dem 6. November 1793 ein Glückwunschschreiben über die glückliche Zurückkunft Sr. Hoheit des Kurfürsten nach

*) Es war damals vielfach die für die kirchliche Verwaltung höchst bedenkliche Sitte verbreitet, daß ein Kirchenfürst mehrere Bistümer besaß, die er dann durch Weihbischöfe verwalten ließ.

Koblenz an ihn und fügte hinzu, daß ich meine lebhafte Teilnahme an einer so glücklichen Begebenheit gerne persönlich Sr. Hoheit dem Kurfürsten zu erkennen gegeben haben würde, wenn ich im voraus versichert wäre, daß ich in meiner Eigenschaft als apostolischer Nuntius mit allen jenen öffentlichen Ehrenbezeugungen, die man gegen meine Vorgänger beobachtet hätte, aufgenommen werden würde. Mit umgehender Post erhielt ich von jenem Minister eine vollkommen genügende Antwort, weshalb ich sogleich einen Briefwechsel mit ihm anfing. Ich übersandte ihm eine Abschrift aus dem Protokolle im Archiv, worin sich alles vorfand, was an jenem Hofe beim Empfang des Nuntius Bellisomi beobachtet worden war, und auf die schriftliche Versicherung, daß keine für meine Vertretung nachteilige Neuerung stattfinden sollte, reiste ich etwa gegen Mitte Dezember von Köln ab, und am fünfzehnten dieses Monats fand mein Empfang an jenem Hofe statt zum großen Vergnügen aller gutgesinnten Deutschen, die eine baldige Aussöhnung und die Rückkehr der alten Eintracht zwischen dem Heiligen Stuhle und jenem Durchlauchtigsten Kurfürsten davon erhofften. Direkt erwähnte ich bei jenem Fürsten *nichts* von Geschäften, aber mit dem Minister sprach ich gelegentlich einiges über den Zustand der geistlichen Angelegenheiten, und es schien mir, daß ich nach einiger Zeit auf die gewünschte Beilegung der Streitigkeiten hoffen konnte; aber im folgenden Jahre 1794 nahmen die europäischen Angelegenheiten eine *andere* Gestalt an, und die Fortschritte der republikanischen Heere Frankreichs zwangen den Kurfürsten, die Staaten des Kurfürstentums Trier zu verlassen. Auch ich mußte mich aus Deutschland entfernen, um mich nach Portugal zu begeben, da ich von Pius VI. in der Beförderung vom 21. Februar dieses Jahres zu jener Nuntiatur bestimmt worden war.

Ich blieb noch einige Monate in Köln, um meinen Nachfolger Hannibal della Genga daselbst zu empfangen und ihn in sein Amt einzuführen, aber dieser Prälat langte erst in Deutschland an, als jene Stadt schon von den Franzosen besetzt war. Im Jahre 1794 hub jene für Europa unglückliche, aber für die französischen Waffen glorreiche Epoche an: die Franzosen durchzogen siegreich Europa während zwanzig Jahren und waren der Schrecken der Völker und eine nicht zu bezweifelnde Geißel des Herrn. Die Preußen und Österreicher hatten Frankreich geräumt, und die letzteren sahen sich auch gezwungen, die Niederlande und jenen Teil Deutschlands, der auf dem linken Rheinufer liegt, zu verlassen. Das französische Heer, das unter dem Befehle des Generals Jourdan stand, zog am 11. Juli in Brüssel und am 27. September in Aachen ein. Daraus sah ich, daß ich Köln *vor* der Ankunft des Monsignore della Genga würde verlassen müssen. Ich mietete also ein Schiff und ließ das Archiv der Nuntiatur in ein auf dem anderen Rheinufer liegendes Dorf bringen und machte alle Vorbereitungen zur Abreise; doch hatte ich den festen Entschluß, den mir vom Papste anvertrauten Posten nur im letzten Augenblicke zu verlassen. Am 1. Oktober fingen die Österreicher an, eine Schiffs-

brücke über den Rhein zu schlagen, und am 22. zogen sie sich von Aldenhoven, einer kleinen Stadt im Herzogtum Lüttich, die nur wenige Meilen von Köln entfernt ist, zurück und näherten sich den Mauern dieser Stadt. Am 3. Oktober zog das von Clairfait befehligte Heer auf das rechte Rheinufer.

Als ich am Morgen des 14. Oktober erfahren hatte, daß französische Truppen in einer geringen Entfernung gesehen worden wären, die gegen die Stadt anrückten, mußte ich mit wahrem Schmerze meine gute Stadt Köln verlassen, von der ich immer ein angenehmes und mir teures Andenken bewahren werde. Die Gepäckwagen des österreichischen Heeres füllten die beiden Brücken und es war für andere Wagen sehr schwierig, an sie zu gelangen, und weiter fortzukommen. Das ganze Ufer war mit Leuten angefüllt, die angstvoll wünschten, auf das andere Ufer überzusetzen, indem es ihnen schien, als ob sie die Franzosen schon auf den Fersen hätten. An diesem ganzen Tage und während der folgenden Nacht war ich Augenzeuge eines Schauspieles, das mich mit der größten Traurigkeit erfüllte, und dessen ich mich auch jetzt nicht ohne Schauder erinnern kann. Die Straße, welche nach Frankfurt führt, wohin der größte Teil der Fliehenden seinen Weg nahm, war mit Wagen und Gepäck des sich zurückziehenden österreichischen Heeres angefüllt. Unermeßlich war die Anzahl der Fliehenden: nämlich alle französischen Auswanderer, die sich in den Niederlanden und in den Ländern des linken Rheinufers aufgehalten hatten, viele deutsche und niederländische Herren und Frauen vom Adel, welche durch die gegen den Adel in Frankreich begangenen Grausamkeiten erschreckt, den Einzug der Franzosen in ihrem Aufenthaltsorte nicht abwarten wollten, und fast alle Minister und Angestellte jener Regierungen, die ihren Fürsten folgten. Unterdessen strömte den ganzen Tag und die folgende Nacht ein heftiger Regen herab, der die Wege fast unbrauchbar machte. Was meine Teilnahme und mein Mitleiden am meisten erregte, umsomehr, da ich keine Hilfe oder Beistand leisten konnte, war der Anblick ehrwürdiger französischer Geistlicher, darunter auch bejahrter und zarter Frauen jener Nation von vornehmer Geburt, die mit ihren Bündeln auf dem Rücken und ganz durchnäßt aus Mangel an Pferden in dem tiefsten Kote, der ihnen bis an die Knie reichte, ihren Weg fortsetzten, ungewiß, wohin sie sich wenden sollten und wo sie Unterkommen und Beistand finden würden, besonders in Ländern, die größtenteils von Protestanten bewohnt waren.

Ich selbst mußte meine Reise mit meinen eigenen Pferden fortsetzen, und in der Nacht konnte ich mich wegen der Menge der Packwagen des österreichischen Heeres, die den ganzen Weg besetzt hielten, nicht einmal einem Wirtshause nähern, sodaß ich einen großen Teil derselben während eines heftigen Regens stillhalten mußte, den Morgen erwartend, um über den einzuschlagenden Weg einen Entschluß zu fassen. Am Morgen verließ ich die Poststraße und begab mich in ein Dorf, wo ein gewisser Baron von Proffe sich aufzuhalten pflegte,

7*

den ich kaum dem Namen nach kannte. Als ich bei dessen Wohnung angelangt war, wurde ich mit allen möglichen Beweisen von Höflichkeit, Achtung und Wohlwollen aufgenommen. Nach drei Tagen einer großmütigen und liebevollen Aufnahme reiste ich nach Grottorf, einem dem Grafen von Hatzfeld in der Wetterau gehörigen großen Schlosse, einer Herrschaft von vielen Besitzungen umringt, deren Verwalter ein gewisser Veri de Limont war, der einst Notar bei der Nuntiatur in Köln gewesen war. Dieser hatte mich eingeladen, bei einem etwaigen Einfalle der Franzosen mich dahin zurückzuziehen, und ich machte jetzt von dieser Einladung Gebrauch, um dort Nachrichten von meinem Nachfolger, dem Nuntius della Genga, abzuwarten. Ich verbrachte einen sehr traurigen Oktober in dieser von aller menschlichen Gesellschaft abgeschiedenen Einöde zu und verließ sie in den ersten Tagen des Monats November. Während meines dortigen Aufenthaltes kamen nach Grottorf der Graf Troni, Auditor des Nuntius della Genga und dessen Sekretär, von dem ich erfuhr, daß jener Prälat, von den Fortschritten der Franzosen und der Einnahme von Köln unterrichtet, seine Reise eingestellt hätte und in Augsburg geblieben wäre. Hierauf entschloß ich mich, über Augsburg nach Italien zurückzukehren, nachdem ich mit meinem Nachfolger eine Zusammenkunft gehabt und ihm diejenigen Notizen mitgeteilt hätte, die von dem abgehenden Minister dem nachfolgenden mitgeteilt zu werden pflegen. Am 4. November verließ ich endlich jene Einöde, und nach einer viertägigen langsamen Reise mit meinen eigenen Pferden kam ich in Frankfurt an, wo ich mich drei Tage in dem berühmten Gasthause „Das rote Haus" aufhielt.

Zwei Tage nach mir langte der Kurfürst von Köln, der gleichfalls aus Köln entflohen war, in demselben Gasthause an, und da er erfahren hatte, daß ich dort wäre, würdigte er mich eines gnädigen Besuches. Von Frankfurt aus setzte ich immer mit meinen eigenen Pferden und wegen der großen Kälte, die jenes Jahr herrschte, langsam meine Reise durch Franken und Schwaben bis Augsburg fort, wo ich meinen Nachfolger della Genga antraf, der mich, solange ich dort blieb, mit Freundschaft und herzlicher Achtung bei sich aufnahm und bewirtete. In jene Woche fiel (auf den 23. November) das Fest des heiligen Papstes und Märtyrers Klemens und der Namenstag des Kurfürsten von Trier und Fürstbischofs von Augsburg, Klemens Wenzeslaus von Sachsen, der bei der Annäherung der Franzosen aus Koblenz entflohen war und seine Residenz in Augsburg, in seinem Bischofssitze, aufgeschlagen hatte. An diesem Tage hatte jener Fürst auch die Gnade, mich zur Tafel einzuladen. Von Augsburg begab ich mich nach München, um dem Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor, einem Fürsten, der während der unglücklichen Streitigkeiten über die Nuntiaturen die Rechte des Heiligen Stuhles mit Festigkeit verteidigt hatte, meine Aufwartung zu machen. Dieser gute Fürst beehrte mich mit einem Empfange und mit Ehrenbezeugungen, die seinen Namen tief in mein Herz eingegraben und mir unvergeßlich gemacht

haben. Kaum war ich in München angelangt, so ließ ich, obgleich es schon Nacht war, den Nuntius Zollio meine Ankunft und meinen Wunsch wissen, jenem vortrefflichen Fürsten vorgestellt zu werden. Mein Kollege meldete es sogleich dem Kurfürsten, der ihm antworten ließ, daß, obgleich er sich entschlossen gehabt hätte, am folgenden Tage keine Audienz zu erteilen, ich mich doch am Morgen zu ihm begeben solle, wo er mich mit Vergnügen empfangen würde.

Der Nuntius Zollio kam also, mich abzuholen, und führte mich in den kurfürstlichen Palast, wo der vortreffliche Karl Theodor, wie ich schon gesagt habe, mich mit Beweisen einer besonderen Gewogenheit empfing. Am zweiten Tage meines Aufenthaltes in München war wegen der Ankunft des Kurfürsten von Trier und dessen Schwester Kunigunde von Sachsen, Äbtissin von Thorn und Essen, große Tafel bei Hofe. Ich wurde gleichfalls eingeladen und mit großer Auszeichnung behandelt. Ich bemerkte, daß an dem Tische sechs Stühle standen, welche von denen der übrigen Gäste verschieden waren; diese waren für den Kurfürsten selbst, für die Kurfürstin-Witwe des letzten Kurfürsten von Bayern, für den Kurfürsten von Trier, die Prinzessin Kunigunde und die beiden Nuntien Zollio und mich bestimmt. Ich bemerkte gleichfalls, daß, während man das Dessert auftrug, vor den Kurfürsten ein Teller mit sechs Birnen gestellt wurde, die er, wie mir gesagt wurde, aus Italien hatte kommen lassen, und diese wurden unter die obengenannten sechs Personen verteilt. Ich habe diese Auszeichnungen, mit denen ich empfangen wurde, mit Genauigkeit angeben wollen, um ein Andenken der ehrenvollen Weise zu hinterlassen, wie an den Höfen der großen Fürsten Deutschlands damals die Nuntien des Heiligen Stuhls behandelt wurden. Am Abende war ich bei einer Hofgesellschaft und beim Konzert zugegen, und der Nuntius Zollio und ich hatten die Ehre, die Spielpartie mit jenem Regenten zu machen. Am dritten und letzten Tage meines Aufenthaltes in München wurde ich nochmals von dem gütigen Karl Theodor in einer besonderen Audienz empfangen.

Von München aus gelangte ich am ersten Abende zu einer großen Abtei, Benediktbeuren genannt, welche zu Bayern gehörte. Ich wurde dort von dem Abte und seinen würdigen Mönchen mit den größten Beweisen nicht allein von Ehrerbietung und Achtung, sondern auch von Wohlwollen und Herzlichkeit aufgenommen, die mir die Zeiten der alten liebenswürdigen Gastfreundschaft in das Gedächtnis riefen. Diese guten Mönche überredeten mich, auch noch am folgenden Tag bei ihnen zu bleiben, um das Kloster zu besehen, und ich willfahrte ihnen zu meinem großen Vergnügen. Ich war zugegen, als die Bauern, welche die Ländereien jenes Klosters bearbeiteten und die übrigen in ihrem Dienste stehenden Leute an den zum Essen bestimmten Ort kamen, und bemerkte den Unterschied, der zwischen diesen und den Landleuten anderer Gegenden bestand, auf deren Gesichtern das Elend und ihr mühevolles Leben sichtbar war, während jene gut gekleidet und gut genährt waren, eine gesunde Farbe und ein frohes

und zufriedenes Aussehen hatten, das ihre gemächliche Lage bewies. Wenn alle Nationen dem Mönchstande dankbar sein müssen, da sie ihm größtenteils die Erhaltung der Wissenschaften und Künste und die Hochhaltung des Ackerbaues zu verdanken haben, so muß ihnen Deutschland besonders dankbar sein, denn man kann beinahe sagen, daß die Mönche dasselbe schufen. Wo man jetzt blühende und volkreiche Städte, in denen alle Künste einer vorgerückten Zivilisation herrschen, und liebliche, lachende Gefilde sieht, da waren ehemals fürchterliche Einöden, dichte Wälder, die wilden Tieren zum Aufenthalte dienten, verpestete Seen und ungesunde Moräste. Die Mönche waren gleichsam durch Zauber die Urheber dieser erfreulichen Umwandlung, und noch jetzt geben mehrere Städte und Ortschaften durch ihre Namen zu erkennen, daß ihr Ursprung von einer Abtei oder einem Kloster herrührt.*) Daher betrübt und kränkt mich beim Schreiben dieser Denkwürdigkeiten der Gedanke, daß bald nach meiner Abreise aus Deutschland die Nachfolger und Erben jener ausgezeichneten Wohltäter ihrer Nation die traurigen Worte hören mußten: „Wandert aus ihr alten Kolonisten"; daß sie sich aus ihren Sitzen vertrieben und jener Besitzungen beraubt sahen, welche die Früchte der Anstrengungen und des Schweißes ihrer ersten Gründer waren. Was wird mit der Zeit aus den großen weitläufigen Gebäuden und den schönen und reichen Kirchen jener alten Abteien werden?**) Aus der Abtei Benediktbeuren setzte ich meine Reise über die Alpen während der in diesem Jahre herrschenden strengen Kälte fort. Ich blieb anderthalb Tage in Trient, woselbst der Fürstbischof jener Stadt, Graf von Thun, mich mit großem Wohlwollen und auf eine ehrenvolle Weise aufnahm. Obgleich mein Ministerium in Deutschland in unglückliche Zeiten fiel, indem ein wahrer Krieg gegen den Heiligen Stuhl geführt wurde, kann ich mich doch nicht über die deutsche Nation beklagen, im Gegenteile hatte ich eine günstige Gelegenheit, solche genauer kennen zu lernen und eine viel höhere Meinung von derselben zu gewinnen, als ich vor meiner Abreise aus Italien von ihr hegte. In der Zeit meiner Jugend war diese Nation nicht hinlänglich bei uns bekannt; sie hatte den Ruf der Tapferkeit und wissenschaftlicher Kenntnisse; man schätzte ihre juristischen und publizistischen Schriftsteller und ihre gelehrten Werke, die mehr eine angestrengte Arbeit als Talent erfordern. Man hatte aber kaum eine Idee von der deutschen Literatur, und die wenigen Übersetzungen deutscher Dichtungen von Bertola und andern Italienern ließen das Verdienst verschiedener großer Dichter und eleganter Schriftsteller, welche diese Nation verherrlichten, und die wegen

*) Zum Beispiel die Städte Münster, München, M.-Gladbach, St. Wendel, St. Vith, St. Johann.

**) Die herrlichsten Klosterkirchen hat man vielfach nach der Austreibung der Mönche zerfallen lassen; die Altarsachen und Gemälde verkauften die brutalen Austreiber an Juden!

der Schwierigkeit der Sprache nicht hinlänglich in Europa bekannt sind, nicht erkennen. Ich traf bei Personen meines Umganges, sowohl vom Adel als auch vom Bürgerstande ein artiges und höfliches Betragen und einen Grad von Kultur, der mir ihre gute Erziehung bewies. Was die Religion betrifft, so bestand diese ungeachtet der vielen und verschiedenen, von den Sekten und geheimen Gesellschaften immerwährend fortgesetzten Versuche, sie in dem Herzen der guten Deutschen zu vernichten, noch bei dem größten Teil der Bewohner katholischer Länder, was zu bewundern ist. Wenn ich am Eingange dieser Denkwürdigkeiten ein wirklich trauriges und klägliches Gemälde von dem Zustande der katholischen Religion in Deutschland gemacht habe, nämlich in Rücksicht auf die verschiedenen Gesetze der Regierungen und auf den öffentlichen Unterricht auf den Universitäten und in den Schulen, so muß ich hier hinzufügen, daß während meines neunjährigen Aufenthaltes in Deutschland die Sachen sich sehr verschlimmerten, und daß ich jenes Land mit betrübtem Herzen und einem traurigen Vorgefühle einer noch weit schlimmeren Zukunft verließ.

Die entstehende Sekte der Illuminaten führte durch ihre geheimen Ränke täglich mehr ihre Mitglieder bei Hofe ein und stellte sie an die Seite der Fürsten, auf die ersten Lehrstühle der Universitäten und erwarb einen großen Einfluß auf die Regierung und den öffentlichen Unterricht. Sie benutzten geschickt die zwischen den ersten Kirchenfürsten Deutschlands und dem Oberhaupte der Kirche bestehenden Uneinigkeiten, fachten das Feuer noch mehr an und unter dem scheinbaren Vorwande, für die Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands ihre vorgeblich ursprünglichen Rechte wieder zurückzufordern, griffen sie mit mehr als ketzerischer Wut den Heiligen Stuhl an, indem sie alle jene Verleumdungen von neuem hervorholten, die schon seit den ersten Jahrhunderten von allen Häuptern des Irrglaubens gegen denselben verbreitet worden waren. Die hintergangenen und verführten Erzbischöfe ließen jenen gottlosen Schriften freien Lauf, durch die infolge des Umsturzes der päpstlichen Autorität ihr eigener Ruin und der Sturz aller geistlichen Fürsten vorbereitet wurde, da der päpstliche Stuhl die eigentliche Schutzwehr aller niedriger gestellten Kirchengewalten ist.

Auf meiner Reise durch Tirol wandte ich auf den Gipfeln der Berge meine Blicke nach Deutschland zurück, nicht mit dem erzürnten und erbitterten Gemüte des Monsignore Campano, sondern mit einem schmerzlichen und mitleidigen Gefühle, indem ich überlegte, daß ein großer Teil jenes vortrefflichen Volkes noch immer von der wahren Kirche getrennt bleibt und daß der Irrtum alle seine Kräfte anwandte, um auch diejenigen zu verführen, welche noch bis jetzt im Schoße der Mutterkirche geblieben waren. Dem Leser meiner Schrift wird es vielleicht nicht unlieb sein, wenn ich ihm die Bemerkungen mitteile, die über diese wichtigen Gegenstände während meines langen Aufenthaltes in Deutschland von mir gemacht worden sind. Wenn

ich in meiner Jugend die Annalen der Kirchengeschichte der letzten Zeiten durchlief, wurde ich vom höchsten Erstaunen ergriffen, zu sehen, daß nach einem Verlaufe von beinahe drei Jahrhunderten, seitdem die angebliche Reform des abtrünnigen Luther ihren Anfang nahm, sich ein großer Teil von Europa noch immer zum Protestantismus bekannte, nachdem so viele ausgezeichnete Werke erschienen waren, in denen jene Irrtümer siegreich widerlegt und die Dogmen der katholischen Kirche auf eine triumphierende Weise bewiesen wurden, und nachdem der Lehrstuhl des heiligen Petrus verschiedene berühmte Päpste gesehen hatte, die durch ihre tiefe Gelehrsamkeit und durch ihren heiligen und erbaulichen Wandel die Verleumdungen und Anklagen der Wortführer des Protestantismus Lügen gestraft haben; — dieses, wie ich gesagt habe, erregte mein Erstaunen; aber nachdem ich von Pius VI. als apostolischer Nuntius in Länder gesandt worden war, wo jene Sekten entweder geduldet waren oder herrschten, hatte ich Gelegenheit, selbst die Ursachen kennen zu lernen, weshalb verschiedene Provinzen und Reiche noch hartnäckig in den Irrtümern dieser angeblichen Reform befangen sind. Ich erkannte, daß diese so schmerzhafte Trennung unserer irrenden Brüder von dem Schoße der Kirche noch besteht, weil man die wahre Lehre dieser Kirche nicht kennt und auch nicht kennen will. Kaum ist ein junger Protestant imstande, Unterricht über den so wichtigen Gegenstand der Religion zu erhalten, so hört er von seinen Eltern, Lehrern und den Vorstehern seiner Sekte, daß die römische Kirche die von Jesus Christus den Gläubigen hinterlassene Lehre verfälscht habe; daß sie für den Ausspruch eines Papstes und den Erlaß eines Konzils mehr Glauben hege, als für die heilige Schrift und die eigenen Worte des Erlösers; daß die römische Kirche durch ihre Entfernung von dem wahren Glauben von Irrtum zu Irrtum bis zur verabscheuungswürdigen Abgötterei gesunken sei, da sie die Bildnisse der Mutter Gottes und der Heiligen auf dieselbe Weise verehren ließe, wie die blinden Götzendiener die Statuen und Bildnisse der falschen Gottheiten des Heidentums anbeteten; daß der römische Papst der Mann der Sünde, der Sohn der Verdammnis und der Antichrist sei, von dem der Apostel Paulus spricht, welcher erlaube, daß er „Gott" genannt und dafür gehalten werde, und welcher befiehlt, was Gott verbietet, und das verbietet, was Gott befiehlt. Von solchen irrigen und verleumderischen Grundsätzen und Begriffen überzeugt, bekommt der junge Protestant einen fast unüberwindlichen großen Abscheu gegen die römische Kirche und gibt sich keine Mühe, später im vorgerückten Alter sich des näheren zu unterrichten und selbst zu untersuchen, ob diese verleumderischen Anklagen auch begründet sind. Ja wer beschäftigt sich jetzt überhaupt im weltlichen Leben mit Religionssachen? Und wenn auch zuweilen in seiner Seele ein trauriger Gedanke über die Zukunft entsteht, der ihn beunruhigt, oder ein Zweifel über die Wahrheit der Sekte, in der er geboren ist, so entfernt er sich von diesen Gedanken mit Abscheu und

betrachtet sie gleich einer teuflischen Eingebung, anstatt in jenem Zweifel die Stimme der göttlichen Gnade zu vernehmen, die zu ihm spricht und ihn zu seiner wahren Mutter, der katholischen Kirche, zurückruft! Zwar beschäftigen sich einige zuweilen in ihrem Leben mit einem katholischen Schriftsteller über Religionsgegenstände, lesen ihn aber flüchtig und ohne ein ernsthaftes Nachdenken darüber anzustellen, so wie wir in irgend einem alten Schriftsteller die Zeremonien und Gebräuche der griechischen und römischen Religion nachlesen. Wieder andere und vorzüglich diejenigen, welche sich für das Amt eines Predigers in ihrer Sekte bestimmen, suchen zuweilen die Werke und Bücher auf, die über die katholische Religion handeln und beschäftigen sich eifrig mit dem Lesen derselben. Aber in welcher Absicht und auf welche Weise? Ebenso wie einige Verteidiger streitiger Rechtsfälle, welche mit Aufmerksamkeit die Beweise und Gründe ihrer Gegner durchlesen und untersuchen, nicht um sich von der Wahrheit zu unterrichten und um zu sehen, auf welcher Seite das Recht und die Billigkeit sei, sondern um die Behauptungen der Gegner kennen zu lernen, damit sie dieselben beantworten und widerlegen können. So lesen jene jungen Protestanten die Werke katholischer Schriftsteller, aber von den Vorurteilen ihrer Sekte befangen, erwägen und untersuchen sie die Beweise und Gründe zugunsten der Lehre der römischen Kirche nicht, um ihre Kraft und Gründlichkeit kennen zu lernen, sondern um scharfsinnige Einwürfe und angebliche Gegengründe aufzufinden, um jenen auszuweichen und sich selbst immer mehr im Irrtume zu bestärken. Sie behaupten zwar zuweilen, daß sie die Wahrheit suchen und dieselbe lieben, aber sie lieben nur ihre eigene Meinung, suchen sich selbst zu hintergehen und sich zu überreden, daß ihre Meinung die Wahrheit sei, wie der große Kirchenlehrer Augustinus sich über diese Klasse von Personen ausdrückt. *) Wenn diese nun Lehrer des Volkes geworden sind, so suchen sie die Völker immer in einer beklagenswürdigen Blindheit zu erhalten. **) Zu dieser Ursache, welche zum Teil die Fortdauer der Trennung zwischen der katholischen Kirche und den Sekten erklärt, nämlich zu der Unkenntnis der wahren Lehre der römischen Kirche, kam seit einigen Jahrhunderten noch eine andere Ursache, und diese war: der nicht regelmäßige und oft ärgerliche Lebenswandel der in Deutschland lebenden sogen. hohen Geistlichkeit, nämlich der Prälaten und Domherrn

*) Vergl. in den „Bekenntnissen des hl. Augustinus" Buch 10, Kap. 23.

**) Pacca macht übrigens eine für viele Protestanten seiner Zeit rühmliche Bemerkung; er sagt: „Während meines Aufenthaltes in Köln enthielten sich in den Ländern von Niederdeutschland, die zum preußischen Staate und zum Bezirke meiner Nuntiatur gehörten, die Personen von guter Erziehung, die Gelehrten und besser Unterrichteten unter den protestantischen Predigern der veralteten verleumderischen Beschuldigungen gegen die Päpste und sprachen von denselben mit mehr Achtung, als dies damals in manchen katholischen Ländern der Fall war."

der sogenannten Hochstifter; um in dieselben aufgenommen zu werden, genügte als einziges „Verdienst" nach dem eingeführten Brauche eine vornehme und adelige Abkunft. Zur Zeit meiner Nuntiatur in den Rheinlanden beobachtete der größte Teil der Prälaten, Erzbischöfe und Bischöfe ein weises und geistliches Verhalten, aber dasselbe konnte nicht von ihren Vorgängern gesagt werden, und ich konnte mich bei der Durchlesung eines Berichtes meines Vorgängers, des Nuntius Bellisomi, über den Stand der geistlichen Angelegenheiten Deutschlands des Lachens nicht enthalten, als ich zum Beweise des regelmäßigen und musterhaften Lebens der Bischöfe seiner Zeit angeführt sah, daß sie nicht mehr tanzten. In Wahrheit: von der Enthaltung vom Tanzen bis zu jenem untadelhaften Wandel, den der Apostel Paulus von den Bischöfen fordert, war noch ein weiter Weg, „adhuc longa restat via", „bis dahin ist ein großes Stück Weges noch übrig!"

Ich kann jedoch nicht verhehlen, daß mehrere Fürstbischöfe während meines Aufenthaltes in Deutschland sich mehr mit ihren weltlichen Regierungsangelegenheiten als mit der Regierung der ihnen anvertrauten Kirche beschäftigten. Was soll ich nun von den Mitgliedern der sogenannten Hochstifter sagen? Ich muß hier vorausschicken, daß in allen Kapiteln der Metropolitan- und bischöflichen Kirchen immer einige Würdenträger und Domherren sich fanden, die mehr als mittelmäßig in den geistlichen Wissenschaften unterrichtet waren und durch einen ihrem Stande und den kanonischen Regeln angemessenen Wandel ein gutes Beispiel gaben; aber ein großer Teil jener Domherren, die aus den vornehmsten und ältesten Geschlechtern Deutschlands abstammten, besaß mehrere Kanonikate und zuweilen bis fünf in verschiedenen Städten und war daher immer auf Reisen, um in jenen Kirchen an jenen Tagen gegenwärtig zu sein, an welchen daselbst der größere Teil der Einkünfte der Pfründe unter diejenigen verteilt wurden, die gegenwärtig waren. Wo sie übrigens sich aufhielten, gingen sie fast ganz in weltlicher Kleidung, wohnten allen Gastmählern bei, besuchten die Theater, und vermischt mit dem Militär tanzten sie auf allen Bällen, die in Deutschland nicht selten sind, da jene Nation diese körperliche Übung sehr liebt.*) Man wird leicht begreifen, welchen üblen Eindruck eine so ärgerliche Lebensweise machte, besonders bei den Protestanten, von denen sie genau beobachtet wurden, und die nicht mit Unrecht Ärgernis an ihnen nahmen und alles zum Nachteile der katholischen Kirche auslegten. Obgleich unser göttlicher Erlöser von den Schriftgelehrten und Pharisäern gesagt hat: „Befolget ihre Lehren, aber ahmt ihre Werke nicht nach" (denn die Lehre kann gut und der Wahrheit gemäß sein, aber der Wandel un-

*) Diese, ihrem Stande Unwürde bereitenden Männer hatten übrigens sehr oft nicht einmal eine höhere geistliche Weihe, sondern erlangten schon auf Grund des Empfanges der niederen Weihen kirchliche Pfründen.

regelmäßig und mit der Lehre im Widerspruche sein), so urteilt die Welt doch immer anders und bestimmt nach dem Wandel der Prälaten und Hirten ihr Urteil über deren Lehre, und wenn der Wandel derselben nicht anständig und mustergültig ist, so pflegen die Menschen von der Geringschätzung jener Prälaten und Hirten zur Verachtung der Lehre, die sie bekennen, überzugehen. Dies sind die Hauptursachen, welche bis jetzt die Rückkehr eines großen Teiles der Protestanten in den Schoß ihrer alten Mutter, der katholischen Kirche, gehindert haben, und wenn es noch andere gibt, welche in neueren Zeiten entstanden sind, so sind diese entweder schon hinlänglich bekannt, oder sie gehören zu denen, über welche die Klugheit Stillschweigen auferlegt. Aber schon zu jener Zeit, als ich in Deutschland war, nahm ein noch größeres Übel seinen Anfang, und dieses bestand in einem von den protestantischen Regierungen listigerweise ersonnenen Systeme, um das, was sie nicht durch Gewalttätigkeiten und Zwang hatten erhalten können, durch Verführung zu erreichen. Diese Regierungen ließen ihre katholischen Untertanen gewissermaßen den Frieden und die Ruhe genießen; aber diese Ruhe war nur anscheinend, und dieser Friede war trügerisch, denn den alten Bedrückungen folgten heimliche Versuche der Verführung, wie ich schon gesagt habe, die viel gefährlicher waren, als die öffentliche Verfolgung. Die katholische Jugend wurde auf protestantische Universitäten und Schulen gerufen, wo auch die Professoren der Philosophie, sowie jene der Literatur und anderer Wissenschaften, die fast in gar keiner Verbindung mit religiösen Gegenständen stehen, niemals eine Gelegenheit vorbeigehen ließen, um in ihre Vorträge über die römisch-katholische Kirche ungünstige Grundsätze und Meinungen einzuflechten. Man ließ in Zeitungen und Büchern die Kirchenzucht der katholischen Kirche angreifen und widerlegen; man tadelte den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst, die Ehelosigkeit der Geistlichen *) und andere wichtige Gegenstände, indem man schlau dachte und überzeugt war, daß, wenn die Scheidewand, die jetzt dem Anscheine nach noch allein durch die kirchliche Gesetzgebung besteht, nach und nach zerstört worden wäre, die Lehre vom Glauben sehr leicht erschüttert werden würde. In den für das Theater bestimmten Werken verhöhnte man, wenn auch nicht ganz offen, doch wenigstens mit verständlichen Anspielungen, die katholischen Gebräuche beim Gottesdienst und vorzüglich die geistlichen Orden des einen und des anderen Geschlechtes. Alle Ämter und Stellungen wurden Protestanten übertragen, und wenn

*) Pacca macht hier folgende eigentümlich berührende Anmerkung: „Im Königreiche Württemberg hat sich eine aus Geistlichen und Weltlichen bestehende Gesellschaft gebildet, die den Zweck hat, die Aufhebung des Zölibates auf alle Weise zu fördern; vor einiger Zeit hatten sich schon 200 Geistliche derselben angeschlossen. Es scheint also, daß die deutschen „Reformatoren" des 19. Jahrhunderts denen des 16. Jahrhunderts nachahmen wollen, die, wie Erasmus von Rotterdam mit Witz sagt, ihre „Reform" gleich den Komödien mit einer Heirat endigten."

irgend einer der Angestellten seinen Irrtum abschwor und in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrte, so wurde er oft seines Amtes entsetzt, und alle Mittel wurden angewendet, ihn zum Gegenstande der öffentlichen Verachtung zu machen, um ihn womöglich zu der von ihm verlassenen Sekte zurückzubringen. Wer sieht aber nicht ein, welche Nachteile ein solch hinterlistiges und ungerechtes Verfahren, um die unvorsichtige katholische Jugend zu verführen, hervorbringen mußte, und Gott weiß, welcher Schaden dadurch angerichtet worden ist!!

Wir müssen uns übrigens nicht wundern, daß bis jetzt die Beispiele eines öffentlichen Abfalls vom Glauben so wenig zahlreich gewesen sind. Die Ursache hiervon liegt in dem aufgestellten Grundsatze, der im allgemeinen irrig, aber in diesem Falle von Nutzen ist: „daß es eine verächtliche, der Redlichkeit zuwiderlaufende Handlung sei, den Glauben seiner Väter und Vorfahren zu verlassen." Schon damals (ich spreche von der Zeit meiner Nuntiatur) hatten die protestantischen Regierungen die Absicht, in Verbindung mit Rom zu treten, um sich nach und nach in die geistlichen Angelegenheiten der Katholiken zu mischen, und um der Ausübung der päpstlichen Gerichtsbarkeit Hindernisse in den Weg zu legen, indem jene Fürsten als Selbstherrscher in ihren Staaten eben das zu tun für recht hielten, was die katholischen Fürsten sich in den ihrigen „mit Recht oder Unrecht" angemaßt hatten. Kurz, ich sah damals, daß die Katholiken unter den protestantischen Regierungen in größerer Gefahr der Verführung schwebten, als dies in den Zeiten der Verfolgung und Unduldsamkeit der Fall gewesen war; daher müssen der Heilige Stuhl und die Bischöfe Deutschlands alle ihre Aufmerksamkeit darauf wenden, diesem Übel Einhalt zu tun, damit, wie der hl. Hieronymus sagt: „das, was der Krieg noch erhalten hat, ein trügerischer Friede nicht raube." *)

Nachdem ich Deutschland verlassen hatte, wollte ich Venedig sehen, die eine damals in vieler Hinsicht merkwürdige Stadt war; ich wollte mir an dem Orte selbst eine Idee von jener so berühmten Republik verschaffen, die aus Altersschwäche sich schon ihrem Ende näherte. Nach einigen Tagen meines Aufenthaltes schiffte ich mich nach Ravenna ein, und von dort setzte ich meine Reise nach Rom fort, wo ich in den ersten Tagen des Monats Januar 1795 anlangte. Ich suchte sogleich um Audienz bei dem unsterblichen Pius VI. nach, um ihm den Fuß zu küssen, und für seine, gleichsam mit vollen Händen auf mich gehäuften Gnaden zu danken. Dieser große Papst, der auf seinem Throne bei allen Tugenden, die er besaß, auch die Dankbarkeit schätzte, empfing mich mit besonderen Beweisen ausgezeichneter Gnade und väterlicher Zuneigung und belohnte großmütig die Arbeit und die Beschwerden meiner mühsamen und bewegten Mission."

*) In fine proem. dial. adversus Pelagianos.

— Ende. —

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Bever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen

und E. Th. Thilsen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXVIII. | 15. Februar 1909. | Heft 5.

Ostern und die Reform des Kalenders.

Von

Professor Dr. Joseph Plaßmann.

Hamm (Westf.)
Markt 15.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1909.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

1. Heft: **Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?** Von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.
2. Heft: **Das katholische Kulturprogramm.** Von Dr. Richard von Kralik.
3. u. 4. Heft: **Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomäus Pacca** über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren von 1786 bis 1794. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer. (II. Teil.)
5. Heft: **Ostern und die Reform des Kalenders.** Von Professor Dr. Joseph Plaßmann.

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

An der Wiege der Luftschiffahrt. Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J.

Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von J. Mayrhofer.

Gottesglaube und Biologie. Von Dr. Pfeifer.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Aus Islands alten Schätzen. Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Von P. Jón Svensson.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Denkmalpflege und Heimatschutz. Von Dr. O. Doering.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Ein katholisches Weimar (Münster zur Zeit der Gallitzin, Stolberg, Overberg etc.). Von Joh. Hertkens.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Universitätsprofessor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 31. Januar. ✠ Ausgabe des Heftes am 15. Februar.

Fritz Reuters sämtl. Werke

in hochelegant. 2 Leinenbänden, reich illustriert, in Großoktav-Format, mit über 1000 Seiten Text, klarer Druck auf gutem Papier und einem hochdeutschen Wörterbuch ℳ **3.50** excl. Porto.

Breer & Thiemann, Buchhandlung,
Hamm (Westf.)

Ostern und die Reform des Kalenders.

Von

Professor Dr. Joseph Plaßmann.

Einleitung.

Alleluja! — ein Wort von mächtigem, zauberischen Klange in der altehrwürdigen Liturgie der katholischen Kirche! Es durchtönt die Tageszeiten, es erschallt bei der Feier des heiligen Opfers jahraus jahrein, mit magischer Gewalt die Herzen nach oben ziehend. Lobet Gott! lobet ihn für seine eigene Größe und Herrlichkeit, für seine Güte gegen uns armes Menschenvolk. Das ist der Sinn aller Psalmen und Gebete, und so erscheint das Jubelwort überall, als gelegentlicher Anfang oder Schluß der Antiphonen, Versikel und Responsorien.

Nur einmal, am Samstag vor Septuagesima, verstummt das hohe Wort, und es verstummt dann gleich auf ganze neun Wochen. Es wird überall, wo es stehen sollte, unterdrückt, der ernsten und traurigen Fastenzeit gemäß, die der Erinnerung an das bittere Leiden des Herrn geweiht ist. Aber mit desto größerer Gewalt setzt es darauf wieder ein. Wenn am Karsamstag-Morgen unter dem hehren Gesange des Exultet die große Kerze als Symbol des befreiten Erlösers geweiht ist, wenn beim Gloria die lauten Glocken und die hellen Glöcklein wieder eingetreten sind für das düstere Geknarr der Karwochen-Ratsche, dann erhebt sich nach der Epistel der Priester und singt nach alter, anheimelnder Weise das erste Alleluja, dem sich der Chor sogleich anschließt. Und nun erklingt es bis zur Pfingstzeit, besonders ausgiebig aber während der eigentlichen Osterwoche, immer wieder bei allen Anlässen, die Christgläubigen daran erinnernd, daß das höchste Fest seinen Einzug gehalten, Ostern, das Fest, welches mit seinem Glanze jedes andere religiöse und bürgerliche Fest überstrahlt. Die Präfation betont, daß zwar zu allen Zeiten Gott zu loben ist, ganz besonders jedoch in

diesen gnadenreichen Tagen und Wochen. In der Jugendzeit der Kirche wurden die Neubekehrten am Karsamstage getauft, und auch noch heutzutage ist die Osterzeit der Versöhnung des Menschen mit seinem Gott auf besondere Art gewidmet. Es ist ein Fest der Liebe und des Friedens, auch der Versöhnung der Menschen miteinander, wie das die Schluß-Oration besonders schön hervorhebt.

Dennoch hat gerade dieses hohe Fest die Christenheit schon einmal zu entzweien gedroht, weil man sich nicht über den passenden Zeitpunkt einigen konnte. Es wurde schließlich eine Vereinbarung erzielt, die lange gegolten hat, die noch heute gilt, aber doch vielfach für unpraktisch erklärt wird. Die nachfolgenden Seiten sind bestimmt, den Leser auf möglichst einfache Art, d. h. ohne Heranziehung wissenschaftlichen Apparates, mit den Hauptfragen bekannt zu machen.

Sonne und Mond als Zeitenmesser.

Während der beständige Wechsel von Tag und Nacht dem Menschen die erste Zeiteinheit gibt, nach der er denn auch gezählt hat, solange sein Geschlecht auf dieser Erde wandelt, gaben der Wechsel der Jahreszeiten und die Gestalten des Mondes den Anlaß zur Bildung größerer übergeordneter Einheiten. Für die Unterabteilungen des Tages bieten sich Anhaltspunkte nicht so einfach dar, und man hat darum hier schon bald zu künstlicher mathematischer Teilung gegriffen. Das Ergebnis der fortdauernden Verschärfung und Sicherung der kleinsten Teilungen des Tages mit allen Hilfsmitteln der Astronomie, Physik und Technik ist die Uhr, ist der genaue Zeitdienst der heutigen Kulturstaaten. Hier hat sich der Mensch die Natur unterworfen; einmal aufgestellt, eroberte sich der Begriff der mittleren Zeitsekunde bald die gesamte angewandte Mathematik, von der Astronomie bis zur Medizin, von der Elektrotechnik bis zur Taktmessung der Musik. Ja wenn sich in Zukunft herausstellen sollte, wie groß der Fehler ist, den man jetzt bei der Annahme einer gleichförmigen Geschwindigkeit der Achsendrehung der Erde begeht und jedenfalls unbedenklich begehen darf, so wird man längst gelernt haben, die Zeitsekunde an noch zuverlässigere Perioden anzuschließen, z. B. an die Umlaufszeiten der Monde der großen Planeten.

Mit den übergeordneten Zeitmessern steht es nun einigermaßen umgekehrt wie mit den kleineren. Wenn wir eine größere Anzahl von Tagen zu zählen haben, können wir uns nicht von der Tatsache freimachen, daß das Jahr nicht gleich einer runden, nicht einmal gleich einer ganzen Anzahl von Tagen ist. Sie besteht neben der anderen, daß der Jahreswechsel der ganzen Natur seinen Stempel aufdrückt, daß er nicht minder als um das Herz des Waldbaumes, um das des Menschen einen Ring nach dem andern legt. Von der Uhr verlangen wir fast absolute Wahrheit, vom Kalender können wir

immer nur einen leidlich guten Anschluß an eine gegebene Sachlage erwarten. Die Sachlage ergibt sich am besten, wenn wir zunächst den Mond überhaupt aus dem Spiele lassen und nur den Lauf der Sonne betrachten.

Es gibt mehrere Arten des Jahres. Das siderische Jahr oder die Zeit, die die Erde gebraucht, um, von der Sonne aus gesehen, zu demselben Stern (sidus) zurückzukehren, mit andern Worten die wahre Umlaufszeit der Erde, ist gleich 365,25636 Tagen oder 365 Tage, 6 Stunden, 9 Minuten, 9 Sekunden. Infolge der Präzessions-Bewegung, d. h. der sehr langsamen, säkularen Drehung der Ebene des Aequators auf der Bahnebene, ist das tropische Jahr, oder die Zeit, die für uns scheinbar die Sonne gebraucht, um zum Frühlingspunkte zurückzukehren, merklich kürzer als das siderische, nämlich im Durchschnitt gleich 365^d, 24220 oder $365^d\ 5^h\ 48^m\ 46^s$. Nach diesem tropischen Jahre, und nicht nach der wahren Umlaufszeit der Erde, richtet sich der in den einzelnen Zonen so verschiedene Ablauf der Jahreszeiten. Zwei Aufgaben ergaben sich schon bald; erstens die Schaffung vermittelnder Einheiten zwischen Tag und Jahr, zweitens, da man jedem einzelnen Jahr eine ganze Anzahl von Tagen geben mußte, die Aufstellung einer Schaltregel.

Würde die Erdkugel auf ihrem Wege um die Sonne auch nicht von einem Monde begleitet, so wäre die Menschheit doch vermutlich bald zu der Erkenntnis gekommen, daß die Zahlen 365 und 366 in großer Nähe der teilerreichen Zahl 360 liegen, daß es daher nützlich ist, sich an diese Zahl anzuschließen. Schon die alten Babylonier haben den Kreis in 360° geteilt und bei der Aufstellung der kleineren Teile (Minuten und Sekunden) die Zahl 60, einen Teiler von 360, zugrunde gelegt. Sie haben die Untereinteilung des Tages mit der Kreisteilung in einfachen Zusammenhang gebracht. Nun sind die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 8, 9, 10, 12, 15, 18, 20, 24, 30, 36, 45, 60, 72, 90, 120, 180, 360 die Teiler von 360. Da man nun in jedem Lande der gemäßigten Zone eine gute und eine schlechte Jahreszeit hat, eine der langen und eine der kurzen Tage, so ergab sich sofort die Zweiteilung, die ebenso einfach zur Viertelung, zu den vier Quartalen führte, auch da, wo meteorologisch eigentlich nur drei Jahreszeiten bestehen. Man hätte nun von der Viertelung zur Achtelung fortschreiten können, zog jedoch den Uebergang zur Zwölftelung vor, und zwar in Anlehnung an den Wechsel des Mondlichtes.

Während die wahre, siderische Umlaufszeit unseres Trabanten gleich 27^d, 321 661 oder $27^d\ 7^h\ 43^m\ 11^s,4$ ist, bringt ihre Zusammensetzung mit dem Jahreslaufe der Erde mit sich, daß wir in einer etwas längeren Periode Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel nebst unzähligen Zwischenstellungen einander ablösen sehen. Die mittlere Periode dieses Lichtwechsels beträgt 29^d,530588 oder $29^d\ 12^h\ 44^m\ 2^s,8$; im einzelnen unterliegt sie großen Schwankungen, wie man leicht feststellen kann, indem man

die in jedem Kalender auf Tag, Stunde und Minute mitgeteilten Vollmondszeiten mit einander vergleicht.

Es ist nun 365,2422 : 12 = 30,43685, d. h. der 12. Teil des Jahres ist nur um 0,9 Tage länger als die mittlere Dauer des Mondwechsels, als ein *synodischer Monat* oder eine *Lunation*. Aus diesem Sachverhalt ergaben sich für die Völker des Altertums zwei Methoden. Wo man, wie in Aegypten bei der Nilschwelle, den Einfluß der Jahreszeit übermächtig empfindet, da rechnet man nach wirklichen Sonnenjahren von etwa $365\frac{1}{4}$ Tagen. Wo sich der Wechsel der Jahreszeit weniger schroff gestaltet, also z. B. bei den Juden oder Griechen, rechnet man das Jahr als den zwölffachen Betrag der Lunationszeit, also $= 12 \times 29^d,530588 = 354^d,3671$. Hinter der wirklichen Länge des tropischen Jahres bleibt man damit um $10^d,8751$ zurück. Wieder ergeben sich zwei Wege.

Entweder man beruhigt sich bei dieser großen Abweichung, nimmt also das Jahr jedesmal um 11^d zu klein und kommt daher der Sonne jährlich um 11^d vor. Dieses *reine Mondjahr* finden wir noch heute im Islam, der darum mit seinen von der Hedschra an gezählten Jahren der christlichen Rechnung, hinter der er anfangs 622 Jahre zurückstand, heute bereits auf 582 Jahre nahegekommen ist. Die muhammedanischen Monate laufen somit innerhalb eines Menschenalters durch das ganze natürliche Sonnenjahr mit all seinen Jahreszeiten, so auch der bekannte Fastenmonat Ramadân, ein Verfahren, das im christlichen Kalender schon aus wirtschaftlichen Gründen unmöglich wäre.

Oder man führt ein *gebundenes Mondjahr* ein, das durch gelegentliche Einschaltung ganzer Monate mit dem tropischen Sonnenjahr gleichen Schritt hält. Diese Schaltmonate geben dann auch die erwünschte Gelegenheit, dem Uebelstande, daß die Lunation nicht $29^d,5$ sondern $29^d,53$ ausmacht, in bequemer Weise Rechnung zu tragen. Wenn die gewöhnlichen Monate ihre festen Längen von abwechselnd 29 und 30^d haben, so hat man es in der Hand, dem Schaltmonate, der so wie so die Reihe stört, je nach Bedarf 29 oder 30^d zu geben. Man erreichte so bei den Völkern des Altertums, daß der Anfang eines jeden Monats immer leidlich genau auf den Neumondstag fiel, besser gesagt auf den Tag des *scheinbaren Neumondes*, d. h. des ersten Sichtbarwerdens der jungen Sichel, da sich der Zeitpunkt des wahren Neumondes oder der Konjunktion des Mondes mit der Sonne, vom Falle der Sonnenfinsternis abgesehen, nicht beobachten ließ. Der scheinbare Neumond tritt 1 bis 2 nach dem wahren ein, in südlichen Ländern eher als bei uns; der Vollmond, der sich natürlich gut beobachten läßt, durchschnittlich $14^d,765$ nach dem wahren, also etwa 13^d nach dem scheinbaren Neumonde. Diese Verschiedenheit zwischen Neu- und Vollmond spielt auch noch in die christliche Osterrechnung hinein. Von dem Ausrufen der Nachricht, daß die junge Mondsichel am Abendhimmel sichtbar

geworden, scheint in sehr alter Zeit der lateinische Name Kalendae (griechisch καλεῖν = rufen) für den ersten Monatstag entstanden zu sein, während Idus für den etwas vor der Monatsmitte liegenden Vollmondstag mit der in dividere = teilen enthaltenen Wortwurzel zusammenhängt. Monat, Mond (griechisch μήν, daher z. B. auch μηνίσκος, Meniscus, Mondfigur) hat mit messen (metior) gleichen sprachlichen Ursprung. Der Mond, der schon in der heil. Schrift neben Sonne und Sternen als Zeitmesser genannt wird, bot sich den Völkern in Südeuropa und Vorderasien besonders zur Regelung ihrer Feste und sonstigen Versammlungen dar, da er nächtliche Reisen, wie sie der Hitze wegen erwünscht, der Gefahren wegen aber gefürchtet waren, durch sein volles Licht wesentlich erleichterte. Die Mondphasen sind tautochrone, d. h. auf dem ganzen Erdenrund gleichzeitig sichtbare Erscheinungen. Auch so empfahl es sich besonders den weitzerstreuten Völkern, ihnen zu folgen.

Wenn gesagt wurde, daß bei der Einrichtung des gebundenen Mondjahres ab und zu nach Bedarf ein Schaltmonat eingesetzt werde, so will das sagen, daß man in ältester Zeit das Eintreten der Uebelstände abwartete und ihnen durch die Schaltung begegnete; als mit steigender Kultur das Bedürfnis strengerer Rechnungen eintrat, wurde planmäßig geschaltet. So mußten die Israeliten (vergl. Mos. II, 13, 23 ꝛc.) ihr Osterfest im Monate der neuen Aehren feiern; waren solche noch nicht zu haben, so schaltete man nach dem zuletzt abgelaufenen Monat Adar noch einen zweiten Adar (Veadar) ein. Die jetzige systematische Schaltmethode der Juden und besonders ihre damit zusammenhängende Osterrechnung ist ganz sinnreich und verwickelt. Auch die Griechen halfen sich anfangs mit roheren Verfahren, bis ihnen Meton i. J. 433 v. Chr. den nach ihm benannten 19jährigen Zyklus aufstellte. Da

19 tropische Jahre = $19 \times 365^{d},2422 = 6939^{d},6018$

235 Lunationen = $235 \times 29^{d},53059 = 6939^{d},6881$

Unterschied $0^{d},0863 = 2^{h},07$,

so kommt man der Wahrheit recht nahe, wenn man, da 19×12 erst gleich 228 ist, in 19 Jahren 7 Schaltmonate einsetzt, über deren Längen, ob 29 oder 30^{d}, besonders zu verfügen ist. Der Zyklus, der später durch Kallippos (330 v. Chr.) noch einem größeren untergeordnet wurde, liegt auch der christlichen Osterrechnung zugrunde. Er gestattet auch sonst ein bequemes Rechnen: nach 19 Jahren fallen die Mondphasen immer wieder ziemlich genau auf dieselben Tage; die Abweichung des bürgerlichen Jahres vom tropischen kann freilich, in Verbindung mit den Ungleichheiten der Mondbewegung, die Daten um den einen oder anderen Tag verschieben. Im metonischen Zyklus hatte jedes Jahr seine Nummer, die goldene Zahl, der man sogleich ansehen konnte, ob geschaltet werden mußte. Auch dieser Begriff hat sich gehalten. Wenn man eine christliche

Jahreszahl um 1 vermehrt und durch 19 teilt, ist der Rest die goldne Zahl, die also für die Jahre

1908	1909	1910	1911	1912	1913	gleich
9	10	11	12	13	14	wird.

Sonnenjahr, Monat und Woche.

Im Mondjahre der Griechen, Juden und Muhammedaner ist jeder Monat 29 oder 30^d lang, weicht also von der Wahrheit um einen halben Tag ab. Monatsanfang ist allemal der Tag des scheinbaren Neumondes, abgesehen von den Ungleichheiten des Mondwechsels. Wir haben gesehen, daß die Völker des Südens diesen einfachen und übersichtlichen Anschluß an die Natur durch einen Nachteil erkaufen mußten. Entweder wanderten die Monate durch alle Jahreszeiten, oder die Jahre waren ungleich lang; in der Tat kann das rituelle Jahr der Juden, freilich auch aus liturgischem Grunde, heute 6 verschiedene Längen haben, indem das Gemeinjahr gleich 353, 354 oder 355^d, das Schaltjahr gleich 382, 383 oder 384^d ist. Das bürgerliche Jahr eines Kulturvolkes unserer Zeit kann sich nicht nach dem Monde richten, und schon Herodot sprach aus, daß die Aegypter mit ihrem reinen Sonnenjahr klüger seien, als die Hellenen mit ihrem gebundenen Mondjahre. Es ist $365{,}2422 : 12 = 30{,}4368$ und $365{,}25 : 12 = 30{,}4375$; obgleich man sich also in einem Sonnenjahr im ganzen um 11^d gegen den Mondlauf verspätet, macht es doch im einzelnen Monat nicht viel aus.

Ueberdies hat bereits ein hervorragendes Kulturvolk des Altertums mit Monaten gerechnet, die sich von der wahren Lunation recht weit entfernten; allerdings ist der Kalender dieses Volkes so ziemlich der schlechteste gewesen, den man ersinnen konnte, und bei seinen mehrfachen Wandlungen im Laufe der Geschichte hat neben dem religiösen auch das politische Interesse mitgespielt. So ist mit der Zeit aus einem System von 29 und 30^d ein etwas besseres mit Monaten von 30 und 31^d geworden; aber in dem 28tägigen Februar schleppen wir noch immer einen unschönen Kulturfetzen aus der römischen Kaiserzeit mit. Als letzter Monat des altrömischen Jahres, das mit dem der National-Gottheit geweihten Martius anfing, mußte er sich gefallen lassen, daß die unzweckmäßige Vergrößerung anderer Monate aus seiner Haut bestritten wurde. Bei den Reformvorschlägen wird auf ihn zurückzukommen sein. Jedenfalls sieht man, daß es den Römern auf gute Uebereinstimmung mit dem wirklichen Mondlaufe zuletzt nicht mehr angekommen sein kann.

Wenn man nun betrachtet, mit welchen Schwierigkeiten der entstehende Kalender da zu kämpfen hatte, wo es galt, einerseits mit dem Sonnenlaufe, anderseits mit dem Mondlaufe, dritterseits mit einfachen, bequem teilbaren Zahlen zu arbeiten, so wird es klar,

daß der siebentägige Zyklus, den man die Woche nennt, die Rechnung noch mehr verwickeln mußte. Es ist kaum zu glauben, daß dieser Zyklus durch Viertelung der Lunation entstanden sein sollte. Wer den übernatürlichen Ursprung der Woche, d. h. ihre Einsetzung durch göttliches Gebot, leugnet, sieht sich bezüglich einer sonstigen Erklärung in ziemlicher Verlegenheit. Denn die Woche läuft neben jeder anderen Zeiteinteilung unbeirrt einher, und wenn man eine Lunation gleich 4 Wochen setzt, ist man schon nach $4^1/_2$ Monaten fast um eine ganze Woche fehlgegangen.

Es ist hier der Ort, die erste Gruppe von Reformvorschlägen kurz zu erledigen. Man empfand hie und da das Bedürfnis, jeden Monat gleich einer vollen Wochenzahl zu setzen. Zur Zeit der großen französischen Staatsumwälzung machte man sich das recht bequem. Jeder Monat bestand aus drei neuartigen Wochen zu 10 d. So blieben von der vollen Jahreslänge 5 oder 6 d übrig, die einfach als jour complémentaires oder Schalttage außerhalb der Wochenrechnung standen. So unvernünftig, auch vom rein bürgerlichen Standpunkte aus, dieses Verfahren war, so hat man es doch, wie wir gleich sehen werden, später in abgeschwächter Form zu wiederholen gesucht.

Nachdem man erkannt, daß die siebentägige Woche nicht umzubringen war, tauchte zu Ende des 19. Jahrhunderts ein anderer Vorschlag auf, und zwar, wenn wir nicht irren, zuerst jenseits des Atlantischen Ozeans. Das Jahr hat 52 Wochen und einen oder zwei Tage. Setzen wir diese 52 Wochen gleich 13 Monaten zu 4 Wochen, so haben wir, sagte man sich, einen unschätzbaren Vorteil erreicht. Das ganze Jahr hindurch fällt, wenn Neujahr auf einen Sonntag fiel, auch der Erste jedes der übrigen elf Monate auf einen Sonntag, und wie der 2., 9., 16., 23. Januar, so ist auch der 2., 9., 16., 23. Februar, März usw. ein Montag. Innerhalb eines ganzen Jahres sind alle Monate äquiferial; ja wenn wir den Vorschlag dahin ändern, daß der nach den 52 Wochen verbleibende Jahresrest von 1 oder 2 d außerhalb der Wochenrechnung gestellt wird, so fängt jedes Jahr mit einem Sonntage an und schließt auch mit einem Sonntage.

Wir haben schon damals bemerkt, daß die Zahl 13, wenn je, so bei diesem Verfahren eine richtige Unglückszahl sein würde. Was ist mit einem Jahre von 13 Monaten anzufangen? Mögen die Griechen und Juden des Altertums in ihren Schaltjahren damit fertig geworden sein — das heutige auf das äußerste zugespitzte Kulturleben verträgt nur mehr Jahre zu 12 Monaten, die man nach Belieben in 2, 3, 4 oder 6 Teile zerlegen kann. Daß diese Monate in ihrer durchschnittlichen Länge der Lunation ziemlich nahe kommen, jedenfalls näher als die 28tägigen Monate, ist ja heute nur mehr ein kleiner Vorteil, der jedoch immerhin die Uebersicht der Naturerscheinungen erleichtert.

Indem nun andere glaubten, neben der Zwölfzahl der Monate doch die runde Wochenzahl des einzelnen Monats retten zu können, entstand beim trüben Schimmer der Studierlampen der seltsame Vorschlag*) der 4- und 5wöchigen Monate nach dem Schema F:

Januar	4 Wochen	Februar	5 Wochen	März	4 Wochen
April		Mai		Juni	
Juli		August		September	
Oktober		November		Dezember	

Es liegt nun nahe, den 365. Tag als letzten à la suite dieses 364tägigen Jahres zu stellen, also, im Sinne anderer Reformer, dem 28. und letzten Dezember, einem Samstage, noch einen 29. und allerletzten Dezember anzuhängen, diesen Sonntag, den darauf folgenden ersten Januar aber noch einmal Sonntag zu nennen. Der Erfinder dieses Systems hilft sich jedoch anders. Er gibt jedem Jahre, dessen Zahl durch 6 teilbar ist, eine Schaltwoche, die zwischen Juni und Juli gestellt wird; geht aber die Jahreszahl durch 90 auf, so erhält es gar 2 Schaltwochen in dieser Jahreszeit, womit es auf 378^{d} kommt, d. h. fast gleich einem Judenjahre mit Schaltmonat wird. Die mittlere Länge ist, wie man sieht, gleich

$$364^{d} + \frac{1}{90}\,(105^{d} + 7^{d}) = 365 + \frac{22^{d}}{90} = 365^{d},2444\ldots$$

Der Anschluß an den richtigen Wert von $365^{d},2422$ ist mäßig gut, lange nicht so schön wie bei dem gregorianischen Kalender mit $365^{d},2425$, erst recht nicht so gut wie bei dem persischen (dschelalischen) System, wo alle 33 Jahre nach einem bestimmten Gesetze 8mal ein Schalttag zu den 365^{d} gefügt und so die mittlere Jahreslänge auf $365^{d},242424\ldots$ gebracht wird. Daß das gregorianische System mit seinem etwas weniger scharfen Anschlusse an die Natur dem persischen vorzuziehen ist, liegt an seiner größeren Uebersichtlichkeit. Der kleine Fehler läßt sich (vergl. S. 122) auch noch wegbringen. — Das Thoenesche System findet sich, um diesen Punkt gleich vorwegzunehmen, mit der Osterfrage so einfach ab, wie es eben nur ein formalistisches System kann. Ostern fällt immer auf ein bestimmtes Datum, welches zugleich immer auf einen Sonntag fällt. Daß die ganze Neuerung im bürgerlichen Leben undurchführbar ist, trotz der glühenden Farben, in denen uns ihre Vorteile geschildert werden — hat doch jeder einzelne Sonntag, Montag usw. im Monate noch sein schmückendes Beiwort — also die gänzliche Undurchführbarkeit liegt in der viel zu großen Verschiedenheit der einzelnen Monate. Das bürgerliche Leben findet sich heute mit der kleinen Verschiedenheit der vollen und hohlen Monate ab, und selbst der wunderliche Februar läuft in seiner Weise mit als Zielscheibe

*) F. Thoene, Läßt sich unsere Zeitrechnung vereinfachen? Verlag von Gebrüder Vogt in Papiermühle (S.-A.) 1906.

harmlosen Witzes. Bei abwechselnden Längen von 28 und 35 Tagen dürfte aber der Spaß aufhören; neben der Beziehung zu den Mondphasen wäre eben auch die technische Brauchbarkeit eines angeblichen Jahreszwölftels, das entweder kleiner als ein Dreizehntel oder fast gleich einem Zehntel wäre, sehr in Frage gestellt. Die Reformer klagen sehr beweglich über die Verwickelung des heutigen Kalenders, in welchem man dem einzelnen Monatstage tatsächlich den ihm zukommenden Wochentag nicht ansieht. Wie sähe es aber in ihrem Kalender aus, wenn etwa jemand mit 2% Skonto, Ziel 1 Monat, bezahlen soll oder wenn in einem großen Betriebe jedem Monatstage eine bestimmte Arbeit zugewiesen wird? Gewiß, die Feiertage stören das schon heute. Aber die Abwechslung von 5 und 4 Wochen täte es noch mehr.

Am schlimmsten ist natürlich das 90. Jahr mit seinen zwei Schaltwochen. Wer würde sich in diesen Jahren noch auskennen, wo Mai, Juni, Juli und August je 5 Wochen haben? Gegen die Natur würde man sich hier mit einem Rucke um einen größeren Betrag verschieben, als durch die große Reform von 1582, die einmal und dann nicht wieder gemacht wurde. Und das alle 90 Jahre einmal, also in Jahren, deren Zahl man die große Anomalie nicht sofort ansieht! Ein solcher Kalender ist kein organisch entstandenes Gewächs, er ist ein Erzeugnis der Papiermühle. Durch die Verschiebung gegen den wahren Sonnenlauf hätten wir den größten Nachteil eingehandelt.

In der Tat, wir brauchen nur zu erwägen, daß die Naturerscheinungen nun einmal dem tropischen Sonnenjahre folgen, und daß deshalb der Kalender zunächst die Aufgabe hat, sich diesem nach Möglichkeit anzuschließen. Da es sich hierbei nur um 365 oder 366^d handeln kann, ist auch die für den menschlichen Verkehr so wichtige Gleichheit der einzelnen Jahre gewahrt, und, was besonders erwünscht ist, im julianischen wie im gregorianischen Kalender sieht man es der Jahreszahl sofort an, ob geschaltet werden muß oder nicht. Ja vom Standpunkte der Einfachheit und leichten Behaltbarkeit der Regeln aus wird man selbst den Schönheitsfehler des Februars einigermaßen erträglich finden. Hält man sich eng an das Sonnenjahr, so fährt auch die Wetterkunde und die mit ihr zusammenhängende Land- und Forstwirtschaft im weitesten Sinne besser als bei jedem anderen Verfahren. So kunstvoll die Schaltungsregel des Meton war, Herodot hatte recht, das einfache Sonnenjahr der Aegypter mehr zu loben; und dabei hatte Meton doch dem Monde sein Recht wahren wollen, dessen Einfluß auf die damaligen Verkehrsbeziehungen nicht zu leugnen ist. Heute ist es nicht der freundliche Gefährte des Erdballes, dem geopfert werden soll, sondern der papierne Götze einer Gleichheit, die doch nicht erreicht werden kann. Mit der Einführung der Gemeinjahre zu 364^d, zwischen denen gelegentlich nach schwer zu behaltender Regel Schaltjahre von 371^d sich breit machen sollen, wäre das Todesurteil für die guten alten Bauernregeln besiegelt.

Ja, wäre das dann so gar schlimm? Hat nicht die berühmte Fackel des Naturerkennens auch diese Fledermäuse, die Zeugen einer untergegangenen Vorstellungswelt, aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben? Keineswegs. Nur der Großstädter, der sich in seiner Asphalt-Kultur wohl fühlt, versteht sie nicht mehr, die alte, in sinnreiche Sprüche zusammengefaßte Volksweisheit, den Niederschlag der Erfahrungen von vielen Jahrhunderten. Wohl spricht manches gegen ihre Allgemeingültigkeit; aber das darf uns nicht bestimmen, sie ganz zu verwerfen. Sie bildeten sich in unserem Vaterlande aus im Mittelalter; sie mußten sich im Laufe der Jahrhunderte allmählich ändern, weniger infolge des kleinen Schaltungsfehlers des julianischen Kalenders als durch die fortschreitende klimatische Umgestaltung Deutschlands bei steigender Bodenkultur. Durch die gregorianische Reform, die bekanntlich ein einmaliges Auslassen von vollen 10^{d} verlangte, mögen sie einen plötzlichen Stoß erhalten haben, von dem sie sich aber anscheinend rasch erholten. Man braucht nur an Gertrud, die „erste Gärtnerin" für große Gebiete Nordwestdeutschlands zu denken, an Mamertus, Pancratius, Servatius und Bonifatius als die unschuldigen Patrone der Maifröste, an den großen Wendepunkt, der durch den Johannistag bezeichnet wird, um sich zu überzeugen, daß hier wirkliche Erfahrungswerte vorliegen, die durch die angedeutete brutale Aenderung des Kalenders in Frage gestellt würden. Man sage nicht, daß der heutige öffentliche Wetterdienst im Sommer die Volksregeln entbehrlich mache. Dieser Wetterdienst gestattet noch immer nicht die Vorausbestimmung des Wetters auf längere Zeit, nicht einmal auf 8 Tage. Der Landwirt, Gärtner, Weinbauer muß die Zeit für seine Bestellungen von langer Hand einteilen, und da wird er noch lange auf jenen alten Erfahrungsschatz zurückgehen. Die wirklich brauchbaren Regeln wird er von den oberflächlich aufgestellten schon bald zu trennen wissen, so von den Regeln, die sich an den beweglichen Osterfestkreis knüpfen und von denen wohl die Jägerverse über die Fastensonntage und die Schnepfenjagd die bekanntesten sind.

Uebrigens wird sich gerade die wissenschaftliche Wetterkunde für das moderne Jahr bedanken, weil es ihr die Möglichkeit raubt, Beobachtungen aus den verschiedensten Jahrgängen behufs Mittelbildung zu vereinigen. Bis heute ging das, und mit dem alle 4 Jahre sich einstellenden 29. Februar wurde man dabei auch fertig. Soll ich aber in einem Jahre plötzlich um 6^{d}, ja gar um 13^{d}, hinter der Natur zurückbleiben, nachdem ich ihr Schritt um Schritt diese 6^{d} vorgekommen, so hört die Vergleichbarkeit auf.

Kurz — Vorschläge dieser Art würden bei ihrer Durchführung mehr schaden als nützen. Vielleicht etwas anders steht es um den bereits vorhin berührten Gedanken, regelmäßiger als bisher Monate von 31^{d} mit solchen von 30^{d} wechseln zu lassen, im übrigen aber gregorianisch weiter zu rechnen. Etwa so: es haben Januar, März, Mai, Juli, September, November je 31^{d}, so jedoch, daß dem Januar

diese Gunst nur im Schaltjahr zu teil wird; Februar, April, Juni, August, Oktober, Dezember haben je 30d. Es ist möglich, daß eine solche Reform für brauchbar befunden wird. Als notwendig kann man sie wohl heute noch nicht ansehen, und schon die geringe Unbequemlichkeit beim Wechsel, auch die vermehrte Umständlichkeit chronologischer Rechnungen spricht eigentlich dagegen.

Welche Stellung nimmt zu diesen Fragen die Astronomie ein? Wenn sie auch im ganzen von den Reformplänen weniger berührt würde als Wetterkunde und Landwirtschaft, so hat sie doch, schon weil sie für jeden Kalender die rechnerischen Grundlagen hergeben muß, gewiß ein Wörtlein mitzusprechen. Im ganzen ist auch ihr mit einem engen Anschlusse an das Sonnenjahr gedient; doch muß sie überhaupt soviel rechnen und hat sich auf ihrem vieltausendjährigen Werdegange mit so vielen bürgerlichen Kalendern abgefunden, daß sie für sich selbst auch eine abermalige Reform nicht eben als ein großes Unglück ansehen würde. Wer sich für Himmelserscheinungen, die an das siderische oder tropische Jahr geknüpft sind, wirklich interessiert, also z. B. für die Frühaufgänge der Fixsterne, das Auftreten der Meteorschwärme, für die Sonnenwenden und Nachtgleichen und den Wechsel der normalen Dämmerung im Jahreslaufe, der würde auch mit Schaltwochen und Schaltmonaten fertig, jedenfalls besser als der Landwirt oder Wetterkundige. Der an sich schon schwierige Unterricht in der elementaren Himmelskunde würde freilich durch solche Einrichtungen noch mehr erschwert, als es schon durch die Einführung der mitteleuropäischen Zeit geschehen ist; indessen ist die praktische Himmelskunde trotzdem bei den alten Kulturvölkern, selbst bei den Römern mit ihrem unglaublichen Kalenderbetriebe, wirkliches Gemeingut gewesen, wobei allerdings die Seefahrer sich viel nach den soeben berührten Frühaufgängen und ähnlichen Erscheinungen, den sogenannten poetischen Aufgängen, gerichtet haben, d. h., von der geringen Eigenbewegung der Fixsterne abgesehen, nach dem siderischen Jahre, das wieder vom tropischen nur sehr wenig abweicht. Der Astronom von Fach hat zu allen Zeiten besonders gerechnet; heutzutage ist die julianische Periode (benannt nach Julius Cäsar Scaliger) für ihn das beliebteste Schema der durchgehenden Tageszählung, in die er alle Angaben nach historischen Kalendern leicht einbezieht. Ziemlich unwirsch müßte er allerdings werden, wenn man durch Einführung des sog. Bis-Sonntags ihm die Woche nähme, diesen altehrwürdigen Kulturbesitz der verschiedensten Völker und Religionen, diesen Zyklus, dessen fortgesetzte Schwingung bisher alle Reformen überstanden hat, womit er zu einem der wichtigsten Prüfsteine geschichtlicher Angaben, und so auch wissenschaftlich brauchbarer Beobachtungen, geworden ist. Wird die Woche abgeschafft — und der Bis-Sonntag bedeutet wirklich die Abschaffung ihres wissenschaftlichen Wertes —, so wird zwar nicht direkt die Astronomie als solche den Schaden haben, aber die Astronomie als Unterrichtsfach und als Hilfsmittel der Geschichte.

Die Einfachheit ihrer neuen Verfahren wird von allen Reformern betont. Man könne sich ja im Kalender sonst gar nicht mehr zurechtfinden. Lieber Himmel, ist das wirklich so arg? Arbeiten nicht die großen astronomischen Staats-Institute für viele Jahre vor, gehen nicht die von ihnen geprüften Normal-Kalender an alle Verleger, die es angeht? Wird nicht der schlichte Untertan, Bürger und Beamte mit Kalendern geradezu überschwemmt? Sie stehen rechtzeitig in jedem Käseblatt, im Diarium des ABC-Schützen, auf den Packungen zahlreicher Gebrauchsgegenstände. Jeder Stand, der Viehzüchter und Chemiker, der Jurist und Mediziner, der Geschäftsmann und Ingenieur, der Lehrer und Geistliche hat seinen Fachkalender. Jawohl, auch der Geistliche, und es ist besonders rührend, wenn sich die Vertreter ungesunder Reformen so besorgt zeigen um die verwickelten Rubriken der Kirche, denen der schlichte Priester kaum zu folgen vermöge. Doch wird darüber weiter unten, wo von gesunden Reformplänen geredet wird, noch ein Wort zu sagen sein. Hier sollte nur betont werden, daß tatsächlich für die kalendarischen Bedürfnisse eines jeden Standes ausgiebig gesorgt wird. Nicht nur dem Seefahrer ersetzt sein Nautical Almanac die rohen zeitlichen Orientierungs-Methoden der Alten; nicht nur die Uhr als Meßwerkzeug für die edle Zeit ist allgemein verbreitet, sondern auch der Kalender ist wirkliches Gemeingut aller Gebildeten, und wer sich in ihm heute nicht zurechtfinden kann, wird es später auch nicht können. Keine Reform kann uns das Denken vollständig ersparen, keine die Natur einfacher machen als sie ist. Will man erfahren, wie wenig auch gesunde Reformen dem Denkfaulen nützen, so braucht man sich nur das metrische Maß- und Gewichtssystem anzusehen, das in Deutschland nun seit 40 Jahren die bequem duodezimal teilenden, aber sonst unrationellen Maße verdrängt hat. Wie wenige sogar von den Gebildeten haben den einfachen Zusammenhang der Raumeinheit mit der Gewichtseinheit, der alle praktischen Rechnungen so übersichtlich macht, von der Schule ins Leben hinübergerettet! Die anderen fallen jeder unredlichen Usance im Geschäftsleben gedankenlos zum Opfer, und sie wären es auch, die bei 4- und 5wöchigen Monaten den Schaden zu besehen hätten.

Ostertag und Osterfestkreis. — Julianischer und gregorianischer Kalender.

Der von Julius Cäsar im 1. Jahrhundert v. Chr. eingeführte julianische Kalender bezeichnet, wie wir gesehen haben, gegenüber dem altrömischen Schlendrian einen erheblichen Fortschritt. Daß er bei der Christenheit, soweit sie aus dem römischen Heidentum hervorgegangen, schnell Eingang fand, ist erklärlich. Die Gedenktage der Märtyrer waren bestimmte Monatstage gerade dieses Kalenders,

da die Hauptstadt der Welt der Schauplatz ihres heldenhaften Todes war. Anders war es um die Feste des Herrn und Heilandes selber bestellt, wenigstens um die höchsten, um die Gedenktage seines Kreuzestodes und seiner Auferstehung. Sie lagen dem jüdischen Passah-Fest, ihrem alttestamentlichen Prototyp, so nahe, daß die Juden auch im Christentum ihr gebundenes Mondjahr am liebsten beibehielten. Auch das Stiftungsfest der christlichen Kirche, der Pfingsttag, lehnte sich an ein israelitisches Fest. Wenn die bekehrten Juden mit einigem Rechte die christliche Religion als die Fortbildung und Erfüllung der ihrigen ansahen, so mußten sie wünschen, das auch in der Festrechnung anerkannt zu sehen. Die Heidenchristen hatten nicht dieses Interesse, wohl aber mochten manche Bedenken haben, den festen Sonnenkalender, dessen Wohltaten sie im bürgerlichen Leben empfanden, durch die Mondrechnung der Juden wieder verwirrt zu sehen. Dagegen leuchtete ihnen der Sonntag als Ostertag ein. So entstand der Osterstreit, auf dessen Geschichte wir hier, wo streng wissenschaftliche Erörtungen überhaupt vermieden werden, nicht eingehen wollen. Er wurde bekanntlich auf dem Konzil zu Nicäa durch eine Festsetzung geschlichtet, die nun bald 16 Jahrhunderte lang besteht, die dem orientalischen Schisma und der durch Luther eingeleiteten Kirchentrennung ebensowohl standgehalten hat, wie allen bisherigen Reformversuchen.

Dem Zwecke dieses Schriftchens entsprechend, richten wir, wie gesagt, nicht auf wissenschaftliche Einzelheiten unseren Blick, sprechen vielmehr nur das Grundsätzliche aus. Nach der Nicänischen Festsetzung fällt Ostern auf den ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmonde. Es wird angenommen, daß der Frühling mit dem 21. März anfängt. Der wahre Anfang ist ja nicht an einen ganzen Tag, sondern nur an einen Augenblick geknüpft: es ist der Moment, wo der Mittelpunkt der Sonne, von Süden kommend, den Himmelsäquator überschreitet. Ob man das, wie vorstehend, im Sinne des alten Weltsystems ausdrückt oder im Sinne des neuen, kopernikanischen, die Erde sich bewegen läßt, ist offenbar gleichgültig. Es ist und bleibt ein Moment, und er fällt auch in dem gut regulierten gregorianischen Kalender tatsächlich nicht immer auf den 21. März. Das Gemeinjahr ist zu kurz, der Moment rückt also drei Jahre lang um etwa einen Vierteltag vor, um dann im Schaltjahr um drei Vierteltage zurückzuspringen. Indessen ist jenes Viertel bekanntlich etwas zu groß angenommen; gegen Ende eines Jahrhunderts macht sich deshalb, da man das Jahr so lange zu groß angenommen hat, immer häufiger ein Zurückgehen auf den 20. geltend, wofür besonders in astronomischen Ephemeriden, welche den Tag bekanntlich erst mit Mittag beginnen, sogar der 19. eintreten kann. Der Fehler wird ja nun, wie wir es im Jahre 1900 erlebt haben, durch das gelegentliche Auslassen eines Schalttages wieder gut gemacht. Offenbar wird es aber nicht möglich sein, ihn zwei Jahrhunderte lang in mäßigen Grenzen zu halten; das Jahr 2000 wird ja, weil seine Zahl

durch 4 aufgeht, ein Schaltjahr sein, und erst i. J. 2100 überschlagen wir, oder vielmehr unsere Nachfahren, wieder einen Schalttag. Uebrigens bleibt ein kleiner grundsätzlicher Fehler jedenfalls zurück, da die gregorianische Regel das Jahr noch immer etwas zu lang nimmt.

Erst recht läßt sich jener Moment nicht in den Grenzen des 21. März halten, wenn wir die Verschiedenheit der Ortszeiten bedenken. Nachmittags $11^1/_2{}^h$ am 21. nach Greenwicher Zeit ist Vormittags $^1/_2 1^h$ am 22. nach mitteleuropäischer Zeit. Schon hier tauchen zwei Gruppen von Reformversuchen auf. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war häufig die Rede von einer Revision der gregorianischen Regel. Mädler und Heis haben darüber geschrieben. Wenn man immer nach 3200 Jahren wieder einen Schalttag ausläßt, so setzt man das Jahr gleich

$$365^d + \frac{97^d}{400} - \frac{1^d}{3200} = 365^d,2421975.$$

Da die wahre Länge des tropischen Jahres, auf 4 Stellen angegeben, heute gleich $365^d,2422$ ist, käme man mit diesem Vorschlage, namentlich, wenn er zu geeigneter Zeit durchgeführt würde, der Natur sehr nahe. Offenbar würde man in einem durch 400 teilbaren Jahre die Sache machen müssen, obgleich man dann für 800 Jahre (z. B. 2800—3600) eine zu geringe Jahreslänge festnagelte. Die Auslassung der Schalttage innerhalb eines Jahrhunderts würde unserer Meinung nach schon zu unangenehm auffallen. Uebrigens ist die Verbesserung auch darum eine Zukunftssorge, weil, wie W. Foerster mit Recht hervorgehoben hat, die jährliche Bewegung der Erde heute keineswegs schon so bekannt ist, daß wir die Leute, die nach 1000 Jahren leben werden, auf die heutige Annahme festlegen dürften. Hauptsächlich sind es die Präzessions-Bewegung und die säkulare Aenderung der Schiefe, die man noch besser kennen lernen muß. Aber an sich ist der Vorschlag diskutabel, weder ein Theologe noch ein Astronom kann etwas gegen ihn einwenden. Allerdings haben wir schon vor 30 Jahren einen Astronomen — es war kein geringerer als Schönfeld — äußern hören, die Wissenschaft müsse sogar die Einführung des gregorianischen Kalenders bedauern, da die Abweichung des julianischen von der Natur nicht groß genug sei, um die periodisch wiederkehrende Störung zu rechtfertigen. Tatsächlich rechnet die Astronomie vielfach der Kürze halber mit dem julianischen Jahre; doch wird der Mehrzahl der Astronomen der jetzige Modus willkommen sein. Sie, die kleine Berechnungen überhaupt nicht scheuen, können sich, wie schon früher gesagt, am Ende mit jedem Kalender abfinden.

Foerster schlägt seit längerer Zeit vor, das Osterfest nicht nach dem Monde, sondern nur nach der Sonne zu richten und daher die Nachtgleiche, also den Durchgang der Sonne durch den Aequator, nicht an den 21. März zu ketten, sondern sie von Fall zu Fall astronomisch vorauszuberechnen. Ueber die geplante Ausschaltung

des Mondes, den Kern seines Reformgedankens, soll später geredet werden. Was die Nachtgleiche angeht, so soll sie auf den Tag gelegt werden, auf welchen sie jeweils für einen ein für allemal bestimmten Meridian fällt. Um allen nationalen und konfessionellen Zwistigkeiten in der Wahl dieses Meridians vorzubeugen, schlägt Foerster den Meridian von Jerusalem vor, weil sich dort die welterschütternden Vorgänge abgespielt haben, deren Gedächtnis man im Osterfestkreise begeht. Jeder andere, sonstwie in astronomischer, staatlicher oder religiöser Hinsicht maßgebende Meridian gäbe einen Zankapfel ab; es genügt die bloße Nennung von Rom, Berlin, London-Greenwich, Paris oder Washington. Man darf vielleicht auch sagen, daß wohlmeinenden Juden der Uebertritt zum Christentum nicht gerade erschwert würde, wenn die Christenheit ihren geschichtlichen Zusammenhang mit dem auserwählten Lande und Volke auf solche Art unterstriche. In katholischen und protestantischen Kreisen hat ebenfalls gerade die Wahl dieses Meridians Beifall gefunden.

Trotzdem läßt sich gegen den Vorschlag vielleicht folgendes erinnern. Die Reform des Kalenders und zumal der Osterrechnung setzt voraus, daß sich alle Völker und Bekenntnisse einigen und daß auf sehr lange Zeit hinaus jeder Zweifel ausgeräumt werde. Wenn man nun festsetzt, daß das Aequinoktium astronomisch für den Meridian von Jerusalem gelten solle, so bringt man ein Element hinein, das möglicherweise gelegentlich Streit verursachen kann, wennschon das für absehbare Zeit nicht eben wahrscheinlich ist. Es könnte sich z. B. einmal um eine Minute handeln, an der das ganze Datum hängt. Da ferner die Astronomen das Aequinox für Berlin, Greenwich oder einen anderen Normal-Meridian berechnen, läge am Ende dieser nebst der irgendwie bestimmten Längen-Differenz gegen Jerusalem zugrunde. Vom Standpunkte der katholischen Kirche wäre etwa zu sagen, daß sie, wenn dadurch das Ganze gefördert würde, den Vorschlag ruhig annehmen kann, daß sie sich aber an und für sich bei der alten konventionellen Festsetzung des 21. März ohne Normal-Meridian vielleicht wohler fühlen wird.

Auch der Mondlauf wird in die julianische und gregorianische Osterrechnung nicht astronomisch, sondern zyklisch eingesetzt. Das Konzil erklärt als Frühlingsvollmond den, welcher am 21. März oder zunächst darauf eintritt; war also am 20. März Vollmond, so muß man noch 29 oder 30^d bis zum Ostervollmonde warten, während der am 21. eingetretene sofort als solcher zählen würde. Nun konnte sich aber die Kirche damals noch weniger als heute von den Theorien abhängig machen, die die Astronomen über die so verwickelte Bewegung des Mondes ausgearbeitet haben. Das Konzil hält sich im wesentlichen an den Metonischen Zyklus (vergl. S. 113) der zur Grundlage der sinnreichen, hier nicht zu erörternden Epakten-Rechnung schon länger gedient hatte. Den Fehler dieses Zyklus verbessert die gregorianische Reform wieder auf sehr geistreiche Art; die Verbesserung der Epakten setzt immer nur in

Säkular-Jahren ein, und da ihr Sinn dem der Sonnengleichung, d. h. der Schalttag-Auslassung, entgegengesetzt ist, gibt es Fälle, wo die eine, und solche, wo die andere Verbesserung einsetzt, neben solchen, wo sie einander aufheben.*) Was nicht berücksichtigt werden kann, sind die starken Schwankungen kürzerer Perioden. Ein Teil davon läßt sich in eine große Periode von 18 Jahren 11 Tagen, den Saros der Babylonier, einschließen, dessen äußere Aehnlichkeit mit dem Metonischen Zyklus manchmal bei Unkundigen eine Verwechslung hervorruft.

Unsere Kalender verzeichnen alle Vollmondstage des Jahres, und ab und zu erlebt man, daß am 21. März Vollmond gemeldet wird, und zwar mit Recht, während die Epakten-Rechnung den 20. annimmt. So wird der Ostervollmond um eine ganze Lunation zu spät angesetzt, und das Osterfest kann infolge der Rücksicht auf den Sonntag entweder um 4 oder 5 Wochen zu spät gefeiert werden. Aehnliche Erwägungen bezüglich des Vollmondstages selbst haben im 18. Jahrhundert einige protestantische Staaten dazu gebracht, nach einem „verbesserten" Kalender zu rechnen; sie feierten in den Jahren 1729 und 1744 den Ostertag 1 Woche früher als die Katholiken; eine abermalige Wiederkehr dieses Aergernisses wurde durch Friedrich II. von Preußen verhindert, der seine Glaubensgenossen bewog, zur römischen Zählung zurückzukehren. Seitdem sind ernstlich zu nehmende Vorschläge in diesem Sinne wohl nicht mehr aufgetaucht; angeregt wird nur immer die Abschaffung des lunaren Rechnens überhaupt und der völlige Anschluß an den Sonnenlauf.

Der Sonntag nach dem zyklisch berechneten Vollmondstage ist es nun, den die christlichen Bekenntnisse als Ostertag feiern. Das will sagen, daß beim Zusammentreffen des Vollmondstages mit einem Sonntage erst der folgende Sonntag als Ostertag gilt. Wie man sieht, wird hier anders verfahren, als beim Anschlusse des Vollmondstages an die Nachtgleiche, insofern hier der 21. selbst mitgezählt wird. Am frühesten, nämlich am 22. März, feiern wir Ostern, wenn der 21. März ein Samstag und zugleich zyklischer Vollmondstag ist; am spätesten, nämlich am 25. April, wenn erst der 18. April zyklischer Vollmondstag und zugleich ein Sonntag ist.

Die Völker griechisch-katholischen Bekenntnisses berechnen Ostern gleichfalls nach der Nicänischen Vorschrift, jedoch im Anschlusse an den julianischen Kalender und mit veralteten Epakten. Sie weichen daher aus doppeltem Grunde meistens von den Lateinern und den protestantischen Völkern ab. Lehrreich in diesem Sinne ist nebenstehende Uebersicht:

---

*) Bezüglich dieser Dinge vergl. z. B. des Verfassers Himmelskunde. (Freiburg, Herder. 1898.) Für eingehenderes Studium ist Lersch, Einleitung in die Chronologie (ebendort 1899) zu empfehlen.

Jahr	Ostervollmond astronomisch nach M.-E. Z.					Ostervollmond zyklisch	Ostertag gregorianisch	Ostertag julianisch A	Ostertag julianisch B	Passah der Juden	Jahr
1900	April	15 d	2 h	2 m	V.	April 14	April 15	April 22	April 9	April 14	1900
1901	April	4	2	21	"	April 3	April 7	April 14	April 1	April 4	1901
1902	März	24	4	22	"	März 23	März 30	April 27	April 14	April 22	1902
1903	April	12	1	19	"	April 11	April 12	April 19	April 6	April 12	1903
1904	März	31	1	45	N.	März 31	April 3	April 10	März 28	März 31	1904
1905	April	19	2	38	"	April 18	April 23	April 30	April 17	April 20	1905
1906	April	9	7	13	"	April 8	April 15	April 15	April 2	April 10	1906
1907	März	29	8	44	"	März 28	März 31	Mai 5	April 22	März 30	1907
1908	April	16	5	55	"	April 16	April 19	April 26	April 13	April 16	1908
1909	April	5	9	28	"	April 5	April 11	April 11	März 29	April 6	1909
1910	März	25	9	21	"	März 25	März 27	Mai 1	April 18	April 24	1910

V = Vormittag
N = Nachmittag

Dem in der zweiten Spalte angegebenen wahren Vollmonde schließt sich, wie man sieht, das jüdische Passah-Fest recht gut an, indem es nur den einen oder andern Tag früher oder später eintritt; dabei zeigen 1902 und 1910 die Verspätung um eine volle Lunation. Die dritte Spalte gibt den zyklischen, aus der Epaktenrechnung hervorgehenden Vollmondstag des gregorianischen Kalenders, die vierte den hieraus erschlossenen Ostersonntag. Wie man sieht, liegt

der gregorianische Ostervollmond gegenwärtig im Durchschnitt etwas vor dem astronomischen. Das kann sich ab und zu machen, auch wohl das Umgekehrte, weil eben die Verbesserungen immer nur in den Säkularjahren angebracht werden und also die Fehler sich ein wenig aufsummen. Im übrigen zeigt sowohl der Gang der christlichen Ostervollmonde als auch der der Passah-Tage so ziemlich das Verhalten des Metonischen Zyklus.

Die ganze Erstarrung der griechischen und russischen Kirche in unverständigem Formalismus gibt sich im Gange ihrer Ostertage kund. Auch die Orientalen befolgen die Nicänische Vorschrift. Da sie aber das Jahr genau zu $365\,^1/_4{}^d$ rechnen, gleich den alten Aegyptern, so sind sie hinter der abendländischen Christenheit, die im Jahre 1582 den großen Schritt einer gründlichen Reform machte, nunmehr bekanntlich um 13^d zurück. Nach julianischer Zählung vom 22. März bis zum 25. April schwankend, bewegt sich ihr Ostertag, auf unseren Kalender umgerechnet, zwischen dem 4. April und 8. Mai. Das russische Datum wird unter B, das umgerechnete unter A für die einzelnen Jahre mitgeteilt. Nur zweimal in den angeführten elf Jahren, so lehren uns die 4. und 5. Spalte, feiern die Orientalen gleichzeitig mit uns das Osterfest, nämlich 1906 und 1909. Der Unterschied beträgt häufig eine Woche, kommt jedoch in den Jahren 1907 und 1910 auf 5 Wochen. Dabei haben sich die Griechen vom Laufe des Mondes nicht minder weit entfernt als von dem der Sonne. Denn so wenig wie die Schaltregel haben sie die Epakten verbessert; sie nehmen den 19jährigen Metonischen Zyklus für streng richtig, und da sonach bei ihnen der angebliche Ostervollmond nach 19 Jahren immer wieder auf denselben Tag fällt und nach 28 Jahren Wochen- und Monatstage liegen wie heute, so haben ihre Ostertage eine Periode von 19×28 Jahren gleich 532 Jahren, nach denen sich ihre Reihenfolge einfach wiederholt. Als sie im Jahre 1901, 1904, 1905, 1908 Ostern feierten, war schon bald Neumond.

Am verdrießlichsten gestaltet sich die Abweichung dort, wo Christen abend- und morgenländischer Bekenntnisse und Riten durcheinander wohnen, also im Westen des russischen Reiches und im Süden der österreichisch-ungarischen Monarchie, namentlich aber wo Nichtchristen die weltlichen Herrscher sind, also in Konstantinopel und dem näheren Orient. Im festen Kalender treten alle griechischen Feiertage, z. B. Epiphanie, fast um zwei Wochen zu spät ein; im beweglichen wird zuweilen mit den Abendländern Schritt gehalten, dann wieder nicht. Die große Störung auch des Geschäftslebens durch diesen Uebelstand ist eines der vielen Aergernisse, die die Christen den Muselmännern geben. So begreift man, daß gerade in Konstantinopel der Boden für eine Reform im Sinne der grundsätzlichen Annahme des gregorianischen Kalenders schon ziemlich gut bearbeitet werden konnte. Man war dort bereits gelegentlich der letzten Jahrhundertwende nicht ganz abgeneigt, diesen Schritt gleichzeitig mit der Festlegung des Ostertages im Sinne Foersters zu vollziehen.

Schlimmer stand es und steht es noch heute um die Beteiligung Rußlands. Man wollte ihm den Vorschlag dadurch mundgerecht machen, daß man versicherte, es handle sich nicht einfach um die Annahme des gregorianischen Kalenders durch den Orient, d. h. um eine Majorisierung des Ostens durch den dort übelberufenen Westen, sondern darum, daß sich die ganze Christenheit auf einen durchaus neuen Kalender einige. Diese Verzuckerung erwies sich aber als unzureichend; die Pille wurde nicht geschluckt. Rußland sieht heidnische Völker den römischen Kalender annehmen im geschäftlichen und politischen Interesse, aber es selbst verharrt bei der Ablehnung. Kommt die Reform zustande, so wird sie zunächst ohne Moskau gemacht werden müssen. Möglich ist ja auch, daß die gegenwärtige innere Lage des Zarenreiches an einer alten Einrichtung zu rütteln verbietet,

Die*) in verjährt geheiligtem Besitz
In der Gewohnheit festgegründet ruht,
Die an der Völker frommem Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.

Gehen würde es ja, aber die Folgen könnten, da sich diese orthodox-kirchlichen Kreise zu sehr auf das Alte festgelegt haben, in der Tat verhängnisvoll werden. Erfreut sich die russische Kirche auch keines großen moralischen Ansehens, so muß es den Machthabern des Staates doch gewagt erscheinen, sie gerade heute, in einem von Neuerungen durchzuckten Reiche, ohne zwingende Not zu verletzen. Wie ferner bei Reformen des Maß-, Gewichts- und Geldwesens, so würde auch hier zunächst eine verdrießliche Uebergangszeit zu verwinden sein, in der sich vermutlich nur schlechte, auf die Harmlosigkeit ihrer Mitmenschen angewiesene Elemente behaglich fühlen könnten. Die Vorteile im Handel und Verkehr nach außen würden sich erst etwas später, und zunächst nur für die reicheren Leute, bemerkbar machen.

Es kommt hinzu, daß gegen die deutsch-baltischen Kreise, in denen der Reformgedanke naturgemäß am lebhaftesten erörtert wird, in Altrußland eine erklärliche Abneigung besteht. So mag man fürchten, daß sie das Zustandekommen einer Reform als einen Triumph ihres religiösen Bekenntnisses über das der Russen ansehen würden; dabei werden solche russischen Kreise, die mehr mit Katholiken in Berührung kommen, dasselbe bezüglich dieser und der römischen Kurie fürchten. Man hat eben versäumt, sich rechtzeitig anzuschließen. Richters Kalender, der alljährlich in Riga erscheint, bringt im Jahrgang 1907, der mir vorliegt, außer einem Artikel, der in leider nur zu berechtigter Weise die vielen russischen Feiertage als „die Erziehung zur Faulheit" brandmarkt, ein längeres Zitat aus Luther. Der Reformator, der ja nur wenige Jahrzehnte vor der gregorianischen

*) Aus Wallensteins Monolog bei Schiller.

Reform gestorben ist, behandelt den trostlosen Zustand des Kalenders in einer im ganzen zu billigenden Weise; es ist aber verständlich, daß sich die Russen jene Vorwürfe und diesen Eideshelfer verbitten.

Ob nun die Gesamt-Reform, nämlich die allgemeine Annahme des gregorianischen Kalenders unter gleichzeitiger Festlegung des Ostertages ohne Rußland gemacht werden kann, hängt zu sehr von den politischen Verhältnissen im Wetterwinkel unseres Erdteiles ab, als daß darüber gerade heute etwas Bestimmtes vermutet werden könnte.

Die geplante Festlegung des Ostertages.

Durch die bisherigen Erörterungen vorbereitet, wird der Leser nunmehr leicht die Reformvorschläge, soweit sie nicht auf den bürgerlichen Kalender allein, sondern vorzugsweise oder ausschließlich auf die Einengung der Beweglichkeit des Osterfestes gehen, nach ihrem Werte oder Unwerte erfassen können. An der Spitze steht seit langer Zeit der Foersterſche Gedanke, auf den bisher schon mehrfach angespielt wurde: Ostern soll am dritten Sonntage nach der Nachtgleiche begangen werden, und das Datum der Nachtgleiche ist astronomisch mit Bezug auf den Meridian von Jerusalem zu bestimmen. Ueber das Zweite ist schon oben (S. 122—123) geredet worden; es ist unwesentlich und kann auch wegbleiben. Die Hauptsache ist die Verlegung auf einen im Datum möglichst festen Sonntag im Rahmen des bisherigen Kalenders. Setzen wir die Nachtgleiche auf den 21. März fest, so kann Ostern frühestens am 5., spätestens am 11. April sein. Die bisherigen Grenztage waren der 22. März und der 25. April, die Verengung erfolgt also von beiden Seiten her genau um denselben Betrag. Als Ursache für dieses Verhalten erkennt man leicht die Ausschaltung der bekannten Länge der halben Lunation unter Beibehaltung der Nachtgleiche und des Sonntages zur Regulierung des Festtermins. Keiner der anderen Vorschläge kann sich dieses guten Anschlusses an das Hergebrachte rühmen. Nähme man z. B. den zweiten Sonntag im April, so könnte das frühestens der 8., spätestens der 14. des Monats sein, und Ostern fiele durchschnittlich später als sonst.

Uebrigens muß natürlich jeder Reform-Vorschlag die Nähe der Frühlings-Nachtgleiche und auch den Sonntag beibehalten. Feierte man die Auferstehung des Herrn nicht am Sonntage, so könnte man auch gleich das Jahr hindurch zum alttestamentlichen Sabbate zurückkehren. Das bringt uns auf die Frage, wie sich die römische Liturgie zur Festlegung stellen würde. Im ganzen ist sie leicht zu beantworten. Die Zahl der Heiligenfeste, welche, je nach der Lage des Ostertages, Fasten-Rubriken oder österliche Rubriken haben, auch

wohl österliche oder nachösterliche, würde wesentlich vermindert. Nur ein bedeutenderes Fest würde auch nach der Reform seine Verschiedenheiten beibehalten. Lichtmeß ist am 2. Februar, Septuagesima wäre frühestens am 1. oder 2. Februar, das Fest müßte also manchmal noch nach dem Quadragesimal-Ritus begangen werden. Mariä Verkündigung fiele dauernd in die Fastenzeit und brauchte, da der Palmsonntag, von dem an für 14 Tage alle Heiligenfeste ausgeschlossen sind, frühestens am 29. März eintritt, niemals mehr verlegt zu werden; es würde dieses Fest also auch niemals mehr nach dem Paschal-Ritus gefeiert werden können.

Da sich die wirtschaftlichen und schultechnischen Bedenken gegen die starke Veränderlichkeit des Oster- und Pfingstfestes immer noch verstärken, möchte man dem Foersterschen Gedanken allseitige Annahme wünschen. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß der kirchlichen Liturgie dadurch ein gewisser Zauber geraubt wird; die Möglichkeit, den Festen dauernde Herrschaft auch im bürgerlichen Leben zu sichern, dadurch in unserem vielbeschäftigten Menschenvolke den Sinn für das Höhere immer wieder mächtig zu wecken, ist aber auch etwas wert. Wir sagen jedoch nicht, daß die Reform deshalb zu empfehlen sei, weil sie die Rubriken vereinfache; sie ist es nicht weil, sondern trotzdem. Andere Vorschläge sind radikaler; sie vereinfachen die Rubriken noch mehr, aber sie räumen auch mit der Würde des Sonntages auf, mag man es gestehen oder nicht.

Wenn ich als Typus dieser gelegentlich auftauchenden Vorschläge den von Herrn Dr. J. Bach in Straßburg*) herausgreife, so geschieht das, weil es einer der neuesten ist, und auch, weil Herr Bach in freundlicher Weise auf ältere Aeußerungen von mir eingeht. Man gestatte die wörtliche Wiedergabe eines Teiles seiner Erörterung:

„Unser jetziges Kalendersystem hat Quartale von ungleicher Länge, nämlich von 90 (im Schaltjahr 91), 91, 92 und 92 Tagen. Man kann ihnen aber gleiche Dauer zuweisen, so daß jedes Quartal 91 Tage hat. Den 365. Tag fügen wir als zweiten Ostersonntag dem April ein, so daß das zweite Quartal 92 Tage umfaßt. Jedes Quartal hat somit 13 Wochen und beginnt ebenfalls wie das nach unserem Vorschlag eingerichtete Jahr mit einem Sonntag und schließt mit einem Samstag. Von den drei Monaten erhalten zwei je 30 und einer 31 Tage. Welcher Monat soll nun 31 Tage haben? Damit das Fest der Beschneidung (1. Januar) als Oktavfest von Weihnachten wirklich gefeiert werde, geben wir dem Dezember und deshalb auch den anderen Quartalschlußmonaten (März, Juni, September) 31 Tage, ferner noch dem April 31 Tage. Den Schalttag fügen wir als 32. Dezember, und zwar als Sonntag dem Ende des Jahres an. Somit ergibt sich folgendes Schema:

*) Vergleiche Nr. 330 der „Köln. Volksztg." vom 13. April 1908.

	30 Tage	30 Tage	31 Tage
1. Quartal	Januar	Februar	März
3. „	Juli	August	September
4. „	Oktober	November	Dezember
beginnt mit	Sonntag	Dienstag	Donnerstag
schließt mit	Montag	Mittwoch	Samstag (Dezember im Schaltjahr m. Sonntag)
	31 Tage	30 Tage	31 Tage
2. Quartal	April	Mai	Juni
beginnt mit	Sonntag	Dienstag	Donnerstag
schließt mit	Montag (Ostersonntag hat 48 Std.)	Mittwoch	Samstag.

Nach diesem Vorschlag fiele Ostern auf den 8. und 9. April (= dem 9. und 10. April des jetzigen Kalenders). Bei einer derartigen Einrichtung blieben nur noch die Feste der Zeit vom 1. bis 30. Januar und vom 1. November bis 31. Dezember an ihren bisherigen Daten. Die anderen müßten, falls man ihre Datierung nicht lassen wollte, etwas umdatiert werden, z. B. Petrus Nolascus (jetzt am 31. Januar) müßte dem ihm gleichwertigen 1. Februar, Ignatius (jetzt 1. Februar) dem 2. Februar zugewiesen werden. Doch kann man auch den in der Mitte stehenden Monaten (Februar, Mai, August, November) 31 Tage zuteilen. Dann müßte Weihnachten am 24. Dezember (= 25. Dezember des jetzigen Kalenders) gefeiert werden; der 30tägige Dezember erhielte im Schaltjahr 31 Tage."

Hauptsächlich aus zwei Gründen müssen wir uns gegen diesen Vorschlag aussprechen. Bach zitiert vorher zustimmend unseren Ausspruch, die Vorschläge müßten so beschaffen sein, daß sich die ganze abendländische Kulturwelt darauf einigen könnte. Seinem Vorschlage muß darum widersprochen werden, weil zu dieser Kulturwelt auch die Juden gehören. Zweifellos werden diese ihren religiösen Kalender beibehalten, und sie tun recht daran, wenn sie überhaupt von der Richtigkeit ihrer Religion überzeugt sind. Insbesondere werden sie dem Sabbat sein durch die Ueberlieferung der Jahrtausende geheiligtes Ehrenrecht zu wahren wissen. Fragt man sie also, wie sie zur Reform stehen, dann müssen und werden sie Nein sagen, und sollte trotzdem die Reform in diesem Sinne zustandekommen, so kämen sie in recht verdrießliche Lagen. Damit, daß der Ruhetag der Christen sofort auf den der Juden folgt, haben sich diese nach und nach abgefunden, so gut es ging; ebenso die Christen, soweit sie geschäftlich mit den Juden zu tun haben. Es würde alle diese Geschäftsbeziehungen stören, fiele etwa heute der Schabbes mit dem Sonntage zusammen, übers Jahr mit dem Samstage, dann dem Freitage und Donnerstage, zuletzt gar nur für einige Monate mit dem Mittwoch und dann mit

dem Dienstage. Dabei träte der Wechsel nicht einmal zu Neujahr, sondern zu Ostern ein.

Die Rassen-Antisemiten — zu denen ich Herrn B. nicht rechne — werden da sagen: Wozu sich um die Judenschaft kümmern? Laß sie sehen, wie sie fertig werden, oder sonst nach Palästina auswandern. Aber mit solchen oder ähnlichen Wendungen wären die wirtschaftlichen Verdrießlichkeiten nicht beschworen; und, was die Hauptsache ist, die Juden hätten recht; und wir, die wir willkürlich zwei aufeinander folgende Tage Sonntag nännten, wären im Unrecht. (Vergl. Seite 119 unten.)

Auch über die vorgeschlagenen Aenderungen der Monatslängen haben wir uns bereits oben (Seite 116—117) geäußert. Es sei noch bemerkt, daß das jetzige System mit dem Schönheitsfehler des Februars doch einigermaßen der Natur entspricht, wenn auch wohl ohne die Absicht seiner Erfinder. Geht man von der Nachtgleiche des Frühlings zu der des Herbstes, so hat man 4 mal einen 31. zu zählen, nämlich zu Ende März, Mai, Juli und August; geht man nun zur nächsten Frühlings-Nachtgleiche, so tritt das nur 3 mal auf; streng genommen nur 1 oder $1^1/_4$ mal, weil sich der Februar dazwischen stellt. Nun ist infolge der ungleichen Schnelle der Erdbewegung das Sommerhalbjahr auch an sich etwas länger als das Winterhalbjahr; jenes hat 186,5 Tage, dieses 178,8 Tage. So fällt gegenwärtig die Nachtgleiche des Herbstes auf ein Datum des Septembers, das immer noch 2 bis 3 Tage gegen das März-Datum der Frühlings-Nachtgleiche vergrößert ist. Das neue System würde, wie man leicht sieht, diese Abweichung noch vergrößern. Allerdings gilt das nur für die nördliche Halbkugel, die aber eben weitaus die wichtigere ist.

Daß sich nicht nur Moskau, sondern auch Konstantinopel gegen die Doppelsonntage mit Händen und Füßen wehren würde, ist vorauszusehen. Auch dort wird man die Durchbrechung der Woche als unstatthaft ansehen. Gewiß ist oben nur von der abendländischen Kulturwelt geredet worden; aber die Zustimmung Konstantinopels, also des Patriarchates der vornehmsten orientalischen Kirche, wäre doch auch etwas wert. Und wie sollte man vor dem heidnischen Japan, das bekanntlich den gregorianischen Kalender schon lange angenommen hat, die Aenderung rechtfertigen?

Was aus der katholischen Liturgie würde, wenn man Herrn Bach zustimmte, ist leicht zu sagen. Es würde eben die ganze Veränderlichkeit aufhören, auch der Rest, den Foersters Vorschlag noch bestehen lassen will, und damit träte allerdings das Bedenken mancher Freunde der Liturgie in Kraft, daß ihr ein großer Teil ihrer eigentümlichen Schönheit verlorenginge. Mit dem Doppelsonntage zu Ostern könnte man sich ja schließlich abfinden. Die heil. Schrift gibt soviel schöne Elemente an die Hand, daß in den Offizien eine Oktave schließlich auch in eine Novene verwandelt werden könnte. Daß Himmelfahrt und Pfingsten nicht mehr der 40. und der 50. Tag der hochfestlichen Zeit wären, müßte man auch in den Kauf nehmen; es

wäre schon etwas unbiblisch, denn die Fiktion, daß der Ostertag 48 Stunden lang sei, will doch eben keinem gewöhnlichen Christenmenschen in den Kopf. Das Hauptbedenken für den Liturgiker wäre nur das folgende.

In der Zeit vom Aschermittwoch bis zum Weißen Sonntag, also fast während zweier Monate, hat jeder Tag sein eigenes Offizium. Dabei sind der Aschermittwoch, die Fastensonntage und 15 Tage vom Palmsonntag bis zum Weißen Sonntag in der Weise privilegiert, daß Heiligenfeste an ihnen im allgemeinen nicht können gefeiert werden. An den übrigen Tagen der Fastenzeit geht das, und so wird durch ein sogenanntes festum duplex ein einfacher Fasttag liturgisch in der Weise außer Kraft gesetzt, daß z. B. in der heil. Messe nur die 3 Gebete kommemoriert werden und das Fasten-Evangelium als letztes gelesen wird. Ebenso verhalten sich das Jahr hindurch die Quatember- und Vigil-Tage sowie die Werktage in der Adventszeit, ferner alle Sonntage im Advent, nach Epiphanie, Ostern und Pfingsten. Wir haben so viele Heiligenfeste, daß innerhalb des Jahres die Wiederaufnahme der sonntäglichen Messe in der darauf folgenden Woche eine Ausnahme ist. Ja, es kommt auch vor, daß einen ganzen Monat lang alle Sonntage in Rot oder Weiß gelesen wird, weil alle diese Tage durch Heilige besetzt sind. In einem anderen Jahre kommen diese Sonntage und ebenso bestimmte „Ferien" in der Fastenzeit wieder zu ihrem Rechte, es sei denn, daß sie, wie der 1. Sonntag nach Pfingsten durch das Dreifaltigkeitsfest und Freitag vor Palmsonntag durch das Schmerzensfest dauernd besetzt sind. Bei dem Bachschen System wird jedes Heiligenfest seinen bestimmten Wochentag haben. Es wird z. B. der 25. Juni immer ein Sonntag sein, so daß der hl. Abt Wilhelm diesen Tag, den 4. Sonntag nach Pfingsten, immer entthronen wird. Und wie soll es mit dem Passions-Sonntage gehalten werden, der genau auf den 25. März fällt? Das Fest der Verkündigung darf wegen seines Zusammenhanges mit dem Weihnachtsfeste nicht für die Dauer verlegt werden; das spricht z. B. neben anderen Erwägungen auch gegen die früher von anderer Seite vorgeschlagene Festlegung des Ostertages auf den ersten Sonntag nach der Nachtgleiche. Bach scheint mit solchen Verlegungen zu rechnen. Setzt man also den Tag der Verkündigung auf den 24. oder 26. März, dann wird eben ein bestimmter Fasttag für immer seiner Rubriken entkleidet. Auch Maria Magdalena würde am 22. Juli jedesmal einen Sonntag, nämlich den 8. nach Pfingsten, um sein Recht bringen. Weitere Beispiele aufzutreiben ist nicht schwer. Die Vereinfachung der kirchlichen Rubriken ist die schlechteste Empfehlung, die man dieser Reform mitgeben kann. Sie wird sich natürlich auch dann einstellen, wenn man, nach dem Eventual-Vorschlage, nicht dem ersten sondern dem zweiten Monate des Quartals 31 d gibt.

Es ist sehr zu beklagen, daß seinerzeit die Foersterschen Gedanken an dem Widerstande Rußlands gescheitert sind. Tatsächlich stand

sonst zu Ende des 19. Jahrhunderts die Sache recht günstig. Wir haben anderwärts geäußert, es hätte damals nur geringer Mühe bedurft, um die Sache vollständig zu machen. Wenn Herr Bach darüber erstaunt ist, daß Professor Foerster die geringe Mühe gescheut haben sollte, so verkennt er, was gemeint war. Foerster hat wahrlich genug in der Sache getan; wer sich nicht bemühen wollte, sind andere gewesen.

Nicht in Rom lagen die größten Hindernisse, sondern, wie mehrfach angedeutet, in Moskau. Rom hat schon bei der großen Reform von 1582 zugegeben, daß es keineswegs durch dogmatische Gründe gezwungen sei, überhaupt die Mondrechnung festzuhalten. Das ist der Standpunkt Roms, auch der des Nicänischen Konzils war schon derselbe: wir halten hier die Tradition hoch, aber wir können mit ihr brechen, wenn wir wollen. Natürlich braucht nicht jeder einzelne Kirchenfürst reformfreudig zu sein; aber darin, daß die Sache kein Dogma berührt, sind wohl alle einig. Als Dokument für einen ultrakonservativen Standpunkt möchte ich nun noch einen Brief mitteilen, der ein gewisses Interesse hat, weil er im Auftrage eines der charaktervollsten kirchlichen Würdenträger geschrieben worden ist. Wir hatten uns seinerzeit in einer längeren ausführlichen Eingabe an diesen gewandt, damit er bei der Kurie im Sinne der Foersterschen Reform, für die sich übrigens auch Leo XIII. lebhaft interessierte, auch seinerseits wirken möchte. Es lief folgende Antwort ein:

„Zur Beantwortung Ihrer gefälligen Zuschrift vom 31. v. Mts. teile ich Ihnen im Namen Sr. Eminenz des Herrn Kardinal Melchers, welcher in seinem hohen Alter zum Lesen und Schreiben sich fremder Hilfe bedienen muß, hierdurch ergebenst mit, daß die von Ihnen für eine Verlegung resp. ständige Fixierung des hl. Osterfestes eingehend dargelegten Gründe zwar der Beachtung wert, aber keineswegs so durchschlagend sind, daß zu erwarten wäre, die hl. Kirche werde sich dadurch bestimmen lassen, von der vielhundert-, ja tausendjährigen Praxis, die im Wesentlichen auf göttliche Anordnung selbst zurückzuführen ist, abzugehen. Zudem erlaube ich mir zu bemerken, daß die hl. Kirche die Festordnung des Kirchenjahres gemeinsam den Gläubigen des ganzen Erdkreises vorschreiben muß, und daß darum zeitweilig auftretende und immerfort wechselnde lokale, wirtschaftliche und dergl. Verhältnisse eines Landes oder einzelner Länder durchaus nicht maßgebend sein können, eine so ins innerste kirchliche Leben einschneidende Abänderung der durch Jahrtausende geheiligten und gehandhabten Tradition für alle Länder und Völker anzuordnen.

Hochachtungsvoll zeichnet

Rom, den 21. April 1895.

Dr. P. Gratzfeld."

Die Wiedergabe dieser Antwort kann jedenfalls heute nicht mehr als Indiskretion angesehen werden. Die Sperrungen rühren von uns her, gleich der neuen Orthographie. Es treten uns aus dem Briefe zwei Gedanken entgegen, von denen der eine bestimmt unrichtig ist, der andere mindestens eine schiefe Auffassung verrät. Daß die Begehung der Gedenktage des Leidens und der Auferstehung des Herrn auf göttliches Geheiß zurückzuführen ist, bestreiten wir nicht, wohl aber, und zwar im Einklange mit der Nicänischen Kirchenversammlung, daß die technischen Einzelheiten, also die Einrichtungen des Kalenders, auf solche göttlichen Vorschriften zurückgehen. Sonst würde man freilich den Weltgeistlichen und Ordensmännern, die sich in den letzten Jahren ernsthaft mit Reform-Gedanken trugen und die Oeffentlichkeit dafür zu interessieren suchten, einen schweren Vorwurf nicht ersparen können. Aber, wie gesagt, der Gedanke ist nicht richtig. Das Nicänische Konzil hat den geschichtlichen Zusammenhang des Christentums mit dem Judentum, zugleich aber sein Uebergewicht über dieses, ausdrücken wollen. Das war damals nötig; es kann heute überflüssig erscheinen.

Indem wir den ganzen, mit dem Siegel des Kardinals versehenen Brief als den Ausdruck seiner eigenen Ansichten betrachten, obgleich der Eingang des zweiten Satzes auf eine persönliche Meinung des Beauftragten deuten könnte, gehen wir zu der Feststellung über, daß sich die Kirche in ihren Anordnungen für den ganzen Erdkreis und für alle Zeiten nicht zu sehr um lokale und vorübergehende Erscheinungen wirtschaftlicher und politischer Art in einzelnen Ländern kümmern dürfe. Ohne Zweifel richtig, aber hier steht die Sache doch anders. Immer mehr entwickelt sich der ganze Erdkreis zu einem einzigen großen Wirtschaftsgebiete. Wie die wichtigen Nachrichten heute auch ohne Drahtverbindung über Land und Meer hinzucken, so beeinflussen auch Erscheinungen, denen sonst Hochgebirge und Ozeane die Grenzen steckten, durch wirtschaftliche Pulsationen die entferntesten Länder. Immer höher steigt der Wert der Zeit für alle Länder und Völker, immer dringender stellt sich die Notwendigkeit heraus, die Osterrechnung zu reformieren im eigensten Interesse der Kirche. Die von Foerster vorgeschlagene Aenderung wird keineswegs, wie der Kardinal glaubte, „ins innerste kirchliche Leben einschneiden".

Wenn wir also den Brief des ruhmreichen Bekenner-Bischofes wiedergeben, so geschieht es hauptsächlich, um zu zeigen, daß noch zu einer Zeit, die nicht sehr weit zurückliegt, auf so verdienter Seite ein Standpunkt eingenommen wurde, den man bedauern muß. Es geschieht aber noch in einer zweiten Absicht. Das Festhalten an der Tradition der 16 Jahrhunderte ist an sich ein schöner Zug. Ein großer Teil der Macht der katholischen Kirche über die Gemüter beruht, rein menschlich gesprochen, auf diesem Konservatismus. Es gibt aber auch einen ungesunden Konservatismus, und die morgenländischen Kirchen sind ihm fast rettungslos verfallen, wenigstens die russische. Jedenfalls hat ein Reform-Vorschlag, der Annahme

seitens der Verwaltung der katholischen Kirche erhofft, mit jenem gesunden Beharrungsvermögen zu rechnen. Foersters System, das die 5 Wochen Spielraum auf eine einzige reduziert, indem es rechts und links je 14 Tage wegnimmt, erfüllt diese Forderung; nicht aber der von Thoene ersonnene Plan der Monate zu 5 und 4 Wochen, und auch nicht die Systeme mit Doppelsonntagen. Foersters Plan hat außerdem den Vorzug, daß er auf Annahme seitens der meisten christlichen Bekenntnisse rechnen darf.

Die Zuspitzung der Verhältnisse könnte, wenn man am Alten klebt, dahin führen, daß die Kulturstaaten auf die Festordnung der Kirche immer weniger Rücksicht nähmen; damit wäre nicht der Kirche gedient, sondern dem Indifferentismus. Kommen wir ihnen zuvor, ehe es zu spät ist!

Allzu poetische Gemüter mögen, wenn die Reform zur Wahrheit wird, bedauern, daß sie nicht mehr mit Faust in der Osternacht sagen können:

O, sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein!

Für den wahren Christen hängen die Feste nicht so sehr von den Naturerscheinungen ab. Auf der südlichen Halbkugel wird Christus zur Zeit des Hochsommers, Johannes zu der der Wintersonnenwende geboren; Ostern und Pfingsten fallen in die Zeit, wo die Tage kürzer werden. Was tuts? Spiritus Domini replevit orbem terrarum, so tönt es durch die ganze Erdenwelt am Feste des hl. Geistes; und ob der Ostertag, wie bei uns, an die Nachtgleiche des Frühlings angeschlossen wird, oder wie südlich vom Gleicher, an die des Herbstes, ob wir, gemäß dem alten Kompromiß mit dem Judentum, Ostern nach dem Monde richten oder, den Anforderungen unserer Tage entsprechend, nur nach der Sonne und dem Sonntage — wir wissen, daß der Herr wahrhaft erstanden ist. Alleluja.

Inhalt.

Seite

Einleitung 109

Sonne und Mond als Zeitenmesser 110

Sonnenjahr, Monat und Woche 114

Ostertag und Osterfestkreis. — Julianischer und gregorianischer Kalender 120

Die geplante Festlegung des Ostertages 128

Oct. 9, 1920
Bever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen

und E. Th. Thissen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXVIII. | 15. März 1909. | Heft 6.

An der Wiege der Luftschiffahrt.

Von

Balthasar Wilhelm, S. J.

Professor an der Stella Matutina zu Feldkirch.

Erster Teil.

Francesco Lana, S. J.,

der Erfinder des Luftschiffes.

Hamm (Westf.)

Markt 15.

Druck und Verlag von Breer & Thiemann.

1909.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

1. Heft: **Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?** Von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.
2. Heft: **Das katholische Kulturprogramm.** Von Dr. Richard von Kralik.
3. u. 4. Heft: **Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomäus Pacca** über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren von 1786 bis 1794. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer. (II. Teil.)
5. Heft: **Ostern und die Reform des Kalenders.** Von Professor Dr Joseph Plaßmann.
6. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Erster Teil: Francesco Lana, S. J., der Erfinder des Luftschiffes.

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

An der Wiege der Luftschiffahrt. Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Zweiter Teil: Barthol. Lourenço de Gusmao, der erste Luftschiffer.

Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Gottesglaube und Biologie. Von Dr. Pfeifer.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Denkmalpflege und Heimatschutz. Von Dr. O. Doering.

Aus Islands alten Schätzen. Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Von P. Jón Svensson.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

J. P. Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Ein katholisches Weimar (Münster zur Zeit der Gallitzin, Stolberg, Overberg usw.). Von Johannes Hertkens.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

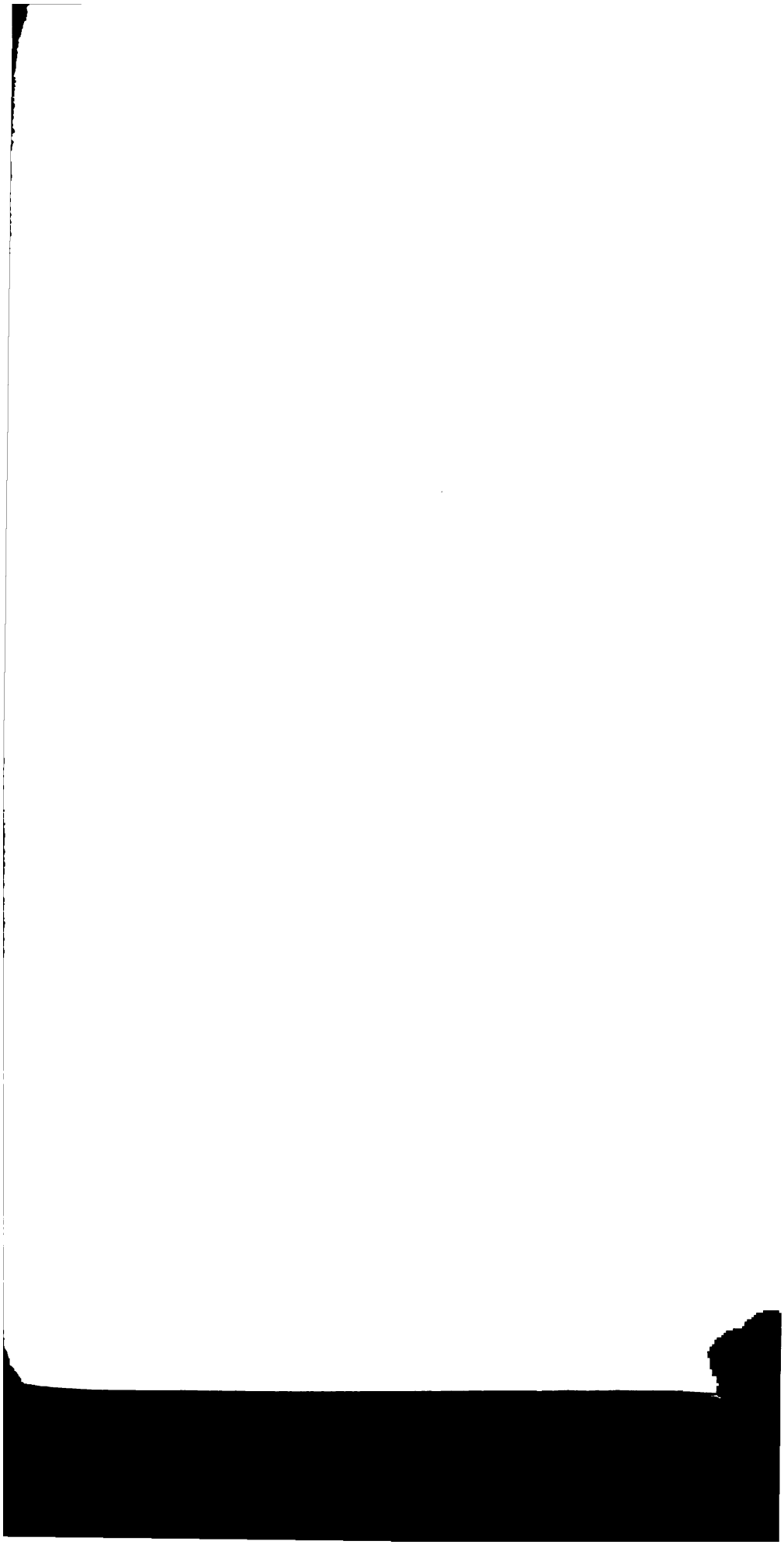
Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Universitätsprofessor.

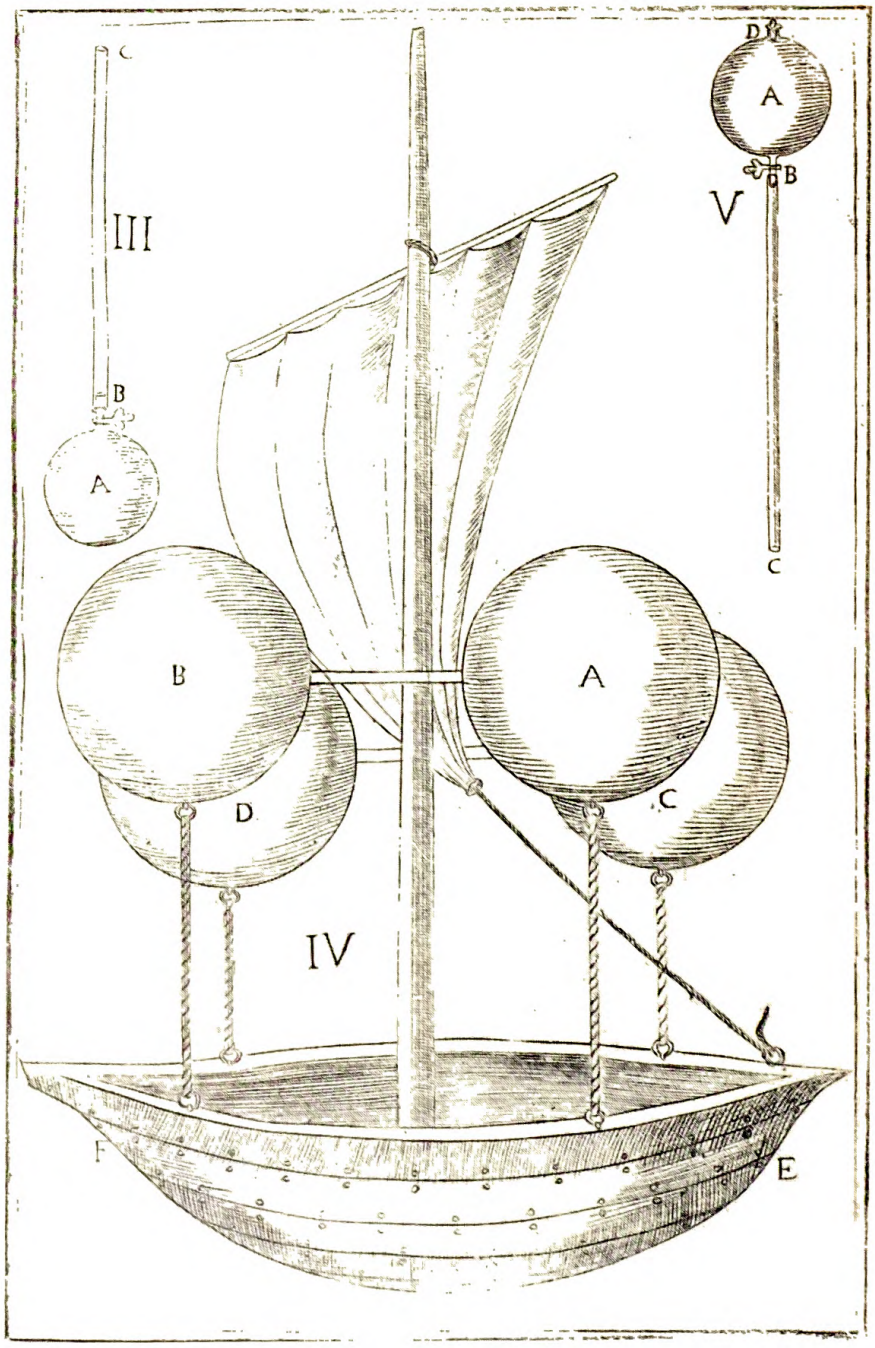
Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. Februar. ✱ Ausgabe des Heftes am 15. März.





Lanas Luftschiff.

Nach der Abbildung in seinem Prodromo (1670).

An der Wiege der Luftschiffahrt.

Francesco Lana, S. J., der Erfinder des Luftschiffes, und Barthol. Lourenço de Gusmao, der erste Luftschiffer.

Von **Balthasar Wilhelm, S. J.,**
Professor an der Stella Matutina zu Feldkirch.

Hat der Wanderer den ragenden Bergesgipfel erklommen, so schaut er gern zurück auf den langen, beschwerlichen Pfad, der ihn aus ferner, dunstiger Niederung in Windungen und Krümmungen emporgetragen zur steilen Höhe. Uns Zeitgenossen eines Zeppelin, eines Farman und Wright war das Glück beschieden, mitzuerleben, wie die Menschheit in ihrem stetigen Fortschritte eine neue Höhe gewonnen hat. Was alte Dichter fabelten, was man Jahrhunderte lang nur erträumte, das ist gelungen, das Reich der Lüfte ist bezwungen. Nun ist es wohl eine landläufige Vorstellung, eine Erfindung oder Entdeckung werde mit einem Schlage von einem Manne gemacht. In den meisten Fällen jedoch bewahrheitet sich auch hier der Satz: Natura non facit saltus. Wir haben zumeist nicht die Arbeit eines einzelnen Menschen, sondern der Menschheit vor uns; viele haben über das Problem nachgedacht, haben es weiter und weiter gefördert, bis es endlich reif war zur Lösung. Es ist dabei nicht einmal nötig, daß das einzelne Glied in der langen Kette sich klar bewußt ist, was es seinen Vorgängern verdankt. So können wir auch von dieser neu gewonnenen Höhe aus, auf welche die Menschheit durch die Eroberung der Luft gelangt ist, auf eine weite Entwicklung zurückblicken, auf einen Weg, der aus dunstiger, sagenhafter Ferne auftauchend, wohl manche große Krümmung macht, sich oft ganz zu verlieren scheint, aber schließlich doch zur Höhe führt, auf der wir stehen.

Die folgenden Ausführungen wollen keineswegs den ganzen Weg aufzeigen, welchen die Menschheit in der Luftschiffahrt von den ersten Träumen bis zur schönen Wirklichkeit zurückgelegt hat. Sie wollen nur jenen Abschnitt herausheben, wo die Träume zum erstenmal eine lebensfähige Gestalt gewonnen haben. Sie sind den beiden Männern geweiht, welche an der Wiege der Luftschiffahrt standen, dem Pater Francesco Lana, S. J., und dem brasilianischen Geistlichen Bartholomeu Lourenço de Gusmao. Ersterer ist der Erfinder des Luftschiffes, letzterer der erste Luftschiffer. Das kurz zu erhärten, den vielen schwankenden Angaben über Persönlichkeit und Verdienst dieser Männer durch das Licht der Wahrheit und Klarheit soweit als möglich ein Ende zu machen, das ist das Ziel, welches dem Verfasser vorschwebt. Derselbe ist sich dabei wohl bewußt, daß er noch keineswegs, besonders was Gusmao anbelangt, das letzte Wort sprechen wird; er selbst sieht noch manche Wege zur endgültigen Klärung vor sich, denen er noch nicht nachgehen konnte. Dankbar wird er auch alle Winke und Hinweise von anderen entgegennehmen. Unterdessen werden auch diese Zeilen schon vieles klar stellen und nicht nur der Geschichte, sondern auch der Vervollkommnung der Luftschiffahrt dienen, da man aus dem Alten immer wieder lernen kann.

Über Lana hat der Verfasser schon früher einige kurze Artikel veröffentlicht in der „Welt", Beilage zum Wiener „Vaterland", (Jahrg. 1908, S. 18 u. 142) und in der illustrierten italienischen Wochenschrift „Pro Familia" (1908, pag. 405—407). Letzterer Aufsatz wurde wörtlich aufgenommen in einen Artikel der „Illustrazione Bresciana" (1908, n. 117).

Allen, welche zur Fertigstellung der folgenden Ausführungen hilfreiche Hand geboten, sei hiermit geziemend Dank gezollt. Besonders verpflichtet fühlt sich der Verfasser dem Fräulein Lehrerin Julie Huisken in Braunschweig, den Hochw. Herren Professoren Alfons Luisier in Lissabon und Alfons Casoli in Brescia, sowie den geehrten Herren Direktoren der Hof- und Universitätsbibliotheken in Wien und München.

Erster Teil.

Francesco Lana, S. J.,

der Erfinder des Luftschiffes.

I.

Leben und Streben.

Lanas voller Name lautete Francesco Lana-Terzi, lateinisch **Franciscus Tertius de Lanis.** Er war der Sprößling einer hochangesehenen adeligen Familie Norditaliens. Die Lana kamen aus dem Gebiete von Bergamo nach Brescia. Seit dem 15. Jahrhundert führte die Familie den Grafentitel. Sie besaßen eine Reihe von Palästen, so daß eine ganze Straße nach ihnen benannt wurde (la contradi dei Lana). Der letzte Nachkomme, Graf Gerardo Lana de' Terzi, ist erst vor kurzem gestorben.

Der Vater unseres Lana war Graf Gherardo, seine Mutter Gräfin Bianca Martinengo. Im Taufbuche der Pfarrei von S. Giovanni ist der kleine Francesco unter dem 13. Dezember 1631 eingetragen als Deodato Francesco Gioseffo. Über seine Lebensdaten finden sich bei den einzelnen Schriftstellern sehr schwankende Angaben. Nach den im Archive der Gesellschaft Jesu noch vorhandenen Katalogen aus jener Zeit, welche wohl die beste Quelle bieten, war er geboren zu Brescia am 10. Dezember 1631. Im Jahre 1647, und zwar am 10. November, trat er in Rom in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Er war also Jesuit, nicht „Franziskanermönch", wozu man ihn auch schon, vielleicht seinem Vornamen zuliebe, hatte machen wollen.[1]). 1654—1657 finden wir ihn zu Terni als Lehrer der untersten Gymnasialklasse (prima grammatica). Für eine Reihe von Jahren haben wir dann keine authentische Nachricht, da die betreffenden Kataloge fehlen. Ein kurzer Nekrolog besagt nur, daß er irgendwo zwei Jahre Philosophie vortrug. Dagegen lehrte er nach den Angaben der Kataloge 1677 und 1679 zu Ferrara Mathematik

[1]) Zeitschrift des deutschen Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt. Jahrg. 1882, im Aufs. „Die Bedeutung der Luftschiffahrt."

und war vom Jahre 1680 an bis zu seinem Ende in seiner Vaterstadt Brescia, wo er das Amt eines Beichtvaters versah und mit Herausgabe seines großen lateinischen Werkes beschäftigt war. Darüber überraschte ihn der Tod. Er starb am 22. Februar 1687.

Diese trockenen Daten werden einigermaßen ergänzt durch das, was die ziemlich reichhaltigen Artikel über Lana in der Biographie Universelle (Paris, Michaud, 1819; t. 23, p. 311—314), in der Nouvelle Biographie Générale (Paris, Didot, 1859; t. 29, p. 301 bis 304), in der Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus par de Backer (Liége-Lyon, 1872; t. 2 p. 606—609) und in der Bibliothèque de la Compagnie de Jésus par Sommervogel (Bruxelles-Paris, 1893; t. 4 p. 1441—1445) in offensichtlicher Abhängigkeit voneinander bieten. Danach empfahl sich der junge Lana für die Gesellschaft Jesu nicht weniger durch seine vornehme Geburt als durch sein Talent. Seine philosophischen und theologischen Studien machte er im Römischen Kolleg. Darauf unterrichtete er in verschiedenen Städten Italiens in den humanistischen Fächern. 1652 machte er zu Rom unter der Leitung des berühmten P. Kircher, S. J., naturwissenschaftliche Experimente. In Terni soll er beim Unterricht solchen Erfolg gehabt haben, daß der dortige Magistrat ihm und allen seinen Verwandten das Recht verlieh, im Stadtrate zu sitzen. Aus Dankbarkeit verfaßte er ein Drama: La Rappresentazione di San Valentino, Martire e Protettore di Terni con la Coronazione di Tacito, Floriano, Ternani, Imperatori Romani. Terni, 1656. Außer dem guten Willen soll an diesem Werkchen nichts zu loben sein. Es scheint auch der einzige Versuch auf schöngeistigem Gebiete geblieben zu sein. Lanas klarer Geist war mehr für die Beobachtung der Natur geschaffen. Der wandte er sich denn auch ganz zu. Er machte bemerkenswerte Barometermessungen auf dem Berge Maddalena bei Brescia, wo er 1665 Philosophie vortrug, und auf dem Turme Degli Asinelli im Bolognesischen. Alle Berge lief er nach Mineralien ab und wandte auch dem Vorgange der Kristallisation besondere Aufmerksamkeit zu.[2]) Aber auch schriftstellerisch wollte er hervortreten. Die bedeutenden Werke seiner Ordensgenossen, eines Kircher, Fabri, Schott, die damals erschienen waren, befriedigten seinen scharfen, zusammenfassenden Geist nicht. Er faßte den Plan zu einem großen, einheitlich angelegten, alle Gebiete der Naturwissenschaft umfassenden Werke, in welchem nur sorgfältig angestellte Experimente zugrunde gelegt und alles Unwahrscheinliche vermieden werden sollte. Schon 1670 kündigte er dieses Werk an in einem zu Brescia veröffentlichten mäßigen Foliobande, dessen genauer Titel lautet: Prodromo overo saggio di alcune inventioni nuove premesso all'Arte maestra, opera che prepara il P. Francesco Lana, Bresciano, della Compagnia di

[2]) Vergl. Reflections concerning the formation of crystals, in den Philosophical Transactions n. 83. (Nach Sommervogel.)

Giesu, per mostrare li più reconditi principii della naturale filosofia, riconosciuti con accurata teorica nelle più segnalate inventioni ed isperienze fin'hora ritrovate da gli scrittori di questa materia ed altre nuove dell'autore medesimo. (Vorläufer oder Probe von dem Werke „Kunstlehre", welches P. Franz Lana aus Brescia, Mitglied der Gesellschaft Jesu, vorbereitet, um die innersten Prinzipien der Naturwissenschaft aufzuzeigen, wie sie sich nach genauer Methode in den Versuchen und Erfindungen der betreffenden Schriftsteller und des Verfassers selbst erkennen lassen.)

In diesem Prodromo, der dem Kaiser Leopold I. gewidmet war, bringt Lana eine Reihe nützlicher Erfindungen, z. B. Anleitungen zu Chiffreschriften, zur Blindenschrift, zur Herstellung von Fernsprechapparaten, meteorologischen Apparaten, Sämaschinen, Fernrohren, Mikroskopen usw. Was aber den Prodromo besonders berühmt gemacht hat, das ist das 6. Kapitel, in welchem Lana einen wohlüberlegten Plan zur Herstellung eines Flugschiffes bietet. Wir werden weiter unten eine wortgetreue Übersetzung dieses Kapitels geben und auch das 5. Kapitel, auf das man bisher zu wenig geachtet hat, hinzunehmen. Hier sei nur noch auf die Vorrede des Werkes hingewiesen, in welcher der Gelehrte bei Darlegung seiner Prinzipien seine Begeisterung für die Naturwissenschaft und seinen weiten, klaren Blick deutlich bekundet. Als Verirrungen auf diesem Gebiete führt er im allgemeinen folgende an: Übertriebene Wertschätzung eines einzigen Autors; hartnäckiges Festhalten am Alten einerseits und zu weitgehende Neuerungssucht andererseits; grobe Täuschung auf der einen und allzu große Leichtgläubigkeit auf der anderen Seite; Kleinmut und Verzagtheit, als könne man nichts Neues mehr finden; Anschluß an die landläufigen Lehrmeinungen aus Furcht, in einen Irrtum zu verfallen; zu schnelle Übertragung der Prinzipien auf die Praxis; Vernachlässigung der Experimente; einseitige Durchführung *einer* Hypothese.[3])

Das Erscheinen des angekündigten Hauptwerkes hat sich lange verzögert. Den Grund haben wir wohl in der angegriffenen Gesundheit des Naturforschers zu suchen. Von Natur aus schwach, war er noch von einer ganzen Reihe von Krankheiten heimgesucht. Deshalb mußte er 1680 von Ferrara, wo er Mathematik vorgetragen hatte, in seine Vaterstadt Brescia zurückkehren und dort das Amt eines Beichtvaters übernehmen. Als Frucht seiner neuen Tätigkeit veröffentlichte er ein aszetisches Werkchen: La beltà svelata, opera del P. Francesco Lana Bresciano della Compagnia di Gesù, in cui si scoprono le bellezze dell'anima. Brescia 1681. Die Schrift zeigt stark den gekünstelten, geistreichelnden Stil des Seicento.

Aber auch der Naturwissenschaft blieb er treu. Er sammelte einen Kreis gelehrter Männer um sich und gründete mit ihnen die Aka-

[3]) Interessant ist auch die Einteilung der Naturwissenschaft, die Lana dort bietet und in seinem Hauptwerke wiederholt.

demie der Freunde neuer Erscheinungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete. (Academia Brixiensis Philo-Exoticorum Naturae et Artis, it. Accademia dei Filesotici.) Diese gelehrte Gesellschaft veröffentlichte monatlich ihre Berichte. In den Acta eruditorum von Leipzig sind die Berichte von März bis Juni 1686 besprochen (a. 1686, p. 556 sqq.). Wir begegnen da oft dem Namen des Präsidenten der Akademie, P. Franz Lana, S. J. Von dem im Prodromo angekündigten Werke erschien der erste Band im Jahre 1684 unter dem Titel: Magisterium naturae et artis. Opus physico-mathematicum P. Francisci Tertii de Lanis, Societatis Jesu, Brixiensis, in quo occultiora naturalis philosophiae principia manifestantur et multiplici tum experimetorum tum demonstrationum serie comprobantur; ac demum tam antiqua paene omnia artis inventa quam multa nova ab ipso auctore excogitata in lucem proferuntur. Der zweite Band folgte 1686. Ein dritter Band wurde nach Lanas Tode zu Parma im Jahre 1692 veröffentlicht. Das ganze Werk war ursprünglich auf neun Bände berechnet. Anerkennende Besprechungen finden sich in den Acta eruditorum Lipsiae (a. 1685, p. 31 sqq. u. a. 1688, p. 35 sqq.) und im Journal des sçavans (1685 p. 324 der kleinen Ausgabe). Bezeichnend für Lana ist die Bemerkung, welche wir in der Besprechung des ersten Bandes in den Leipziger Acta eruditorum lesen:

„In nullius Philosophi verba iurat Auctor, ex omnibus optima eligens. Aristotelem non qualem fingunt Averroistae, sed qualem exhibent interpretes Graeci omnes, ex Latinis optimi, saepe sequitur; haud raro pugnantes inter se Philosophos conciliat.“ [4])

In diesem ersten Bande hatte Lana auch Galilei in einigen Punkten verbessert. Gegen Kopernikus verficht er mit einer Reihe von Beweisen die absolute Ruhe der Erde. Einer dieser Beweise lautet ungefähr so: „Die Fallrichtung eines schweren Körpers, der in einem horizontal vorwärts bewegten Gefäße frei fällt, ist nicht vertikal, sondern gegen die rückwärtige Gefäßwand geneigt. Mithin müßte auch, wenn die Erde sich so schnell nach der einen Seite drehte, ein schwerer Körper im tiefen Wasser schräg nach der anderen Seite fallen, was nicht wahr ist.“ Für die damalige Zeit war das sicherlich eine ernste Schwierigkeit.

Biographische und bibliographische Nachrichten über Lana bieten außer den schon genannten Quellen noch folgende: Band 40 der Nuova Raccolta Calogerana, Venezia, Occhi 1784. Die Wiener

[4]) „Der Verfasser ist auf keinen Philosophen eingeschworen, sondern wählt überall das Beste aus. Oft folgt er Aristoteles, aber nicht, wie ihn die Averroisten zurechtgestutzt haben, sondern wie ihn alle griechischen und die besten lateinischen Erklärer bieten. Nicht selten weiß er einander entgegengesetzte Meinungen in Einklang zu bringen.“

Ausgabe (1784) der Navis aeria des B. Zamagna, S. J. (S. 78 bis 82). Journal de Paris, 15. März und 4. April 1782.

Von seinen Briefen finden sich elf in den Lettere des P. D. Bartoli, S. J. (1865, S. 85—109). Er stand auch in Briefwechsel mit Leibniz. (cf. Anecdota Boineburgica, Hanoverae 1745, Vorrede zu Pars altera).

II.

Lanas Luftschiff und Flugmaschinen.

1. Das Luftschiff (Aerostatik).

Wie schon erwähnt wurde, bildet der mit bewunderungswürdiger Klarheit ausgearbeitete Plan eines Luftschiffes das sechste Kapitel des Prodromo (S. 52—61). Dasselbe ist natürlich, wie der ganze Prodromo, italienisch abgefaßt.[5]) Es wurde später auch einzeln herausgegeben und ins Lateinische und Deutsche übersetzt. Bei der Seltenheit dieser Übersetzungen dürfte es sich lohnen, hier eine möglichst genaue Wiedergabe zu bieten.

„6. Kapitel. Art und Weise, ein Schiff herzustellen, welches, von der Luft getragen, mit Rudern und Segeln sich fortbewegt, als praktisch ausführbar nachgewiesen.

Des Menschengeistes Wagemut und Wißbegierde blieben bei den eben angeführten Erfindungen[6]) nicht stehen, sondern haben weiter geforscht, wie auch der Mensch nach Vogelart durch die Luft fliegen könnte. Und vielleicht ist es keine bloße Fabel, was von Dädalus und Ikarus erzählt wird. Berichtet man ja auch als sichere Tatsache, daß in unseren Tagen ein Mann, dessen Name mir nicht einfällt,[7]) mit einer ähnlichen kunstvollen Vorrichtung von der einen zur anderen Seite des Sees von Perugia geflogen ist. Freilich, als er sich zur Erde niederlassen wollte, kam er mit zu großem Ungestüm herunter und büßte sein Leben ein. Niemand aber hat es für möglich gehalten,

---

[5]) Die Ausführungen sind ja stellenweise sehr weitschweifig; aber sie zeigen, wie genau der Plan ausgearbeitet war, zugleich bieten sie ein Bild von den damaligen Kenntnissen.

[6]) Gemeint sind die kleinen Flugmaschinen des Kap. 5, von denen wir weiter unten reden werden.

[7]) Es war das wahrscheinlich Giovanni B. Dante, ein Mathematiker aus dem 16. Jahrhundert, der den Gleitflug der größeren Vögel nachahmte und mehrere gelungene Versuche machte, bis er infolge Versagens eines Hebels stürzte und einen Schenkelbruch erlitt. Vgl. Oldoini Aug., S. J., Athenaeum Rom., p. 168 sq. Man könnte auch an Paolo Guidotti di Lucca (1559—1629) denken.

ein Schiff herzustellen, das durch die Luft dahineilte, wie wenn es vom Wasser getragen würde. Man hat niemals geglaubt, daß man eine Maschine verfertigen könnte, welche leichter als die Luft selbst wäre; das wäre nämlich notwendig, um den gewünschten Erfolg zu erzielen.

Ich hatte nun immer die Gabe, die schwierigsten Sachen zu erfinden [8]) und so glaube ich auch nach langem diesbezüglichen Studium das Gesuchte gefunden zu haben, nämlich eine Maschine herzustellen, welche spezifisch leichter ist als die Luft, so daß sie infolge ihres leichten Eigengewichtes nicht nur selbst in der Luft schweben, sondern auch Menschen oder irgendwelches andere Gewicht mit sich führen kann. Ich glaube meiner Sache sicher zu sein; denn ich erhärte das Ganze durch zuverlässige Experimente und mit einem untrüglichen Beweise aus dem 11. Buche Euklids, welcher von allen Mathematikern angenommen ist. Ich werde zuerst einige Voraussetzungen machen. Aus diesen werde ich dann das Verfahren zur Herstellung des Schiffes ableiten. Wenn dasselbe auch nicht verdienen wird, gleich der berühmten Argo unter die Sterne versetzt zu werden, so wird es wenigstens aus eigener Kraft den Sternen zufliegen.

Fürs erste [9]) setze ich voraus, daß die Luft ihr Gewicht hat infolge der Dämpfe und Ausdünstungen, welche bis zu einer Höhe von mehreren Meilen von der Erde und den Gewässern emporsteigen und unsere ganze Erd- und Wasserkugel umgeben. Das wird mir kein Gelehrter bestreiten, der nur ein wenig experimentiert hat. Man kann ja leicht die Probe anstellen. Wenn man ein Glasgefäß ganz oder zum Teil luftleer macht und es vorher und nachher wiegt, so wird man das Gewicht vermindert finden. Wie groß nun das Gewicht der Luft ist, habe ich folgendermaßen gefunden. Ich nahm ein großes Glasgefäß, dessen Hals man mittelst eines kleinen Hahnes öffnen und schließen konnte. Indem ich es geöffnet hielt, erwärmte ich es am Feuer so stark, daß die Luft sich verdünnte und der größere Teil entwich. Nun schloß ich sofort, damit nichts wieder eindringen konnte, und wog das Gefäß. Darauf tauchte ich den Hals ins Wasser, während das Gefäß selbst über dem Wasser blieb. Sobald ich öffnete, drang das Wasser in das Gefäß und füllte den größten Teil desselben an. Ich ließ nun das Wasser ablaufen und bestimmte sein Gewicht und seine Menge. Ich folgerte, daß ebensoviel Luft entwichen war, als Wasser eingedrungen war. Nachdem ich das Gefäß gut abgetrocknet hatte, wog ich es wieder und fand, daß es jetzt eine Unze mehr wog als zuvor, wo es zum Teil luftleer war. Dieses Übergewicht war das Gewicht einer Menge Luft, welche der eingedrungenen Wassermenge entsprach. Das Wasser wog 640 Unzen. Also verhält sich das Gewicht der Luft zu dem des Wassers wie 1 : 640, d. h. wenn das Wasser,

[8]) Ein Beispiel bieten die Acta eruditorum Lipsiae, a. 1686, p. 962.

[9]) Die Hervorhebung im Druck ist der Übersichtlichkeit halber vom Übersetzer gewählt.

welches ein Gefäß füllt, 640 Unzen wiegt, so wiegt die Luft, welche das nämliche Gefäß füllt, 1 Unze.

Zweitens setze ich voraus, daß ein Kubikfuß Wasser, d. h. was ein würfelförmiges Gefäß, welches 1 Fuß breit und ebenso lang und hoch ist, an Wasser faßt, 80 Pfund, d. h. 960 Unzen wiegt, entsprechend dem Versuche von Villalpando, der sich fast ganz mit meinem deckt. Ich fand nämlich, daß die Wassermenge, welche 640 Unzen wog, etwas weniger als ⅔ Kubikfuß betrug. Daraus folgt notwendigerweise, daß, wenn ⅔ Kubikfuß Luft 1 Unze wiegt, ein ganzer Kubikfuß 1½ Unzen wiegt.

Drittens setze ich voraus, daß aus jedem großen Gefäße alle oder wenigstens fast alle Luft entfernt werden kann. In dem Werke Arte maestra [10]) werde ich verschiedene Verfahren dafür nachweisen. Unterdessen aber will ich hier ein leichteres anführen, damit man nicht meint, es sei das nur ein leeres Versprechen.

Man nehme ein beliebig großes Gefäß, das rund ist und einen Hals hat. Mit dem Halse sei eine kupferne oder blecherne Röhre verbunden, deren Länge wenigstens 47 neue römische Spannen (palmi) beträgt, entsprechend dem Maße, wie es am Ende des Buches im Traktat über die Fernrohre angegeben wird. Je länger die Röhre ist, desto sicherer ist der Erfolg.[11]) Nahe am Gefäße A sei ein kleiner Hahn B, der das Gefäß so abschließt, daß keine Luft eintreten kann. Man fülle das Gefäß samt der Röhre mit Wasser; dann schließe man die Röhre am äußersten Ende C, kehre das Gefäß um, so daß es jetzt oben zu stehen kommt und das Ende der Röhre in Wasser eintaucht. In dieser Lage öffne man die Röhre, damit das Wasser aus dem Gefäße herausströmen kann. Es wird alles ausströmen; nur die Röhre wird bis zu einer Höhe von 46 Spannen 26 Minuten gefüllt bleiben. Der Rest wird leer sein, wenn keine Luft eindringen kann. Nun schließe man den Hals des Gefäßes mit dem Hähnchen B ab und dasselbe wird luftleer sein. Wer es nicht glaubt, wäge es und er wird finden, daß es gegen früher genau so vielmal 1½ Unzen weniger wiegt, als Kubikfuß Wasser herausgeflossen sind. Das genügt für meinen Zweck. Die Frage, ob das Gefäß auch von jeglicher Materie leer ist, will ich hier nicht erörtern; ich werde seinerzeit darüber mich auslassen und die Ansicht verteidigen, daß es nicht ganz leer ist, sondern daß dort etwas Körperliches, Wägbares zurückbleibt.

Viertens setze ich voraus, daß die Beweise des 11. und 12. Buches des Euklid, die ja von allen Philosophen und Mathematikern anerkannt sind und deren Evidenz auf experimentellem

---

10) Gemeint ist Magisterium naturae et artis. (t. II, p. 273 sqq.) In diesem Werke wiederholt Lana kurz seinen Plan und macht einige Verbesserungen (l. c. p. 291 sqq.).

11) Siehe das Titelbild, das aus Lanas Prodromo entnommen ist und das, mehr oder minder verändert, sehr oft reproduziert wurde. (Fig. III.)

Wege erwiesen ist, wahr und untrüglich sind. Es wird dort bewiesen, daß die Oberfläche der Kugeln in dem doppelten Verhältnisse ihrer Durchmesser wächst.[12]) Damit das von allen verstanden wird, muß man wissen, daß dann das Verhältnis oder die Proportion verdoppelt ist, wenn man drei Zahlen in der Weise nimmt, daß die dritte die zweite so oft enthält, wie die zweite die erste, z. B. 1 — 2 — 4; 1 — 3 — 9; 1 — 4 — 16. In diesen Beispielen enthält die dritte Zahl 4 die zweite Zahl 2 so oft, wie die 2 die 1, nämlich zweimal; ähnlich enthält die dritte Zahl 9 die zweite Zahl 3 so oft, als 3 die 1 enthält, d. h. dreimal usw.

Es ist ferner das Verhältnis dreifach, wenn man vier Zahlen in der Weise nimmt, daß die vierte die dritte so oft enthält, wie diese die zweite, und die dritte die zweite so oft, wie diese die erste, z. B. 1 — 3 — 9 — 27; 1 — 4 — 16 — 64.

Es beweist also Euklid, daß die Kugeloberfläche in dem doppelten Verhältnis der Durchmesser wächst, d. h. wenn man zwei Kugeln nimmt, deren eine den doppelten Durchmesser der anderen hat (z. B. die eine 1 Spanne, die andere 2), so wird die Oberfläche der Kugel mit einem Durchmesser von 2 Spannen viermal größer sein als die Oberfläche der Kugel mit einem Durchmesser von 1 Spanne. Ferner beweist Euklid, daß in diesem Falle der Inhalt der Kugel um das Dreifache wächst, so daß die Kugel mit dem Durchmesser von zwei Spannen achtmal mehr wiegen wird, als die Kugel von einer Spanne Durchmesser. Es verhalten sich also die Oberflächen wie 4 : 1, die Inhalte wie 8 : 1. Von der Wahrheit des spekulativen Beweises kann man sich in der Praxis überzeugen, indem man das Wasser wägt, welches eine Kugel von zwei Spannen Durchmesser und eine andere von einer Spanne Durchmesser faßt; man wird das dreifache Verhältnis finden. Ein zweifaches Verhältnis wird man finden, wenn man die beiderseitigen Oberflächen mißt. Hier mache ich nebenbei auf eine Regel aufmerksam, durch welche man Geld und Material sparen kann, so man Weinfässer oder sonstige Behälter anfertigt. Wenn man aus demselben Material, aus welchem man zwei Fässer macht, ein einziges herstellt, so wird dieses doppelt soviel Wein fassen als beide Fässer zusammen. Ebenso wird dieselbe Leinwand, welche zwei Säcke gibt, für einen einzigen Sack verwendet, doppelt soviel an Getreide fassen als zwei Säcke zusammen.

Fünftens setze ich mit allen Philosophen voraus, daß ein Körper, der spezifisch leichter ist als ein zweiter, in diesem emporsteigt, falls der schwerere ein flüssiger Körper ist. So steigt z. B. eine Holzkugel an die Oberfläche des Wassers und schwimmt darauf, weil sie spezifisch leichter ist als Wasser. So schwimmt auch eine Glaskugel voll Luft auf Wasser. Denn, wenn auch

[12]) Wir würden heutzutage sagen: Die Oberfläche nimmt im Quadrate und — was weiter unten in Betracht kommt — der Inhalt der Kugel im Kubus des Radius zu.

das Glas schwerer ist als Wasser, so ist doch der ganze Körper, das Glas und die Luft, leichter als das gleiche Volumen Wasser. Das besagt nämlich der Ausdruck: spezifisch leichter.

Auf Grund dieser Voraussetzungen ist sicher: Wenn wir ein Gefäß aus Glas verfertigen könnten oder aus sonst einer Materie, welches weniger wöge[13]) als die darin befindliche Luft, und diese Luft in der oben angegebenen Weise herausschafften, so würde das Gefäß spezifisch leichter sein als die Luft selbst. Es würde also auf Grund der fünften Voraussetzung in der Luft schwimmen und in die Höhe steigen. Wenn wir z. B. ein Gefäß aus Glas herstellen könnten, welches einen Kubikfuß Wasser faßte, also 80 Pfund wöge, und so dünnwandig wäre, daß es selbst weniger als 1½ Unzen schwer wäre, so würde dieses Gefäß, nachdem die Luft, die nach der ersten und zweiten Voraussetzung ein Gewicht von 1½ Unzen hätte, entfernt wäre, leichter sein als die Luft selbst und steigen, von der Luft infolge seiner eigenen Leichtigkeit getragen. Ein derartiges Gefäß könnte man weder aus Glas noch aus einer anderen Materie machen, falls es zugleich solid und haltbar sein soll. Setzen wir aber den Fall, wir machten aus der doppelten Glasmasse ein viel größeres Gefäß, das also viermal so viel Wasser faßte, d. h. 4 Kubikfuß und dementsprechend 6 Unzen Luft, da ja nach der vierten Voraussetzung die Fassungskraft des Gefäßes im doppelten Verhältnis zur Oberfläche wächst. Ein solches Gefäß würde, falls es weniger als 6 Unzen wöge, nach Entfernung der Luft, leichter sein als die Luft. Die Herstellung eines solchen Gefäßes bietet sicherlich nicht halb soviel Schwierigkeiten als die des ersten. Aber weil auch dieses zweite Gefäß nicht leicht hergestellt werden kann, so mache man ein anderes noch größeres, das doppelt soviel faßt als das zweite, also 8 Kubikfuß und dementsprechend 12 Unzen Luft und das zugleich selbst weniger als 12 Unzen wiegt. Das wird noch leichter sein als die Herstellung des zweiten Gefäßes. Mit einem Worte: man vergrößere den Inhalt des Gefäßes, weil dieser schneller wächst als die Oberfläche, d. h. das Gewicht der Materie, aus welcher das Gefäß hergestellt ist. So wird man zu einer Größe kommen, bei welcher das Gewicht der enthaltenen Luft größer sein wird, als das Gewicht der Materie, aus welcher die Oberfläche des Gefäßes besteht, auch im Falle, daß man solide und schwere Materie genommen hat; denn, wie erwähnt, Fassungskraft und Größe wachsen im doppelten Verhältnisse zur Oberfläche.

Sehen wir nun zu, wie groß ein Gefäß aus Kupfer sein müßte, das dünnwandig genug wäre und trotzdem für die Herstellung keine Schwierigkeit böte. Nehmen wir an, das Kupfer sei so dünn, daß eine Platte, die 1 Fuß breit und lang ist, 3 Unzen wiegt. Das wäre nichts Schweres. Machen wir nun aus diesem dünnen Kupfer ein Gefäß, dessen Durchmesser 14 Fuß beträgt. Ich behaupte, daß ein solches

[13]) Selbstverständlich nur dem Gewichte des verwandten Materials nach, ohne die Luft.

Gefäß weniger wiegen wird als die darin befindliche Luft; wenn es also luftleer gemacht wird, so wird es, da es leichter ist als das gleiche Volumen Luft, in die Höhe steigen. Zum Beweise bediene ich mich der untrüglichen Regel des Archimedes. Dieser sagt — und das ist allgemein anerkannt —, daß der Durchmesser eines Kreises sich zum Umfang wie 7 : 22 verhält (etwas weniger), d. h. wenn der Durchmesser 7 Fuß beträgt, so ist der Umfang 22 Fuß. Wenn wir also für unser Gefäß einen Durchmesser von 14 Fuß annehmen, so wird der Umfang 44 betragen, da ja 7 : 22 = 14 : 44. Um dann zu finden, wie viel Quadratfuß die ganze Oberfläche des Gefäßes betragen wird, muß man den Durchmesser mit dem Umfang multiplizieren. Wenn wir also 14 mit 44 multiplizieren, erhalten wir für die Oberfläche des Gefäßes 616 Quadratfuß Kupferblech; da jeder Quadratfuß nach der obigen Annahme 3 Unzen wiegt, so erhalten wir, so wir 616 mit 3 multiplizieren, 1848 Unzen. Das ist das Gewicht des ganzen Kupferbleches, aus welchem die Kugel gefertigt wurde, nämlich 154 Pfund. Schauen wir nun zu, ob die im Gefäße enthaltene Luftmasse weniger als 154 Pfund wiegt. In diesem Falle nämlich wird das Gefäß nach Entfernung der Luft leichter sein als diese. Je leichter es aber ist, desto mehr Gewicht wird es mit sich emporheben und in die Luft tragen können. Um jedoch das Gewicht der eingeschlossenen Luft zu finden, muß man zuschauen, wie viel Kubikfuß Luft, deren jeder 1½ Unzen wiegt, das Gefäß enthält. Wenn wir wiederum nach Archimedes den Halbmesser, der 7 Fuß beträgt, mit dem dritten Teile der Oberfläche, also mit 205⅓ multiplizieren, so erhalten wir für den Inhalt 1437⅓. Weil aber jeder Kubikfuß Luft 1½ Unzen wiegt, so beträgt das Gewicht der gesamten im Gefäße enthaltenen Luft 2155⅔ Unzen, d. h. 179 Pfund 7⅔ Unzen. Da aber das Kupferblech, aus welchem das Gefäß hergestellt wurde, nur 157 Pfund wiegt, ist dasselbe um 25 Pfund 7⅔ Unzen leichter als die Luft, was zu beweisen war. Ist also diese Luft entfernt, so wird das Gefäß nicht nur steigen, sondern auch ein Gewicht von 25 Pfund 7⅔ Unzen mit in die Höhe nehmen können.

Soll es aber ein größeres Gewicht und auch Menschen heben, so werden wir das Doppelte an Kupfer, d. h. 1232 Kubikfuß oder 308 Pfund nehmen. Mit dieser doppelten Kupfermenge wird man ein Gefäß herstellen können, welches nicht nur das doppelte, sondern das vierfache Volumen hat, zufolge der schon mehrmals erwähnten vierten Voraussetzung. Infolgedessen wird die im ganzen Gefäße enthaltene Luft 718 Pfund 4⅔ Unzen wiegen und nach der Entleerung das Gefäß 410 Pfund und 4⅔ Unzen leichter sein als die gleiche Menge Luft, so daß es drei oder wenigstens zwei Mann heben kann, selbst wenn der einzelne mehr als 8 Pesi [14]) wiegt.

Man sieht also deutlich, je größer man die Kugel oder das Gefäß macht, desto dicker und solider darf die Kupfer- oder Blechplatte sein,

[14]) 1 peso wahrscheinlich = 11,5 kg.

die man nimmt. Denn wenn auch das Gewicht des Gefäßes wächst, so wächst in noch höherem Grade der Inhalt desselben und damit das Gewicht der Luft, so daß ein immer größeres Gewicht mit in die Höhe genommen werden kann.

Aus all dem folgt mit Leichtigkeit, wie man eine Maschine bauen kann, welche nach Art eines Schiffes durch die Luft fährt. Man stelle vier Kugeln her, von denen jede nach dem eben Gesagten zwei oder drei Mann heben kann. Darauf macht man dieselben in der angegebenen Weise luftleer. Es seien A B C D die Kugeln.[15]) Man verbinde sie durch vier Querhölzer, wie man es an der Figur sieht. Dann stelle man eine Maschine E F aus Holz her nach Art einer Barke mit Mast, Segeln und Rudern. Diese befestige man mit vier gleich langen Seilen an den vier Kugeln, nachdem man die Luft entfernt hat. Dabei muß man aber die Kugeln am Boden festmachen, damit sie sich nicht erheben und davonfliegen, ehe die Bemannung in der Maschine Platz genommen hat. Nun löse man die Taue, indem man alle gleichzeitig lockert. Die Barke wird sich in die Luft erheben und entsprechend der Schwere der Kugeln mehr oder weniger Personen mit sich führen. Dieselben werden sich nach Belieben der Ruder und Segel bedienen und mit größter Schnelligkeit an jeden Ort, selbst auf die höchsten Berge kommen.

Doch während ich das so schreibe, kann ich mich eines stillen Lächelns nicht erwehren. Kommt es mir doch selbst wie ein Märlein vor, ein Märlein nicht mehr und nicht weniger unglaublich und seltsam als die, so der freiwillig närrischen Einbildungskraft jenes so anmutigen Witzkopfes Lucian entsprangen. Andererseits aber sehe ich klärlich, daß ich mich in meinen Beweisen nicht geirrt habe, zumal da ich sie mit vielen verständigen und gelehrten Männern besprochen habe. Dieselben haben in meinen Ausführungen keinen Fehler finden können und hatten nur den einen Wunsch, an einer solchen Kugel, die von selbst in die Luft stiege, die Probe zu sehen. Diese Probe hätte ich wohl gerne gemacht, auch ehe ich meine Erfindung veröffentlichte, wenn die religiöse Armut, der ich mich geweiht habe, mir gestattet hätte, so etwa 100 Dukaten aufzuwenden. Das wäre übergenug gewesen, um eine so ergötzliche Neugierde zu befriedigen. Ich bitte daher die Leser, welche Lust verspüren, einen praktischen Versuch zu machen, mich vom Erfolge zu benachrichtigen. Falls dieser infolge irgend eines Fehlers bei der Ausführung nicht günstig ausfiele, könnte ich ihnen vielleicht angeben, wie dem Fehler abzuhelfen wäre. Um alle desto mehr zu einem Versuche anzuregen, will ich einige S c h w i e r i g k e i t e n lösen, welche sich der praktischen Durchführung meiner Erfindung entgegenstellen können.

E r s t e n s kann man es schwierig finden, die Kugel oder das Gefäß in der oben angegebenen Weise l u f t l e e r zu machen. Man

[15]) Siehe Titelbild (Fig. IV.). Die Querhölzer zwischen den Kugeln sind bei späteren Abbildungen oft vergessen worden.

müßte nämlich die Kugel A B über die Röhre B C umdrehen, indem man dieselbe nach oben kehrt. Das könnte man aber infolge der Größe des Gefäßes oder der Kugel, die ja ganz mit Wasser gefüllt ist, nicht ohne eine Vorrichtung und nur schwer ausführen. Diesem Übelstande kann man in einer Weise abhelfen, daß man die Kugel gar nicht zu bewegen braucht.[16]) Man stelle die Kugel in einer Höhe von 47 Spannen auf und befestige unten an ihrem Halse die Röhre von 47 Spannen, die am unteren Ende C geschlossen wird. Nun wird die Kugel A durch eine zweite, oben angebrachte Öffnung D gefüllt. Ist dies geschehen, so wird diese Öffnung mit einer Schraube oder mit einem Hähnchen D geschlossen. Um sie zu leeren, steckt man das Ende der Röhre in ein Gefäß mit Wasser und öffnet unten, damit das in der Kugel enthaltene Wasser herausfließen kann, ohne daß Luft eindringt. Ist alles Wasser heraus, so schließt man mit dem Hähnchen B den Hals des Gefäßes oder der Kugel und nimmt die Röhre weg. So wird die Kugel, sollte sie auch nicht ganz luftleer sein, worüber ich hier nicht streiten will, sicherlich so vielmal 1½ Unzen weniger wiegen, als sie vorher Kubikfuß Wasser enthalten hat, was für meinen Zweck genügt. Das habe ich schon durch einen Versuch erprobt, wie oben gesagt wurde. Man muß nur sorgfältig bei der Ausführung zusehen, daß die Hähne genau gemacht sind, damit keine Luft durch die Spalten eindringen kann.

Zweitens kann sich wegen der dünnen Wandung des Gefäßes eine Schwierigkeit ergeben. Die Luft wird nämlich große Anstrengungen machen, einzudringen und den luftleeren Raum oder wenigstens die gewaltsame Verdünnung zu verhindern. Und so muß wohl das Gefäß zusammengepreßt und, wenn auch nicht ganz zertrümmert, so doch zerquetscht und seiner Kugelform beraubt werden.

Darauf antworte ich, es würde dies der Fall sein, wenn das Gefäß nicht rund wäre. Da es aber Kugelform hat, so wird es von der Luft von allen Seiten zusammengepreßt und eher gefestigt als zertrümmert. Das hat man bei Versuchen mit Glasgefäßen gesehen. Waren dieselben nicht rund, so zerbrachen sie in tausend Stücke, mochte auch das Glas noch so dick und fest sein. Runde Glasgefäße dagegen zerbrachen nicht, auch wenn sie ganz dünnwandig waren. Dabei braucht die Rundung nicht einmal vollkommen zu sein. Es genügt, wenn sie sich nicht viel von der runden Form entfernt.

Drittens. Zur Herstellung der Kupferkugel kann man zwei Halbkugeln verfertigen und diese verbinden und in gewohnter Weise mit Zinn verlöten. Darin liegt wohl keine Schwierigkeit.

Viertens könnte die Höhe, zu welcher das Schiff sich erheben wird, eine Schwierigkeit bereiten. Wenn nämlich dasselbe über die ganze Luftschicht, welche mehr minder auf 50 Meilen geschätzt wird,

[16]) Siehe Titelbild (Fig. V).

wie wir später sehen, emporstiege, so wäre die Folge, daß die Leute nicht mehr atmen könnten.

Darauf antworte ich: Je höher man in der Luft emporsteigt, desto dünner und leichter wird sie. Infolgedessen würde das Schiff in einer gewissen Höhe nicht weiter steigen können, weil die höhere Luft leichter und so für dasselbe nicht tragfähig wäre. Es würde vielmehr da, wo es die Luft so dünn findet, daß sie dem Gewichte der Maschine samt der Mannschaft gleich ist, stillestehen. Um übrigens eine zu große Höhe zu vermeiden, wird es sich lohnen, das Schiff mehr oder weniger zu belasten, je nach der Höhe, die man erreichen will. Sollte es trotzdem zu hoch steigen, so kann man dem leicht abhelfen, indem man das Hähnchen an der Kugel ein wenig öffnet und etwas Luft eindringen läßt. Wenn sie so zum Teile ihre Leichtigkeit verliert, wird sie sich mit dem ganzen Schiff senken. Steigt es dagegen nicht bis zur gewünschten Höhe, so könnten wir es höher bringen, indem wir es um jene Gewichte erleichtern, die wir mitgenommen haben. In gleicher Weise wird man, wenn man bis zur Erde herabsteigen will, die Hähnchen der Gefäße öffnen müssen. Denn wenn allmählich die Luft eindringt, werden sie ihre Leichtigkeit verlieren und sich mählich senken, bis sie das Schiff auf den Boden niedersetzen.

Fünftens könnte einer einwenden, das Schiff würde nicht durch Ruder vorwärts bewegt werden können. Denn dieselben treiben nur insofern ein Schiff durch das Wasser, als ihnen das Wasser Widerstand leistet. An der Luft würden sie aber keinen Widerstand finden.

Darauf antworte ich: Die Luft bietet zwar dem Ruder nicht denselben Widerstand wie das Wasser, weil sie dünner und beweglicher ist. Aber trotzdem bietet sie einen merklichen Widerstand, der genügt, um das Schiff voranzubringen. In demselben Maße, wie der von der Luft dem Ruder gebotene Widerstand geringer ist, ist ja auch der Widerstand, welchen sie dem Schiffe selbst leistet, geringer. Daher wird es sich auch bei geringerem Widerstande des Ruders leicht bewegen können. Übrigens wird man die Ruder selten gebrauchen müssen, da wir in der Luft immer etwas Wind haben, der, wenn auch ganz schwach, zur Bewegung genügt. Selbst für den Fall, daß ein entgegengesetzter Wind wehte, werde ich anderswo zeigen, wie man den Mast so einrichten kann, daß man bei jedem Winde fahren kann, in der Luft wie auf dem Wasser.

Sechstens. Schwieriger ist es, ein Mittel zu finden gegen allzu ungestümen Wind, der das Schiff so vor sich hertreiben könnte, daß es in Gefahr käme, an die Berge anzustoßen, welche gleichsam die Klippen dieses Luftozeans bilden, oder ganz umzukippen. Letzteres dürfte kaum eintreten, da die Personen und die Maschine immer den leichten Kugeln das Gegengewicht halten werden. So werden die letzteren immer über dem Schiffe bleiben und das Schiff sich niemals über sie emporheben. Ferner wird das Schiff niemals auf den Boden aufstoßen können, wenn nicht Luft in die Kugeln ein-

dringt. Es wird auch keine Gefahr bestehen, zu ertrinken wie im Wasser, da die Mannschaft sich nur an das Holzwerk oder an die Stricke der Maschine anzuklammern braucht, um vor einem Falle sicher zu sein. Was das erstere anlangt, so gestehe ich zu, daß unser Schiff große Gefahr laufen könnte, aber nicht mehr als die Schiffe auf dem Meere. Wie jene, so könnten auch diese Schiffe sich der Anker bedienen, welche leicht an den Bäumen fassen würden. Endlich hat der Luftozean zwar keine Küsten, aber er bietet auch den Vorteil, daß keine Häfen nötig sind, wo die Schiffe Zuflucht suchen müßten. Sie können jederzeit, wenn Gefahr droht, landen und aus der Luft herabsteigen.

Sonst sehe ich keine Schwierigkeiten, die man vorbringen könnte, außer einer, welche mir größer scheint als alle anderen: Gott wird niemals zugeben, daß eine solche Maschine wirklich zustande kommt, um die vielen Folgen zu verhindern, welche die bürgerliche und politische Ordnung der Menschheit stören würden. Denn wer sieht nicht, daß keine Stadt vor Überfällen sicher wäre, da ja das Schiff zu jeder Stunde über dem Platz derselben erscheinen und die Mannschaft sich herablassen und aussteigen könnten. Dasselbe geschähe in den Höfen bei Privathäusern und bei den Schiffen, welche das Meer durcheilen. Ja, wenn das Schiff nur aus hoher Luft bis zu dem Segelwerk der Meerschiffe herabstiege, könnte es die Taue kappen, und auch ohne herabzusteigen, könnte es mit Eisenstücken, die man aus dem Schiffe nach unten werfen könnte, die Fahrzeuge zum Kentern bringen, die Mannschaft töten und die Schiffe mit künstlichem Feuer, mit Kugeln und Bomben in Brand stecken; und nicht nur Schiffe, sondern auch Häuser, Schlösser und Städte mit sicherer Gefahrlosigkeit für diejenigen, welche aus ungemessener Höhe solche Sachen herabwürfen."

2. Die Flugmaschinen (Aerodynamik).

P. Lana entwarf nicht nur einen vollständigen Plan zur Erbauung eines „Leichter als die Luft", er hatte auch über den „Schwerer als die Luft" nachgedacht. Anders ausgedrückt: er hat nicht nur auf aerostatischem, sondern auch auf aerodynamischem Gebiete gearbeitet. Dieses letztere Verdienst wird selten gewürdigt. Er hat seine Gedanken niedergelegt in dem 5. Kapitel des Prodromo (S. 50—51), welches dem berühmten 6. Kapitel unmittelbar vorangeht. Wir wollen auch dieses Kapitel in getreuer Uebersetzung wiedergeben.

„5. Kapitel. Wie man Vögel anfertigen kann, welche von selbst durch die Luft fliegen.

Berühmt ist bei den Schriftstellern die Taube, welche Archytas, ein alter Philosoph und Mathematiker, in einer Weise anfertigte, daß sie von selbst sich in der Schwebe hielt und durch die Luft flog. Niemand aber hat einen genauen Bericht über den Kunstgriff hinterlassen, womit die Teile dieser Maschine so angeordnet waren, daß sie, obgleich

schwerer als die Luft, trotzdem nicht fiel, sondern durch die Luft flog. Manche meinten, die besagte Taube des Archytas habe keine andere kunstvolle Erfindung enthalten als die, welche Gio. Battista Porta [17]) in seiner Magia Naturale lehrte, nämlich einen Drachen, welcher vom Winde getrieben wird und dessen Bewegungen ein Seil regelt, durch die Luft fliegen zu lassen. Das kennen zwar heutzutage selbst die Kinder, aber zur Zeit des Archytas soll es eine neue Erfindung gewesen sein und für ein Wunderwerk gegolten haben. Auch ich möchte jener Ansicht gerne beistimmen, wenn mich nicht die Worte des Aulus Gellius im 10. Buche seiner Noctes Atticae auf eine andere Meinung brächten. Dieser schreibt nämlich, indem er den Philosophen Favorinus anführt, über jene mechanische Taube, wie folgt: Ita erat libramentis suspensum et aura spiritus inclusa atque occulta concitum.[18]) Aus dieser Ausdrucksweise geht hervor, daß sie nicht von äußerem Winde bewegt wurde, sondern von einem Luftstrom im Innern der Maschine, welche sich in der Luft in Gleichgewichtslage hielt.[19])

Gleicherweise erzählt Adriano Romano, daß Regiomontanus, ein berühmter Astronom und Mathematiker einen Adler herstellte, welcher Karl V., als er seinen feierlichen Einzug in Nürnberg hielt, entgegenflog und ebenso wieder mit Karl zurückkehrte, ihn bis in die Stadt begleitend. Boethius erwähnt gewisse aus Kupfer hergestellte Vögel, welche nicht nur flogen, sondern auch sangen. Glykas und Manasses erzählen, Kaiser Leo habe ähnliche Vögel bei sich gehabt. Endlich berichtet uns Pater Famiano Strada, Turriano, ein sehr geschickter Ingenieur habe eine Art Vögel durch das Zimmer Karls V. fliegen lassen, als er sich nach seiner Abdankung zugunsten seines Sohnes Philipp zurückgezogen hatte.

Da nun niemand der Nachwelt diese geistreiche und unterhaltende Kunst überliefert hat, glaubte ich, die Neugierde der Maschinenbauer befriedigen zu sollen, indem ich kurz andeute, wie man solche Vögel nachmachen kann. Nach meiner Ansicht gibt es dafür verschiedene Verfahren.

Erstens kann man das mit kleinen Blasebälgen erreichen, welche von einem Zahnradwerke in Bewegung gesetzt werden. Man fertige eine Taube oder einen Adler oder sonst einen Vogel aus möglichst leichtem Stoffe und mache dazu Flügel aus Federn oder aus anderer Materie, welche geeignet ist, den Wind aufzufangen. Diese

[17]) Porta glaubte, daß der Mensch die Kunst, mit künstlichen Flügeln zu fliegen, wohl lernen könnte, wenn er sich von Jugend auf darin übte. (Schott, S. J., Magia univ. p. 269.) Dieser Wink, daß es auch bei der Luftschiffahrt auf Übung ankommt, wurde leider viel zu wenig beachtet.

[18]) „Dergestalt schwebte sie in Gleichgewichtslage in der Luft und wurde durch einen Luftstrom im Innern in Bewegung gesetzt."

[19]) „che si sosteneva equilibrata nell'aria," so übersetzt Lana die Stelle des Aulus Gellius „libramentis suspensum" besser, als Moedebeck, der sagt: „durch ein Gleichgewicht emporgehalten".

verbinde man mit dem Rumpfe der Taube in der Weise, daß sie sich leicht regen und bewegen können. Dann bringe man im Leibe derselben einige Zahnräder an, welche sich vermittelst einer Feder bewegen, ähnlich wie das bei Uhren gebräuchlich ist. Diese Räder werden durch ihre Bewegung zwei kleine Blasebälge in Tätigkeit setzen und zwar so, daß der eine sich senkt, während der andere sich hebt, was keine Schwierigkeit hat für einen, der weiß, wie die nämlichen Räder bei den Uhren die Unruhe bewegen. Den Luftstrom der kleinen Blasebälge läßt man durch zwei Röhrchen unter den Flügeln an den Seiten der Taube herausdringen, so daß die Flügel durch die mit Unterbrechung erfolgenden Stöße in Bewegung gesetzt werden, auf- und niederschlagen, dadurch der Luft Widerstand bieten, sich erheben und die Maschine zum Fluge bringen. Das wird solange währen, als die Bewegung des Räderwerkes und der Blasebälge anhält. Dieses Verfahren scheint mir dem Bericht des Aulus Gellius zu entsprechen.

Ein zweites, ähnliches Verfahren besteht darin, daß man jene Zahnräder in einer Weise anfertigt, daß sie anstatt die Blasebälge direkt die Flügel in eine der Schwere der Maschine entsprechende Bewegung setzen, so daß sie sich erheben und fliegen kann.

Drittens könnte man auch die Luft in einer Blase oder einem Gefäße im Rumpfe der Taube gewaltsam kondensieren. Wenn man dann das Gefäß vermittelst eines Hähnchens öffnete und die Luft durch zwei Röhrchen unter die Flügel streichen ließe, so würden diese durch die Triebkraft emporgestoßen werden. Aber eine solche Bewegung würde nur kurze Zeit andauern.

Viertens endlich könnte man den Vogel zum Steigen bringen, ähnlich wie ein Ei voll reinem Tau sich erhebt, wenn es den warmen Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. Man müßte nur in den Rumpf des Vogels das Ei oder eine Blase voll ganz dünner Flüssigkeit einschließen, welche leicht von der Sonnenwärme verdünnt würde und emporstiege.

Soviel wollte ich hierüber andeuten, um scharfen Geistern den Weg zur Vervollkommnung dieser Erfindung und zu neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete zu ebnen. Zugleich sollte das eine Vorbereitung sein zu einer noch sonderbareren Erfindung, die ich gemacht habe." [20])

III.

Lanas Stellung in der Geschichte der Luftschiffahrt.

Wer Lanas Ausführungen liest, wird gestehen müssen, daß hier mit voller Klarheit das Problem der Luftschiffahrt erfaßt und theoretisch gelöst ist, daß scharfsinnig die Schwierigkeiten erkannt sind, welche sich der Verwirklichung entgegenstellen konnten und daß zugleich

[20]) Die Erfindung des Luftschiffes, die in dem folgenden 6., von uns vorher wiedergegebenen Kapitel dargelegt wird.

deutlich die gewaltigen Folgen vorausgesehen wurden, welche diese Erfindung haben mußte. Man muß sich wirklich wundern, wie ein Mann, dem es nie vergönnt war, seine Erfindung praktisch zu erproben, so klar das alles erkannte. Stellenweise könnte man meinen, die Darlegungen eines modernen Luftschiffers zu lesen.

Noch mehr werden wir Lanas Bedeutung für die Luftschiffahrt würdigen können, wenn wir, sei es auch nur in Kürze, zusehen, was vor ihm auf diesem Gebiete geleistet war und wie er auf seine Mit- und Nachwelt einwirkte.

Wenn wir Lanas **Vorgänger** überschauen, so müssen wir zugeben, daß er da und dort Anregung finden konnte und auch gefunden hat, daß er ein Fortsetzer ist; aber das Verdienst, zuerst mit einem sorgfältig ausgearbeiteten und wissenschaftlich begründeten Plane hervorgetreten zu sein, das bleibt ihm auf jeden Fall. Der auf dem Gebiete der Aeronautik wohlbekannte jetzige Oberstleutnant Moedebeck nennt in seiner „Geschichte der Aeronautik“ [21]) Lanas Auftreten „epochemachend“ (S. 4). Er sagt, daß sein Projekt einer fliegenden Barke, das er in längerem Auszuge wörtlich wiedergibt, „eine ganz neue wissenschaftliche Basis geschaffen habe“. Und Professor Dr. S. Günther, der in der „Zeitschrift für Luftschiffahrt“ (1892) die „Vorgeschichte der Luftschiffahrt“ behandelt, hat zwar an Lana vieles auszusetzen, gibt aber doch unumwunden zu: „Bei allen bisherigen Projekten spielte die Nachahmung des Vogelfluges eine gewisse Rolle, wogegen der Jesuit Franciscus de Lana zuerst die Aufgabe in der rationellen Weise stellte, wie sie nachher auch wirklich gelöst worden ist“ (S. 95—96). Er ruft erleichtert aus: „Von nun an handelt es sich bei den mannigfachen Erörterungen der Frage doch wenigstens um einen realen Untergrund und nicht mehr um reine Hirngespinste“ (S. 97). Und in der Tat, wie kläglich nimmt sich gegen Lanas Abhandlung das wenige aus, was wir bei seinen Vorgängern als gelegentliche Anmerkung finden! Nehmen wir die bekanntesten! Da wird vor allem der Franziskaner Roger Bacon (1214—1294), der große englische Forscher, genannt. Er soll auch eine Flugmaschine ausgesonnen haben. Es mag ja sein, daß er etwas erfunden hat; aber was er uns darüber berichtet, ist herzlich wenig. Er spricht davon in seinem Schriftchen: „De mirabili potestate artis et naturae“, das in Form eines Briefes gehalten ist. Er sagt dort:

„Possunt fieri instrumenta volandi, ut homo sedens in medio instrumenti revolvens aliquod ingenium, qer quod alae artificialiter compositae aerem verberent ad modum avis volantis.“ [22])

[21]) Leipzig, 1885.

[22]) „Man kann auch Flugvorrichtungen machen in der Weise, daß ein Mann in der Mitte der Vorrichtung sitzt und ein Getriebe in Bewegung setzt, wodurch künstlich angefertigte Flügel nach Art eines fliegenden Vogels die Luft peitschen.“

Und weiter unten fügt er bei:

„Certum est, quod sit instrumentum volandi, quod non vidi nec hominem qui vidisset, cognovi sed sapientem, qui hoc artificium excogitavit, explicite cognosco.“ [23])

Nachdem er so eine ganze Reihe sonderbarer Erfindungen aufgeführt hat, erklärt er, die Weisen hätten es meistens für geraten gehalten, ihre Erfindungen in irgend einer Weise vor der großen Masse zu verbergen. So wolle er es auch machen. Und nun gibt er die Erklärung zu seinem ersten Teile in einem ganz alchimistischen Kauderwelsch, das bei dem sonst so verständigen Manne sonderbar anmutet. Wie v. Prantl meint [24]), war auch Bacon von gelehrter Renommisterei nicht ganz frei. Jedenfalls würde jene vielgenannte Stelle nur auf einen Versuch hinweisen, den Vogelflug nachzuahmen.

Mit einer billigen Andeutung begnügt sich auch Magnus Pegelius in seinem 1604 zu Rostock erschienenen „Thesaurus rerum selectarum“. Er preist dort in einem kunterbunten Durcheinander die sonderbarsten Erfindungen an, die er gemacht haben will und die er leider nicht an den Mann bringen kann. Darunter ist auch die Luftschiffahrt, über die er schreibt:

„Navigii aerii (extra alligatum volantem dictum Draconem) singularis et undique etiam liberi eiusque directionis sive regiminis cum in partem omnem lateralem tum quomodocumque sursum deorsumque rationes peculiares, sed quae etiamnum experimentis attentandae offeruntur: utcumque res mira, periculosa et impossibilis fronte prima sive media oblata ignorantibus videatur. Et Criticum sic non intellectorum agere et sarcasmis illudere, cuivis etiam obtutissimo et stultissimo obvium est.“ [p. 123.] [25])

Bei Pegelius möchte ich noch mehr als bei Bacon an Renommisterei glauben. Sein ganzes Buch macht einen etwas schwülen Eindruck.

Der Tübinger Professor Flayder ließ 1626 eine eigene Schrift über die Flugkunst erscheinen. Doch enthält dieselbe hauptsächlich Kuriositäten. Für Lana käme höchstens die dort enthaltene Nachricht

---

[23]) „Es ist sicher, daß es eine Flugvorrichtung gibt. Ich habe sie zwar nicht gesehen, kenne auch keinen Menschen, der sie gesehen hätte, aber den Philosophen, der dieses Kunstwerk ersonnen hat, kenne ich gut.“

[24]) Geschichte der Logik, 3. B., Leipzig, 1867, S. 85 ff.

[25]) „Außer dem gefesselten sogenannten fliegenden Drachen sind (unter meinen Erfindungen) auch besondere Arten eines auf allen Seiten freien Luftschiffes und dessen beliebigen Steuerung nach der Seite, nach oben und nach unten. Diese Methoden müßten allerdings noch durch praktische Versuche erprobt werden. Es ist das zwar eine sonderbare, gefahrvolle und auf den ersten Blick und, wenn man die Mittel noch nicht kennt, unmögliche Sache. Aber Dinge, die man nicht versteht, bekritteln und mit Hohn überschütten, das kann jeder, auch der größte Dummkopf.“

in Betracht, daß ein gewisser Moegling durch verborgene Blasebälge einen Mann in die Luft erhoben und wieder zum Sinken gebracht habe.

Auf Lanas berühmten Landsmann, den allseitigen Leonardo da Vinci, der eingehende Studien über den Vogelflug und über die Herstellung eines Schraubenfliegers machte, brauchen wir hier nicht näher einzugehen, weil dessen Manuskripte Lana kaum zugänglich waren und seine Pläne mit Lanas Projekten nichts weiter zu tun hatten.

Dagegen mag Lana vielseitige Anregung von seinen Ordensgenossen empfangen haben. Gerade damals zählte die Gesellschaft Jesu eine Reihe vorzüglicher Naturforscher zu ihren Mitgliedern. Namen wie Kircher, Schott, Fabri, Riccioli, Grimaldi, die Lanas Zeitgenossen waren, haben einen guten Klang. In jener Zeit, wo die Naturwissenschaft noch viel zu Spielereien neigte, wurden Sachen, wie die Taube des Archytas, der Papierdrache, viel erörtert. Dabei kam es dann zu manchen gelegentlichen Bemerkungen über Luftschiffahrt. So empfahl Honoratius Fabri, S. J., (1607—1688) als Steigkraft komprimierte Luft zu nehmen, ein Gedanke, der auch später wieder auftauchte. Er sagte in seiner Physica,[26]) deren 1. Band 1669 erschien:

„Ut autem aliquod mirabilius addam, potest esse tanta vis aeris intra tubum maiorem compressi, ut magnum pondus tubo coniunctum secum attollat; hinc si affigatur paulo maior clavus et sedes pensilis in quo homo sedeat, cum clavum ipsum ad libitum regere et quoquo versum torquere possit, sedens impune volabit per aera; et quod maius est aera rursum intruso embolo opera organi mechanici comprimere posset, dum scilicet prioris impetus vi sursum ferretur: hinc diu per multas horas per medium aera ambulabit, quo nihil fere mirabilius esse potest." Fabri fügt aber wohlweislich hinzu: „Porro (ut dicam quod res est) licet theoretice loquendo haec verissima sint, nemini tamen auctor esse volo, ut periculum faciat et veniat aliquando ad praxin."[27])

---

[26]) Tract. I. lib. II. prop. 246. Mitgeteilt bei Sturmius.

[27]) „Um aber noch etwas Wunderbares hinzuzufügen: die Kraft der in einer größeren Röhre eingeschlossenen Luft kann so groß sein, daß sie ein großes, mit der Röhre verbundenes Gewicht mit sich in die Höhe heben kann. Wenn man also ein etwas größeres Steuerruder und einen hängenden Fahrstuhl, auf welchem ein Mann Platz nimmt, anfügt, so kann er ohne Gefahr durch die Luft fliegen, da er das Steuerruder nach Belieben regieren und stellen kann. Und was noch höher anzuschlagen ist, er könnte dadurch, daß er den Stößel mittelst einer mechanischen Vorrichtung hineinstößt, die Luft von neuem komprimieren, während er in Kraft des ersten Antriebes emporsteigt. So wird er lange, viele Stunden hindurch mitten in der Luft spazierenfahren." — „Um aber zu sagen, was an der Sache ist: theoretisch

Mit diesem Vorschlage berührt sich, was Lana im 5. Kapitel an dritter Stelle zur Herstellung von fliegenden Vögeln empfiehlt. Er spricht dort von kondensierter Luft.

Was Lana am eben genannten Orte als viertes Verfahren angibt, erinnert an seinen Ordensgenossen Lauretus Lauro (1610 bis 1658). Es ist dies das bekannte Eierschalenexperiment, das in der Form, wie es gewöhnlich mitgeteilt wird, lächerlich scheint, in Wirklichkeit aber ganz interessant ist. Wir haben hier einen Vorschlag zu einem Heißluftballon, wie er später den Gebrüdern Montgolfier soviel Ehre und Ruhm gebracht hat. Wir wollen die ganze Stelle mitteilen:

„Ovorum gallinaceorum cortices matutino rore repleti et bene occlusi, si solis radiis exponantur, arcanis nodis attolluntur in sublime et extasim aliquamdiu patiuntur. Quid si maiorum olorum ova vel folles tenui pelle consuti replerentur nitro, purissimo sulfure, hydrargyro aliisque huiusmodi quae vi caloris rarefiunt et exterius vestirentur in speciem aliquam columbarum, volatum forte aliquem simularent. Si ligneam et ponderosam velimus machinam impellere ad volandum, adhibeamus ignem. Si timetur incendium, columba vestiatur asbestino, stanei inserantur tubi, ut innocenter ignis foveatur in sinu. Ad impediendum stridorem et exspiramentum favillarum, pyrius pulvis auripigmento deliniatur et butyro imminuatur halinitrum, guttur formetur, ut pro stridore reddat gemitum columbarum, ut in tauro olim infauste nimium docuit Perillus. Ita addere aliquid possumus, quod in Architae opere videbatur defuisse, quod scilicet columba non exsurgeret, cum resedisset. Coniungi enim facile possent tubi, ut alter post alterum accenderetur et intervalla interponerentur pro arbitratu, ut viva omnino columba videretur.“ [28])

---

gesprochen ist das alles wahr; ich möchte aber keinem raten, daß er sich der Gefahr aussetzt und einen praktischen Versuch macht.“

[28]) „Wenn man die Schalen von Hühnereiern mit Morgentau füllt, gut verschließt und den Sonnenstrahlen aussetzt, so werden sie wie an unsichtbaren Fäden in die Höhe gezogen und schweben einige Zeit. Wenn nun Eier von größeren Schwänen oder aus dünnem Leder zusammengenähte Säcke mit Salpeter, ganz reinem Schwefel, Quecksilber und anderen derartigen Stoffen, welche infolge der Wärme sich verdünnen, gefüllt, und äußerlich nach Art einer Taube bekleidet würden, so würden sie vielleicht den Eindruck des Fliegens machen. Wenn wir eine hölzerne und schwere Maschine zum Fliegen bringen wollen, müssen wir Feuer verwenden. Falls man einen Brand fürchtet, möge man die Taube mit Asbest auskleiden und Röhren aus Zinn einfügen, damit das Feuer ohne Gefahr im Innern unterhalten werden kann. Um das Zischen und Sprühen der Funken zu verhindern, schwäche man den Explosivstoff durch Auripigment ab und das Halinitrum verringere man durch Butter. Man forme einen Kehlkopf, damit statt des Zischens ein Taubengirren entstehe, wie es in gar unseliger Weise Perillus dereinst im Stiere gelehrt hat. So können wir auch etwas beifügen, was beim Werke

Kaspar Schott, S. J., der uns diese Idee des Pater Lauro in seiner **Magia universalis** (p. III l. 3 S. 272) überliefert hat, bemerkt hierzu humorvoll:

„Credat qui volet; ego potius capram saltantem, quam vivam columbam apparituram existimo.“ [29])

Damit sind wir zu Kaspar Schott, S. J.,[30]) gekommen, welchem Lana vielleicht am meisten verdankt. Das Buch, welches in Betracht kommt, ist der 3. Band von Schotts „Magia universalis naturae et artis“, welcher 1658 zu Würzburg [31]) erschienen ist. Dort finden wir vieles wieder, was Lana im 5. Kapitel klar und übersichtlich vereinigt hat (cf. l. c. S. 268 ff.). Auch Schott fragt, ob man die Taube des Archytas nicht vielleicht durch ein im Innern angebrachtes Räderwerk herstellen könnte. Er meint aber, das gehe nicht, weil dadurch die Taube wohl in Bewegung gesetzt werden könnte, aber nicht im Gleichgewicht sich erhalte. Von den Blasebälgen, die Lana bei dem ersten Verfahren zu dem Räderwerk hinzufügt, hat er nichts.

So haben wir für die Gedanken Lanas auf aerodynamischen Gebiete vielfache Anklänge und Quellen. Wie steht es aber mit dem aerostatischen Gebiete, mit dem 6. Kapitel, welches vor allem den Ruhmestitel unseres Forschers bildet? Anklänge an das von luftleeren Kugeln getragene Schiff haben wir bis jetzt nicht aufweisen können. Nur eine Stelle, ein einziger Satz findet sich bei Schott in dem angegebenen Werke, von dem aus eine Brücke zu Lanas kühnem Plane hinzuführen scheint. Schott schließt einen kurzen Artikel über die Frage, ob die Luftschiffahrt möglich sei, mit den Worten:

„Si potentia aliqua plus quam humana impletur vas aliquod ligneum aut aeneum subtilissimae laminae materia illa (aetheris) et in aere nostro constitueretur, dubium nullum esse debet, quin sine mersionis aut casus periculo ibidem sustentaretur et non secus ac infra aut supra aquam naves nostrae huc illucque propelli remis ac velis posset.“ (l. c. S. 428.) [32])

Damit war das Problem des Kolumbuseies aufgegeben. Es bedurfte nur eines geistvollen Einfalles, um es richtig aufzustellen. Und

---

des Archytas gefehlt zu haben scheint, daß nämlich die Taube nicht wieder aufstand, wenn sie sich gesetzt hatte. Man könnte nämlich die Röhren derart verbinden, daß eine nach der anderen angezündet und nach Belieben Pausen gemacht würden, so daß die Taube vollständig wie lebend erschiene.“

[29]) „Das glaube, wer mag. Ich meine, es würde eher ein springender Ziegenbock als eine fliegende Taube zum Vorschein kommen.“

[30]) Geboren 1608 zu Königshofen in Unterfranken, lehrte er später in Würzburg und starb 1666 zu Augsburg.

[31]) Herbipolis heißt nämlich Würzburg, nicht Hersfeld, wie Frhr. v. Hagen meint. (Zeitschrift zur Förderung der Luftschiffahrt, 1888, S. 79.)

[32]) „Wenn durch eine mehr als menschliche Macht ein hölzernes oder ehernes Gefäß von ganz dünner Wandung mit Äther gefüllt und in unseren

diesen Einfall hatte Lana, indem er vorschlug, das Gefäß überhaupt luftleer zu machen, statt es mit dem unerreichbaren Äther zu füllen. Und diesen Gedanken hat er dann in der bekannten echt wissenschaftlichen Weise zu einem klaren Plane ausgearbeitet. Nur ein Zweifel an der Originalität seines Vorschlages könnte noch auftauchen: wie stand Lana zu seinem Zeitgenossen Otto v. Guericke (1602 bis 1686), dem Erfinder der Luftpumpe? Da Lana ihn da, wo er ein Verfahren für die Entleerung seiner Metallkugeln angibt, nicht erwähnt, möchte man fast meinen, er habe ihn damals (1670) noch nicht gekannt. Doch ist das sehr unwahrscheinlich. Guericke veröffentlichte seine Schrift: „Experimenta nova Magdeb." zwar erst 1672; aber schon lange vorher, im Jahre 1654, hatte er seine Erfindung auf dem Reichstage zu Regensburg öffentlich gezeigt. Das wird sich wohl bald herumgesprochen haben. So kann Lana durch Guericke auf seine Idee gebracht worden sein. Diese Möglichkeit liegt noch näher, wenn die Angabe richtig ist, welche sich in einem jüngst erschienenen Schriftchen über die Luftschiffahrt findet. Dort wird von Guericke berichtet, daß „er sich mit der Absicht beschäftigte, Gefäße mit verdünnter Luft zu füllen und in die Höhe zu treiben, weil er glaubte, daß die Luft auf diese leichten Behälter eine Art Anziehungskraft ausüben müsse. Auch schrieb er in einem Briefe vom 2. Mai 1666, . . . er wünsche nur, daß sich seine Erfindung zur Erforschung des gewaltigen Luftmeeres nutzbar machen ließe." [33]) Ob Lana hiervon Kunde hatte, ist kaum zu ermitteln. Auf jeden Fall wäre es eine bloße Anregung und ihm bliebe immer der Ruhm, den Gedanken zu einem klaren Plane ausgestaltet zu haben. Für die Originalität sprechen außer der ausdrücklichen Versicherung des Verfassers, daß er hier die Frucht eigenen Nachdenkens biete, auch die Zeugnisse seiner Mitwelt.

Lanas Prodromo erregte überall Aufsehen und wurde mit Beifall aufgenommen (Tiraboschi, Storia d. Lett. Ital., Venezia 1796, VIII, 1, 234). Betreffs der im 6. Kapitel niedergelegten Idee eines Luftschiffes ließen sich Stimmen dafür und dagegen vernehmen. Niemand aber erhob Zweifel an der Ursprünglichkeit des Planes, obwohl damals die naturwissenschaftliche Litteratur noch leicht überschaut werden konnte und sehr gelehrte Männer Lanas Plan prüften. So hat in Deutschland Professor Joh. Christ. Sturmius im Jahre 1672 vor einem auserlesenen Zuhörerkreise neben anderen Erfindungen auch Lanas Luftschiff eingehend behandelt, die Voraussetzungen noch weiter ausgeführt und durch kleine Experimente erläutert. In dem Werke Collegium experimentale sive curiosum, in welchem er jenes Privatissimum auf allgemeinen Wunsch veröffentlichte, bietet

---

Luftkreis versetzt würde, so würde es zweifellos darin sich halten, ohne Gefahr zu laufen, zu versinken oder zu fallen und es könnte gerade wie unsere Schiffe auf und unter dem Wasser mit Rudern und Segeln da und dorthin getrieben werden."

[33]) Eroberer der Lüfte, von E. T. A. Roland. Stutigart, S. 48.

er auch noch eine wörtliche lateinische Übersetzung des 6. Kapitels des Prodromo.[34]) Der große Gelehrte Leibniz hat in einem kleinen Traktat, De elevatione vaporum et de corporibus, quae ob cavitatem inclusam in aere natare possint, den Plan Lanas, den er vir ingeniosus nennt, in eingehender Berechnung nachgeprüft.[35]) Er findet, daß man die Kugel so ungemein groß und die Wandung so dünn nehmen müßte, daß der Plan undurchführbar sei. Er schließt dann mit demselben Gedanken wie Lana:

„Itaque hic pessulum, ut sic dicam, humanis conatibus obdidit Deus: et merito quidem, ne hominum ἀεροπατούντων malitia coerceri non posset." (l. c. p. 86.)[36])

Und noch ein anderer deutscher Professor hat sich mit Lana befaßt, aber ohne dessen Namen zu nennen. Es ist das Professor Philipp Lohmeier zu Rinteln, der im Jahre 1676, also 6 Jahre nach Erscheinen des Prodromo, durch einen seiner Schüler, einen gewissen Frescheur, eine Dissertatio halten ließ: De artificio navigandi per aerem, die mehrmals, manchmal zusammen mit Lana, im Druck erschien. Sie stimmt der Anlage, dem Inhalte und manchmal auch dem Wortlaute nach mit dem 6. Kapitel überein, das nur durch manche Zusätze erweitert ist. Daß der Herr Professor sich so den Anschein gab, als ginge die Idee von ihm aus, ist nicht schön. Vielleicht hat er den eigentlichen Text Lanas gar nicht gekannt, sondern nur die im Collegium experimentale von Sturmius gegebene lateinische Übersetzung. Der erste Teil jenes Werkes erschien gerade 1676. Er hat manche bis in die neueste Zeit herein getäuscht. So veröffentlicht die „Zeitschrift für Luftschiffahrt" (1893 S. 196 f.) eine Zuschrift, welche Lanas Verdienst für den deutschen Landsmann in Anspruch nahm. Diese Zuschrift wurde sofort richtiggestellt und Lohmeiers Vorgehen als ein Fall bezeichnet, „wie er in der deutschen Gelehrtenwelt wohl selten ist". Im Jahre 1907 erstand dem Herrn Professor ein neuer Anwalt in einem großen rheinischen Blatte. In einem langen Artikel wurde das Andenken an den Mann gefeiert, „der in der stillen Studierstube einer kleinen deutschen Universität den Ruhm der wissenschaftlichen Erfindung des lenkbaren Luftschiffes sich erworben hat".[37])

Ähnlich wie Leibniz äußerte sich in Italien Borelli (1608 bis 1679) in seinem Werke: De motu animalium, das 1680 gedruckt

---

[34]) Collegium experim. sive curiosum, P. I. S. 56—66 und 96—105.

[35]) Opera omnia, Tom. II. P. II. Genf, 1768, S. 82—86.

[36]) „Da hat also Gott den Menschen sozusagen einen Riegel vorgeschoben: und mit Recht, damit man nicht in die Unmöglichkeit versetzt würde, die Schlechtigkeit der Menschen, wenn sie auch noch durch die Luft eilen könnten, zu zügeln."

[37]) Die Zeitung wurde aufmerksam gemacht. Aber bis heute ist, soviel wir wissen, noch keine Berichtigung erfolgt. Das ist auch ein Beispiel dafür, was selbst in unserer hochkritischen Zeit noch vorkommen kann.

wurde. Er hält den Plan für praktisch undurchführbar, wie er auch feststellt, daß dem Menschen zum Fliegen die nötige Muskelkraft fehlt.

Daß ein Plan, der so vielfach besprochen wurde, auch auf die Nachwelt anregend einwirkte, ist wohl selbstverständlich. Über die Beziehung Lanas zu Bartholomeu Lourenço de Gusmao, der in Lissabon 1709 den ersten praktischen Versuch machte, wird im zweiten Teile die Rede sein. Von Gusmao führt die Entwicklung der Luftschiffahrt zunächst zu dem Dominikanerpater Joseph Galien, der 1755 zu Avignon eine kleine Schrift L'art de naviguer dans l'air herausgab. Er will einen großen Würfel nicht luftleer machen, sondern mit der leichteren Luft aus der Region des Hagels gefüllt wissen. Seine anderen Prinzipien sind dieselben, wie die bei Lana entwickelten. Daß er Lana kannte, geht aus seiner Schrift hervor. Im Jahre 1768 wurde Lanas Vorschlag auch poetisch verherrlicht. Sein Ordensgenosse Bernardo Zamagna, S. J., der damals noch Scholastiker war, veröffentlichte eine längere Dichtung in zwei Gesängen, die in lateinischen Hexametern abgefaßt war und den Titel Navis aeria trug. Es wird dort ausführlich die Herstellung des Luftschiffes, besonders nach dem 6. Kapitel des Prodromo, beschrieben und eine Luftreise geschildert. Das zeigt doch, daß man in der Gesellschaft Jesu selbst Lana in gutem Andenken hatte, ja für ihn begeistert war, daß also die Bemerkung des Herrn Regierungsbaumeisters Hackstetter, als ob Lana „wohl unter dem Drucke äußerer Einflüsse" von einer Verwirklichung seines Planes abgestanden wäre,[38]) zum mindesten überflüssig ist.

Die Entdeckung des Wasserstoffes durch den englischen Gelehrten Cavendish (1776), die Versuche Cavallos, welcher mit Wasserstoffgas gefüllte Seifenblasen steigen ließ (1781) förderten das Problem immer weiter, bis am 5. Juni 1783 die erste Montgolfiere zu Annonay in die Lüfte stieg und am 1. Dezember desselben Jahres zu Paris die erste Charliere. Die Gebrüder Joseph und Stephan Montgolfier hatten vorher viele Studien und Versuche gemacht und Charles war Professor in Paris. Es liegt nichts näher, als anzunehmen, daß sie die Werke ihrer Vorgänger studiert hatten und besonders auch Galien und den viel genannten Lana kannten.[39]) Hatte doch noch kurz vorher, am 15. März und 4. April 1782 Mercier de Saint-Leger im Journal de Paris über Lana geschrieben. Daß man Lana immer noch gut im Gedächtnisse hatte, zeigt auch der Umstand, daß man ihn nach den glücklichen Versuchen im Jahre 1783 sofort wieder hervorzog. In Mailand erschien 1784 ein Separatabdruck des 6. Kapitels, zu Haag in Holland ließ Barkly in demselben Jahre die Abhandlungen von Lana und Lohmeier zusammen lateinisch erscheinen und gleichfalls 1784 wurde die Dissertation Lohmeiers lateinisch und deutsch zu Rin-

[38]) Die Luftschiffahrt, von Graf Ferdinand v. Zeppelin, S. 14.

[39]) Vergl. Moedebeck, Geschichte der Aeronautik, Leipzig 1885, S. 15. Wir fanden dafür noch einige Andeutungen, die wir leider nicht mehr verwerten konnten.

teln und Lohmeier und Lana zusammen in deutscher Übersetzung zu Tübingen veröffentlicht. Als man nach der ersten Begeisterung der Frage der Lenkbarkeit näher trat, griff man wieder auf Lana zurück und zahlreiche Versuche wurden gemacht, mit Rudern und Segeln nach Lanas Anweisung das Problem zu lösen. Manche wollen dabei merkliche Erfolge erzielt haben und es ist vielleicht etwas einseitig, wenn Moedebeck alle diesbezüglichen Erklärungen als bloße Selbsttäuschung hinstellt. Ende der vierziger Jahre wurde noch in Paris der Versuch gemacht, aus einem inwendig ausgesteiften seidenen Ballon die Luft zu pumpen, wie Freiherr von Hagen mit einem gewissen Schauern berichtet.[40]) Man kam auch mehrmals auf den Gedanken zurück, die Ballonhülle aus Stoff, die leider viel Gasverlust mit sich bringt, durch Metallkugeln [41]) zu ersetzen. Übrigens sollte man Lanas Plan auch heutzutage nicht so ohne weiteres mit einem überlegenen Lächeln beiseite schieben. Manche, die das tun, zeigen zugleich, daß sie Lana entweder gar nicht gelesen oder schlecht verstanden haben. So meinen z. B. die Herren Hackstetter und Günther, es würde Lana nicht gelungen sein, die Kugeln nach seinem Verfahren luftleer zu machen, weil das Wasser nicht herausgeflossen wäre. Die Herren übersehen, daß Lana durch Hinzufügen einer 47 Spannen langen Röhre vorgesorgt hatte, daß das Wasser trotz des Luftdruckes herausfloß. Herr Professor Dr. Günther meint auch, „Lana habe die fundamentale Bedingung des Ruderschlages außeracht gelassen, daß bei diesem das die Bewegung vermittelnde Instrument teilweise in einem dünneren, teilweise in einem dichteren Medium sich befindet.“[42]) Der Herr Professor verwechselt wohl die Bedingungen für das Segeln mit denen für das Rudern. Wer schwimmen und tauchen kann, wird wissen, daß man auch unter Wasser, also in einem und demselben Medium, mit den Händen rudern kann.

Die einzige Schwierigkeit, die nach unserem Dafürhalten gegen Lana gemacht werden kann, ist die, daß die luftleer gemachten Kugeln wohl von der Luft zerquetscht würden. Lana sucht die Schwierigkeit durch den Hinweis auf die runde Gestalt zu entkräften. Aber Guerickes Experimente scheinen das Gegenteil zu lehren. Jedenfalls könnte man dieser Schwierigkeit begegnen, indem man die Luft nur bis zu einer gewissen Grenze auspumpt, so daß der äußere Druck durch den inneren abgeschwächt würde. Durch unsere Mittel, die Luft zu entfernen und durch die Entdeckung des leichten Aluminiums ist jedenfalls die Möglichkeit der praktischen Durchführung von Lanas Idee größer geworden. Sie hätte den großen Vorteil, daß sie ungleich billiger käme, als die teuren Gasballone.

Doch wenn wir auch absehen von der ganzen Verwirklichung des Planes, wie ihn Lana entworfen hat, wir haben auch in unserer heuti-

[40]) Zeitschrift zur Förderung der Luftschiffahrt, 1883, S. 80.
[41]) Zeitschrift zur Förderung der Luftschiffahrt, 1883, S. 282.
[42]) Zeitschrift für Luftschiffahrt, 1892, S. 36.

gen Luftschiffahrt genug, was uns an Lana erinnert. Lana hat zuerst die Unterscheidung zwischen „Schwerer als die Luft" und „Leichter als die Luft" gemacht; von ihm stammt die Anordnung des Ballons und der Gondel, wie wir sie auch jetzt noch haben; er hat uns sofort gelehrt, wie man durch Manövrieren mit dem Verschlusse des Ballons den Auf- und Abstieg bestimmen kann, er hat schon Steuer, Anker und Ballast genannt.[43]) Und wenn wir einen „Zeppelin" betrachten, diese Errungenschaft unserer Zeit: Da haben wir eine starre Aluminiumhülle, da sehen wir Lanas Ruder in der Gestalt einer Schraube, da finden wir auch die Segel als Seiten- und Höhensteuer reichlich verwertet. Mit einem Wort: Lana ist und bleibt der wissenschaftliche Begründer der Luftschiffahrt, er verdient neben vielen anderen mit Vorzug den Titel „Erfinder des lenkbaren Luftschiffes."[44])

---

[43]) Siehe die Übersetzung des 6. Kap., besonders die Antwort auf die 4. und 6. Schwierigkeit.

[44]) Diese Zeilen waren schon geschrieben, als der Verfasser auf ein neues Werkchen aufmerksam gemacht wurde, in welchem, wenn auch in etwas phantastischer Weise ein nach Lanas Idee erbautes gewaltiges Vacuumluftschiff als das Luftschiff der Zukunft hingestellt wird. Der Autor läßt im Jahre 1920 drei Drachenflieger von Berlin nach Peking fliegen, die in Kasan von einer großen Luftflotte begrüßt werden. An deren Spitze steht das Vacuumluftschiff, von dem es u. a. heißt: „Schon im Jahre 1670 hatte der Jesuitenpater Francesco Lana auf die Möglichkeit eines luftleeren Luftschiffes hingewiesen; am 9. September 1908 veröffentlichte ein hervorragender deutscher Gelehrter, G. J. Derb, in den „Illustrierten aeronautischen Mitteilungen" einen Leitartikel unter dem Titel „Das Vacuumschiff", in dem er diese Idee als durchaus verwirklichungsmöglich erklärte. Jetzt, im Jahre 1920, steigt dieses neueste Wunderwerk der Technik in Kasan stolz in die Lüfte." (Von Ikarus bis Zeppelin, Martin — Schalk, Leipzig, S. 144.)

HARVARD COLLEGE
MAY 27 1921
LIBRARY
P Germ 250.1

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen

und E. Th. Thissen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXVIII.	15. April 1909.	Heft 7.

An der Wiege der Luftschiffahrt.

Von

Balthasar Wilhelm, S. J.

Professor an der Stella Matutina zu Feldkirch.

Zweiter Teil.

Bartholomeu Lourenço de Gusmao,

der erste Luftschiffer.

Hamm (Westf.)

Markt 13.

Druck und Verlag von Breer & Thiemann.

1909.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

1. Heft: **Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?** Von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.
2. Heft: **Das katholische Kulturprogramm.** Von Dr. Richard von Kralik.
3. u. 4. Heft: **Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomäus Pacca** über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren von 1786 bis 1794. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer. (II. Teil.)
5. Heft: **Ostern und die Reform des Kalenders.** Von Professor Dr Joseph Plaßmann.
6. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Erster Teil: Francesco Lana, S. J., der Erfinder des Luftschiffes.
7. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Zweiter Teil: Bartholomeu Lourenço de Gusmao, der erste Luftschiffer.

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

Der Wert des Buches ins Volk. Von Hermann Herz.

Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Gottesglaube und Biologie. Von Dr. Pfeifer.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Aus Islands alten Schätzen. Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Von P. Jón Svensson.

Denkmalpflege und Heimatschutz. Von Dr. O. Doering.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Ein katholisches Weimar (Münster zur Zeit der Gallitzin, Stolberg, Overberg usw.). Von Johannes Hertkens.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

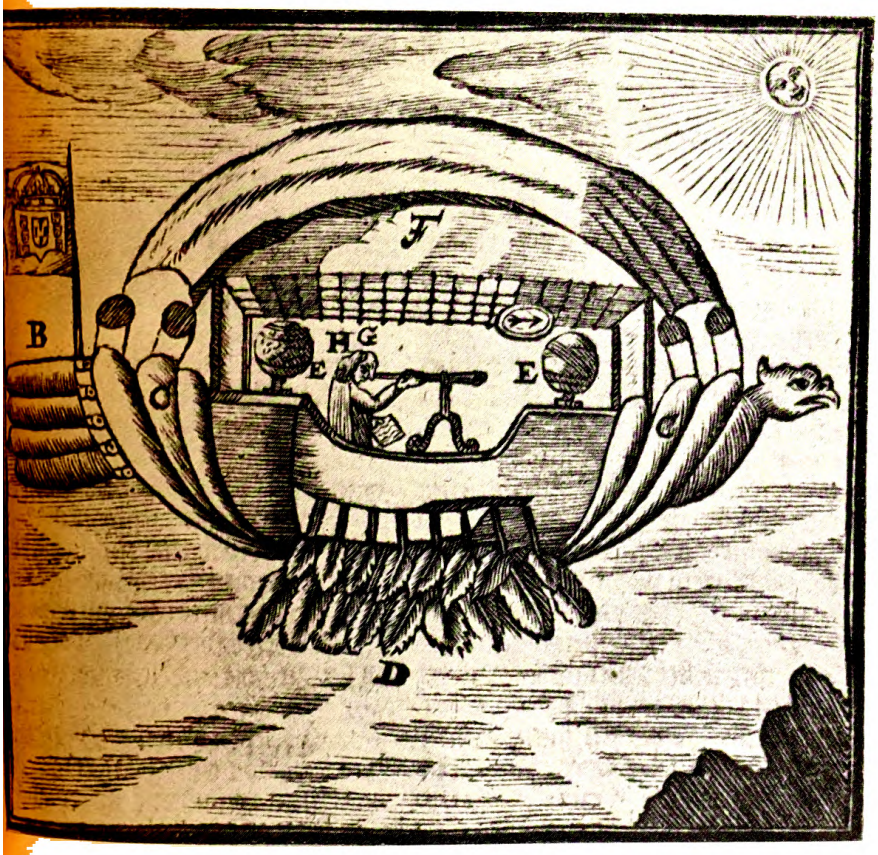
Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Universitätsprofessor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. März. ✻ Ausgabe des Heftes am 15. April.



Gusmaos Luftschiff. Nach Valentini (1714).

MAY 27 1921

An der Wiege der Luftschiffahrt.

Von **Balthasar Wilhelm, S. J.,**
Professor an der Stella Matutina zu Feldkirch.

Zweiter Teil.

Bartholomeu Lourenço de Gusmao,

der erste Luftschiffer.

Der Fürstl. Hessische Leibmedikus und ordentl. Professor der Arzneikunde in Gießen, D. Mich. Bernh. Valentini, hat zu Anfang des 18. Jahrhunderts seinen deutschen Landsleuten in dem dreibändigen Museum Museorum eine große „Schaubühne" aufgerichtet, auf welcher er ihnen in treuherziger Sprache ganz interessante Nachrichten über Pflanzen und Tiere, Handel und Wandel, Erfindungen usw. bietet. In dem 3. Bande, welcher den Untertitel führt: „Neu aufgerichtetes Zeughaus der Natur" (Frankfurt a. M. 1714), handelt das 9. Kapitel von dem „Lufft-Schiffe". Es beginnt also: „Obschon die Erfindung eines Lufft-Schiffes schon vor sehr vielen Jahren von einem Gelahrten und curiösen Italiäner, Nahmens Francisco Lana, einem Jesuiter, in Welscher Sprach beschrieben worden, so hat man doch vor sehr wenig Jahren solche wieder auffwärmen, und ein groß Wesen damit machen wollen, indem Anno 1709 in der Hallischen Zeitung Num. 69 pag. 176 also geschrieben wurde:

Wien, den 5. Jun.

„Aus Portugall langte den 1. dieses ein Courier allhier an, welcher unter andern eine Abbildung von einer gewissen Art Lufft-Schiffen mitbrachte, vermittelst welcher man in 24 Stunden durch die Luft 200 Meilen fahren, denen Kriegs-Herren in den weitentlegenen Ländern die Ordres, Brieffe, Volck, Lebens-Mittel ꝛc. zu übersenden: nicht weniger die Belägerten mit allen Notwendigkeiten versehen könte. Dieses Kunst-Stück ist von einem Geistlichen aus Brasilien erfunden, und Seiner Königlichen Majestät von

Portugall übergeben worden, wovon den 24. Jun. die Prob genommen werden soll." (l. c. S. 34.)

Dieser brasilianische Geistliche, von dem uns hier der gute, alte Valentini nicht ohne ein leichtes Kopfschütteln berichtet, war Bartholomeu Lourenço de Gusmao. Es ist ein schöner Vorzug des Menschengeistes, daß er in vielen Stücken über die Grenzen von Zeit und Raum erhaben ist. So können wir jetzt nach 200 Jahren uns ein weit klareres Bild von dem Leben und dem Schaffen jenes Mannes machen, als sein Zeitgenosse Valentini in Deutschland, ja sogar ein besseres als die meisten seiner Zeitgenossen in Portugal. Freilich ganz klar wird dieses Bild auch jetzt noch nicht sein.

Es sind eingehende Studien über diesen ersten Luftschiffer gemacht worden. Die einschlägigen Artikel in der Biographie Universelle (Paris, Michaud, 1817, p. 218—220) und in der Nouvelle Biographie Générale (Paris, Didot, 1858, p. 855—859) sind sehr ausführlich. Besonders in dem letzteren Werke stand dem Verfasser des Artikels, Ferdinand Denis, ein gutes Quellenmaterial zur Verfügung,[1]) so daß seine Ausführungen sehr beachtenswert sind. Im Jahrgang 1883 der „Zeitschrift zur Förderung der Luftschiffahrt" nahm sich Freiherr von Hagen warm des wenig gekannten Forschers an (l. c. S. 81 ff.). Als dann 1892 in derselben Zeitschrift Dr. S. Günther, vielleicht ohne v. Hagens Artikel zu kennen, weniger anerkennend von Gusmao sprach (l. c. Artikel „Vorgeschichte der Luftschiffahrt", S. 93 ff.), trat 1893 Herr Oberstleutnant Moedebeck auf Grund eingehender Studien der Dokumente für Gusmao als den Erfinder der Montgolfière ein. (Zeitschr. f. Luftsch., 1893, S. 1—10). Im verflossenen Jahre endlich erschien in der „Umschau" (2. Mai 1908, S. 346 ff.) ein Aufsatz aus der Feder von A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg, der Gusmao „teilweise"[2]) nach Briefen zwischen ihm und Elisabeth von Braunschweig-Blankenburg behandeln will. Dazu kommt noch die kritische Untersuchung von Dr. Aug. F. Simoes, A invençao dos aerostatos reivindicada, 1868, und die Ausführungen im Diccion. univ. portuguez illustr. (1887, Art. Ballao) sowie in dem Schriftchen Os Baloes vom Artilleriehauptmann Falles, Lissabon, 1887.

[1]) Er gibt an: Encyclopaedia Britannica, Edimbourg 1797. — Encyclopaedia Edinensis, by James Millar, Edimbourg 1813. — Encyclopaedia Americana v. Franz Lieber. — O Panorama, ann. 1838. — Jozé-Agostino de Macedo, O Novo Argonauta, Lissabon, 1809. — Diog. Barbosa-Machado. Bibliotheca Lusitana. — Franc. Freire de Carvalho, Memorias da Academia das Sciencias de Lisboa. — Vte de Sao-Leopoldo, Ostensor Brasileiro, Rio de Janeiro (1845—46), p. 337 ff. — Le comte Eugène de Civoy, dans Le Pays, article du 26 juillet 1858.

[2]) Dieses „teilweise" ist sehr teilweise. Fast der ganze Aufsatz deckt sich mit dem, was wir in der oben zitierten „Nouvelle Biographie Générale" lesen. Selbst das verschlungen gedruckte ae in den „Variae rationes" eines Buchtitels erscheint als x wieder, so daß ein mysteriöses „Varix rationes" zum Vorschein kommt.

Trotz all dieser Arbeiten sind gar manche Fragezeichen geblieben und die folgenden Zeilen sollen nicht nur übersichtlich die bisherigen Ergebnisse zusammenfassen, sie wollen auch etwas Neues bringen. Die Fragen: War Gusmao Jesuit? Wie sollen wir uns sein Luftschiff vorstellen? Wie stand er zur Inquisition? werden ihrer Lösung näher geführt, wenn nicht ganz gelöst werden.

I.

Leben und Streben.

Bartholomeu Lourenço de Gusmao ist ein Landsmann des heutzutage vielgenannten Luftschiffers Santos Dumont, der zum erstenmal auf dem Gebiete der Luftschiffahrt eine im voraus gestellte Aufgabe genau löste, indem er am 19. Oktober 1902 den Eifelturm zu Paris mit seinem kleinen Luftschiffe umkreiste. Gewiß ein eigenes Zusammentreffen! Der Mann, welcher zuerst sich dem Reiche der Lüfte anvertraut, unsicher noch, aber doch voll naiver Zuversicht wie das Kind, welches den ersten Gehversuch macht, und jener andere, welcher zuerst die Lenkbarkeit des Luftschiffes und damit des Menschen Meisterschaft auch über das Luftmeer augenfällig beweist, sie sind beide demselben Lande entsprossen!

Bartholomeu Lourenço wurde geboren 1685 zu Santos in der brasilianischen Provinz Sao Paulo. Santos war damals noch ein größerer Flecken (villa) und hatte eine Besatzung (presidio). Erst 1830 wurde es zur Stadt erhoben. In diesem Orte war Bartholomeus Vater, Francisco Lourenço, Regimentsfeldscher. Santos besaß ein Jesuitenkolleg. Es liegt ziemlich nahe, daß Bartholomeu daselbst seine erste Ausbildung empfing. Jedenfalls fühlte er sich zur Gesellschaft Jesu berufen und trat, etwa 15 Jahre alt, zu Bahia in das Noviziat ein. Wenn wir einer alten Überlieferung glauben dürfen, kam er hier im Ordenshause auf die Idee seines Luftschiffes. Als er eines Tages am Fenster stand, beobachtete er einen kleinen, kugelförmigen Gegenstand, wahrscheinlich eine Eier- oder trockene Zitronenschale, welche sich in die Luft erhob und darin schwebte. Es kam ihm der Gedanke, ob nicht auch der Mensch auf diese Weise in der Luft sich bewegen könnte und er erdachte seine Maschine, welche das ermöglichen sollte.[3]) Es liegt ein Schein von Wahrheit in dieser Erzählung, insofern sie tatsächlich dem Hauptgedanken entspricht, welcher, wie wir später sehen werden, in Gusmaos Luftschiffe ausgedrückt ist. Sicherlich stehen wir wieder ganz auf dem Boden der geschichtlichen Tatsache, wenn wir feststellen, daß der findige Novize im Jahre 1701 aus dem Noviziate entlassen

[3]) Biogr. Univ. XIX, S. 218 f. — Crétineau-Joly, Histoire de la Comp. de Jésus, IV, 279.

wurde. Um diese Tatsache zu begründen, brauchen wir nur kurz darzulegen, wie wir dieselbe ermittelten.

Gusmao wird in vielen Werken ausdrücklich als Jesuit bezeichnet, so z. B. in dem **Journal des Sçavans** (1784, octobre, p. 673), in der oben angeführten, bei Michaud 1817 erschienenen **Biographie Universelle**, ebenso in der Geschichte der Gesellschaft Jesu von Crétineau-Joly (IV, 278). Auch Moedebeck nannte in seinem oben angeführten, eingehenden Artikel über Gusmao denselben einen Jesuitenpater. Dagegen wandten sich die „Stimmen aus Maria-Laach" (Bd. 45, S. 537 ff.) in einer kurzen Miszelle, die zum Teile als Berichtigung in der „Zeitschrift für Luftschiffahrt" abgedruckt wurde (1894, S. 22.). Das half aber nicht viel; Gusmao blieb nach wie vor Jesuitenpater und auch in den kleinen aeronautischen Schriftchen, welche uns die letzten Weihnachten ziemlich reichlich bescherten, wird er durchgängig als solcher vorgestellt. Solche beharrlich wiederkehrende Angaben können doch auch nicht aus der Luft gegriffen sein. Der Verfasser dieser Zeilen sah sich die in dem „Stimmen aus Maria-Laach" angeführten Beweise näher an. Er konnte sie nicht überzeugend finden.[4]) Sie gingen von der Voraussetzung aus, daß Gusmao bis zu seinem Tode (1724) Mitglied der Gesellschaft Jesu geblieben sein sollte. Das war natürlich nach allem, was wir von seinem späteren Leben hören, ausgeschlossen. Es konnte sich nur fragen, ob er einmal Mitglied der Gesellschaft gewesen sei. Darum ist es durchaus kein durchschlagender Beweis, wenn er in der Liste der 1724 verstorbenen Mitglieder fehlt. Daß in einem Abriß der Geschichte der portugiesischen Ordensprovinz weder seiner noch seiner Versuche Erwähnung geschieht, ist sehr begreiflich. Zunächst war das Thema etwas heikel wegen Gusmaos Verhältnis zur Inquisition. Und dann betrachtete man solche Dinge damals noch mehr als eine gelehrte Utopie, von der man kaum Notiz nahm. So wird auch im Nachrufe auf P. Francesco Lana S. J. wohl hervorgehoben, daß er ein ausgezeichneter Mathematiker gewesen sei, aber seines Luftschiffes wie überhaupt seiner Werke geschieht mit keinem Worte Erwähnung. Wollte man die Frage über die zeitweise Zugehörigkeit Gusmaos zur Gesellschaft entscheiden, so mußte in den Katalogen vor 1709 nachgesehen werden und zwar nicht nur in den Reihen der Patres, denn Gusmao war in der Gesellschaft kaum zum Priestertum gekommen. Es mußte auch berücksichtigt werden, daß die drei Namen nicht immer zusammen erscheinen, sondern oft nur die zwei ersten Bartholomeu Lourenço. Nachdem die Frage so formuliert war, wandte sich der Verfasser, der schon früher auf eine allgemein gehaltene Anfrage einen negativen Bescheid erhalten hatte, abermals an das Archiv der Gesellschaft. Eine

[4]) Richtig ist die Bemerkung, daß die Bezeichnung „Padre" keine Handhabe bietet, weil in Brasilien und Portugal dieses Wort nichts anderes besagt als unser deutsches „Geistlicher". Aber darauf hat unseres Wissens auch niemand einen Beweis aufgebaut.

sorgfältige Durchsicht lieferte folgendes Ergebnis. In einem 1705 ausgegebenen, über drei Jahre sich erstreckenden Kataloge der brasilianischen Provinz der Gesellschaft Jesu findet sich unter den Dimissi (Entlassenen): Bartholomaeus Laurentius Nov. Schol. ex oppido Sanctorum anno 1701 dimissus (Bartholomeu Lourenço, Scholastikernovize aus der Festung[5]) Santos, im Jahre 1701 entlassen). Das stimmt alles mit unserem Gusmao. Santos war seine Heimat. Er wäre damals 16 Jahre alt, also wohl im zweiten Jahrgange des Noviziats gewesen, da 15 Jahre die unterste Grenze beim Eintritt ins Noviziat bilden. Auch der Name stimmt. Daß der dritte Name Gusmao nicht dabei steht, bildet gar keine Schwierigkeit. Zunächst kann man ihn aus bestimmten Gründen weggelassen haben. Zweitens ist er auch in vielen anderen Dokumenten aus seiner Zeit, die zweifellos sich auf ihn beziehen, einfach nur Bartholomeu Lourenço genannt. Ja, man könnte sogar drittens meinen — das soll aber eine bloße Vermutung sein — der dritte Name de Gusmao sei erst später hinzugekommen. Es wird nämlich sein Vater nur als Francisco Lourenço angeführt. Die Dokumente, die mit seinem Versuche von 1709 gleichzeitig oder fast gleichzeitig sind, nennen ihn auch fast alle nur Bartholomeu Lourenço. Erst spätere Nachrichten, die von demselben Versuche sprechen, fügen den dritten Namen bei. In einem Gedichte wird derselbe ein Anhängsel genannt. All das zusammen mit der Angabe, daß er vom Könige Johann V. geadelt wurde,[6]) legt die Vermutung nahe, daß er erst später de Gusmao genannt wurde. Doch sei dem, wie ihm sei, das steht fest, daß wir die angeführte Notiz des Kataloges auf unseren Luftschiffer beziehen müssen, daß er also Novize der Gesellschaft gewesen ist. Diese Feststellung wird noch bekräftigt durch ein zweites zeitgenössisches Zeugnis, das dem Verfasser später in die Hände kam. Thomaz Pinto Brandao, ein humoristischer Dichter, der gleichzeitig mit Gusmao in Portugal lebte (1664—1743), hat ihm einige Verse gewidmet. In diesen sagt er klar und deutlich, daß Gusmao schon in Bahia mit seiner Erfindung begonnen hat und daß er deswegen aus der Gesellschaft entlassen wurde. Damit wäre die Frage, ob Gusmao Jesuit gewesen ist, gelöst. Man kann ihn nicht Jesuit, nicht einmal Exjesuit nennen, weil er niemals der Gesellschaft als eigentliches Mitglied angehörte. Er hat nur insofern eine gewisse Beziehung zur Gesellschaft, als er ein oder auch zwei Jahre im Noviziate weilte.

Wenn Gusmao schon im Noviziate auf den Gedanken kam, ein Luftschiff zu bauen, so läßt sich seine Entlassung leicht begreifen. Das Grübeln über Flugversuche läßt sich eben, besonders bei der lebhaften

[5]) Santos war damals presidio, ein fester Platz.

[6]) v. Hagen, Zeitschr. zur Förd. d. Luftsch., 1883, S. 82. — Nach Simoes bei Gelegenheit seiner Ernennung zum Hofkaplan.

Einbildungskraft, die ihm zu eigen gewesen sein soll, schwer mit der strengen Geistessammlung vereinigen, wie sie im Noviziate als Vorbereitung auf den schweren Ordensberuf gepflegt werden soll. So wird man eingesehen haben, daß es nicht mehr ging, und der junge Mann mag in vollem Frieden mit seinen Oberen aus dem Noviziate geschieden sein. Vielleicht hat die Gesellschaft sogar für ihn gesorgt, indem sie ihn einige Zeit als Lehrer in einem ihrer Kollegien verwendete. So können wir wenigstens die Nachricht auffassen, daß er in Rio de Janeiro einen Lehrstuhl innehatte, dem er bei seinen Talenten Ehre machte.[7])

Einige gelungene Versuche, die Gusmao noch in Brasilien machte, ermutigten den jungen Erfinder, sich einen größeren Schauplatz zu suchen. Er kam nach Portugal. In welchem Jahre, läßt sich schwer bestimmen. Da er auch an der Universität Coimbra Studien gemacht haben soll, wobei er besonders der Philologie und Mathematik sich widmete,[8]) so muß man wohl annehmen, daß er mehrere Jahre vor 1709 nach Europa kam. Er fand eine hohe Gönnerin in Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Gemahlin Karl VI. und Mutter von Maria Theresia, welche mit ihrer protestantisch gebliebenen Schwester die Ehre teilt, die Ahnfrau aller regierenden Häuser Europas zu sein. Karl, welcher von seinem Vater für den spanischen Thron bestimmt worden war, weilte 1704—1711 in Spanien. 1708 vermählte er sich zu Barcelona mit Elisabeth und ließ dieselbe als Regentin zurück, als er 1711 nach Deutschland eilte, um sich die Kaiserkrone zu sichern.

Durch Elisabeth wurde Gusmao dem Könige Johann V. von Portugal (1706—1750) empfohlen. Dieser etwas verschwenderische Fürst, welcher gewaltige Summen für Kunst und Wissenschaft, aber auch für bloßes, äußeres Gepränge ausgab, nahm sich seiner sofort tatkräftig an.

Gusmao muß sich seiner Sache ziemlich sicher gefühlt haben. Wenigstens verlangt er in einer Bittschrift an den König in aller Form ein Patent auf seine Erfindung. Diese Bittschrift, welche vielleicht im Monate März 1709 überreicht wurde, findet sich noch im Besitze der Universität von Coimbra. Freiherr von Hagen hat eine, wie er sagt, wörtliche Übersetzung derselben in der „Zeitschrift z. Förd. der Luftsch." (1883, S. 83 f.) gegeben. Eine Abschrift wird im Britischen Museum aufbewahrt. Wir sind in der Lage, das Schriftstück in der deutschen Übersetzung zu bieten, wie sie noch im Jahre 1709 angefertigt wurde. Gusmao hatte nämlich als gewandter Geschäftsmann seine Bittschrift zusammen mit einer Abbildung und Erklärung seines

---

[7]) Biogr. Univ., XIX, 218.

[8]) Biogr. Génér., XXII, 856. — Nach Simoes erhielt er zu Coimbra den Doktortitel im kanonischen Recht. Er soll auch ausgezeichnete Sprachkenntnis besessen und sich durch ein erstaunliches Gedächtnis ausgezeichnet haben.

Luftschiffes im Druck erscheinen lassen. Diese kurze Veröffentlichung in Flugblattform (4 Seiten) gelangte bald nach Wien, wahrscheinlich durch den „aus Portugal unterm 4. Mai von dem Herrn Bischof von Laibach abgefertigten und den 1. Juni allda angelangten Kurier, namens Franz Gualzeti" und wurde ins „Hochdeutsche" übersetzt.[9]) Der eingangs erwähnte Valentini hat uns dann in dem 1714 erschienenen 3. Bande seines Museum Museorum alles getreulich überliefert. Wir geben diese alte Übersetzung wieder, wie sie sich bei Valentini findet, indem wir nur die Orthographie ändern und wichtigere Abweichungen von der v. Hagen'schen Übersetzung anmerken. In letzterer scheint manches falsch aufgefaßt zu sein.

„Abschrift eines Anbringens, so Ihro Königlichen Portugiesischen Majestät ein Geistlicher aus Brasilien in portugiesischer Sprache übereicht.

Der Pater Barthelme Laurent[10]) sagt, daß er ein Werk erfunden, mittelst dessen man weit geschwinder durch die Luft als sonsten über das Meer oder Land reisen könne, sogar daß man öfters ein paar hundert Meilen in 24 Stunden machen und zu denen weit entlegenen Kriegsheeren die erteilten Befehle und gefaßten Ratschlüsse fast eben in der Zeit, da dieselben im geheimen Rat erörtert und beschlossen worden,[11]) übersenden möge; welches Ihrer Königlichen Majestät umso vielmehr anständiger, weil Deroselben Königreiche eins von dem andern weit entlegen; so auch in Ermangelung Dero Königlichen Rat bei Deren Einkünften und Erweiterungen nicht mögen erhalten noch vermehret werden.[12])

Die Handelsleute können ihre Kaufmannsschaften füglicher haben und die Briefe als auch Pakete übersenden;[13]) so wird man eben durch solches Werk die belagerten Plätze mit Notwendigkeiten versehen und jenen Hilfe an Volk sowohl als Lebensmitteln und Kriegsgezeug zuschicken können. Man mag ferners aus solchen Plätzen herausziehen, was man will, ohne daß es die Feinde verhindern

---

[9]) Sie scheint auch im „Wienerischen Diarium" von 1709, Nr. 605 wiedergegeben zu sein. (Valentini, l. c. S. 36.)

[10]) v. Hagen bietet die Anrede „Sir!", ferner „der Licentiat Bartholomeo Lourenço de Gusman." Ob das im Text steht? Mit Licentiat wollte man padra wiedergeben.

[11]) v. Hagen: „fast in derselben Zeit . . . ., als dieselben expediert werden (!)."

[12]) d. h. da diesen Ländern der heilsame Einfluß des Königs fehlt, werden sie nicht leicht erhalten und vergrößert. v. Hagen: „Da auf diese Weise Mißregierung der Obrigkeiten vermieden werden, die großen Teils durch verspätete Nachrichten von denselben erwächst. Außerdem werden Euer Majestät alles, was Sie bedürfen, viel rascher und sicherer kommen lassen können."

[13]) v. Hagen: „Die Kaufleute können rasch Wechsel und Gelder senden."

werden können. Es haben die Portugiesen die an denen äußersten und beiden höchsten Himmelszirkeln nächst gelegenen Länder entdecket;[14]) und wird es ihnen zu größerer Glorie gedeihen, daß sie dieses so schöne Werk, durch die Luft zu reisen hervorgebracht, welches soviel Völkerschaften zu tun versucht, doch nie ins Werk stellen können. Und gleichwie in Ermanglung der Landkarten soviel Unglück und Schiffbruch geschehen, als wird man desto leichter durch wohlgedachtes Werk die Weite der Welt abnehmen mögen, wie auch andere Sachen mehr, so würdig seind von Euer Majestät beobachtet zu werden. Weil aber unzählbar viel Unordnungen durch die Nutzbarkeit dieses Werkes sich ereignen dürften, als würde man, jene zu vermeiden, verschaffen müssen, daß der Gebrauch und über solches die Vollmacht nur einer einzigen Person, welche Euer Majestät höchstem Befehl untergeben, anvertraut und ein jeder, so hierwider handelt, gestraft werden solle.[15])

Euer Königliche Majestät wollen sichs belieben lassen, dem Ansucher die Freiheit zu erteilen, daß niemand sich unterstehen solle, dieses Werks sich zu bedienen, weniger solches ohne besondere Bewilligung des erwähnten Ansuchers oder dessen Erbnehmern nachzumachen, bei Strafe der Verfallenheit und Entziehung alles dessen Hab und Guts, so hierwider sich vergreifen und Euer Königlichen Majestät Befehl nicht Gehorsam leisten würde. Auch solle die Hälfte des Verfallenen dem Ansucher, die andere Hälfte aber den Angeber zukommen und dieses sowohl in als außer Eurer Königlichen Majestät Königreichen ohne Ausnahme und Unterscheid der Personen verfangen, auch Euer Königliche Majestät ihnen vorbehalten, die Uebertreter nach Erforderung dieses Werkes zu bestrafen.

Euer Königl. Majestät ꝛc.[16])

G. A. M."

Mit dieser alten Uebersetzung stimmt vollständig jene überein, welche die „Gesellschaft der Herausgeber der Werke ausländischer schöner Geister in Mannheim" am

---

[14]) v. Hagen: „Man wird die Länder entdecken, welche den Erdpolen zunächst liegen." Im folgenden ist bei v. Hagen der Nutzen für die Erdmessung nicht erwähnt, dagegen ist als eine konkrete Unordnung angeführt, daß Verbrecher das Werk zur Flucht benutzen könnten.

[15]) „. . und dem Bittsteller eine Erfindung von so großer Wichtigkeit wohl belohnt werde." Der folgende Absatz ist bei v. Hagen wieder kürzer gehalten, indem die Bestimmung über die Verwendung des konfiszierten Gutes für den Ansucher und Angeber fehlt.

[16]) Diese Zeile fehlt bei v. Hagen. Dagegen bietet er als Unterschrift die Buchstaben E. R. M. Wenn nicht ein Fehler beim Entziffern vorliegt, könnte man an die hohe Gönnerin Elisabeth denken (= Elisabeth Real Magestade). Bei G. A. M. auf Gusmao Artium Magister oder Gusmao Alexandre Ministro, den Bruder des Erfinders, zu raten, ist verlockend, stößt aber auf bedeutende Schwierigkeiten.

23. Januar 1784 veröffentlichte. Nur ist der Stil besser besorgt und die Unterschrift ist ganz weggelassen.

Die Bittschrift hatte einen sehr guten Erfolg. Nachdem die zuständige königliche Behörde (Desimbargo do Paço) Informationen eingeholt hatte, erließ der König ein Patent (alvará), das gleichfalls noch im Besitze der Universität von Coimbra ist. Freiherr von Hagen gibt davon folgende Uebersetzung:

„Nach dem Antrage und außer den Strafen füge ich noch die Todesstrafe über die Uebertreter hinzu und, um dem Bittsteller noch mehr Antrieb zur Herstellung des neuen Apparates zu geben, um das zu verwirklichen, wovon er spricht, gewähre ich ihm gnädigst das erste vacant werdende Kanonikat in meinen Seminarien[17]) zu Barcellos oder Santarem und die Stelle eines ersten Lehrers der Mathematik an meiner Universität zu Coimbra mit 600 Milreis Jahresgehalt, welche ich hiemit neu schaffe und zwar auf Lebenszeit nur für den Bittsteller."

Lissabon, den 17. April 1709.

Mit eigener Unterschrift
S. M.[18])

Eine Notiz von einem Zeitgenossen, die uns erhalten blieb, setzt das Datum des königlichen Patentes auf zwei Tage später an, nämlich auf den 19. April 1709.

Gusmao konnte zufrieden sein. Noch ehe man seine Erfindung erprobt hatte, war ihm für dieselbe ein weitgehendes Privilegium zugestanden worden; dazu enthoben ihn die Aussicht auf ein Kanonikat und die Verleihung eines Lehrstuhles mit einem angemessenen Gehalte[19]) aller materiellen Sorgen. Er konnte sich jetzt mit allem Eifer den Vorbereitungen seines Probefluges widmen.

Nach dem bei Valentini mitgeteilten Wienerischen Drucke war die Probe auf den 24. Juni 1709 festgesetzt. Die Wahl des Tages begreift man leicht. Es war eben Königs Namenstag. Die Sache scheint aber ihre Haken gehabt zu haben. Tatsächlich erfolgte erst am 8. August 1709 ein öffentlicher Versuch in Gegenwart des Königs, dem dann noch manche gefolgt zu sein scheinen. Wir werden im nächsten Kapitel eingehend darüber sprechen und hier vorerst den Lebensgang unseres Erfinders kurz zu Ende führen.

Nicht nur der König ehrte den geistreichen Erfinder, auch das Volk jauchzte ihm zu und gab ihm den ehrenden Beinamen „Voador" (Flieger) und „Passarola" (Vogel).[20]) Mit let-

[17]) Ist eine schlechte Uebersetzung für collegiada d. h. Kollegiatkirche. So nennt man eine Pfarrkirche, welche ähnlich wie eine Domkirche ein eigenes Kapitel hat.

[18]) S. M. wird die Abkürzung sein für Seine Majestät, portug. Sua Magestade.

[19]) 600 Milreis ergeben nach dem damaligen Kurse etwa 4100 Mk.

[20]) eigentlich „großer Vogel".

terem Namen wurde auch das Luftschiff selbst belegt. Aber neben vielen Bewunderern fand Gusmao auch viele Gegner, wie das ja bei jeder neuen Erscheinung der Fall gewesen ist und auch immer sein wird. Die Menschheit ist sozusagen — und es ist gut so — in zwei Hälften gespalten: in eine frisch, manchmal zu frisch wagende und eine besonnen, manchmal zu besonnen wägende. Das zeigte sich auch bei unserem Luftschiffer. Am schönsten kommt diese zwiespältige Stimmung in vier zeitgenössischen Dezimen zum Ausdruck, welche nach Art der Schnaderhüpfel unserer Aelpler Strophe und Gegenstrophe enthalten. Wir können es uns nicht versagen, diese Dichtung in deutschen Knittelversen vorzuführen. Wenn dieselben auch ein dichterisch veranlagtes Gemüt etwas stoßen können, so bieten sie doch eine genaue Uebersetzung.

Gegen die Erfindung.

Dies versteckte Gaukelspiel,
Dem die ganze Stadt verfiel;
Diese lügnerische Wahrheit,
Wohl geglaubt, trotz der Unklarheit;
Diese neue Nebelwolke
Ueber Lusitaniens Volke;
Dieser Fund, niemals gesehen
Von Pater Bartholomäen;
Wär' so sicher heilig ich,
Wie das Ding ist windbeutlig.

Dieses wilde Vöglein,
Das, mags auch ein Schreihals sein,
Dreimalhundert Milreis Draht
Nur zum Käfig nötig hat; [21])
Diese alberne Tragbahre,
Lügenhaft gewebte Ware;
Dieser wahre Weiberschrecken,
Der selbst Männern Furcht kann wecken;
Wär' ich heilig so geschwind
Als das bald in nichts zerrinnt.

Für die Erfindung.

Lang ist's her, daß wohl versteckt
Man in dieser Stadt entdeckt
Eine nicht geglaubte Wahrheit,
Wo man glaubt doch jede Narrheit;
Aber da der Lüge Wolke
Schwebet über unserem Volke,
Sagen auch bei diesem Fund,
Den Bartholomä gab kund,
Alle, aber niemals ich,
Daß das Ding sei windbeutlig.

[21]) Man scheint das als unnötige Ausgabe empfunden zu haben.

Heißt es auch ein Vögelein,
Kann es doch unmöglich schrei'n;
Denn, gemacht aus Eisendraht,
Niemals es gesungen hat.
Nennt es immerhin Tragbahre,
Ist's doch klug ersonnene Ware,
Ja, ein wahrer Weiberschrecken,
Der selbst Männern Furcht kann wecken;
So schnell wollt' ich den Heil'genschein,
Als das Ding wird fertig sein.

Es war also im Volke eine abweisende, feindselige Stimmung vorhanden; man scheint den „Flieger" sogar einen Zauberer genannt zu haben; aber daß diese Stimmung in einem tätlichen Angriffe zum Ausbruch gekommen wäre, wie z. B. bei den Bauern von Gonesse in der Nähe von Paris, welche 1783 die erste Charlière in abergläubischem Schrecken zerfetzten, oder bei den deutschen Schiffern, welche das erste Dampfschiff, mit welchem Papin die Fulda hinabfuhr, zertrümmerten, davon hören wir in keinem zeitgenössischen Berichte etwas. Wir waren daher befremdet, in der „Geschichte der Aeronautik", von Moedebeck (Leipzig 1885, S. 9) so scharfe Worte gegen die Inquisition und das „stupide" Volk zu finden und freuen uns, daß der Verfasser später, als er seinen lehrreichen Aufsatz über Gusmao in der „Zeitschrift für Luftschiffahrt" schrieb, diese und einige ähnliche Ausfälle vollständig vermied.

Wie das Volk so waren auch die Gebildeten in zwei Lager gespalten. Manche waren voll Begeisterung für den jugendlichen Erfinder. So wird vom Herzoge von Abrantes berichtet, daß er den Plan hartnäckig verteidigte und keinen Widerspruch dulden wollte. Andere waren dagegen zurückhaltend, wenn nicht sogar feindselig. Und eine solche Stellungnahme läßt sich leicht begreifen. Es mögen da neben der „Lust, zu verharren im Alten" noch ganz andere Beweggründe mitgespielt haben. Die vielen Ehren, mit welchen der erst Vierundzwanzigjährige von vornherein bedacht wurde, mögen ihn selbst stolz und so manchen Höfling neidisch gemacht haben. Dazu war der junge Mann entschieden etwas temperamentvoll und übereilt. Was er in seiner Bittschrift so selbstbewußt angekündigt hatte, konnte er ja unmöglich alles halten. Wenn aber die Versuche mißlangen oder nicht programmäßig ausfielen, so werden manche sich von ihm abgewandt haben. Ihn selbst hinwiederum mögen solche fehlgeschlagene Versuche und die entsprechenden Spottreden auch nervös gemacht haben, so daß er sich zu scharfen Aeußerungen hinreißen ließ; und sich damit neue Feinde schuf. So soll er jener Einrichtung gegenüber, die vor allem berufen war, das Altererbte, wenn auch speziell auf religiösem Gebiete, zu wahren, der Inquisition gegenüber, geäußert haben, er mache sich anheischig, den Illustrissimus (Großinquisitor) samt der ganzen Inquisition fliegen zu lassen. Dazu kommt noch die Geheimniskrämerei, die Gusmao mit seiner Erfin-

dung trieb. Sie wird dem Bestreben entsprungen sein, die Sache für sich zu sichern. Wir haben ja seinen Geschäftssinn in der Bittschrift hinreichend kennen gelernt. Aber das war ein gefährliches Spiel. Gleichzeitige Dichtungen, die wir weiter unten anführen werden, machen noch andere Andeutungen, die heute schwer verständlich sind. Jedenfalls gewinnt man den Eindruck, daß die Erfindung selbst Gusmao nur Ehren gebracht hätte, wenn er sich nicht durch andere Umstände Verfolgungen zugezogen hätte.

Diese Verfolgungen traten übrigens nicht so schnell hervor. Hatte er auch keinen großen Erfolg aufzuweisen, so blieb der „Flieger" doch beim Könige in Gunst. Er trat seine Professur in Coimbra an und wandte sich zunächst anderen Studien zu. Daß er dies auf ein Verbot der Inquisition hin getan habe oder auf Anraten seiner Freunde, wird schwer zu belegen sein. Viel natürlicher scheint die Annahme, daß der junge Forscher, als sein erster größerer Versuch nicht so ausfiel, wie er es sich in naiver Selbstüberschätzung zurechtgelegt hatte, zunächst einmal selbst für einige Zeit gar nichts mehr von Luftschiffahrt wissen wollte. So ließ er ein Jahr nach jenem öffentlichen Versuche, im Jahre 1710, ein Schriftchen in portugiesischer und lateinischer Sprache erscheinen, das den Titel führte: „Verschiedene Anweisungen, selbsttätige Pumpen für Schiffe zu konstruieren." Neben dem Lehramte widmete er sich auch dem Predigen. Einzelne seiner Predigten ließ er drucken, so zwei Marienpredigten (1712 und 1718) und eine Predigt auf das Fronleichnamsfest (1721).

Als im Jahre 1720 (8. Dez.) unter dem Vorsitze des Königs Johann V. die Academia Real da Historia zusammentrat, da war unter den fünfzig Mitgliedern, welche aus dem höchsten Adel und den größten Berühmtheiten des Landes auserlesen waren, auch unser Gusmao. Er beteiligte sich an den Arbeiten der Akademie und las manche historische Untersuchung in den Sitzungen vor. Dabei scheint er allerdings nicht besonders glücklich gewesen zu sein. (Biogr. Génér., XXII, 858.)

Daß er bei all dieser anderweitigen Tätigkeit auch wieder auf seine aeronautischen Studien und Versuche zurückkam, zeigen uns die Aufzeichnungen eines Freundes, von denen wir später sprechen werden.

Mit einem Patent vom 16. Januar 1722 wurde Gusmao zum königlichen Hofkaplan ernannt.

Die Nachricht, daß er von Johann V. auch einen Posten im Ministerium des Aeußeren erhielt und mit diplomatischen Sendungen nach Rom betraut wurde, beruht höchst wahrscheinlich auf einer Verwechselung mit seinem Bruder. Dieser, Alexandre de Gusmao, war ein gewiegter Diplomat, führte verschiedene schwierige Verhandlungen mit dem römischen Hofe, war später im Ministerium des Aeußeren tätig und starb 1753 zu Lissabon.

All das macht weniger den Eindruck, als ob unser Luftschiffer besondere Verfolgungen erlitten hätte. Man scheint ihn vielmehr geachtet und geehrt zu haben. Mag er auch manche Gegner aus den oben angeführten Gründen gehabt haben, so wagten sich dieselben lange nicht hervor.

Erst gegen Ende 1724 trat ein Umschwung ein. Ob man an eine Verfehlung Gusmaos denken muß oder ob seine Feinde jetzt erst sich stark genug fühlten, offen gegen ihn aufzutreten, jedenfalls ist Tatsache, daß er bei der Inquisition verklagt wurde. Dieser Gerichtshof mußte nun, mochte er dem Erfinder feindlich oder freundlich gesinnt sein,[22]) in aller Form gegen ihn vorgehen. Jetzt beging Gusmao eine große Unklugheit, eine Eselei, wie der Dichter Brandao sich derb ausdrückt: er floh Hals über Kopf nach Spanien. Eine solche Uebereiltheit lag ganz in seinem Charakter, mußte ihm aber großen Schaden bringen. Auch die Inquisition hatte ja ihre strengen Vorschriften für das Prozeßverfahren, sie mußte genau untersuchen und nach Recht und Gerechtigkeit richten, besonders in jener Zeit, wo sicher schon viele diese Einrichtung mit scheelen Augen ansahen. Angeklagt war noch lange nicht verurteilt. Selbst nach der sicher ungeheuerlich übertriebenen Angabe eines Gegners der Inquisition wurde in Portugal von den Angeklagten nur etwa der 15. Teil zum Tode verurteilt. Durch die Flucht gab Gusmao seinen Feinden eine mächtige Waffe in die Hand, man konnte sie als Eingeständnis einer Schuld auslegen.

Wir glauben den Eindruck, welchen Gusmaos Flucht machte, nicht besser schildern zu können, als wenn wir ein Gedicht hierhersetzen, welches der schon mehrmals genannte gleichzeitige Dichter Thomaz Pinto Brandao offenbar in jenen Tagen niederschrieb und später (1732) in seinem Sonettenkranze Pinto renascido veröffentlichte. Es ist voller Anspielungen und deshalb sehr schwer zu übersetzen. Um es möglichst getreu wiederzugeben, haben wir auf die gebundene Form verzichtet.

1. Als einen großen Fall in Lissabon
Erzählen alle, außer mir,
Daß der Geistliche Bartholomä
Flog; und das Gerücht geht,, daß er fliegt.
Nichts von dem, was ich höre, gefällt mir,
Wenn man den Grund nicht anzugeben weiß,
Warum ein solcher Mann sich absentiert,
Denn seitdem er fehlte,[23])

---

[22]) Daß die Patres Dominikaner, denen die Inquisition anvertraut war, an und für sich keine Gegner der Luftschiffahrt waren, können wir daraus abnehmen, daß sie gegen Lanas Vorschlag keinen Einspruch erhoben, ja daß bald einer aus ihnen, P. Galien, auf diesem Gebiete mit einem, allerdings nicht ernst gemeinten Plane hervortrat.

[23]) Doppelsinnig; faltar kann auch bedeuten „sein Versprechen nicht halten."

Sagen alle, daß er flog
Und alle sprechen in den Wind.

2. Man weiß nicht und sieht nicht,
Wie er fliegt oder wann er flieht.
Auch versteht man bis heute noch nicht,
Was für eine Vogelart es ist.
Man glaubt, daß es ein Adler war,
Geläutert in gutem Schmelztiegel,
Aber anderen Wiederschein[24]) zu suchen,
(Man verzeihe mir) das war Eselei;
Es war dieser Adler der erste,
Den wir vor der Sonne fliehen sahen.

3. Seine Flüge in Bahia
So einen Anfang nahmen.
Und deshalb mochten ihn nicht mehr
Die Väter in der Gesellschaft:[25])
Es würde auch auf sie ein Verdacht fallen
Von dem, was man bald sehen wird.
Und wenn insgeheim aus Furcht
Die einen Väter ihn dort ausstießen,
So nehmen ihn vielleicht hier
Andere Väter[26]) insgeheim auf.

4. Ueber ihn gab es viel Gezänke
In verschiedenen Häusern:
Die einen behaupten, daß er ohne Flügel
Bis nach Holland fliegen könne;
Andere, daß er dort bereits
Viele Geschäfte besorgt habe:
Kurz und gut, die einen wie die anderen
Hält er in strenger Gefolgschaft,
Denn alles vollbrachte der Flieger,
Der zu allem beflügelt (geschickt) war.

5. Eitles Glück, das ihn erhob,
Brachte auch sein Mißgeschick;
Denn daß er sich in solcher Höhe sah,
Machte ihn aufgeblasen.
Von allem stieg er herab zum Nichts;
Und wenn er seinen Kurs verändert,[27])
Wird er Leib und Namen lassen
Und ohne weiteres Anhängsel

---

[24]) arrebol bezeichnet den Wiederschein der Sonnenstrahlen in den Wolken und soll wohl auf den Feuerschein des Scheiterhaufens anspielen. Es kann übrigens auch Heim bedeuten.

[25]) Anspielung auf seine Entlassung aus dem Noviziate der Gesellschaft Jesu.

[26]) Gemeint sind die Patres Dominikaner als Inquisitoren.

[27]) d. h. wenn er wieder emporsteigt, nämlich auf den Scheiterhaufen.

Von Bartholomeu Lourenço
In Antonio Home[28]) sich wandeln.

6. Uebrigens, mit Verlaub zu sagen,
Ich glaube, daß seine Erfindung
Nicht nur das Kohlenmachen war,[29])
Er ging auch daran, Stachelginster (Wildbruchs)[30]) zu fabrizieren;
Und daher kam das Ungestüm,
Fortzugehen mit dem Teufel,
Um dort seine Sache zu Ende zu führen.
Aber er tat übel daran zu fliehen;
Denn so gab er Grund zur Vermutung,
Daß es ihn auf die Nägel brannte.[31])

7. Bei einem, der studiert, wundert es mich gar
Wenn er in seiner Schrift sich vergißt;
Denn wo die Memoria[32]) groß ist,
Da kann auch die Feder spitz sein:
Aber wenn er den Stil nicht ändert
Und das andere Leben nicht in Ordnung bringt,
So verdammt ihn eine Sünde
Wegen notorischen Aberglaubens,
Zu fliegen ohne größere Memoria
Und zu laufen mit größerer Qual.

8. Und ich, der ich da ruhig singe,
Auch ich, der arme Pinto,
Stehe, ohne zu wissen, wie noch warm,
Am Vorabende meines Fluges.
Aber um in Frieden zu ruhen,
Möge Unser Herr geruhen,
Daß ich anderer Federn Meister
Oder meiner Schuld geständig
In mich gehe und zum Himmel
Einzig wisse Flieger zu sein.

Amen."

---

[28]) Professor von Coimbra, der als Ketzer verbrannt wurde.

[29]) Nach dem Berichte eines Zeitgenossen wollte Gusmao auch die Erfindung gemacht haben, aus Schlamm und Buschwerk Kohle zu fabrizieren. Er kaufte dafür mehrere Häuser; es kam aber nichts zustande.

[30]) Tojo bezeichnet den Stech- oder Stachelginster (Ulex). Mit Bündeln dieser Ginsterart sollen die Scheiterhaufen in Brand gesteckt worden sein. Es wäre also eine Anspielung auf ein Ketzergericht oder ein Hinweis auf eine stachelige, verletzende Gemütsart.

[31]) Die portug. Phrase „daß er mit Feuer am Schwanze ging" ist ein volkstümlicher Ausdruck für hastige Flucht.

[32]) Doppelsinnig; Anspielung auf die Denkschrift, in welcher Gusmao so zuversichtlich von seiner Erfindung gesprochen.

Was aus diesem Gedichte mit ziemlicher Sicherheit hervorgeht, ist dies, daß der Erfinder in einer Schrift unkluge Aeußerungen gemacht haben muß, daß man die Vorbereitungen für seine Flugversuche als Zauberei auslegte und deswegen auch angab, endlich daß man über seine hastige Flucht allgemein verwundert war.

Im September 1724 floh er also nach Spanien, und zwar nach Toledo. Das mag sonderbar erscheinen. Toledo war ja der Sitz des Großinquisitors. Aber wenn der Erfinder wirklich nur verleumderischer Weise von seinen Feinden verklagt war, so konnte er bei der obersten Behörde, außerhalb des Bereiches der Hofintrigen, am ersten Recht und Gerechtigkeit erhoffen. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint seine Flucht gar nicht so unklug. Man sagt auch, daß die Jesuiten ihm dazu behilflich gewesen seien.

Bald sollte ein Ereignis eintreten, das allen Schwierigkeiten ein Ende machte. Gusmao erkrankte wenige Wochen nach seiner Ankunft in Toledo an einem bösartigen Fieber und starb im dortigen Spital am 18. November 1724. In der Pfarrkirche von St. Romao fand er seine Ruhestätte.

Es ist uns eine Romanze in spanischer Sprache erhalten, welche in jener Zeit über den Tod des Fliegers gemacht wurde. Sie bietet nur das, was gerüchtweise über den Toten nach Spanien gedrungen war, und enthält deshalb manche Ungenauigkeit. So wird Gusmao Frater genannt, als ob er ein Mönch gewesen wäre. Trotzdem ist diese stark sarkastische Dichtung als Stimmungsbild sehr interessant und möge daher diesen unseren Abschnitt in wortgetreuer Prosaübersetzung beschließen.

Beim Tode des Frater Bartholomeu Lourenço.

Dialog zwischen einen Kastilianer und einem Portugiesen.

1. — Er starb. — Wer? — Der Flieger.
   — Gott steh' mir bei! Wer hätte gesagt,
   daß ein Mensch mit so großen Flügeln
   mit seinem Körper auf die Erde stieße?

2. — Flügel? also war er Merkur?
   — Gewiß; mit einem Unterschied:
   er hatte sie an den Armen
   und Merkur am Kopfe.

3. — Woran starb er? — An einer bösartigen (Krankheit, Fieber).
   — Ist es möglich? — Es ist Tatsache;
   er ist nicht der erste Bösewicht,
   der an einer bösartigen (Krankheit) stirbt.

4. Wo starb er? — In Toledo.
   — Toledo! das liegt in Kastilien.
   — Was dann? Als ob man dort nicht ebensogut stürbe
   wie in Aldea-gallega? [33])

[33]) Kleiner Ort bei Lissabon.

5. — Und wozu ging er? Um Hänschen [34])
einige Räder zu richten? . . .
Ein Mann der so viel gefahren ist,
weiß wohl gut, wie man fährt.

6. — Das ist es nicht. — Was wollte er also?
— Er wollte wieder einmal die Komödie aufführen
„Lorenz heiße ich"; freilich bei ihm
wurde sie zur Tragödie.

7. — Starb er im Palaste? — Nein, Freund;
in der höfischen Naturwissenschaft
stirbt man nur an einem Lüftchen,
das sanft ins Ohr eindringt.

8. Man sagt, daß die Sonnenhitze
möglicherweise die Ursache war;
es stirbt ja gemeiniglich am Fieber,
wer sich viel der Sonne nähert.

9. — Hat er ein Testament gemacht? — Ja;
er hinterließ als Testamentsvollstrecker
die von Cypern und als Memoria,
daß man aus Steinen Kohle mache.

10. — Und der Koran und die Hexen,
die Teufelchen, die Zauberinnen,
was haben die gemacht? — Die sind
in die Seelen von Hökerinnen gefahren.

11. Und das Prophezeien? — Geflunker;
das mag man den Nonnen sagen,
damit sie es abbeten, wenn sie auch
nicht zu einem requiem aeternam kommen.

12. Also war es eine Lüge? — Gewiß.
— Wie kann man so ohne Gewissen
lügen? — Weil es Gelehrte gibt
und weil Lügen keinen Zoll zahlen.

13. — Mache ihm eine Grabschrift. — Zum Scherz:
Hier liegt eine Lüge,
welche für zwanzig Jahre
die Erlaubnis zum Fliegen hatte.

II.

Gusmaos Luftschiffe und Versuche.

Kamen manche schon dadurch in Verlegenheit, daß in Berichten über den portugiesischen Luftschiffer bald von Bartholomeu Lourenço de Gusmao, bald nur von Bartholomeu Lourenço die Rede ist, so

[34]) Gemeint ist Johann V. von Portugal.

war bei vielen die Verlegenheit noch größer, als sie über die Art des Luftschiffes und den Ort des Versuches ganz abweichende Mitteilungen lasen. Sie meinten, es handle sich nur um den einen viel genannten Versuch vom 8. August 1709, als ob ein Mann von der lebhaften Gemütsart unsers Erfinders sich mit einem Versuche zufriedengegeben und nicht in den fünfzehn Jahren, die er noch lebte, naturnotwendig weitere Versuche und Pläne gemacht hätte.

Es ist ein Verdienst des Herrn Oberstleutnants Moedebeck, in diesen Wirrwarr etwas Ordnung gebracht zu haben. Selbst praktischer Luftschiffer, hat er auf Grund eingehender Studien eine fortschreitende Entwicklung bei Gusmao festgestellt und folgendermaßen gekennzeichnet: „Drei Phasen der Entwicklungsgeschichte der Luftschiffahrt hat sein der Zeit voraneilender Geist in wenigen Jahren der Welt vorgeführt, Nachahmung des Vogelfluges, Luftballon und lenkbares Luftschiff." (Zeitschr. f. Luftschiffahrt, 1893, S. 10). Wir werden in diesem Abschnitte auch drei Perioden zugrunde legen, glauben dieselben aber besser hervorheben zu können durch die Schlagworte: Drachenflieger, Heißluftballon, Luftsegler.

1. Drachenflieger.

Gusmao ging vom Vogelflug aus, und zwar vom Schweben. Wir erinnern an die kleine Erzählung, wonach die Beobachtung eines leichten, von der Luftströmung getragenen hohlen Gegenstandes ihn zuerst auf Luftschiffahrtsgedanken brachte. Auf Grund dieser Beobachtung soll sein Streben darauf gerichtet gewesen sein, eine Maschine herzustellen, welche bei möglichst geringem Eigengewicht eine möglichst große Fläche dem Winde als Angriffsfläche bot. Naturgemäß wird er seine Beobachtungen auf jene lebendigen Flugmaschinen im Kleinen, die Vögel, gerichtet haben. Das Resultat seiner ersten Versuche und Studien legte er nieder in einem Schriftchen mit dem Titel: „Kurzgefaßtes Manifest für diejenigen, welche nicht wissen, daß man durch das Element der Luft fahren kann." Dieses Schriftchen wurde erst 1849 in den Akten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Lissabon veröffentlicht. Das Manuskript befindet sich im Besitze der Bibliothek von Evora (Mss. Cod. CXIII/2—16). Vom Vogel ausgehend, stellt Gusmao da fest, daß das Fliegen auf drei Dingen beruht, auf der Tragkraft der Luft, auf den Flügeln und auf dem Leben, welches diese Flügel in Bewegung setzt. All das finde sich bei der von ihm erfundenen Maschine. Die Tragkraft der Luft sei da, sein Luftschiff sei mit Flügeln versehen und die lebendige Kraft für deren Bewegung liefere der Mensch im Innern des Schiffes (s. Zeitschr. f. Luftsch., 1893, S. 3.). Versuche mit einer nach diesen Grundsätzen hergestellten Flugmaschine mögen den Erfinder belehrt haben, daß es in Wirklichkeit doch nicht so einfach sei. Und so tat er noch einen Schritt weiter und entwarf den Plan zu jenem Luftschiffe, mit dem er den ersten

öffentlichen Versuch vor dem Könige Johann V. am 24. Juni 1709 machen wollte. Es ist das die sogenannte Passarola (großer Vogel), deren Abbildung uns erhalten wurde. Die Portugiesen wollen zwar dieselbe nicht recht gelten lassen, weil sie sich die Maschine nicht erklären können. Sie halten die Abbildung für eine auf Täuschung berechnete Entstellung. Auch von Hagen spricht sich ähnlich aus (Zeitschr. z. Förd. d. Luftsch., 1883, S. 82). Aber die Beweise für die Echtheit sind zu deutlich. Das Bild wurde zusammen mit der Bittschrift und einer eingehenden Erklärung im Jahre 1709 vor dem ersten öffentlichen Versuche herausgegeben. Von diesem ersten Drucke übernahm es die oben erwähnte Wiener Übersetzung und von dieser ging es 1714 in das Buch Valentinis über. Diese Abbildung bei Valentini haben wir im Titelbilde wiedergegeben. Sie stimmt vollständig zur beigefügten Erklärung und entspricht dem ersten Entwicklungsgange, wie wir ihn eben gezeichnet. Später wurde das Bild allerdings entstellt und zwar immer mehr. So schon in der angeblich 1774 (wahrscheinlich erst 1784) veranstalteten Neuausgabe der Bittschrift und Erklärung, in welcher auch der Text der Erklärung selbst offenbar an verschiedenen Stellen verdorben wurde.

Ehe wir des näheren auf die Beurteilung der Passarola eingehen, wollen wir zunächst den Text der ursprünglichen, wohl vom Verfasser selbst herrührenden Erklärung geben und zwar so, wie er sich aus einem Vergleiche der Wiener Übersetzung von 1709 und dem portugiesischen Neudruck von 1774 bezw. 1784 unschwer ergibt. Wir bitten, dazu das Titelbild zu vergleichen.

A —[35]) zeigt die Art des Segels, welches dazu dienen wird, die Luft zu durchschneiden, indem es (das Schiff) seinen Weg nach der Richtung nehmen wird, nach welcher jenes gerichtet ist.

B — zeigt die Art, auf welche es gelenkt wird; denn ohne dieses würde es seinem Willen und nicht dem des Künstlers oder Steuermannes folgen.

CC — geben den Körper der Barke an, welcher muschelartig gestaltet ist und in jedem Hohlraum eine Röhre trägt, welche von innen aus vermittelst eigens dazu angefertigter Blasebälge als Ersatz in Tätigkeit treten, wenn es an Wind fehlt.

D — bezeichnet die Gestalt von Flügeln, welche nur dazu dienen, die Barke zu stützen, damit sie nicht auf die Seite falle; denn indem diese den Wind auffangen, wird er sie in keiner Weise umwerfen können.

EE — geben die Kugeln an, in welchen das anziehende — Geheimnis steckt: sie sind aus Metall gefertigt und dienen als Hülle, damit der Magnetstein nicht verdirbt, welcher durch das hohle Fußgestell hindurch beständig die Barke an sich ziehen wird. Der Körper

[35]) Dieses A ist bei Valentini ausgefallen. Es sollte auf dem großen Segeltuche stehen, welches wie die Plane oder Blahe eines Lastwagens über dem Luftschiffe sich wölbt.

der Barke ist aus Holz, mit Eisenblech beschlagen[36]) und mit Matten aus Rohrkolben[37]) oder Roggenstroh belegt zur Bequemlichkeit der Passagiere, deren sie ungefähr 10 und mit dem Erfinder 11 tragen wird.

F — zeigt ein Dach, nach Art eines Netzes aus Eisendraht gemacht, in dessen Fäden eine große Menge Bernsteine eingefaßt ist, welche mit großer Kraftwirkung dazu beitragen, das Schiff in der Höhe zu halten. Dieses Dach wird infolge der Sonnenwärme sich bemühen, die Matten an sich zu ziehen.

G —[38]) zeigt die Magnetnadel; denn ohne dieselbe ist eine Leitung unmöglich.

H — zeigt den Künstler, welcher mit dem Astrolabium oder Jakobsstabe,[39]) dem Kompaß und der Seekarte die Sonnenhöhe abnimmt, um zu sehen, wo man sich befindet.

II —[40]) zeigen endlich die Rollen, vermittelst welcher man je nach der Art des Windes die Schote enger oder weiter machen kann.

Prüfen wir nun an der Hand der Abbildung und der Erklärung das Flugschiff genauer! Ein Hauptstück war das große Segel A über dem Schiffe. Wer dächte da nicht an die fliegende Eier- oder Zitronenschale, welche den Erfinder zuerst angeregt haben soll. Zugleich haben wir die eine der drei Bedingungen, welche er in seinem Manifest für die Möglichkeit der Luftschiffahrt aufstellte: die Tragkraft der Luft. Der Wind sollte sich in dem Segel fangen und so das Schiff tragen und zugleich — was die Erklärung allein hervorhebt — zur Vorwärtsbewegung dienen. Moedebeck glaubt, diese Aufgabe den Blasebälgen im Schiffsraume zuteilen zu sollen. Er denkt sich die Blasebälge „vorne und hinten angebracht und in je ein Rohr auslaufend. Durch die Reaktion der beim Treten der Blasebälge aus diesen herausgetriebenen Luft sollte das Luftschiff fortbewegt werden." (l. c. S. 8). Aber das ist gegen die zweimalige ausdrückliche Erklärung. Die mit den Blasebälgen verbundenen Röhren liegen in den Hohlräumen der Muscheln und sind nach aufwärts gerichtet, da sie in Ermangelung des Windes das Segel blähen sollen. Dem Segel selbst wird die Bestimmung gegeben, die Luft zu durchschneiden, also das Schiff vorwärts zu bewegen. Zu diesem Zwecke soll es auch je nach der Windrichtung vermittelst der Rollen eingestellt werden. Wurde aber das Segel nicht nur zum Tragen bestimmt, sondern auch behufs Vorwärts-

---

[36]) Forrado scheinen hier manche mit furado verwechselt zu haben, so daß sie den Schiffskörper durchlöchert sein ließen.

[37]) Tabia bezeichnet den Rohr- oder Lieschkolben (Typha latifolia).

[38]) Hier ist Valentinis Bild und Erklärung ungenau; G soll nicht über dem Erfinder, sondern über dem E stehen. Die Magnetnadel, durch einen Pfeil bezeichnet, scheint am Netze angebracht gewesen zu sein.

[39]) Auch Grundstock oder Kreuzstab genannt, ein früher sehr wichtiges, nautisches Instrument zur Bestimmung der Zeit und Breite.

[40]) Die Bezeichnung ist bei Valentini ausgefallen, aber leicht zu ergänzen. (4 Rollen an den Enden des Segels).

bewegung entsprechend eingestellt, so konnte Gefahr entstehen, daß das Luftschiff die Gleichgewichtslage verlor. Um das zu verhüten, waren noch eigens Flügel angebracht. Die Lenkbarkeit des Schiffes, welche in etwa schon durch die verschiedene Stellung des Segels erreicht wurde, sollte noch erhöht werden durch das Steuer, welches nach Art eines Vogelschwanzes, von einer Standarte überragt, am Hinterteile der Barke angebracht war.

Das ist alles [41]) vernünftig gedacht und leicht verständlich. Aber jetzt beginnt das Dunkel. Nach der Erklärung sollen zwei in metallenen Kugeln steckende Magnetsteine den mit Blech beschlagenen Schiffskörper und die Bernsteine eines Drahtnetzes die Matten auf dem Boden der Barke an sich ziehen. Man wird hier unwillkürlich an Münchhausen erinnert, der sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpfe zog. Manche Forscher sind denn hier auch ganz irre geworden und haben konstatiert, daß diese Angaben den einfachsten Regeln der Physik und Mechanik widerstreiten, daß wir es hier mit späteren Entstellungen zu tun haben. Mir will scheinen, daß man auf zweifache Weise diesen zweiten geheimnisvollen Teil der Passarola sehr gut verstehen kann. Einmal können wir die Angaben der alten Erklärung ganz wörtlich so nehmen, wie sie lauten. Aber wir müssen nur nicht dem geistvollen Erfinder die törichte Meinung unterschieben, als könnte sich sein Schiff nur dadurch, daß die Magnete das Blech und die Bernsteine die Matten anziehen, in die Höhe heben. Wir müssen noch hinzunehmen, daß er nach der Aussage eines Freundes ähnlich wie manche andere ältere Naturforscher an eine anziehende Kraft der Luft glaubte. Diese in der Luft befindliche magnetische Kraft sollte also auf die Magnete und durch diese auf das Schiff wirken. Wir hätten hier, wenn auch auf anderem Gebiete, einen ähnlichen Gedanken, wie ihn die neuerdings aufgetauchten Vorschläge enthalten, die für ein Luftschiff erforderliche Elektrizität der Luft selbst zu entnehmen oder es von einer festen Station aus mittels elektrischer Wellen zu dirigieren. Man könnte auch daran denken, daß Gusmao bei dem Bestreben, seinen Schiffskörper möglichst leicht zu bauen, sich von dem Magnetisieren eine große Veränderung des Gewichtes der betreffenden Gegenstände versprach.

Wen dieser Erklärungsversuch nicht ganz befriedigt, für den bleibt noch eine zweite Erklärung, welche schon bei der Neuauflage der alten Schrift über das Luftschiff (1774 bezw. 1784) vorgeschlagen wurde. Dort befindet sich nämlich auf der Rückseite der Abbildung der Passarola die Bemerkung, man könne nicht annehmen, daß der Erfinder, der ein Mann von großen Talenten gewesen sei, jene Angaben über die Magnetsteine und Bernsteine ernst gemeint habe. Er habe wohl aus irgendwelchen Gründen das Hauptprinzip des Luftschiffes als sein Geheimnis wahren wollen. Da er sehr erfahren in der Zusammensetzung brennbarer Luft gewesen sei, so müsse man

[41]) Abgesehen von den Blasebälgen, worüber später.

daran denken, daß die Kugeln einen gasförmigen Stoff enthalten hätten. Diese Annahme hat vieles für sich und kann noch durch einige Bemerkungen wahrscheinlicher gemacht werden. Wir haben aus der Bittschrift ersehen können, wie Gusmao bemüht war, seine Erfindung für sich und seine Familie zu sichern. Sollte er hierzu nicht auch das so nahe liegende Mittel benützt haben, das Publikum durch eine irreführende oder nichtssagende Angabe über einen Hauptbestandteil der Maschine in Unwissenheit zu lassen? Jedenfalls erscheint es lächerlich, zur Bequemlichkeit der Passagiere Matten auf dem Schiffsboden auszubreiten und diese dann wieder durch eine umständliche Vorrichtung in die Höhe heben zu lassen. Und warum mußte der Magnet gerade mit einer schweren Metallhülle umgeben werden? Wir meinen also, daß in den Kugeln und vielleicht auch im Schiffsrumpf brennbare Stoffe waren, welche angezündet wurden und so das Schiff heben sollten. Dann sind die Metallhüllen und das Eisenblech am Schiffskörper wegen der Feuersgefahr sehr gut verständlich. Auch die Matten sind dann notwendig, damit die Fahrgäste nicht zu warme Füße bekommen. Aber wozu das dachartige Drahtnetz? Moedebeck meint, die Metallkugeln seien nach Lanas Vorschlage luftleer gewesen; wenn sie emporstiegen, sollten sie gegen das Netz drücken und so das Schiff emporheben (l. c. S. 7). Aber dafür waren die Kugeln doch gar zu klein und wozu diesen komplizierten Vorgang? Wenn die Kugeln auf den Fußgestellen fest waren, konnten sie ja direkt das Schiff emporheben. Das Drahtnetz ist nach unserer Ansicht nur ein notwendiger Behelf für das große Segel. Dieses konnte ja nicht immer aufgebläht bleiben. Wenn es aber niedersank, mußte es eine Fläche haben, auf der es ausgebreitet liegen konnte. Dafür war also das Drahtnetz da. Auf diesem lag das Segel zum Gebrauche fertig, ehe der Wind oder die Blasebälge in Tätigkeit traten, und auf dieses konnte es sich am Ende wieder niederlassen.

Nach all dem erscheint die Passarola nicht mehr so geheimnisvoll und unverständlich. Es fragt sich nun: Konnte man mit einem solchen Luftschiffe wirklich in der Luft fahren? Sicherlich konnte man mit der Passarola von einem erhöhten Punkte aus eine Strecke durch die Luft gleiten. Das Schiff war eben der Hauptsache nach ein Drachenflieger. Das große Segel wirkte wie die Fläche eines Drachen oder besser noch wie ein großer Fallschirm. Es sind aber Fälle bekannt, daß Personen an einem aufgespannten Regenschirm, dessen Spitzen mit Schnüren am Stocke befestigt waren, sich aus einiger Höhe herabgelassen haben. Umsomehr mußte das mit dem großen Segel gelingen. Die Idee, das Segel nach dem Winde einzustellen, ist sehr gut, während mit den Blasebälgen wohl nichts erreicht wurde, da Empfänger des Stoßes und Gegenstoßes ein und derselbe in der Luft schwebender Apparat war.[42]) Ferner scheint sich

[42]) Dagegen konnte wohl durch die Blasebälge erreicht werden, daß das Segel aufgebläht blieb und die Luftschicht tragfähiger wurde.

das „anziehende Geheimnis", mag es nun ein Magnetstein oder Gas oder Feuer gewesen sein, nicht sonderlich bewährt zu haben. Der Erfinder wird Schwierigkeit gehabt haben, mit seiner Maschine in die Höhe zu kommen, bezw. sich in der Höhe zu behaupten. Selbst wenn er Feuer in den Kugeln hatte, so waren diese eben viel zu klein. So wird der Versuch mit dieser vogelartigen Flugmaschine, welchen er so siegesgewiß auf den 24. Juni 1709 angesetzt hatte, unterblieben sein.

Daß aber Gusmao mit diesem Drachenflieger Versuche machte und kleinere Erfolge hatte, ist hinreichend bezeugt. Lissabon grenzt mit seiner breiten Südseite an den meerbusenartig erweiterten Tajo. Da findet sich ein etwa 1750 m langer und 1100 m breiter Platz, früher Terreiro do Passo (oder Paço), jetzt Praça do Commercio genannt. Dieser Platz öffnet sich mit der Südseite zum Tajo hin, während die drei anderen Seiten von öffentlichen Gebäuden eingefaßt sind. Gegen Norden zu verengt sich der Platz in ein Tal, auf dessen einer Seite sich ein Hügel mit dem Kastell Sao Jorge erhebt, während auf der anderen Seite der Hügel Sao Roque liegt. Dieses Gelände, das damals sicher noch weniger mit Häusern besetzt war, scheint wie geschaffen für Versuche mit der Passarola. Und so lassen denn auch die alten Berichte den Erfinder bald von der einen Seite des Platzes auf die andere, bald von den höher gelegenen Punkten Sao Jorge und Sao Roque auf den Platz oder einen anderen in der Nähe liegenden Punkt fliegen. Man kann annehmen, daß die Berichterstatter die Punkte verwechselten oder, was viel wahrscheinlicher ist, daß Gusmao mit seinem Drachenflieger mehrere Versuche machte und je nach der Windrichtung seinen Abflugspunkt veränderte. Wir wollen nur ein Zeugnis anführen, das ungefähr aus dem Jahre 1784 stammt und im Torre do Tombo (Staatsarchiv) zu Lissabon aufbewahrt wird. Fr. Lucas de S. Joaquim Pinheiro, ein schon bejahrter Theologieprofessor, schrieb damals mit Bezug auf die Passarola: „Tatsache ist, daß diese Maschine erprobt und vom Waffenplatze des Kastells aus abgelassen wurde[43]) und daß sie niederkam auf den Turm auf der Westseite des Platzes, der damals Terreiro do Passo hieß, während der Turm Casa da India hieß . . . und dafür gab es viele Zeugen, welche noch zu meiner Zeit lebten."

Nach dieser Mitteilung wäre es auch zweifelhaft, ob die Maschine während des Fluges bemannt war. Indes berichten viele ausdrücklich, daß Gusmao flog. Man liest auch davon, daß er sich erhob; so sagt Elisabeth von Braunschweig in ihrer Korrespondenz,[44]) das „fliegende Schiff" habe sich triumphierend in

[43]) Der portug. Ausdruck „lançada geschleudert" ist bezeichnend für das fallschirmartige Luftschiff.

[44]) Diese Korrespondenz könnte noch manchen Zweifel betreffs unseres Luftschiffers lösen. Wir haben uns aber vergeblich bemüht, sie einzusehen.

die Höhe gehoben. Doch ist das vielleicht nicht auf Versuche mit der „Passarola" zu beziehen. Ausgeschlossen ist allerdings nicht, daß sich Gusmao vermittelst des zweiten, geheimnisvollen Teiles seines Luftschiffes auch erheben konnte. Aber dann ist schwer zu verstehen, warum er von Türmen und Hügeln herabflog und warum er den feierlich angekündigten Versuch am 24. Juni aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ausführte. Er scheint also gerade mit diesem geheimnisvollen Teile Schwierigkeit gehabt zu haben und sich nun zunächst auf dessen Vervollkommnung verlegt zu haben. So trat er in das zweite Stadium ein.

2. Heißluftballon.

Daß am 8. August 1709 ein öffentlicher Versuch stattfand und daß bei diesem Gusmao ein Modell durch Verbrennung verschiedener Stoffe in die Höhe trieb, wird uns übereinstimmend von Zeitgenossen berichtet. Er scheint Wert darauf gelegt zu haben, zu zeigen, daß er in die Höhe kommen könne, war aber schon viel bescheidener geworden; er machte seinen Versuch innerhalb eines geschlossenen Raumes und mit einem kleinen Modell. Hören wir, was uns darüber ein Zeitgenosse, Leitao Ferreira, Prior der Kirche von Loreto in Lissabon, berichtet. Er schreibt in seinem Tagebuche: „19. April 1709. Datum des Patentes des Königs von Portugal, Don Johann V., zu gunsten des P. Bartholomeu Lourenço, Klerikers mit den niederen Weihen, gebürtig aus Rio de Janeiro,[45]) in welchem er ihm ein Privileg zugestand, damit nur er und seine Erben die Vorrichtung benützen könnten, welche er sich zu machen erbot, um durch die Luft zu schiffen. Er stellt so eine neue Schiffahrt in Aussicht, welche für die portugiesische Herrschaft von großem Nutzen wäre. Wir harren nun auf die Ausführung und Erprobung dieser unerhörten Erfindung." Der Herr Prior wird nun auch genau über das weitere Schicksal der Erfindung sich erkundigt haben. So findet sich denn auch zu der eben angeführten Notiz von derselben Hand folgende Randbemerkung: „Er machte den Versuch am 8. August dieses Jahres 1709 in dem Hofe der Casa da India vor S. Majestät, vielen Edelleuten und gewöhnlichem Volke mit einer Kugel (globo), welche sanft bis zur Höhe des Gesandtschaftssaales emporstieg und

Ferdinand Denis behauptet in der Biogr. Génér. (p. 857), sie finde sich in Braunschweig. Dasselbe sagt ganz entsprechend Herr A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg, der ja seinen Artikel in der „Umschau", wie wir schon oben bemerkt haben, „teilweise" nach diesen Briefen gearbeitet hat. Freiherr von Hagen schreibt, die Korrespondenz sei auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel (Z. z. Förd. d. Luftsch., 1883, S. 82). Wir haben in Braunschweig und Wolfenbüttel Nachforschungen anstellen lassen; aber es hat sich nichts gefunden, auch nicht in den Archiven von Wolfenbüttel.

[45]) Ist ein Irrtum. Er nimmt wahrscheinlich den letzten Aufenthaltsort für den Geburtsort.

in derselben Weise wieder herabstieg, getragen von einem gewissen brennbaren Stoffe, welchen der Erfinder selbst in Brand steckte." Dieser Bericht scheint aber bezüglich des Ortes eine Ungenauigkeit zu enthalten; denn Ferreira macht noch einen weiteren Zusatz, welcher lautet: „Diese Erfindung wurde im Audienzsaal gemacht." Moedebeck teilt eine Denkschrift aus dem Jahre 1711 mit, welche noch verschiedene Einzelheiten enthält, aber nach seiner Meinung wenig objektiv ist. Darnach hätte Gusmao ein kleines Modell in der Form eines Schiffes gebaut, das mit einem Segeltuch bedeckt und mit verschiedenen Gasen, Quintessenzen und anderen Zutaten angefüllt war. Darunter setzte er eine Flamme, welche das Modell im Gesandtschaftssaal zum Steigen brachte. Aber schon in geringer Höhe sei es gegen die Wand gestoßen, zum Falle gekommen, in Brand geraten und habe im Falle auch eine Gardine und andere Sachen in Brand gesteckt. Seine Majestät habe aber aus diesem Unfalle kein Aufheben gemacht und dem Erfinder seine Gunst bewahrt. (l. c. S. 5.) Nach einer anderen oft wiederholten Überlieferung wäre Gusmao auf einem freien Platze vor dem königlichen Palaste[46]) aufgestiegen. Das Luftschiff wäre aber an einem Vorsprunge des Palastes angestoßen und so zum Falle gekommen. Es kann sein, daß dieses alles Variationen desselben Versuches sind; es liegt aber auch die Annahme sehr nahe, daß mehrere Versuche gemacht wurden. Daß es dabei auch einmal zu einem kleinen Unfall kam, ist mehr als erklärlich.

Worin die brennbaren Stoffe bestanden, womit er seinen Ballon in die Höhe trieb, scheint der Erfinder als sein Geheimnis bewahrt zu haben. Wir werden etwas mehr Klarheit darüber bekommen, wenn wir im 3. Kapitel uns nach seiner Quelle umsehen.

Aus allen Nachrichten geht jedenfalls eines mit Sicherheit hervor: Gusmao machte am 8. August 1709 einen erfolgreichen Versuch mit einem Heißluftballon oder genauer mit einer Verbindung von Heißluft- und Gasballon, insofern durch das Verbrennen der Stoffe sowohl die Luft erwärmt und verdünnt als auch Gase erzeugt wurden.

3. Luftsegler.

Indem Gusmao die magnetische Kraft, welche seine Passarola heben sollte, durch Feuer ersetzte oder, wenn jener zweite geheimnisvolle Teil seines Luftschiffes bereits auf diesem Prinzip beruhte, diesen Teil mehr ausbaute, war es ihm gelungen, öffentlich zu zeigen, daß er steigen könne. Jetzt wandte er seine Studien wieder dem 1. Teile

[46]) Sowohl der königliche Pallast als auch die Casa da India lagen an dem oben beschriebenen freien Platze Terreiro do Passo. Wir haben also immer denselben Schauplatz.

seines vogelartigen Schiffes zu; er war wieder auf Erreichung der Vorwärtsbewegung und Lenkbarkeit bedacht. Sein fallschirmartiges Segel, das ja im Prinzip gut ausgedacht war, hatte sich weniger bewährt. Er ging also abermals ans Studieren und Probieren und sollte auch in diesem dritten Stadium seiner Entwicklung zu einem erfreulichen Resultate kommen. Er ersann eine Maschine, welche man Luftsegler nennen kann.

Auf der Universitätsbibliothek zu Coimbra findet sich ein Manuskript (Mss. Cod. 342), welches die Aufschrift trägt: „Beschreibung und Figur der bewunderungswürdigen Maschine für Luftschiffahrt, welche der Geistliche Bartholomeu Lourenço, gebürtig aus Brasilien, in Lissabon herstellt. In Druck gegeben von einem Freunde des Erfinders und verfaßt nach besonderen Angaben, welche er ihm machte." Das Bild stellt der Hauptsache nach eine dreiseitige, ziemlich niedrige Pyramide dar, deren eine schmalere Seitenfläche an der Basis 6 Fuß lang ist, während die beiden langen Seitenflächen in eine weit nach der Seite vorragende Spitze auslaufen und an der Basis 15 Fuß messen. Die Höhe der Pyramide mag, nach den übrigen Zahlenangaben zu urteilen, auf 6 Fuß berechnet sein. Diese Maße seien notwendig, um einen Mann zu heben. Die Grundfläche der Pyramide liegt nicht in einer Horizontalebene, steigt vielmehr von der weit vorspringenden Ecke aus sanft zur Schmalseite empor. Durch die Gestalt soll die Beweglichkeit der Maschine gefördert werden. Die Spitze der Pyramide soll den Aufstieg, die untere Fläche den Abstieg und die weit ausladende Ecke das Vorwärtskommen erleichtern, indem sie die Kraft des entgegengesetzten Windes bricht. Die hintere kleine Seite kann zugleich als Segel dienen. Die Neigung der Grundfläche war nach Moedebeck darauf berechnet, daß der Luftdruck auf die schmale Seite beim Aufstieg eine nach vorwärts gehende Kraftwirkung ausübte. Zum Ganzen bemerkt Moedebeck: „Auf den ersten Blick erinnert dieses Luftschiff an die Segelballons von Professor Wellner." (l. c. S. 10). Über die Pyramide, welche aus festem Material, wie Eisen- oder Kupferplatten hergestellt sein soll, ist ein Netz ausgebreitet, von welchem Stricke herabhängen. Diese tragen unterhalb der Pyramide einen Holzsitz, auf welchem Personen und Sachen Platz finden können. Gelenkt wird die Maschine durch ein Steuer, das am Holzsitze angebracht ist. Dasselbe soll auch zum Auf- und Absteigen beitragen.

Aber woher soll die Trag- und Triebkraft kommen? Moedebeck meint, es werde wohl irgend ein Motor vorgesehen gewesen sein, der bei der Zeichnung nur nicht hervortrete, wie ja auch die Blasebälge beim ersten Projekte nicht sichtbar seien. Wir glauben, daß wir hier wieder dasselbe Prinzip haben, das wir schon bei der Passarola vermuteten und das wir dann deutlich beim Heißluftballon sahen. Die Triebkraft sollte die durch Verbrennen bestimmter

Stoffe erzeugte heiße Luft oder auch Gase liefern. Oder warum hätte sonst Gusmao seine Pyramide aus schweren Eisen- oder Kupferplatten bauen wollen? Wohl aus keinem andern Grunde, als weil die Pyramide zugleich eine Art Ofen war für die Stoffe, die er verbrennen wollte. Es steht ja auch ziemlich deutlich in der Erklärung der Maschine. Es heißt, die Platten sollen gut aneinander gefügt sein, damit die magnetischen Gase, welche die Pyramide enthält, nicht ausströmen.

Wir haben also einen klug berechneten Segler vor uns, der durch heiße Luft oder Gase gehalten und getrieben werden sollte. Nach dem Wortlaute der Aufschrift des Manuskriptes wollte Gusmao dieses Luftschiff in Lissabon herstellen lassen,[47]) wobei die Erklärung, durch den Druck veröffentlicht, aufklärend wirken sollte wie seinerzeit die Erklärung der Passarola. Leider wurden Bau wie Druck durch den frühen Tod des geistvollen Erfinders verhindert.

So waltete über den Versuchen unseres Luftschiffers ein eigener Unstern. Es glückte ihm wohl manches und er hat in den drei Stadien, welche wir eben geprüft haben, lebensfähige Projekte geschaffen und zum Teil auch praktisch erprobt. Aber der Abstand zwischen der hochgespannten Erwartung und dem erzielten Erfolge war so groß, daß ein Zeitgenosse, P. Johann Bapt. de Castro in seinem Tagebuche, nachdem er die Erfindung und die Gunstbezeugungen des Königs erwähnt hat, den kurzen bitteren Satz beifügt: „Aber es kam nichts zustande." (Cod. CXII/2—6 auf der Biblioth. zu Evora). Man wußte eben noch nicht, daß auch die Eroberung der Luft nicht mit einem Schlage gemacht werden konnte, sondern daß erst eine lange Reihe von Versuchen und viele Opfer notwendig waren. Aber Achtung vor dem Mann, der in wenigen Jahren die drei Phasen der Luftschiffahrt durchlaufen hat!

III.

Gusmaos Stellung in der Geschichte der Luftschiffahrt.

Nach dem was wir im vorhergehenden Kapitel und im dritten Kapitel des ersten Teiles (über Lana) ausgeführt haben, ist wohl klar, daß Gusmao der erste praktische Luftschiffer gewesen ist. Was vor ihm an praktischen Versuchen gemacht worden war, das waren bloße Flugversuche, Versuche auf dem Gebiete der Aerodynamik, die mehr minder in der Nachahmung des Ruderfluges der Vögel bestanden. Er ließ zuerst eine Maschine in die

---

[47]) Nach der Uebersetzung Moedebecks wäre die Maschine schon fertig gewesen. (l. c. S. 9.) Es heißt aber im Titel „que faz", nicht „que fez".

Lüfte steigen und ließ sich, wie man aus den Berichten mit der größten Wahrscheinlichkeit entnehmen kann, auch selbst von einer Maschine, wenn auch nur eine kurze Strecke, durch die Luft tragen. Übrigens genügt schon das erstere, um ihn den ersten praktischen Luftschiffer zu nennen; auch die Brüder Montgolfier haben ihre Ballone unbemannt steigen lassen.

Wie steht aber unser Luftschiffer der Theorie nach zu seinen Vorgängern, Zeitgenossen und Nachfolgern? Zur Ergötzung des Lesers sei hier zunächst eingeschoben, in welch köstlicher Weise die mehrfach erwähnte Wiener Übersetzung aus dem Jahre 1709 in der Einleitung Gusmao in die Geschichte der Luftschiffahrt einzureihen sucht. Es heißt dort: „Daß an der Kunst durch die Luft zu fliegen, der menschliche Witz bereits längstens gekünstelt habe, bezeugen die Inventiones, welche Galilaeus a Galilaeis hervorgebracht und bey dem Happelio in seinen Relationibus Curiosis zu finden sind. Es hat auch ohnlängst aus Engelland verlauten wollen, daß ein berühmter Mathematicus allda ebenfalls ein Instrument erfunden habe, vermittelst dessen man auch sogar biß in den Mond eine Tour sollte thun können. Doch gleichwie die Menschen mit ihrer Erfindung immer höher zu klettern pflegen, also will nunmehr aus Lissabon über Wien versichert werden, daß ein gewisser in Brasilien wohnhaffter Geistlicher eine Machine ausgedacht habe, durch deren Hülff man durch die Lufft ebenso commode, doch weit geschwinder als zu Land seine Reise anstellen könne. Man theilet also die aus gedachtem Lissabon in Wien deßfalls eingelauffene Nachricht dem curiösen Leser mit, ... im übrigen dem Urtheile der vernünfftigen Welt und auch der Zeit überlassend, was sowohl von dieser Erfindung zu halten als auch wie weit sie werde zum Stande zu bringen seyn." (Valentini, Musei Mus. III. 35 sq.).

Was den Zusammenhang mit den Vorgängern anlangt, so kann es sein, daß Gusmao den ersten Gedanken zur Luftschiffahrt unabhängig von anderen faßte. Daß er aber bei seinen weiteren Studien und Versuchen die Vorarbeiten studierte, ist sicher. Insbesondere hat er Lana gekannt. Bei seinem engen Verhältnis zu den Jesuiten, deren Schüler und Novize er war, mag er schon frühe von Lana und seiner Erfindung, die im Prodromo (1670) und im zweiten Bande des Magisterium naturae et artis (1686) veröffentlicht und viel besprochen wurde, gehört haben. Bei seinen physikalischen und mathematischen Studien in Coimbra wird er sicher Lana genauer kennen gelernt haben. Jedenfalls finden sich bei seinen Projekten, wie auch Moedebeck hervorhebt (l. c. S. 4 u. 9), Lanasche Ideen. Das Segel, durch dessen verschiedene Einstellung das Schiff vorangebracht werden soll, ist von Lana herübergenommen. Wir können sogar ein Mittelglied aufweisen. Eine in Spanien zu Barcelona 1678 hergestellte Abbildung des Luftschiffes von Lana zeigt dieselbe Anord-

nung des Segels in Form einer Blahe. Es dehnt sich in horizontaler Lage zwischen den vier Kugeln aus, in der Gondel sitzt ein Spanier, zwei Ruder in den Händen. Auch die Blasebälge[48]) erwähnt schon Lana, wo er von der Taube des Archytas spricht (vgl. 1. Teil, S. 17). An derselben Stelle deutet Lana auch den Gedanken an, erwärmte Luft oder Gase zum Auftrieb zu benützen. (l. c. S. 18; vgl. S. 8). Wahrscheinlich kannte Gusmao aber auch die Quelle, welche hier Lana benützte, nämlich die bei Schott, S. J. zitierte Stelle des P. Lauretus Lauro, S. J. Dort wird ja ausführlich das Rezept zur Herstellung eines Heißluftballons angegeben. (vgl. 1. Teil, S. 22.). Auf die Verwendung des Feuers könnte Gusmao übrigens auch durch Franciscus Mendoza gekommen sein. Dieser erörtert in seinem Viridarium (lib. 4, Probl. 47) die Frage, ob die Luftschiffahrt möglich sei. Er führt Albertus de Saxonia (lib. 3 phys. quaest. 6 art. 2 concl. 3) an, nach welchem die Luft da, wo sie an das Feuer bezw. den Aether grenzt, gerade so schiffbar sei wie das Wasser da, wo es an die Luft grenzt. So meint denn auch Mendoza, ein Schiff aus Holz oder sonstiger Materie würde, wenn es mit „elementarem Feuer" gefüllt wäre und auf die Oberfläche der Luftschicht gesetzt würde, sich auf der Luft halten können. Daß das Schiff vom Feuer in Brand gesteckt werde, brauche man nicht zu befürchten, weil eben jenes Feuer anders geartet sei. Auch Kaspar Schott S. J., dem wir diese Angaben entnehmen, hält die angeführte Ansicht für wahrscheinlich, nur möchte er statt des Feuers, welches nach manchen über unserer Luftschichte sich finden sollte, lieber Aether annehmen (Mag. Univ., III, 5, p. 427).[49])

Die Beschreibung, welche ein Freund Gusmaos von dem dritten Projekte, dem Luftsegler, gibt, stimmt in der Anordnung des Sitzplatzes und des Steuers fast dem Wortlaute nach mit dem Vorschlage des P. Honoratus Fabri, S. J. überein, der einen solchen Holzsitz mit Ruder an einer mit komprimierter Luft gefüllten Röhre aufhängen wollte. (1. Teil, S. 21.) Die gut ausgedachte Gestalt der Pyramide hingegen scheint Frucht eigener Studien und Versuche zu sein.

Was aber Gusmao von allen seinen Vorgängern unterscheidet, das ist der Mut und die Tatkraft, welche ihn antrieben, praktische Versuche zu machen.

Wie Gusmaos Pläne und Versuche von seinen Zeitgenossen in Portugal aufgenommen wurden, ist aus dem im 1. Kapitel Gesagten hinlänglich klar. Im Auslande kümmerte man sich

---

[48]) Wir haben den Gedanken, ein Schiff durch künstlich erzeugten Wind voranzubringen, noch in letzter Stunde in dem lateinischen Werke Lanas gefunden und werden über diese Stelle, welche Gusmaos Passarola sehr einfach erklärt, bezw. unsere Erklärungsversuche bestätigt, seinerzeit berichten.

[49]) Das scheint auch eine Quelle für P. Galvão O. P. gewesen zu sein.

wenig darum. Von der in Wien im Jahre 1709 erschienenen Uebersetzung der Bittschrift und Erklärung, welche uns durch Valentini erhalten wurde, haben wir schon berichtet. Im Jahrgange 1893 der Zeitschrift für Luftschiffahrt fügte Moedebeck seinem mehrfach erwähnten gediegenen Aufsatze über Gusmao das Faksimile einer „Nachricht" aus Wien vom Jahre 1709 bei. Es ist eine Art Flugblatt, welches mit echtem Wiener Humor berichtet, Gusmao sei mit seinem Schiffe am 22. Juni in Lissabon abgefahren und am 24. Juni in Wien angekommen, erst am Stephansturme hängen geblieben, dann aber, nachdem die Spitze abgebrochen, wieder losgekommen und auf dem Platze vor der Kaiserlichen Burg gelandet. Unter dem Schutze einer Kompagnie Soldaten wurde er in das Gasthaus zum Schwarzen Adler gebracht und erzählte ausführlich von seiner abenteuerlichen Reise. Das Faksimile gibt nicht den ursprünglichen Druck, sondern eine Neuauflage wieder.[50]) Vielleicht stammt diese neue Auflage aus dem Jahre 1724 oder 1725, weil in einem P. S. die Nachricht beigefügt ist, daß „gedachter Luft-Schiffer als ein Hexen-Meister in Verhaft genommen sei und wohl dürfte nebst seinem Pesago (!) ehister Tagen verbrannt werden." Das Ganze ist natürlich nur ein gelungener Scherz.

In den Acta eruditorum von Leipzig wird im Jahre 1714 bei Besprechung des III. Bandes Valentinis über das Luftschiff Gusmaos nur im Vorübergehen gesagt, daß über diese von einem brasilianischen Kleriker gemachte Erfindung i. J. 1709 eine unsichere Meldung eingelaufen sei (l. c. p. 378).

Wie die Leipziger Schützen sich über Gusmao lustig gemacht haben, berichtet uns Valentini folgendermaßen: „Nachdem aber von solcher Prob (der auf den 21. Juni 1709 angesetzten) nichts mehr gehöret und dieselbe schlimm genug mag abgelaufen seyn, so haben sich die Leipziger Schützen bald hernach wohl recht darüber mocquiret, indem zu eben Derselbigen Jahres-Zeit die Nouvellen also schrieben: Leipzig, den 10. Augusti. Den 5. und 6. Aug. stelleten die jungen Büchsen-Schützen in ihrem Schieß-Hauß das Männer-Schiessen nach 2 Scheiben an. Auff selbigen praesentirete sich ein Bootsknecht und der Brasilianer mit seinem Lufft-Schiff, von welchem zwar bißher viel Redens und Schreibens, aber keine Prob zu sehen gewesen. Dieser gemahlte grosse Künstler weiset hier mit dem Finger auff sein Lufft-Schiff und streicht dasselbe auff nachfolgende Art durch beygesetzte Reymen heraus:

Ist jemand in der Welt von Kunst und grossen Gaben,
So kann ich wohl vor ihm mit Recht den Vorzug haben.
Seht nur mein Lufft-Schiff an, das kan die Probe seyn;
Drumb stellt sich auch der Ruhm von allen Orten ein.

---

[50]) Auf dem Titelblatt heißt es: „Von neuem nach dem allbereit gedruckten Exemplar in die Naumburger Meß gesandt."

Der Bootsknecht widerspricht hingegen diesem Brasilianer auff folgende Art:

> Ich höre noch für dich gar schlechte Lobes-Lieder,
> Dann die vermeinte Kunst ist der Natur zuwider.
> Ich lobe nur ein Schiff, das in dem Wasser geht
> Und das schon lange Zeit vor aller Welt besteht." (l. c. S. 37.).

Ein Einfluß Gusmaos auf seine **Nachfolger** läßt sich schwer feststellen. Das schnelle und wenig rühmliche Ende des Luftschiffers in fremdem Lande, die inneren Wirren, welche über Portugal hereinbrachen, die schwere Katastrophe, von welcher Lissabon 1755 heimgesucht wurde, das alles macht es erklärlich, daß seine Erfindung und Versuche nicht weitergeführt wurden, ja daß selbst die Nachrichten über ihn sehr spärlich sind. Viele diesbezügliche Schriftstücke mögen beim Erdbeben zugrunde gegangen sein.

Ganz vergessen wurde er aber nie. Sofort nach den ersten Versuchen der Brüder Montgolfier in Frankreich traten einige auf, welche auf die Vorgänger dieser Luftschiffer hinwiesen und so die Ursprünglichkeit der Erfindung in Frage stellten. Derartige Hinweise waren den meisten Franzosen sehr unangenehm. So sucht denn noch im Jahre 1783 Faujas de Saint-Fond in der Einleitung seiner Description des expériences de la machine aérostatique de M. M. de Montgolfier voll Eifer Frankreichs Ehre zu retten. Er sagt, man habe Lana, Leibniz, Borelli und P. Galien genannt und sogar „auf ein spanisches Manuskript" hingewiesen, von dem man zuerst behauptet, daß es auf der königlichen Bibliothek, dann daß es zu Turin sich finde. Dieses Manuskript sei nicht in Paris und, da man keinen Beweis anführe, daß es in Turin sei, und auch keine Angaben über den Inhalt mache, so brauche er sich nicht weiter damit zu beschäftigen. Er geht dann kurz auf Lana ein und spricht ausführlich über den Dominikanerpater Galien, natürlich ohne zu bemerken, daß Galien voll und ganz auf Lana fußt, nur daß er die Idee, zur Füllung Luft aus einer höheren Schichte zu nehmen, wahrscheinlich P. Schott, S. J. bezw. Mendoza entnommen hat.[51]) Da Galien selbst seinen Plan als eine bloße Theorie und physikalisch-geometrische Spielerei bezeichnet und auch nichts von heißer Luft sagt, so ist es ihm leicht, jeglichen Zusammenhang der Montgolfier mit ihren Vorgängern in Abrede zu stellen. Leibniz und Borelli kommen ja als bloße Kritiker nicht weiter in Betracht. Die Art und Weise, wie der Verfasser hier vorgeht, noch mehr aber der Umstand, daß er in demselben Buche einen langen, wahrscheinlich von ihm selbst verfaßten Brief abdruckt, in welchem ganz in Anschluß an Lana Vorschläge zur Lenkbarkeit der Luftballone als eine neue vom Briefschreiber gemachte Erfindung angepriesen werden, machen jenes Hinweggleiten über das spanische Manuskript etwas verdächtig. Es

[51]) Vgl. das oben Gesagte.

ist das nämlich wahrscheinlich eine Kopie der Bittschrift und Erklärung von Gusmaos Luftschiffe. Eine solche war tatsächlich in Paris und befindet sich Blättermeldungen zufolge auch jetzt noch dort, nur wird sie nicht spanisch, sondern portugiesisch abgefaßt sein. Damit wollen wir allerdings nicht behaupten, daß die Brüder Montgolfier dieses Manuskript gekannt hätten.

Von Gusmao zu Montgolfier könnte auch noch ein anderer Weg führen. Mit Gusmao mußten sich offiziell die Dominikanerpatres in Lissabon beschäftigen. Es liegt nun durchaus nicht so fern, daß Joseph Galien O. P. (1699—1782), der in Südfrankreich geboren war und wirkte und sich sehr eifrig mit physikalischen Studien und speziell mit Aeronautik befaßte, durch seine Mitbrüder oder sonstwie Nachrichten über Gusmao und seine Versuche bekam. Daß die Brüder Montgolfier ihren engeren Landsmann, der in Avignon dozierte, und sein Schriftchen L'art de naviguer dans les airs, das 1755 und in Neuauflage 1757 zu Avignon erschien,[52]) nicht gekannt haben sollten, ist kaum glaublich. Man nehme noch dazu, daß nach dem Journal des Sçavans von 1784 (S. 156) der ältere der Brüder Montgolfier den allerersten Versuch mit einem Parallelopipedon aus Taffet in einem Zimmer zu Avignon[53]) machte (Mitte Nov. 1782) und daß der nämliche in einer Denkschrift für die Akademie von Lyon erklärte, er habe es zuerst mit brennbarer Luft, dann mit Elektrizität und endlich mit dem Feuer versucht. Endlich sei darauf aufmerksam gemacht, daß nach der Mitteilung eines Freundes von Gusmao dieser glaubte, die Luft besitze magnetische Kraft und so komme es, daß schwerere Körper, wie Hagel, Schnee und Wasser in der Luft sich hielten. Aehnlich knüpfte Galien seinen Plan an die Hageltheorie an und die Brüder Montgolfier bemühten sich, künstlich erzeugte Wolken in Hüllen einzufangen. Wenn man das alles zusammen in Erwägung zieht, erscheint die Vermutung, von Gusmao führe ein Weg über Galien zu den Montgolfier, wenigstens nicht ganz unbegründet.

Sicher ist, daß die Versuche mit Montgolfièren auch das Andenken Gusmaos wieder erneuerten, ja ihn vielleicht vor gänzlicher Vergessenheit bewahrten. Wie M. de la Lande im Journal des Sçavans (1784, S. 673) berichtet, machte man am 3. April 1784 auch in Lissabon einen Versuch mit einer Montgolfière. Man hatte wenig Erfolg, aber nun kam den Lissabonern in den Sinn, daß sie von einem ganz ähnlichen Versuche viel gehört hatten, ja manche ganz

---

[52]) Der Titel der 2. Auflage lautet: L'art de naviguer dans les airs, amusement physique et géométrique, précédé d'une mémoire sur la formation de la grêle, par le R. P. Galien, Dominicain, docteur agrégé, ancien professeur de Philosophie et de Théologie dans l'Université d'Avignon. — Avignon, Fez, 1757. — Bei der 1. Auflage ist die Abhandlung über den Hagel zuerst erwähnt.

[53]) Es ist allerdings zweifelhaft, ob P. Galien selbst damals noch in Avignon weilte, ja ob er überhaupt noch lebte. Er wollte bekanntlich einen großen Würfel mit Aether füllen.

alte Personen wollten sogar dabei gewesen sein. Gelehrte Franzosen und Engländer stellten sofort Nachforschungen an, die allerdings zunächst manches Irrtümliche zu Tage förderten. So wird der Versuch mit dem Heißluftballon in das Jahr 1720 gesetzt und die Passarola mit dem Modelle, welches am 8. Aug. 1709 Verwendung fand, zusammengeworfen. Man suchte auch jene alte Druckschrift, welche die Bittschrift und Erklärung enthielt, wieder hervor und ließ sie neu im Druck erscheinen. Vorsichtshalber aber schrieb man als Datum der Neuauflage 1774 statt 1784,[54]) wenn das nicht ein bloßer Druckfehler ist. Auch veränderte man das Bild der Passarola, indem man aus dem Geistlichen einen eleganten Herrn in Laienkleidern und aus dem Netze mit den Bernsteinen eine Stange machte, an welcher kleine Kugeln fein und zierlich in einer Reihe herabhingen. Das große Segel ist auch säuberlich in Falten gelegt. Wie dann später die gelehrte Forschung das Bild des ersten Luftschiffers immer klarer gestaltete, haben wir weiter oben schon gezeigt und hoffen, auch unserseits dazu beigetragen zu haben.

Wie wir die Abhandlung über Lana mit einem hoffnungsfreudigen Ausblick auf die Zukunft schlossen, so kann man auch von einem Wiederaufleben der Ideen Gusmaos sprechen. Man sprach vor nicht gar langer Zeit wieder vom Heißluftballon und wunderte sich, daß der teuere Gasballon diese so billige Luftmaschine ganz verdrängen konnte. (Zeitschr. zur Förd. d. Luftsch. 1883, S. 87). Nach der Ansicht des Herrn Regierungsrates Hofmann in Genf, der selbst praktischer Luftschiffer ist, gehört dem Drachenflieger die Zukunft. Er allein ist daseinsberechtigt. (Die Luftschiffahrt, von Graf Ferd. v. Zeppelin, S. 157.). Daß aber zur Bewältigung der Winde in erster Linie kluge Anordnung der Segelflächen, wie Gusmao es auch bei seinem dritten Projekte getan hat, von Bedeutung ist, sehen alle ein. Manche suchten auch das Segeln zum Hauptprinzip zu machen. So sehen wir Gusmaos Ideen in ihrem vollen Umfange weiter entwickelt und der Vollendung nahe geführt.

* * *

Damit sind wir am Ende unserer Ausführungen angelangt. Lana und Gusmao, das glauben wir bewiesen zu haben, sind zwei glänzende Namen in der Entwicklungsgeschichte der Luftschiffahrt. Es ist wahrlich eine Schande, wenn eine ganz neue Zeitschrift für Luftschiffahrt[55]) in ihrer ersten Nummer diese beiden Männer als „Abenteurer" bezeichnete. Nein, nicht als Abenteurer, sondern als zwei Lichtgestalten stehen sie an der Wiege der Luftschiffahrt, der eine wissenschaftlich zusammenfassend und begründend, der andere kühn, vielleicht zu kühn vorwärts dringend auf dem Wege des praktischen

[54]) Siehe darüber Os baloes v. Julles, p. 13.

[55]) „Im Reich der Lüfte Deutschland voran!" 1908, S. 2.

Versuches. Wie viel kürzer wäre der Weg geworden, welchen die Menschheit bis zur Eroberung der Luft zurücklegen mußte, wenn sie auf beide gehört, wenn sich zur Zeit Lanas, wo man so viel für Luxus und äußeren Prunk ausgab, ein Wohltäter gefunden hätte, der einen praktischen Versuch ermöglicht hätte, und wenn Gusmao weniger Neid und Vorurteil begegnet wäre. Die Luftschiffahrt hat sich ja trotzdem mit einer Art Naturgewalt durchgerungen und entwickelt, aber wir können hier wieder an einem klaren Beispiel sehen, wie viel schneller die Menschheit zu dem ihr vorgesteckten Ziele käme, wenn alle einträchtig zusammenarbeiten wollten, und zwar nicht nur in solchen mehr materiellen Dingen, sondern auch auf höheren, rein geistigen und geistlichen Gebieten.

A. M. D. G.

Berichtigungen zum ersten Teile.

Seite 3 Zeile 12 von oben: contrada statt contradi.
Seite 12 Zeile 12 von unten: Quadratfuß statt Kubikfuß.
Seite 12 Zeile 17 von unten: 154 statt 157.
Seite 17 Anmerkung: Magia unio. P. III. lib. 3.
Seite 19 Zeile 3 von unten: per statt qer.
Seite 21 Zeile 18 von oben: Honoratus statt Honoratius.

Oct. 8, 1930
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen

und E. Th. Thilsen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXVIII. | 15. Mai 1909. | Heft 8.

Der Weg des Buches ins Volk.

Eine tatsächliche und prinzipielle Orientierung

von

Hermann Herz.

Hamm (Westf.)
Markt 13.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1909.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

1. Heft: **Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?** Von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.
2. Heft: **Das katholische Kulturprogramm.** Von Dr. Richard von Kralik.
3. u. 4. Heft: **Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomäus Pacca** über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren von 1786 bis 1794. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer. (II. Teil.)
5. Heft: **Ostern und die Reform des Kalenders.** Von Professor Dr. Joseph Plaßmann.
6. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Erster Teil: Francesco Lana, S. J., der Erfinder des Luftschiffes.
7. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Zweiter Teil: Bartholomeu Lourenço de Gusmao, der erste Luftschiffer.
8. Heft: **Der Weg des Buches ins Volk.** Eine tatsächliche und prinzipielle Orientierung. Von Hermann Herz.
9. Heft: **Das Scheckwesen, insbesondere der neue Postscheckverkehr.** Von Dr. Max Trimborn II, Rechtsanwalt in Cöln.

Heft 10: **Aus Islands alten Schätzen.** Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Von P. Jón Svensson.

Heft 11: **Heimatschutz.** Von Dr. O. Doering.

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

Die Entdeckung des Südpols. Von Hermann Cardauns.

Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer.

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Mazedonien, Serbien u. Montenegro. Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Der Weg des Buches ins Volk.

Eine tatsächliche und prinzipielle Orientierung

von

Hermann Hertz.

I. Kapitel.

Die Kolportage.

Eine Reihe von Jahren ist bereits verflossen, seitdem man das erste Mal las, daß etwa 43 000 Kolporteure die deutschen Lande durchzögen, um ihre Ware an den Mann zu bringen. Wieviele derartige Gesellen mögen es jetzt sein? Es verschlägt nichts, daß über ihre gegenwärtige Zahl uns keine Statistik Auskunft gibt. Um ein erkleckliches ist sie jedenfalls gewachsen, oder will dies jemand ernsthaft bezweifeln? Dr. Müller teilt im Jahresbericht des kath. Preßvereins für Bayern mit, daß zur Zeit in Deutschland 8000 selbstständige Kolportagebuchhandlungen bestünden und für rund 50 Mill. Mark Kolportageliteratur vom ärmsten Teil des Volkes jährlich verschlungen werde. Aber wozu die Zahlen, wo das Auge sehen kann? Sehen kann, wie der schlammige Strom der schlechten Literatur mehr und mehr anschwillt und in immer zahlreicheren Kanälen in Haus und Herz des deutschen Volkes geleitet wird! „Der Mord auf der Liebesinsel“; „Die Beichte der Dirne“; „Die Piraten der Spree“; „Gift und Dynamit“; „Hinter der Kirchhofsmauer“; „Die Bauernfänger von Berlin“; „Im Zellengefängnis von Moabit“; „Die Geliebte des Prinzen“; „Die schöne Nihilistin“; „Das Bombenattentat“; „Die schöne Frau des Harems“; „Das Verbrechen im Kerker“; „Der Hochstapler“; „Galgenvögel“; „Die unheimliche Kiste“; „Auf Pistolen“: das ist eine Auswahl von Kapitelüberschriften eines einzigen Romans, welche diese Sorte von Literatur hinreichend

charakterisiert. Für schlimmer noch als diese Gattung müssen indes jene populärwissenschaftlichen medizinischen Bücher bezeichnet werden, welche in schamloser Weise der Verhütung der Empfängnis in und außer der Ehe das Wort reden und bis ins einzelnste die wirksamsten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes beschreiben. Millionenweise werden solche traurigen Druckerzeugnisse in Stadt und Land von Kolporteuren und Sortimentern als gewinnbringende Ware verkauft. Und denkt man erst an den enormen Vertrieb der gemeinen Witz- und Zotenblätter, dann fragt man sich unwillkürlich: „Deutsches Volk, bist du ganz ausgeschämt und molluskenweich geworden, daß du dir derartiges bieten läßt?“ Von dem ungeheuren Vertrieb jener Bücher, die wir als Katholiken vom Standpunkt unserer Religion aus gleichfalls als verderblich und schlecht bezeichnen müssen, die aber von den Vertretern einer anderen Weltanschauung als gute Ware angepriesen werden, sei vorerst geschwiegen. Zunächst soll einmal auf einem Boden halt gemacht werden, der allen redlich Denkenden gemeinsam ist, und von da aus überlegt werden, was zu tun ist, um die Pest jener Literatur zu bekämpfen, in deren Verurteilung alle einig sind. Es handelt sich in diesem Falle um Bücher, die jeder anständige und vernünftige Mensch als Schund- und Schmutzliteratur bezeichnet.

Welches sind die erfolgreichen Mittel zu ihrer Bekämpfung?

„Jedenfalls doch die Kolportage guter Literatur?“ Denn gibt es etwas natürlicheres, als den Feind mit der Waffe zu bekämpfen, deren er sich selbst bedient? So sollte man wenigstens meinen; viele haben's auch gemeint und — nutzlose Versuche mit der Einrichtung der guten Kolportage gemacht. Der „Verein für Massenverbreitung guter Schriften“ unter dem Protektorate des Großherzogs von Sachsen-Weimar, sowie „das Komitee zur Massenverbreitung guter Volksliteratur“ haben im wesentlichen umsonst gearbeitet. Die erstgenannte Vereinigung gewann in kurzer Zeit 5000 sehr leistungsfähige Mitglieder und brachte in zwei Jahren 450 000 Hefte unter das Volk, dann war sie fertig; das letztere Unternehmen beabsichtigte, durch lockende Preisausschreiben zunächst drei künstlerisch wertvolle, sittlich und religiös einwandfreie Volksromane zu erhalten, die in Form von Kolportageromanen unter das Volk gebracht werden sollten. Man spekulierte so: Den Kolporteuren ist es schließlich gleich, welche Ware sie verkaufen, wenn sie nur daran verdienen. Liefert man ihnen nun einwandfreie, sittlich und literarisch gehaltvolle Kolportageromane, zu noch günstigeren Bedingungen als wie der Verleger der Schauerromane, dann werden sie die guten Romane vertreiben, und damit ist dem Übel abgeholfen. Was an diesem Kalkül richtig und unrichtig ist, was dabei alles übersehen wird, braucht aus dem einfachen Grunde nicht erörtert zu werden, weil kein Schriftsteller sich die verlockenden Preise zu 18 000, 12 000 und 8000 Mk. für den einwandfreien, sittlich und

künstlerisch gehaltvollen Kolportage-Roman errungen hat. Damit war die Sache zu Wasser geworden, trotzdem eine Reihe fürstlicher Persönlichkeiten, hohe weltliche und geistliche Würdenträger, bedeutende Schriftsteller und Universitätsprofessoren sich warm der Sache angenommen hatten und die Gelder sehr reichlich flossen. Wenn ein Erfolg mit der Kolportage möglich war, mußte er in diesem Falle errungen werden.

Woher der Fehlschlag?

Weil es einfach nicht möglich ist, in Form des Kolportageromans eine wertvolle, zugkräftige, ich will nicht einmal sagen künstlerische, sondern bloß sittenreine, spannende Arbeit zu liefern. Nur Utopisten, die weder von der Technik des Kolportageromans noch vom künstlerischen Schaffen die geringste Ahnung haben, können sich in solche Träumereien verlieren. Ebenso unmöglich ist es, bereits erschienene, spannende Romane in die Form der Kolportagehefte zu zwängen. Wie einmal mehrere literaturkundige Herren in Köln in der Bürgergesellschaft sich über die Möglichkeit dieses Problems resultatlos die Köpfe zerbrachen, darüber könnte gelegentlich einmal zur Karnevalszeit eine ganz amüsante Büttenrede gehalten werden. Etwas bessere Resultate erzielten einzelne von protestantischen Pastoren eingerichtete Kolportagevereine, wie z. B. der Nassauische Kolportageverein, der Calwer Verlagsverein und der Hannoversche Kolportageverein. Allein hier muß wohl beachtet werden, daß es sich im wesentlichen um *ländliche* Kolportage handelte, und zwar um Kolportage im uneigentlichen Sinne. Was diese Unternehmungen an Erfolg aufweisen, das ist in katholischen Gebietsteilen schon längst übertroffen durch den Verein vom hl. Karl Borromäus, durch die Kolportage der verschiedenen Missionsgesellschaften, durch die Josefs-Bücherbruderschaft und andere Unternehmungen. Es verrät eine geradezu naive Unwissenheit bezüglich katholischer Leistungen, wenn man die Kolportage der protestantischen inneren Mission den Katholiken als nachahmenswertes Beispiel vorhält. Auch auf unserer Seite hat man es verschiedentlich mit der Einrichtung der Kolportage versucht, und lauter denn je erschallt gerade heute im kath. Lager der Ruf nach einer großen, das ganze kath. Deutschland umfassenden Bücherverbreitung auf dem Wege der Kolportage. Selbst verschiedene Katholikenversammlungen haben in den Ruf mit eingestimmt: „Schafft uns eine kath. Kolportage!“ Da es sich hier um einen Schritt von außerordentlicher Wichtigkeit handelt, ist eine genaue, rein objektive Prüfung der Sachlage unbedingt erforderlich. Die Geschichte, d. h. die Übersicht über den bisherigen Erfolg der kath. Kolportage, soll die erste Lehrmeisterin sein. Vor einer Reihe von Jahren wurde die katholische Kolportage in mehreren Industriebezirken wie Essen, Neuß, Crefeld, M.-Gladbach, Nürnberg, eingerichtet. In Nürnberg hat man den positiven Erfolg erzielt, daß durch die Kolportage eine leistungsfähige kath. Buchhandlung eingerichtet werden konnte. Die Kolportage

selbst ist nachher, wenn nicht ganz, so doch so viel wie verschwunden. In M.-Gladbach kommt man damit gerade so durch, nachdem man vom Kolportieren im Hauptamte abgekommen und zu einem solchen im Nebenamt seine Zuflucht genommen hat. In den anderen Orten dürfte das Unternehmen ganz eingeschlafen sein oder doch wenigstens unter Ausschluß der Öffentlichkeit sein kümmerliches Dasein fristen. In den Industrieorten Schlesiens, namentlich in Oberschlesien, regt sich momentan etwas, das wie Kolportage aussieht. Allein, wenn schon sich in Beuthen ein kath. Preß- und Kolportageverein für ganz Oberschlesien gebildet hat, wissen in Beuthen und anderen Hauptindustriezentren daselbst nicht einmal alle Seelsorgegeistlichen um dessen Existenz.

Ganze zwei Unternehmen bedürfen zur Zeit einer eingehenden Würdigung: nämlich die „Kath. Kolportage-Zentrale Düsseldorf" und der „Neunkirchener Kolportageverein". Erstgenannte Organisation hat eine längere Leidensgeschichte. Zunächst hieß sie „Münchener Volksschriftenverlag", weil das Unternehmen in München von Msgr. Huber ins Leben gerufen wurde mit der Herausgabe der „Münchener Volks- und Jugendschriften", sowie der apologetischen Sammlung „Glaube und Wissen". Auch die Herausgabe eines eigentlichen Kolportageromans „Im Zeichen der Jakobinermütze" und dessen regelrechter Kolportagevertrieb war unternommen. Ein Sonntagsblatt erschien gleichzeitig im nämlichen Verlag. Draußen im Lande wurden allüberall Agenturen für den Vertrieb der Hefte und Büchlein eingerichtet. Man muß gestehen: diese billigen Volks- und Jugendschriften, wie auch die apologetische Sammlung waren nicht schlecht, es fanden sich sehr gediegene Leistungen darunter, der Preis war billig, der Umschlag gefällig und in die Augen springend. Auch der Kolportageroman „Im Zeichen der Jakobinermütze" konnte, soweit dies überhaupt möglich ist, als guter, zugkräftiger, echter und einwandfreier Kolportageroman gelten, und doch: das Unternehmen löste sich auf, man war herzlich froh, daß, nachdem ein sehr respektables Kapital in das Unternehmen gesteckt war, die Firma Butzon & Bercker in Kevelaer alles aufkaufte. Nichts war gelungen, am allerwenigsten der eigentliche Kolportagevertrieb des Romans: „Im Zeichen der Jakobinermütze", trotzdem es an der Reklame und an der Förderung seitens der kath. Tagespresse durchaus nicht gefehlt hatte. Nur das mitbegründete Sonntagsblatt konnte sich, wenn ich recht orientiert bin, halten. Nun versuchte der Verlag Butzon & Bercker die Kolportage einzurichten, und zwar vor allem, um seine Sammlung „Aus Vergangenheit und Gegenwart" und die aufgekauften Münchener Vorräte zu vertreiben. Viel Freude muß ihm das Geschäft indes nicht bereitet haben, denn er trat es an einen andern ab, der damit, von einzelnen Geistlichen unterstützt, seit letztem Herbst die Düsseldorfer Zentralstelle

für kath. Kolportage gegründet hat, die indes im Monat Mai 1909 eingehen wird.

Wie steht es um den „Neunkirchener Kolportageverein", der im Jahre 1905 mit einem Gesellschaftskapital von 30 000 Mark definitiv gegründet wurde? Der Verein besteht laut Kassenbericht pro 1908 aus 101 Ehrenmitgliedern, die einen jährlichen Beitrag von 10 Mark entrichten (im Jahre 1909 sind es deren 180) und aus 6 lebenslänglichen Ehrenmitgliedern mit einem einmaligen Beitrag von zusammen 850 Mark. Der Verein unterhält ein eigenes Sortiment mit Verlag, gibt kleine „Geschichten aus der Saar und Blies" à 10 Pfg. heraus, die sehr wenig wert sind, sowie die illustrierte Zeitschrift „Nach der Schicht", zu deren Gründung ein Gesellschaftskapital von 22 000 Mk. aufgebracht wurde. Wie hoch der Abonnentenstand dieser Zeitschrift ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, da der Kassenbericht pro 1908 sich darüber ausschweigt. Es wäre ihr namentlich unter der Bergarbeiterschaft des dortigen Bezirks eine weite Verbreitung zu wünschen. Der Verein verfügte im Jahre 1908 über 200 Agenturen zwecks Vertriebs der Wochenschrift „Nach der Schicht", sowie anderer Zeitschriften, Kalender, Broschüren 2c., doch bewährten sich nur die Agenten im Nebenamt. Man mag also bei dem Unternehmen von einigem Erfolg reden; aber sehr bedeutend kann man ihn nicht nennen. Es wird immer ein bescheidenes Dasein fristen müssen. Denn zu viele Gründe sprechen gegen eine groß angelegte Kolportage auf christlicher Grundlage im allgemeinen und auf katholischer im besonderen.

Welches sind sie?

1. Im katholischen Volksteil, um bei diesem ein für allemal stehen zu bleiben, sind bereits eine Reihe von Organisationen tätig, die, wenn man selbst von dem sicherlich an die Million heranreichenden Vertrieb von Sonntags-, Standes-, Familien- 2c. Blättern absehen will, im weitesten Umfang den Vertrieb volkstümlicher Schriften in die Hand genommen haben. Von der größten dieser Institutionen, dem „Verein vom hl. Karl Borromäus" rede ich erst später. Hier seien genannt:

a) die Klagenfurter St. Josefs-Bücherbruderschaft, die jährlich für einen Mitgliederbeitrag von 2,50 Mk. in Deutschland fünf, zum Teil umfangreiche und gebundene, aber literarisch zumeist recht unbedeutende Bücher an ihre Mitglieder abgibt. Es sind deren im ganzen etwa 180 000. Auf Deutschland dürften davon 40 000 entfallen.

b) Der Volksverein für das katholische Deutschland. Er versendet zunächst acht Hefte jährlich an seine bald 700 000 Mitglieder. Nebenbei hat er aber den Vertrieb seiner Broschüren und Tagesfragen großartig organisiert. So z. B. benützt er dazu die von ihm ins Leben gerufenen 41 Arbeitersekretariate, deren Beamte

sowohl auf den Bureaus wie in Volks- und Arbeitervereinsversammlungen und sozialen Konferenzen die Schriften unter das Volk zu bringen suchen. Desgleichen bemühen sich vielerorts die Vertrauensmänner des Volksvereins und der Arbeitervereine um deren Vertrieb. Der Volksverein für das kath. Deutschland ist ein in seiner Größe einzig dastehendes Volksbildungsinstitut.

c) Der Zeitschriften- und Kalendervertrieb einzelner katholischer Missionsanstalten geht gleichfalls in die Hunderttausende.

So ist also der noch gut und gläubig gebliebene Teil des kath. deutschen Volkes auch ohne eigentliche Kolportage reichlich mit gutem Lesestoff versorgt. Der Haupteffekt einer kath. Kolportage bestünde darin, dem später ausführlich zu besprechenden Borromäusverein das Wasser abzugraben.

2. Was die verwerfliche Kolportage lohnend macht, sind die teuren Schauerromane mit ihren 50—200 Lieferungen à 10 Pfg und die manchmal noch teureren verderblichen populär-medizinischen Werke. Von dem Vertrieb der guten und einwandfreien 10 und 20 Pfg.-Heftchen kann kein im Hauptamt angestellter Kolporteur leben. Wir Katholiken werden aber nie zu solchen gewinnbringenden Artikeln kommen. Zugkräftige, einwandfreie Kolportageromane zu liefern, ist einfach unmöglich, und wenn's möglich wäre, müßte ein solches Werk in mindestens 500 000 Exemplaren hergestellt werden, von denen die Hefte 1—5 als Lockspeise und Probenummern gratis abzugeben wären. Das Abonnement beginnt bei derartigen Werken erst mit Nr. 6. Legen wir die sehr geringe Auflage von 100 000 zu Grunde, nehmen 5 Gratislieferungen und die Herstellungskosten pro Heft zu 3 Pfg. an, dann betrügen die Herstellungskosten für das Werbematerial allein schon 15 000 Mark. Und doch wäre das ein ganz ärmlicher Anfang. Wer riskiert aber für ein so zweifelhaftes Wagnis eine derartige Geldsumme? Was die dickbändigen populärmedizinischen Werke anlangt, so sind sie, auch wenn ihr Inhalt unverfänglich wäre, von vornherein abzulehnen, denn die kleinen Gesundheitsbüchlein, wie das des Volksvereins und das vom Reichsgesundheitsamt herausgegebene Springersche, genügen in der Hauptsache vollständig. Ein mehreres ist vom Übel. Wo diese nicht ausreichen, kann nur der Arzt helfen. Als lohnender Vertrieb blieben also Goffines, Heiligenlegenden, kath. Zeitschriften und einzelne belehrende teurere Bücher. Aber diese finden ihren Absatz nur im gut gebliebenen Volksteil, an den eine bereits bestehende Organisation, der Borromäusverein, ebenso gut wie die Kolportage herankommt. Oder hat man es auch anderswo mit Glück versucht, z. B. bei den Kutschern auf dem Bock, bei den schulentlassenen Jungen in der Flegeljahre Maienblüte und bei sozialdemokratischen Arbeitern solche Werke abzusetzen? Aber die kath. Kolportage will und soll ja gerade in jene Kreise hereinkommen, die sich vor allen katholischen Vereinen bisher

abseits gehalten haben. Erbauungs- und apologetische Literatur ist jedoch gewiß nicht der Speck, mit welchem man diese Mäuse fängt. Diese Erfahrung wird auch dem neugegründeten höchst überflüssigen Trierer Josefsvereine nicht erspart bleiben. In den genannten Schichten kann mit einigem Glück nur den billigen 10 und 20 Pfg.-Erzählungen, von denen sofort die Rede sein wird, eine Gasse angebahnt werden. Ein Kolporteur im Nebenamt, z. B. die Vertrauensmänner der kath. Vereine, Invaliden usw. wären hierbei am besten zu gebrauchen.

3. Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Abnehmer der Kolportageliteratur, soweit sie nicht schon derart verdorben sind, daß sie auf die Kolportageliteratur eben wegen ihres anrüchigen Inhalts versessen sind — und wie viele sind es solcher Leser! — vielfach erst durch allerlei Tricks und Kniffe geriebener Kolporteure übertölpelt werden müssen, bis sie kaufen. Bei katholischen, von der Geistlichkeit protegierten Kolporteuren sind aber derartige Manipulationen von vornherein ausgeschlossen.

So bleibt also für die eigentliche kath. Kolportage nur ein eng begrenztes Feld. Wo immer noch bisher in der Presse von ihren Leistungen viel Aufhebens gemacht wurde, war durchweg das Sprichwort angebracht: „Viel Geschrei und wenig Wolle." Ein derartiges katholisches Unternehmen kann daher einigermaßen lohnend nur mit Kolporteuren im Nebenamt begonnen werden. Hinter diesen Kolporteuren aber müßte eine große, leistungsfähige, weitverbreitete Organisation stehen. Der Borromäusverein? Bislang hat er sich mit aller Entschiedenheit gegen die Zumutung, Kolportage zu treiben, gesträubt. Ob er einmal anderen Sinnes wird? Wer weiß?

II. Kapitel.

Die 10—50 Pfg.-Literatur.

Im Jahre 1867 hatte Antoine Phil. Reclam im Verein mit seinem Sohne Hans Heinrich Goethes Faust Teil I als erstes Bändchen seiner nunmehr weltbekannten Universalbibliothek erscheinen lassen, von der am 25. Mai 1908 bereits die 5000. Nummer vorlag. Wie viele Millionen 20-Pfg.-Büchlein der Reclamschen Universalbibliothek mögen bereits abgesetzt sein, wenn zur Zeit der jährliche Reingewinn des gesamten Sortimentsbuchhandels an diesen Büchlein 1 000 000 Mk. beträgt! Dem Reclamschen Unternehmen folgte eine Reihe anderer, z. B. das Meyersche und Hendelsche. Dann schritt man auf dieser Bahn noch weiter vorwärts. Während diese drei Unternehmen zunächst mehr den gebildeten deutschen Volksteil als Abnehmer im Auge behielten und demnach auch rein gelehrte Werke und überhaupt

solche herausgaben, bei denen jede Volkstümlichkeit von vornherein ausgeschlossen war, entstanden im Laufe der Zeit eine Reihe buchhändlerischer Unternehmen, welche vor allem eine billige Volksliteratur schaffen wollten, wie z. B. der Schweizerische Verein für Verbreitung guter Schriften, die Wiesbadener Volksbücher, die Volksbücher der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, die Volksbücherei von M. Hesse u. a. m. Da sich diese Unternehmen von vornherein unter dem Scheine der Parität auf protestantischen, zumeist direkt antikatholischen Boden stellten und eine Reihe von billigen Volksheften herausgaben, worin die kath. Religion aufs schärfste bekämpft und kath. Gebräuche, Sitten und Geistliche lächerlich gemacht werden, und da die kath. Autoren überhaupt nur in geringer Zahl Aufnahme fanden, wurde im kath. Volksteil das Verlangen nach ähnlichen kath. Instituten zur Verbreitung billiger Volksliteratur sowohl belletristischer wie belehrender und apologetischer Art immer lebhafter. Es ist sehr erfreulich, daß zur Zeit eine Reihe solcher Unternehmen bestehen wie z. B. die „Kleine Bibliothek" von Breer & Thiemann (Hamm i. W.), die Sammlung „Aus Vergangenheit und Gegenwart" von Butzon & Bercker (Kevelaer), die „Münchener Volks- und Jugendschriften", „Volksbücherei Styria" (Graz) im Styria-Verlag, „Volks- und Jugendschriften" (Aschendorff-Münster), sodann die apologetischen 5 Pfg.-Broschüren des Volksvereins für das katolische Deutschland, die Sammlung „Volks-Aufklärung" (Opitz, Warnsdorf), die sozialen Schriftchen Auffenbergs (F. Schöningh, Paderborn), die Broschüren des Germania-Verlags, die Sammlung „Wissenschaft und Religion" (Le Roux, Straßburg), „Biblische Zeitfragen" (Münster, Aschendorff) sowie die aus belletristischen und belehrenden Heften bestehende „Allgemeine Bücherei" (Ohlinger, Mergentheim). Auch die billigen belehrenden und apologetischen Schriften des Verlags Alber (Ravensburg) sollen hier erwähnt sein. Um nicht zu weitschweifig zu werden, lasse ich hier alle Sammlungen, deren einzelne Nummern den Preis von 1,00 Mk. überschreiten, unerwähnt. Es findet sich in den genannten Unternehmen neben vielen sehr gediegenen Sachen auch manches reine Unterhaltungsfutter. Eine scharfe kritische Sichtung ist notwendig. Aber der Dürer-Bund, der mit so viel Tamtam als Hort der echten Parität sich aufstellt, täte gut daran, diese katholischen Sammlungen nicht konstant zu ignorieren und bloß akatholische Unternehmen namhaft zu machen, in denen Spreu und Weizen wahrhaftig bunt genug durcheinander gemischt sind. Oder versteht er nach erprobten Mustern die Parität so, daß katholische Unternehmen geflissentlich ignoriert sein sollen? Das mögen sich hauptsächlich jene vertrauensduseligen Katholiken gesagt sein lassen, welche glauben, Jahr für Jahr des Volkswohles wegen dem Dürerbund ihren Obolus opfern zu müssen.

Die Schriften der genannten katholischen Verleger eignen sich vorzüglich zum Vertrieb in den weitesten Volksschichten. Viele hunderttausende sind davon bereits abgesetzt worden. Aber ihre Verbreitung ist noch nicht hinreichend planmäßig organisiert. Es sollten die Vorstände der einzelnen katholischen Vereine sich mit den katholischen Buchhändlern in Verbindung setzen und diese veranlassen, bei Vorträgen in kath. Vereinen solche Büchlein feilzubieten, z. B. wenn ein Vortrag über Schiller gehalten wird, dessen Jungfrau von Orleans, Tell, Maria Stuart und Wallenstein in einer der genannten 10, 20 Pfg.-Nummern, oder nach einem apologetischen, geschichtlichen, naturwissenschaftlichen Vortrag die entsprechende billige apologetische, naturwissenschaftliche Literatur, z. B. die Volkvereins-Literatur, die geschichtlichen und naturwissenschaftlichen billigen Bücher der Verlage Benziger, Manz und Styria usw. Dadurch würde das kath. Sortiment in eine engere Berührung mit dem Volke kommen. Der geschäftliche Vorteil für das erstere ergäbe sich von selbst. Hier liegt unbebaut ein Feld zur Verbreitung guter Bücher in den weitesten und breitesten Schichten des Volkes, auf dem sich bei eifriger Werbearbeit noch schöne Früchte einheimsen ließen.

III. Kapitel.

Das Buch und die Kolonialwarenhandlung. — Scherl und seine Konkurrenz.

Auf die Idee, billige 10 und 20 Pfennig-Literatur für die niederen Volksschichten im Kramladen neben dem Häringsfaß oder Käselaib feilzubieten, ist man schon vor einigen Jahrzehnten, so z. B., wenn ich mich nicht täusche, der Schweizerische „Verein für Verbreitung guter Schriften" gekommen. Desgleichen sind da und dort bereits vor vielen Jahren kleine Volksbibliotheken in Spezereiwarengeschäften eingerichtet worden. Aber, den Verkauf von Büchern mit Rabattmarken in Zusammenhang zu bringen, ist eine Erfindung der „Neuen Gesellschaft der Bücherfreunde", vulgo R. Presbers „Buchverlag fürs deutsche Haus" in Berlin. Genannte Gesellschaft sucht eine Reihe von Verkaufsgeschäften zu gewinnen, welche an ihre Kunden statt der sonst üblichen Rabattmarken Bibiliotheksmarken der Bücher des „Buchverlages fürs deutsche Haus" abzugeben gesonnen sind. Hat nun der Käufer aus einem oder mehreren dieser Geschäfte insgesamt 50 Bibliotheksmarken zusammen, so kann er dafür ein Buch der genannten Gesellschaft bei einem jener Sortimenter erhalten, die ein diesbezügliches Abkommen mit R. Presbers „Buchverlag fürs deutsche Haus" abgeschlossen haben. Entsprechende Firmenschilder zeigen jene Geschäfte und Buchhandlungen an, welche

mit Presber solche Vereinbarungen getroffen haben. Ueber den Erfolg des Unternehmens liegen zur Zeit noch keine statistischen Mitteilungen vor. Da die meisten Buchhandlungen sich nicht darauf einlassen, wird es ein geringer bleiben. Es ist auch gut so. Dem Volkswohl ist es jedenfalls dienlicher, wenn die Geschäfte billiger ihre Waren abgeben, statt sie durch Bibliotheksmarken zu verteuern. Die guten Bücher obigen Verlags kann man auf anderem Wege preiswerter erlangen, und die minderwertigen deckt am besten der Staub der Vergessenheit. [Nachträglich höre ich von gutorientierter Seite, das Unternehmen sei bereits wieder eingegangen.]

Weit beachtenswerter ist die Bibliothek Scherl. Die weltbekannte Firma hat bis jetzt 50 Bücher der verschiedensten Autoren in vielen tausend Exemplaren aufgekauft. Sie errichtet in allen größeren Städten des Reichs Geschäftsstellen, um durch sie die Bücher für 10 Pfg. pro Woche zu verleihen. Die Bücher werden kostenlos ins Haus gebracht und wieder abgeholt. Bis zur Zeit stehen der Firma, wie ich von zuverlässiger Seite weiß, ca. 1700—1800 Kolporteure zur Verfügung. Unter den 50 Büchern sind vorzügliche Werke der deutschen Nationalliteratur in die buntscheckige Gesellschaft des gewöhnlichsten Schauerromans, sowie bissiger antikatholischer Tendenzwerke geraten. Da die meisten deutschen Verleger sich geeinigt haben, Scherl ihre Werke nicht mehr abzugeben, ihm also bloß solche Bücher in Zukunft zur Verfügung stünden, bei denen das Urheberrecht erloschen ist, könnte man der Ueberzeugung sein, das Unternehmen würde über kurz oder lang eingehen. Allein die Firma hat in Dr. Ladewig, dem früheren Oberbibliothekar der Kruppschen Bücherhalle eine organisatorische Kraft ersten Ranges gewonnen und ihn an die Spitze gestellt, so daß vorläufig wenigstens mit einem kräftigen Wachstum dieser Bibliothek unbedingt gerechnet werden muß.

Die „Grüne Bibliothek“ des „Neuen allgemeinen Verlags“ in Berlin (Allgem. Buchhändler-Ztg. Nr. 50 Jahrg. 1908 S. 668) ist eine Kopie von Scherl und dessen Konkurrentin. Welche prinzipielle Stellung wir Katholiken zu derartigen Institutionen einzunehmen haben, wird unten (Kapitel VI und VII) dargelegt werden.

IV. Kapitel.

Die Volksbibliotheken.

Während es den bisher genannten Unternehmungen nur in sehr geringem Umfange gelungen ist, der Schund- und Schmutzliteratur wirksam entgegenzuarbeiten, hat sich im Verlaufe des 19. und mit Beginn des 20. Jahrhunderts eine Institution von der allergrößten kulturellen Bedeutung in die Höhe gearbeitet, die volkstüm-

liche, jedermann gratis oder gegen Entrichtung eines ganz geringen Leihhellers zugängliche Bibliothek. Die Volksbücherei ist die Vermittlerin geworden zwischen den Dichtern und dem Volk, weil sie die Schätze der deutschen Nationalliteratur an Orten aufbewahrt, an die jedermann ohne großen Aufwand von Zeit und Geld herankommen kann. Ehe jedoch ihre Bedeutung in diesen Blättern voll gewürdigt werden soll, möge zunächst ein Ueberblick über ihre geschichtliche Entwicklung gegeben werden. Das Ausland bleibt dabei unerwähnt, so schwer es einem auch fällt, den machtvollen Werdegang dieser Institute in Amerika und England, der ganz bedeutend auf die deutschen Volksbibliotheken eingewirkt hat, unerwähnt zu lassen. Auf die Zeit vor dem 19. Jahrhundert, in der man von einer großen Volksbibliotheksbewegung in keiner Weise reden kann, greife ich nur insoweit zurück als nötig ist, um zu zeigen, daß die Reformation bezw. Luther durchaus nicht die ersten Volksbibliotheken irgendwie veranlaßt hat, wie uns Dr. Ernst Schultze und seine Nachbeter glauben machen wollen. Bereits im Mittelalter machten die Klöster und Domkapitel einen Teil ihrer Bücher einem weiteren Publikum zugänglich, indem sie dieselben in den Sakristeien und Kirchen, an Ketten befestigt, zum allgemeinen Gebrauch für die Lesekundigen auflegen ließen. Sobald dann die Erfindung der Buchdruckerkunst die billigere Herstellung der Bücher ermöglichte, wurden im Ausgang des 15. Jahrhunderts an Städte, Kirchen und Klöster größere Stiftungen zur Gründung volkstümlicher Bibliotheken gemacht, so in Xanten a. Rhein 1485, in Frankfurt a. M. 1477, in Ulm 1450. Es ist daher eines der vielen zum größeren Ruhme der Reformation erfundenen Märchen, daß wir in Deutschland die volkstümliche Bibiothek Luther und der Reformation verdankten. Im Gegenteil, die auf die Glaubensspaltung folgenden Wirren und Kriege ließen eine gedeihliche Entwicklung der bereits vorhandenen Ansätze eines volkstümlichen Bibiliothekwesens nicht zu. Erst im 19. Jahrhundert wurde die Gründung der Volksbüchereien wieder energischer gefördert.

Am eifrigsten betrieb die Agitation zunächst der sächsische Rentamtmann Karl Preusker. Er schritt 1828 mit einigen andern Gesinnungsgenossen zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek in Großenhain (Königreich Sachsen) und richtete 1839 in der Umgegend genannter Stadt Wanderbibliotheken ein. An dem Unternehmen beteiligten sich bald 16 Dörfer. Die Zahl der Bände, die von Ort zu Ort versandt wurden, betrug 500. Die Leute eines Ortes, welche die Bücher zu lesen wünschten, bildeten Lesezirkel und zahlten einen vierteljährlichen Beitrag von zwei Groschen.

Im Jahre 1828 gründete auch die ökonomische Gesellschaft im Königreich Sachsen „Lesebibliotheken für den Landmann," anfangs in jedem Kreise nur je zwei mit je 12 populären landwirtschaftlichen Büchern. Allein die überraschenden Erfolge drängten sehr

bald dazu, die Zahl der Leseanstalten in jedem Kreis von 2 auf 3 und später auf 4 zu erhöhen und neben den bloß belehrenden auch unterhaltende Schriften in die Bibliotheken einzustellen. Die ganze Bewegung drang indes nicht über die Grenzen von Sachsen hinaus.

Bei den Regierungen der einzelnen deutschen Bundesstaaten fand diese Bewegung lange Zeit wenig Unterstützung. Erst seit dem Erlaß des Kultusministeriums vom 18. September 1898 wurde in Preußen seitens der Regierung den volkstümlichen Bibliotheken einige Aufmerksamkeit geschenkt. Seit dieser Zeit sind in den jährlichen Etat 70 000 Mk. (in den Kultusetat pro 1909 endlich 100 000 Mark) zur Unterstützung volkstümlicher Bibliotheken eingesetzt. Zumeist werden damit Kreiswanderbibliotheken begründet, die namentlich in Schlesien, Posen und Hannover bereits eine große Ausdehnung erlangt haben.

Im Großherzogtum Hessen ist man zur Zeit daran, in alle Ortschaften Kreiswanderbibliotheken gelangen zu lassen. Es dürfte bereits das ganze Großherzogtum mit einem Netz derartiger Institute überzogen sein. Am energischsten trat das Königreich Sachsen zu Gunsten der Bewegung ein. Anno 1875 gab es in diesem Lande 196 Volksbibliotheken. Im Jahre 1874 war von dem Abgeordneten Dr. Pfeiffer ein Antrag eingebracht, es solle die Regierung zur Unterstützung der Volksbibliotheken eine bestimmte Summe in den Etat einstellen. Es wurde dann auch von 1876 ab jährlich eine Summe von 15 000 Mk. bewilligt, die man 1889 auf 18 000 Mk. erhöhte. Da jedoch die Zahl der genannten Bibliotheken bis zum Jahre 1893 auf bereits 1065 gestiegen war, muß die bewilligte Summe als winzig klein und vollständig ungenügend erachtet werden.

Früher als vom sächsischen war von dem württembergischen Staate die Aufmerksamkeit dem volkstümlichen Bibliothekswesen zugewandt worden. Hier hatten die Zentralstelle für Handel und Gewerbe, sowie diejenige für Landwirtschaft alle, welche in den betreffenden Berufen tätig waren, mit geeigneten technischen Schriften versorgt. Von der landwirtschaftlichen Zentralstelle waren in der Zeit von 1853—76 über 23 000 Schriften unentgeltlich verteilt und 11 000 zu ermäßigten Preisen verkauft worden. Ein Synodalschreiben vom 13. Dezember 1869 beauftragte sodann die Kreisschulinspektoren, aus Mitteln der Schulfonds oder der Gemeinde, soweit solche zu Gebote standen, Büchersammlungen für die Jugend einzurichten. Seit einer Reihe von Jahren stellt die Zentralstelle dem Wohltätigkeitsverein namhafte Geldbeiträge für Volksbibliotheken zur Verfügung. Dadurch nahmen diese in Württemberg einen bedeutenden Aufschwung. Es gab deren im Jahre 1907 insgesamt 1403 und 27 Lesehallen oder Lesesäle. Die Zahl aller württembergischen Gemeinden beträgt 1904. Ob in diese 1403 Bibliotheken auch diejenigen des Borromäus vereins, die kath. Pfarrbibliotheken und jene der kath. Vereine miteingerechnet sind, ist ungewiß.

In Baden hat die Regierung seit längerer Zeit die Bezirksämter beauftragt, auf die Einstellung von Geldern für die Volksbibliotheken in den Gemeindeetat hinzuwirken. Die Zahl der Schülerbibliotheken schätzt Reyer im Verhältnis zu den Schulen auf ca. 90 Prozent. (Reyer, Handbuch des Volksbildungswesens, S. 205.)

Die tatkräftigste Förderung erfuhr die Verbreitung guten Lesestoffes zunächst bis Ende der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts durch eigens zu diesem Zwecke gegründete Vereinigungen wie den Verein vom hl. Karl Borromäus, die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, den christlichen Zeitschriften-Verein u. s. w.

Einen ganz bedeutenden Aufschwung nahm in den Städten und Industriegegenden die Volksbücherei durch die Propaganda, die von der Commenius-Gesellschaft und der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ausging, die beide darauf hinarbeiteten, daß nach dem Muster Englands und Amerikas in allen Städten große, freie öffentliche Bibliotheken mit Lesehallen eingerichtet würden. Manche Städte bewilligten größere oder geringere Beiträge oder nahmen die Verwaltung dieser Bibliotheken ganz in ihre Hand. Es wurden viele Stiftungen und Schenkungen zu diesem Zwecke gemacht, die bis in die Hunderttausende gingen (z. B. Abbe in Jena). Großindustrielle richten nun für ihre Werksangehörigen großartig eingerichtete Büchereien ein, die gratis benutzt werden können. Das klassische Beispiel dieser Art ist die Kruppsche Bücherhalle in Essen. Die Sozialdemokratie sucht ihre Anhänger nicht bloß durch eine geradezu mustergültige Zeitungs- und Flugblattagitation, sondern auch durch die zahlreichen Gewerkschaftsbibliotheken bei der Fahne zu halten.

Eine kleine Orientierung über den gegenwärtigen Stand der Massenverbreitung für Lesestoff geben vielleicht folgende Daten:

Der Christliche Zeitschriftenverein, dessen Tätigkeit sich vornehmlich auf das gläubige evangelische Volk erstreckt, unterstützte volkstümliche Bibliotheken im Jahre 1907 mit insgesamt 70 654 Bänden. Daneben unterhält dieser Verein noch einen enormen Kalender- und Wochenblättervertrieb (im Jahre 1907 insgesamt 794 229 Kalender und 1 200 000 Abonnenten auf seine Blätter).

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, deren Hauptarbeitsfeld der protestantische Osten und Norden, sowie Mitteldeutschland ist, gab in der gleichen Zeit an 6635 volkstümliche Bibliotheken 129 769 Bände ab.

Bedeutende Fortschritte macht auch die jüngste Vereinigung dieser Art, die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. (Sitz Hamburg-Großborstel.) Im ersten Jahre (1904) sind von ihr 700 Volksbibliotheken mit je 35 Werken, also insgesamt mit 17 500 Werken, unterstützt worden; im Jahre 1907 hat sie 37 705 Bände im

Werte von 34 000 Mk. an kleinere ländliche Volksbibliotheken abgegeben.

Der Polnische Volksbibliothekenverein hat in der Provinz Posen im Jahre 1904 128 Bibliotheken begründet und bereits bestehende Bibliotheken mit mehr als 23 000 Büchern versorgt. Für Bücherbeschaffungen wurden ca. 15 000 Mk. ausgegeben. Außerdem diente diesem Zweck ein Legat von 50 000 Mk. Eine Reorganisation der polnischen Volksbibliotheken in Preußen steht bevor.

Der Sprachverein für das nördliche Schleswig ist eifrig tätig, durch Verbreitung von Büchern in Schleswig dänische Sprache und änische Gesinnung zu erhalten. In dem kleinen Territorium dienen diesem Zwecke bereits 100 Bibliotheken mit 80 000 Bänden.

Hierzu nur noch einige Mitteilungen aus den größeren städtischen Büchereien und der Kruppschen Bücherhalle in Essen!

Die Kruppsche Bücherhalle in Essen lieh in ihrem neunten Betriebsjahre (1. März 1907 bis 29. Februar 1908) unter den Werksangehörigen der Kruppschen Firma insgesamt 470 000 Bände an 14 650 Leser aus. Die Volksbibliothek in Straßburg verlieh im Jahre 1906 110 962 Bände; diejenige in Wiesbaden 69 629 Bände, Jena 129 195 Bände. Die 28 Berline städtischen Volksbibliotheken liehen 1 524 876 Bände im Jahre 1907/08 aus; die 4 städtischen Volksbüchereien in Düsseldorf im Jahre 1907/08 181 565 Bücher an 11 812 Leser; die 6 Volksbüchereien der Stadt Breslau 732 749 Bände an 30 775 Leser; die Stadtbücherei Elberfeld in eben dieser Zeit 291 967 Bände an 8356 Personen. In der Lesehalle Bremen betrug die Ausleihe im Jahre 1907 117 122 Bände, in der Volksbibliothek Stuttgart 122 886 Bücher und in der öffentlichen Bücherhalle in Hamburg im Jahre 1907 insgesamt 1 155 738 Bände. Der Senat und die Bürgerschaft haben für die Hamburger Volksbibliotheken 70 000 Mk. pro 1907 bewilligt. Diese Beispiele ließen sich noch bedeutend vermehren. Aber die angeführten zeigen zur Genüge, daß wir hier vor einer machtvoll emporstrebenden Bewegung stehen. Die Benutzung dieser Bibliotheken seitens der Arbeiter beträgt etwa 13—15 Prozent der Leihkarten lösenden Personen, nicht aber der gesamten Arbeiterbevölkerung der betr. Städte.

Vor einigen Jahren noch wurden Stimmen laut, welche bei diesen Instituten das Schwergewicht nicht in die Ausleihebibliothek, sondern in die Lesehalle verlegen wollten. Man hielt es für wichtiger, der minderbemittelten Bevölkerung, namentlich der Arbeiterschaft und der schulentlassenen, heranwachsenden Jugend Gelegenheit zu geben, die arbeitsfreie oder arbeitslose Zeit in schön eingerichteten, gut erwärmten luft- und lichtreichen Lesesälen nützlich zu verbringen, statt auf der Straße und in schmutzigen Kneipen herum-

zulungern und zu verkommen. Auch damit rechnete man, daß sich manch ein bildungs- und wissensdurstiges Gemüt unter ärmlichen Kleidern berge, das froh wäre, wenn ihm Gelegenheit geboten würde, unentgeltlich die reiche Zeitungs- und Zeitschriftenliteratur zu studieren, an die es sonst aus Geldmangel nicht herankommen könnte. Daß solche und ähnliche Erwägungen von einem wirklichen sozialen und menschenfreundlichen Empfinden ausgingen, wird jedermann gern anerkennen, eben so gern wie die schönen Erfolge, welche manche Lesehallen aufweisen konnten. So hatten die zugleich mit Volksbibliotheken verbundenen Lesehallen an Jahresfrequenz im Jahre 1907 aufzuweisen: Düsseldorf in drei Lesehallen 49 039 Personen; in einer Lesehalle: Hamburg 54 586, Elberfeld 113 488, Stuttgart 53 197; Breslau in drei Lesehallen 224 823, Bremen in einer Lesehalle 41 405, Berlin öffentliche Volksbibliothek und Lesehalle SW Alexandrinenstr. 26 73 293; städtische Volksbibliothek Freiburg i. B. 70 713 un die städtische Volksbibliothek und Volkslesehalle Heidelberg 30 760 Personen. Aber die Erwartungen, welche ursprünglich in dieses Institut gesetzt waren, erfüllten sich nicht. Heute steht man auf dem Standpunkt: Zu allererst eine gut eingerichtete Volksbibliothek mit Bücherausleihe nach Hause und dann, wenn die Mittel noch reichen, eine Lesehalle im Anschluß an diese Bücherei. Denn erstens verschlingt eine Lesehalle ungleich mehr Geld für ihre Unterhaltung als die Bibliothek, und zweitens kann der verheiratete Mann, der die arbeitsfreie Zeit nur zu oft mit Besuch der politischen und Standesversammlungen ausfüllen muß, unmöglich einige Stunden daheim der Familie widmen und der Erholung in Gottes freier Natur, wenn er des öfteren eine Lesehalle besuchen will. Die Buchlektüre zu Hause im Kreise der Familie ist weit wertvoller als die Lektüre in der öffentlichen freien Lesehalle.

Von der Bedeutung dieser auf protestantischer und paritätischer Grundlage errichteten Volksbibliotheken und Lesehallen für Kultur und Religion wird das Schlußkapitel handeln, worin die prinzipielle Stellungnahme der Katholiken zur Volksbücherei dargelegt wird. Zunächst soll die Frage beantwortet werden: Was haben die Katholiken zur Förderung der Volksbibliotheken getan? Die Antwort hierauf leitet ohne weiteres über auf die machtvollste katholische Einrichtung zur Verbreitung guter Schriften, auf den Borromäusverein.

V. Kapitel.

Der Verein vom hl. Karl Borromäus.

Der Verein vom hl. Karl Borromäus wurde im Jahre 1845 in Bonn ins Leben gerufen. Am hervorragendsten waren an der Begründung beteiligt: Dr. Dieringer, Professor an der kath. theologi-

schen Fakultät der Universität Bonn, der bekannte Parlamentarier Dr. August Reichensperger und Freiherr Max v. Loë. Weil den Gründern das hervorragend sozialcharitative Wirken des großen Mailänder Erzbischofs und Kardinals dabei vor Augen schwebte, nannte man den Verein nach dem Namen des hl. Karl Borromäus.

Die Organisation des Vereins ist einem ziemlich einfache. An der Spitze steht ein Vorstand aus fünf Personen, der von der Mitgliederversammlung gewählt wird; diese findet in der Regel zweimal im Jahre statt. Die Zahl der Mitglieder im Sinne des bürgerlichen Gesetzbuches beträgt etwa 30. Neue Mitglieder werden von der Mitgliederversammlung gewählt. Die Befugnisse des Vorstandes sind im allgemeinen ziemlich begrenzt, weil in allen wichtigeren Angelegenheiten die Mitgliederversammlung zu beschließen hat. Mit der Führung der laufenden Geschäfte ist ein Geschäftsführer betraut, der nach den Anweisungen des Vorstandes seine Tätigkeit entfaltet. Das Bureau des Geschäftsführers, sowie sämtliche, dem Interesse des Vereins dienenden Räumlichkeiten befinden sich im Borromäushause zu Bonn, Münsterplatz 10. Der ausschließliche und einzige Zweck des Vereins besteht in der Verbreitung und Förderung der guten, gediegenen, vor allem der katholischen Literatur: 1. durch Gründung von Hausbüchereien, 2. durch Einrichtung von katholischen Volksbibliotheken, 3. durch Herausgabe einer Zeitschrift für Bücherkunde und volkstümliches Bibliotheksweſen, Die Bücherwelt.

Wie erreicht nun der Verein sein Ziel, das man kurz, wenn auch nicht erschöpfend, als die Massenverbreitung guter Literatur in den weitesten Kreisen des deutschen katholischen Volkes bezeichnen kann? In folgender Weise: In allen Gemeinden sucht der Borromäusverein Teilnehmer, sog. Vereinsangehörige, zu gewinnen, die an die Zentralstelle in Bonn einen Jahresbeitrag von entweder 1,50 oder 3,00 oder 6,00 Mk. entrichten. Für diesen Jahresbeitrag nun erhält jeder Teilnehmer ein Buch als Gabe zugesandt. Der Wert dieser Vereinsgabe muß zum mindesten der Höhe des eingezahlten Beitrages entsprechen. Die Vereinsgabe wählt sich jeder Teilnehmer selber. Der Verein gibt nämlich jährlich ein sogenanntes „Gaben-Auswahl-Verzeichnis“ heraus, welches die Titel jener Bücher namhaft macht, die den Vereinsangehörigen in dem betreffenden Jahre als Gabe zur Auswahl gestellt werden. Das Verzeichnis zerfällt, entsprechend den drei Klassen der Vereinsangehörigen, in drei Abteilungen. Jede Abteilung umfaßt etwa 600—700 Büchertitel, die sich auf alle Gebiete der Literatur verteilen. Somit bleibt jedem Teilnehmer die Wahl eines Buches aus etwa 600—700 Angeboten. Durch diese Vereinsgaben arbeitet der Borromäusverein auf die Schaffung von Hausbüchereien in den einzelnen Familien hin. Eine Familie, in der jedes Jahr ein Angehöriger dem Verein als Teilnehmer beitritt, erhält im Laufe der Zeiten eine schöne Hausbücherei.

Bei der Zusammenstellung der Gaben hat die Zentralstelle auf alle möglichen Bedürfnisse Rücksicht genommen. Die Wünsche jedes Standes, Alters und Geschlechtes sind berücksichtigt. Daher findet man z. B. neben Monumentalwerken wie Herders Konversationslexikon und der Kunstgeschichte von P. Kuhn, neben den Werken unserer Klassiker, Romantiker und besten modernen Erzähler auch die billigen Schriften aus Landwirtschaft, Handel und Gewerbe. Kein einziges beachtenswertes Gebiet der Literatur ist ganz unberücksichtigt geblieben, mit Ausnahme der Bücher für den Schulunterricht. Wie sehr die Angehörigen des Vereins diesen Vorteil zu schätzen wissen, geht besonders aus der Wahl der Vereinsgaben hervor, welche am besten den so oft wiederholten Einwand widerlegt: „Die Masse des Volkes will überhaupt nichts von Büchern wissen, und wenn sie einmal was liest, dann nur Räuber-, Mord- und Liebesgeschichten." Die aus allen Berufen sich rekrutierenden Vereinsangehörigen wählen sich neben den Erbauungs- und Gebetbüchern mit besonderer Vorliebe hauswirtschaftliche Werke, sowie einzelne Klassiker, moderne tüchtige Erzählungen und vor allem auch geschichtliche Bücher als Vereinsgabe für ihre Hausbücherei.

Für unsere Zeit erscheint fast noch wichtiger als wie die Hausbücherei, die *volkstümliche Bibliothek*, die den weitesten Schichten der kath. Bevölkerung zugänglich gemacht wird. Der Borromäusverein würde deswegen, sofern er nicht auch für die Gründung derartiger Institute Sorge trüge, seine Aufgabe kaum halb erfüllen. Um ihre Einrichtung, sowie ihren zeitgemäßen Ausbau muß es ihm ganz besonders zu tun sein. Er geht dabei so vor: Sobald an einem Orte sich mindestens fünf Vereinsangehörige befinden, wird daselbst ein *Hülfverein* gegründet. Sein Vorstand ist entweder ein Mitglied des Seelsorgerklerus oder eine Persönlichkeit aus dem Laienstande, die der Pfarrer des Ortes für geeignet erklärt zur Führung der Geschäfte eines Hülfsvereinsvorstandes. Wenn nun die Gesamtsumme der Mitgliederbeiträge eines solchen Hülfsvereins mindestens *dreißig Mark* beträgt, dann wird dem Hülfsverein von der Zentralstelle in Bonn eine gewisse Summe Geldes, die sogenannte *Bibliotheksgabenquote*, zur Verfügung gestellt als Anteil an den Bibliotheksgaben. Allerdings erhalten die Vereine die betreffende Bibliotheksgabenquote nicht in bar, sondern es wird ihnen von der Zentralstelle in Bonn mitgeteilt, daß sie aus dem für diesen Zweck herausgegebenen Bücherverzeichnis sich für die Gründung oder Erweiterung einer volkstümlichen Bibliothek Bücher im Werte von so und soviel Mark wählen dürften. Die Benutzung der auf diese Weise zustande gekommenen *Borromäusvereinsbibliothek* ist für die *Vereinsangehörigen gratis*; Nichtteilnehmer sollen, wofern nicht wichtige Gründe vorliegen, für die entliehenen Bücher einen kleinen Leihheller bezahlen.

Die so durch den Borromäusverein begründete volkstümliche Bibliothek bleibt Eigentum der Zentralstelle in Bonn. Geht ein Verein ein, so dürfen die Bücher der Borromäusbibliothek nicht etwa verkauft oder verschenkt werden, sondern sie haben solange an Ort und Stelle zu bleiben, bis ein neuer Verein begründet wird; selbstverständlich können sie in der Zwischenzeit ausgeliehen werden. Für die Auswahl der Bibliotheksgaben wird von Zeit zu Zeit ein sog. Bibliotheksgabenverzeichnis mit einem jährlich erscheinenden Ergänzungsheft herausgegeben; das derzeitige zählt 4375 Büchertitel. Um den Vereinsvorständen die Auswahl der geeigneten Bibliotheksgaben zu erleichtern, gibt der Verein die monatlich erscheinende Zeitschrift „Die Bücherwelt" heraus, worin die gesamte Literatur, die nicht rein fachwissenschaftlich gehalten, sondern für weitere als bloße Fachkreise berechnet ist, von zuverlässigen Kritikern besprochen und gesichtet wird. Damit die Vereinsvorstände überhaupt literarisch geschult und aufgeklärt werden, bringt die Zeitschrift auch programmatische Abhandlungen über Kunst und Literatur, sowie über einzelne Literaturströmungen. Den Vereinsvorständen wird sie gratis zugesandt; im Abonnement kostet sie 2,50 Mk. ganzjährlich. Sie erscheint bei J. P. Bachem in Köln monatlich mit ca. 20 Seiten Text.

Um die Unkosten des Geschäftsganges, bezw. des Verkehrs der Zentralstelle mit den einzelnen Hülfsvereinen zu vermindern, wird in der Regel eine bestimmte Anzahl von Vereinen einem andern Hülfsverein als dem sog. Haupthülfsverein unterstellt. Der Vorstand dieses Haupthülfsvereins übermittelt dann den gesamten geschäftlichen Verkehr der ihm unterstellten Hülfsvereine mit der Zentralstelle in Bonn. Wo sich indes Unzuträglichkeiten und überhaupt Nachteile für einzelne Hülfsvereine aus der Unterstellung unter einen Haupthülfsverein herausbilden, wird der direkte Verkehr der einzelnen Hülfsvereine mit der Zentralstelle gestattet.

Das wäre die Organisation und die Art der Tätigkeit, die der Verein vom hl. Karl Borromäus entfaltet, um erstens durch Gründung von Hausbüchereien vermittelst der Vereinsgaben und zweitens durch Einrichtung von Volksbüchereien vermittelst der Bibliotheksgaben seine Aufgabe, die Massenverbreitung guter Literatur in den weitesten Volksschichten, wirksam zu lösen.

Und der Erfolg?

Man wird nicht fehlgehen, wenn man den Wert der vom Verein seit der Zeit seines Bestehens bis Ende 1908 an volkstümliche Bibliotheken, in erster Linie natürlich an seine Borromäusvereinsbibliotheken abgegebenen Bücher auf ca. 5—6 Millionen Mark veranschlagt. Der Wert der im gleichen Zeitraum zur Begründung von Hausbüchereien versandten Vereinsgaben dürfte ca. 16—17 Millionen Mk. betragen, zusammen also Bücher im Werte von ca. 22. Millionen

Mark. Am 31. Dezember 1908 belief sich die Zahl der Borromäusvereine auf rund 3500 mit insgesamt 165 000 Vereinsangehörigen.

Es wird somit der weitaus größte Teil der kath. Volksbibliotheken im deutschen Sprachgebiete von diesem Verein gegründet und unterhalten. Allerdings gibt es noch einzelne Gegenden, in welchen die katholischen Geistlichen aus eigener Tasche sog. Pfarrbibliotheken für die Angehörigen ihrer Pfarrei errichten. Dies ist namentlich in Württemberg, Elsaß-Lothringen und in der Provinz Schlesien der Fall. Ob aber die Zahl all dieser Institute über 500 hinausgeht, dürfte doch sehr, sehr zweifelhaft sein, obschon es keine Statistik hierüber gibt.

In Bayern ist neben dem Borromäusverein seit einigen Jahren der kath. Preßverein bemüht, allerorts katholische Volksbibliotheken zu gründen und zu unterstützen. Nach dem für das Geschäftsjahr 1907/08 herausgegebenen Berichte unterhält und unterstützt er zur Zeit 89 Volksbibliotheken, die über 79 600 Bände verfügen und im letzten Jahre 301 000 Ausleihungen aufwiesen. Doch sind ein Teil dieser Büchereien zugleich Borromäusvereinsbibliotheken, von diesem Verein mitbegründet und mitunterstützt, wie z. B. die drei größten: Bamberg, Landshut und München-St. Bonifatius. Landshut verlieh im Jahre 1907/08 insgesamt 12 183 Bände an 1000 Personen und wies in seiner Lesehalle ca. 30 000 Besucher auf, Bamberg verlieh 25 430 an 2045 Leser und München-St. Bonifatius ca. 30 000 aus seiner Bibliothek, die 4000 Bände zählt. Die Bibliothek München-St. Johannes, zugleich auch Borromäusbibliothek, wies bei 3000 Bänden 10 000 Ausleihungen auf. Zu erwähnen wären dann noch einige Versuche, katholische Volksbibliotheken und Lesehallen in größeren Städten nach dem Muster der bereits erwähnten städtischen und paritätischen Volksbibliotheken und Volkslesehallen einzurichten. Zuerst wurde im Jahre 1894 die Katholische Volksbibliothek und Lesehalle zu Freiburg i. B. ins Leben gerufen. Der jährliche Durchschnitt der ausgeliehenen Bücher beträgt 20 000 Bände. Im Lesesaal verkehren täglich 25—30 Personen. Doch ist die Benützung dieses Instituts in dem zu ca. 60 Prozent katholischen Freiburg kaum ein Drittel zu stark wie diejenige der von der Stadt eingerichteten und über weit reichlichere Mittel verfügenden paritätischen Volksbibliothek. Die mit Hülfe des Borromäusvereins gegründete Bonner Volksbibliothek und Lesehalle ist wieder eingeschlafen. Zur Zeit bestehen noch die Volksbibliothek in M.-Gladbach und die öffentliche Bücher- und Lesehalle Münster i. W., beide in engerer oder loserer Angliederung an den Borromäusverein. Die M.-Gladbacher kath. Volksbibliothek hatte im Jahre 1905 zusammen mit ihren Filialen 53 983 Bände ausgeliehen. Neuere Daten sind mir nicht bekannt geworden Die öffentliche Bücher- und Lesehalle Münster i. W. verlieh im Jahre 1907/08 67 232 Bücher.

Mit diesen Daten glaube ich einen ziemlich erschöpfenden Bericht über die Bestrebungen der deutschen Katholiken auf dem Gebiete der Volksbibliotheksbewegung gegeben zu haben. Was für die gedeihliche Entwicklung unserer katholischen Volksbüchereien noch weiter geschehen muß, wird in dem Schlußkapitel zur Sprache kommen.

VI. Kapitel.

Der Ernst der Lage.

Die bisherigen Darlegungen sollten, wenn auch gerade keine fein veräftelte, so doch eine in den großen Umrissen richtige Orientierung über die volkstümliche Bibliotheksbewegung in Deutschland geben. Aus den trockenen statistischen Mitteilungen lassen sich eine Reihe von Schlüssen ziehen.

Zunächst darf festgestellt werden, daß diese Bewegung, gefördert von mächtigen Faktoren, unaufhaltsam vorwärts drängt. Innerhalb weniger Jahre wird jede Gemeinde mit mehr als 20 000 Einwohnern mindestens eine volkstümliche Bibliothek erhalten, und auch in rein ländlichen Gegenden werden der Orte ohne Volksbibliotheken immer weniger; dafür sorgen die einzelnen Regierungen, vielfach die Gemeinden selbst, einzelne Privatpersonen als eifrige Förderer der Volksbildung und vor allem die oben genannten Vereine.

Das Interesse der einzelnen Regierungen für die Volksbüchereien ist ganz selbstverständlich und naturgemäß. Mit welchem Aufwand von Geld und Mühe sucht der Staat nicht durch die verschiedenen Schulen, vor allem durch die Volksschule, in die Herzen der Jugend jene Grundsätze und Ideale zu pflanzen, worauf nach seiner Ueberzeugung das Wohl des Vaterlandes beruht! Sobald aber die Jugend der Schule entwachsen ist, wird sie einer Unsumme von Einflüssen und Einwirkungen ausgesetzt, welche die ganze Arbeit der Schule vernichten können. Zu diesen Einflüssen rechnet nach jedermanns Ueberzeugung in erster Linie das gedruckte Wort, sei es als Buch oder als Zeitung. Nun gewahrt die Regierung, daß die Vertreter der verschiedensten Weltanschauungen, daß die Sozialdemokratie, der Liberalismus, die gläubig protestantische Richtung, sowie die Katholiken bemüht sind, durch Gründung von Volksbibliotheken in ihrem Sinne die Lektüre des Volkes zu regeln, einmal, um dadurch Volksbildung zu verbreiten, sodann aber auch, um an der Volksbibliothek ein mächtiges Bollwerk zur Verteidigung ihrer Weltanschauung zu haben.

Sagt es einem da nicht der gesunde Menschenverstand, daß keine Regierung dieser mächtigen Bewegung gleichgültig gegenüberstehen kann und darf. Oder sollte sie z. B. ruhig die Hände in den Schoß legen und zusehen, wie die Sozialdemokratie die weitesten Kreise des

Volkes mit Büchern überschwemmt, worin die Grundsätze, auf denen unsere heutige Gesellschaftsordnung beruht, mit mehr oder minder großem Geschick bekämpft werden?

Was soll sie aber tun? Volksbüchereien, deren Regale hauptsächlich mit sozialdemokratischen Schriften ausgestattet sind, einfach zu verbieten, geht in unserer Zeit aus den verschiedensten Gründen nicht mehr an. Mit physischen Gewaltmitteln einschreiten, wäre unerhört und auch vollständig nutzlos. Aber eine kluge Regierung wird dafür Sorge tragen, daß einwandfreie Volksbüchereien in genügender Anzahl da, und deren Leiter rührig und einflußreich genug sind, um die Masse der Bevölkerung zur Benutzung dieser Bibliotheken zu gewinnen.

Folgt daraus nun, daß der Staat selber in jedem Orte Volksbibliotheken einrichten, die Leiter dieser Bildungs- und Volkserziehungsanstalten anstellen und die Auswahl der Bücher besorgen soll? Wenn niemand anders da wäre, der sich bereit erklärte, Volksbibliotheken einzurichten und in einem für das Gemeinwohl nützlichen Sinne zu leiten, würde heutzutage der Staat seine Pflicht versäumen, wenn er es nicht täte; sofern aber von anderer Seite diese Aufgabe gelöst wird, genügt es vollauf, wenn der Staat diesen von anderen gegründeten Bibliotheken fördernd zur Seite steht und sie moralisch oder, wenn nötig, auch finanziell unterstützt. Ein weiteres Eingreifen, etwa ein bureaukratisches Hineinregieren in solche von Privatpersonen oder Vereinen und Körperschaften gegründete Volksbüchereien, oder gar die Gründung staatlicher Konkurrenz-Volksbüchereien wäre geradezu vom Uebel; denn erstens würde dadurch in die ganze Bewegung ein bureaukratischer Zug kommen, wodurch der Bevölkerung von vornherein die Freude an derartigen Bibliotheken verdorben wäre, zweitens wäre stark zu befürchten, daß aus den Bibliotheken alle Bücher, welche in politischer Hinsicht keine gouvernementale Gesinnung verrieten, sowie solche Geschichtswerke, deren Verfasser offen und gerade die Wahrheit niedergeschrieben, ferngehalten würden, während für die Byzantiner und Schmeichler sich ein wahres Eldorado auftäte. Daß die Volksbibliotheken von der Regierung geleitet und beherrscht werden, liegt daher nicht im Sinne einer freiheitlichen, aber gerade deswegen vaterländischen, echt monarchistischen Entwicklung, weil dadurch der schlimmste Feind der Monarchie, das Byzantinertum, üppig in die Halme schösse.

Für Preußen ist bis auf den heutigen Tag maßgebend der Erlaß des preußischen Kultusministers Bosse vom 18. Juli 1899. Die Grundsätze, nach welchen sich das Kultusministerium gemäß dieses Erlasses die Organisation der Volksbüchereien in mehr ländlichen Gebieten denkt (für die Großstadtverhältnisse bietet der Erlaß nichts), sind folgende:

1. Die staatlichen Organe sollen, um die Eigenart und Selbstständigkeit der Volksbüchereien nicht zu beeinträchtigen, sich „im wesentlichen darauf beschränken, zu der Errichtung von Volksbibliotheken anzuregen, die unmittelbar Beteiligten bezüglich der zu treffenden Einrichtungen zu beraten und durch Gewährung staatlicher Beihülfen, soweit dieselben nach Lage der Verhältnisse erforderlich, den weiteren Fortgang der Sache nach Möglichkeit zu fördern."

2. „Bücher, welche in konfessioneller oder politischer Hinsicht einen bestimmten Standpunkt einseitig und in einer die Vertreter abweichender Anschauungen verletzenden Weise zum Ausdruck bringen", sollen von der Aufnahme in Volksbibliotheken ausgeschlossen bleiben, damit die politischen und religiösen Gegensätze nicht verschärft werden.

3. Ein unmittelbar und ausschließlich dem Zwecke der Volksbibliothek dienender Bibliotheksverein, welcher das Eigentumsrecht und die Verpflichtung der Unterhaltung übernimmt, ist die geeignete Körperschaft für die Uebernahme einer solchen Bibliothek.

4. Der Minister gedenkt der Vorzüge, welche es hätte, wenn ein Verband, z. B. ein Schulverband, kommunaler Verband, Kreisverband die Volksbibliothek übernähme, ohne indes ein solches Verfahren mehr als das unter Nr. 3 geschilderte zu empfehlen.

5. Für Landgemeinden werden die Wanderbibliotheken empfohlen.

6. Die Oberpräsidenten werden ersucht, „die Begründung freier Vereine behufs Einrichtung von Volksbibliotheken nach Möglichkeit zu fördern und insbesondere auch die Städte, sowie die Kreisverwaltungen zu einem tatkräftigen und planmäßigen Vorgehen in der bezeichneten Richtung anzuregen."

7. „In größeren industriellen Orten" sollen die Oberpräsidenten insbesondere „bei den städtischen Körperschaften" auf die Eröffnung von Volkslesehallen hinwirken.

8. Grundlegende Bestimmung für Volksbibliotheken soll es sein, „politische und konfessionelle Sonderinteressen" fern zu halten.

Man muß gestehen: Wenn je ein Erlaß so gar keinen Stich ins Bureaukratische hatte, wenn je einer von weiten Gesichtspunkten ausging, so war es dieser. Man kann im Prinzip damit voll und ganz einverstanden sein. Er ist hervorgegangen aus einer Auffassung, die sich mit dem von mir gekennzeichneten Standpunkt über das Verhältnis des Staates zur Volksbibliotheksbewegung deckt. Auf dieser Grundlage ist ein Zusammenarbeiten der staatlichen Behörden und des Borromäus-Vereins sehr gut möglich, da der Minister nirgendwo paritätische Volksbibliotheken fordert, sondern bloß, daß verletzend-konfessionelle Bücher nicht in die Volksbibliothek aufgenommen würden.

Wie ist nun im Laufe der Jahre der Erlaß, von dessen Zurückziehung nie etwas verlautete, durchgeführt worden?

Es interessiert hier nur dessen Durchführung in kath. Gegenden und Gemeinden. Durch das Kultusministerium werden Jahr für Jahr „Der Christliche Zeitschriftenverein", „Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" und „Die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung" als diejenigen Organisationen empfohlen, auf deren Basis in jeder Gemeinde die Volksbibliotheken eingerichtet werden sollen. Nun bekennt der Christliche Zeitschriftenverein von sich ganz offen in seinem letzten Jahresbericht, daß er im Sinne und im engen Anschluß an die „Innere (protestantische) Mission" arbeite, also protestantisch-orthodox gerichtet sei. Seine Kataloge und Bücherverzeichnisse tragen denn in der Tat auch das protestantische Gepräge an der Stirne. Das soll für die großartig wirkende Organisation kein Vorwurf sein, so lange sie ihre Tätigkeit auf protestantische Gemeinden beschränkt, was bisher auch zumeist der Fall gewesen ist. Im Gegenteil müssen wir Katholiken es freudig begrüßen, daß sie bei den Protestanten durch ihre Arbeit in christlichem Sinne wirkt. Nur eine allzugroße Furcht und Scheu, als gar zu fromm und rückständig zu gelten, ist an ihr zu bedauern, weil sie sich dadurch zur Aufnahme mancher ausgesprochen antichristlicher Bücher in ihren Katalog verleiten ließ. Auch kath. Autoren finden einigermaßen Berücksichtigung, aber nicht in dem Umfang wie protestantische Dichter und Erzähler im Verzeichnis des Borromäus-Vereins.

An der Spitze der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung stehen die Männer der Loge (vgl. Dr. Müller in der Augsb. Postztg. 20. Nov. 1908). Ihr Generalsekretär Tews ist der entschiedenste liberale Bekämpfer der konfessionellen Volksschule, sowie des von der Kirche geleiteten Religionsunterrichtes (ebenda). Die von ihm geleitete „Volksbildung" hält sich erst seit etwa zwei Jahren von gelegentlichen Seitenhieben auf das Dogma fern, empfiehlt aber häufig antichristliche Bücher. Im Bücherverzeichnis der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung findet man weit mehr Bücher, die von giftigen Ausfällen gegen die kath. Religion strotzen, als wie Werke kath. Autoren. Das ist die so gerühmte Parität dieser Gesellschaft: ein ausgesprochen antichristlicher Liberalismus.

Auch von manchen Büchern, womit die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung die Volksbibliotheken bedenkt, gilt, daß sie das kath. Gefühl schwer verletzen.

Wenn nun die preußische Regierung mit ihrer Empfehlung der genannten drei Institutionen sich auf protestantische Gemeinden beschränken wollte, wäre nichts dagegen zu sagen. Man könnte sich nur darüber verwundern, wie ein christlich gerichtet sein wollendes Staatswesen um die Verbreitung antichristlicher Literatur sich so eifrig bemüht. Aber die Katholiken werden sich energisch zur Wehr setzen, wenn in ihren Gemeinden gehässig protestantische Tendenzliteratur,

atheistische und antichristliche Bücher unter Mitwirkung der Regierung in den weitesten Volkskreisen verbreitet werden sollen. Zur Wachsamkeit ist genügend Grund da.

Haben sie nicht den Borromäus-Verein? Wie stellt sich die Regierung zu dieser Organisation? Hier so, dort so, je nach der Gesinnung des Regierungspräsidenten und des Landrates.

Der Borromäus-Verein hat sich, um nach jeder Seite hin frei zu sein, noch nie an das Ministerium wegen einer amtlichen Empfehlung gewandt. Daher kann diesem kein Vorwurf gemacht werden, wenn es ihn einfach verschweigt. Dagegen haben eine Reihe von Borromäusvereinsvorständen sich an die Landratsämter und die Regierungspräsidenten um Unterstützung gewandt und diesen die Organisation des Vereins klargelegt. Ein Teil dieser Beamten, katholische wie protestantische, haben ohne weiteres den Bibliotheken des Borromäusvereins die erbetene Unterstützung zukommen lassen und darauf hingewirkt, daß diese Büchereien auch aus Gemeindemitteln unterstützt wurden; andere haben sie rundweg verweigert und wieder andere Bedingungen daran geknüpft, welche die Selbständigkeit dieser Institute schwer gefährdet hätten.

Das klarste Bild der derzeitigen Lage geben folgende Berichte. Im „Westfälischen Volksblatt" vom 10. Sept. 1908 ist zu lesen:

„Zur Beschaffung von Volksbüchereien in allen Orten des Nachbarkreises Worbis sind laut „Eichsfeldia" vom Kreisverein in einer der letzten Sitzungen 4000 Mark bereit gestellt worden. In diesen Tagen wird nun damit begonnen, diese Summe an die einzelnen Orte zu verteilen bezw. die Beschaffung der Bücher, die von den einzelnen Orten gewünscht werden, ins Werk zu setzen. Die Verteilung erfolgt nach Maßgabe der Einwohnerzahl. Für jeden Ort ist ein Komitee bestimmt worden, welches als Büchereivorstand die Auswahl der Bücher zu besorgen hat. In Orten, wo schon Bibliothekeinrichtungen, z. B. Borromäusbibliotheken 2c. bestehen, soll die neue Einrichtung sich angliedern; in den übrigen Orten sollen besondere Gemeindebüchereien errichtet werden, unter Rücksichtnahme auf die konfessionelle Zusammensetzung der Ortschaften. Außerdem soll eine größere Summe — wie verlautet 600 Mark — alljährlich dazu dienen, die eingerichteten Büchereien zu ergänzen bezw. auszubauen."

In anderen westfälischen und hannoveranischen Kreisen stellt der Kreis ähnlich wie im Bezirk Worbis Mittel zu einer großen Volksbücherei zur Verfügung, die in der Kreishauptstadt eingerichtet wird. Die Bücher werden von einer eigenen Kommission, der u. a. je ein katholischer und protestantischer Pfarrer angehören soll, ausgewählt und in eine bestimmte Anzahl von Kisten mit je 50 Bänden als sogenannte Wanderbücherei verpackt, die dann im Kreise zirkulieren und gegenseitig ausgetauscht werden sollen.

Derartige Kreiswanderbüchereien könnten in den einzelnen konfessionell wenig gemischten Orten sehr wohl an die dort bestehenden Borromäusvereins-Büchereien als wertvolle Ergänzung angeschlossen

werden. Die betreffenden Landräte sind einem solchen Vorschlag nicht abgeneigt gewesen und waren bereit, mit den Pfarrern in diesbezügliche Unterhandlungen einzutreten. So weit ich unterrichtet bin, verliefen diese jedoch resultatlos. Schade!

Sicherlich müssen die Leiter der Borromäusvereins-Bibliotheken über die Selbständigkeit ihrer Büchereien mit größter Sorgfalt wachen. Die Unabhängigkeit darf niemals darangegeben werden. Aber sie ist dadurch noch lange nicht gefährdet, daß man sich größerer Mühe unterzieht durch Unterhaltung eines Tauschverkehrs mit den benachbarten Büchereien und durch Anfertigung einer Bibliotheksstatistik. Auch durch Einstellung einwandfreier Werke akatholischer Autoren, sowie durch Zulassung von Nichtmitgliedern des Borromäusvereins zur Benützung der Bibliothek kann man den Wünschen der Regierung entgegenkommen. Entschiedene Abneigung der Behörde dem Borromäusverein gegenüber verrät jedenfalls folgender Erlaß eines Regierungspräsidenten in einem fast ausschließlich katholischen Bezirke an die Landräte:

„Der Herr Minister hat bei Ueberweisung des Fonds für Volksbibliotheken an den Herrn Oberpräsidenten zu folgenden Ausführungen und Anordnungen Veranlassung genommen.

„„Von der allergrößten Bedeutung für die Volksbibliotheken bleibt die Auswahl der Bücher. Erwünscht ist es, daß dafür möglichst in jedem Kreise Kommissionen gebildet werden, denen neben Geistlichen und anderen akademisch gebildeten Männern, sowie Lehrern und Lehrerinnen, als den berufsmäßig dafür am meisten inbetracht kommenden Persönlichkeiten, auch Männer und Frauen des praktischen Lebens angehören. Für die Auswahl ist vor allem der Bildungsstand der Leser von entscheidender Bedeutung; jeder Leserkreis hat seine eigenartigen Bedürfnisse. In jedem Falle ist daher vor Beschaffung von Büchern nach den von den verschiedensten Seiten vorbereiteten Verzeichnissen sorgfältig zu prüfen, ob sie auch für den besonderen Fall als geeignet zu beurteilen sind.

Die Bewilligung von Mitteln an Vereine wird vielfach sich als nötig erweisen, um sichere Träger der mit Einrichtung und Eraltung von Bibliotheken verbundenen Lasten zu gewinnen. Doch sind diese Vereine in jedem Falle zu verpflichten, ihre Bibliotheken allgemein zugänglich zu machen und auch bei der Auswahl der Bücher darauf Rücksicht zu nehmen, um Einseitigkeiten zu vermeiden. Ausgesprochen konfessionellen Vereinen können daher Mittel nur ausnahmsweise gewährt werden, wenn ihre Bibliotheken ausreichen, größeren Bevölkerungskreisen Volksbibliotheken zu ersetzen, nicht aber, wenn ihre Aufgabe ist, nur einem verhältnismäßig kleineren Volksteile zu dienen. Jedenfalls wird die Behörde, welche die Staatsmittel an Vereine bewilligt, auch die Auswahl der Bücher und die gesamte Einrichtung der Bibliotheken zu überwachen haben.““

Im Anschlusse an diese Ausführungen bemerke ich, daß auf dem Gebiete des Volksbibliothekswesens im hiesigen Regierungsbezirk m. E. noch manches geschehen könnte und müßte. Auf die große Bedeutung,

welche die Volksbibliotheken für die Volksbildung und bei geeigneter Leitung auch in sozialer Hinsicht besitzen, brauche ich nicht näher hinzuweisen; ich möchte auch annehmen, daß in weiten Kreisen ein Bedürfnis nach geeignetem Lesestoff vielfach vorhanden ist. Ob diesem Bedürfnis die vorhandenen einseitig konfessionellen unter geistlicher Leitung stehenden Borromäus-Bibliotheken genügen, erscheint mir zweifelhaft. Ich erachte daher die Gründung weiterer öffentlicher Volksbibliotheken, deren Träger die Gemeinden, Kreise, oder zu gründenden Vereine sein müßten, für sehr erwünscht. Eure Hochwohlgboren ersuche ich, die Angelegenheit in geeigneter Weise anzuregen und nach Möglichkeit zu fördern. Nach 4 Monaten sehe ich einem Bericht darüber entgegen, wo und wie die Gründung von Bibliotheken der in Rede stehenden Art erfolgen könnte. Beihilfen in Geld und in Büchern würde ich in Aussicht stellen können.

Schließlich möchte ich erneut die Aufmerksamkeit Ew. Hochwohlgeboren auf die Bücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung zu Hamburg-Großborstel, als eine besonders geeignete Bezugsquelle zur Versorgung der Volksbibliotheken hinlenken und deren Benutzung angelegentlichst empfehlen."

In diesem Erlaß ist ein Abschwenken von den bewährten Grundsätzen des Kultusministers Bosse unverkennbar. Zunächst wird eine behördliche Überwachung und Bevormundung der Volksbücherei für nötig erachtet; sodann tritt eine Abneigung gegen Volksbüchereien, die auf konfessioneller Grundlage errichtet sind, namentlich gegen die Bibliotheken des Borromäusvereins offen zu Tage, während die antikatholisch gerichtete Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung warm empfohlen wird. „Und," so fragen wir, „wozu besondere Bibliotheksvereine an Orten, wo dieser Verein im Borromäusverein schon vorhanden ist?" Die Tendenz des Erlasses ist eine klare. Der betr. Regierungspräsident befürchtet, die katholische Geistlichkeit könnte durch die von ihnen geleiteten Volksbibliotheken Einfluß auf das Volk gewinnen. Daß dieser Einfluß ganz im Sinne staatserhaltender, religiöser Ideen ausgeübt wird, tut nichts zur Sache; das Schlimme ist eben, daß es der Einfluß des Geistlichen ist. Da man vielfach in Regierungskreisen darauf bedacht ist, den katholischen Klerus in Fragen der Volkserziehung und Volksbildung zum Schaden einer gut monarchischen und vaterländischen Gesinnung immer mehr auszuschalten, ist die Furcht nicht grundlos, es möchte wie dieser Regierungspräsident noch mancher andere denken. Es ist offenbar System in der Sache. Den Sitz und die Stimme, welche man gütigst in der zu bildenden Kommission auch noch dem Geistlichen einräumen will, kann man ihm später ja gelegentlich nehmen, falls zu befürchten wäre, daß er einen unbequemen Gebrauch davon machen sollte. Zur Zeit bilden sie eine vortreffliche Lockspeise für jene Geistlichen, welche statt auf klare, katholische Prinzipien und eigene Kraft ihr Vertrauen auf Wohlwollen der Behörde setzen. Ist es denn nötig, gegen den Borromäusverein Konkurrenzbibliotheken der Regierung zu

gründen? Kann denn nicht eine gut organisierte Borromäusbibliothek allen Anforderungen entsprechen, die der Bossesche Erlaß an Volksbibliotheken stellt? Gewiß vermag sie dies. Das folgende Kapitel soll die Mittel und Wege angeben, wie auf der Basis des Borromäusvereins für Stadt und Land leistungsfähige Volksbüchereien geschaffen werden können.

VII. Kapitel.

Ausbau des Borromäusvereins in Stand und Land.

Der Kundige zweifelt an dem sieghaften Vordringen der Volksbibliotheksbewegung nicht mehr. Für ihn ist es nur noch die Frage eines kurz bemessenen Zeitraumes, bis jede Gemeinde ihre Volksbücherei hat. Ob jede katholische Gemeinde eine katholische Volksbibliothek? Bei der Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit mancher, die von hoher Warte aus die Zeichen der Zeit deuten sollten, ist es kühn, diese Frage rundweg zu bejahen. Rafft man sich nicht noch in elfter Stunde auf, dann wird unabsehbarer Schaden angerichtet werden. Es ist höchste Zeit, daß in jeder katholischen Gemeinde auf der Basis des Borromäusvereins eine allen zugängliche Volksbibliothek eingerichtet wird. Es darf in den einzelnen Gemeinden nicht gewartet werden, bis von irgend einer Seite die Gründung solcher Institute unternommen wird. Es gilt für die Katholiken, als die ersten mit der Einrichtung von Volksbibliotheken durch Einführung des Borromäusvereins auf den Plan zu treten und der Regierung den Beweis zu erbringen, daß auf katholischer Grundlage Volksbüchereien gegründet werden können, welche die im Erlaß des Kultusministers Bosse niedergelegten Gedanken voll und ganz verwirklichen. „Politischen und konfessionellen Sonderinteressen" werden sie nicht dienen. Aber nur, wenn der katholische Charakter der Volksbücherei prinzipiell festgelegt wird, ist für immer die Garantie gegeben, daß solche Bibliotheken niemals einen antikatholischen Charakter bekommen werden. Die Festigung und Vertiefung der katholischen Religion im katholischen Volksteil, die sich als selbstverständliche Folgen einer solchen Bücherei ergeben, wird aber der Minister nicht als konfessionelles Sonderinteresse bezeichnen, denn diese Vorteile ergeben sich ebenso aus dem konfessionellen Charakter der Volksschule, an dem der preußische Minister doch auch festhält. Da die Volksbibliothek nur die natürliche Konsequenz der Volksschule ist, wird sie wie diese am besten konfessionell eingerichtet. Hindernisse bei der Einführung dieser Organisation werden sich an sehr vielen Orten in den Weg stellen, doch dürften sie bei gutem Willen und etwas Geschick nur in den wenigsten Fällen unüber-

windlich sein. Viel schwieriger als einen Borromäusverein bezw. eine Volksbücherei zu gründen, ist es, ein derartiges Institut Jahre hindurch lebensfähig zu erhalten. Nur, wo es gelingt, die Teilnehmer dauernd oder wenigstens für eine schöne Reihe von Jahren an den Verein zu fesseln, vermag diese Organisation ihren Zweck zu erfüllen. Wie wird nun dieses Ziel erreicht? Zur guten Verwaltung gehört: 1. daß die Bibliothek in einem freundlichen Raume untergebracht wird, 2. daß der Bibliothekar sich selbst einigermaßen in der Literatur, vor allem aber in dem Bücherbestande der Bibliothek genau auskennt und bei der Ausleihe vernünftig, diskret, freundlich und zuvorkommend verfährt, 3. daß die Bücher sich in einem reinlichen Zustande befinden, 4. daß der Bücherbestand hinreicht, um das Lesebedürfnis zu befriedigen, 5. daß der Bücherbestand sorgfältig ausgewählt ist, und die belehrende Literatur, sowie die künstlerisch wertvolle Belletristik hinreichend vertreten sind, 6. daß möglichst viele Ausleihestunden angesetzt werden, 7. daß der Bibliothekar richtig Buch führt. Zu einzelnen dieser sieben Punkte seien einige Erläuterungen beigefügt:

Die Bibliothek braucht durchaus nicht in irgend welchen luxuriös ausgestatteten Räumlichkeiten untergebracht zu werden, die eventuell noch einen hohen Mietzins verschlingen. Dagegen soll der Raum einen freundlichen Eindruck machen und leicht zugänglich sein. Wo man bei der Umschau nach einem geeigneten Zimmer das Pfarrhaus oder die Kaplanei umgehen kann, tue man es. Wir wollen die volkstümliche Bibliothek nicht bloß von jenen frömmeren Personen benutzt wissen, die vielleicht deshalb die Bibliothek öfters in Anspruch nehmen würden, weil sich ihnen dadurch Gelegenheit zu öfterem Verkehr mit dem Geistlichen böte. Es muß vor allem mit jenen Personen gerechnet werden, die sich gerne in etwas ehrerbietiger Entfernung vom Geistlichen halten. An manchen Orten kann sogar auf die Benutzung der Bibliothek seitens der Nichtkatholiken gerechnet werden, sofern man dieses Institut auf einen einigermaßen neutralen Boden stellt, z. B. in einem Vereinshaus, einer Schule 2c. unterbringt.

Das Wichtigste für eine Volksbücherei ist jedoch die Ausstattung mit dem richtigen Lesestoff. Die Auswahl der Bücher muß so getroffen werden, daß sie den Lesern aller Bildungsgrade, Berufsklassen und Stände des betr. Ortes in reichlichem Maße die richtige Lektüre bietet. In einer volkstümlichen Bibliothek hat man mit allerlei Kostgängern zu rechnen. Die Zahl derer ist gewiß nicht klein, denen überhaupt jedes Verständnis für Poesie abgeht, oder in denen sich durchaus kein Drang nach Wissen und Bildung geltend macht. Sie wollen durch das Buch bloß unterhalten sein und schätzen ein Buch höher oder niedriger ein, je nachdem es mehr oder minder spannend geschrieben ist. Romane und Erzählungen à la Karl May, Herchenbach oder auch Kriegs-, Jagd- und Schiffahrtserlebnisse sind in ihren Augen die Perlen unserer Literatur. Gänzlich verkehrt wäre

es nun, wollte man diesen Armen im Geiste gegenüber sich als pedantischer Schulmeister aufspielen, ihnen die Kost, wonach sie verlangen, einfach verweigern und ihnen literarisch wertvolle Bücher, für die sie kein Verständnis besitzen, mit Gewalt aufoktroyieren. Der Erfolg wäre der, daß diese Leute von der Bibliothek wegblieben, dem Kolporteur als Beute in die Hände fielen und nun statt der harmlosen Unterhaltungsliteratur Bücher höchst zweifelhaften Inhaltes gierig verschlängen. Jeder mit dem praktischen Leben rechnende Bibliotheksleiter wird daher für solche Leser eine Anzahl Bände jener harmlosen Schriftsteller in seine Bibliothek einstellen. Vollständig verkehrt wäre es allerdings, die Regale zum größten Teil mit diesen seichten Literaturprodukten anzufüllen.

Welche Literatur eignet sich nun am besten für die Volksbibliotheken? Nach der oftmals recht harten und anstrengenden Tages- und Wochenarbeit will das arbeitende Volk in den Feierabendstunden und an Sonn- und Festtagen sich zunächst *ausruhen* und *erholen*. Nach den sauren Wochen will es frohe Feste, d. h. es möchte nach der Arbeit einen Genuß. Will man ihm diesen Genuß, diese Erholung durch die Lektüre verschaffen, dann wird diesen Zweck zunächst ein belletristisches Buch, etwa eine gute Erzählung, am besten erfüllen. Man vergesse nicht, daß die körperliche Arbeit auch den Geist ermüdet hat, und es daher schwer hält, die Leute zum Lesen von Schriften zu veranlassen, die angestrengtes Denken erfordern. Am ehesten eignen sich aus der belehrenden Literatur populär geschriebene *Geschichtswerke* und *Reiseschilderungen*. Veteranen und gewesenen Soldaten werden Feldzugsberichte, Schilderungen aus dem Soldaten- und Kasernenleben, vor allem die Geschichte des Krieges von 1870/71 stets eine erwünschte Lektüre sein. Die eigentliche Geistes- und Denkarbeit jedoch wird nur von einem kleinen Kreise ausnahmsweise begabter und strebsamer Individuen an den Feierabenden noch geleistet werden können. Allein größer als man denkt, ist die Zahl jener, die wenigstens Sinn für eine wirklich wertvolle Erzählung haben. Sie werden durch die Poesie angezogen. Eine Ahnung, ein unbestimmtes Etwas sagt ihnen, daß hinter diesem Buche doch etwas ganz anderes steckt, als hinter einer Räuber- oder sentimentalen Liebesgeschichte. Sie fühlen sich angeregt und geistig gehoben bei der Lektion eines solchen Buches.

Wer daher wirklich eine auf der Höhe stehende Volksbücherei ins Leben rufen will, der wird zum größten Teile nur die bessere und beste Erzählungsliteratur in seine Bücherei einstellen. Des weiteren muß auch die *belehrende Lektüre* im rechten Maße berücksichtigt werden. Je nach den örtlichen Verhältnissen wird man hier mehr landwirtschaftliche, dort mehr gewerbliche und technische Literatur in die Bibliothek einstellen. Am ehesten würden allerdings Reisebeschreibungen, populäre Geschichtswerke und volkstümliche Schilderungen aus der Naturwissenschaft anziehen. In den Katalogen des

Borromäusvereins findet man derartige Werke in reicher Auswahl Erbauungsliteratur bleibt im allgemeinen aus der Volksbibliothek am besten ausgeschlossen. Nur Schriftsteller wie Alban Stolz, sowie gute apologetische und kirchengeschichtliche Werke sollen darin Bürgerrechte genießen.

Eine auf gesunden katholischen Grundsätzen beruhende Weitherzigkeit wird sich nicht auf die Einstellung bloß katholischer Schriftsteller beschränken. Manche akatholische Dichter, Erzähler und Gelehrte haben so herrliche, volkstümliche Werke geschrieben, daß deren Erwerb den katholischen Volksbibliotheken dringend anzuraten ist. Ich meine allerdings nur jene Bücher, welche von jeder, die Katholiken verletzenden Bemerkung frei sind, und deren Inhalt so ist, daß das Buch auch ein gläubiger Katholik verfaßt haben könnte.

Durch die Weitherzigkeit erreicht man einen doppelten Vorteil:

1. Werden die einzelnen Regierungen dann viel eher geneigt sein, die Bibliotheken des Borromäusvereins als vollwertig und gleichberechtigt mit den von ihnen erstrebten Volksbüchereien anzuerkennen und ihnen die Unterstützung zukommen zu lassen, namentlich wenn die Bibliothek des Borromäusvereins allen Gemeindeangehörigen, auch Nichtkatholiken zugänglich gemacht wird. Von letzteren wird man billgerweise die Entrichtung eines kleinen Leihhellers fordern, da ja auch die Mitglieder des Borromäusvereins durch ihren Beitrag die Bibliothek finanziell unterstützen.

2. Werden in den Städten die gut situierten und gebildeten Katholiken die Volksbücherei des Borromäusvereins stärker benutzen und dann und wann ihr eine finanzielle Unterstützung zukommen lassen, wenn sie darin jede Literatur finden, deren Lektüre das Gewissen erlaubt. Die katholische Volksbücherei soll ihnen jedwede andere Leihbibliothek entbehrlich machen. Nur jene Leser, die nach pikanter, antichristlicher, katholikenfeindlicher, unerlaubter Lektüre Verlangen tragen, dürfen hier nicht auf ihre Rechnung kommen. Die Volksbüchereien des Borromäusvereins müssen unter allen Umständen etwas Besseres sein als bloße „Jugend-, oder Betschwestern-, oder arme Leutebibliotheken". Sie verlieren jede Existenzberechtigung für unsere Zeit, wenn sie, handle es sich nun um städtische oder ländliche Büchereien, nicht mit gutem, modernem, den örtlichen Verhältnissen angepaßtem Lesestoff versehen sind.

Nun reichen die jährlich von der Zentralstelle in Bonn eintreffenden Bibliotheksgaben vielfach nicht aus, um damit das Lesebedürfnis befriedigen und allen Ansprüchen gerecht werden zu können. Man ist daher vielerorts genötigt, unbetretene Bahnen einzuschlagen und bislang noch wenig versuchte Mittel anzuwenden.

Zunächst wird man an den gegenseitigen Austausch der Büchereien denken. Auch könnten die von den Kreisen eingerichteten

Wanderbibliotheken als wertvolle Ergänzungen der Standbüchereien mit Nutzen der Bibliothek des Borromäusvereins angegliedert werden. Zwar bleibt auch für das Land eine allen Bedürfnissen genügende Standbibliothek das Ideal; die reine Wanderbibliothek ist weiter nichts als ein manchmal unvermeidlicher Notbehelf. Dagegen wird die Verbindung von Wanderbibliothek und Standbibliothek vielfach sehr zu empfehlen sein.

Für Städte bezw. größere Orte bietet unschätzbare Vorteile eine geschickte Verbindung von Zentralisation und Dezentralisation. Die Bewohner an der Peripherie einer Großstadt haben zu weit in die Bibliothek, die etwa mitten in der Stadt liegt, mag sie sich auch an einem Knotenpunkt des Verkehrs befinden. Man muß es den Leuten möglichst bequem machen. Andererseits aber stellt sich bei einer Zersplitterung leicht der Uebelstand ein, daß man wohl zahlreiche Bibliotheken besitzt, daß aber keine hinreichend mit Büchern versehen ist. Auch wäre es ganz unrentabel, wenn man teure und verhältnismäßig nur selten begehrte Werke in alle diese Bibliotheken einstellte. Ganz entbehren aber kann man sie dennoch nicht, weil gerade die strebsamsten Elemente im Arbeiterstande und gebildete, gut situierte Kreise darnach fragen. Letztere werden gern einmal eine Extragabe für die Bibliothek spenden, wenn diese ihren Wünschen entspricht. So sehr man deshalb auf gute, leistungsfähige Borromäusvereine und Bibliotheken in jeder Pfarrei dringen muß, so dürfte es sich in größern Städten gleichwohl empfehlen, die Bibliothek des Borromäusvereins an der Hauptpfarrei unter Mithülfe der übrigen Borromäusvereine mit teureren belehrenden Büchern, die seltener verlangt werden, aber doch vorhanden sein sollen, reichlich auszustatten, wogegen die andern Borromäusvereine berechtigt wären, für ihre Leser diese Bücher unentgeltlich aus der Bibliothek des Vereins an der Hauptpfarrei zu entleihen. In der Weise ließe sich Zentralisation und Dezentralisation am geeignetsten mit einander verbinden. Dagegen würde man in Großstädten mit der Gründung größerer, von der Organisation des Borromäusvereins losgelöster Volksbüchereien und Volkslesehallen zumeist Fiasko machen. In einer Großstadt wie Köln oder Düsseldorf werden zehn gute Borromäusvereinsbibliotheken, deren Leser im Pfarrbezirk ihre Abgrenzung finden, entschieden mehr Bücher ausleihen, als eine große kath. Volksbibliothek. Mit den städtischen Volksbüchereien werden kath. Volksbüchereien nie sich messen können, weil ihnen die nötigen Subsistenzmittel fehlen, wohl aber gut organisierte Borromäusbibliotheken in ihrer Gesamtheit, das es doch jede von ihnen auf 10 000 bis 15 000 ausgelichene Bände bringen kann. Andererseits artet die Dezentralisation manchmal in direkte Zersplitterung aus, indem nun jeder kath. Verein und jedes kath. Vereinchen nicht etwa bloß der Großstadt, sondern selbst kleinerer Orte seine eigene Vereinsbibliothek zu besitzen wünscht. Sollte es ganz und gar unmöglich sein, solch

schädlichen Vereinsegoismus zu überwinden und diese kleinen Büchereien mit der Volksbibliothek des Borromäusvereins im betr. Pfarrbezirk zu verschmelzen? Was hindert, daß die Vorstände der einzelnen Vereine zusammen den Vorstand des Borromäusvereins bilden und dadurch bei Bücheranschaffungen die Wünsche ihrer Vereinsangehörigen mit Nachdruck zur Geltung bringen? An Stelle vieler Zwergbibliotheken träte dann eine wahrhaft modern eingerichtete leistungsfähige Volksbibliothek.

Getrennte Büchereien sind bloß für Krankenhäuser empfehlenswert. Aber wie ist es in kath. Krankenhäusern um eine gute Bücherei oftmals so traurig bestellt, obschon sich die Sache durch den Borromäusverein ganz leicht regeln ließe.

Um jedoch das angestrebte Ziel zu erreichen, bedarf es noch großer Anstrengungen und einer stets rührigen Werbearbeit. Es tut dringend not, daß die Borromäusvereinsvorstände einer Großstadt, oder eines bestimmten Bezirkes sich jährlich mindestens zweimal in sog. „Borromäusvereins-Konferenzen" zusammenfinden, was bisher leider nur erst vereinzelt geschehen ist. Daß sachverständige, gebildeten Laien der verschiedensten Berufe dazu beigezogen werden, ist selbstverständlich. Den Gegenstand der Beratungen könnten bilden:

1. Die jährlichen Neuanschaffungen für die Bibliotheken;
2. die Agitation für den Verein;
3. die Möglichkeit des Zusammenarbeitens der verschiedensten sozialen und charitativen kath. Vereine mit dem Borromäusverein in dem Sinne, daß in den Vorträgen dieser Vereine regelmäßig auf jene Bücher der Borromäusvereinsbibliothek hingewiesen würde, welche das gleiche oder ein ähnliches Thema behandeln, wie die einzelnen Vorträge. Vielleicht gelänge es der Einwirkung einer solchen Konferenz auch, daß in den verschiedenen Vereinen Dichterabende veranstaltet, die Werke unserer guten Schriftsteller populär erklärt und Partien daraus vorgelesen würden.

Man klagt so viel über die vergebliche Liebesmühe, die breiten Schichten des Volkes an guten Lesestoff zu gewöhnen. Gierig würden die blödsinnigsten Kolportageromane verschlungen, während jegliches Verständnis für eigentliche Dichtkunst den Massen total fehle. Nur Mord- und Todschlagsgeschichten, Indianer- und Räubergeschichten seien ein willkommener Lesestoff. Ich teile diesen Pessimismus durchaus nicht. Nicht der Kunstsinn fehlt beim Volke, wohl aber der Eifer für die freiwillige Kunsterziehungsarbeit, welcher die gebildeten Katholiken in den Kreisen der Bauern, Handwerker und Arbeiter sich hingeben sollten. Oder zeugt es etwa von mangelndem Kunstsinn, daß das Volkslied durch volle drei Jahrhunderte hindurch ausschließlich beim eigentlichen Volke eine letzte Heimstätte fand, während der gebildete Teil der deutschen Nation für ausländische, armselige Literaturprodukte schwärmte, in den Wassern einer

spühlichtlauen Moralisierei herumplätscherte, oder der enggeschnürten, bleichsüchtigen Schäferpoesie huldigte? Beweist vielleicht der Umstand die mindere Kunstbegabung des eigentlichen Volkes, daß draußen in den von der Kultur noch unberührten Landstrichen die Weisen eines Silcher und anderer Meister erklingen, indes die höhere Tochter die faden Melodien einer Operette auf dem Klaviere klimpert?

Mit dem Volke läßt sich noch sehr viel machen, sofern man Geduld und Arbeit nicht scheut. Ich selbst bin des öfteren Zeuge gewesen von der verständnisvollen Begeisterung einfacher Dienstboten und Landmädchen für die Werke hervorragender kath. Lyriker der Gegenwart. Sobald einmal der wahrhaft literarisch gebildete Teil der Katholiken sich Mühe gibt, durch Dichterabende, Vortragsabende usw. dem Volke unsere guten Erzähler nahezubringen, wird der ausgestreute Samen in hundertfältiger Frucht aufgehen.

Wie ganz anders könnten wir durch eine gute Organisation befruchtend auf die gute Literatur einwirken! Der Einzelne vermag wenig. Aber wenn sich beispielsweise im Anschluß an den Borromäusverein in unseren Städten von über 3000 Einwohnern Komitees bildeten, die von Zeit zu Zeit für die ganze Bevölkerung Vorträge über die literarische Bewegung der Gegenwart veranstalteten, die im Namen und Auftrag von so und soviel hunderten und tausenden kath. Männer und Frauen in den Wirtshäusern, Rasierstuben 2c. die Entfernung der schamlosen Literaturerzeugnisse aus den Lesezirkelmappen und dafür die gebührende Berücksichtigung kath. Blätter, Zeitschriften und Bücher verlangten, dann würde es bald anders aussehen.

Wie könnten sich unsere kath. Sortimenter beglückwünschen da, wo im Anschluß an den Borromäusverein jedes Jahr zweimal, etwa vor Weihnachten und Ostern, in öffentlichen Vorträgen die Bevölkerung aufgefordert würde, diese oder jene Bücher als Geschenke bei den mit Namen genannten kath. Buchhändlern zu kaufen! Ohne allzugroße Schwierigkeiten ließe sich damit eine Weihnachtsbücherausstellung der ortsansässigen kath. Buchhändler verbinden. Diese lieferten die Bücher, und literaturkundige Mitglieder der kath. Vereine wären als Berater für das kauflustige Publikum abwechselnd eine Stunde während der Ausstellungstage in dem betreffenden Lokal anwesend. Auf diese Weise wird das kath. Sortiment populär. Es kommt dem ganzen kath. Volksteil die hohe Bedeutung und absolute Notwendigkeit dieses Standes zum Bewußtsein. Der moralische Erfolg zöge den finanziellen ohne weiteres nach sich.

Und was die Hauptsache wäre: allüberall erstünden gutorganisierte, von hoher Warte aus mit weitem Blick geleitete kath. Volksbibliotheken, die allen berechtigten Ansprüchen vollauf genügten. Hochherzige Geber fänden sich dann, die diesen Instituten größere Summen Geldes zur Verfügung stellten, weil sie eben aus solcher Aufklärungsarbeit die Ueberzeugung gewonnen hätten, daß uns mit den sogen. paritätischen Volksbibliotheken durchaus nicht gedient ist, einmal des-

wegen nicht, weil das Prinzip der Parität, auch da wo es loyal angewendet wird, ein in sich unrichtiges und verkehrtes ist, zweitens aber, weil diese vielgerühmte sogenannte Parität in ¾ aller Fälle den Katholiken gegenüber in den Volksbüchereien so gehandhabt und verstanden wird, wie sie auch auf anderen Gebieten gegen uns Katholiken ihre Anwendung findet. Sapienti sat. Würde die kath. Volksbücherei mit der Zeit für uns je einmal ein verlorener Posten werden, dann erlitte in Deutschland die katholische Kirche eine unermeßliche Einbuße an Einfluß auf die Volksbildung und Volkserziehung. Den Schaden trügen Vaterland und Kirche. Denn keine festere Säule einer echten Vaterlandsliebe gibt es, als eine gut katholische Bevölkerung. Den Schaden hätte aber auch unsere gesamte kath. Literatur. Die vorhandenen kath. Volksbüchereien bilden ein wahrlich nicht zu verachtendes Absatzgebiet für unsere kath. Schriftsteller. Ganze Auflagen setzt der Borromäusverein von einem kath. Schriftsteller bisweilen innerhalb zweier Jahre ab. Um ihren Werken den Weg ins Volk und einen schönen Absatz zu sichern, brauchen die kath. Dichter nicht mehr ängstlich ins andere Lager hinüber zu schielen und den Inhalt der Dichtung durch ängstliches Zurückdrängen jeder entschieden katholischen Färbung zu verdünnen, damit sie drüben Absatz finden. Heutzutage ist die Situation die: ein aus echt katholischer Anschauung herausgewachsener, künstlerisch wertvoller, nur einigermaßen volkstümlicher Roman kann durch den Borromäusverein allein in kurzem zu Tausenden von Exemplaren vertrieben werden. Das soll aber keinen Skribenten zur Abfassung katholisierender, literarisch wertloser Tendenzromane ermuntern; denn solche Elaborate müssen erbarmungslos im Orkus ihre Heimstätte finden.

Wenn es noch erreicht wird, daß weite Volkskreise für echte Lyrik und Epik sich begeistern und die Bibliothekare infolgedessen mit Einstellung von Gedichtbänden in die Regale ihrer Büchereien nicht mehr zaghaft zu sein brauchen, dann darf man die frohe Hoffnung hegen, der von mir gekennzeichnete und empfohlene „Weg des Buches ins Volk" werde sein gut Teil zur neuen Blüte der katholischen Literatur und damit zur Gesundung der deutschen Nationalliteratur überhaupt beitragen. *)

*) Das Manuskript vorliegender Broschüre war bereits an den Verlag abgegangen, als H. Falkenbergs Schrift „Wir Katholiken und die deutsche Literatur" erschien, deren Ausführungen deswegen nicht mehr berücksichtigt werden konnten.

Literaturangabe

für solche, die sich eingehender mit der Kolportage und den Volksbibliotheken beschäftigen wollen.

A. Zeitschriften.

Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. Herausgegeben von Prof. Dr. Erich Liesegang. Leipzig, Harrassowitz.

Die Bücherwelt. Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen. Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus. Köln, Bachem.

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. Herausgegeben vom Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken.

Volksbildung. Organ der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Berlin.

B. Bücher und Broschüren.

Apel, Die Verbreitung guten Lesestoffs. Berlin, 1896. Heymann.

Borromäusverein. Die Gründung und Tätigkeit des Vereins vom hl. Karl Borromäus. Festschrift. Herausgegeben vom Verein selbst. Köln, 1895, Bachem.

Bube, W., Die ländliche Volksbibliothek. Ein kritischer Wegweiser und Musterkatalog. 5. Auflage. Berlin 1907. Trowitzsch u. Sohn.

Herz, Hermann, Musterkatalog für volkstümliche Bibliotheken. Köln 1907. Bachem, z. Zt. vergriffen. Neuauflage steht bevor.

Huppert, Ph., Oeffentliche Lesehallen. Köln 1899. Bachem.

Jäschke, E., Volksbibliotheken. Leipzig 1907. Sammlung Göschen.

Katholische Kolportage. Soz. Tagesfragen. 22. Heft. Herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland. 2. Aufl. M.-Gladbach.

Pfannkuche, H., Was liest der deutsche Arbeiter? Tübingen 1900. Mohr.

Pieper, A., Volksbildungsbestrebungen. Köln 1899. Bachem.

Reyer, Ed., Entwicklung und Organisation der Volksbibliotheken Leipzig 1893. Engelmann.

— Fortschritte der volkstümlichen Bibliotheken. 1903 ebenda.

— Kritische Studien zum volkstümlichen Bibliothekswesen der Gegenwart. Leipzig 1905. Harassowitz.

Schultze, E., Freie öffentliche Bibliotheken. Volksbibliotheken und Lesehallen. Stettin 1900. Dannenberg. (Wurde für Kapitel IV der Broschüre stark benützt.)

Tews, J., Handbuch für volkstümliche Leseanstalten. Berlin 1904.
— Volkstümliche Leseanstalten. Berlin 1904. Simion.

Volksbibliotheken. Ratschläge zur Gründung von Volksbibliotheken. Kritische Hinweise. Bücherverzeichnis. 7. Aufl. Berlin 1908. Schriftenvertriebsanstalt.

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thissen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXVIII. | 15. Juni 1909. | Heft 9.

Das Scheckwesen,

insbesondere

der neue Postscheckverkehr.

Von

Dr. Max Trimborn II

Rechtsanwalt in Cöln.

Hamm (Westf.)
Markt 15.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1909.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

1. Heft: **Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?** Von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.
2. Heft: **Das katholische Kulturprogramm.** Von Dr. Richard von Kralik.
3. u. 4. Heft: **Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomäus Pacca** über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren von 1786 bis 1794. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer. (II. Teil.)
5. Heft: **Ostern und die Reform des Kalenders.** Von Professor Dr. Joseph Plaßmann.
6. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Erster Teil: Francesco Lana, S. J., der Erfinder des Luftschiffes.
7. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Zweiter Teil: Bartholomeu Lourenço de Gusmao, der erste Luftschiffer.
8. Heft: **Der Weg des Buches ins Volk.** Eine tatsächliche und prinzipielle Orientierung. Von Hermann Herz.
9. Heft: **Das Scheckwesen, insbesondere der neue Postscheckverkehr.** Von Dr. Max Trimborn II, Rechtsanwalt in Cöln.

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

Aus Islands alten Schätzen. Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Von P. Jón Svensson.

Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Gottesglaube und Biologie. Von Dr. Pfeifer.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Clasſen.

Heimatschutz. Von Dr. O. Doering.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Ein katholisches Weimar (Münster zur Zeit der Gallitzin, Stolberg, Overberg usw.). Von Johannes Hertkens.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Universitätsprofessor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. Mai. ✻ Ausgabe des Heftes am 15. Juni.

Das Scheckwesen, insbesondere der neue Postscheckverkehr.

Von

Dr. Max Trimborn II, Rechtsanwalt in Cöln.

I.

Einleitung.

Mit dem 1. Januar 1909 ist im Deutschen Reiche der Postscheckverkehr eingeführt worden, nachdem kurze Zeit vorher durch das Reichsscheckgesetz vom 11. März 1908 das Scheckwesen überhaupt seine gesetzliche Regelung in Deutschland erfahren hatte. Der Postscheckverkehr — wir stehen damit vor einer Neuerung, die für das gesamte Wirtschaftsleben der Gegenwart, für die Volkswirtschaft sowohl wie für die Einzelwirtschaft, von schwerwiegender Bedeutung ist. Es ist daher für uns, die wir in dem modernen Erwerbs- und Verkehrsleben stehen, an dem gewaltigen Geldverkehr unserer Tage teilnehmen, geboten, ja, man kann wohl sagen, unsere allgemeine Bildung verlangt es heute, daß wir uns über diesen Gegenstand etwas näher unterrichten. Hierzu haben wir aber um so mehr Anlaß, als der Scheckverkehr und insbesondere der neue Postscheckverkehr dem einzelnen ganz erhebliche Vorteile bringt, Vorteile, die besonders willkommen sein werden in einer Zeit, in der die wirtschaftliche Lage im allgemeinen noch immer genug zu wünschen übrig läßt.

Eine erschöpfende Darstellung des hier in Betracht kommenden Stoffes kann und soll im Rahmen dieser, für weitere Kreise berechneten Broschüre nicht gegeben werden. Rein juristische Erörterungen, umfangreiches Zahlenmaterial, überhaupt alles, was nur den Fachmann interessiert, ist tunlichst weggelassen.[1]) Die kleine Schrift will

[1]) Wer sich eingehender mit dem Gegenstande beschäftigen will, sei auf die in den Anmerkungen erwähnte Literatur verwiesen. Eine er-

lediglich versuchen, in kurzer, gemeinverständlicher Weise über das Scheckwesen im allgemeinen und den neuen Post-Ueberweisungs- und Scheckverkehr im besonderen zu orientieren. Der Leser soll das erfahren, was auf diesem Gebiete für jeden, der im Leben steht, von Wichtigkeit oder von Interesse ist, und vor allem auch mit der praktischen Handhabung des Scheckverkehrs vertraut werden.

II.

Begriff des Schecks.[2])

Was man unter einem Scheck versteht, ist außerhalb der Fachkreise heute noch vielfach wenig bekannt. Der Scheck ist eine schriftliche Anweisung, mit der ich jemanden, bei dem ich ein Guthaben habe, z. B. meinen Bankier, anweise, aus diesem Guthaben an einen dritten oder auch an mich selbst einen bestimmten Geldbetrag bei Sicht zu zahlen. Also, soweit an einen dritten gezahlt werden soll, ein Ersatz der Barzahlung. Ich habe beispielsweise an jemand eine größere Summe zu zahlen, habe den Betrag aber nicht in meiner Kasse, dagegen wohl ein größeres Guthaben beim Bankier. Statt nun umständlicher Weise dort das Geld in bar zu holen und es dann meinem Gläubiger zu übermitteln, wähle ich den einfacheren Weg und händige dem Gläubiger eine Anweisung auf mein Bankguthaben, einen Scheck, aus, den der Scheckempfänger dann bei der Bank einlöst oder auch seinerseits wieder in Zahlung gibt — also eine ganz einfache Sache, die aber vor der Barzahlung erhebliche Vorteile hat, die weiter unten noch näher zu erörtern sind.

Der Scheck, ein Papier ganz eigener Art, darf mit ähnlichen Erscheinungen des Rechts- und Wirtschaftslebens nicht verwechselt werden. Er ist, wie gesagt, eine schriftliche Anweisung. Nun sind sowohl im Bürgerlichen Gesetzbuch (§§ 783—792) als auch im Handelsgesetzbuch (§§ 363—365) Bestimmungen über schriftliche Anweisungen enthalten. Aber von diesen Anweisungen ist der Scheck als eine besondere Art der Anweisung streng zu unterscheiden. Ich will hier auf die juristischen Einzelheiten nicht näher eingehen, aber soviel bemerken: die Anweisung des Bürgerlichen Gesetzbuches kann an jede beliebige Person, die des Handelsgesetzbuches wenigstens an jeden Kaufmann gerichtet sein, und beide können nicht allein Geld, sondern auch Wertpapiere oder andere vertretbare Sachen, z. B. Getreide,

---

schöpfende Uebersicht über die Literatur zum Scheckwesen bis 1900 gibt Georg Cohn im Handwörterbuch der Staatswissenschaften 2. Aufl. 3. Bd. (1900) S. 38—42. Weitere Literaturangaben u. a. bei Schanz in Elster's Wörterbuch der Volkswirtschaft 2. Aufl. 2. Bd. (1907) S. 767, 768 und bis in die jüngste Zeit reichende Angaben namentlich bei Lessing, Scheckgesetz vom 11. März 1908 S. 12—14.

[2]) Cohn a. a. O. S. 20, 21, 23; Schanz a. a. O. S. 757—759.

zum Gegenstande haben. Der Scheck dagegen soll nach deutschem Recht — ich komme darauf später noch ausführlicher zurück — nur auf eine Bank oder ein bankähnliches Institut gezogen werden und muß immer auf Zahlung einer bestimmten Geldsumme gerichtet sein. Und dann noch eins: der Scheck setzt voraus, daß ich bei einem anderen ein Guthaben habe, ein jederzeit fälliges Guthaben, das ich stündlich abholen kann und das darum auch dem Empfänger des Schecks in Höhe des Scheckbetrages sofort zur Verfügung steht, während bei der Anweisung die Leistung des Angewiesenen auch erst zu einer späteren Zeit fällig werden kann — ein sehr wichtiger Unterschied.

Wie von der einfachen Anweisung, so ist der Scheck auch von dem Wechsel zu unterscheiden. Der Wechsel kann im Gegensatz zum Scheck z. B. nicht auf den Inhaber ausgestellt werden. Inhaberwechsel sind ungültig, Inhaberschecks gültig.[3]) Und vor allem: beim Wechsel handelt es sich meist um Gewährung eines Kredits, abgesehen vom Falle des Sichtwechsels ist die Wechselschuld immer erst später, nach so und so viel Tagen, Monaten, fällig. Der Wechsel ist Kreditpapier, der sofort einlösbare Scheck dagegen Kassapapier, oder, um das treffende Wort von Georg v. Siemens zu gebrauchen: „Der Mann, welcher einen Wechsel verkauft, braucht Geld; der Mann, welcher einen Scheck verkauft, hat Geld.“ [4])

Nun auch noch einige Worte über den Unterschied des Schecks von der Banknote. Die Banknote lautet immer auf gesetzlich fest bestimmte, runde Beträge. Sie läßt sich also der zu bezahlenden Schuld in der Regel nicht genau anpassen, ich muß vielmehr meist neben der Banknote noch irgend welche Münzen — Gold, Silber, Nickel, Kupfer — zur Zahlung verwenden. Anders der Scheck, der in einem Stück genau zu dem Betrage — so und so viel Mark und Pfennige — ausgestellt werden kann, der im Einzelfalle zu bezahlen ist. Die Banknote enthält ferner ein Zahlungsversprechen der betreffenden Bank, der Scheck aber eine Zahlungsanweisung an die Bank. Der Scheck strebt schließlich baldiger Einlösung zu, er gelangt immer nur an wenige Personen — die Banknote dagegen läuft durch tausend Hände, sie ist bestimmt für den steten Umlauf im Verkehr.[5])

---

[3]) Art. 4 Nr. 3 der Wechselordnung, § 4 des Scheckgesetzes und Staub-Stranz, Kommentar zur Wechselordnung 6. Aufl. (1909) S. 38.

[4]) Verhandlungen des 11. Deutschen Handelstages am 15. und 16. Dezember 1882, Stenogr. Ber. S. 19. Dr. Georg v. Siemens, einst Direktor der Deutschen Bank, sprach damals in einem ausgezeichneten, ausführlichen Referat zur Frage der Einführung des Scheckverkehrs.

[5]) Vgl. zu vorstehenden Unterscheidungen auch Thorwart, Die Bedeutung des Scheckverkehrs (1907) S. 4, 5.

III.

Geschichte des Schecks.[6])

Das Scheckwesen ist, wenn auch in Deutschland erst im Jahre 1908 gesetzlich geregelt, an sich doch nichts Neues. Schecks sind bei uns bekanntlich schon länger im Gebrauch, ja sie sind, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, uralt.

Ob gerade schon im klassischen Altertum, bei den Bankiers der Griechen und Römer, scheckähnliche Papiere in Gebrauch waren, ist wissenschaftlich noch nicht festgestellt; vermutlich ja.[7])

Aber schon im Mittelalter sind schriftliche Anweisungen auf Schuld nachweisbar nichts seltenes. Und zwar finden wir sie da namentlich an Stellen, an die der Leser zunächst nicht denken wird. Im 13., 14. und 15. Jahrhundert sind nämlich souveräne Fürsten häufig die Aussteller solcher Anweisungen. Die deutschen Kaiser, die Könige von Polen und Dänemark, die Herzöge von Sachsen, Braunschweig und Lüneburg pflegten ihrer Geldnot so abzuhelfen, daß sie ihren Gläubigern statt der Barzahlung Anweisungen auf die fälligen oder fällig werdenden Abgaben ihrer Städte erteilten. So stellten die Herzöge von Braunschweig im 14. Jahrhundert fortgesetzt Anweisungen auf den Rat der Stadt Lüneburg aus. Und den Königen von Polen war am Ende des 15. Jahrhunderts der Rat von Danzig ständige Anweisungsstelle.[8]) „Mit diesen Anweisungen bezahlte die Krone Polen ihre Gläubiger, mit ihnen wurden die Getreuen beschenkt, die Bedürftigen vorschußweise unterstützt; selbst die ganz unbeträchtlichen Apothekerrechnungen für Arzneien der Königin wurden 1491 und 1492 nicht per Kassa, sondern durch solche Anweisungen auf den Danziger Rat berichtigt."[9]) Auch England ist hier zu nennen, wo die Könige im 13. und 14. Jahrhundert ihren Gläubigern Anweisungen auf die Lords der Königlichen Schatzkammer zu geben pflegten.[10])

Diese und ähnliche Anweisungen öffentlicher Gewalten im Mittelalter sind nun zwar noch keine eigentlichen Schecks in unserem Sinne, keine Anweisungen auf Bankguthaben. Aber auch diese kennt man schon seit Jahrhunderten. Die ersten regulären Schecks finden wir im 15. und 16. Jahrhundert in Sizilien, so seit 1416 in Palermo sog. polizze, von Staatsbehörden auf Bankiers ausgestellt, und später, 1543,

---

[6]) Literarisch kommen hier vor allem die eingehenden Arbeiten von Georg Cohn in Betracht, auf denen auch die gegenwärtige Darstellung fußt. Vgl. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 1. Bd. S. 117 ff. (1878), 3. Bd. S. 69 ff. (1881) und Handwörterbuch der Staatswissenschaften a. a. O. S. 23 ff.

[7]) Vgl. Schanz bei Elster, Wörterbuch der Volkswirtschaft a. a. O. S. 760.

[8]) Cohn, Handw. d. Staatsw. a. a. O. S. 24.

[9]) Cohn, Zeitschr. f. vergl. Rechtsw. 1. Bd. S. 127.

[10]) Cohn, Handw. d. Staatsw. a. a. O. S. 24.

in Messina auch von Privatleuten gezogene Schecks. Den letzteren begegnen wir dann auch in Neapel (1573), Mailand (1593) und Bologna (Gesetz von 1606).[11])

In der neueren Zeit sehen wir seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts namentlich in den Niederlanden scheckähnliche Papiere. Das sog. Kassiersbriefje, wie es sich in Amsterdam mit dem Berufsstande gewerbsmäßiger Kassenverwalter, sog. Kassiers, entwickelte, war allerdings der Form nach selten eine Anweisung, dagegen materiell unserem Scheck sehr ähnlich. Es war meist eine in Erwartung der Zahlung ausgestellte und als Zahlmittel benutzte Quittung, in der ein Kaufmann im voraus bekannte, von seinem Kassier eine Summe Geldes erhalten zu haben. Ferner gab es schon im 17. Jahrhundert in Deutschland, namentlich an den Meßplätzen und in Hamburg, An- und Ueberweisungen zum Zwecke der Zahlung.[12]) Und seit dem Ende des 17. Jahrhunderts entwickelt sich, im Anschluß an das Depositengeschäft bei den Goldschmieden[13]), der Scheckverkehr in England.[14]) Dort hat er sich im 19. Jahrhundert in großartiger Weise ausgedehnt. Und in England mit seinem Riesenhandel und seinem weltumspannenden Verkehr hat auch der Scheck, das Kind des Handels und des Geldverkehrs, seinen Namen erhalten. Der Ursprung des Wortes ist zwar bestritten. Meist wird es von „exchequer" hergeleitet. Das war die Schatzkammer der englischen Könige, auf die sie, wie erwähnt, Anweisungen ausstellten. Wie dem aber auch sei, jedenfalls hat sich in England, dem klassischen Lande des Schecks, der jetzt gebräuchliche Ausdruck entwickelt. Mitte des 18. Jahrhunderts war dort die Bezeichnung checker üblich, an deren Stelle dann der Ausdruck cheque oder check trat.[15])

Heute ist der Scheckverkehr über die ganze Welt verbreitet und in den meisten Staaten gesetzlich geregelt.[16]) Das aufstrebende Japan

---

[11]) Cohn, Handw. d. Staatsw. a. a. O. S. 24, 26.

[12]) Cohn, Handw. d. Staatsw. a. a. O. S. 24, 26.

[13]) Diese waren zugleich Geldwechsler und Geldhändler. Cohn ebenda S. 25.

[14]) Einer der ältesten uns überlieferten englischen Schecks datiert vom 3. Juni 1683 und lautet: Geehrter Herr! Ich bitte an Frau Anna Richards oder deren Ordre die Summe von 15 Pfund zu zahlen für Euren Euch liebenden Freund Thomas Meres. Vgl. Schanz a. a. O. S. 761.

[15]) Cohn, Handw. d. Staatsw. a. a. O. S. 24 Anm. 1 und S. 25; Schanz a. a. O. S. 757. — In Deutschland ist an Stelle der meist gebrauchten Schreibart Check (seltener Cheque) neuerdings — offiziell zuerst im Jahre 1900 — die Schreibweise Scheck getreten. Sie beruht auf einer Anregung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins und ist jetzt für uns allein richtig. Vgl. Lessing, Scheckgesetz S. 18 Anm. 1.

[16]) Eine Zusammenstellung des Scheckrechts einer Reihe fremder Staaten (Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Japan, Italien, Niederlande, Oesterreich, Portugal, Rumänien, Schweiz, Spanien) findet sich in der Begründung zum Entwurf eines Scheckgesetzes (hier in der

hatte schon in dem Handelsgesetzbuch von 1899, also fast 10 Jahre vor uns, sein besonderes Scheckrecht. Eine gewaltige Verbreitung haben die Schecks auch in den Vereinigten Staaten von Amerika gefunden.

Bei uns in Deutschland hat das Scheckwesen erst ziemlich spät größere Bedeutung erlangt. Wir finden, wie gesagt, abgesehen von den Anweisungen öffentlicher Gewalten im Mittelalter, zwar schon im 17. Jahrhundert in deutschen Städten Anweisungen zu Zahlungszwecken, aber erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts befaßten sich einzelne Banken, in Berlin, Frankfurt, Danzig, Breslau, mit dem Depositen- und Scheckverkehr nach englischem Muster. In den letzten 30 Jahren hat der Scheckverkehr dann bei uns, in immer steigendem Maße, größere Ausdehnung gewonnen.[17]) Er steht aber auch heute an Umfang noch weit hinter dem englischen und dem amerikanischen zurück.

IV.

Gegenwärtige Ordnung des deutschen Scheckwesens.[18])

Gehen wir von einem praktischen Beispiel aus. Ein Scheck, wie er bei uns üblich ist, lautet etwa folgendermaßen:

> Die Reichsbank in Cöln wolle zahlen gegen diesen Scheck aus meinem Guthaben an Herrn Karl Müller in Cöln oder Ueberbringer Mark Eintausend.
>
> Cöln, den 1. Juni 1909. Heinrich Schmidt.

Daran sehen wir zugleich die wesentlichen Erfordernisse des Schecks nach dem neuen Reichsgesetz vom vorigen Jahre: 1. die in den Text aufzunehmende Bezeichnung als Scheck[19]) (gerade wie in der Wechselurkunde das Wort „Wechsel" vorkommen muß); 2. die an den Bezogenen, also in diesem Falle an die Reichsbank, gerichtete Anweisung des Ausstellers, aus seinem Guthaben eine

---

Folge kurz als Begr. zitiert) S. 52 ff. (Reichstagsdrucksachen 12. Legislatur-Periode I. Session 1907/1908 Nr. 566). Diese Zusammenstellung ist auch in verschiedenen Ausgaben des Scheckgesetzes abgedruckt.

[17]) Cohn, Handw. d. Staatsw. a. a. O. S. 27.

[18]) Scheckgesetz vom 11. März 1908 (Reichs-Gesetzbl. 1908 Nr. 12), in Kraft getreten am 1. April 1908. Es sind schon eine Reihe von Ausgaben erschienen. Als größerer Kommentar ist besonders zu empfehlen der von Lessing, München 1908, Schweitzer (geb. *M* 5.—). Eine gute kleinere Ausgabe ist die von Apt, Berlin 1908, Guttentag (geb. *M* 1.50). Wer im Bankfach tätig ist, sei noch auf die Schrift von Breit, Pflichten und Rechte des Bankiers unter dem neuen Scheckgesetz, Leipzig 1908, Roßberg (geb. *M* 1.60) verwiesen.

[19]) Oder, wenn der Scheck in einer fremden Sprache ausgestellt ist, ein jener Bezeichnung entsprechender Ausdruck in der fremden Sprache.

bestimmte Geldsumme zu zahlen; 3. die Unterschrift des Ausstellers; 4. die Angabe des Ortes und des Tages der Ausstellung.

Es ist nun weiter darauf hinzuweisen, daß nach deutschem Gesetz der Bezogene, also derjenige, der angewiesen wird zu zahlen, nicht beliebig gewählt werden soll. Der eigentliche Scheck ist nach dem geltenden deutschen Recht, ähnlich wie in England und mehreren anderen Staaten, der Bankscheck, und es sollen als Bezogene — wenigstens bei den im Inlande zahlbaren Schecks [20]) — nur bezeichnet werden: die Banken (genauer: die in das Handelsregister eingetragenen Firmen, welche gewerbsmäßig Bankiergeschäfte betreiben) [21]) und gewisse Anstalten und Genossenschaften mit Bankcharakter, deren Kreis in § 2 des Scheckgesetzes näher umschrieben ist. [22]) Unter diese letztere Gruppe fallen beispielsweise die Reichsbank, die Königliche Seehandlung (Preußische Staatsbank), die Preußische Centralgenossenschaftskasse, die Preußische Rentenversicherungsanstalt, die von engeren oder weiteren Kommunalverbänden eingerichteten Geld- und Kreditinstitute und — was uns hier besonders interessiert — die Veranstaltungen der Postverwaltungen des Reichs sowie der Königreiche Bayern und Württemberg. [23])

Dabei ist zu betonen, daß Schecks, die auf eine andere Person gezogen werden, nicht rechtlich ungültig sind. Aber es sind keine normalen Schecks, das Gesetz wünscht sie nicht, und zwar aus guten Gründen, [24]) und sie unterliegen auch der Stempelabgabe, während den regelrechten Schecks gesetzlich Stempelfreiheit gewährleistet ist. [25])

Was die äußere Form des Schecks betrifft, so sind bestimmte Formulare gesetzlich zwar nicht vorgeschrieben, aber gebräuchlich. Die Banken liefern solche gewöhnlich ihren Kunden bei Beginn des Scheckverkehrs in Heften, sog. Scheckbüchern, und pflegen sich deren Benutzung auszubedingen. Das bei der Reichsbank übliche, auf weißem Papier gedruckte Formular (sog. weißer Scheck im Gegensatz zu dem später zu erwähnenden roten Scheck) ist in Abbildung 1 wieder-

[20]) Im Auslande zahlbare Schecks dürfen auch auf solche Bezogene lauten, auf die nach dem ausländischen Rechte ein Scheck gezogen werden darf. Scheckges. § 25. Wegen der im Auslande ausgestellten Schecks siehe § 26 d. Ges.

[21]) Scheckges. § 2 Ziff. 2.

[22]) Dort heißt es unter Ziff. 1: „diejenigen Anstalten des öffentlichen Rechtes, diejenigen unter staatlicher Aufsicht stehenden Anstalten sowie diejenigen in das Genossenschaftsregister eingetragenen Genossenschaften, welche sich nach den für ihren Geschäftsbetrieb maßgebenden Bestimmungen mit der Annahme von Geld und der Leistung von Zahlungen für fremde Rechnung befassen, ferner die unter amtlicher Aufsicht stehenden Sparkassen, wenn sie die nach Landesrecht für sie geltenden Aufsichtsbestimmungen erfüllen."

[23]) Vgl. Begr. S. 18.

[24]) Vgl. Begr. S. 17 (zu § 2).

[25]) Scheckges. § 29.

gegeben. Durch diese Formulare wird die mißbräuchliche Benutzung des Schecks erschwert. Von der auf der rechten Seite befindlichen Zahlenreihe hat der Aussteller diejenigen Zahlen abzutrennen, die den Betrag des Schecks übersteigen, wodurch Fälschungen ein Riegel vorgeschoben ist. Auch sind die Scheckformulare, wie man sieht, numeriert, sodaß die Bank, da sie die den einzelnen Kunden zugeteilten Nummern kennt, auch hier eine gewisse Kontrolle ausüben kann.

Sehen wir uns nun den Scheck inhaltlich etwas näher an. Wir finden darauf in der Regel wenigstens drei verschiedene Personen: den Aussteller, den Bezogenen, den Zahlungsempfänger. Nur in dem Falle haben wir es bloß mit zwei Personen zu tun, wenn der Aussteller, was zulässig ist, sich selbst als Zahlungsempfänger bezeichnet, also von seinem Guthaben für sich einen Betrag abheben will.

Aussteller eines Schecks, also der Anweisende, kann jedermann sein, vorausgesetzt natürlich, daß er bei dem Bezogenen, z. B. seiner Bank, ein für den Scheckverkehr bestimmtes Guthaben hat. Dabei ist der Begriff des Guthabens aber nicht eng zu verstehen, etwa dahin, daß der Aussteller immer einen bestimmten Barbetrag bei der Bank niedergelegt haben müßte. Nein, das deutsche Scheckgesetz ist von einem weitherzigen, verkehrsfreundlichen Geist durchweht! Es genügt schon, wenn die Bank, der Bezogene, dem Aussteller lediglich einen Scheckkredit eröffnet hat, es kann sich um ein Darlehen der Bank an den Aussteller handeln, dessen Betrag mittels Schecks ratenweise abgehoben wird. Ueberhaupt: es kommt nur darauf an, daß zwischen dem Aussteller und dem Bezogenen irgend ein Rechtsverhältnis besteht, nach welchem der Bezogene Schecks des Ausstellers bis zu einem bestimmten Geldbetrage einzulösen verpflichtet ist. Dieser Betrag ist nach dem Scheckgesetz als Guthaben anzusehen.[26])

Ueber den Bezogenen habe ich bereits oben Näheres gesagt. Wenden wir uns daher gleich der dritten beteiligten Person, dem Zahlungsempfänger, zu. Da ist zunächst zu bemerken: als Zahlungsempfänger kann entweder eine bestimmte Person oder Firma oder der Inhaber des Schecks angegeben werden.[27])

Wird ein bestimmter Zahlungsempfänger bezeichnet, so kann dieser, falls das nicht durch einen ausdrücklichen Zusatz im Scheck vom Aussteller untersagt ist, den Scheck durch sog. Indossament, wie es auch beim Wechsel vorkommt, weiter übertragen, indem er auf die Rückseite (daher Indossament vom ital. dosso, Rücken) des Schecks etwa schreibt: „Für mich an die Order des Herrn Theodor Weiß

---

[26]) Scheckges. § 3 und Begr. S. 19. Das zwischen dem Aussteller und dem Bezogenen bestehende Rechtsverhältnis ergibt sich in der Regel aus einer zwischen ihnen getroffenen Vereinbarung, dem sog. Scheckvertrag. Hierüber Näheres bei Lessing, Scheckgesetz S. 46 ff.

[27]) Scheckges. § 4.

Abbildung 1. Weißes Scheckformular der Reichsbank.

Abbildung 2. Rotes Scheckformular der Reichsbank.

Abbildung 3. Reisescheck der Hamburg-Amerika-Linie.

Abbildung 1 bis 3 sind mit gütiger Erlaubnis des Verlegers der 3. Auflage von Herders Konversations-Lexikon entnommen; dieses Werk erweist sich in Fragen des praktischen Lebens nicht weniger brauchbar und verlässig, als in den theoretischen Wissensgebieten.

Dieser Abschnitt wird vom Postscheckamte dem Kontoinhaber übersandt.

Aufgabestempel.

eingezahlt am .....

..... Mark ..... Pf.

von .....

.....

.....

auf das Konto Nr. .....

Zahlkarte

Aufgabestempel

auf ..... Mark ..... Pf.

Zu wiederholen (die Mark in Buchstaben):

Mark Pf.

zur Gutschrift auf das Konto Nr.

de .....

.....

bei dem Postscheckamt in **Cöln.**

Postvermerk

Nr.

eingetragen durch:

am .....

Ankunfts-Nr.

Posteinlieferungsschein.

(Der Vordruck oberhalb des Raumes für den Postvermerk ist vom Einzahler auszufüllen.)

(die Mark in Buchstaben)

Mark Pf.

zur Gutschrift auf das Konto Nr. .....

de .....

.....

bei dem Postscheckamt in **Cöln.**

Postvermerk

Aufgabestempel

Aufgabenummer .....

Postannahme

.....

S 1

Abbildung 4. Zahlkartenformular.

in Cöln. Friedrich Schwarz." [28]) Dann ist nunmehr Weiß aus dem Scheck berechtigt, der seinerseits den Scheck wieder an einen anderen indossieren kann, und so fort.

Sehr verbreitet sind die Inhaberschecks. Ihre Uebertragung erfolgt einfach wie die Uebereignung anderer beweglicher Sachen. Ich kann also einen Inhaberscheck gerade so weitergeben wie eine Münze oder eine Banknote. Die Uebertragbarkeit kann für Inhaberschecks ihrem Wesen entsprechend auch nicht ausgeschlossen werden. [29]) Besonders zu erwähnen sind die verschiedenen Arten des Inhaberschecks. Zunächst der Scheck mit der reinen Inhaberklausel, bei dem der Aussteller einfach „den Inhaber" als Empfänger bezeichnet. Viel gebräuchlicher ist aber ein Inhaberscheck in der Fassung: „an Herrn Karl Müller in Cöln oder Ueberbringer." Auch dieser Scheck gilt nach ausdrücklicher Gesetzesbestimmung [30]) als Inhaberscheck; trotzdem der Name Müller genannt ist, kann er wegen des Zusatzes „oder Ueberbringer" von jedem Inhaber dem Bezogenen zur Einlösung vorgelegt werden. Diese sog. alternativen Inhaberschecks sind aus England übernommen und besonders bei der Reichsbank und anderen Banken üblich. [31]) Schließlich ist noch zu bemerken, daß ein gültiger Inhaberscheck auch dann schon vorhanden ist, wenn eine Angabe, an wen zu zahlen, im Scheck gar nicht enthalten ist. Auch einen solchen Scheck kann jeder Inhaber einlösen. [32])

Es liegt nun der Gedanke nahe, daß bei diesen weitgehenden Möglichkeiten hinsichtlich der Person des Zahlungsempfängers auch einmal ein Scheck, ein hoher Scheck von einem Unbefugten eingezogen werden kann. Aber hier gibt das Gesetz, entsprechend einer bisher bei uns schon geübten Praxis, ein ausgezeichnetes Mittel an die Hand, durch dessen Benutzung die Gefahr eines Mißbrauchs erheblich vermindert wird. Der Aussteller sowie jeder Inhaber eines Schecks kann nämlich quer über die Vorderseite des Schecks den Vermerk setzen: „Nur zur Verrechnung" und damit verbieten, daß der Scheck bar bezahlt werde. Der Bezogene darf in diesem Falle den Scheck nur durch Verrechnung — die als Zahlung gilt — einlösen. [33]) Statt der Barzahlung hat lediglich die Gutschrift des Scheckbetrages zu

---

[28]) Scheckges. § 8. Das Indossament ist übrigens nicht die einzig mögliche Uebertragungsform. Lessing a. a. O. S. 72.

[29]) Begr. S. 23.

[30]) Scheckges. § 4 Abs. 2.

[31]) Vgl. Begr. S. 21. Siehe auch Nr. 5 der Bestimmungen über den Giroverkehr mit der Reichsbank, Begr. S. 42.

[32]) Scheckges. § 4 Abs. 2.

[33]) Scheckges. § 14. Dieses Verbot der Barzahlung kann nicht zurückgenommen werden. Seine Uebertretung macht den Bezogenen für den dadurch entstehenden Schaden verantwortlich.

erfolgen,[34]) und vergebens wird sich der Dieb eines solchen Verrechnungsschecks bemühen, an der Kasse der bezogenen Bank Geld auf das entwendete Papier zu erhalten.[35]) — Der Schutzzweck, dem unser Verrechnungsscheck dient, wird in England vermittelst der sog. gekreuzten Schecks, crossed cheques, erreicht. Es wird den Leser vielleicht interessieren, auch hierüber etwas zu erfahren. Wenn man in England den Scheck kreuzt, indem man zwei parallele Linien quer über die Vorderseite zieht, zwischen denen noch bestimmte Worte, z. B. „and company", eingefügt werden können, dann ist damit der Kreis der zum Zahlungsempfang Berechtigten auf bankers, Bankiers, beschränkt[36]) (generally crossed cheque). Man kann auch noch weiter gehen und den Namen eines bestimmten Bankiers quer über den Scheck schreiben; dann ist nur dieser zum Zahlungsempfang berechtigt (specially crossed cheque).

Von weiteren Einzelheiten, die in Deutschland Rechtens sind, sei hier noch hervorgehoben: Der Scheck ist seiner Natur entsprechend stets bei Sicht zahlbar, Angabe einer anderen Zahlungszeit macht ihn nichtig.[37]) Er kann im Gegensatz zum Wechsel nicht mit einem Annahmevermerk, einem Akzept, versehen werden; das würde einfach als nicht geschrieben gelten.[38]) Er ist ferner binnen zehn Tagen nach der Ausstellung dem Bezogenen am Zahlungsorte[39]) zur Zahlung vorzulegen.[40]) Der Bezogene, der den Scheckbetrag

---

[34]) Schiebler, Scheckgesetz, Leipzig 1908, Roßberg, S. 40; Näheres bei Lessing S. 120, 121.

[35]) Die Verrechnungsschecks gelangen neuerdings bei uns vielfach auch in Form der sog. Postkarten-Schecks zur Verwendung. Näheres hierüber bei Schwerdtfeger in Schmalenbach's Zeitschrift für handelswissenschaftl. Forschung 3. Jahrg. Heft 6 (März 1909).

[36]) Damit hängt auch der erwähnte Zusatz „and company", der auch in Abkürzungen verwandt wird, zusammen, weil die englischen Bankfirmen auf „& Co." zu endigen pflegen. Näheres hierüber sowie über den ebenfalls in England gebräuchlichen Zusatz „not negotiable" bei Cohn, Handw. d. Staatsw. a. a. O. S. 30.

[37]) Scheckges. § 7. Die Zahlbarkeit bei Sicht gehört zum Wesen des Schecks; sie ist notwendig, wenn der Scheck nicht seinem wirtschaftlichen Zweck, als Zahlungsmittel zu dienen, entfremdet und zu einem dem Wechsel ähnlichen Kreditpapier gemacht werden soll. So Begr. S. 22.

[38]) Scheckges. § 10.

[39]) Als solcher gilt der bei dem Namen oder der Firma des Bezogenen angegebene Ort. Die Angabe eines anderen Zahlungsorts gilt als nicht geschrieben. Ist bei dem Namen oder der Firma des Bezogenen ein Ort nicht angegeben, so gilt der Ausstellungsort als Zahlungsort. Scheckges. § 5.

[40]) Diese Frist gilt jedoch nur für den im Inland ausgestellten und zahlbaren Scheck. Scheckges. § 11. Wegen der Vorlegungsfristen für Auslandschecks siehe Bekanntmachung vom 19. März 1908 (Reichs-Gesetzbl. Nr. 13). Umgehung der Bestimmungen über die Vorlegungsfrist durch Vordatierung des Schecks macht diesen zwar nicht un-

bezahlt, kann die Aushändigung des quittierten Schecks verlangen.[41])

Nun wird daher vielleicht jemand sagen: das ist ja alles ganz schön, aber bietet der Scheck, wenn man mir mittels eines solchen Zahlung leisten will, auch genügende Garantien für die Einlösung? Wird der Bezogene, die Bank, nicht die Einlösung vielleicht aus irgend einem Grunde ablehnen? Dieses Bedenken ist leicht zu zerstreuen. Ist der Scheck an sich in Ordnung — und für die ordnungsmäßige Ausstellung ist ja durch feste Formulare gesorgt —, dann wird der Bezogene, wenn das entsprechende Guthaben vorhanden ist, den Scheck schon im geschäftlichen Interesse einlösen. Wenn allerdings das Guthaben in dem früher erwähnten Sinne nicht mehr besteht, dann ist natürlich Gefahr vorhanden, daß die Einlösung des Schecks abgelehnt wird. Aber das wird nicht oft vorkommen;[42]) denn wenn der Aussteller Mißbrauch mit dem Scheck treibt, wenn er geflissentlich über das ihm bei der Bank zustehende Guthaben hinaus Schecks ausstellt,[43]) dann wird die Bank natürlich das zwischen ihr und dem Aussteller bestehende Verhältnis zur Lösung bringen, wird die unbenutzt gebliebenen Scheckformulare zurückverlangen,[44]) und der Störenfried ist aus dem Scheckverkehr des betreffenden Instituts entfernt, weiterer Mißbrauch verhindert. In den seltenen

---

gültig, beraubt ihn aber der Stempelfreiheit. Scheckges. § 29 Abs. 2. Was den Grund der Vorlegungsfrist betrifft, so verlangt, wie in der Begr. näher ausgeführt wird, die Rücksicht auf einen ordnungsmäßigen Verkehr, daß die Umlaufszeit des Schecks begrenzt und nicht länger ausgedehnt wird, als zu seiner zweckentsprechenden Verwertung erforderlich ist. Begr. S. 26. Berechtigt zur Einlösung des Schecks ist der Bezogene übrigens auch nach Ablauf der Vorlegungsfrist. Ein Widerruf des Schecks ist erst nach dem Ablauf der Vorlegungsfrist wirksam. Scheckges. § 13.

[41]) Scheckges. § 13. — Hinsichtlich abhanden gekommener oder vernichteter Schecks sei hier noch bemerkt, daß diese für kraftlos erklärt werden können (Aufgebotsverfahren). Scheckges. § 27. Als vernichtet gilt — nach Staub-Stranz a. a. O. S. 186 und Apt, Scheckgesetz S. 139 — derjenige Scheck, welcher derart beschädigt ist, daß er nicht mehr als Träger einer Scheckforderung betrachtet werden kann.

[42]) Dr. Georg v. Siemens bemerkte in seinem bereits erwähnten Referate vom Jahre 1882: In meiner Praxis wenigstens und in der Praxis verschiedener meiner Fachgenossen sind Fälle, daß Schecks, welche von dritten Personen präsentiert wurden, nicht bezahlt worden wären, so selten vorgekommen, daß man versucht sein möchte, auf die Frage nach ihrer Behandlung zu antworten, wie jener Kandidat im Examen: „Meine Herren, das kommt nicht vor". Stenogr. Ber. S. 22.

[43]) Man sagt dann: das Guthaben ist „überzogen" (engl. overdrawn).

[44]) Seitens der Reichsbank ist z. B. die ausdrückliche Bestimmung getroffen, daß bei Schließung des Kontos sämtliche unbenutzt gebliebenen Scheckformulare zurückzuliefern sind. Nr. 9 der Bestimmungen über den Giroverkehr mit der Reichsbank.

Fällen aber, in denen der Scheck tatsächlich nicht eingelöst wird, steht das Gesetz dem Scheckinhaber mit starker Hand bei. Den Bezogenen, die Bank, kann er allerdings nicht zur Zahlung zwingen — das würde dem Charakter des Schecks widersprechen, bei dem der Bezogene nur Zahlungsorgan, nicht selbständiger Schuldner sein soll,[45]) und ist aus einer Reihe wohlerwogener Gründe vom Gesetzgeber abgelehnt worden.[46]) Aber die anderen Beteiligten müssen dem Zahlungsempfänger die Einlösung des Schecks gewährleisten. Er kann sich an den Aussteller und an alle anderen halten, die den Scheck mit ihrer Unterschrift weiter übertragen haben, und selbst wenn die Unterschrift des Ausstellers oder eines Indossanten gefälscht wäre, blieben diejenigen, deren Unterschrift echt, verpflichtet. Und der Scheckinhaber kann im Falle der Nichteinlösung diese Personen nach Gutdünken gemeinsam oder einzeln, auch in beliebiger Reihenfolge, belangen. Und wie belangen?! Die scharfe, schneidige Waffe des Wechselprozesses mit seiner kurzen Einlassungsfrist, seiner Beschränkung der Einreden, seiner sofortigen Vollstreckbarkeit des Urteils, die gibt das deutsche Gesetz von 1908 auch dem Scheckbesitzer in die Hand,[47]) damit er — wenn der ihm gegebene Scheck einmal ausnahmsweise nicht eingelöst wird — schnell und sicher zu seinem Recht gelange!

V.

Der Ueberweisungs- und der Abrechnungsverkehr.

Die gewaltige wirtschaftliche Bedeutung des Scheckwesens, die unten noch zu erörtern ist, läßt sich nur unvollkommen darlegen, wenn man nicht zweier Einrichtungen Erwähnung tut, die mit dem eigentlichen Scheckverkehr in engem Zusammenhange stehen: ich meine den Ueberweisungs- und den Abrechnungsverkehr.

---

[45]) Aus diesem Grunde ist beim Scheck auch für das Akzept kein Raum. Begr. S. 25.

[46]) Näheres in der Begr, S. 14.

[47]) Nähere Bestimmungen über das Regreßrecht des Scheckinhabers sind in den §§ 15 u. ff. d. Scheckges. enthalten. Hier sei noch hervorgehoben, daß zur Ausübung des Regreßrechts nachgewiesen werden muß, daß der Scheck rechtzeitig zur Zahlung vorgelegt und nicht eingelöst oder daß die Vorlegung vergeblich versucht worden ist. Der Nachweis kann nur in bestimmter Weise, u. a. wie beim Wechsel durch einen Protest, geführt werden. Scheckges. § 16. Der Indossant kann sich von seiner Haftung befreien, indem er dem Indossamente die Bemerkung „ohne Gewährleistung" oder einen gleichbedeutenden Vorbehalt hinzufügt. Scheckges. § 15 Abs. 3. Außerdem verjähren die Regreßansprüche gegen den Aussteller und die übrigen Vormänner in der Regel in drei Monaten. Scheckges. § 20. Gegen den Aussteller hat der Scheckinhaber aber nach dem Erlöschen des Regreßanspruchs noch einen besonderen sog. Bereicherungsanspruch. Scheckges. §§ 21, 22.

Zunächst der Ueberweisungsverkehr. Das ist etwas ganz ähnliches wie der Scheckverkehr, aber in seiner Art noch einfacher. Beim Scheckverkehr liegt die Sache ja so, daß ich bei einer Bank oder einem ähnlichen Institut ein Guthaben besitze, daß dort ein Konto für mich geführt wird. Derjenige, an den ich mittels Scheks bezahlt habe, oder ein späterer Inhaber des Schecks kann diesen nun an der Bank einlösen, seiner Kasse zuführen, und der Scheckbetrag wird von meinem Konto abgeschrieben. Wie aber nun, wenn derjenige, an den ich zahlen will, bei derselben Bank auch ein Konto hat? Dann ist es natürlich viel praktischer, wenn der zu zahlende Betrag nicht etwa in bar abgeholt, sondern bei der Bank einfach auf das Konto des Zahlungsempfängers übertragen wird. Und darin besteht das Wesen des Ueberweisungsverkehrs. In solchen Fällen weise ich die Bank an, dem Konto dessen, an den ich zahlen will, den fraglichen Betrag gutzuschreiben und dafür mein Konto zu belasten. Man sieht: der Vorteil der Vermeidung des lästigen Bargeldumsatzes, der beim Scheckverkehr immerhin teilweise erreicht wird — denn wenigstens durch die Hände des Scheckausstellers läuft kein bares Geld —, ist hier ganz verwirklicht. Beim Ueberweisungsverkehr vollzieht sich die Zahlung lediglich mittels Umschreibung in den Büchern der Bank, ohne daß an irgend einer Stelle Bargeld in Bewegung gesetzt wird. Natürlich kann derjenige, dem auf diese Weise Geld überwiesen ist, wenn er will, einen entsprechenden Betrag bei seiner Bank in bar abheben, aber das ist eine Sache für sich, die mit dem Ueberweisungsverkehr als solchem nichts zu tun hat.

Diese zweckmäßige Art des Geldverkehrs ist allen größeren Kaufleuten wohlbekannt. Sie ist in großem Stile durchgeführt bei dem sog. Giroverkehr der Reichsbank,[48]) nach deren Beispiel auch andere Banken für ihre Kunden einen besonderen Giroverkehr eingeführt haben. Wer bei der Reichsbank eine gewisse Stammeinlage, in der Regel tausend oder mehrere tausend Mark,[49]) einzahlt, kann dort ein sog. Girokonto erhalten. Damit ist er sowohl an den Scheck- wie auch an den Ueberweisungsverkehr der Reichsbank angeschlossen. Er kann nun über sein Guthaben nicht nur mittels regelrechten Schecks, des erwähnten weißen Reichsbankschecks, verfügen, sondern er kann auch mittels des Ueberweisungsformulars — des sog. roten Schecks (Abbildung 2), der aber als bloßer Umschreibungsauftrag in Wirklichkeit kein Scheck ist — an andere Girokunden der

[48]) Giroverkehr vom ital. giro, Kreis, Kreislauf (des Geldes). Das Wort Giro wird übrigens auch im Sinne von Indossament gebraucht (girieren = indossieren). — Näheres über den Giroverkehr in dem Werk Die Reichsbank 1876—1900, Kommissionsverlag von Fischer, Jena, S. 50—68. Weitere Literatur u. a. bei Lessing, Scheckgesetz S. 22.

[49]) Die Reichsbank „erwartet, daß die Kontoinhaber . . . ein der Mühewaltung entsprechendes bares Guthaben halten werden." Eine Verzinsung der Girogelder erfolgt nicht. Nr. 10, 12 der Bestimmungen über den Giroverkehr mit der Reichsbank.

Bank seine Zahlungen machen. Etwa 25 000 Firmen und sonstige Personen sind heute an den Giroverkehr der Reichsbank angeschlossen, und in zahllosen Ueberweisungen vollzieht sich hier ein bedeutsamer Teil des großen Geldverkehrs im Deutschen Reiche.

Nun einige Mitteilungen über den Abrechnungsverkehr.[50]) Der ist nicht ganz so einfach wie der Ueberweisungsverkehr, aber eine sehr interessante Erscheinung. Gehen wir auch hier wieder vom Scheck aus. Der erste Scheckempfänger oder ein späterer Inhaber des Schecks, an den letzterer zu Zahlungszwecken weitergegeben worden ist, geht nicht immer zur bezogenen Bank und löst den Scheck dort ein, sondern er gibt vielfach den Scheck irgend einer anderen Bank, mit der er gerade arbeitet, zum Inkasso. Ist nun an einem größeren Platze ein sehr reger und umfangreicher Scheckverkehr, so sammeln sich naturgemäß täglich bei jeder der verschiedenen Banken zahllose Schecks an, die auf irgend eine der anderen Banken gezogen sind. An sich müßten diese Schecks nun immer alsbald — man denke an die Vorlegungsfrist — eingelöst werden, und es müßte hierzu täglich eine ganze Anzahl Kassaboten in Bewegung gesetzt werden. Wenn also auch für den Aussteller und einen oder mehrere sonstige Scheckinhaber die Barzahlung vermieden wäre, so würde sie doch im letzten Stadium und gerade an den Stellen, wo sich die Schecks ansammeln, nicht ausgeschaltet sein, obwohl die bargeldlose Zahlung das Ideal des Scheckverkehrs ist.[51]) Und da tritt der Abrechnungsverkehr in seine Rechte. Er ist eine Erfindung der praktischen Engländer. Im Jahre 1775 trat in London eine Anzahl dortiger Bankiers zusammen und gründete das sog. Clearing-House. Clearing heißt auf deutsch soviel wie Klärung, in übertragenem Sinne Abrechnung, Clearing-House Abrechnungsstelle. In diesem Londoner Clearing-House, das heute eine ganz gewaltige Bedeutung erlangt hat, treffen sich die Vertreter der beteiligten Banken zu bestimmten Zeiten, um ihre Forderungen aus Schecks, Wechseln und sonstigen Papieren durch Abrechnung in einer besonderen Form gemeinsam zur Erledigung zu bringen. Jede Bank stellt unter Benutzung eines bestimmten Formulars, das die Namen der am Clearing-Verkehr beteiligten Banken enthält, fest, welche Beträge sie auf Grund der betreffenden Papiere an die anderen Banken zu zahlen, und ebenso, welche Summen sie von den anderen zu fordern hat. Soweit sich nun die Gesamtbeträge decken, werden sie durch Verrechnung ausgeglichen.

---

[50]) Ausführlicheres und Literaturangaben bei Rauchberg, Handw. d. Staatsw. 3. Aufl. 3. Bd. (1909) S. 402 ff. (Art. Clearing-House) und bei Rich. Koch, Handw. d. Staatsw. 3. Aufl. 1. Bd. (1908) S. 6 ff. (Art. Abrechnungsstellen). Vgl. bes. auch den eingehenden Aufsatz von Rich. Koch, Abrechnungsstellen in Deutschland und deren Vorgänger, in der Schrift Vorträge und Aufsätze hauptsächlich aus dem Handels- und Wechselrecht, Berlin 1892.

[51]) Vgl. zu vorstehendem Buff, Der gegenwärtige Stand und die Zukunft des Scheckverkehrs in Deutschland, München 1907, S. 56, 57.

Die darüber hinaus sich ergebenden Differenzen, also die Salden, werden aber nicht bar bezahlt, sondern durch Zu- und Abschreibung auf dem Girokonto, das jede der Banken bei der Bank von England hat, zur Erledigung gebracht. Damit ist also für den großen, konzentrierten Geldverkehr die Barzahlung vollständig vermieden. Gewaltige Summen werden so umgesetzt, und insbesondere werden also auch unzählige Schecks schließlich nicht bar, sondern im Wege dieser Abrechnung eingelöst, sodaß man den Abrechnungsverkehr als die Krone des Scheckverkehrs bezeichnen kann.

Das Londoner Clearing-House, die Verwirklichung eines überaus glücklichen Gedankens, mußte natürlich nicht allein in England, sondern auch in anderen Ländern mit intensivem Geldverkehr Schule machen. Und so hat sich denn auch in Amerika ein höchst bedeutender Abrechnungsverkehr entwickelt, die englischen Ziffern sind dort sogar schon überflügelt, ferner hat der Abrechnungsverkehr in Paris, in Italien, Oesterreich und auch in Deutschland Eingang gefunden. Bei uns hat auch hier wieder die Reichsbank die Führung übernommen. Durch Vertrag vom 14. Februar 1883 wurde die erste deutsche Abrechnungsstelle in Berlin gegründet,[52]) und heute bestehen in Deutschland bei der Reichsbank im ganzen 17 Abrechnungsstellen.[53]) Die Berliner Abrechnungsstelle zählt gegenwärtig einschließlich der Reichsbank 19 Mitglieder.[54])

---

[52]) Bereits vorher bestand bei der Bank des Berliner Kassenvereins in Berlin ein gewisser Clearing-Verkehr. Vgl. Koch a. a. O. S. 269.

[53]) Wegen der Einzelheiten des deutschen Abrechnungsverkehrs vgl. die Bestimmungen für die Abrechnungsstelle zu Berlin, Abkommen vom 14. Februar 1883 und Geschäftsordnung, in der vom 1. April 1908 ab geltenden Fassung, u. a. abgedruckt bei Lessing, Scheckgesetz S. 203 ff.

Abrechnungsstellen bei der Reichsbank bestehen in Berlin, Braunschweig, Bremen, Breslau, Chemnitz, Cöln, Dortmund, Dresden, Elberfeld, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Mannheim, München, Nürnberg und Stuttgart.

Die Einlieferung eines Schecks in eine Abrechnungsstelle, bei welcher der Bezogene vertreten ist, gilt nach dem Scheckgesetz (§ 12) als Vorlegung zur Zahlung am Zahlungsorte, sofern die Einlieferung den für den Geschäftsverkehr der Abrechnungsstelle maßgebenden Bestimmungen entspricht. Abrechnungsstellen im Sinne d. Scheckges. sind die erwähnten Abrechnungsstellen bei der Reichsbank und außerdem die Bank des Berliner Kassenvereins zu Berlin. Scheckges. § 12 Abs. 2 u. Bekanntmachungen v. 19. März u. 1. Juli 1908 (Reichsgesetzbl. 1908 Nr. 13 u. 40).

[54]) Es sind (nach einer Mitteilung des Reichsbank-Direktoriums vom 15. April 1909) außer der Reichsbank folgende Bankhäuser: Bank des Berliner Kassenvereins — Bank für Handel und Industrie — Berliner Handelsgesellschaft — S. Bleichröder — Commerz- und Diskonto-Bank — Delbrück, Leo & Co. — Deutsche Bank — Diskonto-Gesellschaft — Dresdner Bank — C. N. Engelhard — F. W. Krause & Co. Bankgeschäft

VI.

Wirtschaftliche Bedeutung des Scheckwesens.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Scheckwesens ist überaus groß und verdient besondere Beachtung. Dabei denke ich an das Scheckwesen im weitesten Sinne, also nicht nur an den eigentlichen Scheckverkehr, sondern auch an den Ueberweisungs- und den Abrechnungsverkehr, die alle drei das gemeinsame Charakteristikum haben, daß sie den Umsatz baren Geldes vermeiden wollen.

Diese bargeldlose Zahlung bietet zunächst dem einzelnen ganz bedeutende Vorteile gegenüber der Barzahlung. Die Gefahren des Transportes der Münzen und Banknoten, des Verzählens, Verrechnens, des Empfanges von falschen Geldstücken, der Abnützung und Beschädigung des Metall- und Papiergeldes, sie sind alle vermieden oder wesentlich herabgemindert. Die Zeit und Mühe des Geldzählens, des Ein- und Auspackens der Geldsendungen, des lästigen Wechselns, alles ist erspart. Die Unbequemlichkeit und Unsicherheit des Aufbewahrens größerer Beträge, die sonst vor Diebstahl und Feuersgefahr nicht geschützt sind, ist beseitigt. Mit einem Wort: die ganze mühevolle Führung einer größeren Kasse wird von mir genommen und berufsmäßigen Kassenverwaltern, geschulten Bankbeamten, übertragen. Hinzukommt der erzieherische Einfluß,[55]) den der Verkehr mit der Scheckbank auf deren Kundenkreis ausüben kann. Uebernimmt die Bank für den einzelnen die Kassenhaltung, so gewöhnt sie ihn an Ordnung und Pünktlichkeit im geschäftlichen Verkehr, und das wird dann auch wieder auf den Verkehr der Geschäftsleute untereinander von günstigem Einfluß sein. Schließlich noch eine Hauptsache: die Bank zahlt mir, trotzdem das Scheckguthaben stündlich zu meiner Verfügung steht, vielfach Zinsen, etwa 1—4 %,[56]) während

— Mendelssohn & Co. — Mitteldeutsche Creditbank — Nationalbank für Deutschland — Preußische Central-Genossenschaftskasse — A. Schaaffhausenscher Bankverein — Gebrüder Schickler —. Königliche Seehandlung (Preußische Staatsbank).

Der Cölner Abrechnungsstelle sind gegenwärtig (April 1909) außer der Reichsbank 9 Bankfirmen angeschlossen: Barmer Bankverein — Bergisch Märkische Bank — Deichmann & Co. — L. Heß & Söhne — Sal. Oppenheim jr. & Co. — Rheinisch-Westfälische Diskonto-Gesellschaft — A. Schaaffhausen'scher Bankverein — Leopold Seligmann — J. H. Stein.

[55]) Dieses Moment hat Buff a. a. O. S. 4 besonders betont. Wir folgen hier seinen Ausführungen.

[56]) Mit Rücksicht auf die Möglichkeit sofortiger Verfügung über das Scheckguthaben kann natürlich nur ein niedriger Zinsfuß gewährt werden. Er dürfte im allgemeinen etwa der Hälfte des jeweiligen Reichsbankdiskontsatzes gleichkommen. Die Cölner Großbanken vergüten zur Zeit (April 1909) auf Scheckkonto in der Regel 1½—2 %. Die Reichsbank verzinst Girogelder, wie gesagt, nicht.

ich sonst die fraglichen Beträge in meiner Kasse zinslos liegen haben würde.[57])

Ein in weiten Kreisen ausgebildetes Scheckwesen ist aber auch für die Gesamtheit von nicht zu unterschätzendem Wert. Einmal wird davon der allgemeine Zinsfuß günstig beeinflußt. Man hat angenommen, daß eine der Hauptursachen dafür, daß in England, abgesehen von den letzten Jahren, der Diskont und der Zinsfuß für langfristige Darlehen im allgemeinen so viel niedriger ist als bei uns, darin liegt, daß die dortigen Banken infolge der besseren Ausbildung des Scheckwesens imstande sind, kurzfristiges Kapital in weit größerer Menge und so viel billiger anzubieten.[58]) Und ähnliche Wirkungen dürften auch bei uns nicht ausbleiben.[59]) Dann noch ein zweiter Punkt (auf den ein englischer Schriftsteller, Bagehot, hingewiesen hat): Die bloße Tatsache, daß unser Geld in den Kassen der Staats- und Privatbanken, bei den öffentlichen Sparkassen und an ähnlichen Zentralstellen liegt, macht dasselbe viel leichter zugänglich. Eine Million in den Händen dieser Institute ist eine große Macht. Dieselbe Summe, tausendfältig durch die ganze Nation zerstreut, ist fast bedeutungslos.[60]) Der Scheckverkehr bewirkt also, daß viele Millionen, die sonst brach in den Kassen der einzelnen liegen würden, wirtschaftlich erschlossen werden, um als werbendes Kapital in der Volkswirtschaft zu wirken.

Nach statistischen Erhebungen werden in London von allen Zahlungen bei Banken 97 Prozent in Schecks und nur 3 Prozent in bar oder Noten geleistet. Und in den englischen Provinzen verhalten sich die Zahlen wie 87:13.[61]) Demgegenüber stehen wir in Deutschland noch weit zurück. Welche Unmenge von Zeit und Geld könnte gewonnen, welche Summe von Mühe und Risiko erspart werden, wenn wir uns hier entschließen könnten, dem englischen Beispiel zu folgen! Man denke nur an zweierlei: an die Gehaltszahlungen und an die Zinszahlungen. Die Gehälter der Beamten des Reichs und Preußens werden heute in der Regel an den öffentlichen Kassen in bar ausgezahlt. Für diese Beamten kommen jährlich etwa 888 Millionen Mark, vierteljährlich also etwa 222 Millionen Mark an

---

[57]) Vgl. zu vorstehenden Ausführungen über die Vorteile des Scheckverkehrs Michael, Sparkassen und Scheckverkehr, Berlin 1892, S. 29 ff., Buff a. a. O. S. 3 f., Thorwart a. a. O. S. 5 und Begr. S. 7 f.

[58]) So Heyn, Bank-Archiv April 1904 S. 109.

[59]) Vgl. auch Thorwart a. a. O. S. 2. Vor Ueberschätzungen wird man sich hier allerdings hüten müssen, da die „Gestaltung des Geldmarktes eines Landes von vielen unvorhergesehenen Faktoren abhängig ist, die sich gerade in entgegengesetzter Richtung bewegen und diese Tendenz der Verbilligung wieder aufheben können." Buff a. a. O. S. 3.

[60]) Vgl. die Ausführungen von Bagehot, zitiert bei Thorwart a. a. O. S. 6.

[61]) Thorwart a. a. O. S. 7, Begr. S. 8.

Gehältern zur Auszahlung. Die staatlichen Kassen müssen hierfür schon 2—3 Tage vorher, und zwar meist auch noch vor Quartalsschluß, die erforderlichen riesigen Barmittel bereit halten. Und noch mächtiger werden die Summen, wenn man an die zahllosen Privatbeamten denkt, deren Gehälter ebenfalls in bar gezahlt zu werden pflegen. Der preußische Finanzminister hat allerdings in neuerer Zeit eine Verfügung getroffen, wonach die unmittelbar zu zahlenden Gehaltsbezüge derjenigen Beamten, die ein Konto bei einem an den Reichsbank-Giroverkehr angeschlossenen Bankhause besitzen, auf Wunsch ganz oder zum Teil deren Bankkonto im Girowege zugeführt werden können [62]), und nach Mitteilungen in der Presse ist kürzlich eine weitere Verfügung dieser Art ergangen. Doch die bargeldlose Zahlung steckt auf diesem Gebiete noch in den Anfängen. Dann die Zinszahlungen. Man hat schätzungsweise angenommen, daß die gesamte Immobilarbelastung Deutschlands, also insbesondere mit Hypotheken, auf etwa 42 Milliarden Mark zu beziffern sei. Wenn diese 42 Milliarden Mark, bemerkt Thorwart, nur mit 4 Prozent verzinst werden müssen, so verbrauchen wir jährlich für Zinszahlungen 1680 Millionen, vierteljährlich 420 Millionen Mark. Diese vielen Millionen werden heute fast ganz in bar, in Banknoten und Münzen, bezahlt. Welche Ersparnis an Zeit und Geld wäre zu erzielen, wenn nun ein erheblicher Teil dieser Zahlungen durch Schecks, durch Ueberweisungen, durch Abrechnung zur Erledigung gebracht werden würde.

Aber auch für den kleinen Verkehr würde die bargeldlose Zahlung durchaus geeignet sein. Man braucht da nur auf England zu verweisen. Während es dort in den fünfziger oder sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mehr oder weniger als Lappalie betrachtet wurde, wenn ein Scheck unter 50 Pfund Sterling gezogen wurde, sind heutzutage Schecks unter einem Pfund, also unter 20 Mark, gang und gäbe. Auch die unbedeutenderen Städte, ja sogar die größeren Dörfer besitzen in England Filialen irgend einer Bank, z. B. einer Großstadtbank, die auch den Bedürfnissen des kleinen Scheckverkehrs entgegenkommen. Der Scheck hat sich so im Volke eingebürgert, daß der kleinste Geschäftsmann, beispielsweise der Kolonialwarenhändler, der Metzger, der Bäcker, selbst in den Vorstädten, sein laufendes Konto bei der Bank hat. Die oberen Klassen bedienen sich natürlich auch des Schecks gern. Die vornehme Londoner Dame, die in den eleganten Läden des Westens, in den leuchtenden Magazinen von Oxford Street und Regent Street, ihre Einkäufe macht, bezahlt sehr häufig mittels Schecks. Sie führt dann vielleicht ein kleines Scheckbuch bei sich, oder auch, was namentlich sehr oft geschieht, sie steckt einige Schecks lose ins Portemonnaie oder in die Handtasche. Es kommt sogar schon vor, daß die Damen so viele Schecks ziehen, daß die bei der Bank hinterlegte Summe zu deren

[62]) Buff a. a. O. S. 29. Vgl. zu vorstehendem ferner Thorwart a. a. O. S. 12.

Deckung nicht ausreicht. Der englische Bankier nimmt das aber einem solventen Kunden gar nicht übel. Er berechnet ihm für das nicht abgehobene Geld nur einen mäßigen Zinssatz, der den Satz des Bankdiskonts sehr wenig übersteigt. Bei dieser Gelegenheit mag auch noch eine kleine, häufig angeführte Anekdote erwähnt werden, die für die englischen Verhältnisse charakteristisch ist. Danach antwortete ein englischer Krämer auf die Frage, worin der Unterschied zwischen einem gentleman und einem man, also einem Mann im allgemeinen Sinne, bestehe: Ein gentleman zahlt nie in barem Gelde, er gibt einen Scheck auf seinen Bankier, der man dagegen hat bares Geld in der Tasche. Das ist zwar nur eine Anekdote, aber sie ist bezeichnend dafür, eine wie hohe Bedeutung dem Scheck im Leben Englands zukommt.

Besonderen Wert hat der Scheck auch für den Reiseverkehr. Wir finden ihn da in einer sehr praktischen Form, die ebenfalls englischen Ursprungs sein soll, als sog. Reisescheck.[63]) Derartige Schecks lauten auf eine bestimmte runde Summe — es sind, wie man sagt, limitierte Schecks — und diese Summe ist zu einem festen, vom Kurse des Tages unabhängigen Kurse in die Währungen der wichtigsten Kulturländer umgerechnet, die Umrechnung jedem Scheck aufgedruckt. Die Einlösung kann in den betreffenden Ländern bei einer großen Reihe von Zahlstellen erfolgen und geschieht ohne Abzug zu dem aufgedruckten Werte in landesüblicher Münze. Der Reisende ist so den Schwankungen des Kurses nicht unterworfen und gegen die Uebervorteilung, die das Geldwechseln im fremden Lande sonst nicht selten mit sich bringt, geschützt. Auch in Deutschland werden solche Reiseschecks ausgegeben, so von dem Reisebureau der Hamburg-Amerika-Linie, gezogen auf die Direktion der Diskonto-Gesellschaft in Berlin (Abbildung 3). Man erhält diese Schecks in Stücken von 50 und 100 Mark gegen eine Vergütung von ½ %.[64])

Die gewaltige Bedeutung des Scheckwesens für das Wirtschaftsleben ergibt sich nicht zuletzt auch aus den in Betracht kommenden Ziffern.

Von besonderem Interesse sind die Zahlen des englischen Scheckverkehrs. Im Jahre 1880 verrechnete die Londoner Bankfirma Glyn Mills Currie & Co. an einem Tage 19 950 Schecks, im Jahre 1887 sogar 35 090 Stück. Hiervon betrugen die Schecks unter einem Pfund, unter 20 Mark, im ersteren Jahre 2,5 %, im letzteren 4 %.[65]) Bei dieser einen Bank wurden also schon im Jahre 1887 an einem einzigen Tage 1400 Schecks verrechnet, die alle unter 20 Mark waren. Der tägliche Gesamtscheckverkehr in London in neuerer Zeit wird aber

[63]) Vgl. hierzu Schanz, Handw. d. Staatsw. a. a. O. S. 767, Buff a. a. O. S. 103 und den Artikel Scheck in Herder's Konversationslexikon 3. Aufl.

[64]) Eine ähnliche Einrichtung hat der Norddeutsche Lloyd getroffen.

[65]) Vgl. Thorwart a. a. O. S. 7.

auf etwa 700 Millionen Mark geschätzt.[66]) Bei uns in Deutschland sind wir da, wie schon angedeutet, noch erheblich zurück. Dem erwähnten englischen Beispiel von einem Tage sei gegenübergestellt, daß die Deutsche Bank in Berlin nach den Mitteilungen von Georg v. Siemens[67]) in den Jahren 1881 und 1882 nur 60—70 000 Schecks eingelöst hat. Heute sind die Verhältnisse auf diesem Gebiete bei uns zwar schon besser geworden, aber der Scheckverkehr hat den wünschenswerten Umfang bei weitem noch nicht erreicht. Immerhin weist der größere Verkehr schon beträchtliche Zahlen auf. So hatte die Mülheimer Bank in Mülheim a. d. Ruhr im Jahre 1904 bei einem Aktienkapital und Reserven von zusammen etwa 8 Millionen Mark einen Umsatz auf Scheckkonto von über 25 Millionen Mark. Und die Essener Kredit-Anstalt hatte 1905 bei einem Kapital und Reserven von stark 64 Millionen Mark einen Umsatz auf Scheckkonto von über 410 Millionen Mark.[68]) Im Kleinverkehr ist der Scheck hierzulande bisher aber nur verhältnismäßig wenig verbreitet. Einzelne rühmliche Ausnahmen sind indes vorhanden.[69]) Hier ist besonders hinzuweisen auf die Oldenburgische Spar- und Leihbank in Oldenburg, die seit einer Reihe von Jahren mit Erfolg bemüht ist, den Scheck gerade dem Kleinverkehr dienstbar zu machen. An dem Scheckverkehr dieser Bank waren im Jahre 1906 beteiligt: 481 Kaufleute und Fabrikanten, 284 Handwerker, 503 Beamte, Aerzte, Lehrer und Militärpersonen, 52 Landleute, 137 Vereine und Kassen, 77 Rentner usw. und 399 weibliche Personen. Der Scheckumsatz dieser Bank ist von nicht ganz 10 Millionen Mark im Jahre 1897 auf über 46 Millionen Mark im Jahre 1906 angewachsen. Ein weiteres leuchtendes Beispiel für die Pflege des Scheckverkehrs in kleineren und mittleren Kreisen bieten die Schulze-Delitzsch'schen Kreditgenossenschaften. Bei ihnen ist die Zahl der Konteninhaber von 21 509 im Jahre 1900 auf 33 390 im Jahre 1906 gestiegen. Die Umsätze auf Scheckkonto betrugen im Jahre 1906 bei 262 berichtenden Genossenschaften rund 1 Milliarde 38 Millionen Mark — ein Ergebnis, das gewiß besondere Anerkennung verdient. Im großen und ganzen müssen wir aber, wie gesagt, feststellen, daß die Ziffern des deutschen Scheckverkehrs hinter den Riesensummen des englischen noch sehr beträchtlich zurückstehen.

Das letztere bezieht sich aber nur auf den eigentlichen Scheckverkehr. Was den Ueberweisungsverkehr, den Giroverkehr, betrifft, so steht Deutschland an erster Stelle.[70]) Insbesondere der Giroverkehr der Reichsbank weist ganz gewaltige Zahlen auf. Der Gesamtumsatz auf Reichsbankgirokonto, der allerdings nicht nur den reinen

---

[66]) Begr. S. 8.

[67]) Verhandlungen des 11. Deutschen Handelstages, Stenogr. Ber. S. 22.

[68]) Weitere statistische Angaben bei Buff a. a. O. S. 10 ff.

[69]) Die nachstehenden Angaben sind der Begr. entnommen. Vgl. das. S. 9, 50.

[70]) Buff a. a. O. S. 6.

Giroverkehr umfaßt, sondern in dem auch die Beträge der weißen Schecks und einiges andere enthalten sind, ist von über 16 Milliarden im Jahre 1876 auf nicht weniger als stark 245 Milliarden im Jahre 1906 gestiegen. Auch andere Banken, namentlich in Hamburg, haben einen recht beträchtlichen Giroverkehr. [71])

Schließlich noch einige Ziffern aus dem Abrechnungsverkehr, die den Leser wohl besonders interessieren dürften. An der Cölner Abrechnungsstelle betrug nach Mitteilung der Reichsbank der Umsatz im Jahre 1908 708 778 400 Mark. Also nahezu 709 Millionen sind allein von den dortigen Großbanken in einem Jahre umgesetzt worden, ohne daß auch nur ein Pfennig baren Geldes in Bewegung gekommen wäre. Der Gesamtumsatz der deutschen Abrechnungsstellen beläuft sich aber — ich nenne hier die Ziffer für 1907 — auf über 45 Milliarden Mark. [72]) Eine gewaltige Summe — und doch noch weit überflügelt von dem englischen Verkehr! Denn die große englische Abrechnungsstelle, das Bankers' Clearing-House in London hatte schon im Jahre 1878 einen Umsatz von rund 100 Milliarden Mark, im Jahre 1908 wurden aber mehr als 248 Milliarden Mark umgesetzt. [73]) Diese Ziffer von annähernd 250 Milliarden Mark kann man erst dann richtig würdigen, wenn man sich vor Augen hält, daß der Gesamtbesitz an hartem Gelde in Europa nur rund 21 Milliarden Mark groß ist. [74]) Und nun gar die amerikanischen Ziffern, die fast ins Unermeßliche steigen. Nahezu 650 Milliarden Mark wurden im Jahre 1907 im Clearing-Verkehr der Vereinigten Staaten umgesetzt, davon allein in New-York 400 Milliarden! [75]) Eine amerikanische Finanzzeitschrift berichtete vor nicht langer Zeit über einen merkwürdigen Vorfall im New-Yorker Clearing-House, [76]) und ein treffenderes Beispiel für die außerordentliche Bedeutung des Abrechnungsverkehrs läßt sich wohl nicht anführen. Ein Mitglied des New-Yorker Clearing-House, die American Exchange Bank, gab am 19. November 1906 Schecks im Betrage von 9 049 255 Dollars 28 Cents zur Gutschrift hinein, dagegen wurden mit dieser Bank verrechnet von ihr zu zahlende Schecks im Betrage von 9 049 255 Dollars 40 Cents. Es ergab sich also die unerhörte Zufalls-Differenz von 12 Cents oder 51 Pfennigen! Man bedenke, was das heißt: 18 Millionen Dollars, 76 Millionen Mark wurden umgesetzt und ausgeglichen — durch Zahlung von 51 Pfennigen!

---

[71]) Begr. S. 39, 49 und Buff a. a. O. S. 20 ff.

[72]) Koch, Handw. d. Staatsw. a. a. O. S. 7.

[73]) Rauchberg, Handw. d. Staatsw. a. a. O. S. 403 und Zeitschr. f. d. gesamte Aktienwesen Jahrg. 1909 Nr. 2 S. 31, 32.

[74]) Thorwart a. a. O. S. 11.

[75]) Rauchberg a. a. O. S. 404, 405.

[76]) Mitgeteilt von Thorwart a. a. O. S. 11.

VII.

Der Post-Ueberweisungs- und Scheckverkehr.[77])

Was bisher in Deutschland, von Ausnahmefällen abgesehen, nur verhältnismäßig wenigen vergönnt war, einem beschränkten Kreise von Privatleuten, die sich des Vorzuges einer Bankverbindung erfreuten, den bedeutenderen Kaufleuten, die es sich gestatten konnten, die hohe Stammeinlage von tausend oder mehreren tausend Mark bei der Reichsbank einzuzahlen und Jahr auf Jahr zinslos stehen zu lassen — mit einem Wort, was bisher fast nur für die Großen da war: das ist nun mit einem Schlage Gemeingut vieler geworden. Die weitesten Kreise, namentlich auch die der mittleren Stände, haben jetzt in der Post auch ihre Scheckbank. Und welche Bank?! Mehr als 15000 Filialen — das ist die Zahl unserer Postanstalten —[78]) im ganzen Deutschen Reiche zu besitzen, auch die mächtigste Großbank kann sich dessen nicht rühmen. Und die Tätigkeit dieser Bank erstreckt sich nicht allein auf die Städte und die Dörfer, die noch näher am Strom des Lebens liegen, nein, ihre Agenten, die Landbriefträger, dringen vor bis in das abgelegenste Dorf des Hochgebirges, zu den stillen Bewohnern der Heide, dem einsamen Bauernhof. Aber damit sind die Vorzüge noch nicht erschöpft. Zu den bedeutsamsten gehört auch die große Sicherheit dieser Bank, bei der keine Zahlungseinstellung zu befürchten ist, der die mächtigen Finanzmittel des Staates zur Verfügung stehen. Und endlich die Verwaltung dieser großen Bankanstalt arbeitet mit der ganzen Präzision und Zuverlässigkeit eines altbewährten Beamtentums, und der moderne, verkehrsfreundliche Geist, den sich die deutsche

[77]) Postscheckordnung vom 6. November 1908 (Reichs-Gesetzbl. 1908 Nr. 54), in Kraft getreten am 1. Januar 1909. Dazu Ausführungsbestimmungen und Dienstanweisung für die Postanstalten. Gute Textausgaben (amtliche Ausgaben) sind in R. v. Decker's Verlag, Berlin 1908, erschienen (Postscheckordnung mit Ausführungsbest. ℳ —.20, geb. ℳ —.65, desgl. mit Dienstanw. geb. ℳ 1.—); von weiteren Schriften über den neuen Postscheckverkehr seien erwähnt: Mez, Der deutsche Post-Ueberweisungs- und Scheckverkehr, Stuttgart 1909, bei Muth (ℳ 1.—), dann Aschenborn, Der Post-Ueberweisungs- und Scheckverkehr, Berlin 1909, bei Guttentag (ℳ —.30), Scheibe, Der Post-Ueberweisungs- und Scheckverkehr, Leipzig 1909 (ℳ —.50, mit Gebührenberechnungstabelle ℳ —.60), Weltz, Der deutsche Post-Ueberweisungs- und Scheckverkehr, Pößneck 1909 (ℳ —.60). — Sonstige Literatur zum Postscheckwesen s. bei Lessing, Scheckgesetz S. 240, Anm.

[78]) Nach der Statistik der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung für das Jahr 1907 betrug die Zahl der Postanstalten einschließlich der Postagenturen Ende 1907 im Reichs-Postgebiet 15221. Hinzukommen noch die Postanstalten von Bayern und Württemberg.

Post im Ringen mit den Problemen des Weltverkehrs zu eigen gemacht hat, er wird auch den neuen Postscheckverkehr [79]) beherrschen!

Wie ist nun die grundlegende Organisation des Postscheckverkehrs? Da ist hervorzuheben, daß für diesen Verkehr im ganzen Deutschen Reiche dreizehn Zentralstellen in den sog. Postscheckämtern geschaffen sind, neun hiervon seitens der Reichspostverwaltung und die übrigen vier von den Postverwaltungen Bayerns und Württembergs. Die postalische Selbständigkeit dieser beiden süddeutschen Staaten tut übrigens der Einheitlichkeit des deutschen Postscheckverkehrs keinen Abbruch. Die bayerischen und württembergischen Verordnungen über das Postscheckwesen stimmen inhaltlich mit der für das Reichs-Postgebiet geltenden Postscheckordnung vom 6. November 1908 (vgl. Fußnote [77])) durchaus überein, und durch ein zwischen den drei deutschen Postverwaltungen getroffenes Uebereinkommen ist gewährleistet, daß auch im Verkehr mit dem Publikum das ganze Reich sich als ein einheitliches Postscheckgebiet darstellt. [80]) Die Reichs-Postverwaltung hat Postscheckämter eingerichtet in Berlin, Danzig, Breslau, Leipzig, Hamburg, Hannover, Cöln, Frankfurt (Main) und Karlsruhe. Die bayerischen Postscheckämter befinden sich in München, Nürnberg und Ludwigshafen (Rhein). Für Württemberg besteht nur ein Postscheckamt und zwar in Stuttgart. [81])

Der Beitritt zum Postscheckverkehr vollzieht sich ganz einfach. Ich brauche nur ein bestimmtes Antragsformular, das ich umsonst an jedem Postschalter erhalte, auszufüllen und die Stammeinlage von 100 Mark sowie den geringen Betrag für etwa bestellte Formulare (Scheckhefte usw.) mittels sog. Zahlkarte (s. unten) an das Postscheckamt einzuzahlen. [82]) Es wird mir dann demnächst von dem Post-

---

[79]) Anstatt der genaueren Bezeichnung Post-Ueberweisungs- und Scheckverkehr ist der kürzere Ausdruck Postscheckverkehr üblich.

[80]) Aschenborn a. a. O. S. 9.

[81]) Der Geschäftsbereich der einzelnen Postscheckämter im Reichs-Postgebiet und in Bayern ist folgender: zum Postscheckamt Berlin gehören die Oberpostdirektionsbezirke Berlin, Frankfurt (Oder), Magdeburg, Potsdam und Stettin; zu Danzig die Bezirke Bromberg, Danzig, Gumbinnen, Königsberg und Köslin; zu Breslau die Bezirke Breslau, Liegnitz, Oppeln und Posen; zu Leipzig die Bezirke Chemnitz, Dresden, Erfurt, Halle und Leipzig; zu Hamburg die Bezirke Bremen, Hamburg, Kiel und Schwerin; zu Hannover die Bezirke Braunschweig, Hannover, Minden und Oldenburg; zu Cöln die Bezirke Aachen, Koblenz, Cöln, Dortmund, Düsseldorf, Münster (Westf.) und Trier; zu Frankfurt (Main) die Bezirke Cassel, Darmstadt und Frankfurt; zu Karlsruhe die Bezirke Karlsruhe, Konstanz, Metz und Straßburg; zu München die Bezirke Augsburg, Landshut und München; zu Nürnberg die Bezirke Bamberg, Nürnberg, Regensburg und Würzburg; zu Ludwigshafen (Rhein) der Bezirk Speyer.

[82]) Das ausgefüllte Antragsformular oder das sonstige den Antrag enthaltende Schriftstück (die Benutzung der Formulare ist hier nicht un-

scheckamt mitgeteilt,[83]) daß unter Nummer Soundso ein Postscheckkonto für mich eröffnet ist, und ich bin vollberechtigter Teilnehmer an der neuen Einrichtung. Kann denn nun aber auch jeder sich ein solches Konto ohne weitere Förmlichkeiten eröffnen lassen? Wird nicht vielleicht ein behördlich abgestempeltes Attest, womöglich sogar ein Leumundszeugnis, oder irgend eine sonstige Bescheinigung verlangt? Nichts davon, kein lästiger Formelkram, der mich hier abzuschrecken brauchte. Jeder, welchen Standes oder Berufes er auch sei, auch ein Ausländer, wenn er nur in der Lage ist, die Stammeinlage von 100 Mark zu zahlen, also den geringen Aufwand von 4 Mark Jahreszinsen zu tragen, kann sich sein Postscheckkonto eröffnen lassen. Und nicht nur jeder Privatmann, jeder Kaufmann unter seiner Firma kann ein Postscheckkonto erhalten, auch allen öffentlichen Behörden, allen juristischen Personen, z. B. Gesellschaften mit beschränkter Haftung, eingetragenen Vereinen und Stiftungen, ja selbst den nicht rechtsfähigen Vereinigungen und Anstalten — man denke an die zahlreichen gemeinnützigen und geselligen Vereine — steht der Beitritt zum Postscheckverkehr frei.[84]) Auch Frauen können sich natürlich dem Postscheckverkehr anschließen; wenn sie verheiratet sind, bedürfen sie jedoch der Zustimmung des Ehemannes. Etwaigem Mißbrauch ist dadurch

---

bedingt vorgeschrieben) ist offen und unfrankiert am Schalter der Postanstalt abzugeben, von welcher der Antragsteller seine Postsachen erhält. Der Antrag kann auch in einem unfrankierten Briefe an diese Postanstalt eingesandt werden. Wer im Landbestellbezirke wohnt, kann den Antrag zur Abgabe an die Postanstalt dem Landbriefträger übergeben. Dienstanw. § 2.

[83]) Dieser Mitteilung sind die wichtigsten Formulare für den Postscheckverkehr beigefügt. Die Sendung erfolgt daher unter „Einschreiben", mit dem Vermerk „Eigenhändig" und gegen Rückschein. Falls eine Gesellschaft oder sonstige Vereinigung von mehreren Personen gemeinschaftlich vertreten wird, dürfen derartige „eigenhändig" zu bestellende Sendungen den Vertretern nur gegen gemeinschaftliche Quittung ausgehändigt werden. Es empfiehlt sich deshalb, eine einzelne Person zu bevollmächtigen, an die das Postscheckamt diese Sendungen adressieren kann, oder seinen Verzicht auf die Zusendung unter „Eigenhändig" zu erklären. Vgl. Dienstanw. § 2 und Scheibe a. a. O. S. 6, woselbst auch ein Vollmachtsentwurf.

[84]) Postscheckordn. § 1. Gesellschaften, Vereine, Genossenschaften, Kassen, die nicht im Handelsregister, Vereinsregister, Genossenschaftsregister usw. eingetragen sind, haben bei Stellung des Antrags auf Eröffnung eines Kontos ihre Satzung vorzulegen. Die Vertreter solcher nicht in einem öffentlichen Register eingetragenen Vereine usw. müssen durch glaubhafte Schriftstücke nachweisen, daß sie in der durch die Satzung vorgeschriebenen Form zur Vertretung berufen worden sind. Sofern es vom Postscheckamt für erforderlich erachtet wird, muß ein amtliches Zeugnis hierüber vorgelegt werden. Für Agenturen einer Gesellschaft oder Anstalt kann, sofern die Agentur nicht im Handelsregister eingetragen ist, ein Konto nur auf den persönlichen Namen des Agenten

vorgebeugt, daß die Unterschriften derjenigen Personen, die berechtigt sein sollen, Schecks und Ueberweisungen zu unterzeichnen, bei dem Postscheckamt hinterlegt werden müssen.[85]) Die Eröffnung eines Kontos erfolgt natürlich in der Regel bei dem Postscheckamt, in dessen Bezirk der Wohnsitz des Antragstellers liegt, auf Verlangen aber auch bei einem anderen oder bei mehreren Postscheckämtern.[86])

Unterscheiden wir nun, um uns das Verfahren im Postscheckverkehr näher klar zu machen, die beiden Hauptgruppen des Zahlungsverkehrs: die Einzahlungen an einen Kontoinhaber und seine Auszahlungen.

Zunächst die Einzahlungen.[87]) Sobald ich ein Postscheckkonto habe, kann jedermann im ganzen deutschen Reiche, also namentlich auch derjenige, der selbst kein Postscheckkonto hat, mittels der sog. Zahlkarte (Abbildung 4) auf mein Konto Einzahlungen machen. Wer in dieser Weise an mich zahlen will, füllt einfach das Zahlkartenformular — man erhält die Formulare an jedem Postschalter — mit dem entsprechenden Betrage usw. aus[88]) und übergibt die Zahlkarte dann mit dem Gelde[89]) einer beliebigen Postanstalt oder auch, bei Beträgen bis 800 Mark, einem Landbriefträger. Das praktischer Weise im Gegensatz zur Postanweisung mit der Zahlkarte unmittelbar verbundene Quittungsformular wird dem Einzahler von der Postanstalt unterschrieben zurückgegeben; der an der linken Seite der Zahlkarte befindliche Abschnitt, der ebenso wie bei der Postanweisung zu Mitteilungen aller Art, beispielsweise zu Bestellungen, benutzt werden kann, wird dem Zahlungsempfänger vom Postscheckamte, dem die

---

eröffnet werden. Wünscht der Agent, daß auf dem Konto seine Eigenschaft als Agent der Gesellschaft zum Ausdruck gebracht werde, so ist hierzu das ausdrückliche Einverständnis der Gesellschaft oder Anstalt erforderlich. Näheres in den Ausführungsbestimmungen.

[85]) Die dem Postscheckamte mitgeteilten Unterschriften haben so lange Geltung, bis der Kontoinhaber diesem Amte das Erlöschen der Vertretungsbefugnis schriftlich mitgeteilt hat. Postscheckordn. § 6.

[86]) Postscheckordn. § 1.

[87]) Postscheckordn. §§ 2 ff.

[88]) Die Ausfüllung der Zahlkarte kann (und das gleiche gilt vom Text der später zu behandelnden Ueberweisungs- und Scheckformulare) auch durch Druck, mit der Schreibmaschine usw. bewirkt werden; die handschriftliche Ausfüllung darf nur mit Tinte geschehen. Zur Vermeidung von Irrtümern empfiehlt es sich, daß in möglichst weitem Umfange solche Zahlkartenformulare benutzt werden, auf denen die Kontonummer, der Name und Wohnort des Kontoinhabers sowie der Name des Postscheckamts vorgedruckt sind. Dieser Vordruck wird auf Antrag des Kontoinhabers auch durch das Postscheckamt gegen Erstattung der geringfügigen Kosten ausgeführt. Postscheckordn. § 3 und Ausführungsbestimmungen.

[89]) Einzahlungen auf Zahlkarten können aber auch durch rote Schecks auf die Reichsbank beglichen werden, bei der die Scheckämter auch ihr Girokonto haben.

Zahlkarte gleich von der betreffenden Postanstalt zugesandt wird, übermittelt. Und nun kommt die Annehmlichkeit dieser Zahlweise. Eine Freimarke brauche ich überhaupt nicht auf die Zahlkarte zu kleben. Die geringe Postgebühr wird vielmehr einfach vom Konto des Zahlungsempfängers abgeschrieben. Sie beträgt für je 500 Mark nur 5 Pf.[90]) Wenn daher der Absender auch diesen Betrag nicht gleich miteinzahlt, so fällt dem Empfänger kleinerer Beträge doch nicht mehr zur Last, als er bei der Postanweisung auch an Bestellgeld bezahlen würde. Da diese ganz niedrige Postgebühr das einzige ist, was zur Uebermittelung eines Betrages auf das betreffende Postscheckkonto entrichtet werden muß, so ergibt sich gegenüber dem Postanweisungs- und Wertbriefverkehr eine ganz bedeutende Verbilligung. Praktische Beispiele mögen dies näher erläutern. Es sind z. B. 5 Mark zu verschicken. Die Postanweisung kostet 10 Pf .Porto und 5 Pf. Bestellgeld, zusammen 15 Pf., die Zahlkarte nur 5 Pf., also nur ein Drittel. Noch günstiger ist das Verhältnis bei größeren Beträgen, z. B. bei 500 Mark: Kosten der Postanweisung an Porto 50 Pf., an Bestellgeld 5 Pfg., zusammen 55 Pf., Kosten der Zahlkarte 5 Pf., also nur ein Zehntel. Und während der Höchstbetrag der einzelnen Postanweisung nur 800 Mark ist, kann ich mit jeder Zahlkarte bis zu 10 000 Mark übermitteln.[91])

Die Zahlkarte ist zweifelsohne berufen, in unserem Verkehr eine ganz bedeutende Rolle zu spielen. Von Kaufleuten, aber auch von anderen Personen, die Rechnungen zu verschicken haben, z. B. Aerzten, Anwälten, wird sie zweckmäßiger Weise mit vorgedruckter Adresse und Kontonummer den einzelnen Rechnungen beigefügt, was namentlich auch für den Rechnungsempfänger von Annehmlichkeit ist. Der Kontoinhaber kann sogar kleinere Rechnungen auf der Rückseite des mit der Zahlkarte verbundenen Posteinlieferungsscheines ausstellen und die so vorbereitete Zahlkarte dann seinem Schuldner übersenden. Hat der Postbeamte dann den Einlieferungsschein vollzogen, so hat der Einzahler den Beweis dafür in der Hand, daß er die auf der Rückseite des Scheines enthaltene Rechnung bei der Post bezahlt hat. Eine besondere Empfangsbestätigung ist also in der Regel nicht mehr erforderlich. Auch Vereine, die Mitgliederkarten ausgeben, können hierzu die Rückseite des an der Zahlkarte befindlichen Einlieferungsscheines benutzen, wenn die Vorderseite der Zahlkarte mit der Adresse und Kontonummer des Vereins bedruckt ist.[92]) Und so gibt es der Verwendungsmöglichkeiten noch mehr.

---

[90]) Postscheckordn. § 9.

[91]) Ueber unbestellbare Zahlkarten und weitere Einzelheiten finden sich nähere Bestimmungen in § 3 der Postscheckordn., den zugehörigen Ausführungsbest. und in den §§ 5—11 der Dienstanw. Hier sei noch hervorgehoben, daß der Absender eine eingelieferte Zahlkarte auch zurücknehmen kann, solange die Gutschrift auf dem Konto des Empfängers noch nicht gebucht ist.

[92]) Vorstehende Beispiele nach Aschenborn a. a. O. S. 20.

Noch billiger und einfacher gestaltet sich die Uebermittelung eines Geldbetrages aber, wenn derjenige, der an mich einzahlen will, auch ein Postscheckkonto hat. Dann bedient er sich nicht der Zahlkarte, sondern des Ueberweisungsformulars, das sowohl in Blattform (zur Versendung in Briefen) als auch in Postkartenform (zur offenen Versendung, sog. Giropostkarte) ausgegeben wird. Dieses Ueberweisungsformular ist, wie ein Blick auf Abbildung 5 ergibt, nichts anderes als das, was bei der Reichsbank der rote Scheck ist, von dem oben die Rede war. Eine derartige Ueberweisung kostet

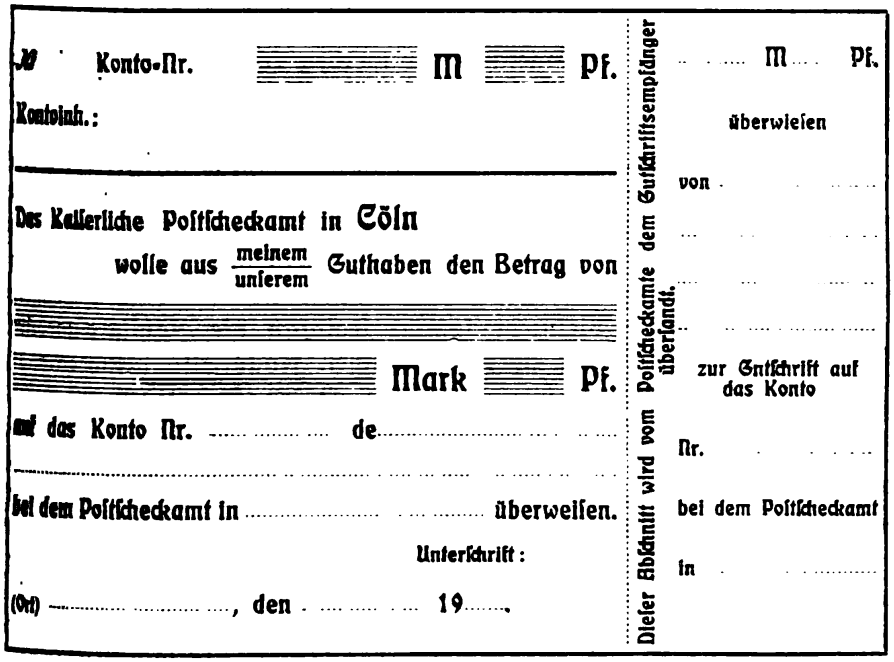


Abbildung 5. Ueberweisungsformular (Blattform).

immer nur 3 Pf., die von dem Konto des Ueberweisenden abgeschrieben werden. Der Betrag derselben ist unbeschränkt, nur bei der Giropostkarte ist ein Höchstbetrag von 1000 Mark festgesetzt. Da auch die Höhe des Guthabens eines Kontos keiner Beschränkung unterliegt[93]), so können beispielsweise 100 000 Mark von Danzig nach Karlsruhe, von Hamburg nach München überwiesen werden — für 3 Pf., wozu dann in der Regel noch das Porto für die Uebersendung des Formulars an das Postscheckamt mit 5 oder 10 Pf. kommt. Auch an diesen Ueberweisungsformularen befindet sich, wie man sieht, ein Abschnitt, der von dem Postscheckamt dem Gutschriftsempfänger übersandt wird und von dem Aussteller der Ueberweisung zu Mitteilungen benutzt werden kann. Erwähnt sei noch, daß auch Gutschriften für mehrere Empfänger in einer Ueberweisung zusammengefaßt werden können. In diesem Falle ist der Ueberweisung (in Blattform)

[93]) Postscheckordn. § 1.

ein vom Kontoinhaber zu unterschreibendes Verzeichnis nach bestimmtem Muster („Anlage zur Ueberweisung") beizufügen. Die Schlußsumme des Verzeichnisses muß mit dem auf dem Ueberweisungsformular angegebenen Betrag übereinstimmen. Dieser Sammelüberweisung können auch für die verschiedenen Gutschriftsempfänger bestimmte Mitteilungszettel beigegeben werden, die in Form und Größe dem Abschnitte des Ueberweisungsformulars entsprechen müssen. Die Ueberweisungsgebühr wird für jede in das Verzeichnis aufgenommene Ueberweisung berechnet.[94])

Sehr praktisch ist auch die Einrichtung, daß auf Antrag die sämtlichen für einen Kontoinhaber eingehenden Postanweisungen seinem Postscheckkonto gutgeschrieben werden können. Ist ein solcher Antrag bei der Postanstalt, durch die der Kontoinhaber seine Postsendungen erhält, gestellt, so überweist diese den Betrag der für den Antragsteller eingegangenen Postanweisungen täglich mittels Zahlkarte an das Postscheckamt zur Gutschrift, während die Abschnitte der Postanweisungen dem Kontoinhaber übersandt werden. Dabei wird der Gesamtbetrag aller für den Kontoinhaber gleichzeitig vorliegenden Postanweisungen in eine Zahlkarte aufgenommen. Ein Bestellgeld wird nicht erhoben, vielmehr kommt lediglich die Zahlkartengebühr zur Berechnung. Gehen in einem solchen Falle also gleichzeitig 10 Postanweisungen von je 50 Mark für mich ein, so werden nur 5 Pf. von meinem Konto abgeschrieben, während die Bestellung der Postanweisungen ins Haus insgesamt ein Bestellgeld von 50 Pf. erfordert hätte. Vor allem ist aber bei jenem Verfahren der ganze Zeitverlust erspart, den die Abfertigung des Geldbriefträgers mit sich bringt.[95])

Nun zu der anderen Gruppe des Zahlungsverkehrs, den Auszahlungen.[96]) Da ist zunächst der Postscheck zu erwähnen. Es ist dies ein regelrechter Scheck in dem oben besprochenen Sinne (vgl. Abbildung 6). Das ausgefüllte Formular sende ich unmittelbar dem Postscheckamte ein.[97]) Hat nun der im Scheck bezeichnete Zahlungs-

[94]) Ausführungsbest. zu § 7 d. Postscheckordn. und Scheibe a. a. O. S. 14. Formulare für die Anlage zur Ueberweisung werden amtlich nicht geliefert, sind aber im Handel zu beziehen, so z. B. durch Fritz Greven's Buchdruckerei in Cöln, Hohestr. 44 und die Buchdruckerei von Fachner u. Fischer in Leipzig-Lindenau, Lützner Str. 33. — Wegen weiterer Einzelheiten des Ueberweisungsverkehrs siehe Postscheckordn. § 7 und Ausführungsbest. dazu. Hervorgehoben sei noch, daß der Ueberweisungsauftrag zurückgenommen werden kann, solange die Gutschrift auf dem Konto des Empfängers nicht gebucht ist.

[95]) Näheres über die Gutschrift von Postanweisungen: Postscheckordn. § 4 nebst Ausführungsbest. u. Dienstanw. § 12. Auch einzuziehende Postauftrags- und Nachnahmebeträge können dem Postscheckkonto überwiesen werden. Postscheckordn. § 4 nebst Ausführungsbest.

[96]) Postscheckordn. §§ 6 ff.

[97]) Die Einsendung an den Zahlungsempfänger würde, von Ausnahmefällen abgesehen, einen unzweckmäßigen Umweg bedeuten.

№ Konto-Nr. ▬▬▬ M ▬▬ Pf.

Kontoinh.:

Das Kaiserliche Postscheckamt in Cöln

zahle gegen diesen Scheck aus meinem / unserem Guthaben den Betrag von

▬▬▬ Mark ▬▬ Pf.

an *) .....

in .....

Unterschrift:

(Ort) ....., den ..... 19....

*) Schecks, die mit einem Indossamente versehen sind, werden vom Postscheckamte nicht eingelöst.
Soll der Betrag bei der Kasse des Postscheckamts unmittelbar abgehoben werden, so ist der Zahlungsempfänger nicht anzugeben.

10 000
9 000
8 000
7 000
6 000
5 000
4 000
3 000
2 000
1 000
900
800
700
600
500
400
300
200
100

Abbildung 6. Postscheckformular.

empfänger kein Postscheckkonto oder verlangt er ausdrücklich die Barzahlung, so beauftragt das Scheckamt mittels sog. Zahlungsanweisung die zuständige Postanstalt, den Betrag an den Empfänger zu zahlen. Das geschieht dann in gleicher Weise wie bei einer Postanweisung. Hat aber der bezeichnete Zahlungsempfänger selbst ein Konto bei demselben oder einem anderen Postscheckamt, so wird der Scheckbetrag seinem Konto gutgeschrieben, wenn nicht die Barzahlung ausdrücklich verlangt wird.[98]) Dabei ist eine Eigentümlichkeit des Postschecks besonders hervorzuheben: während der Scheck im allgemeinen, wenn er auf einen bestimmten Zahlungsempfänger ausgestellt ist, durch Indossament übertragen werden kann, ist beim Postscheck diese Uebertragung ausgeschlossen, „Schecks, die mit einem Indossamente versehen sind, werden nicht eingelöst," bestimmt die Postscheckordnung.

[98]) Wünscht ein Kontoinhaber, daß der Betrag eines zu seinen Gunsten ausgestellten Schecks an ihn bar ausgezahlt werde, so hat er dies auf der Vorderseite des Schecks links unten unterhalb der Angabe des Ortes und der Zeit zu vermerken. Der Vermerk kann lauten: „Barzahlung".

Hat sich der Aussteller eines Schecks selbst als Zahlungsempfänger bezeichnet, so wird der Betrag stets bar durch Vermittlung der Postanstalt an ihn ausgezahlt. Ausführungsbest. zu § 8 d. Postscheckordn.

Die Zahlungsanweisungen nebst den Geldbeträgen werden dem Empfänger, sofern er sie nicht überhaupt abholen läßt, nur ins Haus bestellt bis einschl. 3000 *M* im Ortsbestellbezirk und bis einschl. 800 *M* im Landbestellbezirk. Lautet die Zahlungsanweisung auf einen höheren Betrag, so wird nur die Zahlungsanweisung bestellt, während der Geld-

Und das ist sehr zweckmäßig, weil dadurch eine weit größere Sicherheit des Verkehrs herbeigeführt wird. Denn wenn beispielsweise jemand einen für Karl Müller in Cöln als Zahlungsempfänger bestimmten Scheck stehlen würde, so könnte er, weil die Indossierung unzulässig, für sich gar nichts damit anfangen. Der fragliche Betrag wird, wenn nicht seine Gutschrift auf das Postscheckkonto von Karl Müller erfolgt, nur im Wege der an diesen adressierten Zahlungsanweisung durch die zuständige Postanstalt ausgezahlt, und selbst Karl Müller persönlich würde trotz Legitimation den Betrag an der Kasse des Postscheckamts nicht erhalten können. Infolgedessen ist es auch nicht nötig, derartige, auf einen bestimmten Zahlungsempfänger lautende Schecks unter „Einschreiben" oder in einem Wertbrief zu versenden, man kann sie ruhig in einem gewöhnlichen Brief verschicken. Andererseits kann ich aber doch, wenn ich will, den Scheck so abfassen, daß er von jedem verwertet werden kann. Ich lasse die Bezeichnung des Zahlungsempfängers einfach weg, und wir haben es dann, wie der Leser aus dem früher Gesagten weiß, mit einem Inhaberscheck zu tun. Ein solcher Inhaber- oder Kassenscheck kann natürlich von jedem Inhaber bei der Kasse des Postscheckamts, welches das Konto des Scheckausstellers führt, zur Einlösung vorgelegt werden. Hat der Inhaber eines derartigen Schecks selbst ein Postscheckkonto, so kann er verlangen, daß der Betrag seinem Konto gutgeschrieben werde. Er kann auch verlangen, daß ihm der Betrag des Schecks durch Vermittlung einer Postanstalt bar gezahlt werde.[99]) Die Uebermittelung des

---

betrag bei der Postanstalt auf Grund der Zahlungsanweisung abzuholen ist. Die Bestellgebühr für Zahlungsanweisungen nebst den Geldbeträgen beträgt bis zum Betrage von 1500 ℳ 5 ₰, im Betrage von mehr als 1500 ℳ bis 3000 ℳ 10 ₰ für jede Zahlungsanweisung. — Sofern der Betrag eines Schecks 800 ℳ nicht übersteigt, kann das Geld mittels telegraphischer Zahlungsanweisung übermittelt werden. Der Antrag ist auf der Vorderseite des Schecks unterhalb der Angabe des Ortes und der Zeit der Ausstellung zu vermerken — etwa mit den Worten: „Zahlung telegraphisch" — und vom Antragsteller (Aussteller oder Zahlungsempfänger) zu unterschreiben. Näheres s. Postscheckordnung § 8.

Wohnt der im Scheck bezeichnete Zahlungsempfänger im Auslande, so wird ihm, wenn er kein Postscheckkonto bei einem deutschen Postscheckamt hat, der Betrag mittels Postanweisung oder Wertbriefs übersandt. Vom Konto des Scheckausstellers wird der Betrag des Schecks unter Hinzurechnung des Frankos für die Postanweisung oder den Wertbrief abgeschrieben. Postscheckordn. § 8.

[99]) Die diesbezüglichen Anträge sind auf der Vorderseite des Schecks links unten unterhalb der Angabe des Ortes und der Zeit der Ausstellung zu vermerken, etwa mit den Worten: „Betrag an Kaufmann Karl Müller in Cöln, Hohestraße 10" oder „Betrag zur Gutschrift auf das Konto Nr. 1347 des Kaufmanns Emil Schmidt in Düsseldorf bei dem Postscheckamt in Cöln." Vgl. Ausführungsbest. zu § 8 d. Postscheckordnung.

Geldes erfolgt dann durch Zahlungsanweisung.[100]) Die Inhaberpostschecks können selbstredend ebenso einfach wie andere Inhaberschecks weiterübertragen werden.

Sonst sei über den Postscheck noch bemerkt: Der Höchstbetrag des einzelnen Schecks ist auf 10 000 Mark festgesetzt. Die Vorlegungsfrist des Scheckgesetzes (zehn Tage nach der Ausstellung) gilt auch hier. Wird ein Scheck nach Ablauf dieser Frist vorgelegt, so hängt es vom Ermessen des Postscheckamts ab, ob der Scheck einzulösen ist. Ein zu Mitteilungen an den Empfänger bestimmter Abschnitt befindet sich an den Scheckformularen nicht; die Ausstattung der Schecks mit solchen Abschnitten steht jedoch in Aussicht.[101]) Was endlich die Gebühren betrifft, so sind diese auch hier sehr mäßig. Für jede Barrückzahlung durch die Kasse des Postscheckamts oder durch Vermittlung einer Postanstalt wird eine feste Gebühr von 5 Pf. erhoben und außerdem noch die geringfügige Steigerungsgebühr von einem Zehntel vom Tausend des auszuzahlenden Betrages, also von 1 Pf. für je 100 Mark.[102]) Wird der Scheckbetrag nicht in bar bezahlt, sondern unmittelbar einem Postscheckkonto gutgeschrieben, so kommt nur die Gebühr von 3 Pf. wie bei den einfachen Ueberweisungen zur Erhebung. Die Zahlung mittels Postschecks ist also auch erheblich billiger als die Zahlung durch Post-

[100]) Wenn der Empfänger im Auslande wohnt, mittels Postanweisung oder Wertbriefs, wobei vom Betrage des Schecks das Franko für die Postanweisung oder den Wertbrief abgezogen wird.

Auch bei den Inhaberschecks kann telegraphische Uebermittlung des Betrages beantragt werden. Postscheckordn. § 8.

[101]) Scheibe a. a. O. S. 19. — Für den Aussteller bestimmte Posteinlieferungsscheine sind mit den Schecks ebensowenig wie mit den Ueberweisungen verbunden. Diese oder eine andere Einrichtung, die dem Aussteller ohne weiteres einen Beleg verschaffen würde, wie er ihn bei der Postanweisung und bei der Zahlkarte erhält, wäre jedoch — namentlich mit Rücksicht auf alle rechnungspflichtigen Personen — sehr wünschenswert. Der sog. Lastschriftzettel, der vom Postscheckamte dem Aussteller übermittelt wird, bietet in seiner gegenwärtigen Form hier keinen Ersatz, da er den Namen des Zahlungsempfängers nicht enthält. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß die Vorschriften über das Postscheckwesen überhaupt noch nicht endgültig festgelegt sind. Nach der Denkschrift betr. die Einführung des Post-Ueberweisungs- und Scheckverkehrs im Reichs-Postgebiete (hier in der Folge kurz als Denkschr. zitiert) S. 13 ff. (Reichstagsdrucksachen 12. Legislatur-Periode 1. Session 1907/1908 Nr. 747) wünscht die Postverwaltung erst noch Erfahrungen auf diesem neuen Gebiete zu gewinnen, und daher ist der Postscheckverkehr vorläufig nur im Verordnungswege geregelt worden. Die reichsgesetzliche Regelung soll bis zum 1. April 1912 erfolgen. Vgl. Gesetz v. 18. Mai 1908 betr. die Feststellung eines zweiten Nachtrags zum Reichshaushalts-Etat für das Rechnungsjahr 1908 (Reichs-Gesetzbl. 1908 Nr. 25).

[102]) Von diesen Gebühren sind die Beträge befreit, die vom Postscheckamt mittels Postanweisung oder Wertbriefs abgesandt werden. Ausführungsbest. zu § 9 d. Postscheckordn.

anweisung oder Wertbrief. Die Gebühren werden vom Konto des Scheckausstellers abgeschrieben.[103])

Hat derjenige, an den ich auszahlen will, selbst ein Postscheckkonto, so werde ich mich natürlich in der Regel des Ueberweisungsformulars bedienen, über das ja oben bereits das Nähere gesagt ist.

Ueber den Austritt aus dem Postscheckverkehr ist zu bemerken, daß der Inhaber eines Kontos jederzeit aus dem Scheckverkehr ausscheiden kann. Eine einfache schriftliche Anzeige an das Postscheckamt genügt, und der Kontoinhaber erhält dann natürlich sein Guthaben einschließlich der Stammeinlage zurück. Daher braucht derjenige, der noch im Zweifel ist, ob denn ein Postscheckkonto für ihn zweckmäßig sei, auch gar nicht lange zu überlegen. Ist er mit der neuen Einrichtung gegen Erwarten nicht zufrieden, so kann er ja jederzeit ohne besondere Kosten und Förmlichkeiten ausscheiden. Im Falle einer mißbräuchlichen Benutzung des Kontos seitens des Kontoinhabers ist auch das Postscheckamt befugt, das Konto aufzuheben. Die Aufhebung des Kontos kann insbesondere erfolgen, wenn der Kontoinhaber wiederholt Ueberweisungen und Schecks ausstellt, deren Beträge sein verfügbares Guthaben übersteigen.[104]) Uebrigens wird eine versehentliche Ueberziehung des Guthabens selten vorkommen, da das Scheckamt den Kontoinhaber durch Uebersendung von Kontoauszügen über den jeweiligen Stand des Guthabens auf dem laufenden hält.

Von den sonstigen Bestimmungen der Postscheckordnung ist zunächst noch eine Gebührenvorschrift zu erwähnen: Erheischt der Kontoverkehr eines Kontoinhabers jährlich mehr als 600 Buchungen, so wird außer den bereits mitgeteilten Gebühren für jede weitere Buchung eine Zuschlaggebühr von 7 Pf. erhoben.[105]) Diese Gebühr wird vielen ein Stein des Anstoßes sein. Die Sache ist aber doch nicht so schlimm. Trotz dieser Zuschlaggebühr wird für die davon Betroffenen der Postscheckverkehr noch großen Vorteil mit sich bringen. Vor allem aber: nach den im Postscheckverkehr in Oesterreich gemachten Erfahrungen werden rund 80 Prozent aller Kontoinhaber von der Zuschlaggebühr nicht betroffen.[106]) Für sie, also insbesondere für die mittleren Geschäftsleute, verbleibt es demnach bei den geringen Grundgebühren. Ferner sei hervorgehoben, daß die Sendungen der Postscheckämter und der Postanstalten an die Kontoinhaber im Postscheckverkehr als Dienstsache portofrei befördert werden, nicht dagegen die Sendungen der Kontoinhaber

[103]) Wegen weiterer Einzelheiten über Postscheck und Zahlungsanweisung s. Postscheckordn. §§ 6 u. 8 nebst Ausführungsbest. sowie Dienstanw. §§ 13—16. — Neuerdings sind entsprechend den Sammelüberweisungen auch Sammelschecks zugelassen.

[104]) Postscheckordn. § 12 und dazu Ausführungsbest., woselbst weitere Einzelheiten.

[105]) Postscheckordn. § 9.

[106]) Denkschr. S. 17.

an die Postscheckämter. Erfolgen Aenderungen in den rechtlichen Verhältnissen eines Kontoinhabers, die für sein Konto von Bedeutung sind, so müssen sie dem zuständigen Postscheckamt mitgeteilt und durch Vorlegung öffentlicher Urkunden nachgewiesen werden. Unterbleibt diese Mitteilung, so hat die Postverwaltung den etwa aus der Unkenntnis der eingetretenen Aenderungen entstehenden Schaden nicht zu vertreten.[107])

Nun noch einige Bemerkungen für den praktischen Gebrauch:[108])

1. Die erforderlichen Formulare für Schecks und Ueberweisungen werden jedem Kontoinhaber in Heften geliefert, die Blattüberweisungsformulare und Giropostkarten gratis, die Scheckformulare in Heften von 50 Stück zum Preise von 50 Pf. für das Heft. Zahlkarten werden von dem Postscheckamte nur in Mengen abgegeben, die durch 50 teilbar sind (zu 25 Pf. für je 50 Stück), am Postschalter erhält man sie auch in kleineren Mengen (ursprünglich gratis, jetzt zu 5 Pf. für 10 Stück).

2. Die Formulare halte man stets zur Hand, achte aber darauf, daß sie nicht verloren gehen oder in unrichtige Hände geraten. Auch auf der Reise oder bei Einkäufen ist der Besitz des Scheckheftes angenehm.

3. Wer Scheck- oder Ueberweisungsformulare verloren hat, melde dies sofort dem Postscheckamt, und zwar möglichst telephonisch oder telegraphisch und unter Angabe der Nummern der verlorenen Formulare, damit diese „gesperrt" werden können. Unter Umständen kann man sich auch dadurch vor Schaden schützen, daß man sich sein Guthaben vom Scheckamte sofort auszahlen läßt.

4. Es empfiehlt sich für den Kontoinhaber, auf den Briefbogen, Rechnungen usw. das Postscheckamt und die Kontonummer gedruckt anzugeben, z. B. „Postscheckkonto Köln Nr. 1853". Auch die Beifügung einer Zahlkarte, die bereits ausgefüllt werden kann, zu den Rechnungen ist, wie gesagt, zweckmäßig.

5. Ein gedrucktes Verzeichnis der Kontoinhaber bei den Postscheckämtern im Reichspostgebiet nach dem Stande vom 1. März 1909 ist erschienen und zum Preise von 1,40 Mark bei den Postanstalten zu beziehen. Auch für Bayern und Württemberg sind solche Verzeichnisse erschienen (zu 25 und 15 Pf.).

6. Es ist ratsam, möglichst viele Zahlungen durch das Postscheckkonto zu bewirken, auch am eigenen Wohnorte und vor allem mittels der billigen und vorteilhaften Ueberweisungen.

---

[107]) Wegen weiterer Bestimmungen, namentlich auch über die Gewährleistung der Postverwaltung sowie für den Fall des Todes, des Eintritts der Geschäftsunfähigkeit und des Konkurses eines Kontoinhabers, siehe §§ 10 ff. der Postscheckordn. nebst Ausführungsbest., ferner Dienstanw. § 3.

[108]) Vgl. Mez a. a. O. S. 40, 41. Wir folgen teilweise seinen Ausführungen.

7. Für den Fall des Todes hinterlege man eine Verfügung beim Postscheckamt, nach der in diesem Falle eine bestimmte Person (Frau, Sohn, Geschäftsteilhaber) zur Abhebung des Guthabens berechtigt sein soll. Sonst wird das Guthaben an die Erben erst ausgezahlt, nachdem sie sich durch Vorlegung des Testaments, des gerichtlichen Erbscheins usw. ausgewiesen haben.[109])

Schließlich seien noch einige Bedenken erörtert, die gegen die Teilnahme am Postscheckverkehr erhoben werden könnten.

So wird vielleicht jemand bemängeln, daß das Guthaben — also sowohl die Stammeinlage, die immer unberührt stehen bleiben muß, wie auch die weiteren Beträge, die sich auf dem Konto ansammeln — von der Post nicht verzinst wird. Das ist auf den ersten Blick zwar recht unsympathisch, braucht aber keineswegs von der Teilnahme am Postscheckverkehr abzuschrecken. Einmal soll das Postscheckamt nicht nach jeder Richtung hin die Bank ersetzen, nein, es soll hauptsächlich eine Sammelstelle sein, in der ich die Beträge zur Verfügung habe, die ich sonst über einen gewissen Mindestbestand hinaus zinslos in meiner Kasse liegen haben würde. Größere Beträge werde ich natürlich nicht längere Zeit beim Postscheckamte liegen lassen, sondern sie meiner Bank überweisen, um dieselben dort verzinslich anzulegen. Dann ist aber auch noch ein besonderer Grund vorhanden, aus dem man von der Verzinsung der Posteinlagen abgesehen hat. Bekanntlich sind bei uns viele Depositengelder bei Sparkassen und zahlreichen genossenschaftlichen Kreditinstituten verzinslich angelegt, und man hat es vermeiden wollen, dieses blühende Kassen- und Genossenschaftswesen durch einen Wettbewerb seitens der Postverwaltung zu schädigen.[110])

Eine andere Schwierigkeit. Vor einiger Zeit fragte mich jemand: Aber wie muß ich es denn machen, wenn ich die Annahme einer Zahlung, die auf mein Postscheckkonto geleistet ist, verweigern will? Die Antwort ist einfach. Will ich von der betreffenden Person überhaupt nichts annehmen, auch nichts geschenkt haben, dann werde ich sofort den Betrag mittels Schecks oder Ueberweisung zurückerstatten. Habe ich aber deshalb Bedenken hinsichtlich der Annahme, weil mir statt einer Vollzahlung eine Teilzahlung geleistet worden ist, so werde ich

---

[109]) Ausführungsbest. zu § 12 d. Postscheckordn.

[110]) Denkschr. S. 16. Immerhin wäre die Einführung einer mäßigen Verzinsung, wie sie auch im Postscheckverkehr Oesterreichs (2 %) und der Schweiz (1,8 %) besteht, wünschenswert.

Es sei hier noch bemerkt, daß die Postscheckämter die überflüssigen Gelder aus dem Scheckverkehr der Reichsbank überweisen. Damit auch ein Teil der Gelder tunlichst dem Kreditbedürfnisse der Kreise wieder zugute kommt, aus denen die Guthaben aus den Postscheckkonten herstammen, soll ein Teil der Fonds bei der Reichsbank den Einrichtungen zur Förderung von Industrie, Handel und Landwirtschaft gegen genügende Sicherheit verzinslich überwiesen werden. Näheres Denkschr. S. 17.

dem Einzahler lediglich eine kurze Mitteilung machen, wonach ich den Betrag nur vorbehaltlich meiner weiteren Ansprüche annehme.

Ein weiteres grundloses Bedenken ergibt folgender Fall. Ich traf da neulich einen mir bekannten Kaufmann, den Inhaber eines altrenommierten Detailgeschäfts einer rheinischen Großstadt. Auf meine Frage, ob er auch schon sein Postscheckkonto habe, erwiderte er mir: er schließe sich dem Postscheckverkehr nicht an, das sei unpraktisch für ihn. Er bekomme nämlich jeden Tag so und so viele Postanweisungen in kleineren Beträgen, die er an der Post abholen lasse, wodurch ihm das Bestellgeld erspart sei. Würden ihm nun diese Beträge mittels Zahlkarte übersandt, so gingen die 5 Pf., die er jetzt an Bestellgeld spare, als Zahlkartengebühr an seinem Konto ab. Bei näherer Erwägung sieht man leicht, daß dieser Einwand unbegründet ist. Der Geschäftskunde, der beim Postscheckverkehr 10 Pf., 20 Pf. und mehr an Porto spart, der wird doch sicher keine Schwierigkeiten machen, wenn er die simpelen 5 Pf. der Zahlkartengebühr bezahlen soll. Er wird es aber um so weniger tun, wenn ihm die Zahlkarte mit der Rechnung schon ausgefüllt miteingeschickt wird. Der Geschäftsmann wird einfach in seine Rechnung auch die Postgebühr von 5 Pf. (für je 500 Mark) einsetzen und die Zahlkarte dementsprechend so ausfüllen, daß diese 5 Pf. in dem einzuzahlenden Betrage enthalten sind.[111]) Und wenn dann ein halsstarriger Kunde die 5 Pf. doch nicht mitsenden sollte, dann geht ein großzügiger Kaufmann über einen solchen Querkopf einfach zur Tagesordnung über, gerade so wie er sich nicht weiter darüber aufregen wird, wenn er in seiner Post einmal einen unfrankierten Brief vorfindet.

Nein, derartige Bedenken gegen den Postscheckverkehr lassen sich leicht zurückweisen, und wem die verstandesmäßige Ueberlegung hier noch nicht genügen sollte, der müßte sich eines besseren belehren lassen durch die Macht der Tatsachen. Ich will nicht mehr daran erinnern, daß der kleine Verkehr in England sich des Schecks in so weitem Umfange bedient, und daß das auch für unseren Postscheckverkehr seine Schlüsse zuläßt. Es sei nur hingewiesen auf die glänzende Entwickelung, die der Postscheckverkehr in Oesterreich genommen hat, wo er schon seit 1883 eingeführt ist. Nun sind die Verhältnisse allerdings bei der österreichischen Postsparkasse insofern etwas anders, als dort die Guthaben verzinst werden. Da die Verzinsung aber nur 2% beträgt, ist der Unterschied nicht so wesentlich, daß hier nicht die österreichischen Verhältnisse als Beispiel angeführt werden könnten. Ende des Jahres 1908 gehörten dem österreichischen Postscheckverkehr rund 85 000 Teilnehmer an, darunter Angehörige aller Stände, nahezu 30 000 Kaufleute, aber auch zahlreiche Aerzte, Rechtsanwälte, Beamte, Privatpersonen, Vereine, Versicherungsanstalten, Staatskassen,

111) Vgl. die Bestimmung in § 270 des Bürgerlichen Gesetzbuches, wonach der Schuldner Geld im Zweifel auf seine Gefahr und seine Kosten dem Gläubiger an dessen Wohnsitz zu übermitteln hat.

Behörden, Zeitungen usw. Der Umsatz im Jahre 1908 belief sich auf mehr als 22 Milliarden Kronen[112]) Und wem das alles noch nicht genügt, der möge die bedeutungsvolle Entwickelung betrachten, die der deutsche Postscheckverkehr schon in der kurzen Zeit seit dem 1. Januar 1909 genommen hat. Nach dem Voranschlag im Etat rechnete die Reichspostverwaltung für die ersten drei Monate, also bis Ende März 1909, auf 10000 Scheckkonten. Und dem ist gegenüberzustellen, daß die wirkliche Zahl der Kontoinhaber Ende März im Reichspostgebiet 23786 betrug.[113]) Das sind verheißungsvolle Anfänge, die uns verbürgen, daß die neue Einrichtung sich in sieghafter Weise in unserem Wirtschaftsleben Bahn brechen wird!

Und so kann man denn nur wünschen, daß alle, die es angeht — und es sind sehr viele aus allen Ständen — sich der großartigen Organisation des deutschen Postscheckverkehrs anschließen und auch sonst den Scheckverkehr möglichst pflegen. Wer es tut, der handelt ja nicht nur in seinem eigenen Interesse, nutzt nicht nur seinen einzelnen Mitbürgern, er fördert damit auch, wie wir an anderer Stelle gesehen haben, über die kleinen Einzelinteressen hinaus in letzter Linie das Wohl des Großen und Ganzen und dient zu seinem Teile den wirtschaftlichen, den nationalen Interessen des deutschen Volkes.

---

[112]) Vorstehende Angaben nach Mez a. a. O. S. 7, 8. Eingehendere Mitteilungen über den österreichischen Postscheckverkehr in der Schrift von Rudolf Barta, Die österreichische Postsparkassa, Wien und Leipzig 1909. Ueber den Postscheckverkehr in Ungarn und der Schweiz siehe Mez a. a. O. S. 9.

[113]) Amtsblatt des Reichspostamts 1909 Nr. 25. Hinzukommt Bayern mit 3026 und Württemberg mit 1759 Kontoinhabern, sodaß die deutsche Gesamtziffer Ende März 1909 28571 betrug.

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thissen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60. Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXVIII. | 15. Juli 1909. | Heft 10.

Aus Islands alten Schätzen.

Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie.

Von

Jón Svensson.

Autorisierte Uebersetzung von

Johannes Mayrhofer.

Hamm (Westf.)
Markt 15.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1909.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60. Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

1. Heft: **Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?** Von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.
2. Heft: **Das katholische Kulturprogramm.** Von Dr. Richard von Kralik.
3. u. 4. Heft: **Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomäus Pacca** über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren von 1786 bis 1794. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer. (II. Teil.)
5. Heft: **Ostern und die Reform des Kalenders.** Von Professor Dr. Joseph Plaßmann.
6. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Erster Teil: Francesco Lana, S. J., der Erfinder des Luftschiffes.
7. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Zweiter Teil: Bartholomeu Lourenço de Gusmao, der erste Luftschiffer.
8. Heft: **Der Weg des Buches ins Volk.** Eine tatsächliche und prinzipielle Orientierung. Von Hermann Herz.
9. Heft: **Das Scheckwesen, insbesondere der neue Postscheckverkehr.** Von Dr. Max Trimborn II, Rechtsanwalt in Cöln.
10. Heft: **Aus Islands alten Schätzen.** Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Von P. Jón Svensson.

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

Heimatschutz. Von Dr. O. Doering.
Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl.
Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.
Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.
Gottesglaube und Biologie. Von Dr. Pfeifer.
Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.
Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.
Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.
Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.
Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.
General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.
Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.
Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.
Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.
Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.
Ein katholisches Weimar (Münster zur Zeit der Gallitzin, Stolberg, Overberg usw.). Von Johannes Hertkens.
Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.
Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.
Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.
Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. Juni. ❦ Ausgabe des Heftes am 15. Juli.

Aus Islands alten Schätzen.[1)]

Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie.

Von

Jón Svensson.

Autorisierte Uebersetzung

von

Johannes Mayrhofer.

Hoch im Norden die Insel erstrahlt
In Eis und vulkanischen Gluten.
Der Vorzeit Sagen, kühn und groß,
Die dort die Jahrhunderte ruhten,
Sie kündet die Fama allem Land,
Wohl über die Fluten.

A. Münch.

Vorwort.

Pater Jón Svenssons Buch „Islandsblomster" (Kopenhagen, Pios Verlag, 1906), das wir hier in deutscher Uebersetzung herausgeben, ist ein Werk von geringem Umfang, aber reich an Inhalt und lehrreich für alle, die sich mit der herrlichen Literatur der fernen nordischen Insel des Eises und der Vulkane etwas näher bekannt machen wollen, ohne gerade allzu weitläufige und schwierige Studien zu unternehmen.

Für den Wert des Buches legt das Interesse und die große Anerkennung, welche dasselbe in der nordischen Presse gefunden, gewiß ein schönes, zugleich den Verfasser und seine Arbeit ehrendes Zeugnis ab.

[1)] Die literarische Uebersicht über die Sagas ist teilweise zuerst in der Kopenhagener Zeitschrift „Barden" (herausgegeben von O. Andersen) veröffentlicht.

Wie, um nur einiges anzuführen, „Nordisk Ugeblad“ (1906, Nr. 16) schreibt, „verdient dieses Buch wirklich empfohlen zu werden. Man erhält durch dasselbe nicht bloß mit leichter Mühe eine Uebersicht über einen der kostbarsten Literaturschätze des Nordens, sondern es hat auch die Eigenschaft, daß man einzelne Abschnitte immer wieder mit neuem Verständnis und neuer Freude lesen kann.“

„Bergens Tidende“ (19. Mai 1906) lobt, daß unser Buch „ungewöhnlich interessante und in ausgezeichneter Form durchgeführte Abhandlungen über die isländischen Sagas und deren Verfasser“ bietet und uns in seinen Proben die herrlichste Poesie schenkt: „Sagen, die trotz ihrer tausend Jahre so mächtig und ergreifend sind, daß nicht viele Gedichte eine solche Unvergänglichkeit erreichen.“ „Eine besonders lehrreiche und unterhaltende Lesung,“ nennt „St. Olaf“ (Christiania, 11. Mai 1906) dieses Buch. „Pastor Jón Svenssons Buch verdient große Verbreitung in allen den Kreisen, wo man einigermaßen gelernt hat, die Werke des nordischen Geisteslebens zu schätzen.“ (Nyborg Avis, 10. Mai 1906.)

Der Raum gestattet uns nicht, noch mehr aus den schönen Rezensionen, die uns in großer Anzahl vorliegen, mitzuteilen. Möge das Buch in Deutschland wenigstens in etwa das Interesse und die freundliche Aufnahme finden, wie das dänische Original in den nordischen Reichen!

Der Herausgeber.

* * *

„Island, heilige Insel, erinnerungsgewaltiger Tempel!
Schirmend umschloß dein Meer unserer Vorväter Geist.“

Jeder kennt die isländischen Sagas und Skaldengesänge — dem Namen nach. Man nennt ja so oft Dänemarks altes Nebenland da droben beim Polarkreis „Nordens ehrwürdiges Sagaland,“ man hat gehört und gelesen von unsern alten nordischen Königshöfen und Fürstenhallen in Dänemark, Norwegen, Schweden, England und auf den Orkney-Inseln, wo es fast nie an isländischen Skalden fehlte, wo isländische Sagamänner ihre fesselnden Erzählungen vor Königen, Jarlen und deren Hofstaat vorzutragen pflegten, durch ihre edle Kunst Heiterkeit und Freude, Belehrung und Begeisterung spendend überall, wohin sie kamen.

All das ist bis zu einem gewissen Grade bekannt, aber es ist eigentümlich, wie wenig man doch im allgemeinen darüber Bescheid weiß, was diese Sagas und Skaldenlieder eigentlich sind und worin ihr Vorzug besteht.

Es dürfte deshalb unseren Lesern lieb sein, etwas über diesen Gegenstand zu erfahren, der uns Bewohner der nordischen Länder doch eigentlich interessieren sollte. Gerade hier finden sich ja unsere

stolzesten Erinnerungen aus dem Altertum. In diesen herrlichen literarischen Denkmälern finden wir den Geist, der unsere heldenmütigen Vorväter beseelte und sie trieb, Taten zu vollbringen, die noch am heutigen Tage einen Ruhmesschimmer breiten über unsern skandinavischen Norden.

In unserer altnordischen Literatur liegt zugleich die größte literarische Ehre unserer Länder begründet. Niemals hat die skandinavische Literatur der späteren Jahrhunderte die Höhe erreicht, auf der unsere altisländischen Stilkünstler, Historiker und Dichter im zehnten, elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert standen. Sie sind noch unerreichte Muster. Das ist eine Tatsache, über die alle wirklichen Kenner einig sind.

Ich beginne mit ein paar einleitenden Bemerkungen.

Die Sprache, worin die Dichtungen der Edda, die Sagas und Skaldenlieder geschrieben sind, war in der Wikingerzeit Dänemarks, Schwedens und Norwegens gemeinsame Sprache „Norräna," (die Norrönasprache,) das heißt, „die nordische Sprache." Sie wurde auch „Dönsk tunga" genannt, was auf Dänemarks hervorragende Stellung in jenen Zeiten hinweist. Später, nachdem sie in den drei skandinavischen Ländern verloren gegangen, erhielt sie den Namen „Islenzka", weil sie rein und so gut wie unverändert auf Island bewahrt worden. Island ist der einzige Fleck Erde, wo diese alte, wunderbar klangvolle Sprache noch beinahe vollständig so geredet und geschrieben wird, wie sie geredet und geschrieben wurde in des Nordens heroischem Altertum. Die Isländer sind somit der einzige unter allen germanischen Volksstämmen, der seine Sprache rein und unverändert über ein Jahrtausend bewahrt — eine Sprache, die an Reichtum und poetischer Schönheit weit die Sprachen übertrifft, welche jetzt in den drei skandinavischen Ländern geredet werden.

* * *

Es ist interessant zu sehen, mit welcher rührenden Liebe und welchem lebendigen Interesse das ganze isländische Volk auch jetzt an seiner alten nordischen Sprache hängt und an seiner herrlichen Literatur. Das ist sein Schatz.

Jeder noch so unwissende isländische Bauer, jedes Kind, das nur lesen kann, vertieft sich mit Begeisterung in die Lektüre der alten Sagas und der Eddagesänge.

Ich erinnere mich noch, wie ich bei einer Reise, die ich vor einigen Jahren durch Island unternahm, eines Tages auf einem Gehöfte beim Geysir mit dem kleinen, zwölfjährigen Sohne des Bauern von den alten Erinnerungen sprach, die sich gerade an den Hof seiner Vorfahren knüpften. Der Knabe erzählte mit einer Sicherheit und einer Begeisterung, die mich in Erstaunen setzte, von den großen Männern, welche dort gewohnt hatten. Er kannte sie alle mit Namen, wußte Bescheid über ihr Geburts- und Todesjahr, ihre Werke, Reisen und

Taten. Ich hörte mit größter Aufmerksamkeit auf seine Erzählung. Zuletzt sagte er mir: „Aber jetzt will ich Ihnen zeigen, wo das alles steht.“ Darauf lief er in die „Badestube“ [1]) und kam bald zurück mit einem uralten Exemplar einer berühmten Saga, die aus dieser Gegend stammte und gerade sie behandelte. Er wollte mir zeigen, daß alle seine Angaben richtig waren. Diese und mehrere andere Sagas konnte der kleine Bauernjunge fast auswendig.

Auf der gleichen Reise traf ich einst einen gebildeten dänischen Herrn, weit drinnen in dem eigentümlichen Land. Auch er war sichtlich überrascht, daß er unter den Leuten da oben sogar Kinder und einfache Dienstboten antraf, die noch nie aus dem engen Tal, wo sie geboren, herausgekommen waren, und die doch viel besser selbst in der alten dänischen, norwegischen und schwedischen Geschichte Bescheid wußten als Leute von gleichem Stand und Alter in Dänemark.

„Redet man mit einem isländischen Bauernjungen,“ sagte er, „und nennt man Namen wie Lejre, Roskilde, Ringsted, Viborg oder Bischof Absalon, Esbern Snare, die Waldemare, Knud den Heiligen, Knud den Großen u. a. oder nennt man entsprechende Namen aus Norwegens oder Schwedens alter großer Zeit, da leuchtet sein Angesicht, darüber kann er stundenlang erzählen. Und seine Kenntnisse davon hat er nicht aus fragmentarischen Uebersetzungen geschöpft, wie sie sich bisweilen in unsern Lesebüchern finden, sondern aus der lebenden, starken, frischen, poetischen Originalsprache, aus den Sagas selbst, wo die wunderbare Poesie Kraft und Energie des Altertums einem aus jeder Seite entgegenduftet.“

Auf einem andern Hofe sprach ich einmal mit einem dreizehn Jahre alten Bauernjungen, dessen klare Augen von Verstand und Leben leuchteten. Da ich bemerkte, daß er erstaunlich gut in der Geschichte unseres Altertums bewandert war, bat ich ihn, mir anzugeben, welche Bücher er denn eigentlich gelesen. Er nannte mir folgende, die er wiederholt gelesen: Heimskringla von Snorre Sturluson, eines der stolzesten Meisterwerke der alten nordischen Literatur; die Knytlingasaga, eine lange, spannende Erzählung über Dänemark, besonders in der Zeit, da die dänischen Könige mit dem Namen Knud regierten; die Jómsvikingasaga, wo dänische Helden wie Vogen Agesön und Palnatoke von Fünen sich unauslöschlich seinem Gedächtnis eingeprägt; die Sagas von Egil Skallagrimsson, Gunlög Ormstunge, Gretter dem Starken, und außerdem eine Anzahl Gesänge aus der älteren Edda.

* * *

Aber das Interesse für die altnordische Literatur beschränkt sich nicht allein auf Island. Im Auslande scheint die Aufmerksamkeit,

[1]) Das Wort bezeichnet heutzutage nicht mehr eine eigentliche Badestube, sondern das Wohnzimmer.

welche der Edda, der Skaldenpoesie und Sagaliteratur geschenkt wird, stark im Zunehmen begriffen. Die, welche diese Literatur genau kennen, wundern sich nicht darüber, denn es ist eine Tatsache, daß etwas, man könnte sagen „Faszinierendes" darin liegt, daß in diesen alten Büchern eine gewisse Zaubermacht waltet. Ist man der isländischen Sprache mächtig und kann man deshalb den Grundtext selbst benutzen, so fühlt man sich gleichsam bezaubert bei der Lesung dieser eigenartigen, wunderbar kraftvollen und andererseits so künstlerisch geschriebenen Gesänge und Berichte. Man stößt bei der Lesung häufig auf Worte, Wendungen und Bemerkungen, die wie ein elektrischer Schlag wirken, welcher einem durch Mark und Bein fährt. Man kommt leicht dazu, förmlich entflammt und begeistert zu werden. Und was diese Wirkungen hervorbringt, ist nichts anderes als die wunderbare Kunst der Skalden und Sagaerzähler.

Da fällt mir eine kleine Begebenheit ein: Ein gebildeter englischer Herr erzählt von sich selbst, daß die erste isländische Saga, die ihm in die Hände fiel, „Njála" war, die Geschichte von dem angesehenen Häuptling Njál, der den Feuertod erlitt. Er wurde, wie er schreibt, in dem Grade von dieser Lesung ergriffen, daß er, sobald er das Buch zu Ende gelesen, in aller Eile seinen Reisekoffer packte und mit der ersten Schiffsgelegenheit nach Island fuhr, um die Stätten zu besuchen, wo diese Ereignisse sich zugetragen.

Wie groß die Aufmerksamkeit ist, welche der altnordischen Literatur ständig mehr und mehr im Auslande geschenkt wird, ersieht man u. a. aus folgendem:

Der bekannte, jetzt verstorbene Professor Konrad Maurer machte diese Literatur in dem Grade zu seinem Hauptstudium, daß er zuletzt als die größte Autorität auf diesem Gebiete galt. Und obschon er nur einmal das alte Sagaland besucht, kannte er es doch mit seinen unzähligen historischen Erinnerungen und Stätten ebenso gründlich wie die Gelehrtesten unter des Landes eigenen Bewohnern.

In Wien lebt ein Forscher, Herr Poestion, der eine so große Liebe zu der isländischen Sprache und Literatur gefaßt, daß er andauernd auf deutsch das eine Werk nach dem andern über dies sein Lieblingsstudium herausgibt, und dies, obschon er davon nur große persönliche Ausgaben hat.

In Berlin lebt eine hochgebildete Dame, Frl. Margaretha Lehmann-Filhès, die auch von dieser Literatur bezaubert ist. Sie hat sich ohne jemals selbst in Island gewesen zu sein, eine so große Kenntnis der Norrönasprache angeeignet, daß sie wiederholt in isländischen Zeitschriften als altnordische Schriftstellerin aufgetreten. Sie hat außerdem mehrere Bände isländische Sagas ins Deutsche übertragen und eine Menge Artikel geschrieben über isländische Literatur und isländische Verhältnisse.

Eine andere Dame, diesmal jenseits des atlantischen Meeres, Ms. Cornelia Horsford in Cambridge, Mass. U. S. A., hat sich trotz

der amerikanischen Nüchternheit vor dem Zauber der Sagaliteratur beugen müssen. Ihr Interesse für altnordische Verhältnisse brachte sie dazu, vor ein paar Jahren den gelehrten isländischen Schriftsteller Valtyr Gudmundsson, Dozent im Altnordischen an der Kopenhagener Universität, mit einem andern Isländer, dem Dichter Thorsteinn Erlingsson, zu einer Reise nach Nord-Amerika zu veranlassen; dort sollten sie wissenschaftliche Untersuchungen über die Spuren der alten isländischen Normannen in diesen Gegenden vornehmen. Ferner hat sie Herrn Thorsteinn Erlingsson größere Untersuchungen auf Island selbst unternehmen lassen. Darüber ließ sie dann ein Werk herausgeben: „Ruins of the Saga times".

Auf den bekannten deutschen Arzt und Dichter Fr. W. Weber machten nach seinem eigenen Geständnis die altnordischen Skalden einen starken Eindruck. In seinem Hauptwerk „Dreizehnlinden" stößt man häufig auf altnordische Reminiszenzen, altnordische Versform, altnordischen Ausdruck und Gedankengang. Ganze Abschnitte dieser Dichtung sind gleichsam ein Echo nordischer Sagas und Skaldengesänge. — Es ist bekannt, daß sich an mehreren Universitäten und höheren Lehranstalten in Deutschland sogenannte Saga- und Eddaklubs finden, wo die Studierenden sich mit Eifer auf die Sprache unserer Vorväter verlegen.

In England wird die Sagaliteratur mit größerem und immer größerem Interesse studiert. Isländische Sprache ist ein Fach an den Universitäten, und an der Cambridge Universität wirkt ein gelehrter Isländer: Eirikr Magnusson M. A. Er hat zugleich mit dem Engländer William Morris eine ganze Anzahl isländischer Sagas ins Englische übersetzt. — „The Saga of Grettir the outlaw" und viele andere isländische Sagas sind eine sehr beliebte Volkslektüre in England.

Ein Engländer, William G. Collingwood M. A., hat zusammen mit einem Isländer, Dr. phil. Jón Steffánsson, vor fünf Jahren ein außerordentlich schönes Prachtwerk über die alten isländischen Erinnerungen herausgegeben, mit dem Titel: „Eine Wallfahrt zu den Sagastätten auf Island." („A pilgrimage to the Saga steads in Iceland.")

Der gelehrte und reiche Amerikaner Prof. Willard Fiske (vor ein paar Jahren gestorben), der in Florenz wohnte, wurde, als er vor vielen Jahren an der Universität von Kopenhagen studierte, von der Schönheit der altisländischen Literatur so ergriffen, daß er den Entschluß faßte, alles, was in dieser Sprache gedruckt worden, zu sammeln. Er hat dann auch in Florenz, wo er viele Jahre wohnte, eine solche Menge isländischer Bücher gesammelt, daß seine isländische Bibliothek entschieden die größte ist, welche in dieser Art existiert. Er besuchte fleißig die skandinavischen Länder, um neue Schätze für seine altnordische Büchersammlung zu erwerben.

Professor Fiske begann im Dezember 1908 auf englisch eine fein ausgestattete kleine Zeitschrift herauszugeben, die er mit dem islän-

dischen Namen „Mimir“ bezeichnete. Sie handelt ausschließlich von isländischer Literatur und isländischen Einrichtungen.

In der Vorrede legt er selbst Rechenschaft darüber ab, was er mit diesem Unternehmen beabsichtigt. Er will 1. die Forschung auf diesem Gebiete erleichtern und alle die, welche sich in den verschiedenen Ländern mit der isländischen Sprache beschäftigen, miteinander bekannt machen; 2. das isländische Volk darüber unterrichten, wie sehr sich das Interesse für seine alte Literatur und Geschichte heutzutage unter den Gelehrten aller Länder ausbreitet, und es zugleich auf die Folgen dieses Interesses hinweisen, die Bücher nämlich, welche überall in stets wachsender Anzahl über die isländische Literatur erscheinen; 3. die Gelehrten, welche sich mit dieser Literatur beschäftigen, dem einzigen Lande der Welt näherbringen, wo Altnordisch noch lebende Volkssprache ist, wo die Sagas und Eddalieder noch Volkslektüre sind, wo der Inhalt dieser alten Meisterwerke noch die Herzen dazu bringt, in vollem Verständnis mitzufühlen, während in den andern germanischen Ländern die klassischen Werke des Altertums, Beowulf, Nibelungenlied und so viele andere, vom Volke nicht mehr verstanden werden; endlich 4. die schon so glücklich begonnene Entwicklung des kleinen Volkes unterstützen, die Entwicklung dieses Zweiges des germanischen Volksstammes, der es so lange Zeiten hindurch, trotz unzähliger Hindernisse verstanden, sich an der Grenze des nördlichen Eismeeres zu erhalten.

In einem besonderen Kapitel im „Mimir“ führt Prof. Fiske die Namen von Gelehrten an, welche sich rings umher in Europa und Amerika, besonders an den Universitäten, mit der altisländischen Literatur beschäftigen. Er nennt neben einem jeden Namen alles, was der betreffende über dieses Thema geschrieben.

Man staunt, wenn man die außerordentlich große Menge von Gelehrten sieht, welche sich eifrig mit diesen unseren eigenen herrlichen Altertumsschätzen beschäftigen.

Man erfährt hier, daß es in Europa und Amerika kaum eine Universität gibt, wo nicht der eine oder andere Professor sich ernstlich mit Altnordisch beschäftigt.

Prof. Fiske führt nicht weniger als ca. dreihundert Namen von Männern an, meistens von bekannten Gelehrten, welche sich in den verschiedensten Ländern mit diesem Studium befassen.

Unter den vielen Universitäten und höheren Lehranstalten, wo die altisländische Literatur in Ehren gehalten und eifrig studiert wird, will ich nur folgende nennen: München, Würzburg, Prag, Erlangen, Kiel, Rostock, Wien, Straßburg, Berlin, Breslau, Heidelberg, Göttingen, Freiburg i. Br., Leipzig, Zürich, St. Petersburg, Helsingfors, La Sorbonne in Paris, Kiew, Gent, Amsterdam, Columbia U. S. A., Illinois U. S. A., Cambridge, London, Klausenburg in Ungarn, Oxford, Texas U. S. A., Groningen in Holland, Basel, Bern,

Chicago, Missouri und Neu Seeland (Canterbury College). Dazu kommen natürlich die nordischen u. v. a.

Namen aus den mehr als dreihundert Gelehrten nennen, welche Prof. Fiske als beschäftigt mit altnordischen Studien anführt, würde mich zu weit führen. Es wuß mir genug sein, daß ich durch das bereits Angeführte auf das gegenwärtig stark im Steigen begriffene Interesse für diese Literatur aufmerksam gemacht habe. Diese Aufmerksamkeit von seiten der gelehrten Welt kann gewiß mit Recht als ein nicht geringes Argument für den inneren Wert der altisländischen Literatur bezeichnet werden.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen möchte ich nun gern versuchen, einige wenige mehr bestimmte Aufklärungen über die altnordische Literatur zu geben. Ich benutze dabei ganz besonders Prof. Dr. Finnur Jónssons großes, meisterhaft geschriebes Werk: „Den oldnorske og oldislandske Litteraturs Historie." („Geschichte der altnorwegischen und altisländischen Literatur," 3 Bände mit ca. 2000 Seiten), das Neueste und Beste, was über dieses Thema geschrieben ist. Pater Alexander Baumgartners vortreffliches Buch über Island ist mir auch von großem Nutzen gewesen.

Wenn man Islands Lage und seine ökonomischen Verhältnisse betrachtet, so wird der, welcher mit der Geschichte des Landes nicht vertraut ist, nur sehr schwer verstehen können, daß sich in diesem fernen, einsamen Lande eine überaus üppige, wunderbar schöne und hoch entwickelte Literatur findet, und doch ist es in der Tat keine Uebertreibung, wenn wir sagen, daß sich auf dieser einsamen Felseninsel „im brausenden Meere" vom neunten bis gegen das fünfzehnte Jahrhundert hin, also in einem Zeitraum von mehreren Jahrhunderten, eine so reiche und hochstehende Literatur entwickelt hat, daß sie kühn neben die eines beliebigen Volkes und einer beliebigen Zeit gestellt werden kann, ja, daß diese einsame Insel im Goldalter ihrer geistigen Bildung, nämlich vor ca. 1100 bis ca. 1300, unzweifelhaft in der nationalen Literatur mit an der Spitze stand unter Europas Nationen. Diese Behauptung, so kühn sie auch zu sein scheint, ist von allen Sachkundigen anerkannte Tatsache.

Ja, eine so große geistige Spannkraft, Beweglichkeit und Tüchtigkeit besaß dieses kleine Volk, daß es sich am Schlusse des 13. Jahrhunderts außer seiner eigenen nationalen, überaus reichen und merkwürdigen Literatur zugleich, teils durch Uebersetzungen, teils durch selbständige Bearbeitungen in seiner nationalen Sprache, Altnordisch, fast den ganzen poetischen Schatz angeeignet hatte, der sich bei allen übrigen germanischen und romanischen Völkern fand.

Durch diese Uebersetzung und Bearbeitung der kontinentalen mittelalterlichen Literatur zogen fast alle Lieblingshelden des Mittelalters hinauf nach dem Sagalande Island.

So wurde, um nur ein paar Beispiele anzuführen, das berühmte Nibelungenlied auf Island zur Thidreks-Saga, das Alexanderlied wurde zur Alexander-Saga, die Karolingischen Epopöen mit den Helden Roland und Holger Danske wurden zu der langen Karlamagnus-Saga, die des Artus-Zyklus zur Parcevals-Saga, Möttuls-Saga, Erreks-Saga, Ivents-Saga und Valvents-Saga.

Daran reihte sich dann die Tristrams-Saga, die Saga von Flores ok Blankiflor etc. etc.

Ferner übersetzte man die griechischen und römischen Prosaiker und Dichter, z. B. Sallust, Lucian, Titus, Vergil . . . und es entstanden Titel wie Romverjasögur (Sggas der Römer) und Trojumannasaga, welche Trojas Fall nach verschiedenen Quellen, griechischen und römischen, behandelt.

Aber alle diese fremden Bearbeitungen betrachtete man, wie Baumgartner sagt, nur als eine unwesentliche Beigabe zu dem eigenen nationalen, überaus merkwürdigen Schatz.

Diese bewunderungswürdige geistige Energie entfaltete sich nicht nur auf schöngeistigem Gebiete. Wir treffen auch die denkbar allseitigste wissenschaftliche Wirksamkeit an. Mit einem überraschenden Interesse warf man sich auf so gut wie alle damals bekannten Wissenschaften, von der Theologie zur Arithmetik, Medizin, Astronomie etc. Darüber schreibt Prof. Finnur Jónsson u. a. folgendes:

„Der wissenschaftliche, literarische Sinn, welcher sich in der Abfassung der Sagas zeigt, offenbart sich auch darin, daß man mit Fleiß alle alten Erinnerungen jeglicher Art gesammelt, nicht allein die vorhistorischen Sagen („Fornaldarsögur"), sondern auch alte Gedichte und Bruchstücke von solchen, und ganze Sammlungen davon anlegt; man vereinigte die isländischen Gesetze in verschiedenen Sammlungen, man studierte die ganze Mythologie, sammelte was noch davon übrig war, und schrieb eine zusammenhängende Darstellung davon; gleichzeitig studierte man die Dichtung, machte Auszüge von poetischen Benennungen und ordnete diese versifiziert und systematisch (zur leichteren Benutzung, für die Dichter), sammelte alte Rätsel usw. usw. Man studierte Kalenderwesen und Grammatik und schrieb darüber. Kurz gesagt, man trifft so gut wie überall eine eifrige, fleißige Wirksamkeit, in der wir einen wirklich gesunden und in Wahrheit wissenschaftlichen Sinn bemerken und ein bewußt kritisches Suchen nach Wahrheit, das in seiner Weise auf der gleichen Höhe steht wie das der Gegenwart. Man trifft überall das allseitigste geistige Interesse bei Hohen und Niedrigen."

Wie groß die Entwicklung auf dem Gebiete der Gesetzgebung war, kann aus folgendem Faktum ersehen werden. Ich führe es hier als ein Kuriosum an, welches zeigt, wie wohlgeordnet die isländische Gesellschaft in jener Zeit gewesen sein muß: Eine vorzüglich geordnete Brand- und Unglücksversicherung war damals im ganzen Lande durch

das Gesetz anbefohlen. Entstand eine Feuersbrunst oder kam das Vieh durch Pest oder plötzlich eintretendes Unwetter um, so mußten alle Einwohner des betreffenden Landesteils, nach einer genauen Untersuchung, jeder nach der Größe seines Vermögens, soviel Geld zusammenschießen, daß der Geschädigte einen passenden Ersatz erhielt. All das geschah nach sorgfältig ausgearbeiteten Gesetzesbestimmungen, welche auf die geringsten Einzelheiten Rücksicht nahmen, wodurch besonders jeder Betrug unmöglich gemacht und die Zuschüsse der einzelnen geordnet wurden.

Man denke sich eine so moderne Einrichtung wie das Versicherungswesen so vorzüglich organisiert in jener Zeit!

* * *

Aber wie kann nun eine so erstaunliche geistige Entwicklung in einem solchen Lande und zu einer solchen Zeit erklärt werden? Lord Dufferin, der vor nicht gar langer Zeit verstorbene britische Gesandte in Paris, gibt in seinen Briefen von Island folgende Erklärung — ich führe sie hier in etwas verkürzter Form an —:

Island wurde, sagt Lord Dufferin, von Anfang an nicht, wie das gewöhnlich mit einem neuentdeckten Lande geschieht, von Räubern, Abenteurern oder der Hefe von eines andern Landes Einwohnern bevölkert, sondern von den reichsten, edelsten und gebildetsten Männern im ganzen damaligen Norwegen. Männer, die allzustolz waren, um sich König Harald Haarfagers Herrschaft zu unterwerfen. Sie brachten mit sich in ihr neues Vaterland all die Kenntnisse und all die Bildung, welche ihre Zeit besaß.

Darin liegt der Grund zu der ungeheuren geistigen Energie und Kraft, welche die ersten Einwohner des altisländischen Freistaats an den Tag legten.

Ueberall in Europa rasten damals große und kleine Kriege, welche aller geistigen Entwicklung die größten Hindernisse in den Weg legten. Island dagegen erreichten diese Kriegswogen nicht, und so haben wir das eigenartige Schauspiel, daß diese isländischen Kolonisten die ersten wurden unter allen europäischen Völkern, welche eine meisterhafte und großartige nationale Literatur schufen.

Sie gewöhnten sich in dem Grade daran, mit ihrem Kopfe zu arbeiten mehr als mit ihren Händen, daß, wenn jemand eine Beleidigung erfuhr, die Rache sehr häufig nicht darin bestand, den Beleidiger niederzuschlagen — was ja sonst in den Zeiten auch in Island Brauch und Sitte war — sondern aus dem Stegreif eine treffende Weise gegen ihn zu dichten und hinauszuschleudern, die ihn in aller Augen lächerlich machte.

Als König Harald Blaatand sich einst eines isländischen Handelsschiffes bemächtigt und die Besatzung schlecht behandelt, sandten ihm die Isländer den Bescheid, sie würden sich bei gegebener Gelegenheit

schon einmal für dieses Unrecht rächen, aber inzwischen wollten sie ebensoviele Schandlieder über ihn dichten, als sich Einwohner in ihrem Lande fänden. [1])

Beschäftigung mit den Büchern und geistige Arbeit wurde auf Island nach einem großartigen Maßstab betrieben.

Fast alle alten skandinavischen Manuskripte sind auf isländisch abgefaßt, die Verhandlungen zwischen den nordischen Königshöfen wurden in den ältesten Zeiten immer von Diplomaten geleitet, die man von dieser Insel geholt; die ältesten topographischen Arbeiten, welche wir kennen, verdankt man Isländern; die Odinsche Kosmogonie und Götterlehre sind von Isländern in ein System gebracht und genau redigiert. Endlich ist das erste große historische Werk, das von einem Europäer in seiner Muttersprache geschrieben, das Werk eines Isländers: nämlich die groß angelegte und ausgeführte „Heimskringla" von Snorre Sturluson.

Vom Stile in Heimskringla sagt Lord Dufferin, daß er die ganze dramatische Kraft, die sich bei Macaulay findet, und die ganze Feinheit und Anmut, wie man sie bei Clarendon bewundert, in sich vereinigt.

Wir finden, sagt er, in diesen alten, stolzen Heldengestalten bei Snorre Sturluson, wie überhaupt in den Sagas, etwas so Großes und so Edles, eine so unbeugsame Energie und Kraft gepaart mit einem so klug berechnenden Verstand, daß es unmöglich ist, diese Berichte von dem Leben und den Taten der Alten durchzulesen, ohne von einem geradezu begeisterten und leidenschaftlichen Interesse ergriffen zu werden.

Niemals, so schließt Lord Dufferin, haben die lateinischen Berichte der alten sächsischen Chronisten einen ähnlichen Eindruck auf mich machen können.

Finnur Jónsson teilt die altisländische Literaturgeschichte in folgende drei Perioden:

Die erste Periode ca. 850 bis ca. 1100, in welcher man beginnt, Prosawerke zu verfassen. In dieser Periode entstanden auch die meisten Eddagedichte.

Hierhin gehört auch Beginn und Entwicklung der Skaldendichtung.

Die zweite Periode ca. 1100 bis ca. 1300. Zeit, da die Sagas geschrieben wurden. Die Gesetze werden niedergeschrieben, und fremde literarische Erzeugnisse werden übersetzt und bearbeitet. — Es ist die Sagaperiode. Zugleich wird die Skaldendichtung fortgesetzt.

---

[1]) Diese vereinzelte Dissonanz beweist nicht, daß sonst zwischen den Dänen und Isländern ein weniger gutes Verhältnis war. Es herrschte im Gegenteil die herzlichste Freundschaft zwischen ihnen. Isländische Skalden und Sagamänner suchten gern die prächtigen dänischen Höfe auf und waren dort durchgehends wohlgesehen.

Die dritte Periode von ca. 1300 bis ca. 1450 ist die Periode des Abschreibens und Sammelns. Die Hauptarbeit besteht hier darin, frühere Werke zusammenzustellen und zu vervielfältigen.

* * *

Wenn man über die altisländische Literatur schreibt, sollte man sich am besten an diese Einteilung halten und zuerst die Eddagedichte, dann die Skaldenlieder und endlich die Sagaliteratur besprechen.

Aber da der Stoff in diesem Falle allzu sehr anschwellen würde, habe ich mich entschlossen, die beiden ersten Teile (Edda und Skaldengesang) zu übergehen, und nur den letzten zu behandeln, nämlich die Sagas. Doch will ich mir erlauben, einige ganz kurze Bemerkungen über das wunderbare Buch zu machen, welches den Namen Edda trägt. Daß ich dagegen die Skaldenliteratur ganz übergehe, tut mir eigentlich leid, denn gerade sie macht zusammen mit der Edda den feinsten und interessantesten Bestandteil der altnordischen Literatur aus. Doch kann es wenigstens vorläufig nicht anders sein, da diese Abhandlung sonst, wie gesagt, allzu lang würde.

* * *

Edda: Das kostbarste Kleinod in der ganzen altisländischen Literatur ist die Edda. — Der Name Edda (abgeleitet von ódr = Gedicht) bedeutet Poetik.

Dieses merkwürdige Buch ist das Bindeglied, welches die ganze altisländische Literatur mit dem Geistesleben des übrigen Europa verknüpft.

P. A. Baumgartner vergleich die Edda mit einer Wunderblume, deren fernste Wurzeln im Orient gesucht werden müssen und deren Verzweigungen sich später über die Länder des Westens ausbreiteten, um zuletzt im achten Jahrhundert von Norwegen auf isländischen Boden verpflanzt zu werden. Hier entwickelte sie sich jetzt in des Nordlichts glühendem Strahlenglanz zu den wunderbarsten, feenhaftesten Formen, überströmt von Leben und Kraft.

Dieses Bild ist sehr passend, denn viele der Gedanken, welche in der Edda vorgetragen werden, haben ihre Wurzel im fernen Osten, in längst verschwundenen Zeiten, in einer uns fremden Kultur. Die Form dagegen, die wundersame Dichtung, in welcher diese Gedanken vor uns hintreten, ist rein nordisch. Von der Eddadichtung im allgemeinen urteilt P. A. Baumgartner, daß sie in großartiger Majestät, in Kraft, Schwung und Lebendigkeit der Darstellung vollständig die besten mythischen Dichterwerke der höchststehenden Nationen erreicht.

Fragen wir jetzt, wie alt die Gedichte der Edda sind und in welchem Lande sie entstanden, so antworten einzelne Gelehrte, besonders die Norweger Munch und Keyser, daß sie zwischen 400 und 800 gedichtet sind. S. Grudtvig und C. Rosenberg schlossen sich dieser Meinung an.

Th. Möbius und andere dagegen meinen, daß die Eddagesänge hauptsächlich isländisch sind, vielleicht auch teilweise norwegisch, und daß sie in den letzten Jahrhunderten vor ihrer Aufzeichnung durch die Isländer abgefaßt sind.

Prof. Finnur Jónsson dagegen kommt, nachdem er in einer längeren wissenschaftlichen Abhandlung alle diese verschiedenen Meinungen geprüft, besonders durch sehr gründliche Textuntersuchungen zu dem Resultat, daß die Eddagedichte in dem Zeitraum von ca. 870 bis ca. 1200 abgefaßt sein müssen. Sie lebten zuerst in der Erinnerung des Volkes, bis sie von den Isländern selbst gesammelt und auf das sorgfältigste geordnet und niedergeschrieben wurden.

Ferner vertritt Prof. F. Jónsson als sicher die Ansicht, die Nordländer müßten vor der Edda viele Gesänge des Altertums besessen haben; aber diese sind leider alle verloren gegangen.

Den Grund zu dieser Annahme findet er in der wunderbaren Formvollendung und Schönheit der Eddalieder, etwas, das nicht erklärt werden kann, wenn man nicht eine längere poetische Entwicklung annimmt, bevor die Edda entstand.

Hier gilt, was der deutsche Gelehrte K. O. Müller irgendwo so treffend von der ältesten griechischen Poesie sagt: „Es müssen mehrere Jahrhunderte dahingegangen sein, ehe die poetische Rede der Griechen diese Fülle, diesen Reichtum, diesen schönen Fluß gewann, der in den homerischen Gedichten uns zur Bewunderung hinreißt.“ — Aber unsere ältesten Eddalieder wie Hávamál und Brages Gesang usw. zeigen Sprache, Form und Wohlklang ebenso entwickelt wie Homers Dichtungen.

In der anderen Frage, wo die Edda zuerst entstanden, auf Island oder in Norwegen, kommt Prof. Jónsson nach einer sehr langen kritischen Untersuchung zu dem Schlusse, daß nur ein paar der Eddagedichte isländisch sind; einzelne sind von normannischen Skalden in Grönland verfaßt, die überwältigend große Mehrzahl dagegen muß in Norwegen geschrieben sein.

Nach der Meinung des isländischen Professors sind es also die Norweger, denen die nicht geringe Ehre zukommt, eines der herrlichsten Dichterwerke hervorgebracht zu haben, welche die Literatur eines Volkes besitzt.

Das Verdienst der Isländer dagegen war dann zunächst dieses, daß sie die Eddagedichte gesammelt, geordnet, aufgeschrieben und aufbewahrt und so ein der Hauptsache nach norwegisches Meisterwerk, das zu allen Zeiten den köstlichsten Schatz des skandinavischen Nordens ausmachen wird, vom Untergang gerettet.

Ich führe hier die Namen der Hauptgesänge der Edda an zugleich mit der Zeit, in der sie nach Prof. Finnur Jónssons Untersuchungen entstanden sind:

ca. 874—900. Hávamál IV. (Die Rede des Hohen.)
ca. 900 (890). Thrymskvida. (Der Sang von Thrym.)
Baldrsdraumar. (Balders Träume.)
Skírnismal. (Skirners Rede.)
Rigsthula. (Der Sang der Rig.)
Völundarkvida. (Der Sang von Völund.)
ca. 900 — 925. Vafthrudnismál. (Vavtrudnes Rede.)
Grímnismál. (Grimnes Rede.)
Hárbardsljód. (Der Sang von Harbard.)
Hávamál I—III, V—VI. (Die Rede des Hohen.)
ca. 935 (940). Völuspá. (Prophezeiung der Vala.)
Lokasenna. (Lokes Wortstreit.)
ca. 925—950. Völsungakvida en forna. (Der alte Sang von den Völsungern.)
Hamdismál. (Der Sang von Hamde.)
Gódrúnarkvida en forna (II.). (Der zweite oder der alte Sang von Gudrun.)
Reginsmál II. (Regins zweite Rede.)
Fjölsvinnsmál. (Die Rede des Weisen.)
ca. 950 (975). Helgakvida Hjörvardssonar. (Der Sang von Helge, Hjörvards Sohn.)
Reginsmál I. (Regins erste Rede.)
Alvíssmál. (Rede des Allweisen.)
Hyndluljbd. (Der Sang von Hyndla.)
Gróttasöngr. (Der Sang von Grotta.)
ca. 975—1000. Hymiskvida. (Der Sang von Hyme.)
Fáfnismál. (Favnes Rede.)
Sigrdrifumál. (Sigdrives Rede.)
Godrunarkvida I. (Der erste Sang von Gudrun.)
Atlakvida. (Der Sang von Atle.)
Hrimgerdarmál. (Hrimgerds Rede.)
ca. 1000—1025. Grógaldr. (Groas Zauberei.)
Helreid Brynbildar. (Brunhilds Helfahrt.)
Helgakvida Hundingsbana. (Der Sang von Helge Hundingsbane.)
Oddrúnargrátr. (Oddruns Klage.)
Godrúnarhvöt. (Gudrun spornt ihre Söhne.)
ca. 1050. Sigurdarkvida en skamma. (Der kurze Sang von Sigud.) Atlamál en gaenlenzkan. (Der grönländische Sang von Atle.)
ca. 1150—1200. Völuspá en skamma. (Kurze Propheeiung der Vala.)
Grípissá. (Gripes Prophezeiung oder erster Sang von Sigurd Favnesbane.)

Zum Schlusse will ich jetzt, als Probe für die Poesie der Edda, ein kleines Bruchstück aus „Völuspá" (Prophezeiung der Vala) an-

führen. Es muß allerdings bemerkt werden, daß nur die, welche einigermaßen in der nordischen Mythologie zu Hause sind, dasselbe vollständig verstehen können. Dies Bruchstück handelt vom Untergang der Welt und der Götter, dem sogenannten „Ragnarok." P. A. Baumgartner nennt Völuspá etwas von dem Erhabensten, das die altnordische Poesie überhaupt besitzt. Sie kann mit Recht des nordischen Heidentums Todesgesang genannt werden. Der ergreifendste Todesgesang, der sich denken läßt.

In wuchtigen Strömen seh' ich waten
Meineidsmänner und Mordwölfe,
Die Ehe brachen mit andrer Weib.
Da saugt Nidhöggr der Toten Leichen,
Der Menschenwürger: wißt ihr, was das soll?

Brüder streiten, schlachten einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen,
Arg ist die Welt, der Unzucht voll.
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerstürzt.
Des Manns nicht mehr der andre schont.

Mimirs Söhne spielen, Mjötudrs Licht flammt
Beim gellenden Ruf des Gjallarhorns.
Hell bläst Heimdall, sein Horn ist erhoben;
Odinn murmelt mit Mimirs Haupt.

Yggdrasil schwankt, doch steht noch die Esche,
Es knarrt der alte Baum, der Riese kommt los.
Graun faßt alle in Hels Banden,
Eh' Surturs Zorn sie verzehrt.

Gräßlich heult Garmr in der Gnipahöhle,
Die Fessel bricht und Freki rennt.
Hrym fährt von Osten, hebt hoch den Schild,
Jörmungandr krümmt sich in Riesenzorn
Der Molch peitscht das Meer, der Adler schreit,
Leichen zerreißt er: Naglfar wird los.

Der Kiel fährt von Osten, es kommen Muspells Söhne
Längs des Meeres und Loki lenkt sie.
Die Teufelsbrut ist all mit dem Wolf;
Auch Bileists Bruder ist ihm verbunden.

Surtur fährt von Süden mit flammendem Schwert,
Von des Totengotts Klinge schimmert die Sonne.
Steinberge stürzen, Unholde straucheln,
Zu Hel fahren Helden, der Himmel klafft.

Was ist mit den Asen? Was ist mit den Alfen?
All Jötunheim dröhnt, zum Thing ziehn die Asen,
Die Zwerge stöhnen vor steinernen Türen,
Der Bergwege Weiser: wißt ihr, was das soll?

Nun hebt sich Hlins anderer Harm,
Da Odinn eilt dem Wolf entgegen.
Belis Mörder stürzt auf Surtur:
Da fällt Friggs Freudenbringer.

Heran tritt Siegvaters herrlicher Sprößling,
Vidarr, zu wagen den Kampf mit dem Wolfe.
Er stößt dem Hverdungssohn den Stahl ins Herz
Durch gähnenden Rachen: so rächt er den Vater.

Da schreitet der schöne Sprößling Hlodyns,
Odinns Sohn, zum Kampf mit dem Drachen.
Mutig trifft ihn Midgards Wart;
Neun Fuß weit fährt Fjörgins Sohn
Weg von der Natter, die nichts schreckt,
Alle Wesen entweichen der Welt.

Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die hellen Sterne.
Rauchwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Flamme flackert zum Himmel.

(„Island und die Faröer" von A. Baumgartner. S. J. Dritte Aufl. 1902. S. 256 f.)

Die isländischen Sagas.

Von ca. 1100 bis ca. 1300.

„Wie der Saga ewige Steintafel steht Island,
Die starke Felseninsel, im brausenden Meer."
H. C. Andersen.

Die Sagaperiode wird mit Recht das Goldalter der isländischen Literatur genannt. Es erstanden nämlich in Island in der Zeit zwischen 1100 und 1300 wenige, verhältnismäßig wenige, aber glänzende Schriftsteller, die zu leuchtenden Vorbildern für ein Heer von ameisenfleißigen, hoch gebildeten und begabten Männern wurden, die sich ganz der Beschäftigung mit den Büchern hingaben.

So wurde in diesem Zeitraum eine überaus reichhaltige Prosaliteratur geschaffen, die sogenannten „Sögur" (Plural von „Saga").

Es gab auf ganz Island kaum ein Heim, wo nicht studiert und geschrieben wurde. Mit bewunderungswürdigem Fleiß und großer Energie suchte man einander in schriftstellerischer Kunst zu übertreffen. Die Jüngeren und weniger Begabten brachten ihre Arbeiten zu den Größeren. Es wurde verbessert, verworfen, geändert, umgearbeitet und gefeilt.

Das Land war gleichsam verwandelt in eine große Schriftstellerwerkstatt.

Die Begeisterung für Bildung, Studien, geistige Arbeiten jeder Art war ein nationales Merkmal für Island geworden. Island war der Hauptsitz und die weithin strahlende Leuchte nordischer Kultur," schreibt Poestion.

Unzählige junge Männer aus den reicheren und vornehmeren Familien reisten ins Ausland, nach Norwegen und England, aber doch besonders nach Frankreich und Deutschland, um sich dort, oft viele Jahre hindurch, wissenschaftlichen Studien zu widmen und so in sich all die Bildung aufzunehmen, welche die damalige Zeit bieten konnte. Wenn sie dann zurückkamen, ergaben sie sich mit Leib und Seele diesen geistigen Beschäftigungen, welche so mächtig das ganze isländische Volk ergriffen.

Daß es unter solchen Verhältnissen zu einer ungewöhnlichen Blüte in literarischer Beziehung kommen mußte, wird man leicht verstehen können.

Die Folge war denn auch, daß Island in diesem Zeitraum eine nationale, historische Literatur schuf, so glänzend, so voll der feinsten Kunst, daß kein anderes Volk in Europa etwas Aehnliches aufweisen konnte.

Diese Literatur war in erster Linie die Sagaliteratur, und die steht noch heute als ein Unikum da, als etwas ganz Einziges in seiner Art.

„Saga" bedeutet nicht Sage oder etwas Aehnliches, sondern ungefähr dasselbe wie das griechische Wort logos, das mündliche oder niedergeschriebene Wort — einen mündlichen oder geschriebenen Bericht in des Wortes weitester Bedeutung.

Die Hauptregel für einen jeden Sagaverfasser wird vom ersten Repräsentanten der Sagaleute, dem Priester Are den Frode, in folgendem einfachen Satz ausgedrückt: „Eine jede Saga muß so erzählt werden, wie sie vor sich gegangen." (That verdr at segja svá hoerja sögn sem hún gengz.) Hiermit wurden alle selbstgemachten, erdichteten Erzählungen verboten. — Die Wahrheit zu sagen, gab es denn auch damals in Island und den übrigen nordischen Ländern Ereignisse, die merkwürdig, groß, interessant und spannend genug waren, die Phantasieprodukte überflüssig zu machen.

Da indessen solche erdichtete Sagas später doch entstanden, wurden sie von den Verfassern selbst — bezeichnend genug — geradezu „Lügengeschichten" („Skröksögur") genannt.

Die Sagas sind also meistens streng historische Werke, die besten, ja ungefähr die einzigen Quellen zur Altertumsgeschichte der nordischen Länder.

Professor Finnur Jónsson sagt: „So gut wie alles, was wir von der nordischen Kultur wissen, kommt aus unseren isländischen Sagas. Da finden wir die klarsten und genauesten Beschreibungen des Privatlebens; wir brauchen hier nur auf Dr. Kaalunds ausgezeichnete Abhandlung „Das Familienleben auf Island in der ersten Sagaperiode" hinzuweisen, wo Mann und Frau von der Geburt bis zum Grabe begleitet werden. Wir erhalten hier das klarste Bild von der Führung eines Menschenlebens und seinen verschiedenen Stadien, bis zu den kleinsten Details, von den Kindern mit ihren Spielen und ihrem Spielzeug zu den ernsteren Beschäftigungen der Erwachsenen. Hier gibt es kaum eine Seite des Menschenlebens, die nicht beleuchtet wird.

Was man aus den Sagas herausbekommen kann in Hinsicht auf Gebäude und deren Einrichtungen, bis zu den kleinsten Einzelheiten, ist deutlich zu ersehen aus Dr. V. Gudmundssons vortrefflicher Schrift „Die Privatwohnung auf Island in der Sagazeit".

Eine lebendige und reichhaltige Schilderung des altnordischen Lebens hat Weinhold in seinem bekannten Buch („Altnordisches Leben") liefern können. Hier erhalten wir Aufschluß über Kleidertracht und Waffen, Nahrungsmittel und Erwerbszweige u. v. a.

Ueber das geistige Leben erhält man auf gleiche Weise in den Sagas die vollständigsten und sichersten Belehrungen. Ja, die Sagas müssen als ein unschätzbarer Born für nordische Geschichte in all ihren Zweigen bezeichnet werden.

Aber es ist nicht nur die Gegenwart, welche in der Geschichte des Nordens zu den isländischen Quellen ihre Zuflucht nehmen muß. Das Gleiche war auch schon im Mittelalter der Fall.

Fast alle Autoren in Dänemark und Norwegen, welche damals über die Geschichte des Nordens schrieben, mußten aus den Quellen der isländischen Literatur schöpfen. — So führt Saxo Grammatikus als Gewähr für einen nicht geringen Teil seines Werkes die Erzählungen der Isländer an — denn dies Volk, sagt er, legt großen Wert darauf, sorgfältig die Erinnerung an die Taten fremder Völker zu bewahren. (Vgl. „Danmarks Riges Historie", S. 713.)

Dasselbe tut der berühmte norwegische Mönch Theodoricus in seinem großen Werk: „Historia de antiquitate regum norwagiensium". Seine einzigen Gewährsmänner, was die Zeitrechnung und den ganzen historischen Inhalt angeht, sind die Isländer.[1]) (Vgl. Prof. F. Jónsson, II. Bd., S. 599.)

[1]) „Quos constat," schreibt er, „sine ulla dubitatione prae omnibus aquilonaribus in hujusmodi semper et positiores et curiosiores extitisse."

Die Zuverlässigkeit einzelner Sagas ist in der späteren Zeit von einzelnen sonst tüchtigen Historikern angegriffen worden, aber es hat sich gezeigt, daß diese Angriffe stark übertrieben gewesen, wie Prof. F. Jónsson vollkommen dargetan. Man muß im Gegenteil die historische Genauigkeit der meisten großen Sagas bewundern.

Das hindert jedoch nicht, daß die Sagas sehr poetisch in der Form sind. Der Gegenstand wird mit Kunst behandelt und mit einer hervorragenden dichterischen Fähigkeit zurechtgelegt, sodaß die Darstellung interessant und fesselnd, oft ganz und gar ungewöhnlich ergreifend und spannend wird. In diesem Sinne können die Sagas poetische Kunstwerke ersten Ranges genannt werden. Ja, was die Darstellung betrifft, so sind sie noch unerreichte Muster für eine lebendige Geschichtschreibung. So lautet das allgemeine Urteil.

Aber trotz aller Poesie in der Form hielt man sich doch, wie gesagt, mit der peinlichsten Genauigkeit an die historische Wahrheit.

Wir haben, wie Baumgartner sagt, in den Isländern ein Volk, das ernst, gründlich und tüchtig genug war, seine liebste Unterhaltung nicht in selbsterfundenem Phantasiespiel zu suchen, sondern in wahren, wirklichen Erinnerungen aus der eigenen Vorzeit.

Schon vor der eigentlichen Sagaperiode entstanden mehrere überaus bedeutende Sagas, nämlich in der Zeit von 960—1060. Diese fallen gerade in die merkwürdige Uebergangszeit vom Heidentum zum Christentum.

Es ist dieses Ringen, dieser Kampf auf Leben und Tod zwischen dem starken normannischen Heidentum und dem Christenglauben, zwischen den Schutzgeistern der nordischen Länder, den gewaltigen Göttern der Edda, und dem „weißen Christ", was diesen ersten Sagas ihr höchst eigentümliches Gepräge verleiht. Dies Ringen dauerte gut 200 Jahre. Dieser Umstand gibt, wie Baumgartner bemerkt, den Sagas etwas ganz besonders Interessantes und Anziehendes, sie zaubern überaus interessante kulturhistorische Bilder aus diesen merkwürdigen Wikingerzeiten vor uns hin, und sie sind alle voll der reinsten und mächtigsten Poesie.

Die abenteuerlichen, eigenartigen nordischen Gestalten, welche Shakespeare in seinen Dramen idealisiert hat, stehen in den isländischen Sagas lebendig vor unsern Augen, als wirkliche Gestalten von Fleisch und Blut.

Hier treten vor unsern verwunderten Blick titanenartige, riesenhafte Charaktere, unbändige Leidenschaften, des Menschenherzens Naturkräfte in ihrer ganzen Gewalt; hier werden wir Zeugen furchtbarer Verwicklungen, schaudervoller Taten, erschütternder Katastrophen. Aber dazwischen werden auch die ergötzlichsten, gemütlichsten Bilder großer patriarchalischer Familien entrollt: muntere Hochzeitsfeste und mächtige Volksversammlungen, lange Seereisen und abenteuerliche Wanderungen. Mit einem Wort: unserer großen Vorväter ganzes Leben und Wirken.

Kein Volk in Europa besitzt so klare, treuherzige und zugleich so groß angelegte dichterische Schilderungen aus seiner ältesten Geschichte wie das isländische.

Kein anderes Volk in Europa kann ein so umfassendes literarisches Monument aus der letzten Periode des Heidentums und von seinem Uebergang zur christlichen Lehre aufweisen, wo Geist, Gebräuche und Sitten des ganzen Volkes sich so vollkommen abspiegeln. Ja, die Sagas führen uns umher in allen Fjorden, Tälern und Wüsten von Island und an allen Küsten der Nordsee. Wir weilen unter den interessantesten Menschen, die in dieser Zeit auf Island, in Dänemark, Norwegen und Schweden, in England und Irland, ja weit umher in der ganzen normannischen Welt gelebt, die ja in jenen Tagen weit reichte. Wir nehmen Teil an den ununterbrochen aufeinander folgenden Unternehmungen und Taten kluger, starker, mutiger Männer, für welche es nicht darauf ankommt, „ein langes, sondern ein tatenreiches Leben zu leben", wie es in einer normannischen Lebensregel heißt.

Alles wird so natürlich, so schlicht, so fesselnd erzählt, daß man gut begreifen kann, wie gerade diese Sagas die Lieblingsunterhaltung des ganzen Volkes ausmachten und deshalb auch als eine der Quellen betrachtet werden, aus denen die Normannen ihre wilde Energie, ihre ungezähmte Lust am Wirken, ihre Stärke und ihren Eisenwillen schöpften. Selbst in unseren Zeiten hat man Beispiele für diesen belebenden und härtenden Einfluß, den die Sagas auch jetzt noch ausüben können. Der berühmte dänische Linguist K. Rasmus Rask sagt, daß er hier gelernt, mit unbeugsamem Mut des Lebens Prüfungen und Ungemach zu tragen und den Tod einer Handlungsweise vorzuziehen, die dem entgegen, was er als Recht erkannt. Selbst wenn dies teilweise übertrieben sein sollte, so zeigt es doch, daß einem aus den Sagas ein gewisser wohltuend erfrischender und kräftiger Luftzug entgegenweht. Es ist, als fühlte man da den gesunden Herzschlag der starken normannischen Völker.

Ein Punkt, der nicht genug betont werden kann, ist dieser, daß Lüsternheit, schlüpfrige Szenen oder unzüchtige Bemerkungen so gut wie garnicht vorkommen.

Vor wenigen Tagen sprach ich mit einem von Dänemarks tüchtigsten und beliebtesten Schriftstellern. Im Laufe der Unterredung richtete er folgende Worte an mich: „Die isländischen Sagas sind Kunstwerke ersten Ranges, ja, hinreißende Kunstwerke, voll von Schönheit, Hoheit und Kraft, duftend von der feinsten Poesie; an künstlerischem Wert vollständig auf der Höhe mit allem, was die griechische und römische Literatur hervorgebracht. Sie gehören zu dem am meisten Klassischen und Erhabenen in der ganzen Weltliteratur."

Was ist es denn, das den Sagas diese Vollkommenheit verleiht, dieses eigentümliche Etwas, das so imstande ist, alle die hinzureißen und zu berauschen, die irgendwie empfänglich sind für das literarisch

Schöne, Große und Edle? Das ist, außer der Großartigkeit des Inhalts, der besondere Stil, die Form und Anlage der Sagas.

Wir wollen hier einen Augenblick innehalten.

Der Stil und die Darstellungsweise der isländischen Sagas ist so originell und eigentümlich, daß man mit Recht von einem besonderen „Sagastil" reden kann.

Man hat ihn oft mit dem Stil in Herodots historischen Werken verglichen.

Wir finden hier die höchste Kunst in der Ausdrucksweise wie in der Behandlung des Stoffes. Der Verfasser hat die ganze Saga gründlich durchdacht, bevor er sie niederschrieb. Er hat alles mit einem bewunderungswürdigen Takt, Geschmack und kritischen Sinn geordnet. Er hat alle einzelnen Teile so zurechtgelegt, daß jedes Ding gerade an dem Platz ist, der ihm zukommt. Nichts kann verändert oder vertauscht werden, ohne daß die geplante Wirkung dadurch leidet.

Nur ein vollendeter Künstler kann so schreiben.

Das Eigentümliche bei dieser Kunst ist ihre überaus wohltuende Einfachheit und Bescheidenheit in Disposition, Form und Ausdruck.

Ja, hier verbirgt sich die höchste Kunst unter einer Form, die beim ersten Blick die schlichteste, ungekünstelte Natürlichkeit zu sein scheint. Jeder, der diese Erzählungen liest, meint, daß alles, was hier gesagt wird, gerade so gesagt werden müsse und nicht anders. — Gerade so, denkt er, würde ich mich ausgedrückt haben. . . Aber darin liegt ja bekanntlich das Kennzeichen der wahren Kunst.

F. Jónsson schreibt: „Alles ist scheinbar äußerst simpel, und doch haben wir hier die erhabensten Kunstwerke vor uns, doppelt groß wegen ihrer edlen Einfachheit."

Die Bescheidenheit der Sagaschreiber zeigt sich auch darin, daß sie sich stets verbergen, daß sie nie mit einem „Ich" hervortreten, nie mit subjektiven Urteilen und Bemerkungen.

Man hat einen Sagaverfasser mit einem Manne verglichen, der verborgen hinter einem Vorhang steht und die herrlichsten Dinge erzählt, aber ohne sich je den Zuhörern zu zeigen.

Die Darstellung ist im ganzen episch-dramatisch. Episch, insofern die Erzählung schlicht voranschreitet in historisch-chronologischer Ordnung. Dramatisch, insofern sie teilweise in Dialogform durchgeführt ist, meistens mit einem tragischen Abschluß.

Die rein historische Erzählung und die Dialogform wechseln vortrefflich miteinander ab.

Bernh. Döring („Bemerkungen über Typus und Stil der isländischen Saga", S. 29) bemerkt, daß durch diesen wohltuenden Wechsel der Inhalt eine außerordentliche Frische und Lebendigkeit erhält, und als Folge des eigentümlichen Wesens des Dialogs nicht selten eine ungewöhnliche Hoheit und etwas Großgeartetes an sich trägt.

Doch ist die Art und Weise des Erzählens stets schlicht und einfach, genau, wie die tägliche Rede war.

Gemütszustände werden nicht gern beschrieben, es sei denn ganz kurz und mit einem oder zwei Beiwörtern. Man zog es vor, sie hervortreten zu lassen oder anzudeuten in etwas Aeußerem oder in einer handgreiflichen Wirkung des inneren Affekts.

In der sehr häufigen direkten Rede und in den Dialogen zeigt sich der Kunstsinn der Verfasser in einem neuen Licht, nämlich durch die große Schönheit, die nachdrucksvolle Kürze, Klarheit und Kraft.

Man hat sie oft mit Schwertschlägen und Axthieben verglichen.

Ueber Form und Anlage der Sagas führt Prof. F. Jónsson unter vielem andern noch etwa folgendes aus: Die isländischen Sagas sind überhaupt alle Biographien und nur dieses. Sie beginnen sozusagen ab ovo und erzählen zunächst von der Geburt und Herkunft der Hauptpersonen. Dann folgt man ihnen auf ihrem Lebenswege bis zum Tod. Zwischen diesen beiden äußersten Punkten werden nun all die gesammelten Einzelerzählungen angebracht und eingeordnet, soweit möglich in chronologischer Ordnung. Das Ganze wird in kleinere Abschnitte, Kapitel mit oder ohne Ueberschrift geteilt.

Wenn eine neue Person, die sonst keine größere Rolle in der Saga spielt, auftritt, wird sie ohne weiteres eingeführt, oder aber mit einer Wendung wie diese: „Ein Mann hieß N. N.", worauf eine Beschreibung folgen kann.

Wenn jemand, der eine verhältnismäßig kurze, abgeschlossene Rolle zu spielen hat, fertig ist, heißt es häufig: „Und dann ist er heraus aus der Saga." Diese Bemerkung wird gemacht, damit Zuhörer und Leser nicht mehr Personen in der Erinnerung haben müssen, als gerade notwendig. Es sind rein praktische Gesichtspunkte, die sich hier geltend gemacht.

Hat man eine Saga durchgelesen, so entdeckt man sehr schnell, daß sich nichts darin findet, das überflüssig oder nicht zur Sache gehörig genannt werden könnte. Es gibt keine Digressionen.

Hierdurch unterscheidet sich die Saga gründlich und durchaus zu ihrem Vorteil von den lateinischen Arbeiten des Mittelalters. Dort glaubte man nämlich, daß gelehrte Digressionen als Schmuck und Zeugnis von des Verfassers großer Gelehrsamkeit mit dazu gehörten.

Man lese nur einmal die nordischen Schriftsteller jener Zeit, welche auf Latein schrieben. Ich will ein Beispiel anführen. Da der sonst ausgezeichnete, gelehrte und tüchtige norwegische Verfasser von „Historia de antiquitate regum norwagiensium" von Hakon Jarls Tod im Pentlandsfjord erzählt, schiebt er ein ganzes Kapitel ein „de natura Charybdis et de Longobardis et Hunnis," — „quia de ipso sermo incidit!"

Alles derartige ist aus einer isländischen Saga verbannt. Der kritische Sinn und reine Geschmack der Verfasser duldete das nicht. Ja, das wird mehrfach ganz offen ausgesprochen, z. B.: „und nicht braucht man zu erzählen vom Landnam (d. i. Okkupation von Land) dieser Männer, das kommt in dieser Saga nicht vor." (Eyrbyggja,

8.) — „Es geschahen viele Dinge in des Bischofs und der Nordländer Gegenwart, welche diese Saga nicht angehen." (Grettersſaga, 21, 2.)

Wenn der Verfasser doch ein einzelnes Mal etwas mitnimmt, das streng genommen entbehrlich wäre, so unterläßt er nicht, sich beim Leser zu entschuldigen.

Alles in der Saga bildet somit ein wohlgeordnetes Ganzes, wo der Stoff nach wohl erwogenen Regeln zurechtgelegt ist, wo der Inhalt sich auf dramatische Weise entwickelt, wo die Spannung stets zunimmt bis zum tragischen Ausgang. —

Wir kommen jetzt daran, einen Mann zu besprechen, der nicht bloß als der größte angesehen wird, der jemals auf Island gelebt hat, sondern der auch zugleich im Gebiet der geistigen Bildung als einer der größten Männer betrachtet werden muß, die überhaupt der skandinavische Norden aufzuweisen hat.

Dieser Mann war Snorre Sturluson.[1])

Unter den Verfassern der Sagas, welche ja, wie gesagt, fast alle in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt sind, ist er einer der wenigen Bekannten.

Er war ein großer Staatsmann, ein mächtiger Häuptling, unübertroffen in seiner allseitigen Gelehrsamkeit und seinem einzig dastehenden, feinen literarischen Talent.

Diese Eigenschaften und zugleich sein weitschauender Blick und seine große Menschenkenntnis machten ihn wie keinen andern geeignet, mit mächtiger Hand einzugreifen.

Seine Edda und seine Heimskringla stehen denn auch da als größte Meisterwerke des skandinavischen Nordens.

Es dürfte hier interessant sein zu hören, wie ein bedeutendes dänisches Werk, „Danmarks Riges Historie" („Geschichte des dänischen Reiches") von Joh. Steenstrup, Kr. Erslev, V. Mollerup, J. A. Fridericia, E. Holm und A. D. Jörgensen, das gerade jetzt im Erscheinen begriffen ist, über Snorre Sturluson urteilt. Snorre wird hier Saxo Grammatikus gegenübergestellt, und die beiden Männer werden miteinander verglichen:

„Auf Island und in Norwegen war man nicht europäisch geworden wie in Dänemark. Der immerdar lebendige historische Sinn und die sorgfältig bewahrte Tradition hatte auf Island schon in der Valdemarszeit Früchte gezeitigt in historischen Sagas, die in der Muttersprache abgefaßt. Hier waren viele an der Arbeit, ein jeder erzählte die Geschichte eines einzelnen Königs oder einer Familie, eines Zeitraums, einer Landschaft, während Saxo allein war und die Geschichte des Volkes durch alle Zeiten verfolgte.

Aber zu Saxos Zeit lebte — wenn auch wenige Jahrzehnte vor Saxo geboren — der Mann, welcher den Höhepunkt dieser Geschichtschreibung erreichte. Snorre Sturluson war nicht wie Saxo ein un-

[1]) Sturluson = Sohn des Sturla (Genitiv Sturlu).

bekannter Geistlicher ohne Rolle in der gleichzeitigen Geschichte, im Gegenteil, er war die mächtigste Persönlichkeit in der isländischen Gesellschaft und bestimmte mit das Schicksal der Insel. Er war in seiner Art gelehrt und belesen, aber ob er Latein verstand, ist zweifelhaft.

Snorre Sturluson stand nicht wie Saxo der Aufgabe gegenüber, selbst alles Material einsammeln zu sollen, denn es lag ihm schon eine reiche Literatur vor, aber vieles mußte er doch finden, alles sollte er kritisch sichten und mit seinem eigenen historischen Verständnis und seiner psychologischen Auffassung durchdringen. Und hier zeigt sich Snorres Ueberlegenheit über Saxo in der scharfen Kritik, in der durchgeführten Ordnung und guten Komposition. Er hat nicht nur eine festgebaute Zeitfolge und gibt überall die Zeitabstände an, er hat auch Geschlechtsregister — bei Saxo hören wir oft, daß eine Person aus altem, edlem Geschlecht ist, aber fast niemals wird ein Stammbaum angegeben.

Snorre teilt genau ein und weist in seiner Schilderung darauf hin, was da war oder was kommen soll, was fast nie bei Saxo geschieht. Während große Bestandteile von Snorres Text aus früheren Sagas wörtlich in sein Werk aufgenommen sind, ist bei Saxo alles in seinen eigenen Stil umgesetzt. Und während Snorre im ganzen einer Stilform folgt, die den Sagas eigentümlich geworden, hat Saxo ungeachtet all seines Lesens und aller Anleihen beim Lateinischen seinen eigenen selbsterworbenen Stil.

Snorre zeichnet überall mit glänzendem psychologischen Sinn Menschengestalten, die leben und verstanden werden, er folgt einfach der Person von der Kindheit bis zum Tode, während Saxo gewöhnlich nur mit klaren und feinen Zügen die voll entwickelte Persönlichkeit zeichnet.

So sieht Snorre auf die Vorzeit als der kluge, gereifte Richter, während Saxo, der in so vielen Dingen eine jugendliche Naivität und Einseitigkeit an den Tag legt, der enthusiastische, phantasiereiche Erzähler ist.

In „Heimskringla“ ist mehr tragische Hoheit, aber dafür ist Saxos Werk unschätzbar durch die Streiflichter, welche es auf alle Verhältnisse des Gesellschaftslebens wirft, und weil es die einzig dastehende Fundgrube ist, aus der man Kenntnis von Dänemarks Vorzeit und von vielen Seiten in der Geschichte des Nordens gewinnen kann.“

Snorre wurde im Jahre 1178 auf dem Hofe Hvammr im Breidifjord geboren. Als er drei Jahre alt war, kam er auf den Hof Oddi, der durch den Priester Saemund den Weisen zu einem Mittelpunkt der Bildung geworden und wo jetzt Jón Logtsson, einer von Islands größten Rechtsgelehrten und zugleich der beliebteste Mann auf der ganzen Insel, wohnte.

Jón Logtsson gehörte zur höchsten Aristokratie des isländischen Freistaats und zugleich des Mutterlandes Norwegen, durch seine Geburt wie durch seine geistigen Fähigkeiten.

Seine Verwandten väterlicherseits gehörten zu den bahnbrechenden Männern des Landes. Seine Mutter Thora war des norwegischen Königs Magnus Barfods Tochter. So trafen sich in seinem Hause Norwegens wie Islands ehrwürdigste Traditionen.

In diesem Kreise wurde Snorre erzogen. Infolge seiner hervorragenden Begabung und des ausgezeichneten Unterrichts, den er hier genoß, wurde er, gegen zwanzig Jahre alt, schon für Islands gelehrtesten Mann gehalten.

Da sein Pflegevater Jón Logtsson starb, blieb er bei dessen Sohn Saemund, verheiratete sich mit der reichen Herdis Bersadatter und wurde, als ihr Vater starb (1202), Erbe eines ungeheuren Vermögens.

Er verließ jetzt Oddi, das Heim seiner Kindheit, zog zurück nach Borg und dann nach Reykholt, wo er sich mit fürstlicher Pracht einrichtete.

1215 trat er für einen Zeitraum von vier Jahren an die Spitze des isländischen Freistaates als Gesetzessprecher, lebte dann mehrere Jahre in Schweden und Norwegen, wo er an den königlichen Höfen ein hohes Ansehen erlangte, wurde zum zweiten Mal, auf acht Jahre, zum Gesetzessprecher gewählt und verstand durch seine kluge Politik vorläufig die drohenden Pläne des Königs Hakon des Alten, Islands Eroberung betreffend, zu durchkreuzen; doch war er leider minder glücklich in seiner inneren Politik, indem er sich seiner Macht und seiner ungeheuren Reichtümer wegen mächtige Feinde in seinem eigenen Geschlechte schuf.

Viele waren eifersüchtig auf Snorre, den Mann, der, einem Könige gleich, alljährlich zum Althing ritt, mit einem prächtigen Gefolge von durchschnittlich 800 Mann. Sein Sohn Uraekja trug durch sein anmaßendes Wesen nicht wenig zur Erhitzung der Gemüter bei.

König Hakon hatte vergebens darauf gewartet, daß Snorre seine Landsleute zur Unterwerfung unter Norwegen veranlasse. Jetzt benutzte er die wachsende Verstimmung und forderte den Isländer Gissur Thorvaldson, der an seinem Hofe weilte, auf, den mächtigen Mann entweder lebend nach Norwegen zu bringen oder ihm das Leben zu nehmen.

Es kam eine Verschwörung zustande, und Snorre Sturluson fiel unter Mörderhand, unter sehr tragischen Umständen, am 23. September 1241, 63 Jahre alt, auf seinem eigenen Herrensitze Reykholt.

Unter seiner mehr als vierzig Jahre langen öffentlichen Wirksamkeit hatte Snorre inzwischen Zeit gefunden, sich neben seinen politischen Arbeiten mit der isländischen Geisteskultur in all ihren verschiedenen Richtungen zu befassen.

Er besang als Skalde Hakon und Skule Jarl und empfing als Dichterlohn, wie es Schick und Brauch war, Schwert, Schild und Banner nebst großer Ehre und Berühmtheit.

Die jüngere Edda wird ihm zugeschrieben und trägt seinen Namen („Snorraedda"). Sie besteht aus drei Hauptteilen. Der erste Teil, welcher den Titel „Gylfaginning" (d. h. Gylfes Verblendung) trägt, entwickelt in einer unvergleichlich schönen, einfachen und natürlichen Darstellung die ganze nordische Mythologie. Es ist eines der vorzüglichsten Volksbücher, welche die Literatur eines Volkes aufweisen kann.

Der zweite Teil, „Skáldskaparmál" ist eine vollständige Poetik, wo alle dichterischen Umschreibungen, Synonyma und Andeutungen, welche sich in der mythologischen Sprache finden, erklärt werden.

Der dritte Teil, „Háttatal", erklärt für die angehenden Skalden hundert verschiedene Strophenarten mit passenden Mustern.

Als eine kleine Probe wollen wir hier den Anfang von „Gylfaginning" anführen (dänisch von R. Nyerup).

Nach einer kurzen poetisch-dramatischen Einleitung beginnt Snorre seine Erklärungen über die nordische Götterlehre. Diese werden dann andauernd in Dialogform fortgesetzt. Wir treffen hier einzelne religiöse Vorstellungen, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Lehre der christlichen Religion haben, mit der von einem Gott in drei Personen usw.

„Gylfaginning oder: Wie Gylfe getäuscht ward".

Erstes Kapitel. Gylfes Reise nach Asgaard.

Gylfe, der in dem Lande regierte, welches jetzt Schweden heißt, war ein sehr kluger und weiser Mann. Er wunderte sich oft darüber, daß das Asavolk so mächtig war, daß alles nach ihrem Willen geschah, und er grübelte darüber, ob das von ihrer eigenen Kraft käme, oder ob die Ursache bei den Göttern gesucht werden müsse, welche sie verehrten. Er beschloß daher eine Reise nach Asgaard. Wohl zog er unbekannt davon und hatte eines alten Mannes Gestalt angenommen, doch die Asen waren klüger und, wissend um sein Tun, vollführten sie folgende Gaukelei. Als er in die Stadt kam, fiel sein Auge auf einen Palast, so hoch, daß man kaum darübersehen konnte. Sein Dach war belegt mit vergoldeten Schilden als Ziegelsteinen, so wie Thjodolf hin Hvinverske über Walhall singt:

Kluge Decker, die
Deckten das Dach,
Balken der Burg
Blitzten von Gold.

Im Eingang sah Gylfe einen Mann, der mit kleinen Schwertern spielte, so behende, daß sieben davon auf einmal in der Luft waren. Der fragte ihn, wie er heiße. Gylfe erwiderte, daß sein Name Gangler, daß er weither gekommen und um Nachtherberge bitte. Zugleich fragte er, wer die Burg besitze. Die Antwort war, sie sei des Königs,

und wolle er zu ihm gehen, so könne er ihn selbst nach seinem Namen fragen. Darauf drehte sich der Mann um und ging voran in den Palast hinein. Gangler folgte; und gleich schloß sich die Türe hinter seiner Ferse. Da waren viele Gemächer und eine große Menge Menschen, von denen einige spielten, andere tranken und einige kämpften. Vieles, was er da sah, kam ihm unglaublich vor, und brach er in die Worte aus:

Alle Ausgänge,
Eh' du weitergehst,
Ansehen sollst du;
Denn nicht wirst du wissen,
Wo Unfreunde sitzen,
Im Hinterhalt lauernd.

Unter andrem sah er da drei Throne, den einen über dem andern und einen Mann sitzen auf jedem. Er fragte, wie diese Herrscher hießen. Der, welcher ihn hineingeführt, erwiderte, daß jener, der auf dem untersten Throne sitze, König sei und Hár heiße (d. i. der Hohe), der nächste Jafnhár (d. i. der Gleichhohe) und der oberste Thridie (der Dritte). Hár fragte den Angekommenen, was sein Begehr sei, und fügte bei, daß Speise und Trank bereitstehe für ihn wie für alle in Walhall. Er entgegnete, zunächst möchte er gern wissen, ob es hier einen besonders klugen Mann gebe. Hár erwiderte: „Nicht kommst du ohne Schaden hinaus, es sei denn, daß du klüger. Tritt nun vor, du, der du fragst; es ziemt sich, daß der sitzt, welcher antwortet."

Zweites Kapitel. Vom höchsten Gotte.

Gangler stellte folgende Frage: Wer ist der vornehmste unter allen Göttern? Hár antwortete: Er heißt in unserer Sprache Allvater (d. i. aller Dinge Ursprung). In Asgaard dem alten hatte er zwölf Namen, nämlich: 1) Allvater, 2) Herrain oder Herian, 3) Hnikar oder Nikar, 4) Nikkur oder Hnikudr, 5) Fjölnir, 6) Oski, 7) Omi, 8) Biflidi oder Biblindi, 9) Vidrio, 10) Svidrio, 11) Svidor, 12) Falg oder Falkr.

Gangler fragte wieder: Wo ist dieser Gott? Was vermag er? Und was Großes hat er ausgerichtet? Hár antwortete: Er lebt immer, beherrscht sein Reich und waltet über allem, Großem und Kleinem. Jafnhár erinnerte, daß er den Himmel, die Erde, die Luft erschaffen und alles, was in ihnen. Thridie fügte bei: Und, was das Wichtigste ist, er bildete den Menschen und gab ihm einen Geist, der leben soll und nie vergehn, wenn auch der Leib zu Erde wird oder zu Asche verbrennt. Alle Tugendhaften sollen leben und mit ihm sein in Gimle oder Vingolf, böse Menschen dagegen fahren zur Hel und dann nach Niflhejm oder der neunten Welt . . .

So setzt sich nun das Gespräch fort durch das ganze Buch. Die ganze Mythologie wird durchgenommen, das Schicksal der Welt, der Menschen und Götter, und vieles andere. Zuletzt schließt Gylfaginning auf folgende überraschende Weise: „Kannst du weiter fragen (sagte Hár zu Gangler,) so weiß ich nicht, woher du das hast; ich habe keinen Mann weiter erzählen hören über der Welt Schicksal. Nimm nun damit fürlieb.

Darauf hörte Gangler großes Krachen an allen Enden. Er sah sich um, und plötzlich fand er sich ganz alleinstehend und sah nichts anderes als die flache Ebene. So begab er sich denn fort zu seinem Reiche und erzählte die Begebenheiten, die er gesehen und gehört. Diese Erzählungen gingen hernach von Mund zu Mund.

* * *

Snorres Hauptwerk ist indes „Heimskringla" („Kreis der Welt"), eine norwegische Königssaga, welche sich von den mythischen Zeiten bis einige Jahre vor Snorres Ermordung erstreckt.

Heimskringla ist nach Baumgartner eines der schönsten historischen Werke des Mittelalters. Es beruht auf der sorgfältigsten Erforschung aller Ueberlieferungen, auf der schärfsten Kritik und der genauesten Kenntnis der betreffenden Länder, Norwegen, Island, Schweden und Dänemark. Es ist geschrieben mit dem scharfen und praktischen Blick eines erfahrenen Staatsmannes und mit der ganzen Lebendigkeit und Anschaulichkeit eines echten Dichters.

Es ist eines der herrlichsten Monumente, welche das isländische Geistesleben uns hinterlassen, und ein Zeugnis dafür, daß die so ferne Insel das Mutterland in geistiger Spannkraft und Reife weit überflügelt hatte.

* * *

Es wird hier am Platze sein, als Probe das eine oder andere Bruchstück aus der Heimskringla anzuführen, damit man sich eine Vorstellung von Snorres unvergleichlich lebensvoller Darstellungsweise bilden kann.

Ich wähle das 38. Kapitel in der Saga König Olafs des Heiligen. Es handelt sich um eine kleine Familienbegebenheit während eines Besuches, den König Olaf bei seiner Mutter Asta machte. — Asta war nach dem Tode ihres ersten Mannes mit einem reichen Fürsten aus königlichem Blut verheiratet, Sigurd Syr mit Namen. Dieser betrieb sehr viel Feldbau. Asta und Sigurd hatten drei kleine Söhne: Guttorm, Halfdan und Harald. Diese drei Knaben waren also König Olafs Halbbrüder, und der kleine Harald, der jüngste von den dreien, wurde später, unter dem Namen Harald Haardraade, König von Norwegen.

Snorre berichtet über diese kleine Familienbegebenheit folgendermaßen:

„König Olaf wandte sich nun nach Ringerige, und Asta, seine Mutter, veranstaltete ein großes Gastmahl zu seiner Ehre. Damals trug Olaf allein den Königsnamen in Norwegen.

Es wird erzählt, daß König Olafs Mutter Asta mitten im Feste ihre Kinder herbeiführte und sie ihm zeigte. Der König setzte seinen Bruder Guttorm auf das eine Knie und seinen Bruder Halfdan auf das andere. Der König sah starr auf die Knaben, setzte ein erzürntes Gesicht auf und tat, als ob er böse auf sie wäre, was sie fast zum Weinen brachte. Da trug Asta ihren jüngsten Sohn, der Harald hieß und drei Jahre alt war, zu ihm. Der König sah auch erzürnt auf ihn; aber der Knabe sah dem König gerade in die Augen. Da nahm der König den Knaben bei den Haaren und zauste ihn; aber er griff nach Olafs Bart und raufte diesen, so gut er konnte. Da sagte der König: „Rachgierig wirst Du Deiner Zeit, mein Lieber!“

Tags darauf ging der König mit seiner Mutter auf dem Hofe umher und kam zu einer Schwemme. Da waren gerade die Knaben Guttorm und Halfdan, Astas Söhne, und spielten. Sie hatten große Gehöfte und Kornscheunen gebaut, worin viel Vieh, viele Schafe waren; das war ihr Spiel. Nicht weit davon, bei einem kleinen Teich, saß Harald und hatte viele Holzspäne, die auf dem Wasser schwammen. Der König fragte ihn, was das bedeuten solle. „Das sind meine Kriegsschiffe,“ antwortete er. Der König lachte darüber und sagte: „Kann sein, mein Lieber, daß die Zeit kommt, wo Du über Schiffe verfügst.“ Darauf rief der König Halfdan und Guttorm zu sich und fragte zuerst Guttorm: „Wovon willst Du gern das meiste haben, mein Lieber?“ „Aecker,“ erwiderte er. „Wie große Aecker willst Du denn haben?“ „Das wollt' ich,“ antwortete der Knabe, „daß dies Vorgebirge, welches ins Wasser hinausgeht, überall zugesät wäre jeden Sommer.“ Auf diesem Vorgebirge aber standen zehn Gehöfte. Der König sagte: „Da könnte viel Korn wachsen.“ Da fragte der König Halfdan, wovon er das meiste haben wolle. „Kühe,“ erwiderte er. „Wieviel Kühe willst Du denn haben?“ „Wenn sie zur See gehen, sollen sie hier ums Wasser stehen, so dicht sie können.“ — „Große Haushaltungen werdet Ihr beiden haben,“ antwortete der König, „und darin gleicht Ihr Eurem Vater.“ Darauf fragte der König Harald: „Wovon willst Du am meisten haben?“ „Kriegsleute,“ sagte er. „Wieviele wolltest Du denn von ihnen haben?“ „So viele,“ sagte er, „daß sie in einer Mahlzeit meines Bruders Halfdan Kühe aufessen können.“ Der König lachte und sagte zu Asta: „Hier erziehst Du einen König, Mutter!“ Mehr von ihrer Unterredung bei der Gelegenheit wird nicht erwähnt.“

* * *

Wir sind nun endlich zu der Frage gekommen: Wer sind die Verfasser der beinahe zahllosen Sagas, welche, außer Heimskringla, auf Island in der sogenannten Sagaperiode geschrieben wurden und von

denen viele als beinahe unübertreffliche Meisterwerke angesehen werden?

Es ist eigentümlich: während man bestimmt weiß, daß Snorre Verfasser von „Heimskringla“ ist, sind, wie vorhin bemerkt, die Verfasser fast aller übrigen Sagas vollständig unbekannt.

Man hat lange gemeint, daß diese vielen Sagas von Laien herrühren müßten. Aber das wäre ein höchst merkwürdiges Faktum, denn in allen andern Landen war es ja die Geistlichkeit und ganz besonders Klosterleute, welche in jenen Zeiten die einzigen Träger geistiger Kultur waren. So würde Island eine höchst auffallende Ausnahme von der allgemeinen Regel machen.

Während die griechische und römische Literatur von gelehrten Mönchen in den zahlreichen Klöstern des Mittelalters vom Untergang gerettet, bewahrt und ausgebreitet wurde, sollten die isländischen Benediktiner- und Augustinermönche, welche mehrere blühende Klöster auf der Insel besaßen, sich von der großen Bewegung ferngehalten haben, welche so mächtig das ganze isländische Volk ergriffen? Und diese herrliche Sagaliteratur wäre ausschließlich das Produkt einer rein weltlichen Kultur?

Hier wären es also fast nur Laien, welche eine unsterbliche Berühmtheit gewannen, indem sie eine Literatur schufen, die alles übertraf, was diese Klöster bieten konnten?

Das sagte man, und man erstaunte höchlich über diese merkwürdige Ausnahme. Es war ein beinahe unlösbares Rätsel: denn es war ja im übrigen bekannt, daß viele isländische Priester und Mönche sich als hochbegabte Skalden ausgezeichnet.

Doch dieses Rätsel kann jetzt wohl gelöst werden, dank der unermüdlichen Forschung der späteren Jahre.

Das Verhältnis ist nämlich das entgegengesetzte von dem, was man so lange geglaubt, es kann jetzt wohl als sicher betrachtet werden, daß die meisten Sagas hauptsächlich von den isländischen Klöstern und nicht von Laien ausgegangen sind.

Zu diesem Schlusse kommt auch der ausgezeichnete protestantische Gelehrte, Prof. Finnur Jónsson, der mit seiner gewohnten Gründlichkeit und Unparteilichkeit auch diese Frage untersucht hat.

Er schreibt u. a.: „Ganz gewiß hatte die isländische Geschichtschreibung begonnen, bevor ein Kloster auf Island existierte. Aber im Laufe des zwölften Jahrhunderts wurden fünf Klöster gestiftet, zwei im Nord- und zwei im Westlande, das fünfte im Südland. Dazu kommt eins im Nordland, etwas nach 1200 gestiftet.

Jetzt ist es Tatsache, daß die Lage dieser Klöster aufs genaueste den Sagagruppen entspricht.“

Man pflegt nämlich einige der berühmtesten nationalen Sagas in Gruppen zu teilen, welche den Gegenden entsprechen, wo sie geschrieben sind oder von denen sie handeln. So entstehen unter vielen anderen folgende Sagagruppen:

1. Die Borgafjord-Myregruppe.

Egils saga Skallagrimssonar.
Gunnlaugs saga Ormstungu.
Bjarnar saga hitdaedakappa.
Hardar saga Grimkelssonar.

2. Die Bredefjord- und Isafjordgruppe.

Eyrbyggjasaga.
Laxdaelasaga.
Gisla saga Súrssonar.
Fóstbraedrasaga.

3. Die nordländische Gruppe.

Bandamannasaga.
Hallfredarsaga.
Vatsdaelasaga.
Heidarvigasaga.

4. Die Öfjordgruppe.

Viga-Glúmssaga.
Valla-Ljótssaga.
Ljósvetningasaga.
Reykdaelasaga.

5. Die ostfjordischen Sagas.

Thorsteins saga hvíta.
Vápnfirdingasaga.
Droplaugarsonasaga.
Hrafnkels saga freysgoda.
Hjardvikingasaga.

F. Jónsson fordert uns auf, das bedeutsame Faktum zu beachten, daß diese fünf Sagagruppen gerade an den Stätten sich gebildet haben, wo die fünf Klöster lagen, — und nachdem das sechste Kloster gegründet, etwa nach dem Jahre 1200, begannen neue Sagas gerade in dem Landesteil zu entstehen.

Es ist aber eine sichere Tatsache, daß die allermeisten Sagas in den Gegenden geschrieben sind, wo ihr Inhalt sich abspielt. Die Verfassergruppen fallen also zusammen mit den Sagagruppen.

Außerdem ist bekannt, daß die allerersten großen Sagaschreiber Priester waren, z. B. Are hin Frode, der Verfasser des großen Meisterwerkes „Islendigabók," und Saemund hin Frode.

Prof. F. Jónssons Schluß am Ende einer langen, sorgfältig begründeten Untersuchung ist also folgender:

„Ich glaube, daß wir berechtigt sind, den Schluß zu ziehen, daß die isländische Sagaschreibung, die ursprünglich von Priestern begonnen und insbesondere an solche Sitze der Gelehrsamkeit geknüpft war wie Saemund Frodes Wohnung, Oddi auf Rangárvellir u. Are Frodes Jugendheim, Haukadal, vorzugsweise an die isländischen Klöster geknüpft ist und daß die einzelnen Sagas entweder dort gedichtet oder unter starker und entscheidender Einwirkung von seiten der gelehrten und literarisch interessierten Bewohner der Klöster entstanden sind.

Auf diese Weise erklärt sich alles aufs beste; die Königssaga verdankt man, wie wir wissen — abgesehen von Eiríko und Snorre —

geistlichen Verfassern; die Bischofssagas gleichfalls, und ein großer Teil der Familiensagas legt Zeugnis ab von ihrem geistlichen Ursprung.

Ferner ist kein Zweifel, daß die meisten Bearbeiter und Abschreiber im 13. und 14. Jahrhundert vorzugsweise Priester waren.

Natürlich konnten auch besonders begabte Laien, ausgerüstet mit historischen Kenntnissen, sich mit historischer Schriftstellerei abgeben, z. B. Männer wie Snorre — wenn er nämlich ein Vollblutlaie war[1]) — und Sturla. Aber wir irren uns kaum, wenn wir annehmen, daß diese und vielleicht noch ein paar dazu eine Ausnahme von der Hauptregel bilden, welche die ist, daß *die Sagas in überwiegender Anzahl von isländischen Priestern und Geistlichen verfaßt sind.*

Diese Urheberschaft, mit dem Sinn für das Leben des Altertums und der Unparteilichkeit, mit welcher die Personen des Heidentums besprochen werden, macht der isländischen Geistlichkeit alle mögliche Ehre. Nirgends in den älteren Sagas findet sich ein bitterer Ausfall; die Begebenheiten des zehnten Jahrhunderts werden ebenso leidenschaftslos behandelt wie die des elften. Es ist einzig und allein die historische Erzählung und die historische Wahrheit, nach der man strebt. Es ist ein *wissenschaftliches Ziel*, das mit Hilfe einer *wissenschaftlichen Methode* gesucht wird."

Also bildet Island im Goldalter seiner Literatur keine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Auch hier war es die Geistlichkeit und besonders die Klosterleute, welche an der Spitze der Kultur und der höheren Bildung gingen.

Ueber die isländische Geistlichkeit der katholischen Zeit bemerkt F. Jónsson unter vielem andern noch folgendes:

„Die isländischen Priester waren die eigenen Söhne und nahen Verwandten der weltlichen Führer, sie handelten nach Beratung mit diesen und unter gegenseitigem Verständnis . . . Die Geistlichkeit fühlte sich eins mit dem Volk, welchem sie zugehörte. Eigentümlich für den geringen Unterschied zwischen den beiden Ständen ist, daß sich im 12. Jahrhundert viele „buchgelehrte" geistlich ausgebildete Führer fanden, die doch niemals ein kirchliches Amt bekleideten.

Außer der Sagaschreibung fand in den Klöstern eine ausgedehnte *geistliche* Unterweisung statt samt einer reichen Tätigkeit im Uebersetzen, die darin bestand, daß man lateinische Homilien, Legenden und Apostelgeschichten in die Sprache des Landes übertrug; es ist davon noch eine ganze Anzahl erhalten. Auch hat man Kenntnis von einer grammatisch-rhetorischen Wirksamkeit . . .

All das zeigt die ausgedehnten wissenschaftlichen Interessen und die fleißige Tätigkeit der isländischen Geistlichkeit, insbesondere der

[1]) Man zweifelt nämlich, ob Snorre Sturluson geistliche Ausbildung genossen oder nicht.

Mönche, und läßt uns ahnen, einen wie großen Anteil diese an Islands alter, nationaler Literatur hat.

Es waren Mönche, die daran teilnahmen, doch war und blieb die Literatur national. Das hat seinen Grund in dem obenerwähnten geringen Unterschied zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande im elften und zwölften Jahrhundert zugleich mit dem innigen Zusammenhang, der zwischen beiden bestand. Dieser Zusammenhang war so stark, daß ein paar Versuche, Latein zu schreiben (um 1200), isoliert blieben und nicht zur Nachahmung reizten. Eine mittelalterlich lateinische Schriftstellerei konnte nicht zustandekommen. Man fühlte, daß man für ein verstehendes Volk schrieb, ein Volk, das infolge seiner starken Traditionen und heimischen mündlichen Sagaerzählungen forderte, daß es diese lesen konnte, wenn sie gebucht wurden . . .

Die Kenntnisse im Lateinischen sind jedoch im allgemeinen recht gut gewesen, so daß man nicht allein die originalen Schriften zu deuten, sondern auch Latein zu schreiben verstand; die Uebersetzungen sind in der Regel korrekt und geschmackvoll.

So stand die Aufklärung und Bildung in Island auf einem verhältnismäßig hohen Standpunkt, und wenn man auf die nationale literarische Tätigkeit sieht, auf einem höheren als bei irgend einem Volk in Europa."

* * *

Bis jetzt haben wir nur niedergeschriebene Sagas besprochen. Bevor man indes begann, die Sagas niederzuschreiben, war es lange Zeit in Norwegen und auf Island Brauch gewesen, sie zu erzählen.

Ja, das war das beliebteste Vergnügen bei hoch und niedrig. Und es kann wohl ein Vergnügen genannt werden, das zugleich verständig und edel war. An den Höfen der Könige und bei den großen Volksversammlungen standen die Männer hoch in Ehren, welche die Gabe hatten, schön, lebendig und ergreifend von wichtigen Begebenheiten, vom Leben großer Männer und von den Taten mutiger Krieger zu erzählen.

Dieses Erzählertalent entwickelte sich allmählich zu einer hohen Kunst, und die Männer, welche es besaßen und es durch Studium und fortgesetzte Uebung entwickelt hatten, waren sicher, Ehre und Ruhm zu erwerben, wohin sie auch kamen.

Man könnte vielleicht solche Sagamänner mit denen vergleichen, die in der Jetztzeit bedeutendere Reden oder Vorträge halten. Man denke z. B. an die Vortragstournée des norwegischen Skalden Björnstjerne Björnson in Dänemark oder an unsern eigenen Sagamann, Hermann Bang.

Auf Island entwickelte sich diese Kunst in hohem Grade. Bei Festen und Hochzeiten, ja, in den gewöhnlichen heimischen Kreisen ringsumher auf den Höfen waren Sagaerzählungen die gesuchteste Unterhaltung.

Dabei blieb es nicht. Die tüchtigen isländischen Sagamänner waren auch im Ausland sehr gesucht. Es ist ja u. a. bekannt, daß Bischof Absalon, Dänemarks größter Sohn, gerne einem isländischen Sagamann lauschte, der sich lange bei ihm aufhielt, und er war es auch, der Sorge trug, daß die Sagakunst später auch auf dänischen Grund verpflanzt wurde.[1])

In „Morkinskinna", einem alten isländischen Sagabuch, wird folgender klassische und besonders charakteristische Zug von einem Isländer bei König Harald Haardraade[2]) berichtet. Er kann als typisches Beispiel dienen. Ich führe ihn hier vollständig an, wie Morkinskinna ihn erzählt. (Dänisch von F. Jónsson.)

„Einst kam ein junger Isländer zum König (Harald Haardraade) und bat darum, sich bei ihm aufhalten zu dürfen. Der König fragte, ob er sich auf etwas verstände, er aber sagte, daß er Sagas könnte. Da sagte der König, er wolle ihn aufnehmen. Zum Entgelt sollte er sich verpflichten, jeden, der es verlangte, zu unterhalten. Das tat er nun, und die Leute des Königs hatten ihn gern. Sie gaben ihm Kleider, und der König gab ihm Waffen in die Hand. So ging es bis gegen Weihnachten. Da wurde der Isländer stumm und verschlossen. Der König fragte ihn nach dem Grunde. Er sagte, es sei bloß Laune. „Das ist nicht wahr," sagte der König, „ich will die Ursache raten. Du bist gewiß fertig mit deinen Geschichten. Du hast den ganzen Winter hindurch jeden unterhalten, der es verlangt hat, und jetzt ist dir's leid, daß du fertig bist, gerade wo Weihnachten vor der Tür steht." „Das ist recht geraten," lautete die Antwort, „ich habe nur eine Geschichte übrig, und die darf ich nicht erzählen; denn das ist die Saga von deinem Auszug." [3]) „Ja, das ist gerade die Geschichte, die ich am liebsten hören möchte, und von jetzt an sollst du frei davon sein, alle und jeden unterhalten zu müssen; aber gerade am Weihnachtstag sollst du beginnen mit dieser Saga und ein kleines Stück davon erzählen, und ich werde dafür sorgen, daß sie dir gerade so schwer wird, wie Weihnachten lang ist. Du sollst an mir nicht merken, ob sie mir gut gefällt oder nicht." Jetzt begann der Isländer am ersten Weihnachtstag und erzählte eine Zeitlang, bis der König befahl, er solle aufhören. Die Leute begannen zu trinken und davon zu reden, daß es kühn vom Isländer gewesen, dem König seine eigene Geschichte zu

---

[1]) Es war nämlich Absalon, der seinen Freund und Schreiber Saxo Grammatikus dazu bewegte, in Sagaform alte Überlieferungen über Dänemark, isländische und andere, herauszugeben. Allerdings schrieb Saxo nicht in der Sagasprache, der nationalen nordischen, sondern wählte, europäisch wie er geworden, Europas gelehrte Sprache, Latein, worin er ja auch ein vollendeter Meister war.

[2]) Vgl. oben. Harald Haardraade war der dreijährige Knabe, der so tapfer den Bart seines Halbbruders, des Königs Olaf, raufte.

[3]) Von einem Kriegszug, den Harald im Süden unternommen.

erzählen, und was der dazu sagen würde. So ging es die ganze Weihnachtszeit hindurch; da Weihnachten zu Ende war, war auch die Geschichte aus. Am Abend, nachdem die Saga geschlossen, fragte der König den Isländer: „Bist du nicht neugierig, zu wissen, wie mir deine Geschichte gefällt?“ „Ich bin darüber sehr bekümmert, Herr König.“ „Dann will ich dir sagen, daß sie mir besonders gut gefällt und deine Erzählung zur Beschaffenheit des Inhalts paßt, aber von wem hast du die Geschichte gelernt?“ Er erwiderte: „Es war meine Gewohnheit, daheim (auf Island) jedes Jahr zum Ting (Alting) zu reiten, und hier lernte ich jedes Jahr etwas von der Saga von Halldor Snorrason,“ worauf der König bemerkte, daß es dann kein Wunder, daß er sie so richtig kennte.“ [2])

* * *

Wir haben oben darauf aufmerksam gemacht, daß die Isländer am Ende des dreizehnten Jahrhunderts außer ihrer eigenen überaus reichen nationalen Literatur sich zugleich durch Uebersetzungen und selbständige Bearbeitungen fast alle poetischen Schätze angeeignet, die sich bei den germanischen und romanischen Völkern fanden, mit welchen sie in stetem und lebendigem wissenschaftlichen Verkehr standen.

Wir müssen hier hinzufügen, daß daneben noch eine ganz neue und sehr reichhaltige Literatur erstand, welche wieder ein Ganzes für sich bildete, nämlich die religiöse.

Unter dem Einfluß des Christentums sproßte ein ganzer Wald von bislang unbekannten Pflanzen empor. Das Beste, was man in den katholischen Ländern finden konnte, wurde übersetzt, und viele neue selbständige Sagas entstanden, diesmal nicht mehr über kühne, trotzige Wikinger und Kriegsbegebenheiten, sondern über heilige Männer und Frauen, deren geistliche Kämpfe und Taten man hier auch zu schätzen und mit Begeisterung aufzunehmen verstand. Es ist sehr interessant zu sehen, wie die meisten der berühmtesten religiösen Werke des Mittelalters gleich ihren Weg nach Island fanden und dort gleichsam das Gewand wechselten; sie verwandelten sich nämlich in echte Sagas.

Wir wollen hier zum Schlusse nur die Titel von einigen dieser letzteren höchst eigentümlichen religiösen Werke anführen. Man wird sich dadurch eine Vorstellung von dem großen Reichtum und der Ausdehnung dieser Literatur machen können.

F. Jónsson gruppiert diese Sagas folgendermaßen:

Biskupasögur: Sagas über die isländischen Bischöfe und die Fortschritte des Christentums auf Island in den ersten Zeiten. Es ist eine Sammlung verschiedener Sagas. Eines dieser Sagawerke trägt den Namen

[2]) Halldor hatte nämlich an Haralds Feldzug im Süden teilgenommen und war einer seiner stärksten Mannen.

Hungurvaka (Hungerwecker). Der Verfasser hat ihm diesen Namen gegeben, weil es „Hunger wecken" sollte, d. h. das Verlangen, mehr von den behandelten Bischöfen zu wissen. Es muß, bemerkt der Sagamann, die erste Pflicht sein, „zu wissen, wie das Christentum im Lande stark gewachsen, welche Bischofssitze da errichtet und welche bedeutenden Männer Bischöfe gewesen sind."

Die Namen der übrigen zu den Biskupa-Sögur gehörenden Sagas sind folgende:

Palssaga: über Bischof Páll Jónsson 1195—1211.

Thorlaks saga biskups ens helga: über den heiligen Bischof Thorlak 1178—93.

Prests saga Gudmundar Arasonar: über den späteren Bischof von Holar Gudmund Arason.

Thorvald pattr vidförla: Erzählung von Thorvald Vidförle und dem sächsischen Bischof Frederik, der als Missionar auf Island wirkte.

Kristnisaga: Uebersicht über die Geschichte des Christentums auf Island von 980—1120.

Darauf folgt eine große Anzahl Sagas über heilige Männer und Frauen, selbständige Arbeiten und Uebersetzungen von Acta Martyrum und anderen Quellen.

Lifs saga Joans Baptista: Der Verfasser äußert, daß er es übernommen, von verschiedenen Schriftstellern, Gregor, Augustinus, Ambrosius, Hieronymus und anderen alles zu sammeln, was er über Johannes den Täufer finden konnte. — Das Laterankonzil 1215 wird besprochen als eine Begebenheit der jüngst vergangenen Zeit.

Máríussaga: über die allerseligste Jungfrau Maria, nach den Evangelien (Lukas und Matthäus) und „Evangelium de nativitate Mariae."

Pétrs saga Postola: der Apostel Paulus wird hier auch ausführlich besprochen.

Pálssaga: über den Apostel Paulus, meist nach der Apostelgeschichte.

Tveggja Postolasaga, Pétr ok Páls: Teilweise eine Verschmelzung der beiden letztgenannten.

Andréássaga: über den Apostel Andreas.

Jónssaga Postola.

Jákobssaga.

Tveggja postola saga, Jóns ok Jákobs: Teilweise eine Wiederholung der beiden letztgenannten.

Tómássaga.

Filippus ok Jákobssaga.

Barthólómeússaga.

Matthíassaga.

Símonar saga ok Iude.

Mattheússaga.

Heilagra manna sögur: Sagas von heiligen Männern und Frauen. Eine ganze Bibliothek. Als Quellen sind benutzt Dialoge des hl. Gregor, Beda, des hl. Clemens Romanus („Recognitiones") und vieles andere. Hier finden wir u. a. folgende Sagas: Agatusaga, Agnesarsaga, Alexissaga, Ambrósiússaga, Antóníússaga, Agústínússaga, Barbárusaga, Benediktssaga, Blásíússaga, Cecíliusaga, Díónysíussaga, Dóratéusaga, Erasmussaga, Grégóríússaga, Káterínesaga, Laurentíussaga, Luciesaga, Malkússaga, Margrétarsaga, Máríu saga egypzku, Marthe saga ok Magdalene, Martínússaga, Maurítiússaga, Maurússaga, Nícolás saga erkibyskups, Pálssaga eremita, Plácídússaga, Quadraginta militum passio, Remigíússaga, Sebastiánússaga, Septem dormientes, Silvestersaga, Stéphánússaga, Theódórússaga erkíbyskups, Vincencíússaga, Vítússaga, Clémenssaga, Básilíussaga und endlich das Sammelwerk Vitae patrum. — Hierzu kommt weiterhin eine Anzahl Sagas, welche noch heute nicht herausgegeben sind, z. B. von der hl. Anna, Egidíús, Kristoforus, Krysostomus, Lazarús, Rochús und Servasíús.

Außer all diesen Schriften wurde auf isländischen Boden eine Menge von theologischen verpflanzt, u. a. das berühmte Werk von Honorius Augustodunensis: „Elucidarius summam totius christianae theologiae complectens".

Ferner Werke von Hugo von St. Viktor, Prosper von Aquitanien, Papst Gregors des Großen „Dialogorum libri IV de vita et miracultis patrum Italicorum et de aeternitate animarum", Alkuins Werk „De virtutibus et vitis", ein Teil von den Schriften des hl. Bernhard von Clairvaux, z. B. „Meditationes prissimae", vom hl. Isidor „De conflicto vitiorum et virtutum", Homilien und Legenden in „De conflicta virtiorum et virtutum", Homilien und Legenden in großer Anzahl, Uebersetzungen und selbständige Arbeiten.

Es spricht für die geistige Beweglichkeit und Tüchtigkeit des isländischen Volkes, daß alle diese Werke unmittelbar nach der Einführung des Christentums zu erscheinen begannen und dann im Laufe der Zeit ständig vermehrt wurden. Diese Literatur entwickelte sich gleichzeitig mit der weltlichen, ohne daß die eine die andere genierte.

Ein großer Teil dieser Schätze liegt noch als Handschrift auf den Bibliotheken.

* * *

Sollte der eine oder andere Leser vielleicht findeu, daß ich im Vorhergehenden bisweilen ziemlich starke Worte gebraucht, um die Vortrefflichkeit der altisländischen Literatur zu preisen, so will ich zu meiner Entschuldigung daran erinnern, daß die meisten, die über diesen Gegenstand schreiben, noch weit stärkere Ausdrücke zu gebrauchen pflegen. Man lese nur Oehlenschlägers, Grundtaigs, Worsaves und anderer Männer Lobpreisungen dieser alten, ehrwürdigen Schätze.

Da wird sowohl diese Literatur wie der isländische Freistaat überhaupt mit seinen Gesetzen und Einrichtungen „einzig dastehend", „ohne gleichen", „unsterblich", „des Mittelalters großes Wunder" genannt u. s. f. — Ja, es gibt Schriftsteller, die kein Bedenken tragen, diese Literatur für die schönste auf Erden zu erklären. Sollte ich mich nun vielleicht einmal haben verleiten lassen, allzu starke Worte zu brauchen, so kann ich mich doch immerhin damit trösten, daß ich in meinen Ausdrücken meistenteils durchaus nicht so weit gegangen.

Nachschrift.

Als ich 1905 in der Zeitschrift „Varden" etwas über die altisländische Literatur geschrieben, wandten sich einige dänische Bekannte an mich und fragten, ob es auch wahr wäre, daß diese alte isländische Literatur so vortrefflich sei, wie ich behauptete. Sie konnten es nicht gut glauben.

Daß z. B. die Sagas, wie dort gesagt, wirklich „unerreichte Muster" sein sollten. — Und dann, daß da ringsumher in der zivilisierten Welt Hunderte von Gelehrten, Schriftstellern, Universitätsprofessoren usw. wären, welche sich mehr und mehr mit der isländischen Literatur beschäftigten. Davon hätten sie nie etwas gehört.

Ich muß zunächst bemerken, daß diejenigen, welche mir diese Fragen stellten, alle Leute waren, die selbst gestanden, daß sie garnichts von der Sache wüßten, daß sie sich nie mit diesen Dingen beschäftigt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß solche stutzen, und daß es ihnen schwer fällt, Dinge zu glauben, von denen sie zum ersten Mal in ihrem Leben hören oder lesen.

Island ist ja auch nicht sehr bekannt unter Nicht-Literaten, und die, welche von dieser fernen Insel nichts wissen, als daß es da oben einen Berg gibt, der Hekla heißt, und eine warme Quelle, Geysir mit Namen, sehen ja gern auf ihre Einwohner herab wie auf ein Volk von Wilden, welche in Pelz gekleidet, und welche auf Jagd und Fischerei ausgehen und duften — nicht von Literatur, Poesie und Geistesbildung, sondern von viel Thran und faulen Fischen. Für diese Leute sind die Isländer nichts anderes als eine Art von Eskimos. Und das kann man ja auch ganz gut verstehen.

Hört man dann plötzlich, daß sich bei diesen traurigen, armen Barbaren eine in ihrer Art einzig dastehende, glänzende Literatur findet, so muß einem ja so etwas paradox vorkommen.

Und doch, ich kann gewiß mit Fug und Recht bei meinen Behauptungen bleiben. Alle Kenner behaupten ja, wie schon früher bemerkt, genau dasselbe und oft in weit stärkeren Ausdrücken.

Man erlaube mir, hier einen ganz neuen Ausspruch von einem von Dänemarks größten Dichtern anzuführen, von einem Manne, der

gewiß von allen als der absolut größte dänische Lyriker der Gegenwart angesehen wird. Holger Drachmann, der sich damals in Wien aufhielt, schrieb am 27. November 1904 in der „Neuen Freien Presse" einen begeisterten Artikel zu Ehren F. C. Poestions, dieses ausgezeichneten Gelehrten, der es zu seiner Lebensaufgabe gemacht zu haben scheint, durch vorzügliche Uebersetzungen die alte wie die neue isländische Literatur in den deutschredenden Ländern bekannt zu machen. — Drachmann sagt hier unter anderem: „Ich will die Behauptung wagen, daß Islands Literatur sowohl in der Grundsprache wie in Poestions unübertrefflichen Uebersetzungen die Botin einer neuen Aera, die Erneuerin der kränkelnden Literatur Europas sein wird. . . . Wir Skandinavier: Ibsen, Björnson, Drachmann, Strindberg, Arne Garborg, Heidenstam, Knut Hamsun — wir alle haben die Edda und die Sagas wie mit der Muttermilch eingesogen; wir haben — um eine isländische Metapher zu gebrauchen — „von der hohen Bergfrau Brüsten getrunken" — und dieser Rausch dauert so lange wie das Leben selbst."

Jener Rausch, von dem Drachmann redet, ist es, den ich eben eine Art Zauber nannte. Diese merkwürdige Begeisterung, welche die zu ergreifen pflegt, welche sich etwas eingehender mit der isländischen Literatur bekannt gemacht. In deutschen Büchern hat man schon einen stehenden Ausdruck dafür; er wird „Der Islandszauber" genannt. Ich habe noch in den letzten Tagen in einem deutschen Blatt folgendes gelesen: . . . „Dieser fast schon sprichwörtlich gewordene „Islandszauber" bestrickt alle die, welche „Frau Brunhilds Land" genauer kennen gelernt oder sich eingehender mit dessen geistiger Kultur beschäftigt haben."

Als ein weiteres Zeichen für das Interesse, dessen sich die isländische Literatur mehr und mehr erfreut, kann ich hier anführen, daß ich damals, als meine oben erwähnten kleinen Artikel in „Varden" zu erscheinen begannen, eine nicht geringe Anzahl Briefe von meist hochgebildeten Männern, meist Universitätsprofessoren und Schriftstellern erhielt, worin man mir in den verschiedensten Ausdrücken dankte, daß ich diese herrliche Literatur etwas mehr bekannt zu machen gesucht, und wo man mich aufforderte, auch ferner über dieses Thema zu schreiben.

Alle diese Briefe haben mich außerordentlich erfreut, doch ganz besonders zwei, der eine von dem hochangesehenen, liebenswürdigen Verfasser des „Rekruten von 64", Oberst P. F. Rist, der andere von dem früher besprochenen ausgezeichneten österreichischen Gelehrten, Regierungsrat F. C. Poestion in Wien, dem größten nicht-isländischen Kenner von Islands alter und neuer Literatur.

Aus dem Inhalt der zahlreichen Briefe will ich folgendes hervorheben:

Ein deutscher Universitätsprofessor in Göttingen bittet mich in einem sehr liebenswürdigen Briefe, ihm alles zu senden, was in Zu-

kunft möglicherweise im „Barden“ über diesen Gegenstand erscheinen wird, damit er es in deutschen Zeitschriften besprechen kann.

Ein bekannter Gelehrter in Kopenhagen schreibt: „Indem ich Ihnen für Ihre Artikel danke, füge ich hinzu, daß ich umsoweniger etwas gegen Ihre Begeisterung für die Literatur Ihres Geburtslandes einzuwenden haben kann, da ich die isländische Prosaliteratur als die vorzüglichste Reihe von Prosawerken aus Europas Mittelalter betrachte.“

Ich schließe damit, folgenden Satz anzuführen, womit ein anderer hochangesehener dänischer Gelehrter sein äußerst liebenswürdiges Schreiben endigt: „Wegen seiner hohen Kultur betrachte ich Island als das schönste Juwel in Dänemarks Krone.“

Harvard College Library
Oct. 8, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen

und E. Th. Thissen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXVIII. | 15. August 1909. | Heft 11.

Heimatschutz.

Von

Dr. O. Doering-Dachau.

Hamm (Westf.)
Markt 15.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1909.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60. Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

1. Heft: **Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?** Von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.
2. Heft: **Das katholische Kulturprogramm.** Von Dr. Richard von Kralik.
3. u. 4 Heft: **Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomäus Pacca** über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren von 1786 bis 1794. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer. (II. Teil.)
5. Heft: **Ostern und die Reform des Kalenders.** Von Professor Dr. Joseph Plaßmann.
6. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Erster Teil: Francesco Lana, S. J., der Erfinder des Luftschiffes.
7. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Zweiter Teil: Bartholomeu Lourenço de Gusmao, der erste Luftschiffer.
8. Heft: **Der Weg des Buches ins Volk.** Eine tatsächliche und prinzipielle Orientierung. Von Hermann Herz.
9. Heft: **Das Scheckwesen, insbesondere der neue Postscheckverkehr.** Von Dr. Max Trimborn II, Rechtsanwalt in Cöln.

Heft 10: **Aus Islands alten Schätzen.** Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Von P. Jón Svensson.

Heft 11: **Heimatschutz.** Von Dr. O. Doering.

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

Die Entdeckung des Südpols. Von Hermann Cardauns.

Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer.

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Mazedonien, Serbien u. Montenegro. Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. Juli. ✻ Ausgabe des Heftes am 15. August.

Heimatschutz.

Von

Dr. O. Doering-Dachau.

Denkmalpflege und Heimatschutz, zwei Schlagworte der Gegenwart! Bezeichnungen, die im Grunde genommen auf eins herauskommen müßten, von denen doch aber der eine dem andern untergeordnet ist. Denn der Heimatschutz umfaßt die Fürsorge für alles, was der vaterländische Bezirk an Schönem, Charakteristischem, Ehrwürdigem, was er an Gottes und der Menschen Schöpfungen bietet. Die Denkmalpflege widmet sich dem Schutze vorwiegend der geschichtlich und kunstgeschichtlich wichtigen Bauwerke samt allem, was zu ihnen gehört. Wir werden weiterhin sehen, daß die Denkmalpflege schon in alten Zeiten geübt worden ist. Zum Gesamtbesitze der Kulturwelt ist sie erst in recht neuen Zeiten geworden. Der Heimatschutz aber ist weitaus jünger. Mögen auch die Ideen, die ihm zu Grunde liegen, schon in entfernteren Zeiten gehegt worden sein, dennoch sind sie zum klaren Bewußtsein, dennoch ist die Notwendigkeit, sie in die Tat umzusetzen, erst unlängst zum Durchbruch gelangt, um nun um so kräftigere Wirkung zu tun. Hierbei zeigt sich, daß die Denkmalpflege des Heimatsschutzes eine Hälfte darstellt; die andere ist der Naturschutz.

Von letzterem wird weiterhin die Rede sein. Um den ersteren, den Denkmalschutz, würdigen, seine vielseitige Bedeutung uns vergegenwärtigen zu können, bedürfen wir vor allem der Antwort auf die Frage: Was ist ein Denkmal? Sie muß dahin lauten: Ein Denkmal im weitesten Begriffe, also im Sinne unseres vorliegenden Themas, ist ein menschliches Erzeugnis, das von der Geschichte, Kultur, Kunst, dem Geistes- und Gemütsleben irgend einer Epoche Zeugnis gibt. Hieraus folgt die Existenz von geschichtlich, kultur- und kunstgeschichtlich wichtigen Denkmälern, die konkrete Gestalt haben, und die

von literarischen und musikalischen Denkmälern, die im Geiste von einer Generation zur andern übertragen werden. Ihren schriftlichen Aufzeichnungen mag man je nach Umständen Denkmalwert beimessen oder sie als eine der Arbeiten des Denkmalschutzes ansehen. Solchen Denkmalschutz betrieb schon Karl der Große, als er die Volkslieder der Deutschen aufzeichnen ließ, und lange zuvor Pisistratus mit Hilfe seiner Kommission für die Ordnung der Homerischen Gesänge. Es sei dabei gleich an dieser Stelle des Wertes der lieben alten Volkslieder, der Sprichwörter, der Sagen und Märchen gedacht, alles Fabulierens, Singens und Klingens, das aus der Seele der Völker erquillt, und das der Seichtigkeit und Oberflächlichkeit modernster Auffassungen gegenüber in fast hoffnungsloser Lage ist. Eine dringende Mahnung, noch rechtzeitig festzuhalten, was festzuhalten ist! Es ist leider nicht möglich, auf diesen Gegenstand, so außerordentlich wichtig er ist, hier weiter einzugehen. Ich muß mich darauf beschränken, ihn dem ernstesten Nachdenken zu empfehlen, um mich nun zunächst ganz mit den Denkmälern der Geschichte, Kultur und Kunst zu beschäftigen.

Diese stammen aus allen Epochen, in denen Menschenhände mit bestimmtem Sinn und Zwecke tätig gewesen sind. Zu ihnen gehören also gleichermaßen der Dom St. Peter und die Reste der Kaiserpaläste in Rom, unsere Burgruinen und schönen Bürgerhäuser, wie jene Erdlöcher, in denen der Mensch der Vorzeit gehaust hat; ebenso Cornelius' und Raffael's Fresken, wie die Kritzeleien, die der Wilde in einen Rentierknochen ritzt; es gehören dazu gleichberechtigt der Moses des Michelangelo, der Hermes des Praxiteles, wie irgend ein Negerfetisch; der Königsmantel, der Bürgerrock und der Federschurz eines Südseeinsulaners. Kurz ein jedes Erzeugnis, das einen geistigen Prozeß zur Voraussetzung, die schaffende Menschenhand zur Bedingung seiner Verwirklichung hat.

Das Verhalten unserer Zeit diesen Dingen gegenüber ist verschieden. Im allgemeinen überwiegt das Interesse für jene, die einen speziell geschichtlichen Wert haben. Schwächer ist jenes für die Kulturdenkmäler, am geringsten für die der Kunst. Bei allen aber zeigt sich noch ein Unterschied, der in augenfälliger und bedauerlicher Weise zu Ungunsten der Bauwerke gemacht wird. Sie sind dem Herzen der Bevölkerung am fremdesten. Mit ihnen glaubt man noch bis auf den heutigen Tag schalten zu können, wie es gerade beliebt. Wiederum in verschiedener Art. Während man gleichgiltig zuschaut, wie die einen verfallen, während man sie unbedenklich forträumt, auch oft wenn sie noch im besten Zustande sind, nimmt man sich anderer mit Uebereifer an, um sie in nicht selten recht anfechtbarer Art wieder herzustellen. Bei beidem versagt der historische Sinn der Gegenwart, insofern man sich bei den Herstellungen nicht klar macht, daß man selbständig Zustände schafft, deren völlige Uebereinstimmung mit den einstigen unerweislich bleiben muß, und die mindestens in ihrer Substanz und ihrer Lebensdauer Nova sind. Bei den Vernachlässigun-

gen und Abbrüchen aber gedenkt man nicht, daß historische und unersetzliche Werte geopfert werden, daß in der Tradition des Ortes, wenn nicht des Landes Lücken entstehen. Den Gründen nachzugehen, würde uns in verschlungene Gassen von Wahrheit und Irrtum führen. Es wird sich nicht vermeiden lassen, weiterhin wenigstens in einige von ihnen hineinzuschauen.

Zum Glück waltet aber in der Welt schon längst die Ueberzeugung, daß die Wahrung der Tradition, die Erhaltung des Zusammenhanges zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu den wichtigsten Bedingungen der Staatswohlfahrt gehört.

Die Geschichte der Denkmalpflege ist daher schon alt. Zwar ist die Schonung und Pflege von Bau- und Kunstdenkmälern, die keinem praktischen Zwecke mehr dienten, in den Zeiten der Antike wohl überhaupt unbekannt gewesen. Sicher erfahren wir von dergleichen aber doch schon aus der Zeit Theoderich's, der für den Schutz einer Reihe besonders wichtiger Bauten in Rom sorgte, darunter für das Marcellus-Theater, den Zirkus Maximus und den Palatin, auch einen Konservator dafür bestellte. Ende des 5. Jahrhunderts hören wir noch von einer ähnlichen Verordnung, dann nichts mehr bis zu den Zeiten, da die Renaissance die Geister zu beschäftigen begann. In erst planlose Unternehmungen und Nachforschungen ward System gebracht, als Raffael sich der Sache annahm und das Interesse des Papstes wachrief. Aber auch dies war nur eine vorübergehende Epoche, während der bereits, und besonders nach der man die alten kostbaren Bauten verwahrlosen ließ oder sie unbedenklich zerstörte. Leider namentlich in unserm Vaterlande. In andern Ländern, wie z. B. unter Gustav Adolf von Schweden stand die Sache besser. Bei uns aber konnten noch im Anfange des 19. Jahrhunderts herrliche Denkmäler der Geschichte und Kunst ganz oder teilweise absichtlich vernichtet werden. Traurige Beispiele sind die Kirche von Heisterbach, der Dom von Goslar, das Heidelberger Schloß. Und ähnlich ist es namentlich zahllosen Burgen ergangen, wobei freilich als mildernder Umstand zu erwägen ist, daß oft genug die Vermögensverhältnisse der Besitzer eine Fürsorge verboten, wofern sie auf die Burg nicht als Wohnstätte angewiesen waren.

Wo letzteres der Fall, wo ein Bauwerk noch im praktischen Gebrauche war, durfte es auf sorgfältige Schonung rechnen, auf Erhaltung seines alten Zustandes, so lange sich dieser irgendwie halten ließ, und wenn die Umstände es erzwangen, auch auf Umbau, Ergänzung, Erneuerung. Hierbei stellt sich als Unterschied gegen unsere heutigen Gepflogenheiten, oder wenigstens gegen die heraus, welche bis an die Grenze fast des gegenwärtigen Augenblicks immer noch als maßgeblich galten, daß die Alten dergleichen Neuschöpfungen, mit denen sie in den Bestand älterer Bauten eingriffen, fast immer durchaus nach den Kunstanschauungen ihrer eigenen Zeit einrichteten, nur sehr selten aber nach denen der in Frage stehenden älteren Epochen. Wo letzteres

vereinzelt geschehen ist, tragen dennoch die dabei erzielten Erzeugnisse den Stempel originellen Denkens und Schaffens an sich. Beispiele dieser Art sind namentlich Kirchen, bei denen man dem ursprünglichen gotischen Charakter, so gut es ging, Rechnung zu tragen suchte. Es gehört dazu auch noch eine Anzahl anderer stilistischer Einzelheiten. So z. B. die Wiedereinführung des Rundbogens in die späteste Gotik, aus dem Grunde, weil man dieses romanische Element für römisch-klassisch ansah und der humanistischen Bildung der eigenen Zeit hierdurch Rechnung zu tragen wünschte. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sowohl der Gedanke des historisierenden Unternehmens als seine Lösung, daß man keineswegs etwa auf Nachahmung ausging, sondern auf die Verschmelzung neuer Idee und alter Form. Und so groß war das Geschick, daß die Harmonie eigentlich immer glücklich erreicht worden ist, und daß die Neuschöpfung, sie sei geschehen, in welchen Formen sie wolle, dem alten Bestande natürlich und zwanglos angepaßt erscheint. Die Erklärung dieses viel bewunderten Umstandes ergibt sich einfach aus den Qualitäten echt künstlerischen Wesens, welches das Alte wie das Neue erfüllt und sie einander ebenbürtig macht. Hierin aber haben wir einen sichern Fingerzeig für das, was wir selbst zu tun haben. Nämlich nicht zu tüfteln und zu experimentieren, so lange bis ein Ergänzungswerk von des Gedankens Blässe angekränkelt ist, sondern den frischen Künstlergeist walten zu lassen. Denn nicht auf historische oder moderne Formen kommt es an, und es liegt nicht an altem oder neuem Stil, sondern daß die Gestaltung sich aus der Tiefe eines unverfälschten künstlerischen Empfindens ergibt!

Um zur Geschichte der Erhaltung der Denkmäler zurückzukehren, so ist festzustellen, daß diese bei uns in Deutschland seit der Zeit der Romantik besonderen Aufschwung genommen hat. Es ist die auf katholischen Gedanken beruhende Vorliebe für das Mittelalter, die zunächst dazu verholfen hat, den Denkmälern wieder mit größerer Pietät zu begegnen. Es ergibt sich dabei von selbst, daß jene Kreise und Gegenden, in denen die Tradition noch am Leben war, von vornherein den Vorsprung hatten, die Denkmälerpflege auch unter anderen Gesichtspunkten ansahen. Was seine künstlerische Gestalt aus den Epochen vor der Reformation erhalten, was im Sinne der einstigen Bestimmung weiter gedient und sich entwickelt hat, muß natürlich dort, wo diese Bestimmungen und Anschauungen noch jetzt gelten, leichter zu erhalten sein als in Bezirken, wo dies nicht der Fall. So kommt es, daß die katholischen Teile Deutschlands der Denkmalpflege geringere Schwierigkeiten bereiten als die protestantischen, denn bei diesen ist die Pietät gegenüber den Denkmälern eine allzu neue Empfindung. Die breitesten Kreise des Volkes haben dort Begriff und Verständnis dafür verloren. Die alten Steine sprechen ihnen eine Sprache, die die meisten nicht hören oder nicht verstehen. Und selbst

denen, welche diese Sprache gelernt zu haben glauben, merkt man nur zu oft an, daß sie den Geist derselben nicht genügend beherrschen. So gilt heute die Pietät gegen die Denkmäler beiden Parteien, unter denen ich natürlich nur die Summe der intelligentesten Persönlichkeiten verstehe, zwar als eine Ehrenpflicht, die aber beim katholischen Teil mehr Sache des Gefühls, bei dem protestantischen mehr des Verstandes ist.

Neben oder gar gegenüber diesen Gruppen der Intelligenten und Bereitwilligen steht nun aber eine Menge von andern. Von Herostraten braucht natürlich nicht erst die Rede zu sein. Wohl aber gibt es zwischen den Extremen eine ganze Menge von Zwischenschattierungen: Gleichgiltige, Superkluge, Alleswisser und Nichtswisser, blinde Anhänger hier des Alten, dort des Neuen, unpraktische Schwärmer und einseitige Utilitätsleute, Ueberbescheidene und Anmaßliche. Und sonderlich mit allen diesen vermischt das gefährliche Heer der Dilettanten. Rechnet man hierzu noch den Einfluß teils mißverständlicher, teils mißverstandener Literatur, die gelegentlich fast unbegreifliche Begeisterung für gewisse, zu autoritativer Bedeutung gelangte einseitige Kunstauffassungen und Doktrinen, so erklärt sich aus dem allen, daß trotz besten Willens bis auf den heutigen Tag die Denkmalpflege, sowohl die erhaltende als die schaffende, Schwierigkeiten in Fülle begegnet. Es ist unvermeidlich, daß Mißgriffe oft gerade durch den guten Willen begangen werden, daß Schäden entstehen, die garnicht oder höchstens erst in sehr langen Zeiten sich wieder bessern lassen. Seitdem die Denkmalpflege als Kulturaufgabe unserer Zeit erkannt worden ist, hat es daher nicht an Vorschriften zu ihrer sinn- und zweckgemäßen Durchführung, nicht an Maßregeln zu ihrer Organisation gefehlt.

Die Fülle dieser Vorschriften, der Umfang dieser Organisationen ist so bedeutend, umfaßt eine solche Mannigfaltigkeit, daß hier vom Auslande notgedrungen nur aufs knappste gesprochen werden kann. Bei allem, was weiter darzulegen ist, muß ich mich wesentlich an die deutschen und speziell die preußischen Zustände halten.

Denkmalschutzgesetze gibt es in allen Kulturstaaten. In Italien schon seit 1820, in Griechenland seit 1834, in Schweden seit 1867, in Oesterreich seit 1873, in Japan seit 1877, in Ungarn, Indien und Aegypten seit 1881, in England seit 1882; die Türkei hat 1884, Bulgarien 1889, Rumänien 1892, Tunis 1894 derartige Gesetze erlassen. Vorbildlich ist das französische Gesetz von 1887, insbesondere wegen der daselbst gegebenen Anregung für bestimmte Einwertung der Denkmäler. Denn hierüber wird, sobald es sich um die Frage der Erhaltung oder Zerstörung handelt, doch immer wieder subjektive Auffassung herrschen, und dadurch werden Zweifel entstehen, vor allem bei jenen Personen, deren Bildungszustand der Schwierigkeit solcher Frage nicht gewachsen ist. Es gehört sicher zu den großen Wohltaten, zu wissen, ob man durch Erhaltung von Kulturresten ein Ver-

dienst oder durch ihre Beseitigung Vorwurf erlangt. Dieser Schwierigkeit wird in Frankreich durch das sogenannte Classement vorgebeugt. Man versteht darunter die offiziell festgelegte Bezeichnung einer gewissen Anzahl solcher Denkmäler, deren Wert sie des Schutzes des Staates würdig macht, auf die daher die Aufmerksamkeit der Denkmalpflege in allererster Linie sich richtet, während die nicht klassierten Denkmäler der freiwilligen Denkmalpflege überlassen bleiben. Wenigstens sind hierdurch die Zweifel für eine große Menge von Fällen durchaus behoben. Eine Gefahr dürfte für die Objekte des Classements auch gegenüber dem neuesten Verhältnis des Staates zur Religionsübung nicht entstehen, während freilich jenes im übrigen die bedenklichsten Folgen bereits gehabt hat und haben wird. Ganz besonders kommen dabei die beweglichen Denkmäler in Frage.

In den deutschen Staaten regte sich das Interesse für den Denkmalschutz zum ersten Mal unter dem Markgrafen Alexander von Bayreuth, der 1780 eine Verordnung an Geistliche und Laien erließ, Beschädigung von Denkmälern verbot, für Fundgegenstände eine Anzeigepflicht schuf. Es sind dann nach einander alle Gebiete gefolgt. Die Einzelheiten würden hier viel zu weit führen; nur des Bedeutendsten kann kurz gedacht werden.

Wichtig und, wie sich zeigt, schon jetzt erfolgreich ist das hessische Gesetz, das 1902 in Kraft getreten ist. Es erstreckt seine Vorschriften eingehend auch auf Denkmäler im Besitz von Privatpersonen, sowie es sich des Naturschutzes annimmt.

In Preußen erfolgte die erste behördliche Maßregel des Denkmalschutzes im Jahre 1815, wo Schinkel vom Ministerium des Innern angewiesen ward, Maßregeln zur Wiederherstellung der Schloßkirche zu Wittenberg zu treffen, und wo er die Gelegenheit benutzte, seinen Bericht zu einem allgemeinen Plane der Denkmalpflege auszubauen. Er erreichte damit, daß noch im selben Jahr die preußischen Staatsbehörden angewiesen wurden, sich wegen jeder eingreifenden Aenderung an öffentlichen Gebäuden oder Denkmälern mit der Oberbaudeputation in Verbindung zu setzen. Während der nächsten Jahrzehnte folgten in gemessenen Zwischenräumen Verfügungen teils allgemeiner, teils besonderer Natur. Das Kultus-, Finanz- und Handelsministerium, sowie das des Innern suchten den Schutz der Denkmäler insgesamt, sowie fürs einzelne den von Mauern und Toren, Glasmalereien, Silbergeräten usw. ins Gleis zu bringen, auch die rechte Art der Restaurationsarbeiten zu sichern. Das Schlußglied in der langen Kette der Verfügungen bildet das 1907 im Sinne allgemeinen Heimatschutzes erlassene Gesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden. Weiter unten wird von diesem genauer die Rede sein.

Im Verlaufe der eben skizzierten staatlichen Besorgung der Denkmalpflege und des Heimatschutzes überzeugte man sich in Preußen

sehr bald, daß ohne einen obersten Beamten, in dessen Hand die Fäden dieser Verwaltung zusammenliefen, auf die Dauer nicht auszukommen sei. Der erste preußische Konservator, der 1844 eingesetzt wurde, war der bekannte Kunsthistoriker von Quast. Nach seiner langen Verwaltungszeit ist gegenwärtig der vierte Staatskonservator im Amt. Schon in den Zeiten des vorletzten, des Geheimrates Persius, eines Mannes, an dessen Fähigkeiten und Charakter jeder, der mit ihm zu tun hatte, mit dankbarer Anerkennung zurückdenken wird, und dem man gern eine noch längere Amtsdauer gewünscht hätte, hatte sich die Notwendigkeit herausgestellt, den für einen einzelnen viel zu umfangreich gewordenen Kreis der Aufgaben zu teilen. Hieraus ist seit 1885 das Institut der Provinzialkonservatoren hervorgegangen. Jede preußische Provinz, sowie die Hohenzollern'schen Stammlande haben zur Verwaltung der denkmalpflegerischen Aufgaben eine Persönlichkeit erhalten, die bei weitgehender Selbständigkeit ihrer Stellung doch angewiesen ist, sich in allen wichtigen Angelegenheiten mit der Berliner Zentralstelle im Einvernehmen zu halten. Daraus aber, daß bei eigentlich allen Fragen seiner Verwaltung der Provinzialkonservator sich auf den Interessenkreis seiner Provinz zu beschränken hat, ergibt sich in der Praxis die Notwendigkeit für ihn, mit den Behörden dieser Provinz in engstem Konnex zu bleiben, woraus diese dann wieder, sowie aus ihrer Obliegenheit, zu den Kosten beizusteuern, ganz begreiflich das Recht beanspruchen, auch ihrerseits die Leitung in Händen zu haben. Ist schon durch diesen Dualismus die Klarheit der Stellung des Provinzialkonservators gefährdet, so ist sie noch unsicherer infolge des Grundsatzes der ehrenamtlichen, d. h. unbesoldeten Eigenschaft des Amtes. In einigen Provinzen hat man diesem Uebelstande, denn von einem solchen kann angesichts der bedeutenden Geschäftslast nur gesprochen werden, dadurch abzuhelfen gesucht, daß man den Konservator in ein festeres pekuniäres Verhältnis zur Provinz zu bringen suchte, was nach einer Seite seine Stellung wohl befestigte, nach der andern aber zu ihren Annehmlichkeiten nicht immer beitrug. Neuerdings ist man endlich in den Provinzen, die die meiste Arbeitslast schaffen, dazu gekommen, den Konservator mit auf Staat und Provinz verteiltem festem Gehalt anzustellen, und ihm damit wenigstens finanzielle Unabhängigkeit zu verschaffen, wenn freilich auch der theoretisch ausgeschlossene Dualismus seiner Stellung in der Praxis nur noch deutlicher geworden ist. De jure, wenn man so sagen darf, Staatsbeamter, ist er de facto gleichzeitig und gelegentlich in noch viel höherem Grade ein Beamter, den die Provinzialverwaltung als den ihrigen in Anspruch nimmt. Die vielen Schwierigkeiten, die daraus erwachsen, hätten sich vermeiden lassen, wenn man sie gleich bei der Schaffung des Amtes mit ins Auge gefaßt hätte.

Das Amt des Provinzialkonservators stellt an seinen Inhaber eine ungewöhnliche Menge von Ansprüchen. Zunächst an seine Kenntnisse. Sie müssen besonders entwickelt sein nach der Seite der

Architektur, ihrer Geschichte, ihrer Aesthetik, wie ihrer komplizierten Technik. Während dies mit einander für gewöhnlich schon genügt, eine Person ganz in Anspruch zu nehmen, muß doch der Provinzialkonservator ebenbürtige Kenntnisse mitbringen für alle bildenden und technischen Künste, er muß als Historiker geschult sein, muß die Bedeutung literarischer Denkmäler zu würdigen wissen, muß Prähistoriker und Geologe und was sonst noch alles sein. Dazu kommen seine Pflichten als Journalist, die er ja nicht vernachlässigen darf, um auch in dieser Art auf das Publikum erzieherisch wirken zu können, ebenso wie seine Fähigkeit als Redner und Leiter von Volksversammlungen. Zugleichen muß er Bibliothekar und routinierter Bürobeamter sein. Nicht zu vergessen seine durch persönliche Geschmeidigkeit unterstützte, gänzlich unentbehrliche diplomatische Begabung und höchste Feinfühligkeit nach allen Richtungen, mit der gleichzeitig persönliche Energie, Haare auf den Zähnen und dicke Haut verbunden sein muß gegenüber den ganz von selbst in Unmasse entstehenden Feindschaften, mit denen er sein unschuldiges Haupt beladet. Aber schließlich — ein Erfolg tröstet über zehn Mißerfolge, über hundert Feindschaften eine dauernd gewonnene Freundschaft! Und daran fehlt's, Gottlob, nicht.

Unerläßliche Vorbedingung für allen Erfolg ist für den Konservator, aber auch weiterhin für jeden, der sich der Denkmalpflege und des Heimatschutzes amtlich oder nicht amtlich anzunehmen wünscht, der genaueste Zusammenschluß mit den Organen der örtlichen Verwaltung. Letzteres Wort ist hier im weiteren Sinne zu verstehen, sowohl nach der offiziellen wie nach der privaten Seite. Das will heißen, daß der Heimatschutz und die Pflege der Denkmäler sich auf das Interesse der Geistlichkeit aller Grade und Bekenntnisse, auf das der Kreisbehörden, der Stadt- und Dorfverwaltungen angewiesen sieht, sowie weiter auf die Vereine und ganz besonders auf jene Personen, die aus alleinigem Antriebe sich mit diesen Dingen abgeben. Wobei es zumeist unerheblich ist, ob selbige Personen wirklich sachverständig sind oder nicht. Richtig geleitet, vorsichtig unterwiesen, vermag auch der Dilettant die wertvollsten Dienste zu leisten oder wenigstens für erforderliche Maßregeln oder Forschungen das Rohmaterial zu liefern. Der Unterricht bedarf bei solchen Personen oder Vereinen gar keiner besonderen Spezialisierung. Das persönliche Auftreten, die Stimmung, die für die Dinge erzeugt wird, wirkt schon allein und ist sogar allzu genauer Kenntnis vorzuziehen, die leicht wieder auf die Abwege dilettantischer Tüfteleien und Experimente zurückleitet und schlecht verwaltete Sammlungen oder unwissenschaftliche Schriften als Niederschlag hinterläßt. Unter derlei leidet das Ganze, wovon als Sonderzweig nur das Fach der Vorgeschichte erwähnt sei.

Ehe wir darauf eingehen können, die Bedeutung der Museen zu würdigen, sei noch kurz der Lokalbeamten und der Vereine gedacht. Die ersteren verkörpern sich vor allem — ich denke wieder an Preußen

— im Landrat, in dem ja nach des Staatsrechtlehrers Gneist bekanntem Worte die preußische Staatsverwaltung überhaupt gipfelt. Neben ihm steht als Vertreter einer Zweigverwaltung der Kreisbaubeamte. Dieser, der das berufenste Organ der Denkmalpflege in seinem Bezirke sein sollte, ist es in vielen Fällen nicht. Seine vielfachen Amtspflichten, die er aus einer bislang einseitig bautechnischen Vorbildung heraus zu erledigen hat, nehmen ihn viel zu sehr in Anspruch, zwingen ihn, seine Kraft oft an geringfügige oder an dafür gehaltene Gegenstände zu wenden. Daß auch die kleinste bautechnische Aufgabe eine baukünstlerische ist, dieser Gedanke ist den meisten bis vor kurzem wohl kaum gekommen und harrt bei sehr vielen des Kommens überhaupt noch. Daß auch ein Försterhaus, ein Waldarbeiterhaus, eine Bahnwärterbude Architekturen sind, die ein würdiges Gewand verdienen, wer hätte daran gedacht, ehe in Sachsen, in Bayern, in Hessen endlich einmal wieder darauf hingewiesen wurde? Es würde zu weit führen, auf die Quellen dieser Erkenntnis hier zurückgehen zu wollen. Sie sind endlich einmal wieder hervorgebrochen aus jenen lange verschütteten Tiefen, wo die lebenspendenden Fluten allgemeinen Kunst- und Heimatsbewußtseins liegen, aus den Tiefen des Gefühls, das ehemals Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt zur Harmonie bodenständig künstlerischer Lebensführung genötigt hat. Was dem Kreisbaubeamten besonders häufig fehlt, ist die Ausbildung nach der historischen Seite, derart, daß es ihn, wenn überhaupt ex officio, so doch oft nur mit unzulänglich bemessenem Verständnis und innerem Anteil an den nach jener Richtung liegenden Ereignissen der Denkmalpflege teilnehmen läßt. Ausnahmen von diesem Schema kommen natürlich vor und sind dann um so wertvoller. — Was vom Baubeamten des Kreises gilt, darf in manchen Beziehungen auch vom Leiter der städtischen Bauangelegenheiten gelten. Doch pflegt dieser meist in seinen Bewegungen weniger behindert zu sein. In höherem Grade als sein Kreiskollege gilt er der für ihn maßgeblichen Verwaltung als Autorität. Hierin liegt eine Gefahr und ein Vorteil. Erstere insofern, als der weniger befähigte Stadtbaumeister der Denkmälerpflege, die hier vor allem auf die Erhaltung des Charakters der Straßenbilder, auf Vorsicht und Verständnis bei Aenderungen und Ergänzungen angewiesen ist, kraft seiner Stellung ernste Schwierigkeit bereiten, und wo er unbehindert schalten darf, Schaden zufügen kann. Andrerseits wird die Stadtbehörde einen tüchtigen Beamten mit Vergnügen und zum öffentlichen Vorteil schalten lassen, ohne sich in die Einzelheiten zu mischen, ihn zu korrigieren und etwa originell dreinschauende Entwürfe so lange zuzustutzen, wie es wohl an andern Stellen geschieht, bis der unglückliche Autor sie selber nicht mehr kennt. — Von größter Bedeutung ist ferner eine rege Wechselbeziehung zwischen den öffentlichen und freiwilligen Organen des Heimatschutzes und den vielen Vereinen, die derselben Sache sich annehmen. Selbst die kleinste derartige Vereinigung ist wertvoll, wofern sie sich der Not-

wendigkeit bewußt bleibt, ihre Entschließungen mit der Auffassung der sachverständigen Stellen im Einvernehmen zu halten. Viele dieser Vereine wenden erhebliche Mittel auf, an deren stets zweckmäßiger und dem Bedarf entsprechender Verwendung ihnen gelegen sein muß. Daß sie dabei zumeist ihren engeren örtlichen Bezirk bedenken, ist natürlich und ersprießlich. Zahlreiche geben auch literarische Erzeugnisse, Zeitschriften und dergleichen heraus, von denen weiterhin noch zu reden ist. Unter diesen Vereinen hat sich der „Bund Heimatschutz" den weitesten Umfang bezüglich seiner Aufgaben wie seines über ganz Deutschland beabsichtigten Wirkungskreises ausersehen. Sein Ziel ist: „Deutsches Volkstum ungeschädigt und unverdorben zu erhalten und, was davon unzertrennlich ist, die deutsche Heimat mit ihren Denkmälern und der Poesie ihrer Natur vor weiterer Verunglimpfung zu schützen." Demgemäß wendet er seine Sorgfalt auf die Pflege der Denkmäler, weiter auf die der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise und die Erhaltung des vorhandenen Bestandes; sodann auf den Schutz der landschaftlichen Natur, einschließlich der Ruinen, weiter mit besonderer Energie auf die Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt, sowie der geologischen Eigentümlichkeiten. Außerdem nimmt er sich der Volkskunst auf dem Gebiete der beweglichen Gegenstände an, und sucht Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten zu schützen. Der Bund, dem dringend noch eine bedeutend stärkere Ausbreitung im ganzen Reiche zu wünschen wäre, gibt Berichte über seine Tätigkeit und Aufklärungen über wichtige vorliegende Aufgaben in einer nunmehr im 4. Jahrgange erscheinenden Reihe zwangloser Hefte *). Außerdem veranstaltet der Bund alljährlich Zusammenkünfte an bald dieser, bald jener berühmten Stätte Deutschlands, und die Oeffentlichkeit dieser Versammlungen erweist sich als treffliches Mittel der Propaganda. Der „Bund Heimatschutz" übertrifft bezüglich seines Arbeitsgebietes jenen der Denkmalpflegetagungen. Auch diese finden alljährlich statt, beschäftigen sich aber speziell mit den brennenden Fragen betreffs historischer und Kunstdenkmäler **). Sind sie so auf die eine Hälfte des Heimatschutzes eingeschränkt, so stehen diese Tagungen dem Bunde überlegen gegenüber dadurch, daß zu ihren Mitgliedern eine große Anzahl offizieller Vertreter aller deutschen und vieler außerdeutschen Staaten gehören. Der Denkmalpflegetag übt somit einen unmittelbaren Einfluß auf die Gesetzgebung. Von größter Bedeutung ist auch bei diesen Versammlungen die Oeffentlichkeit und die jedem Besucher gewährte Freigabe akti-

*) Jederlei näheren Aufschluß über den Bund, die Satzungen u. s. w. erhält man durch den Geschäftsführer, Herrn Fritz Koch in Meiningen (S.-M.) Feodorenstraße 8.

**) Vorsitzender des Denkmalpflegetages ist Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. A. v. Oechelhäuser in Karlsruhe, Gartenstraße 25, durch den Auskunft zu erlangen ist.

der Mitwirkung. Die Sitzungsberichte werden nach der stenographischen Aufnahme veröffentlicht und sind billigst käuflich.

Mit all diesen Stellen und der äußerst verschiedenartigen Weise ihrer Wirksamkeit hat sich der Denkmalpfleger auseinander zu setzen. Eine wichtigste Instanz für ihn aber ist die Geistlichkeit aller Konfessionen. Denn es gibt z. B. auch sehr wertvolle Denkmäler jüdischer Vergangenheit. Die Geistlichen sind zur Aufsicht und Obhut über die kirchlichen Gebäude und ihr gesamtes Inventar bestellt, darüber hinaus aber von größter Wichtigkeit über alles, was den Schutz der Heimat und ihrer charakteristischen Eigenschaften betrifft. Denn sie beeinflussen die Stimmung, das Denken, das Handeln des Einzelnen. Somit stehen unter ihrer Einwirkung auch die alten Sitten und Bräuche, die Trachten, die Feste, die Lieder und zahlreiches andere gerade nach jener Richtung, in der das Gemütsleben liegt. Die Lehren der Denkmalpflege und die wohlbedachten Vorschläge ihrer berufenen Vertreter kann der Geistliche, welcher Seite er auch angehören möge, nur gern annehmen, um ein reger Helfer auf dem Gebiete des Heimatschutzes zu werden. Er wird es, indem er das gute Alte schützt, vor Verderbnis und Verschleuderung bewahrt, sowie dadurch, daß er sich bestrebt, wo es sich um neue Herstellungen, Ergänzungen, Anschaffungen handelt, nichts Wertloses, keine Scheinware anzunehmen, sondern nur das Echte, wirklich Künstlerische. Es ist auch vom wirtschaftlichen Standpunkte gesehen sehr oft das Billigste, oder mindestens jenes, das am längsten dauert und die tiefste erziehliche Wirkung übt. Durch alle diese Dinge aber ist der Geistlichkeit eine Fülle von Mitteln an die Hand gegeben, auf Gemüt und Sinnesart ihrer Pflegebefohlenen amtlich und außeramtlich einzuwirken, sie im festen Gleis zu halten und den Geistern unverständiger Umwälzung entgegen zu arbeiten. — Ich habe nicht entfernt die Absicht, hier die Haltung der katholischen und protestantischen Geistlichen gegeneinander abwägen zu wollen. Nur nach den Tatsachen einer langjährigen Amtsführung muß ich berichten, daß mit den ersteren mir der Verkehr und das Einvernehmen durchschnittlich leichter geworden ist als mit den letzteren. Schwierigkeiten sind natürlich dabei auf keiner Seite ausgeblieben. Auch hier liegt es wohl so, wie ich bereits betonte, daß die längere Tradition, und die auf ihr begründeten Einrichtungen der katholischen Kirche dem Festhalten am Althergebrachten und Ehrwürdigen günstiger sind. Gleichwohl ist auch hier nicht zu verschweigen, daß einzelne Pfarrer Verstöße in konservatorischer Richtung begehen. Meist ohne sich ihrer irgendwie bewußt zu sein. Es fehlt ihnen, wie in höherem Maße den protestantischen Geistlichen nur zu oft an der positiven Kenntnis vom Werte der Schätze alten Heimatbesitzes, zu deren Schützern sie berufen sind. Von den abstrakten Dingen ganz abgesehen, auch die konkreten sind dem Verständnisse vieler fremd. Wie sehr dieser Umstand an den leitenden Stellen empfunden wird, zeigen die vielen Erlasse der Bischöfe und Konsistorien, die namentlich gegen die unüberlegten Ver-

käufe von Kircheninventar zu wirken versuchen, leider noch lange nicht überall mit dem wünschenswerten Erfolge. Das Althändlertum lebt vielmehr, im Dunkeln schleichend, munter fort. Wie nur irgend eine Tiergattung nach Darwin'scher Lehre weiß es sich jeder veränderten Lebensbedingung anzupassen. Auch gedeiht ferner trotz aller Bemühungen die traurige Handwerksmäßigkeit bei Aenderungen von Denkmälern oder Neuschöpfungen. Nicht jeder Geistliche besitzt die persönliche Festigkeit gegenüber den Ansprüchen örtlicher Handwerker und ihrer einflußreichen Beschützer, lange nicht jeder ein Urteil über die geschäftliche Gerissenheit der Agenten und Unternehmer, die Beute witternd, ihm ins Haus dringen. Diesen wird die Sache leicht gemacht, weil dem Geistlichen sehr oft jede kunstwissenschaftliche Erfahrung fehlt. Im Interesse des Heimatschutzes wäre dringend zu wünschen, daß den jungen Leuten, die sich dem geistlichen Stande widmen, wenigstens ein bescheidenes Maß solcher Kenntnis mit auf den Weg gegeben würde, über dessen Besitz sie sich bei ihren Prüfungen auszuweisen hätten. Wiederum liegt hierbei die größere Schwierigkeit auf protestantischer Seite, weil eine Unmasse von Denkmälern und Kunstwerken, mit denen die Geistlichen amtlich zu tun haben, einstmals der katholischen Kirche gedient haben. Sobald aber von dieser die Rede, versagen aus bekannten, nicht kunstwissenschaftlichen Gründen sehr viele von ihnen, ja schließen die Bereitwilligkeit zu einem Verständnisse völlig aus. Die leitenden Kirchenbehörden vermögen hiergegen trotz ihrer größeren Weitsichtigkeit oft nur wenig auszurichten, und die bestgemeinten Verfügungen bleiben dadurch nur zu häufig auf dem Papier. Das wird gewiß auch noch lange so sein, wo der aus engem Kreise gekommene protestantische Geistliche, der mit der Art des Volkes nur wenig vertraut zu sein pflegt, alsbald wieder in einen engen Kreis, diesmal seines Amtsbezirks einkehrt und dort bis zum Lebensende verbleibt, ohne rechte geistige Anregung zu finden. Der katholische Geistliche steht im allgemeinen mit seinem Verständnis dem Volke näher, kann sich in seine Art besser finden. Für notwendig und darum sehr empfehlenswert möchte ich halten, daß man, so lange kunstwissenschaftliche Vorbildung nicht möglich, doch den Geistlichen beider Bekenntnisse die sorgfältige Beachtung der in nicht geringer Zahl heutzutage vorhandenen sehr guten Zeitschriften zur Pflicht machen würde. Das Interesse oder wenigstens etwas Begriff und Urteil wird dadurch gefördert, dem Mangel einigermaßen abgeholfen werden, der zur Zeit noch oft geradezu Kopfschütteln erregt. Jeder, der einmal Kunstdenkmäler zu inventarisieren gehabt hat, weiß, wie häufig man auf die Frage nach jenen die Antwort erhält, am Orte sei durchaus nichts dergleichen vorhanden. Geht man dann der Sache näher, so ist es sehr oft schon das alte Kirchengebäude selbst, das die erdenklichsten Merkwürdigkeiten zeigt in bautechnischer wie in historischer Hinsicht. Es finden sich die alten Grabsteine mit ihren Bildern und Inschriften am Aeußern der Kirche wie in ihrem Innern. Orgel, Kanzel, Altäre,

Tafelbilder und dergleichen zeigen oft Schönheiten, auf die schon der alltäglichen Gewohnheit halber niemand recht geachtet hat. Zeigt man den Ortseingesessenen, dem Geistlichen an der Spitze, jetzt diese Dinge und sind die Herren guten Willens, so ist wohl das Staunen groß. Es wächst, wenn man sie mitnimmt auf den Kirchboden und zu den Glocken. Ich habe Geistliche kennen gelernt, die in zehn, ja zwanzig Jahren ihrer Dienstzeit diese Bezirke noch nie betreten hatten. So geht es weiter, und schließlich läßt man die Leute in dem Gefühl aufrichtiger Ueberraschung und eines Stolzes auf das zurück, was sie eigentlich alles besitzen, ohne es bisher gewußt zu haben. Welche Gefahr in solcher Unerfahrenheit liegt, braucht kam auseinandergesetzt zu werden. Die Fülle nationaler Besitztümer, die ihretwegen noch alljährlich vernichtet wird, oder mit Hilfe des Althandels in die vier Winde zerstiebt, läßt sich nicht annähernd taxieren. Nun gehören aber zu diesen Schätzen nicht allein jene Stücke, die man bei Streifzügen durch Kirche, Haus und Speicher mit Ueberraschung findet, nicht allein jene aus historischer Zeit stammenden Reste, die die Besitzer oft zwar für recht hübsch: aber doch für entbehrlich halten, sondern auch und auf dem Lande ganz besonders jene schlecht gewürdigten, oder ebenso häufig über Gebühr geschätzten Reste, die der Erdboden zufällig hergibt. Also in erster Linie Gegenstände der Vorgeschichte. Diese werden alljährlich dezimiert durech unsachgemäße Behandlung, durch törichte, zwecklose Sammelneigung ihrer Finder und gehen gänzlich zu Grunde, oder werden doch in Massen ihrem Zwecke wirklicher wissenschaftlicher Benutzung vorenthalten. Denn gerade die Vorgeschichte ist ein Lieblingstummelplatz des Dilettantismus, dessen Abstufungen vom feinen bis zum plumpsten hier nicht erörtert zu werden brauchen. Selbst wo der gute Wille vorliegt, fehlt doch in zahllosen Fällen die elementarste Erfahrung für die technische Behandlung der Gegenstände. Immer wieder kämpft der Denkmalpfleger mit den Zweifeln des Publikums, was mit Fundgegenständen anzufangen ist. Es sei besonders der ländlichen Bevölkerung, die sehr oft in die Lage kommt, speziell vorgeschichtliche Gegenstände zu entdecken, dringendst geraten, und es seien vor allem die zur Unterweisung berufenen Geistlichen und Lehrer angelegentlich darauf hingewiesen, sich für jeden Fall mit den sachgemäßen Ratschlägen versehen zu lassen, die von seiten jedes Landratsamtes, jedes größeren Museums bereitwilligst erteilt werden. Auch einzelne literarische Erzeugnisse dürfen zur ersten Belehrung empfohlen werden, darunter besonders die von verschiedenen Provinzialverwaltungen (Sachsen, Hannover. Westpreußen usw.) herausgegebenen Wandkarten mit farbigen Darstellungen. Für Museen empfehlenswert ist „Die Konservierung von Altertumsfunden", von Friedrich Rathgen, Berlin 1898. Zuletzt sei bemerkt, daß die gesetzliche Regelung dieser Dinge in Preußen in Aussicht genomen ist.

Eine andere Frage ist es, wo man die gefundenen Dinge unterbringt. Im allgemeinen muß man wohl daran festhalten,

sie in dem Bezirke zu lassen, wo ihre Auffindung erfolgt ist. Ist doch vorweg anzunehmen, daß sie mit der Oertlichkeit von alters her verknüpft, daß sie Urkunden der Lokalgeschichte sind. Entreißt man sie ihrem Heimatsboden, so verlieren sie mit dem Zusammenhange auch den besten Teil ihrer Bedeutung. Wo es also irgend geht, verschone man die Fundgegenstände damit, sie an andere Orte zu übertragen. Vielmehr sorge man dafür, sie geeigneter, pietätvoller und konservatorischer Behandlung der Bevölkerung, deren Vorfahren sie einst gehört haben, als ehrwürdige Zeugen der Vergangenheit, als wertvollen Besitz zur Anschauung zu bringen. Von dieser Regel, die für kleinere Denkmäler überhaupt gilt, muß es freilich Ausnahmen geben, vor allem, wenn am Orte die sichere Aufbewahrung der Stücke nicht gewährleistet ist. Sie ist es leider in den oft sehr kleinen örtlichen Museen, Vereinsversammlungen und dergleichen keineswegs. Schon ein geeigneter Raum pflegt zu fehlen. Allenfalls gibt die Gemeinde eine Schulstube, einen Nebenraum im Rathause oder ein Zimmer in einem alten Stadtturme her, so lange, als die Räume nicht anderweitig gebraucht werden. Dort stehen die Objekte ohne Schutz gegen Staub, Feuchtigkeit, Feuersgefahr und Diebstahl, und sind nun vielleicht trotz alledem eine Zeitlang leidlich geborgen, weil die Gründung der kleinen Sammlung vom Ortsgeistlichen, Amtsrichter, Arzt oder Lehrer ins Werk gesetzt ist, die wenigstens ein lebhaftes Interesse haben, wenn ihnen auch leider die technische Erfahrung zur Konservierung der Gegenstände abzugehen pflegt. Nur zu oft geht ihr Dilettantismus sogar so weit, daß sie garnicht daran denken, die Fundstätten und Fundumstände zu vermerken. Mit Behagen beobachten und vermehren sie ihr kleines Sammelsurium so lange, bis eines Tages die Amtsversetzung oder gar der Tod eintritt. Dann mag es noch eine Zeit lang halbwegs glücklich weitergehen, aber allmählich erlischt das Interesse bei der Bevölkerung, niemand kümmert sich mehr um das „Museum," dessen Obhut dem Gendarmen, einem Handwerksmann oder dergleichen übertragen wird. Die Aufsicht läßt nach, fremden Besuchern wird der Schlüssel zur Sammlung unbesorgt anvertraut, und mit so manchem von ihnen, der weiter wandert, wandert auch dies oder jenes transportable Stück als Andenken mit. Auf solche Art verderben nicht bloß immer die Sammlungen allerkleinster Orte. Nun könnte dagegen die Forderung erhoben werden, alles was gefunden, was als geschichtlich oder kunstgeschichtlich wichtig erkannt wird, in den Provinzialmuseen oder gar in den größten Staatssammlungen zu zentralisieren. Für die Aufbewahrung scheint dies zunächst die besten Garantien zu gewähren. Nicht minder für die Erleichterung der vergleichenden wissenschaftlichen Benutzung. Dennoch hat dies System bedeutende Bedenken. Wenn es möglich ist, in kleineren Orten der Provinzen die Sammlungsvorstände zur technisch richtigen Behandlung der Gegenstände anzuleiten, was keineswegs sehr schwer ist, da es sich hauptsächlich um einige wenige, allenthalben wiederkehrende Typen von

Gegenständen zu handeln pflegt, und wenn man ihnen zur Pflicht macht, sich in jedem Zweifelfall von der maßgeblichen Hauptstelle Rat zu holen, so ist der Dezentralisation ohne Zweifel der Vorzug zu geben. Ermöglicht doch erst sie einen engen geistigen Zusammenhang zwischen der Bevölkerung und den Resten ihrer Kulturvorzeit, macht doch nur das Vorhandensein der im Lande verstreuten Bezirkssammlungen für sehr viele Personen das Studium der Dinge überhaupt möglich, denen Zeit und Geld fehlt, die Hauptstadt der Provinz oder die weit entlegene des Staates zu besuchen. Ueberdies kämpfen die größeren und größten Museen nur zu oft mit Platzmangel. Die bei ihnen eintreffenden Gegenstände wandern in die Magazine, um Jahrzehnte lang dort in ihren Kisten stecken zu bleiben, unbeachtet, vergessen von den Absendern, der vielleicht in einem gewissen ersten Augenblick wichtigen wissenschaftlichen Verwertung entzogen. Je mehr hinzukommt, um so schwächer wird für die gegenwärtige Generation die Aussicht, von den vielleicht sehr wertvollen Stücken wieder etwas zu sehen und zu hören. So schwere Bedenken die allerkleinsten Sammlungen haben, von denen die Rede war, so empfehlenswert sind die des mittleren Grades. Notwendig bleibt bei ihnen nur die Oberaufsicht des Staates, der auf die sachgemäße Behandlung, Katalogisierung usw. zu dringen hat.

Die Aufgabe aller Museen ist die Konservierung der kleineren Denkmäler, die der Zerstörung und Verschleppung am meisten ausgesetzt sind, nicht aber die der großen, unbeweglichen, mit dem Erdboden verwachsenen, die von ihm nicht getrennt werden können ohne schwere Einbuße für die Tradition der Oertlichkeit und deren charakteristische Erscheinung. Ein Vorfall wie die beabsichtigte Ueberführung des Würzburger Neumünster-Kreuzganges nach Berlin hätte noch nicht einmal ins Auge gefaßt werden dürfen. Ob ein solches Denkmal an seinem Platze von vielen Leuten gesehen wird oder nicht, ist unerheblich. Das Ereignis eines solchen Verkaufes wird sogleich zum Präzedenzfall, der uns durch die unausbleiblichen analogen Ereignisse, die seine Folge sind, um Jahrzehnte in längst überwunden geglaubte Zustände einer damals noch entschuldbaren Mangelhaftigkeit der Denkmalpflege unentschuldbar zurückwirft.

Zu jenen Denkmälern der Kunst, die — durchaus abweichend von den Zuständen in anderen Kulturländern, vor allem Frankreich und Italien — in Deutschland besonders schlecht behandelt worden sind, gehören die Wandmalereien. Seit Alters hat dieser Zweig der Kunst bei uns nicht minder üppige Blüten getrieben, als in jenen Ländern. Ist dies schon im Norden zu bemerken, so noch viel mehr im Süden. In den süddeutschen Städten hat die Farbenfreude an den Fronten der Bürgerhäuser, nicht minder wie in ihrem Innern wahre Triumphe gefeiert. Heute ist verhältnismäßig nur noch wenig davon übrig. Die alten Fassadenmalereien sind verwittert; nur selten, daß ein Besitzer das Geld daran wenden kann und wendet, sie erneuern zu lassen. Das

Innere alter Kirchen, Schlösser und Bürgerhäuser birgt noch heute massenhaft Reste alter Malerei. Aber meist ohne daß die Inhaber etwas davon wissen. Denn schon längst ist Tünche darüber gestrichen, oft in mehr als einer Schicht, und darüber wieder hat man wohl gar Tapeten gekleistert. Da sich nun die Kirchen im allgemeinen besser halten als die Profangebäude, so sind die Malereien dort unter der Tünche manchmal recht gut aufgehoben. Wenigstens kommt Luft, Licht, Staub und Schmutz nicht mehr an sie heran, auch findet der wechselnde Kunstgeschmack, weil sie nicht zu sehen sind, nichts an ihnen auszusetzen oder zu ändern. Viel gefährdeter sind die alten Malereien, ob übertüncht oder nicht, in Profangebäuden, vor allem in bürgerlichen Wohnhäusern. Mir selbst glückte es vor einigen Jahren, in einem sehr alten Hause in Stolberg am Harz, dem ältesten Fachwerkgebäude, das mir dort bekannt geworden ist, Reste früher gotischer Bemalung auf dem Wandputz zu entdecken. Ich konnte zum Glück noch eine Pause anfertigen, die — gleich dem Gebäude selbst — in meinen „Alte Fachwerkbauten der Provinz Sachsen“ (Magdeburg 1903) veröffentlicht ist. Sehr kurze Zeit später, als ich wieder dorthin kam, war das Haus verschwunden, ein ganz unpassender Neubau hatte sich an seine Stelle gedrängt. Das ist ein Beispiel, wie die seltensten Malereien alter Zeit zu Grunde gehen, fast immer, ohne daß jemand ihrer geachtet hat. Mit ihnen vergeht ein vorzüglicher Vorrat von Kunstdenkmälern, oft gewiß gerade darum interessant, weil sie nicht von großen Meistern herrühren, sondern die Naivetät volkstümlicher Kunstübung zeigen. Es wäre so weit als möglich seitens der Stadtverwaltungen darauf zu achten, daß vor dem Abbruche alter Gebäude diesem Punkte wenigstens einige Beachtung geschenkt würde. Bei Kirchenabbrüchen oder Umbauten, bisweilen auch ohne solchen Anlaß durch Zufall, finden die alten Malereien viel leichter Beachtung. In solchen Fällen ist es durchaus zu vermeiden, sich mit eigener, von keiner technischen Schulung unterstützter Begeisterung, oder mit Hilfe eines Handwerkers an die Freilegung zu machen. Vielmehr ist das rechte Mittel die Anzeige an den Konservator oder an die vorgesetzte Behörde, die dann schon das Erforderliche in die rechten Wege leitet. Im allgemeinen hüte man sich freilich, den künstlerischen oder antiquarischen Wert der Wandbemalungen zu überschätzen, wozu heutigen Tages immer noch große Neigung herrscht. Sehr oft wird sich ihr Unwert herausstellen, der die bedeutenden Kosten und Weitläufigkeiten für die Freilegung keineswegs rechtfertigt, vielmehr den Wunsch nach ihrer schleunigen Wieder-Uebertünchung wachruft. Hat man aber das Glück, etwas wirklich Gutes und Wertvolles in seiner Kirche, oder sei es in seinem Schlosse zu entdecken, dann widerstehe man der Versuchung, die Sachen aufs neue herstellen zu lassen. Auch das ist durchaus landläufig und führt nur zu oft zu bedenklichen Folgen. Kann man die alte Malerei ohne Schaden offen lassen, hat man für ihre notwendige Fixierung, für die vorsich-

tige, neutralfarbige Bedeckung von Lücken gesorgt, so kann sie im richtigen Milieu wundervoll wirken. Der milde Schimmer alter Gobelins liegt darüber. Ausmalen und ausbessern aber ist aus ästhetischen Gründen und wegen der Störung der Authentizität meist zu widerraten. Wo die Restaurierung doch unumgänglich ist, kann sie nur einem mit derlei sehr schwieriger Arbeit speziell vertrauten Künstler überlassen werden. Wo es sich schließlich um durchaus neue Kompositionen handelt, da lasse man den modern schaffenden unabhängigen Meister frei walten, lege seine Phantasie nicht durch Zwang zu imitatorischer Arbeit lahm und rede ihm nicht in seine selbständige Arbeit hinein, so lange er nicht etwa durch Verstöße gegen Sinn und Zweck Anstoß erregt. Derlei passiert auch dem anerkannten Künstler unter Umständen, wie neueste Beispiele erwiesen haben. Verdirbt man die Freude am originellen Schaffen, so verdirbt man sich selbst die, ein wirkliches Kunstwerk zu erhalten. Muß alte Malerei einmal zu Grunde gehen, so ist die Frage, wie den Pflichten der Denkmalpflege trotzdem genügt werden kann. Es geschieht durch gewissenhafte Photographierung, Pausung, farbige Nachbildung. So tritt wiederum das Museum in seine Rechte oder die mit ihm verwandten Sammlungen. Allzeit sind sie zur Pflege heimatlos gewordener Stücke der berufene Ort.

Sehr zu bedauern ist die immer wieder hervortretende Rivalität, welche die größeren Museen nur zu oft dazu verleitet, den kleineren Schwierigkeiten zu bereiten. Schon eine große Gefahr wäre ausreichend, beide Teile mit einander im Einvernehmen zu halten: die des schon erwähnten Althändlerwesens. Für das letztere hat das Publikum eine durch die Umstände in gar keiner Weise gerechtfertigte Vorliebe. Es mag wohl eine Empfindung sein jener verwandt, die die Leute vom Arzt zum Quacksalber, vom Rechts- zum Linksanwalt treibt. Um die offizielle Stelle scheint etwas zu schweben wie behördliche Strenge, Aktenwesen und dergleichen, auch etwas, das Scheu erregt, die Geldfrage kaltblütig zu erledigen. Der Althändler freut sich dessen, zuckt die Achsel über alle gegen ihn erlassenen Warnungen, zahlt unter Verlästerung der Gegenstände, deren Kostbarkeit ihm genau bekannt ist, ein paar elende Schillinge und hinterläßt den übervorteilten Verkäufer noch in dem frohen Bewußtsein, für die alten Geschichten wunder wie viel herausgeschlagen zu haben. Seit Jahrzehnten durchziehen diese Leute mit Schleppnetzen alle Gegenden weit und breit, rauben uns enorme Werte unseres Nationalbesitzes, und mit den Sachen, die sie aus den Häusern, aus den Kirchen davonschleppen, ziehen die Geister der Heimat von dannen. Und diese sterben eilends ab, weil sie die Luft der Tandelläden, die Atmosphäre fremder Behausungen, das Klima des Auslandes nicht vertragen. Nach Hause aber, ins ausgeplünderte Heim, wo von nun an allerlei Warenhauskram und fremdes Fabrikerzeugnis sich breit macht, mag keiner von ihnen zurückkehren, sollte man dort bei Festessen und ähnlichen Ge-

legenheiten auch noch so laut die Wacht am Rhein singen und Hurrah danach rufen. Denn die Vaterlandsliebe ist eine Sache des Herzens, aber nicht des Mundes und Schlundes!

Ueberdies heißt aber Vaterlandsliebe auch noch, daß man der Heimat Art, Ehrwürdigkeit und Hoheit nicht lediglich in den gewaltigsten, nicht in den sinnfälligsten Erscheinungen anstaunen und mit ihnen sich breit machen, sondern das Ganze, das uns erquickt, auch hier im Kleinsten erblicken soll. Es ist kein Verdienst und kein besonderes Lob, für die Riesengestalten unserer Geschichte, für die außergewöhnlichen Erscheinungen unserer Natur, für die staunenswerten Erzeugnisse unserer Kunst zu schwärmen. Wahre Liebe, echtes Verständnis zeigt erst, wer in den zartesten Regungen der Volksseele, wer in den scheinbar anspruchslosesten Zügen der Landschaft, in den schlichtesten und ungelenksten Werken eines naiven Dorfhandwerkers die Fülle des Reichtums, wer in ihnen zu erkennen vermag die Keime, die vorhanden sein mußten, damit all jenes Große aus ihnen erwachsen und erblühen konnte. Gerade die Pflege der Bescheidenheit im Heimatschutz wird auf die Dauer die besten Erfolge bringen.

Zu den verhängnisvollen Irrtümern, die noch jetzt den Bestand so manches Denkmals schwer bedrohen, gehört es, daß viele Personen dessen Wert danach abschätzen, ob es eine hervorstechende historische Bedeutung, oder ob es Schmuckformen irgend welcher Art besitzt; — daß man einen ehemaligen Wert allenfalls eingesteht, aber, da dieser mittlerweile verloren gegangen, garnichts gegen die Beseitigung des betreffenden Bauwerks hat. Hiergegen ist ungemein schwer anzukommen. Denn es liegt der Denkmalwert, es bergen sich jene Bedingungen, die derlei Dinge als würdige Gegenstände unserer Sorgfalt erscheinen lassen, in ganz andern Umständen als jenen, die die Aufmerksamkeit der „Denkmäler-Pflege" im früheren, mehr äußerlichen Sinne in Anspruch genommen haben. Diese ist, wie nicht eindringlich genug zu betonen, nur eine Unterabteilung der großen erhabenen Aufgabe, die sich Heimatschutz nennt. Der schlichte Mann des Volkes hat seine Ahnen nicht in den Kreisen des Adels. Darum sind doch die Reste seiner alten Kultur nicht weniger wert, weil sie bescheiden sind. Die Hütte seiner Vorfahren, das Kirchlein, in dem sie gebetet, ist nicht schlechter als der große Dom mit fünf Türmen, oder der Fürstenpalast. Ja wer weiß, ob nicht in gewissem Sinne mehr wert. Denn jene hohen Kulturerzeugnisse mußten aus schlichter Wurzel erwachsen, sind stolze Züchtungsprodukte aus uralten einfachsten Arten.

Betritt man den Dorfanger, wie malerisch breitet er sich dahin, eingefaßt von stattlichen Gehöften. Dort am Ende seitwärts auf der sanften Bodenschwellung schmiegt sich die Kirche an, umtrauert vom uralten Friedhofe, umrauscht von mächtigen Bäumen. Anspruchslos schaut ihr niederer Turm über die Wipfel. Auf seiner Spitze knarrt die Windfahne mit alter, alter Jahreszahl. Könnte sie sprechen, sie er-

zählte von Freud und Leid, von Not und Drang, von Sieg und Zuversicht der Geschlechter, die zu ihren Füßen der Ewigkeit entgegen schlummern. Eine niedere Pforte im efeuumsponnenen Gemäuer führt ins Innere des Gotteshauses. Zitterndes Zwielicht füllt den engen Raum, und weckt Leben in den uralten freundlichen Zügen der breiten Emporen, der schlichten Kirchstühle. Es streift leise über die alten Grabsteine, und füllt mit mildem Schimmer den vor Jahrhunderten mit Goldglanz und anspruchslosem Bildwerke geschmückten Altar. Heiliges Schweigen waltet in dem Raume. Und doch, schon ist der Tag nahe, wo die Spitzhacke Frieden, Schweigen und Erinnerung zerstören soll. Denn eine löbliche Gemeindeverwaltung hat ausfindig gemacht, daß das alte Bauwerk nicht mehr zeitgemäß ist. Auch hat sich neulich ein Architekt aus der Stadt — und der muß es doch wissen — dahin ausgesprochen, die Kirche sei baufällig. Zwar zeigt sie keinerlei Spuren davon, aber schließlich — in den Nachbardörfern hat man neue Kirchen. Warum soll man nicht auch eine bekommen? Man hat's ja dazu, Gott Lob. Manchmal hat man's auch nicht, oft genug sogar, aber die Bauluft ist einmal da, das Argument der Baufälligkeit schlägt durch, und nun setzt man die neue Kirche — beileibe nicht auf den alten Platz. Auch gibt man ihr nicht die geringste Aehnlichkeit mit der früheren. Bald erhebt sich ein steif gezeichnetes, ödes Gebäude, oft viel zu groß für die kleine Gemeinde, mit gelben Ziegeln schön verblendet, und einem Turm, dessen schlecht empfundene Gotik nirgends so wenig hinpaßt als hierher, am auffallendsten Platze des ganzen Dorfes, zum Schmerz und zum Widerwillen des Heimat- und Kunstfreundes, aber sehr zur Befriedigung der Gemeinde. Diese wundert sich höchstens, warum der Kirchenbesuch trotz des schönen Neubaus abnimmt und schiebt die Schuld auf wer weiß was alles, nur nicht auf ihre eigene Unbesonnenheit. Wissen doch die schlichten Leute, die der Kirche fern zu bleiben anfangen, oft selbst nicht, daß es die Traditionslosigkeit des neuen Kirchgebäudes ist, die ihnen dieses verleidet. Ueber den Platz der alten Kirche aber zieht sich die neue Fluchtlinie der Dorfstraße, schön gerade, daß man von einem Loch ins Dorf hinein gleich aus dem andern wieder hinausschauen kann. Kommen zu diesen Unternehmungen noch einige Abbrüche alter schöner Bauernhäuser, und sind an ihrer Stelle entweder ein paar Ziegelrohbauten kümmerlichster Art, oder auch sogenannte Villen entstanden, so fehlt nichts mehr daran, daß das Dorf im Kleinen durchaus dasselbe getan hat, was die Städte fortwährend im Großen tun. Warum soll man unterlassen, es ebenso herrlich weit zu bringen, warum hat man fortwährend von der Hebung des modernen Verkehrs, von der Gesundheitspflege, von der Wohnungsfrage und so vielen andern zeitbewegenden Dingen gehört, wenn man es unterlassen sollte, auch seinesteils ihnen Rechnung zu tragen?

Auch hier gilt der Spruch: peccatur intra muros et extra. Natürlich sind die städtischen Verhältnisse keine dörflichen. Für die

Menschenansammlung, die nach vielen Tausenden zählt, gelten andere Regeln der Bebauung, des Verkehrs als jene, die man törichterweise aus den schlichten ländlichen Verhältnissen zu bannen sich bemüht. Nicht alles kann im Einzelnen hier besprochen, nur auf ein paar wichtigste Gesichtspunkte kann hingewiesen werden. Auch diese genügen schon, um unsern Städten hunderte ihrer alten Bauwerke zu rauben, die Straßenbilder ihres charakteristischen, malerischen, traulich wohnlichen Charakters zu entkleiden.

Zunächst die Abbrüche.

Das ist ein rechtes Zeichen, dessen Bedeutung keines etwas Weiterschauenden Blick entgehen kann, dafür, wie sehr im Grunde genommen auch unsere Zeit noch am Alten hängt, daß man es liebt, bei allerlei festlichen Gelegenheiten das alte Stadtbild oder Teile davon in Nachbildung wieder erstehen zu lassen. Kommt etwa einmal der Kaiser hier oder dort hin, so baut man nicht allein ihm zu Liebe, sondern zur Freude aller alte Tore, alte Türme wieder auf, so gut als es für den Augenblick mit Holz, Leinwand und Rabitz gehen will. Veranstaltet man Gewerbe- oder andere Ausstellungen, wie oft errichtet man nicht einen Platz Alt-Leipzig, Alt-Paris, Alt-Brüssel, Alt-Berlin oder ähnliches und veranstaltet zeitgemäß kostümierte Festzüge, die man nach bestem Wissen historisch nennt. Mag wohl sein, daß zu solcher Freude am Alten der so oft, ach, nur zu gerechtfertigte Verdruß am modernen Wesen überhaupt Schuld ist. Denn wer will sie zählen, für die die Flucht aus der Misere des täglichen Lebens nur mit Hilfe geschichtlicher Reminiscenzen möglich. Ihr von den Wirrnissen des modernen Wesens betäubter Geist glaubt eine Zuflucht zu finden bei den sichtlichen Zeichen der mit oder ohne Recht sogenannten „guten alten Zeit". Schon dies Moment müßte gerade für breiteste Kreise der Bevölkerung ein Antrieb sein, den Bestrebungen der Denkmalpflege bereitwilligst entgegenzukommen, statt ihnen Schwierigkeiten zu machen.

Gleichwohl gehört es zu den am wenigsten erfreulichen Erscheinungen, wenn die Begeisterung für das Alte sich nur zu oft nicht damit begnügt, die zerstörten Gegenstände in effigie für einen kurzen Augenblick, sondern in natura für unabsehliche Zeiten wieder erstehen zu lassen. Wir werden davon noch zu sprechen haben.

Als Gründe für die Niederlegung manchmal ganzer Häuserviertel in alten Städten kommen ganz wesentlich die gesundheitlichen Rücksichten in Frage. Luft und Licht ist tatsächlich häufig genug nicht genügend vorhanden. Man denkt mit Schaudern der Epidemien, die ja freilich auch heute noch oft in arger Weise um sich greifen. Natürlich muß dergleichen vorgebeugt werden. Man sollte aber auch nicht zu sehr der blassen Furcht nachgeben. Ehemals ist es kein Wunder gewesen, wenn in rascher Wiederholung das gewütet hat, was man damals mit dem Sammelnamen Pest bezeichnete. Schon allein die

Abortverhältnisse haben oft jeder Beschreibung gespottet. Eine heutige Polizei würde sich unverzeihlicher Unterlassungssünden schuldig machen, wollte sie die Machtmitel nicht benutzen, die sie gegen solche Uebelstände in Händen hat. Abfuhr, Kanalisation, anständige Straßenpflasterung, das alles gehört dazu. Im übrigen soll man doch aber gerade heute, wo auf den Schutz der persönlichen Freiheit so hoher Wert gelegt wird, jeden wohnen lassen wie er will, so lange er andere damit nicht in Gefahr bringt.

Dann der moderne Verkehr. Er gehört zu den gewöhnlichsten Erklärungen und Entschuldigungen für die Beseitigung alter Tore, Marktbrunnen, Kapellen, für die Verbreiterung oder Geradelegung von — heute hat man dafür das entsetzlich schöne Wort „Begradigung" — Straßenzügen, für Durchbrüche und dergleichen. Mit ihnen allen ist herber Verlust an altem Kunstbestande verbunden, und die Städtebilder werden dadurch oft genug ihres Charakters völlig beraubt. Genaue Zählungen und statistische Aufnahmen haben erwiesen, daß man sich besonders in Orten geringerer Bedeutung über den Umfang dieses Verkehrs meistens täuscht und infolgedessen Maßregeln ergreift, die er in viel größeren Städten keineswegs erfordert. Zur Bewältigung des Verkehrs an den Toren hat man, um diese nicht opfern zu müssen, vielfach mit Erfolg das Mittel ergriffen, eine Straße seitwärts vom Tore zu eröffnen. — Den Straßenbildern schadet nichts so sehr als Aenderung der alten Fluchtlinien. Wo der Verkehr durchaus nicht anders bewältigt werden kann, lassen sich wohl andere Auskünfte finden, etwa eine Anlage von Fußgängersteigen in Laubengängen, Eröffnung weniger störender Parallelstraßen, endlich Durchbrüche. Wo letztere erforderlich sind, was ja oft nicht zu umgehen ist, dürfte eine Stadtverwaltung an die Lösung der sehr schwierigen Aufgabe nur mit Hilfe eines wirklichen Stadtbaukünstlers herantreten auf Grund der heute gefundenen Grundsätze, wie sie namentlich durch Camillo Sitte festgelegt sind. Ein Musterbeispiel feiner künstlerischer Durchgestaltung eines alten Stadtbildes für moderne Zwecke bietet Stuttgart. Aus den Regeln modernen Städtebaus wird man auch entnehmen, wie man Denkmäler oder Brunnen in geschmackvoller Weise auf Straßen und Plätzen aufzustellen hat, wie man mit den öffentlichen Gartenanlagen verfährt und dergleichen.

Noch ein Wort sei der furchtbaren Neigung des „Freilegens" gewidmet. Wenn etwas, so gehört sie zu den Kennzeichen des Laientums. Was die Befähigung zu künstlerischem Wesen betrifft, so waren unsere Vorfahren offenkundig in einer Glückshaut geboren. Denn daß sie ihre Kirchen so eng in die Häuserviertel einkapseln, daß sie das bißchen Boden, das innerhalb der Stadtmauern zu haben war, bis aufs äußerste ausschinden mußten, daß sie dadurch gezwungen waren, sich der Höfe, des Licht- und Luftraumes zu berauben, schlug nach der künstlerischen Seite zum Glück aus. Erst dadurch gewannen die Kirchbauten ihren erhabenen Eindruck, weil für das Auge bei der Zusam-

menstellung der Dinge, die dem irdischen und dem überirdischen Dienste gewidmet waren, die letzteren den richtigen perspektivischen Maßstab erlangten. Andere wichtigste Gesichtspunkte dabei nur nebenher zu erwähnen. Vor allem, daß die in das Gewirr der Stadthäuser fest eingeschlossene Kirche in engere Beziehungen zum täglichen Leben, zu Gemüt und Empfindung der Bürger trat, ihre Nähe ihnen zur selbstverständlichen lieben Gewohnheit ward. Auch daß die eng verschlungene Anlage der Straßen und Gassen, schon ganz physisch genommen, Wärme und Behaglichkeit erzeugte. Jetzt kommt ein moderner Mann, der seine Mitbürger darauf bringt, die alte Stadtpfarrkirche, der kunstgeschichtliche berühmte Dom sei unwürdig daran; schon allein seine Bestimmung als Gotteshaus erfordere die Isolierung, ganz wesentlich aber auch seine architektonische Beschaffenheit, sein Gesamteindruck, den man von keiner Seite genügend genießen könne. Hieraufhin hat man sich in einer Masse von Städten für die Freilegung der großen Dome entschieden. Ich erinnere nur an Ulm, Worms, Halberstadt, vor allem an Köln. Was ist die Folge gewesen? Nach geschehener Freilegung von den meisten oder von allen Seiten, nachdem unter Aufopferung oft sehr wertvoller bürgerlicher Architekturen ein riesiger öder Platz geschaffen ist, über den der Sturm heult, ist der Maßstab verloren, die Dimensionen des Kunstwerkes schrumpfen perspektivisch zusammen. Die Kirche steht da wie ein Fremdkörper, scheint schier hilflos um sich zu blicken, als suchte sie nach den Menschen, mit denen sie einst treue und trauliche Zwiesprache gehalten. So erleidet ein solches Denkmal und die Stadt mit ihm Einbuße in jeder Richtung.

Nun wünsche ich nicht mißverstanden zu werden. Es ist klar, daß ein modernes Gemeinwesen, daß die heutige Stadt kein Museum sein kann. Selbstverständlich gibt es die verschiedenartigsten Gründe, daß, wie die Zeiten sich ändern, auch vieles Alte stürzen muß. Auch die zuvor angedeuteten Rücksichten des Verkehrs und der Hygiene gehören dazu, sobald sie nur richtig aufgefaßt werden, so lange man ihre Namen nicht als leere Schlagworte und als Vorwand benützt. Da nun soll aus den Ruinen ein neues Leben erblühen; neue Schöpfungen müssen an die Stelle der alten treten, andere selbständig hinzugefügt werden: Architekturen werden nötig zu Zwecken des Genusses wie des Bedarfs, von denen die Vorfahren nichts ahnen konnten; und die neue Schöpfung erheischt neue, zweckgemäße Form. Zu gleicher Zeit aber verlangt die Tradition, daß das Neue nicht jene Dinge verdirbt, verunziert und um ihr Ansehen bringt, die aus alter Zeit zum Glück erhalten sind. Es entsteht die Notwendigkeit, unsere neuen Schöpfungen den alten anzupassen.

Um jeden Zweifel auszuschließen, sei hier ausdrücklich betont, wie ich mir das Verhältnis des Heimatschutzes zur Kunst der Gegenwart denke. Es gibt viele und einflußreiche Vertreter der Denkmalpflege, die noch jetzt auf dem Standpunkt stehen, man müsse bei jeder Neu-

schöpfung, besonders aber bei Erneuerungen und Ergänzungen sich so streng als nur immer möglich an denjenigen Kunststil halten, der dem in Frage stehenden Gegenstande am ursprünglichsten eigen gewesen. Dieser Forderung glaubt man gegenwärtig auf Grund vorgeschrittener Erkenntnis der älteren Kunst und Technik beinahe tadellos genügen zu können. Auf einzelne Gegenstände trifft dies auch sicher zu. Sehr geschickte Persönlichkeiten verstehen es z. B. die Glasmalereien der Vergangenheit in so vollkommener Weise zu ergänzen, ganze fehlende Gemäldezyklen, die vorlängst in Scherben gegangen, derart neu zu schaffen, daß schon jetzt nur das schärfste Auge sie von den alten Beständen zu unterscheiden vermag. Wahrscheinlich werden unsere Nachkommen dazu überhaupt nicht mehr imstande sein. Aehnlich steht es mit Bauteilen, auch andern Dingen, so mit ergänzten Wandmalereien, Fußböden, Altären, Orgeln. Alle diese Unternehmungen nachahmerischer Art haben außer andern Bedenken hauptsächlich zwei gegen sich. Erstens daß sie die Wissenschaft verwirren. Ein nachgeahmtes Stück Gemälde ist ebenso eine Urkundenfälschung, wie ein nachträglich geschriebenes, zur ungefähren Ergänzung dienendes Stück eines Diploms, ein interpoliertes Kapitel eines Schriftstellers. Zum zweiten entreißt man der Kunst unserer Zeit in jedem solchen Falle eine Gelegenheit, oft eine stolze Gelegenheit, sich zu üben, ihre Kräfte zu bewähren. Sehen wir ein Bauwerk, sei es Wohnhaus, Rathaus oder Kirche, das in unserer Zeit derartig nachtreterisch, geistig unfrei angefertigt ist, so stellt sich bald ein Ueberdruß heraus. Er wird wesentlich durch die mehr oder weniger klare Erkenntnis verursacht, daß hier das wahre Leben fehlt, daß Aufgaben unternommen worden sind, deren innerem Geist der Unternehmer fremd gewesen. Sehen wir zum Unterschiede davon etwa einen alten Dom, den die Neuzeit noch nicht berührt hat, der aber vielleicht seit den Zeiten früher Gotik oder gar romanischer Kunst alle Jahrhunderte hindurch mit den Bewohnern seiner Stadt gelebt, den wechselnden Geschlechtern gedient hat, so finden wir seinen Hauptreiz gerade in der Mannigfaltigkeit der in ihm herrschenden Kunstformen. Eine jede Zeit hat in ihm ihre Spuren zurückgelassen; die eine oder andere hat am Bauwerke selbst geändert: es erweitert; wieder andere haben das Gotteshaus mit Malereien, mit Glasgemälden, mit Skulpturen geschmückt; andere die Gestühle geschnitzt; andere Altäre und Orgel gestiftet. Und alte und neue Grabdenkmäler, schlichte Tafeln und prunkhafte architektonische Kunstwerke bewahren das Andenken der frommen Geschlechter verdienstreicher Vorfahren. Gar viele gibt es auch der Dome, die einst in herrlichem mannigfaltigen Schmucke Herz und Sinn erwärmten, und die heute fast nackt und bloß dastehen. Hier soll nicht über die Grundsätze und Ueberzeugungen gestritten werden, die zu solcher Behandlung vieledler Kunst geführt haben. Schlimm genug, daß es geschehen ist, und Glücks genug, wenn eine Richtung neuester Zeit nicht darauf verfällt, das Fehlende „stilgerecht“ wieder herzustellen. Denn

stilgerecht sein heißt in diesem Sinne so viel, wie keinen Stil haben. Tritt aber die Notwendigkeit heran, die leeren Hallen wieder zu schmücken, die nackten Wände, die öden Fensterhöhlen wieder in Farben prangen zu lassen, die steinernen Würfel, die einst Altäre waren, wieder ihrem heiligen Zwecke zuzuführen, dann denke man, daß auch die Gegenwart eine christliche Kunst hat, die nicht nur leben, sondern auch Leben schaffen will. Nur eben, daß man des Künstlers dabei gedenke, des individuell schaffenden Geistes, und den Stümper fern halte. Sowie auch den Handwerksmann, dessen Biederkeit nicht über seinen Mangel an Befähigung für wichtigste Aufgaben hinweg hilft. Nur allzu lange hat die Unkunst neuerer Zeit die Kirchen mit wertlosen Gegenständen erfüllt, hat dargetan, zu welch tiefem Standpunkt binnen verhältnismäßig kurzer Zeit eine ehemals höchst stehende Kunst herabsinken kann.

Das hat sich so ziemlich bei allen Dingen gezeigt, die den Zwecken des kirchlichen Dienstes gewidmet sind, von den Kirchgebäuden selbst, dann von ihren Wandbemalungen, Fenstern und dergleichen an bis zu beliebig welchen beweglichen Gegenständen. Als Einzelheit greife ich nur die Paramente heraus. Durch all dergleichen wurde Anlaß zu mißgünstigen und dabei leider gerechtfertigten Kritiken gegeben, die sich infolge törichter Verallgemeinerung dann auch andern Seiten des kirchlichen Lebens, ja des Glaubens, zuzuwenden sich unterfingen.

Bei solchem Worte von Heranziehung des wirklichen Künstlers mag wohl manchem leicht ein Schreckgebilde im Geiste erscheinen, das Gespenst des Kostenpunktes. Vielmehr es ist kein Phantom, sondern je näher man es sich besieht, ein nicht schönes, aber sehr reales Gebilde. Darüber ist kein Irrtum möglich: bei kleinen Dingen kann wohl ein künstlerisches Ding wohlfeiler sein als Schund, aber selten bei großen Sachen. Da ist denn nur die eine Möglichkeit, die auch im täglichen Leben als Richtschnur der Solidität gilt: Nicht über seine Verhältnisse gehen wollen. Lieber eine Sache, die nicht zwangsweise nötig ist, noch aufschieben, bis die Gelder ordnungsmäßig dafür da sind, als um großen Auftretens willen Schulden machen. Oder zu dem, Gott sei es geklagt, allzu beliebt gewordenen Mittel der Lotterie greifen, dessen Qualitäten auszumalen nicht nötig ist, auch nicht hierher gehört. Am allerwenigsten aber, um allen solchen Schwierigkeiten zu entgehen, gleißenden Schund kaufen. In solcher Art darf und soll die moderne gute Kunst rasch oder langsam Einzug in die alten Baudenkmäler halten, soll sich mit ihnen harmonisch verbinden, eins soll das andere heben und fördern. Wie im Einzelnen, so sollen diese Gedanken auch im großen übrigen Ganzen gelten.

Ich denke u. a. dabei jetzt an den Städtebau. Was für namenlose Schwierigkeiten hat man sich durch die verkehrte Auffassung dieses Problems an zahllosen Orten geschaffen! Ausschüsse zur Erhaltung des alten Stadtbildes, Polizeivorschriften, Wettbewerbe, und was der-

gleichen sonst massenhaft ersonnen worden ist, hat man in Bewegung gesetzt. Sie haben bisweilen so viel erreicht, daß dies und jenes alte Bauwerk unter Verdruß und großen Opfern vor dem Abbruch gerettet worden ist. Durch geeignete Maßregeln konnte man es den Zwecken der Neuzeit allenfalls anpassen, sehr oft freilich nur in soweit, daß wenigstens die Front noch steht; der alte Grundriß, der doch gerade das Interessanteste ist, mußte meistens bis zur Unkenntlichkeit entstellt oder ganz beseitigt werden. Sehr oft aber konnte überhaupt nichts erhalten bleiben, die alten Häuser mußten fallen. Wie nun den Neubau machen? Im Zweifel darüber fing man an, so lange zwischen den alten Häusern der Stadt herumzusuchen, die doch naturgemäß aus den verschiedensten Jahrhunderten stammen, bis man einen Typ entdeckte, der für den Ort angeblich der charakteristische sein sollte. Auf Grund dieser Einseitigkeit wurden dann die Neubauten zu dieser oder jener bestimmten Stilrichtung verurteilt, die durch Polizeiukas für die einzig zulässige erklärt wurde. Das hieß natürlich nichts anderes, als der Freiheit der Kunst Fesseln anlegen, und als sich mit den Traditionen der Vorzeit, auf die man so hohen Wert legte, in geraden Widerspruch setzen. Es wird wohl noch eine Zeit hingehen müssen, ehe man allenthalben zur Erkenntnis der Verkehrtheit solchen zwangsweis durchgesetzten nachahmerischen Wesens gelangt. Aber schon mehren sich an Stätten, wo der Begriff wahrer Kunst entwickelt ist, die Anzeichen, daß jene Art von Bemühungen in absehbarer Zeit zu den überwundenen Geschmacklosigkeiten gehören werden. Was man bisher mit besonderer Verve als Schlagwort benutzt hat — „nicht nachahmen, sondern neu schaffen im Geiste der alten Zeit" — es beginnt sich aus dem Schall der bloßen Redensart allmählich zur Tatsache zu verdichten. Einzelne Ortschaften stehen in dieser Beziehung bereits mustergiltig da.

Dort kennt man nicht mehr die ehemals gefürchteten Schwierigkeiten, die gerade durch den Hang zum nachahmerischen Wesen, durch verkehrt angebrachten Respekt gegenüber berühmten Vorbildern, durch Trübung der Naivetät infolge Ueberlastung mit unverdautem Wissensballast, durch Erstarrung in technischen Schulregeln selbst geschaffen waren. Den verhängnisvollsten Einfluß auf die Kunst der neueren Zeit — einen Einfluß, dem man sich erst jüngst zum Glück wieder zu entringen im Begriff steht — hat der unselige Klassizismus geübt, der zum Schaden aller deutschen Kunst, der bildenden sowohl wie der redenden, im 18. Jahrhundert einsetzt, auf mißverständlichen Auffassungen des Altertums beruht und statt des gesunden Empfindens, das auch dem Altertum in jedem Atemzuge eigen war, den Schematismus eingeführt hat. Er läuft dem Wesen des deutschen Volkes mehr zuwider, als dem aller andern Kulturvölker. Gerade die deutsche Eigenart, die sich bis heute in dem national stark ausgeprägten und, richtig verstanden, durchaus berechtigten Einzelstaatwesen ausprägt, verlangt nach Individualismus, nach Beachtung jeder Sondereigen-

tümlichkeit, nach freier Entfaltung einer jeden Kraft nach ihrer eigenen Art. Durch den Klassizismus ist diese natürliche Anlage in ein Joch genötigt worden, dessen Schwere man, wie es zu gehen pflegt, zuletzt kaum noch empfand. Aber Art läßt nicht von Art, und so konnte es nicht ausbleiben, daß auch gegen das Joch dieser Fremdherrschaft eines Tages der Unwille der Besten sich zu äußern begann. Sie brachten damit nur zur Geltung, was im ungewissen Empfinden des ganzen Volkes ständig latent vorhanden gewesen war. Daher der verhältnismäßig rasche Erfolg, den die individualistische neue Richtung in weiten Kreisen so schnell gewonnen hat. Sie geht Hand in Hand mit dem Wiedererwachen des Naturgefühls. Winkelmann brachte es fertig, als er nach Italien reiste, die Gardinen seines Wagens zuzuziehen, um die Alpen nicht sehen zu müssen, die seinen so hohen und doch auf Irrwege geratenen Schönheitssinn störten. Ueber die entgegengesetzte Auffassung unserer Zeit zu reden, wäre überflüssig. Das gesunde Naturgefühl leitet zur gesunden Auffassung des menschlichen Lebens und seiner großen Kulturaufgaben zurück, als deren schönste nächst der Religion die Kunst dasteht.

Ein zweites Hindernis, das der freien Entfaltung der Kunst in der Technik entgegensteht, ist die Technik selber. Die geometrischen Eigenschaften der Maschinen übertragen ihre Strenge von selbst auf die Auffassung und Schaffensart des Technikers in solchem Umfange, daß ihm ein Abweichen von der geraden Linie oder Kurve, von Parallelen und rechten Winkeln durchaus nicht mehr in den Sinn kommt. Wo der Ingenieur sich der Baukunst, sei es des Hochbaus, Straßen- und Wasserbaus annimmt, weiß er gemeinhin nichts anderes anzufangen, als hätte er mit toten Dingen zu schaffen, nicht als sollte er Leben fördern und Leben erzeugen. Die Schäden, die durch derlei Auffassungen entstanden, wurden fortgepflanzt, vermehrt und drohten verewigt zu werden in der gesamten Kunst neuerer Jahrzehnte, die nur ein weniges hinter uns liegen, vor allem auf architektonischem Gebiet. Verhängnisvollen Einfluß übten dabei besonders die Handwerkerschulen, die erst ganz neuerdings sich zu bessern, und jetzt freilich eine recht tüchtige Stütze des Heimatschutzes zu werden beginnen. Gleich ihren Leistungen sind sie der Architektur und ferner der gesamten Kunst im Handwerk in unsern Tagen außerordentlich fortgeschritten.

Ein höchst charakteristisches Stadtbild zu schützen, und die Neubauten diesem aufs feinste anzupassen, versteht u. a. die moderne Münchener Architektenschule. Wie von ihr fast jeder Bau auf die Art des Ortes berechnet wird, an dem er zu stehen hat, auf seinen Eindruck im Ganzen, auf seine Linienführung und Gruppierung, auf seinen vorherrschenden Charakter und seine historischen Erinnerungen, ist durchaus bewundernswert. Mit verschiedenartigster Individualität ausgestattet, die ungehindert zum Ausdruck kommt, stellen die vielen vorzüglichen Architekten Münchens ihre Bauten her, die darum so wohl-

wend wirken, weil sie durchweg im Boden der Heimatkunst wurzeln, ohne doch irgend in gesuchte Altertümelei zu verfallen. Es genügt, Namen zu nennen wie Gabriel und Emanuel von Seidl, Thiersch, Gräßl, Max Littmann, Hocheder, Theodor Fischer, um von der Bedeutung der Münchener Baukunst und ihrer Wichtigkeit gerade nach der Seite des Heimatsschutzes hin einen Begriff zu geben. Zu den Genannten kommt eine gewaltige Schar anderer, die ich nicht alle aufzählen kann, ohne natürlich einen von ihnen dadurch kränken zu wollen. In ganz hervorragender Weise versteht es die Münchener Schule sich volkskunstmäßiger Aufgaben zu entledigen. Hier kann ich nicht unterlassen, den Namen von Franz Zell herauszugreifen, zugleich um die bedeutenden Verdienste dieses Mannes zu würdigen, die er sich um die Gründung und Einrichtung einer Anzahl bedeutender bayrischer Volkskunstmuseen erworben hat. Die von der Münchener Schule stammenden Landhäuser, Dorfkirchen, Kolonien und was dergleichen ländlicher Bau mehr ist, ferner die Beamtenhäuser, die in Einsamkeiten erbaut werden, bis herab zu den einfachen Arbeiterhäuschen, atmen frisches Leben, kennen keine Künstelei, entsprechen in jedem Zuge dem Empfinden und Bedarf jener Bevölkerungskreise, für die sie bestimmt sind. Uebrigens soll dabei keineswegs das Verdienst anderer Architektenschulen geschmälert werden, das diese sich auf verwandtem Gebiet erworben haben. So vor allem der Dresdener und der Darmstädter, die ihre Wirksamkeit weit hinaus fühlbar machen.

Worin München schließlich aber allen voran ist, das ist die Friedhofskunst in ihren Beziehungen zur Architektur, Gartenkunst und Plastik. Als Musterbeispiel stehen die Leistungen Fischers auf dem Ostfriedhof, Gräßl's auf dem Waldfriedhofe da, in ihrem strikten Gegensatze die außerordentliche Vielseitigkeit der Münchener Schule auch auf diesem Gebiet erweisend. Der Gedanke ist freilich auch einer von jenen, die an mehr als einem Orte zugleich entstehen. Der Jammer der Friedhofskunst in ihrem Verfalle seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ließ sich von keinem Feinfühligen schließlich mehr übersehen. Als zu überzeugend wirkende Kontraste gegen den kümmerlichen Fabrikkram, die geschmacklose Ueberhäufung oder das Protzentum der leider üblich gewordenen Kirchhöfe standen die köstlichen, Frieden und Schönheit atmenden Ruhestätten früherer Geschlechter. So die berühmten Friedhöfe von Salzburg, Prag und manchem andern Ort, auch nicht zum mindesten die rührende Schlichtheit vieler Gottesäcker auf den Dörfern, von denen besonders im Süden zum Glück noch zahlreiche erhalten sind. Diese Gegenden bieten auch das nachahmenswerte Muster der Wandelhallen, die den Friedhof so einschließen, daß er eine Welt für sich wird, und die den wertvolleren Denkmälern Schutz gewähren, besonders auch zur Unterbringung geschichtlich und künstlerisch bedeutender trefflich brauchbar sind. Denn auch hier läßt sich vieles vermeiden, was bisher skrupellos begangen worden ist, die Zerstörung alter Grabmonumente, und damit

die Vernichtung vorbildlicher Kunstwerte, die Zerreißung zahlloser Fäden, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit hätten verknüpfen, der Traditionen, die, zum mindesten für den Ort, oft genug auch weit über seine Grenzen hinaus wichtig, hätten bewahrt werden können und müssen.

Man sieht, daß die Leitung und Beeinflussung der zahllosen Aufgaben teils konservatorischer, teils neu produktiver Art, die zusammen darauf herauskommen, unserer Heimat ihren Charakter, unserm Volke seine Eigenart zu wahren, die Kräfte der staatlichen Organe, auch wenn sie sich um den Zusammenhang mit den interessierten Bevölkerungskreisen noch so sehr bemühen, weitaus übersteigen. Ein wirklicher Nutzen läßt sich nur von einer alles zugleich umfassenden Organisation größten Stils erwarten. Schon im vorigen ist so manches berührt worden, was mit der Denkmalpflege im engeren Sinne nicht mehr oder nur locker zusammenhängt, was vielmehr bereits zum Schutze der Natur gehört. Zur Erledigung aller dieser verschiedenartigen Aufgaben hat sich vor wenigen Jahren der „Bund Heimatschutz" gebildet, dessen schon gedacht wurde, und der bei richtiger Leitung und notwendiger Fühlung mit den offiziellen Stellen zur Führung der ganzen Bewegung wohl geeignet ist. Denn wenn von Heimatschutz die Rede ist, so kann sich dieser Begriff unmöglich auf die Erhaltung der Bau-, Kunst- und Kulturdenkmäler beschränken, sondern müßte logisch eigentlich, schon bevor von jenen Dingen die Rede war, sich dem Schutz der Natur, der Landschaft mit allen ihren Schönheiten und charakteristischen Eigentümlichkeiten zugewandt haben. Weniger wäre dies notwendig, wenn unsere Landschaft sich noch durchweg ihre Ursprünglichkeit bewahrt hätte. So, wie wir sie heute sehen, ist sie in vielen Zügen selbst schon ein Erzeugnis der Kultur, und die Frage bleibt offen, welches Recht man letzterer zur Beeinflussung der Naturursprünglichkeit einräumen darf. Denn daß ein solches vorliegt, kann ebenso wenig bestritten werden, wie daß jemand ein Recht hat, sich in der Wohnung, die er bezieht, nach Gefallen und Bedarf einzurichten. Verlangt kann und muß nur werden, daß die Behandlung der Landschaft den allgemeinen Interessen angepaßt wird, nicht den Sonderinteressen Einzelner; daß sie dem künstlerischen Gefühl genüge; daß die Landschaft nicht zum Opfer der Banausität, des Eigennutzes, der Kurzsichtigkeit, des Ungeschmacks gemacht werde. Beispiele gerade nach letzterer Richtung aber sind in ganz Deutschland in erschreckender Weise vorhanden. Ohne Rücksicht auf die natürlichen Linien der Landschaft, wo diese nicht gerade Zwangsansprüche erheben, führt man Chausseen, opfert ihnen Felsen und andere wundervolle Bestandteile der Landschaft, keineswegs immer, weil es nicht anders geht, sondern weil Reißbrett und Schiene die Empfindung des Erbauers in Fesseln halten. Mit ihnen belastet, stört er den Linienfluß der Natur, in schematischem Schaffen zieht er die schwarzen Eisenröhren, die den Waldbach zum Elektrizitätswerk leiten,

der Länge und der Quere durch die Waldtäler, gerade als wäre die Technik unserer Zeit nicht imstande, dergleichen Dinge zu verhüllen, damit sie nicht stören, wenn sie schon sein müssen. Denn natürlich widerspreche ich nicht der Notwendigkeit, daß im Interesse des modernen Lebens und seiner einmal erwachsenen Voraussetzungen die Kräfte der Natur dienstbar gemacht werden müssen. Aber auch der Schutz der Natur gehört zum modernen Leben. Nicht bloß ihrer Imponderabilien halber, sondern aus sehr konkreten Rücksichten. Eine Ortschaft, die darauf verfällt, ihre Landschaft industrieller Zwecke halber umzumodeln und darüber deren Schönheit opfert, dürfte pekuniär dadurch oft mehr verlieren als gewinnen. Wo der Bach nicht mehr rauscht, wo die Wälder abgeschlagen sind, wo aus dem schönen See eine Lache geworden ist, wo aus Fabrikessen schwarzer Qualm die Lüfte verfinstert, da bleibt der Fremdenbesuch fort, der vielleicht bis dahin eine Haupterwerbsquelle für die Bewohnerschaft abgegeben hat. Und dies Manko, dessen Ersatz durch die neuzeitlichen Aenderungen keineswegs immer garantiert ist, wird den Einwohnern ihren Fehler bald begreiflich machen, sollten sie sich auch, was freilich wahrscheinlich ist, um die Einbuße an edlem Ruf in der Welt, um den Verlust an Poesie, die anderer Menschen Herz erfreut hat, keine Sorgen machen. Abgesehen von solcher unbedachten Profitsucht kommen für die Störung oder Vernichtung der Naturdinge, für die daraus entspringende Aenderung noch so manche andere Umstände in Betracht. Von ihnen sei nur die Forstwirtschaft erwähnt, die allzu oft dem Bestande der ursprünglichen Pflanzenwelt, der Erhaltung der seit alters heimischen Tiergattungen nicht genügend Beachtung schenkt. Unser deutscher Wald ist es, dessen ursprüngliche Herrlichkeit, soweit von solcher überhaupt noch die Rede sein kann, des Schutzes bedarf. Der Kahlschlag bedroht seine Flora und Fauna. Da natürlich auch für ihre Schonung fachmännische Anweisung erforderlich ist, so erschien im Jahre 1900 als Arbeit des Professor Conwentz das „Forstbotanische Merkbuch für Westpreußen", das weit über den genannten Bezirk hinaus von größter Wichtigkeit ist und bald auch in andern Gegenden Arbeiten verwandter Art angeregt hat. Bei der künstlichen und schematischen Aufforstung schwinden gar manche unbeachtet gebliebene oder als gering geschätzte Pflanzengebilde und die Tiere, deren Lebensbedingungen an jene geknüpft waren, nehmen mit ihnen Abschied. Endlich ist nicht zu vergessen, welchen Schaden die Gedankenlosigkeit anrichtet. Wenn erst noch neulich ein Mann sich rühmte, 75 Adler geschossen zu haben, und darüber zallose Zeitungen in Entzücken gerieten, so wird nicht schwer sein, festzustellen, auf welcher von beiden Seiten die größere Gedankenlosigkeit liegt. Daß solchen Wüterichen durch den unverdienten Ruhm die Lust verstärkt wird, daß sie daraufhin weite Bezirke charakteristischer Erscheinungen berauben, ist selbstverständlich. Eine Entschuldigung pflegen solche Jäger darin zu suchen, daß sie den Schaden der Raubtiere geltend machen.

Sicher ist dieser nicht zu übersehen, wird aber im allgemeinen weit überschätzt. Jedenfalls darf die Einschränkung solchen Schadens nicht bis zur Ausrottung der betreffenden Tiergattungen gehen. In dieser Richtung leisten auch die dilettantischen Sammler, die Sonntagsausflügler, die Schulkinder Schlimmes. Die Verfolgung von Käfern und Schmetterlingen, die in planlose, jeder Pflege entbehrende, elende Sammlungen getan werden, ohne Fundort, ohne Kenntnis des Namens, ohne die bescheidenste Präparation, ihre Zahl läßt sich in keiner Weise schätzen, so wenig wie die Qualen der unglücklichen Geschöpfe, die, oft genug nur halb betäubt, an der Nadel wieder aufwachen. Der pädagogische Zweck solcher Dinge ist Null oder Minus. Der Sonntagsausflügler, der Bergfex aber wüten durch unsinnige Zusammenschleppung von Pflanzenbündeln, gleich als hätten sie Ziegen daheim, die satt werden müssen, bringen die zusammen gerupften Bündel aber oft genug überhaupt nicht heim, sondern werfen sie unterwegs in den Staub der Landstraße. Sehr planmäßig gehen dafür andere Pflanzenfeinde zu Werk. Obenan die großen Gärtnereien und Kranzbindereien des In- und Auslandes, die gewisse Sorten wilder Pflanzen bevorzugen. So das Alpenveilchen, das Edelweiß, die Alpenrose, die Farrenkräuter, die Stranddistel. In der Reihenfolge der Verwüster hintenan und doch nicht als die letzten an Gefährlichkeit wanken die elenden Kräuterweiblein, die den Bezirk ihrer Tätigkeit heutigentags mit Hilfe der Eisenbahn weit ins Land hinaus ausdehnen. Das Ausgraben wilder Pflanzen samt den Wurzeln gehört natürlich mit in den Kreis dieser Betrachtungen.

Weitsichtige Stadtverwaltungen haben zu Gunsten des Naturschutzes schon seit langer Zeit Verordnungen getroffen. In Bayern sind die einschlägigen Bestrebungen mehr denn ein Jahrhundert alt. Sie begannen dort 1803 damit, daß der Staat zum Schutze des Baumbestandes den Theresienhain bei Bamberg kaufte. 1815 sicherte er die Tropfsteinhöhlen des Jura, 1840 die wunderbaren Felsen an der Donau, der Isar und der Altmühl. Ein Jahr später ward verordnet, daß an Straßen und Spazierwegen die Alleen nur nach vorheriger Genehmigung der Behörde beseitigt werden durften. 1852 kam das bayrische Forstgesetz mit seiner staatlichen Kontrolle über die Privatwaldungen. So geschah noch manches in dieser Richtung bis zur neuesten Zeit zur Erhaltung der Landschaft mit ihren Tieren, bis 1905 die Forstämter zur aktenmäßigen Behandlung des Naturschutzes genötigt worden sind. Nicht mindere Sorgfalt wie Bayern wenden andere Staaten, so die thüringischen Gebiete, weiter Sachsen, Baden und Hessen auf den Naturschutz, und tragen kein Bedenken, ihren Vorschriften gegebenen Falles allerschärfsten Nachdruck zu verleihen. In Preußen gibt es seit 1903 das Gesetz gegen die Verunstaltung, die das Reklamewesen den Landschaften zufügt. Diese Vorschriften sind durch das schon erwähnte Gesetz von 1907 noch erweitert worden.

Ueber die Grenze des Naturschutzes in das Gebiet des weiter erfaßten Heimatschutzes gehend enthält letzteres das Verbot der Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden. Der am 15. Juli 1907 in Kraft getretene Entwurf ordnet an: „Die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Aenderungen ist zu versagen, wenn dadurch Straßen oder Plätze der Ortschaften oder das Ortsbild gröblich verunstaltet werden würwen." Weiter wird bestimmt, daß für gewisse Straßen und Plätze von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung durch Ortsstatut die Verweigerung der Erlaubnis vorgeschrieben werden kann auch in dem Falle, wenn einzelne Bauwerke durch Aenderungen ihrer selbst oder auch ihrer Umgebung in ihrer Eigenart oder ihrem Eindrucke beeinträchtigt werden würden. Die Anbringung von Reklameschildern, Schaukästen, Aufschriften und Abbildungen bedarf der Genehmigung der baupolizeilichen Behörde, die hierbei wie überhaupt mit den Gemeindevorständen nicht einer Meinung zu sein braucht, diesen jedoch über beabsichtigte abweichende Beschlüsse Bescheid geben muß. Die Einschränkung des Reklamewesens (oder besser gesagt — -unwesens) kommt in erster Linie auch für die Wahrung landschaftlicher Schönheit in Betracht. Für diese ist weiter dadurch gesorgt, daß Bauten und bauliche Aenderungen außerhalb der Ortschaften verboten werden können, wenn dadurch eine gröbliche Verunstaltung des Landschaftsbildes verursacht würde. Man kann dieser Maßregel, die auch in andern Staaten innerhalb und außerhalb Deutschlands gilt, nur von Herzen zustimmen. Welcher Naturfreund hätte sich nicht schon über die aufdringlichen Geschäftsschilder geärgert, die an Bergabhängen, an den Ufern der schönsten Seen in widerlicher Zudringlichkeit aufgepflanzt sind, wer nicht schon z. B. über abscheuliche Scheunen mit bunten Zementziegeldächern oder über dem Naturbilde widersprechende, womöglich zwecklose Aussichtstürme. Einen der letzteren kenne ich, den der Erbauer lediglich des Zweckes halber nach seinem Tode hat errichten lassen, um seinen Erben sein Vermögen vorzuenthalten.

Die wichtigste Einrichtung ist die 1906 geschehene Einsetzung eines staatlichen Kommissars für Naturdenkmalpflege. Dieser schon genannte Beamte — gegenwärtig Prof. Dr. Conwentz, Direktor des westpreußischen Provinzialmuseums in Danzig — hat die Aufgabe, die Naturdenkmäler zu ermiteln und zu erforschen, für ihre andauernde Beobachtung und nach Möglichkeit für ihre Erhaltung besorgt zu sein. Ein ungeheures Arbeitsfeld, das der gegenwärtige Kommissar durch seine propagandistische Tätigkeit in ganz Deutschland in verdienstlicher Weise noch erweitert hat. Dazu hat er an die ministerielle Zentralstelle Bericht über seine Tätigkeit zu liefern, hält sich aber nicht allein jener gegenüber, sondern auch vor der Oeffentlichkeit in gleicher Weise verpflichtet. Dies hat zur Herausgabe der zwanglos erscheinenden „Beiträge für Naturdenkmalpflege" (Berlin, Verlag Gebrüder Born-

träger) geführt. Es sind Hefte, die in durchaus gemeinverständlicher Art die erledigten und die bevorstehenden Arbeiten des Naturschutzes deutlich machen und überdies durch wertvolle Abbildungen das Interesse fördern. Zum Schutze der Naturdenkmäler ist in Preußen überhaupt viel getan; besonderes Lob verdient dabei die Mitwirkung der Forstverwaltung, die dafür gesorgt hat, so manchen berühmten Punkt vor Verunstaltung, so manche Pflanzen und Tiere vor Ausrottung zu bewahren. Von Landschaften denke ich des Bodetals im Harz oder auch der Lüneburger Heide, von den Tieren der Kormorane, der Reiher u. a. Desgleichen beteiligen sich die Baubehörden, unter ihnen mit anerkennenswertem Eifer, der gelegentlich auf eine Art von Selbstverleugnung herauskommt, die Eisenbahn- und Telegraphenverwaltung. Ueberhaupt ist das Interesse der Behörden nur zu rühmen, innerhalb wie außerhalb Preußens. In München, Regensburg, Nürnberg und andern Orten dürfen wilde Pflanzen mit Wurzeln nicht auf den Markt gebracht werden. Große provinzielle Ausschüsse nehmen sich des offiziellen Naturschutzes weiter an. Um von rühmlichen Beispielen desselben Strebens auch außerhalb Deutschlands nur wenige zu nennen, greife ich London und Wien heraus, die dafür die außerordentlichsten Aufwendungen gemacht haben.

Bei solchem vorbildlichen Verhalten der leitenden Stellen kann eine gedeihliche Wirkung auf die Privatkreise nicht ausbleiben. Eine große Anzahl von Vereinen in allen Gegenden entfaltet eine rührige und auch erfolgreiche Tätigkeit auf dem Gebiete des Naturschutzes. Sie alle herzuzählen wäre ebenso eine Unmöglichkeit, wie es unbillig wäre, einzelne vor andern namhaft zu machen, unter Ausnahme des mit universellem Programm arbeitenden „Bundes Heimatschutz", dessen bereits gedacht wurde. Eine jede dieser Korporationen ist in wahrhaft rühmlicher Weise bestrebt, nach ihren Mitteln und dem Umfange ihres Autoritätsbezirkes zu tun, was sie kann. Daß dabei die vorbildliche Tätigkeit einzelner Mitglieder und Privatpersonen besonders wirksam ist, muß ohne weiteres verständlich sein. Eine ganze Anzahl von intelligenten Großgrundbesitzern sorgt in ihren Waldungen energisch für den Schutz der Flora und Fauna. Ihnen verdanken wir, wie z. B. in Böhmen und im bayrischen Walde, die Erhaltung von Bezirken, die noch heute wie aus des Schöpfers Hand unmittelbar hervorgegangen ausschauen. Andere ideal gesinnte Männer werfen sich wohl zu Schützern einzelner kleinerer Landschaftsteile, besonders schöner, alter Bäume und dergl. auf. Als ein gutes und sympathisches Mittel, letztere vor der Axt zu schützen, hat es sich schon oft bewährt, ein Heiligenbildchen oder ein Kruzifix an solchem ehrwürdigen Werke der Schöpfung zu befestigen.

* * *

Nur mit kurzen Zügen konnte in den vorausgegangenen Seiten dieser Schrift Entstehung, Umfang und Bedeutung der Denkmalpflege und des Naturschutzes, insgesamt genannt „Heimatschutz" angedeutet werden. Alle eingehendere Beschäftigung mit dem Gegenstande, dessen tausende von Zweigen, Blättern und Blüten aus einer Wurzel sich entfalten, die da heißt das Vaterland, und die allesamt unter einer Sonne gedeihen müssen, die da gepriesen wird mit dem Namen Vaterlandsliebe — jedes weitere Eingehen darauf muß dem persönlichen Antriebe des Einzelnen überlassen bleiben. Um ein wenig dabei behilflich zu sein, ist im Obigen schon an verschiedenen Stellen auf dieses und jenes Erzeugnis der Literatur hingewiesen. Zur Ergänzung kann nicht versäumt werden, hier am Schluß noch einiges des Wichtigsten sonst anzuführen.

Für die Behörden, Korporationen wie für den Einzelnen gibt es über das Maß der populären Behandlung hinausgehende, gleichwohl sehr faßliche Literaturerzeugnisse. Um an der Spitze anzufangen, so seien die Denkmalinventarisationen genannt, die gleich hohe Bedeutung als Mittel der Aufklärung für den Laien, wie als wissenschaftliches, wie endlich als statistisches und überhaupt amtliches offizielles Material für den Staat und seine Organe haben oder wenigstens haben sollten. Diese Arbeiten sind fast allenthalben im Reiche noch im Gange, erst stellenweise abgeschlossen. Letzteres ist in Preußen bisher noch lange nicht der Fall, was teils aus dem großen Umfange der zu bewältigenden Aufgabe, teils aus dem Mangel an geeigneten Arbeitskräften, teils dadurch sich erklärt, daß die für die Bearbeitung geltenden Grundsätze keineswegs durchweg die gleichen sind. Einzelne Gebiete verzögern auch die Vollendung dadurch, daß sie die Inventarisationshefte durch nicht zur Sache gehörige Dinge belasten, so etwa durch ausführliche historische Untersuchungen und dergleichen. Dabei liegt doch auf der Hand, daß während jeder Verzögerung so und so viel Denkmäler zu Grunde gehen, für die Inventarisation also nicht mehr in Betracht kommen, während ihre schnelle Vollendung in vielen Fällen zur Verhütung des Verlustes hätte dienen können. Auch die Frage der ausreichenden und zweckdienlichen Illustrierung ist noch lange nicht durchweg befriedigend gelöst. Bei dieser Sache, die neben der fachgemäßen Beschreibung der Objekte die allergrößte Wichtigkeit beansprucht, spielt die leidige Geldfrage eine besondere Rolle, derart, daß die Abbildungen oft genug der Zahl nach zu wenig, dem Format nach unzulänglich, in der Technik (besonders wegen der Bevorzugung der Autotypie [des Netzdruckverfahrens]) mangelhaft sind. Dem Zwecke, technisch und kunstgeschichtlich gebildeten Personen sowohl wie den Laien zu genügen, wird mehr als ein Inventar nur nach einer von beiden Seiten, manchmal auch nach keiner gerecht. Dazu verhindert der hohe Preis vieler dieser Publikationen ihre Verbreitung. Von allen diesen Dingen gibt es aber zum Glück auch eine stattliche Reihe trefflicher Aus-

nahmen. Ich greife als solche heraus die Denkmälerinventare der Rheinprovinz (von Paul Clemen), der Thüringischen Staaten (früher von Paul Lehfeld, jetzt fortgesetzt von Georg Voß), der Provinz Schlesien (von Hans Lutsch, beachtenswert besonders auch wegen des Abbildungsmaterials), der Provinz Westfalen (von Albert Ludorff, aus ähnlichen Gründen, sowie besonders wegen der vorbildlichen Wohlfeilheit).

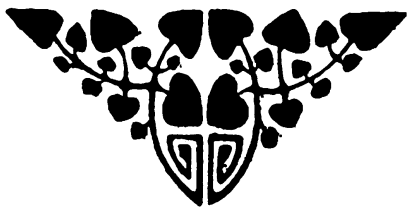
Zu den bedeutendsten Literaturerscheinungen auf dem Gebiete gehört, gewissermaßen als Extrakt aus den zuvor genannten Inventarisationen, aber dabei als durchaus selbständige Erscheinung von beträchtlichem wissenschaftlichen Wert, das „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler", herausgegeben im Auftrage des Tages für Denkmalpflege von Prof. Georg Dehio (Berlin, Ernst Wasmuth, A.-G.). Es schließt sich der Idee nach an die vor vier Jahrzehnten erschienene Kunsttopographie von Lotz an, die für ihre Zeit eine hervorragende Leistung war, aber jetzt veraltet ist. Durch das Entgegenkommen der deutschen Regierungen und das Interesse des Kaisers konnte das neue Werk zu stande kommen, von dem seit 1905 wichtigste Teile (Nordost-, Mittel- und Süddeutschland) erschienen sind. Sie geben in alphabetischer Reihenfolge der Orte in gedrängtester Form Auskunft historischer und vor allem kunsthistorischer Art, über die daselbst befindlichen wichtigsten Denkmäler. Einzelne Lücken und Mängel, die dem Werk bisher anhaften, werden bei künftigen Auflagen hoffentlich noch schwinden. — Sehr instruktiv und beachtenswert sind die mancherlei Schriften von Paul Schultze-Naumburg. Sie arbeiten besonders wirksam mit dem Illustrationsmaterial, bei dem das System der Nebeneinanderstellung von „Beispiel und Gegenbeispiel" beliebt ist und bereits viel Nachfolge gefunden hat. Hier das Schöne, das Maßgebliche, daneben das Häßliche, vor dem gewarnt werden muß. Es ist gewiß ein gutes Mittel, um auf stumpfe Nerven zu wirken. Dagegen ist zu sagen, daß die in den meisten Fällen künstlich geschaffene Vergleichung heftig widerstrebender Kontraste die Vorzüge der einen, wie die Mängel der andern Seite gegenseitig allzu sehr forciert, und dadurch die wirklich objektive Beurteilung vorweg beeinflußt und trübt.

Bedeutend ist die Zahl und Qualität der einschlägigen Zeitschriften. Von ihnen nehmen den Hauptrang ein auf katholischer Seite „Die christliche Kunst", „Der Pionier" (beide in München, Verlag der Gesellschaft f. chr. Kunst, G. m. b. H.), „Die Zeitschrift für christliche Kunst" (Düsseldorf, Verlag L. Schwann); auf protestantischer „Das christliche Kunstblatt" (München, Callwey). Das offizielle Organ für Preußen ist die Zeitschrift „Die Denkmalpflege" (Schriftleiter Otto Sarazin und Friedrich Schulze, Berlin. Wilh. Ernst und Sohn), zur Zeit im elften Jahrgange. Sie ist überaus reichhaltig, ist aber bisher dem breiten Publikum nicht hinlänglich bekannt. Privaten Charakter hat die ausgezeichnete Zeitschrift des bayrischen „Vereins für Volkskunst und Volkskunde" (in München erscheinend),

die auch weit über die Bezirke Bayerns hinaus Beachtung verdient. Aehnliches läßt sich u. a. rühmen von den „Mitteilungen des rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz“ (Düsseldorf L. Schwann). Auch andere Vereine geben in den verschiedensten Gegenden anregende Veröffentlichungen heraus.

Von kleineren Publikationen, die aber darum wichtig sind, weil sie infolge gefälligen Aeußerns bei billigem Preise starke Verbreitung haben, nenne ich den „Thüringer Kalender“ (herausgegeben vom Thüringer Museum in Eisenach, Redaktion G. Voß), den „Kalender Schwäbischer und Bayrischer Kunst“ (München, Ges. f. chr. Kunst, G. m. b. H., Redaktion L. Schlecht), die „Altfränkischen Bilder“ (Redaktion Th. Henner, Verlag Stürtz, Würzburg), den „Berliner Kalender“ (Redaktion G. Voß).

Obwohl nicht speziell, so beginnen doch auch die übrigen bedeutenderen Volkskalender sich der Sache des Heimatschutzes mit Wärme anzunehmen. Dasselbe tun alle besseren Zeitschriften. Je populärer diese Veröffentlichungen sind, um so wertvoller sind sie für die Verbreitung des Heimatschutzgedankens, weil sie dazu dienen, ihn in die Kreise zu tragen, denen wissenschaftliche oder kostspielige Werke unzugänglich sind. Die Bevölkerung ist gern empfänglich für das, was ihr in dieser Richtung geboten wird, beteiligt sich mit naivem Interesse daran und verspricht, wenn man nur nicht zu eilige Fortschritte erwartet, für die Zukunft wohl guten Erfolg.



Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thissen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXVIII. | 15. September 1909. | Heft 12.

Die Entdeckung des Südpols.

Von

Dr. Hermann Cardauns.

Hamm (Westf.)
Markt 13.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1909.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

1. Heft: **Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen?** Von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.
2. Heft: **Das katholische Kulturprogramm.** Von Dr. Richard von Kralik.
3. u. 4 Heft: **Die Denkwürdigkeiten des Kardinals Bartholomäus Pacca** über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren von 1786 bis 1794. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer. (II. Teil.)
5. Heft: **Ostern und die Reform des Kalenders.** Von Professor Dr. Joseph Plaßmann.
6. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Erster Teil: Francesco Lana, S. J., der Erfinder des Luftschiffes.
7. Heft: **An der Wiege der Luftschiffahrt.** Von Professor Balthasar Wilhelm, S. J. Zweiter Teil: Bartholomeu Lourenço de Gusmao, der erste Luftschiffer.
8. Heft: **Der Weg des Buches ins Volk.** Eine tatsächliche und prinzipielle Orientierung. Von Hermann Herz.
9. Heft: **Das Scheckwesen, insbesondere der neue Postscheckverkehr.** Von Dr. Max Trimborn II, Rechtsanwalt in Cöln.
10. Heft: **Aus Islands alten Schätzen.** Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Von P. Jón Svensson.
11. Heft: **Heimatschutz.** Von Dr. O. Doering.
12. Heft: **Die Entdeckung des Südpols.** Von Dr. Hermann Cardauns.

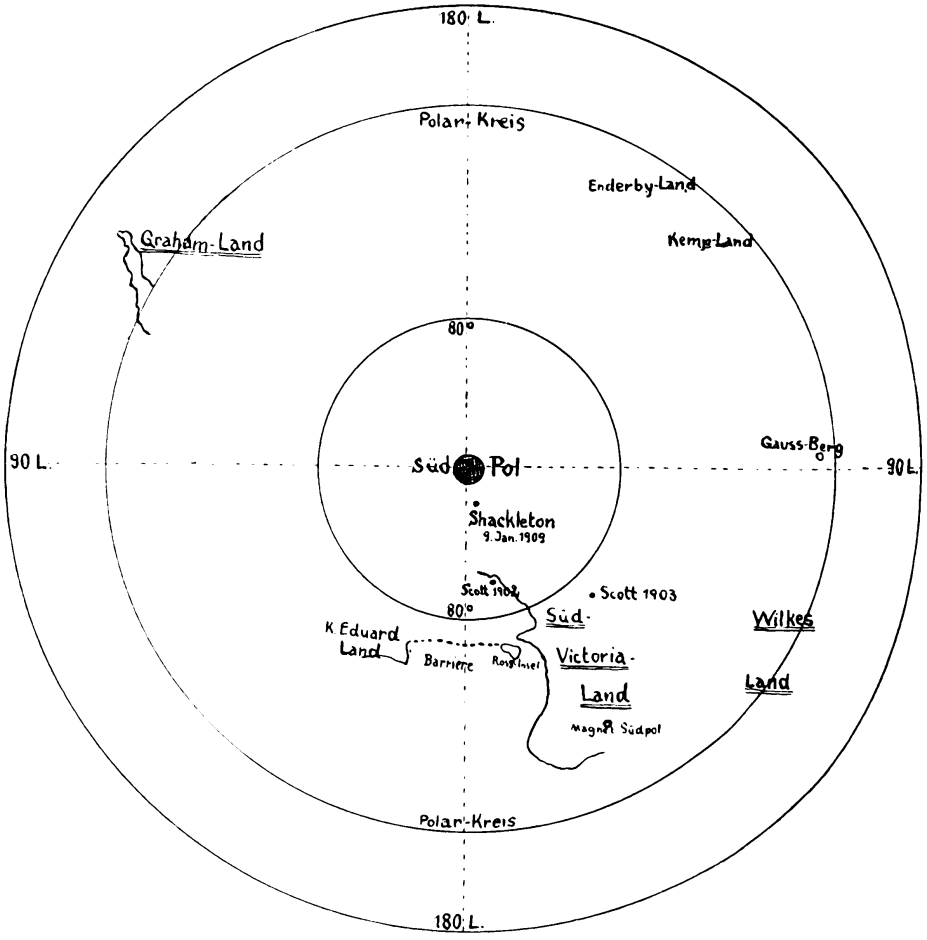
Einladung zum Abonnement.

Die „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren" haben sich auch im verflossenen Jahrgange wieder einer steigenden Teilnahme zu erfreuen gehabt. Das beweist nicht nur die stetig wachsende Abonnentenzahl, sondern auch die überaus günstigen Beurteilungen, die die wertvollen Hefte bei ihrem Erscheinen von kompetenten Persönlichkeiten sowohl als auch von der gesamten Presse erfahren haben.

„In der periodischen Literatur katholischen Charakters nehmen die Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren nicht nur wegen ihres Alters, sondern auch wegen ihres Gehaltes eine hervorragende Stellung ein. Heute sind sie uns mehr als je unentbehrlich. Wären sie nicht da, so müßten sie jetzt ins Leben gerufen werden. Schon deshalb, weil uns ein Gegengewicht zu den akatholischen Publikationen ähnlichen Charakters heute besonders notwendig ist. Aber dies ist nicht das Ausschlaggebende. Die Lage ist vielmehr die: Unser gesamtes religiöses, literarisches, künstlerisches, wissenschaftliches, soziales, wirtschaftliches, politisches Leben wirft heutzutage eine solche Fülle neuer Fragen auf, daß eine rasche und entschiedene Stellungnahme dazu seitens der Katholiken keine Leichtigkeit ist. Eine solche Stellungnahme ist aber unerläßlich, wenn wir nicht von vornherein darauf verzichten wollen, unser nationales Leben mitzuleben und auf seine Gestaltung Einfluß zu üben. So ist denn eine rasche, aber ebenso sehr eine solide, gründliche, umfassende und wissenschaftliche Orientierung von nöten. Die erstere können unsere Zeitschriften besorgen. Um aber die auftauchenden Fragen mit umfassender Gründlichkeit zu behandeln, fehlt diesen der Raum. Es bedarf dazu einer monographischen Behandlungsweise. Diesem Bedürfnis helfen die Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren ab. Sie erscheinen jährlich in 12 Heften, von denen ein jedes eine im Bereich des vielgestaltigen modernen Lebens liegende Frage behandelt." (Augsb. Postztg.)

Antarktische Circumpolarkarte

bis 60°.



Die Entdeckung des Südpols.

Von

Hermann Cardauns.

I.

Ueberſicht der antarktiſchen Forſchung.

Vor wenigen Jahren habe ich eine Beſprechung der großen Südpolar-Reiſe des Kapitäns Scott mit dem kategoriſchen Satz geſchloſſen: „Ob auf dem von Scott gewählten Wege der Südpol erreicht wird, iſt Nebenſache; jedenfalls ſpäter als der Nordpol.“ Man kann hieraus wieder einmal erſehen, ein wie unfruchtbares Geſchäft das Prophezeien iſt: Am 1. April 1904 war Scotts weltberühmtes Schiff, die Discovery, wieder in Neuſeeland gelandet; am 23. März 1909, alſo noch nicht fünf Jahre ſpäter, las man in der Londoner Pall Mall Gazette, Scotts Gefährte Shackleton habe den Südpol erreicht.

Ganz genau war das allerdings nicht. Wie ſich gleich am folgenden Tage aus Shackletons großer Depeſche an die „Daily Mail“ ergab, hatte er noch nicht an dem antarktiſchen Punkte geſtanden, an welchem die Erdachſe mündet, und es bleibt die Möglichkeit, daß der Nordpol früher erreicht wird, vielleicht ſchon auf der verwegenen Schlittenreiſe über das Packeis des nördlichen Eismeeres, auf welcher der unermüdliche Amerikaner Peary gerade gegenwärtig begriffen iſt, aber das Problem des Südpols hat Shackleton gelöſt: Er iſt ihm bis auf etwa 160 Kilometer nahe gekommen, und hat feſtgeſtellt, daß er auf einer vergletſcherten Hochebene von 3 bis 4000 Meter Seehöhe liegt.

Das ist ein Ergebnis, das noch bei Beginn unseres Jahrhunderts kaum ein Mensch zu erhoffen gewagt hat. Unsere Kenntnis der nördlichen Polarländer, die den europäischen Kulturvölkern verhältnismäßig nahe liegen, geht bekanntlich in frühe Zeiten zurück. Island und Grönland sind schon im Mittelalter besiedelt worden. John Davis dringt 1586 durch die nach ihm benannte Straße bis über 72° vor, Baffin 1616 noch 5 Grade weiter. Sein äußerster Punkt, Kap Alexander, ist dann freilich in dieser Richtung 236 Jahre lang, bis 1852, die höchste Polhöhe geblieben. Erst das 19. Jahrhundert sieht eine lange Reihe hartnäckiger Versuche, auf dem Wasserwege westlich von Grönland zum Pol vorzustoßen. Weiter und weiter schieben sich hier die englischen und amerikanischen Expeditionen, durch den Smith-Sund in die Kane-Bai, dann durch den Kennedy-Kanal in das Hall-Becken und durch den Robeson-Kanal in das nördliche Eismeer, wo in den achtziger Jahren Breiten von über 83° erreicht werden. Dazwischen laufen die Entdeckung der nordwestlichen (1850) und nordöstlichen (1878) Durchfahrt, die Untersuchung der grönländischen Ostküste, an der auch Deutschland durch die Expedition von Koldewey (1869) beteiligt ist, die zahllosen Fahrten in dem Inselgewirre nördlich der amerikanischen Küste, die ganz unerwartete Entdeckung des Franz-Joseph-Archipels östlich von Spitzbergen durch die österreichische Expedition unter Payer und Weyprecht (1873). Die Beschreibungen dieser Reisen bilden eine ganze Bibliothek, voll wilder Kämpfe mit Sturm und Eis, mit Krankheit und Hunger, überreich an Taten des Heroismus wie an Katastrophen, unter welchen der gänzliche Untergang der Franklin'schen Expedition mit sämtlichen 129 Teilnehmern die schrecklichste war.

In den achtziger Jahren ist die Erforschung der Nordpolarländer in ihren Grundzügen abgeschlossen. Die nördlichen Grenzen der Kontinente Amerika und Asien sind festgelegt, desgleichen die Umrisse der meisten ihnen vorgelagerten Inseln; allerdings hat noch 1898—1902 Sverdrup unsere Kenntnis des nordamerikanischen Archipels erheblich bereichert. Verklungen sind die Hypothesen von einem verhältnismäßig eisfreien Polarmeer, von Vegetationsoasen im Innern Grönlands, aufgegeben ist auch Petermanns Hypothese, daß Grönland, sei es als geschlossener Kontinent, sei es in Form einer langgezogenen Inselreihe sich von Kap Farewell über den Nordpol oder an ihm vorbei bis nach Wrangelland nördlich der Behringstraße erstrecke. Wir wissen jetzt, daß Grönlands Nordküste sich nur bis etwa 84° erstreckt und daß das Innere ein einziger ungeheurer Gletscher ist. Nansen hat bei seiner Durchquerung Grönlands (1888) etwa unter 65° nichts als eine eintönige Eisfläche angetroffen, die mehrere tausend Meter über dem Meere liegt. Genau dasselbe Bild sieht Peary auf seinem „weißen Marsch", der ihn 1892 vom 78° bis 82° durch das nördliche Grönland führt, eine enorme Leistung, die er 1895 wiederholt. Wir wissen auch, daß das äußerste Nordmeer von treibenden Eismassen bedeckt ist, welche jede freie Schiffsbewe-

gung ausschließen und für Schlitten nur unter den größten Schwierigkeiten praktikabel sind.

Dann verwirklicht Nansen seinen genialen Plan, sich nördlich der asiatischen Küste mit seiner Fram einfrieren und durch die Meeresströmung polwärts tragen zu lassen. Als sein Schiff nach anderthalb Jahren noch nicht 85° erreicht hat, geht er mit einem einzigen Gefährten und drei Hundeschlitten über das Treibeis nach Norden (März 1895), sieht sich aber etwas jenseits des 86° zum Rückzug nach Franz-Joseph-Land gezwungen, wo er mit seinem treuen Johansen den Winter in einer rohen Steinhütte verbringt, um erst im nächsten Sommer wieder heim zu kommen. Vier Jahre später ist sein Polrekord um eine Kleinigkeit geschlagen worden, durch die italienische Expedition des Prinzen Ludwig Amadäus: Sein Schiff, die Stella Polare, überwinterte bei der nördlichsten Insel der Franz-Joseph-Gruppe; von hier aus ist Kapitän Cagni mit Schlitten etwa 10 Wegstunden über Nansens nördlichsten Punkt hinausgekommen. Weit erfolgreicher war sechs Jahre nach ihm Peary, der Ende Februar 1906 von der Nordküste von Grant-Land einen kühnen Vorstoß über das Treibeis unternahm und trotz einem sechstägigem Sturm, der die Eismassen weit nach Osten abtrieb, seine Proviantdepots zerstörte und ihn von den Hülfsabteilungen abschnitt, den 87° überschritt. Weder er noch Nansen und Cagni haben auch nur eine Spur von Land gesehen; so ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Nordpol ein meerumflossener Punkt ist.

Unter total verschiedenen Bedingungen hat sich die Entschleierung der Antarktis vollzogen[1]). Dem Mittelalter war sie absolut unbekannt. Erst bei Beginn der neueren Zeit sind Afrika und Amerika südlich umfahren worden, und die einigermaßen vollständige Kenntnis Australiens fällt noch Jahrhunderte später. Die Südspitze Afrikas liegt unter 35°, Australien erreicht noch nicht 40°, Neu-Seeland nicht 50°, nur das Süd-Amerika vorgelagerte Feuerland 55°, während der Nordrand der Kontinente Europa, Amerika und Asien fast

[1]) Eine gute Uebersicht der älteren antarktischen Reisen bietet Fricker's Antarktis (Erster Band der Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Berlin 1898), einen knappen Abriß, fortgeführt bis ins 20. Jahrhundert, Hassert's Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart (Aus Natur und Geisteswelt, 38. Bändchen, Leipzig 1902) Für die Zeit seit dem energischen Einsetzen der antarktischen Forschung (Ende der 90er Jahre) verweise ich auf die Werke von F. A. Cook, Nordenskjöld, Borchgrevink, v. Drygalski usw., in erster Linie auf Kapitän Scotts ausgezeichneten Bericht The voyage of the Discovery (zwei Bände, London 1905. 1908 sind dazu sechs große Kartenblätter erschienen: National Antarctic Expedition. Charts. By Lieut. Mulock), der im Folgenden besonders eingehend berücksichtigt ist. Seltsamer Weise hat gerade dieses Standardwerk der neueren Südpolarforschung keine deutsche Uebersetzung gefunden. Die Verleger hatten anscheinend mit den meistens glänzend ausgestatteten Uebersetzungen älterer Werke von viel geringerer Bedeutung so traurige Absatzerfahrungen gemacht, daß ihnen der Mut ausging.

überall den 70° überschreitet. Auf der südlichen Halbkugel vereinigen sich der atlantische, indische und große Ozean zu einer einzigen Wasserwüste. Hartnäckig hat sich allerdings auf den Weltkarten (so noch auf der Mercator'schen Karte von 1648) die Vorstellung von einem großen Südkontinent erhalten, der von Südamerika nur durch die schmale Magelhaens-Straße, von Afrika nur durch eine Straße von etwa 10 Graden Breite getrennt ist, sogar Neu-Guinea umfaßt und so, nahezu bis zum Aequator reichend, den indischen Ozean fast zu einem Binnenmeer macht. Erst ganz allmälich ist diese Kartenphantasie der Wirklichkeit gewichen. Immer weiter weicht die sagenhafte Nordküste der angeblichen Terra australis nach Süden zurück, bis der große Weltumsegler James Cook den Wahn von einem Australkontinent im Sinne früherer Zeiten endgültig zerstört. Er hat 1773 zum ersten Male den Polarkreis passiert, später den 71°, was für Jahrzehnte der südlichste Punkt blieb, über 330 Längengrade hat er innerhalb des 50., über 115 innerhalb des 60. Breitegrades durchsegelt. Kolumbus fand einen neuen Erdteil, Cook ein neues Meer.

Ein Meer unwirtlichster Art, und hierin, nicht in der weiten Entfernung von den Wohnstätten der früheren Kulturvölker, liegt der Hauptgrund für den langsamen Fortschritt der antarktischen Forschung. Das Klima setzt hier ganz andere Schwierigkeiten entgegen als auf der nördlichen Hemisphäre. Da ermöglicht kein warmer Golfstrom die nur wenig durch Eisschollen behinderte Schiffahrt bis zum 70° und zuweilen noch weit darüber hinaus; schon weit nördlich des südlichen Polarkreises, zwischen 50 und 45°, begegnet der Seefahrer geschlossenen Packeismassen, die in weitaus den meisten Fällen sogar für das Dampfschiff eine unüberwindliche Schranke bilden, und einzelne Eisberge trifft man noch bis 35° an. Auch im Sommer (der natürlich dem Winter der nördlichen Halbkugel entspricht) ist die Temperatur niedrig, rasende Schneestürme eine gewöhnliche Erscheinung. Südlich von Feuerland hat sich nirgendwo auch nur die kleinste Spur menschlichen Lebens gefunden; wenn auch die Tierwelt, namentlich vertreten durch Robben und Pinguine, in hohe Breiten hinaufreicht, so besitzt sie doch nicht entfernt die Mannigfaltigkeit und den Reichtum der Arktis. Die Vegetation ist unglaublich dürftig. Unter Breiten, die bei uns vollständig zur zivilisierten Welt gehören, findet man dort fast nur Fels und Eis. Als Beispiel mag die Kergueleninsel dienen, auf welcher ein Teilnehmer der deutschen Südpolar-Expedition, Enzensperger, der ehemalige Bewohner der Zugspitz-Wetterwarte, ein vorzeitiges Ende fand: Sie liegt noch etwas nördlich vom 50°, also in geringerer Breite als z. B. Coblenz, aber während hier neben edlem Obst die Rebe gedeiht, bedeckt dort nur Tussokgras die Felsen, und unwirtlicher ist dieser Strand als Hammerfest, jenseits des 70°, die nördlichste Stadt Europas. Was Cook bei seiner Feststellung des überwiegend ozeanischen Charakters der südlichen Halbkugel an Land sah, war nichts weniger als ver-

lockend. „Die Länder, die wir entdeckt haben", schreibt er selbst, „hat die Natur zur ewigen Starrheit verdammt, für ihren fürchterlichen und wilden Charakter finde ich keine Worte. Wie mögen erst jene Länder beschaffen sein, die noch weiter gegen Süden liegen? Wir müssen ja voraussetzen, daß wir noch die besten, weil nördlichsten gesehen haben. Sollte irgend jemand den festen Willen und die Ausdauer dazu haben, diesen Punkt aufzuklären durch ein weiteres Vordringen nach Süden, als ich es getan habe, so werde ich ihn nicht um den Ruhm der Entdeckung beneiden, aber ich bin so kühn zu erklären, daß die Welt keinen Nutzen davon haben wird."

Ganz entsprechend diesen resignierten Worten wird die Antarktis nach Cook 40 Jahre hindurch nur von Walfängern und Robbenschlägern besucht, ohne irgendwelche Bereicherung unserer geographischen Kenntnis, während wir später diesen Jagdschiffen eine Reihe bedeutender, wenn auch mehr gelegentlicher Entdeckungen zu verdanken haben. Die erste Reise größeren Stils ist wieder die Fahrt des Russen v. Bellinghausen (1819—1821), welcher den angeblichen Südpolar-Kontinent noch viel weiter als Cook einschränkt; sechsmal überschreitet er den Polarkreis, durchsegelt 243 Meridiane innerhalb des 60. Breitegrades, findet aber wenige Andeutungen von Land. Ein außergewöhnlich glücklicher Zufall ermöglichte es 1823 dem verdienstvollen Robbenschläger Weddell, den Packeis-Gürtel zu durchbrechen; südöstlich von der Südspitze Amerikas überschritt er im offenen Meer den 74°, drei Breitegrade über Cooks südlichsten Punkt hinaus. Nirgendwo war in dem nach ihm benannten Weddell-Meer Land zu sehen, erst 1904 hat in dieser Gegend, zwischen dem 72° und 74°, der Schotte Bruce eine ausgedehnte Küste mit vorgelagerter Eismauer gefunden und Coatsland genannt. Dann folgt, Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre, die Entdeckung größerer Landmassen durch den Franzosen Dumont d'Urville und namentlich durch den Amerikaner Wilkes. Unsere Kenntnis des schon früher bekannten Dirk Gerritsz-Archipels (südlich von Feuerland), an den sich weiter südlich das ausgedehnte Graham-Land anschließt, wird erheblich erweitert, und weit südlich von Australien, ziemlich genau dem Polarkreis folgend, eine lange Reihe von eisumstarrten Küstenpunkten (Adelie-, Clarie-, North-, Sabrina-, Totten-, Budd-, Knox-Land) gesichtet (aber fast nirgendwo betreten), die man mit dem Gesamtnamen Wilkes-Land zu bezeichnen pflegt. Sie verteilen sich auf mehr als 2000 Kilometer, wobei es zweifelhaft bleibt, ob es sich um die Nordküste eines antarktischen Kontinents oder um eine große Inselkette handelt. Auch fern im Süden von Afrika, wieder ganz in der Nähe des Polarkreises, ist Land gesehen worden (Kemp- und Enderby-Land).

In dieselbe Zeit fällt die für die Entdeckung des Südpols eigentlich bahnbrechende Reise von James Roß, doch mögen im Interesse des Zusammenhanges zunächst einige spätere Reisen vorweggenommen werden. 1897—98 hat ein belgisches Schiff, die Belgica unter de

Gerlache, die Westküste des Graham-Landes besucht und ein gutes Stück derselben nebst den vorgelagerten Inseln festgelegt. Bemerkenswert ist die Reise auch dadurch, daß die Belgica das erste Schiff war, das einen antarktischen Winter im Treibeise durchmachte. Nach der Ostküste des Graham-Landes wandte sich 1901 eine schwedische Expedition unter Otto Nordenskjöld, einem Neffen des Entdeckers der nordöstlichen Durchfahrt. Sein Schiff, die Antarctic, errichtete auf der Snow Hill-Insel eine Winterstation (etwa 64°), deren Mitglieder längs der Küste noch etwa zwei Grade südlich vorgedrungen sind. Als die Antarctic sie im folgenden Jahre abholen wollte, konnte sie nicht durch das Eis, eine Schlittenexpedition blieb ebenfalls stecken und mußte an der Nordspitze des Graham-Landes überwintern, die Antarctic aber wurde vom Eise zerquetscht und die Mannschaft mußte in Booten eine Zuflucht auf der kleinen Paulet-Insel suchen. So saßen die drei Teile der Expedition im zweiten Winter getrennt, nicht weit von einander, aber ohne Verbindung, bis sie ein argentinischer Dampfer heimholte. Endlich ist noch die deutsche Expedition unter Erich v. Drygalski (1901) zu erwähnen. Sie hat eine westliche Verlängerung des Wilkes-Land gefunden. Fast genau unter dem Polarkreis und 90° östlicher Länge wurde in der Nähe einer Küste überwintert, die den Namen Kaiser Wilhelms II. erhielt. Das Land ist vollständig vergletschert, nur an einer Stelle ragt ein kleiner ehemaliger Vulkan (Gaußberg) aus dem Eise hervor. Tiefer in das Innere wurde nicht vorgedrungen.

II.

Das Süd-Viktoria-Land. Roß und Borchgrevink.

Nimmt man eine der um die Jahrhundertwende gezeichneten Karten zur Hand, z. B. die Karte in Fricker's Antarktis, so erscheint die eigentliche Antarktis, die Erdcalotte innerhalb des südlichen Polarkreises, noch als überwiegend unbekannt. Etwa zwei Drittel füllt ein großer weißer Fleck, terra incognita oder mare incognitum, etwa ein Drittel ist bekanntes Meer, nur selten begegnet die braune Landfarbe. Zu beiden Seiten des Polarkreises (gegenüber Südamerikas Südspitze) das Graham-Land, auf der entgegengesetzten Seite der Calotte (gegenüber Australien) die verschiedenen Küstenstriche oder -Punkte des Wilkes Landes, in ihrer westlichen Verlängerung, aber schon wieder 40 Längengrade entfernt (gegenüber Südafrika), Kemp-Land und Enderby-Land, dann noch ein paar Inseln und Land-Andeutungen. Nur an einer Stelle eine auffallende Ausnahme: Südöstlich von Wilkesland, zwischen dem 70. und 80. Breitegrad eine weitgedehnte

Küste, mit Bergen von 3000 bis 4500 Meter Höhe. Oestlich vom Südende dieser Küste eine lange schwarze Linie mit der Bezeichnung „Große Eismauer". Die Zeichnung ist fehlerhaft; sie beruht eben noch auf den damals mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Beobachtungen des ersten Entdeckers. Das ist Süd-Viktoria-Land und die „Barriere", die Pforte zum Südpol.

Den Schlüssel fand James Roß auf seiner großen Reise 1839 bis 43. Er hatte am 12. November 1840 den Hafen von Hobart (Tasmanien) verlassen, stieß am Neujahrstage 1841 auf den Rand des Packeisgürtels, durchbrach denselben in wenigen Tagen, befand sich am 9. Januar in offenem Wasser, und sah bei durchsichtigster Luft auf die enorme Entfernung von fast 200 Kilometer gewaltige Bergketten auftauchen, auf denen noch nie ein menschliches Auge geruht hatte. In vollständig eisfreiem Meer, bei herrlichstem Wetter des antarktischen Sommers, in dem der Sonnenball Monate lang nicht unter den Horizont taucht, folgt er der neuen Küste zuerst östlich, dann bei Kap Adare südlich. Immer neue weiße Bergzüge zeigen sich dem staunenden Auge, in herrlichen Formen über 4000 Meter aufragend, die Admiralitätskette mit dem Sabine-Berg, der Mount Melbourne, endlich, schon jenseits 77°, zwei riesige Vulkane, davon einer noch tätig. Sie erhielten nach den beiden Expeditionsschiffen die Namen Mount Erebus und Mount Terror. Wunderbar ist der Anblick dieser Bergwelt, wenn die zackigen Formen der Hochgipfel weit über die sie umlagernden Wolkenschichten in den Aether ragen. Und dann ein neues Wunder: Wo bei den genannten Vulkanen die Küste nach Osten umzubiegen scheint — erst später hat sich herausgestellt, daß sie auf einer Insel (Roß-Insel) liegen, welche durch einen meistens eisbedeckten Sund vom Süd-Viktoria-Land getrennt wird — schließt sich an den Ostfuß des Mount Terror ein senkrechter Eisabsturz, 45 bis 60 Meter hoch, später zuweilen niedriger. Hunderte von Kilometern ist Roß dieser fast stets den gleichen Anblick darbietenden „großen Eismauer" oder „Barriere" östlich gefolgt, wobei er 78° überschritt, Weddell um vier, Cook um sieben Breitegrade schlagend. Das Ende dieses merkwürdigsten aller antarktischen Phänomene hat Roß nicht sicher festgestellt — ob er wirklich, wie er glaubte, Land gesehen hat, ist zweifelhaft — die Krone der Eismauer nicht betreten, ihre Natur nicht aufgeklärt, das alles blieb unseren Tagen vorbehalten. In jeder Beziehung glücklich ist diese märchenhafte Fahrt verlaufen: Von ihren 152 Teilnehmern ist nur Einer, der über Bord gespült wurde, nicht heimgekehrt. Wenige Jahre später liefen dieselben ruhmbedeckten Schiffe aus, um unter Franklin's Führung am Nordpol neue Lorbeeren zu pflücken, und von der ganzen Bemannung ist nicht ein einziger dem Untergang entronnen. An dem vergeblichen Rettungswerk hat auch Roß sich noch beteiligt, bevor er 1862 starb.

Trotz des sensationellen Erfolges war es nur eine flüchtige Rekognoszierungsfahrt gewesen, auf welcher die neugefundenen Länder

wegen ihrer Verbarrikadierung durch gewaltige Eismassen nirgendwo betreten werden konnten, und es ist in hohem Grade bezeichnend für die Schwierigkeiten und die damals noch geringe Anziehungskraft der antarktischen Forschung, daß jetzt über ein halbes Jahrhundert vergeht, bis wieder der erste neue Versuch in gleicher Richtung unternommen wird. Der Erste, der den Spuren von James Roß folgte, war der junge norwegische Gelehrte Borchgrevink. Um überhaupt das Land seiner Sehnsucht sehen zu können, mußte er sich zunächst (1894) als Matrose auf einem Walfischfänger verdingen. Aber er hatte Glück: Er konnte als Erster bei Cap Adare die Küste von Süd-Viktoria-Land betreten, allerdings nur um sie sofort wieder zu verlassen. Vier Jahre darauf fuhr er um zweiten Male hin, als Leiter einer wissenschaftlichen Expediton. Sein Dampfer, die Southern Croß (das südliche Kreuz) setzt ihn bei Cap Adare aus; hier verlebte er mit seinen Gefährten einen antarktischen Winter, den namentlich rasende Stürme recht ungemütlich machten. An der Küste des Süd-Viktoria-Landes machte er Schlittenreisen, bis ihn die Southern Croß wieder abholte. Sie unternahm dann noch einen Vorstoß nach Süden und weiter östlich längs der Eismauer. Borchgrevink machte dabei die Beobachtung, daß die letztere seit der Roß'schen Fahrt erheblich nach Süden zurückgegangen war. An einer niedrigen Stelle der „Barriere" konnte er mit Schlitten und Hunden landen und eine kurze Schlittenfahrt über ihre fast ebene Oberfläche antreten, welche ihn etwa einen halben Grad über Roß südlichsten Punkt hinausführte.

III.

Die Reise der Discovery 1901 bis 1904.

Roß und Borchgrevink — das ist die ganze Grundlage, auf welcher sich Kapitän Scotts große Reise mit ihren glänzenden Ergebnissen aufbaut. Er verließ den Hafen von Lyttelton (Neu-Seeland) am 21. Dezember 1901; erst am 1. April 1904 ist er in demselben Hafen wieder eingetroffen, auf demselben Schiff, der Discovery, einem mäßig großen Dampfer (1620 Tonnen Deplacement), die ganze Expedition zählte nur 38 Köpfe. Es war der erste Fall, daß ein Schiff mehrere Jahre hintereinander innerhalb des Polarkreises verweilte; Cook und Roß hatten stets während des Winters mildere Breiten aufgesucht, und die Belgica hatte nur einen Winter, eine kurze Strecke jenseits des Polarkreises im Treibeise verbracht. Die Discovery dagegen blieb zwei Winter hintereinander eingefroren in weit höherer Breite, wo die sonnenlose Polarnacht vom 23. April bis zum 23. August dauerte, und kehrte erst im dritten Sommer zurück.

Die Reise ließ sich glücklich an. Schon Anfang Januar 1902 wurde der Polarkreis passiert, in wenigen Tagen arbeitete sich das Schiff durch den Packeisgürtel, der bisher herrschende Nebel verschwand, und schon am 8. Januar bot sich bei hellem Sonnenschein ein freier Blick auf das Süd-Viktoria-Land; auf mehrere hundert Kilometer waren die Hochspitzen der Admiralitätskette deutlich sichtbar. Gleich am folgenden Tage konnte man bei Cap Adare landen. Der 10. Januar hätte der Discovery fast den Untergang gebracht: In der Robertson-Bucht wurde sie von dem überaus starken Flutstrom gepackt und entging trotz schönstem Wetter nur mit knapper Not dem Schiffbruch. Dann ging die Fahrt längs der Ostküste des Viktoria-Landes nach Süden. Schon auf weite Entfernung sah man den Erebus-Vulkan mit seiner Rauchwolke. An seinem Fuß hat die Discovery, nach einem gleich zu erwähnenden Abstecher, für zwei Jahre ihren Hafen gefunden, bei Cap Armitage, der Südspitze der Roß-Insel. Roß selbst hatte die beiden Vulkane noch auf das Süd-Viktoria-Land verlegt, erst jetzt stellte sich heraus, daß sie auf einer auffallend an Sizilien erinnernden Insel liegen, welche durch den Mac Murdo-Sund vom Festland getrennt ist. Die Erforschung der etwa 80 Kilometer breiten, größtenteils vereisten Insel ist fast ganz auf ihre Küste beschränkt geblieben, eine Besteigung ihrer Hochspitzen hat man nicht einmal versucht, obwohl Scott sie für möglich hielt. Die Insel ist die letzte zeitweise eisfreie Küste des Südpolar-Meeres. Im Osten beginnt bei Cap Crozier die „große Eismauer", im Westen ist der Mac Murdo-Sund nur unter ausnahmsweise günstigen Verhältnissen bis Cap Armitage schiffbar, an der Südküste beginnt sofort eine unabsehbare Eisfläche mit drei Inseln. Im Westen wird diese Fläche durch die sehr unregelmäßige Küste des Viktoria-Landes mit langgestreckten Halbinseln und tief eingeschnittenen Fjorden begrenzt. Die ganze Küste ist bis auf einige Steilabfälle vereist; ungeheure Gletscher senken sich zum Meere, d. h. zu der Eisdecke desselben, die Grenze zwischen Land und Meer ist vielfach nicht zu erkennen. Flankiert werden die Gletscher von gewaltigen Bergen, die vereinzelt, wie der Mount Lister, sogar 5000 Meter übersteigen.

Hier hat die Discovery zwei Jahre lang gelegen, ganz dicht am Lande, in vollkommen geschützter Lage, ohne von den für Polarfahrer so gefährlichen Eispressungen irgendwie gefährdet zu sein. Auf der Insel wurden Hütten errichtet, und die lange Winternacht, in welcher der Erebus zuweilen glühend aufleuchtete, ging verhältnismäßig angenehm vorüber. Während des Winters saß man natürlich fest. Vier Monate lang dauerte ja die Nacht, d. h. das Verweilen der Sonne unter dem Horizont, täglich 24 Stunden, und abgesehen von der Dunkelheit machten Sturm und Kälte es unmöglich, sich aus der Umgebung des Schiffes zu entfernen. Um so fleißiger wurde die gute und minder schlechte Jahreszeit zu einer Menge kleinerer Ausflüge und größerer Expeditionen benutzt. Sie alle im Einzelnen

chronologisch zu verfolgen würde hier zu weit führen; zwanglos lassen sie sich in drei Gruppen ordnen: 1. die Erforschung der großen Eismauer und des hinter ihr liegenden Eisfeldes, 2. der große Vorstoß nach Süden und 3. die Erforschung des Innern des Viktorialandes.

Der erste Teil wurde noch im (antarktischen) Sommer 1903 in Angriff genommen. Am 21. Januar war die Discovery tief in den Mac Murdo-Sund eingedrungen, wandte sich dann aber wieder nach Norden und umfuhr die Roßinsel. Bei Cap Crozier wurde gelandet und eine Höhe von 1300 Fuß erstiegen. Zum ersten Mal bot sich hier ein freier Blick von oben auf die Barriere und ihr Hinterland. „Das Meer nach Norden", berichtet Scott, „lag klar und blau vor uns, abgesehen von den Stellen, wo es mit schneeweißen (Eis-) Bergen gesprenkelt war. Der Rand der Barriere lag im Schatten; er sah aus wie ein allmählich schmaler werdendes schwarzes Band, in sanften Windungen nach dem östlichen Horizont verlaufend. Südlich von dieser Linie erstreckte sich unabsehbar eine weite Ebene, während schwache Schatten auf ihrer blaugrauen Oberfläche unbedeutende Höhenunterschiede anzudeuten schienen; noch weiter südlich verlor sich die Ebene im Sonnenglanz."

Am 23. Januar begann die Fahrt längs der Eismauer, in viel geringerem Abstand als dies Roß mit seinen Segelschiffen möglich gewesen war. Ihre Höhe betrug anfangs nur 60 bis 70 Fuß, am Abend war sie auf 240 gewachsen. Von den hohen Parry-Bergen, die Roß in dieser Gegend als südliche Fortsetzung der beiden Vulkane gesehen haben wollte, zeigte sich keine Spur, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie nicht existieren. In den nächsten Tagen wechselte die Höhe der Eismauer, zuweilen zeigten sich größere Einbuchtungen, manchmal senkte sie sich bis zum Wasserspiegel hinab; alle Messungen in ihrer Nähe ergaben eine sehr bedeutende Meerestiefe. Am 29. Januar war die Discovery bei dem äußersten von Roß erreichten Punkt angelangt, und noch am gleichen Tage kam schneebedecktes Land in Sicht, dessen Nähe auch die abnehmende Seetiefe verriet. Die nächsten Tage haben die Entdeckung bestätigt, ganz deutlich wurden Höhen von 2000 bis 3000 Fuß gesichtet. Scott nannte diese Küste, an welcher die Barriere abbricht, König Eduard-Land. Die Ausdehnung der Barriere von Cap Crozier bis zu dem Punkt, wo er ihr Ende vermutet — genau ließ dasselbe sich nicht feststellen, da Eisbarrikaden die weitere Annäherung an die Küste verhinderten — schätzt Scott auf etwa 700 Kilometer in der Luftlinie. Auf der Rückfahrt lief er in eine tiefe Einbuchtung der Barriere ein und konnte das Schiff hart an einer ganz niedrigen Stelle der Eismauer verankern. Hier wurde festgestellt, daß Schiff und Mauer mit Ebbe und Flut sich zusammen senkten und hoben, daß also wenigstens an dieser Stelle die Eismauer auf dem Wasser schwamm. Die günstige Gelegenheit wurde benutzt, um mit einem Fesselballon auf 800 Fuß aufzusteigen. Man sah auf eine

endlose Eisebene herab, mit leichten Wellen, die ungefähr parallel zur Eismauer verliefen. Eine gleichzeitig ausgesandte Schlittenpartie, die aber nur einige Stunden ins Innere vordrang, sah ebenfalls nichts als eine leicht gewellte Ebene. Dann trat die Discovery die Rückfahrt an, umfuhr wieder die Roßinsel und erreichte am 8. Februar Cap Armitage, wo man landete und sich rüstete für den ersten Winter.

Spätere Schlitten-Reisen haben die Beobachtungen Scotts bei seiner Flankierung der Barriere bestätigt. In den nächsten Jahren ist eine Partie nach der anderen über das große Eisfeld gezogen, so Leutnant Royds in südöstlicher Richtung 60 Wegstunden (Luftlinie) weit, ungefähr eben so weit südlich Leutnant Barne bis zu dem nach ihm benannten Fjord des Viktorialandes (Barne Inlet). Ersterer traf nichts als die schon bekannte schneebedeckte Fläche, letzterer ebenfalls, nur daß sie nach Westen, in der Nähe der Küste, von kolossalen Spalten und Verwerfungen durchsetzt war, die Folge des Druckes, den die von Westen kommenden großen Landgletscher auf das Flächeneis ausüben.

Weitaus die größte Expedition unternahm Scott selbst vom 2. November 1902 bis 3. Februar 1903, also ein volles Vierteljahr umfassend. Begleitet war er nur von zwei Genossen, Dr. Wilson und Leutnant Shackleton, dem Helden der neuesten Südpolfahrt. 19 Hunde zogen die fünf Schlitten, deren Gesamtgewicht (mit Bepackung) 1852 Pfund betrug; davon beanspruchte allein das Hundefutter 800 Pfund. Es waren Fischkonserven, die sich aber schlecht bewährten. Die Hunde kamen rasch von Kräften, und schon bald nach dem Aufbruch ergab sich die leidige Notwendigkeit, nur die halbe Ladung einige Meilen vorwärts zu schleppen, dann zurückzugehen und den Rest nachzuholen, mit anderen Worten stets denselben Weg dreimal zu machen. Die Folge war schneckenlangsames Tempo. Man hatte zwar hier nicht mit den unsinnigen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie Nansen bei seinem berühmten Marsch über die schwimmenden Eisfelder des nördlichen Eismeeres, wo bald offene Wasserrinnen, bald durch Pressungen entstandene Eiswälle zu großen Umwegen oder zum Hacken von Schlittenwegen zwangen oder ein langer Marsch dadurch fruchtlos gemacht wurde, daß die große Scholle, auf der man vorwärts ging, durch die Strömung wieder zurückgetrieben wurde; aber der tiefe, oft zu kleinen Wällen (sastrugi) angehäufte Schnee machte die Sache schwer genug, und zudem fehlte absolut die Jagdbeute, mit der Nansen meistens auf seinem Rückzug nach Franz Joseph-Land sein Leben fristen konnte; jedes Pfund Nahrung für Menschen und Hunde mußte mitgeschleppt werden, wobei man durch gelegentlich errichtete Lebensmittel-Depots die Schlittenbelastung mehr und mehr verringerte.

Der Marsch ging zuerst südlich, dann südwestlich, anfangs in erheblicher Entfernung von der Küste des Viktoria-Landes. Als die Partie

Mitte Dezember den 80° überschritten hatte und nicht weit von der Küste auf dem Eise das zweite Depot errichtete, war sie schon in ziemlich jämmerlichem Zustande, ein großer Teil der Hunde war eingegangen oder kaum noch zum Ziehen zu gebrauchen. Glücklicherweise war das Wetter gut, meistens bot sich jetzt klare Aussicht auf die hochmalerische Küste zur Rechten, deren Berge und Gletscher zuweilen prachtvolle Farbeneffekte aufwiesen. Arge Beschwerden machte den drei einsamen Männern der Hunger. Die Rationen mußten genau eingeteilt und immer mehr verkleinert werden. Satt wurde man nur noch selten. Am 25. Dezember schreibt Scott in sein Tagebuch: „Weihnachten! Eine Woche lang haben wir diesem Tage mit kindischer Freude entgegengesehen, und lange vorher beschlossen wir, es würde ein Verbrechen sein, Weihnachten hungrig zu Bett zu gehen." Das Weihnachtstraktament wird denn auch sehr liebevoll beschrieben. Am 30. Dezember wurde das letzte Lager auf dem Wege nach Süden aufgeschlagen, schon jenseits des 82°, drei Grade südlicher als Borchgrevink gekommen war. Die Szenerie war großartig: Rechts das felsige Cap Wilson, südlich desselben ein breiter Fjord, der nach dem anderen Begleiter Scotts den Namen Shackleton Inlet bekam, weiter nach Süden, etwa unter 83°, riesige Berge, die Langstaff- und Markham-Kette, letztere über 15 000 Fuß hoch, und darüber hinaus noch weitere Berge in der Ferne verschwimmend.

Und dann begann der qualvolle Rückweg. Wohl waren die Lasten viel leichter, mehrere Schlitten konnten zurückgelassen werden, aber der Rest der Hunde war in erbärmlichem Zustand. Dazu wurde das Wetter unsichtig, selten bekam man einen Blick auf die Küste, und so erhob sich die quälende Frage: Werden wir das nächste Lebensmitteldepot finden, diesen kleinen schwarzen Punkt auf der endlosen weiten Ebene? Aber am 13. Januar wurde es mit dem Fernrohr glücklich entdeckt und das Ereignis durch eine solenne Mahlzeit gefeiert. Die Nahrungsmittel waren jetzt ausreichend, um sich nach dem anderen Depot durchzuschlagen, aber nun kam eine neue Sorge: Leutnant Shackleton wurde krank, mit Ach und Krach hat der arme Mensch, zu jedem Dienst unfähig, sich noch eben auf den Beinen gehalten. Am 15. Januar mußten die beiden letzten Hunde getötet werden, Scott und Wilson spannten sich vor die Schlitten, während Shackleton daneben ging, hustend, Blut speiend, stolpernd, stürzend. Am 28. Januar wurde das zweite Depot erreicht, wieder eine große Mahlzeit gehalten, und am 3. Februar, nach 93tägiger Reise, langte man beim Schiff an, Shackleton halb tot, die beiden anderen ganz erschöpft — sie hatten mit den Anfängen von Skorbut und Schneeblindheit zu kämpfen gehabt — alle drei natürlich total zerlumpt. Kurz darauf mußte der kranke Shackleton ein Entsatzschiff zur Heimreise nach Europa benutzen.

Scott nennt das große Eisfeld das Wunderbarste, was er im Süden gesehen. Man vergegenwärtige sich die Größenverhältnisse,

soweit er sie überhaupt feststellen konnte: Barriere von der Roßinsel bis zum König Eduard-Land 700 Kilometer, Vorstoß von Royds nach Südosten 300, Marsch Scotts nach Süden 600 Kilometer, alles in der Luftlinie gemessen, und überall dieselbe Eisebene; selbst wenn man annähme, sie beschränke sich auf das Dreieck zwischen Insel, König Eduard-Land und Scotts südlichstem Punkt — wahrscheinlich ist sie noch viel größer — würden einige hunderttausend Quadrat-Kilometer herauskommen! Daß diese Masse *schwimmt*, ist Scott zweifellos. Ich erwähnte schon die Tatsache, daß der Absturz nach der offenen See sich mit Flut und Ebbe hob und senkte. Weiter führt er an, die Meerestiefe dicht am Absturz sei viel zu groß, als daß an ein Festliegen der Eismauer auf dem Meeresgrunde gedacht werden könne. Die Eisdecke sei viel zu regelmäßig, die nur einige Fuß hohen Wellen ihrer Oberfläche viel zu unbedeutend, als daß man eine Landunterlage voraussetzen dürfe. Daß die Ebene nicht langsam ansteige, zeigten die barometrischen Messungen; auf Wasser als Unterlage wiesen auch die Temperatur-Messungen hin: wenn man Thermometer in der Nähe des Landes in Eisspalten versenkte, so sank die Temperatur; machte man nur zwei Stunden vom Lande entfernt das gleiche Experiment, so blieb die Temperatur unverändert. Diese schwimmende Eisfläche ist aber nicht unbeweglich. Auf einer Schlittenfahrt nach Süden wurde ermittelt, daß ein auf dem Eise errichtetes Depot binnen stark einem Jahre etwa 600 Meter nach Nordosten vorgerückt war. Ganz enorm sind die Veränderungen der Stirnseite des „Seegletschers": Scott fand die Eismauer Dutzende von Kilometern weiter südlich als Roß, er fuhr durch offenes Meer, wo 60 Jahre früher kompaktes Eis gewesen war. Nach seiner Ansicht vollzieht sich diese Veränderung der Stirne des Seegletschers durch Abbröckelung ungeheurer Eistafeln, doch hat er einen solchen Prozeß, das sogen. „Gletscher-Kalben" nicht selbst gesehen. Daß die auffallend regelmäßige Tafelform der antarktischen Eisberge auf ihre Ablösung von dem großen Seegletscher bezw. ähnlichen wenn auch kleineren Bildungen hinweist, scheint klar.

Woher dieses einzigartige Phänomen? Gehäuftes Schollen-(Pack-)Eis kann der „Seegletscher" nicht sein, das zeigt schon die ungeheure Dicke. Scott hat einen schwimmenden Eisberg beobachtet, der 150 Fuß über die Meeresfläche hinausragte; da das Verhältnis des sichtbaren (über die Wasserlinie ragenden) zum unsichtbaren Teil bei schwimmendem Eise etwa 1 : 5 ist, ergibt sich für eine solche Eistafel eine Gesamtstärke von etwa 900 Fuß; damit ist der Gletscher-Charakter solcher Eisriesen — man erinnere sich, daß der Eisabsturz des Seegletschers sogar bis auf 240 Fuß steigt — ohne weiteres erwiesen. Ueber die Entstehung des Seegletschers stellt Scott folgende Hypothese auf. An zahlreichen Punkten des Viktoria-Landes und seiner Inseln zeigen sich deutliche Spuren einer früher viel stärkeren Vergletscherung, Moränen 2c. haben sich bis zu 800 Fuß höher als die jetzige Eisbedeckung gefunden. In dieser Eiszeit,

glaubt Scott, hätten die vom Inland in die verhältnismäßig seichte Roß-See mündenden großen Gletscher diese, unter Verdrängung des Meerwassers, vollständig ausgefüllt; die schwimmende Front habe damals weit nördlich, etwa in der Breite des Cap Adare gelegen, also 71° statt 78°. Als die Vergletscherung abnahm, wurde die Eisdecke dünner und dünner, die Front wich immer weiter nach Süden zurück — ein Prozeß, den wir ja auch jetzt noch in den 60 Jahren zwischen Roß und Scott verfolgen konnten — der Rest erhielt sich schwimmend, auch dort, wo die Vereisung früher bis zum Meeresboden reichte. Als Stütze dieser Hypothese führt Scott an, daß sich bedeutende Reste des Seegletschers an einzelnen Stellen weit nördlich von der heutigen Front, an der Küste des Viktoria-Landes, erhalten hätten.

Scotts Theorie über die Natur der Barriere, die man kurz die „Gletscherzunge der polaren Eiscalotte" genannt hat, ist meines Wissens nicht ernstlich angegriffen worden. Nicht ganz scheint mit ihm ein Professor J. W. Gregory zugeschriebener Aufsatz übereinzustimmen[1]), der die Barriere als „das Produkt einer Anhäufung von Schneeschichten auf einem Eisfelde", als „einen Firngletscher mit Meereis-Unterlage" betrachtet; daß dieses Gebilde schwimmt, scheint übrigens auch hier nicht bestritten zu werden.

Ursprung des „Seegletschers" sind in der Hauptsache die Länder, welche die Roß-See begrenzen. Abgesehen von dem König Eduard-Land, welches vom Meere aus gesehen, aber noch nicht betreten worden ist, kennen wir von ihnen bis jetzt nur das Süd-Viktoria-Land. Borchgrevink hat nur verhältnismäßig kleine Küstenstriche des letzteren erforscht; Scott ist zum ersten Mal ins Innere vorgedrungen.

An der Küste des Süd-Viktoria-Landes, gegenüber der Winterstation der Discovery auf der Roß-Insel, senken sich mehrere große Gletscher zum Meeresniveau hinab. Welcher von ihnen bot den bequemsten Weg ins Innere? Bereits Ende 1902, zu derselben Zeit, in welcher Scott die große Schlittenreise nach Süden machte, unternahm Leutnant Armitage einen ersten Versuch. Am 29. November 1902 marschierte er mit 12 Mann ab, mit Schlitten, aber ohne Hunde, die im Bergland unbrauchbar gewesen wären. Er wählte einen Aufstieg direkt westlich vom Winterquartier, kam auch bis zu 6000 Fuß Höhe, aber hier, an den Abhängen des 15 000 Fuß hohen Mount Lister, war kein Fo tkommen mehr, und er mußte sich, mit einem Höheverlust von 4000 Fuß, zu dem mehr nördlich gelegenen Ferrar-Gletscher wenden. Diesen verfolgte er in westlicher Richtung, zum Teil bei dunkelem Wetter und Schneetreiben, bis der ansteigende

[1]) In der Londoner Nature Nr. 2057 vom 1. April 1909. Die Nummer liegt mir nicht vor, ich kenne den Aufsatz nur aus den Mitteilungen in der Pariser Zeitschrift „La Géographie" 1909 XIX Nr. 8.

Gletscher in ein Plateau überging, etwa in 7500 Fuß Seehöhe. In den nächsten Tagen stieg dieses Plateau langsam weiter an, bis es bei etwa 9000 Fuß vollständig flach wurde, abgesehen von ganz leichten Wellen. Der äußerste Punkt, den er erreichte, war in gerader Linie höchstens 30 Wegstunden von der Küste entfernt. Erst am 19. Januar 1903 war er wieder beim Schiff, man hatte also 51 Tage gebraucht, ohne über eine Rekognoszierung hinauszukommen.

Immerhin war damit die Grundlage gegeben für die zu ungleich größeren Ergebnissen führende große Reise, welche Scott selbst im folgenden Jahre antrat, am 12. Oktober 1903. Die Expedition bestand wieder aus 12 Mann mit vier Schlitten von 11 Fuß Länge, auf den Kopf kamen etwas über 200 Pfund Gewicht. Unter Vermeidung des früheren Umweges stieg er sofort den Ferrargletscher hinauf. Am 17. Oktober war er schon 5000 Fuß über dem Meere, in sechs Tagen war er also so weit wie Armitage in 27. Aber in dieser prachtvollen Fels- und Gletscher-Landschaft, welche der majestätische Mount Lister noch um 10 000 Fuß überragte, machte er die peinliche Entdeckung, daß durch das harte Eis die Schlittenbeschläge schwer gelitten hatten, nur ein einziger Schlitten war noch in gutem Zustand. Es blieb nichts übrig, als in Gewaltmärschen zum Schiff zurück zu eilen und nach der Reparatur der Schlitten denselben Weg zum dritten Mal zu machen, was einen Zeitverlust von 14 Tagen ausmachte. Am 3. November war man schon wieder 7000 Fuß hoch, da kam ein neuer Zwischenfall: Auf dem blanken Eis, ohne jeden Schutz, wurde die Gesellschaft von einem fürchterlichen Sturm überrascht; mit genauer Not gelang es noch die Zelte aufzuschlagen, und in diesen mußte man bei dickem Nebel und Schneetreiben eine volle Woche liegen bleiben — antarktisches Sommerwetter! Freilich in sehr bedeutender Höhe. Täglich lagen die Leute 22 Stunden in ihren Schlafsäcken, dann kam die einzige Freude des Tages, das heiße Essen. Am 11. November schlug endlich die Befreiungsstunde, und zwei Tage später war das Plateau erreicht. Schon aber machten sich auch Zeichen der Ermattung geltend. Am 22. November schickte Scott neun Mann zurück, er selbst ging mit nur zwei Begleitern weiter. Ihr Befinden war gut, doch litten sie sehr unter der Kälte, die durch den Wind noch viel empfindlicher wurde.

Mehrere Wochen lang war der Marsch ganz ähnlich der berühmten Durchquerung Grönlands durch Nansen verlaufen: Nach steilem Aufstieg von der Küste eine Hochebene, ganz flach, abgesehen von den kleinen Unregelmäßigkeiten, welche der Wind auf einer Schneefläche erzeugt, sogen. sastrugi; keine Spur von Leben, kein Tier, nicht die kärglichste Vegetation, nicht einmal ein Stein. Längst ist die letzte Landmarke verschwunden, keine Spur eines Orientierungspunktes mehr vorhanden. Der Kompaß ist hier, in der Nähe des magnetischen Südpols, unbrauchbar; zum Ueberfluß geht noch ein Handbuch verloren, das Tabellen für die Ortsbestimmung enthält.

Nansen kannte wenigstens die Breite der Eiswüste, die er durchmaß; er wußte: der Gletscher, der in wechselnder Stärke, an manchen Stellen jedenfalls Tausende von Fuß dick, die Berge und Täler Grönlands bedeckt, wird nächstens nach Westen abfallen und dann wird die grönländische Westküste mit ihren menschlichen Ansiedelungen nicht mehr weit sein. Scott dagegen wußte einfach nichts, und er hat auch nichts über die Ausdehnung dieser Wüste erfahren. Am 30. November — es war derselbe Tag, an dem er seinen äußersten Punkt etwa 100 Wegstunden von der Küste erreichte — schreibt er in sein Tagebuch: „Was wir erreicht haben, ist der Beweis der Unendlichkeit dieser Ebene. Die Szene um uns ist dieselbe, wie sie so manchen Tag war: so furchtbar trostlos, daß finstere Gedanken sich aufdrängen müssen. Ich bin kein Mann von lebhafter Einbildungskraft, aber schließlich sind mir alle möglichen dummen Vorstellungen gekommen. Die Sastrugi gehen mir jetzt auf die Nerven; sie sind wie Widerhaken einer Angel geformt mit ihren scharfen nach Osten gewendeten Schneiden, und jeder einzelne Sastrugus scheint anzudeuten: Wie leicht ihr auch hergekommen seid, das Zurück wird euch schwer werden. Wir sehen nichts als einige Meilen gekräuselten Schnee, begrenzt von einem unbestimmten welligen Horizont, aber wir wissen: jenseits dieses Horizontes liegen noch hunderte oder tausende Meilen, die den müden Augen keine Abwechslung bieten; man weiß: da ist weder Baum noch Strauch noch irgend ein lebendes Wesen, nicht einmal toter Fels, nichts als diese furchtbare grenzenlose Schneefläche. So war es seit unberechenbaren Jahren und so wird es für unberechenbare Jahre bleiben. Und wir kleinen menschlichen Insekten sind durch diese schreckliche Wüste gekrochen, und jetzt müssen wir wieder zurück kriechen. Kann es etwas Furchtbareres geben als diese schweigende, winddurchwehte Unendlichkeit? Glücklicherweise ist dem Dunkel der Außenwelt der Eintritt in unser Zelt untersagt. Meine Gefährten sind immer geschäftig und vergnügt, nicht leicht geht eine Lagerstunde vorüber, ohne daß Evans lacht und Lashly singt."

„Das Innere vom Viktoria-Land", schreibt er weiter, „muß als die trostloseste Gegend der Welt gelten. Keine andere ist gleichzeitig so unfruchtbar, so verlassen, so durchdringend kalt, so windig und so angstvoll eintönig. Wenn der Leser die geographische Lage dieser Einöde betrachtet, ihre hohe Erhebung, die Bedingungen, unter denen wir sie durchkreuzten, so wird er zugeben: Es kann keinen Platz auf Erden geben, der weniger anziehend ist. Für mich erweckt dieser lange Monat Erinnerungen wie lebhafte böse Träume, die Erinnerung an beständige Anspannung, körperlich und geistig, nur erhellt durch den Mut und die gute Laune meiner Gefährten."

„Die trostloseste Gegend der Welt!" Der Superlativ bedarf insofern einer Einschränkung, als es noch ein zweites Land von gleicher Trostlosigkeit gibt: das Innere von Grönland. Auf die Aehnlichkeit zwischen der Durchquerung Grönlands durch Nansen

und dem Marsche Scotts wurde schon hingewiesen; sie wird vollständig, wenn man die Schilderungen des Amerikaners Peary liest, der zweimal (1892 und 1895) den berühmten „weißen Marsch" durch Nordgrönland machte, etwa von 78° bis 82°, in noch höherer Breite als Scott, dessen Route etwas unter 78° verlief. „Es ist eine eigenartige Sensation", schreibt Peary, „Tage und Wochen beständig gleichsam durch das Nichts zu wandern. Kein Fleck der Erde ist so ganz trostlos, so verlassen von jeder Hoffnung, als diese gewaltige Sahara von Schnee und Eis, über die wir die müden Glieder schleppten, während der Schnee unter unseren Füßen knirschte, von allen Seiten Nässe in uns eindrang und ein dichter gefrorener Nebel uns dicht einhüllte und an unseren Kleidern den milchweißen Frostkrystall hängen ließ. Da war keine Oase weit und breit, auf die wir unsere Hoffnung setzen konnten. Unsere einzige Zuflucht war in den Wolken, denn dann und wann konnten wir durch die dicht geballten Massen des Nebels die Sonne durchbrechen sehen, und tief unten am Horizont entdeckten wir manchmal einen schmalen Streifen Himmel, der grünblau schimmerte und uns an schönere, hellere Länder erinnerte." Das ist nicht mehr bloße Aehnlichkeit, sondern fast Identität der Schilderung, die sich sogar auf einzelne Ausdrücke erstreckt; fast könnte man diese beiden Schilderungen des arktischen und antarktischen Gletscherplateaus gegeneinander austauschen.

Am 1. Dezember 1903 trat Scott den Rückweg an, bei meist trübem Wetter, glücklicherweise traf man auf Spuren des Heimweges. Die Lage war ernst, die Schneeverhältnisse schlecht, kaum konnte man den einzigen leichten Schlitten vom Fleck bringen. Am 10. Dezember kamen in der Ferne wieder die ersten Felsen in Sicht, aber bei dem fortdauernd trüben Wetter hatte man keine Ahnung, wo denn der Punkt liege, an welchem der Ferrargletscher vom Plateau abwärts führt. Am 13. Dezember begann das Terrain abzufallen, wohin, wußte keiner. Da kam die Erlösung, allerdings in sehr unbequemer Art: Einer der Schlittenzieher gleitet aus, er reißt die anderen mit, in rasendem Tempo, zuweilen frei durch die Luft schwebend, sausen Menschen und Schlitten hinunter. Aber nach einem Absturz, dessen Höhe Scott auf 300 Fuß berechnet, fanden sie sich merkwürdiger Weise unverletzt, sogar mit unversehrtem Schlitten wieder, und zwar — sie hatten bei ihrem Sturz grade die unterste Nebelschicht durchmessen — bei heiterem Wetter, in bekannter Gegend, auf dem so heiß ersehnten Ferrargletscher, fern im Osten der Gipfel des Erebus mit seiner Rauchkappe. Nach einem bedenklichen Sturz in eine Gletscherspalte, bei dem der Schlitten in Stücke ging, kamen sie zu dem vorsorglich angelegten Lebensmitteldepot und verbrachten, in Ueberfluß schwelgend, eine prachtvolle windlose Polarnacht im hellen Sonnenschein. Dann nahmen sie sich noch Zeit zu einem Abstecher in ein eisfreies Tal, in dem der Gletscherrückgang deutlich hervortrat, und langten am Weihnachtsabend wohlbehalten beim Schiff an.

Dies war die letzte von der Discovery aus unternommene Reise. Wenige Tage später kam der Entsatz. Schon Anfang 1903 hatte sich ein Entsatzschiff bis in der Nähe der Station durchgearbeitet, Vorräte gebracht und einen Teil der Mannschaft nach Europa mitgenommen, doch gelang es nicht, die Eisschranke des Mac Murdo-Sundes vollständig zu durchbrechen. Diesmal ging es besser. Anfang Januar 1904 drangen zwei Schiffe bis zum Rande des Eisfeldes vor, in welchem die Discovery eingefroren lag; erst einen Monat später lag sie, nach allmählicher Auflösung des Eisfeldes, in offenem Wasser. Am 16. Februar wurde die Heimfahrt angetreten und am 1. April lief das ruhmbedeckte Schiff nach $2^1/_4$ jähriger Abwesenheit wieder in den Hafen von Lyttelton ein. Oft hat der Tod über den Häuptern der kühnen Männer geschwebt, Hunger und Kälte haben sie bedroht, Schneesturm und Eisspalten, aber nur ein Einziger hat die Heimat nicht wieder gesehen, ein Matrose, der bei einem Ausflug in der Nähe des Winterhafens auf einem Eisabhang abstürzte, man hat nicht einmal die Leiche gefunden.

Die großen geographischen Ergebnisse — nur diese Seite der Südpolarforschung soll in dieser kleinen Schrift berücksichtigt werden — der Scottschen Expedition liegen auf der Hand. Sie sind für den äußersten Süden mindestens ebenso bedeutungsvoll wie Nansen's Fram-Fahrt und sein kühner Schlittenmarsch auf dem Treibeis. Nansen hat im Wesentlichen nur den durchaus ozeanischen Charakter des bis dahin unbekannten weißen Fleckes nördlich von Sibirien, Franz Joseph-Land und Spitzbergen festgestellt, dabei allerdings die Breite von 86^0, nur noch 4 bis 500 Kilometer vom Nordpol, überschritten. Scott kam dem Südpol nur bis auf etwa die doppelte Entfernung nahe, immerhin näher als sein letzter Vorgänger Borchgrevink. Er hat die große Barriere in ihrer ganzen Front abgefahren, bis König Eduard-Land, dessen Existenz er, wenn nicht entdeckte — schon Roß wollte ja in dieser Gegend Land gesehen haben — so doch sicher stellte, tief ist er in ihr Inneres und in das Innere des vergletscherten Viktoria-Landes vorgedrungen, dessen Ostküste er teils ganz neu entdeckte, teils zum ersten Mal kartographisch festlegte, in einer Ausdehnung von 13 Breitegraden.

Wie weit erstreckt sich dieses majestätische Alpenland und wo liegt die südliche Grenze des Seegletschers? Scott weiß keine bestimmte Antwort. Er nimmt an, daß die Ostküste, die er bis über 82^0 verfolgte und deren Fortsetzung er bis 84^0 sehen konnte, noch viel weiter südlich und dann jenseits des Südpols nördlich verlaufe und mit dem eisigen Graham-Land (südlich von Feuerland) zusammenhänge. Dann wären die antarktischen Alpen eine Art Fortsetzung der nord- und südamerikanischen Cordilleren, die mit ganz kleiner Unterbrechung von Alaska bis Feuerland reichen, und mit Graham-Land wieder beginnend sich bis zum Cap North, fast 20 Grade jenseits des Südpols fortsetzen würden. Mehr als eine Hypothese war

das nicht, und ebenso die Annahme, daß Süd-Viktoria-Land sich westlich von Cap North bis zu den von Wilkes und anderen gesehenen Küsten erstrecke. Hier blieben noch große Probleme zu lösen. Zum Teil gelöst worden sind sie durch Scotts Begleiter Shackleton.

IV.

Die Reise Shackletons 1907 bis 1909.

Im gegenwärtigen Augenblick (Anfang Juli) ist das Material zur Schilderung der Großtat Shackletons leider noch überaus kümmerlich. Während die Darstellung für Scotts Reise sich auf sein zweibändiges Werk stützen konnte, das geradezu ein Vorbild ist, wie man Entdeckungsberichte ganz einfach und anspruchslos, aber anschaulich und wirkungsvoll schreiben soll, liegen für Shackleton's Reise nur wenige Blätter vor: In der Hauptsache fast nichts als sein Reiseplan (veröffentlicht im Märzheft 1907 des Londoner „Geographical Journal"), der für eine Depesche gewiß erfreulich lange, aber für unsere Wißbegierde doch viel zu kurze Bericht, den er gleich nach der Rückkehr, noch von Neuseeland aus, an die Londoner „Daily Mail" richtete, ein Telegramm des Professors David über die wissenschaftlichen Ergebnisse (Times vom 29. März), eine Unterhaltung, die Shackleton am 12. Juni in Dover, gleich nachdem er wieder englischen Boden betreten, einem Vertreter des Reuterschen Bureaus gewährte, und sein Lichtbildervortrag, den er am 28. Juni vor ausgewähltem Publikum in der Londoner Albert Hall gehalten hat. Zwar sprach er zwei Tage später nochmals, und zwar öffentlich, in der Queens Hall, aber es war im Wesentlichen eine Wiederholung seiner früheren Ausführungen. Weitere Vorträge in den wichtigsten englischen Städten hat er erst für den Herbst in Aussicht gestellt, und der Anfang eines umfassenden Berichtes soll erst im Septemberheft von Pearson's Magazine erscheinen, die zweibändige Buchausgabe im November. Darauf warten zu wollen, hieße das Erscheinen dieser Zeilen auf Monate verzögern.

Kurz vor der Abreise hat Shackleton seinen Reiseplan auseinandergesetzt; ganz trocken und sachlich, auf noch nicht drei Druckseiten, mit sorgfältiger Berücksichtigung der verschiedenen Möglichkeiten, selbstbewußt, aber ohne eine einzige Redensart. Die Expedition solle nur aus 9 bis 12 Personen bestehen, die an der Station der Discovery auf der Roßinsel überwintern. Dorthin bringt sie ein Walfischfänger oder ein Dampfer, der Ende Januar oder Anfang Februar, wenn das südliche Meer in der Richtung auf das Viktoria-Land verhältnismäßig eisfrei ist, von Neu-Seeland abfährt und nach der Landung der Expedition zurückkehrt. Im antarktischen Frühling teilt

die Expedition sich in drei Gruppen. Die erste wendet sich östlich, kreuzt den Seegletscher wenn möglich vollständig bis nach dem König-Eduard-Land und folgt der Küstenlinie desselben nach Norden oder nach Süden, je nachdem sie nördlich oder südlich verläuft. Die zweite folgt, in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen von der Viktoriaküste, um rauhes Eis zu vermeiden, der Route Scott's südlich über den Seegletscher. Die dritte wendet sich in das Innere des Viktoria-Landes, um wenn möglich den magnetischen Südpol zu erreichen.

Als Schlittenbespannung für die beiden Reisen nach Osten und Süden sollen — zum ersten Mal in der Geschichte der Polarforschung — Ponies verwendet werden. Ein nordchinesischer (mandschurischer) oder sibirischer Pony kann 1800 Pfund schleppen bei täglich 10 Pfund Futter, während ein Hund höchstens 100 Pfund zieht und über zwei Pfund frißt; ein Pony zieht also so viel wie 18 Hunde, braucht aber weniger als ein Drittel des für diese nötigen Futters, und kann dabei bequem 20—25 Meilen täglich zurücklegen.

Auf der Reise nach Süden soll noch ein eigens konstruierter Motorwagen mitgenommen werden, der so weit wie möglich Ausrüstung und Proviant schleppt. Wird er unbrauchbar, so werden die bis dahin geschonten Ponies verwendet. Bei einer Tagesleistung von 20—25 Meilen kann der Wagen vielleicht bis zu Scotts fernstem Punkt gebraucht werden. Alle 100 Meilen wird eine Schlittenlast in einem Depot zurückgelassen; stellt sich dann die Notwendigkeit heraus, daß die Reisenden selbst die Schlitten ziehen, so haben sie wenigstens von Depot zu Depot nur 100 Meilen zu schleppen. Der geographische Südpol liegt vom Winterquartier 731 (engl.) Meilen entfernt; gelingt es, den Wagen bis jenseits des 82° zu benutzen, so bleiben, bei vollständig geschonten Kräften der Menschen und Tiere, noch 464 Meilen übrig. Was jenseits des 83° liegt, ist nicht bekannt, hoffentlich geht die Viktoria-Küste noch weit nach Süden, bevor sie sich rechts oder links dreht. Wendet sie sich östlich und erweist es sich als unmöglich, mit den Ponies die Küstenberge zu überwinden, dann versuchen die Reisenden selbst, die Schlitten über den nächsten praktikablen Gletscher hinaufzuziehen; geht auch das nicht, so wird der Küstenrand so weit wie möglich östlich verfolgt. Wendet sich dagegen die Küste westlich, so geht die Expedition gerade südlich weiter; ermöglicht hier günstiges Terrain ein rasches Fortkommen, so kann der Zwischenraum zwischen den Depots auf 150 Meilen vergrößert werden. Wird der Pol erreicht, so geht die Expedition von ihm nordwestlich zurück, um wieder auf die Berge zu stoßen; wird die Rückkehr zur Station nötig, so wendet sie sich zunächst direkt östlich, um zu den letzten Depots zu kommen. *Shackleton* gesteht offen, daß die Entdeckung des Südpols eines seiner Hauptziele sei, beabsichtigt aber durchaus nicht, die Fortsetzung der biologischen, meteorologischen, geologischen und magnetischen Untersuchungen der Discovery irgendwie zu vernachlässigen, er will die wissenschaftlichen

Zwecke der Expedition nicht einer „reinen Rekordbruch-Reise" opfern. Beispielsweise erörtert er die Eventualität, gleich an der Viktoria-Küste, in der Nachbarschaft des Mount Melbourne einen Teil der Expedition auszusetzen, der sich im Winter außer mit magnetischen auch mit meteorologischen Untersuchungen zu beschäftigen habe, deren Ergebnisse später mit den entsprechenden Beobachtungen der Station auf der Roßinsel zu vergleichen wären. Selbstverständlich sollten bei der weiteren Aufgabe dieser Gruppe, dem Marsch zum magnetischen Südpol, die hier besonders wichtigen magnetischen Beobachtungen fortgesetzt werden. Für die Rückfahrt des Expeditionsschiffes, nach Wiederaufnahme der verschiedenen Gruppen, nahm Shackleton noch einen Abstecher nach dem so wenig bekannten Wilkes-Land in Aussicht.

Dieser großartige Plan ist, abgesehen von der Erforschung des König Eduard-Landes, in überraschend kurzer Zeit im Wesentlichen durchgeführt worden. Von der vorübergehend in Aussicht genommenen Planänderung, die Winterstation an der Küste von König Eduard-Land zu errichten, ist Shackleton wieder zurückgekommen. Auch der Plan, das Expeditionsschiff solle, nachdem es die Mitglieder der Expedition ausgesetzt, den Rest des Südpolar-Sommers zu einer Recognoszierungsfahrt nach Alexanderland (vermutlich südliche Fortsetzung des Graham-Landes) benutzen und erst dann nach Neuseeland ins Winterquartier gehen, ist nicht zur Ausführung gekommen.

Am 7. August 1907 verließ der Nimrod, befehligt von Leutnant Rupert (früher erster Offizier des Morning, eines der Entsatzschiffe der Discovery-Expedition) den Hafen von Torquay an der englischen Südküste und fuhr um das Cap der guten Hoffnung nach Neuseeland. Es war ein kleines neufundländisches Segelschiff von nur 227 Tons netto, das jedoch mit einer Hilfs-Dampfmaschine von 60 Pferdekräften ausgestattet worden war. Von den Mitgliedern der Expedition befanden sich nur wenige an Bord, die übrigen, auch Shackleton, sind erst einige Monate später auf dem direkten Wege nachgefolgt. In Neuseeland haben sich einige australische Gelehrte angeschlossen. Als Mitglieder finde ich neuerdings (in dem Bericht über den festlichen Empfang Shackleton's in London am 28. Juni) genannt die Herren: Leutnant Adams (Meteorologe), Armitage, Sir Philip Brocklehurst (Geologe und Topograph), Prof. Dr. David (Geologe der Sydney-Universität), Day, Kapitän Evans, Ernst Joyce (schon Mitglied der Discovery-Expedition), Mackintosh, Dr. Mackay (zweiter Arzt und Zoologe), Dr. Eric Marshall (erster Arzt), Marston, Mawson, James Murray (Biologe), Priestley, Roberts, Wild.

Am Neujahrstage 1908 verließ der Nimrod den Hafen von Lyttelton (Neuseeland). Bei stürmischem Wetter ließ er sich zunächst, um seine eigenen Kohlen zu sparen, bis zum Rande des Packeises von dem Dampfer Koonya schleppen. Am 16. Januar ging die Fahrt durch zahlreiche Eisberge hindurch, aber die Roß-See erwies sich, wie gewöhnlich um diese Jahreszeit, als eisfrei, und am 22. Januar war die Barriere in Sicht. Jetzt steuerte man östlich auf König

Eduard-Land zu, aber die Landung erwies sich als unmöglich. Die Barriere war wieder stark verändert. Balloon Inlet, die Lücke in der Barriere, wo die Discovery an dem hier ganz niedrigen Rand der Eisfront landen und sogar eine Ballonauffahrt unternehmen konnte, war vollständig verschwunden, weiter östlich bildete schweres Packeis einen 100 engl. Meilen breiten undurchdringlichen Gürtel. Da zudem schlechtes Wetter eintrat, mußte der Nimrod sich nach Westen wenden, und jetzt wurde für die Station endgültig die Roßinsel gewählt, ein Punkt bei Cap Royds an der Mac Murdostraße, etwas nördlich von der Station der Discovery. Die Hütte lag unter dem Schutz einiger vulkanischen Hügel. Gleich dahinter stiegen die Vorberge des Vulkans Erebus auf, dessen Gipfelkrater 20 Meilen entfernt war. Die ihm entsteigende Rauchwolke diente den Meteorologen als sehr willkommener Indikator für die in den höheren Luftschichten herrschenden Strömungen.

Die Landung der Ausrüstung mit Motorwagen und Ponies war durch Eisschollen, Sturm und Kälte sehr erschwert. Einmal warf ein Schneesturm den Nimrod wieder ins Meer hinaus, bei der angenehmen antarktischen Sommer-Temperatur von — 27° Celsius. Das sofort gefrierende Sprühwasser der unruhigen See überzog die Gepäckstücke mit einer festen Eiskruste, und Aexte und Brecheisen waren erforderlich, um sie wieder auszugraben. Der Nimrod verließ die Station am 22. Februar, schon am 6. März war er wieder in Port Chalmers (Neuseeland).

Gleich in die ersten Tage des März fällt eine Exkursion, an die sich Scott nicht gewagt hatte, die Besteigung des Erebus. Der majestätische Vulkan präsentiert sich an klaren Tage so greifbar nahe, daß zwei Offiziere der Discovery-Expedition sich einmal darüber unterhielten, ob man nicht an einem Tage hinauf- und hinuntersteigen könne. Das war freilich ein großer Irrtum, immerhin hielt schon Scott es nicht für unmöglich, auf die Spitze zu kommen, und er hat recht behalten. Schon am 5. März machten die Herren Adams, Brocklehurst, David, Mackay, Marshall und Mawson sich auf den Weg, anfangs mit einem Schlitten, der später zurückgelassen werden mußte. Schon am zweitfolgenden Tage war man auf 9500 Fuß Höhe gekommen, dann brach bei — 45° Celsius ein Sturm los, der gebieterisch Halt gebot, und 30 Stunden lang lagen die Steiger in ihren Schlafsäcken. Am 9. März ging es weiter zum erloschenen alten Krater (11 000 Fuß), in dem neben den seine Sohle bedeckenden vulkanischen Produkten nur noch einige Fumarolen an die frühere Tätigkeit erinnern, am folgenden Tage zu dem noch etwa 1000 Fuß höheren aktiven Krater. Es ist ein Kessel von 2400 Fuß Durchmesser und 800 Fuß Tiefe, aus welchem Rauch und Dampf bis zu einigen tausend Fuß Höhe emporstieg. Unter den zahllosen photographischen (auch kinematographischen) Aufnahmen, welche Shackleton mitbrachte, befindet sich auch ein auf dieser luftigen Höhe aufgenommenes Bild: Einige Mitglieder der Expedition, die vom Kraterrande in den Kessel

hinunterblickten. Der Abstieg ging rasch von statten, schon am 11. März war man wieder bei der Station, ohne einen Unfall als einige Frostschäden, allerdings mußte Brocklehurst sich einen erfrorenen Zeh abnehmen lassen. Der Ausflug hatte gerade eine Woche in Anspruch genommen; in der ganzen Polarliteratur findet sich keine Besteigung, die auf eine solche Höhe gekommen ist.

Dieser vortrefflich gelungene erste Ausflug war vorläufig auch der letzte. Der März fällt in dieser hohen südlichen Breite ja schon in die schlechtere Jahreszeit, und vor Ende April beginnt die viermonatliche Polarnacht, in welcher die Sonne nicht mehr über den Horizont kommt. Sie wurde mit dem Bau von Hütten und Ställen, den ersten Vorbereitungen für die späteren Schlittenfahrten, wissenschaftlichen Beobachtungen und photographischen Aufnahmen ausgefüllt, u. a. konnten zahlreiche Südlicht-Erscheinungen und im Juni ein starker Ausbruch des Erebus aufgenommen werden. Die Temperatur sank auf — 58° Celsius, später sind sogar — 67° Celsius festgestellt worden. Ein schwerer Unfall war es, daß die mandschurischen Ponies größtenteils eingingen — sie hatten vulkanischen Sand gefressen — nur vier kamen mit dem Leben davon.

Am 12. August, noch vor dem Wiederaufgang der Sonne, konnte mit kleineren Schlittenfahrten begonnen werden. Entdeckungszwecke waren nicht damit verbunden, sie dienten nur der Orientierung und der Vorbereitung des großen Marsches nach Süden. Mit einem Motorschlitten war es nichts, er zeigte sich auf dem schneebedeckten Eis des Seegletschers unbrauchbar, besser ging es mit dem mitgebrachten Motorwagen. Die erwarteten Dienste leistete er allerdings nur in bescheidenem Umfang, auf den Südmarsch ist er überhaupt nicht mitgenommen worden, immerhin konnte er auf einer Gesamtstrecke von 400 engl. Meilen auf dem Seegletscher als Transportmittel benutzt werden. Im September und Oktober stieß man behufs Anlage eines Proviantdepots schon 124 Meilen südlich über den Seegletscher vor.

Im Frühjahr begannen die größeren Reisen. Von vollem Erfolg war die Nordexpedition zur Entdeckung des magnetischen Südpols begleitet, d. h. desjenigen Punktes der südlichen Hemisphäre, an dem die Magnetnadel senkrecht nach unten weist. Wie oben bemerkt, hatte Shackleton ursprünglich den Plan ins Auge gefaßt, diese Aufgabe von der Küste des Viktoria-Landes bei Mount Melbourne in Angriff nehmen zu lassen, also von einem Küstenpunkt zwischen 74° und 75°, wo einige Mitglieder schon bei der Hinfahrt des Nimrod ausgesetzt werden und dann direkt ins Innere vordringen sollten. Die Planänderung, in Folge deren sämtliche Mitglieder zusammen den Winter auf der Roßinsel verbrachten, nötigte jetzt zu einem großen Küstenmarsch, bevor der Aufstieg ins Innere überhaupt angetreten werden konnte. Am 5. Oktober rückten die Herren David, Mackay und Mawson aus und gingen zunächst 200 Meilen über das See-Eis nach Norden. Eine große Verzögerung entstand dadurch, daß die

beiden mitgenommenen Schlitten nicht zusammen transportiert werden konnten, man brachte immer den einen einige Meilen voran und holte dann den andern nach. Die mühselige Fahrt ging nicht ganz bis zum Mount Melbourne, sondern nur bis jenseits der Zunge des Drygalski-Gletschers bis etwa 75°, wo offenes Wasser dem Küstenmarsch ein Ziel setzte. Hier wurde ein Depot angelegt und über einen Gletscher zwischen Mount Bellinghausen und Mount Larsen (nach Scotts Karte fast genau unter 75°) der Aufstieg angetreten. Das Inland-Eis-Plateau liegt hier in einer Höhe von etwa 7000 Fuß, erheblich niedriger als Scott (und später Shackleton) es weiter südlich antrafen. Natürlich herrschte aber schon in dieser Höhenlage bei starkem Südwind eine grimmige Kälte, und die schmalen Eßrationen waren wahrlich nicht geeignet, die Beschwerden des sich in nordwestlicher Richtung bewegenden Marsches zu erleichtern. Am 16. Januar 1909 aber wurde der magnetische Südpol erreicht. Nach späteren sorgfältigen Berechnungen Mawsons — beruhend auf trigonometrischen Messungen, die sich über eine 200 Meilen lange Linie von Mount Erebus bis Mount Melbourne erstreckten — liegt er 72° 25 südl. Breite und 154° östl. Länge, etwa 400 Kilometer nordwestlich von dem Depot am Drygalski-Gletscher. Um einen dauernd festen Punkt handelt es sich allerdings nicht. Wie der magnetische Nordpol, den Roß schon 1830 unter 70° nördlicher Breite feststellte, ist auch der Südpol in langsamer Verschiebung begriffen, früher in östlicher, jetzt in nordwestlicher Richtung. Nachdem David und seine Gefährten die englische Flagge gehißt und das öde Plateau für England in Besitz genommen hatten, traten sie in Eilmärschen den Rückweg an, vom Hunger gespornt. Am 3. Februar waren sie wieder beim Depot, nachdem sie in 122 Tagen weit über 1000 Meilen zurückgelegt hatten. Ihre Lage war höchst bedenklich: das Küsteneis war aufgebrochen, an Rückkehr zur Station nicht zu denken, der Proviant zu Ende, sodaß sie sich mit Seehundsfleisch und Thran behelfen mußten. Wie sie gerettet wurden, davon später.

Geographisch wenig bedeutend ist die Westexpedition (Armitage, Brocklehurst, Priestley). Sie bewegte sich auf bereits bekanntem Terrain und scheint nur wissenschaftliche, namentlich geologische Untersuchungen bezweckt zu haben. Sie verließ die Station erst am 1. Dezember 1908, überschritt den Mac Murdo-Sund und betrat die Viktoriaküste bei Butter Point am 5. Dezember. Von hier stieg sie den großen Ferrargletscher aufwärts, der schon bei der Discovery-Expedition als Weg ins Innere benutzt worden war. Wie weit sie gekommen ist, wird nicht erwähnt, wir hören nur von einer Besteigung des Knobhead Mountain, eines schon bei Scott erwähnten Berges von nicht angegebener Höhe. Am 1. Januar 1909, also schon einen Monat nach der Abreise, war sie wieder bei Butter Point. Nur mit knapper Not ist sie dem Tode entgangen. Bei ihrem Marsch über das Küsteneis löste sich die Eisfläche, auf der sie sich befand, los und trieb nordwärts. 24 Stunden lang ging es

dem offenen Meere zu, wo fast sicherer Untergang ihnen bevorstand. Glücklicherweise trieb eine südliche Strömung ihre Scholle wieder zurück bis zu festem Land oder festliegendem Eis und die drei Männer sprangen hinüber — zwei Minuten später trieb ihr Eisfloß wieder ab.

Weitaus die größte Leistung in geographischer Hinsicht ist die Südexpedition. Der Aufbruch von der Station erfolgte am 29. Oktober 1908. Die Führung hatte Shackleton selbst, seine Begleiter waren die Herren Adams, Marshall, Wild. Die verhältnismäßig leichte Ausrüstung mit Proviant für 91 Tage war auf 4 Schlitten verteilt. Als Bespannung dienten die vier noch überlebenden Ponies; Hunde scheinen nicht mitgenommen worden zu sein. In den ersten Tagen wurden die Reisenden von einer Hilfsabteilung begleitet, dann umfing sie über 100 Tage die allen Lebens bare Oede. In den ersten Wochen ging es ziemlich langsam vorwärts. Bis zur Nordspitze der Roßinsel brauchten sie vier Tage, dann wurden sie bei White Island (südlich von der Roßinsel) durch einen Schneesturm vier weitere Tage lang festgehalten, und erst am 13. November wurde das unter 79° 36′ errichtete Depot erreicht. Schon jetzt begann die Herabsetzung der Tagesrationen, mit anderen Worten das beständige Hungerleiden. Die Marschlinie folgte ungefähr dem 168° östlicher Länge, anscheinend weiter östlich als Scott 1902 gegangen war, der anfangs etwa derselben Richtung folgte, bald aber der Küste des Viktoria-Landes sich zuwendete. Man kam jetzt rascher vorwärts. Obwohl das Terrain eine recht mühselige Abwechslung zwischen Sastrugi und tiefem Schnee darbot, in dem die Ponies oft bis an den Bauch einsanken, erreichte man am 26. November die höchste Breite, bis zu welcher Shackleton sechs Jahre vorher zusammen mit Scott gekommen war (82° 16′). Von der Nordspitze von Roß Island bis hier hatte man 24 Tage gebraucht, während Scott 59 Tage (2. November 1902 bis 30. Dezember) gebrauchte, also viel mehr als das Doppelte. Zum Teil erklärt sich dieses günstige Resultat aus dem Umstande, daß Scott größtenteils der Küste des Viktoria-Landes gefolgt war, während Shackleton weiter östlich direkt nach Süden ging. Im Vorblick zeigten sich mächtige Bergketten, die südliche Begrenzung der Roß-See und des sie bedeckenden flachen Seegletschers. Immer klarer trat die Notwendigkeit zu Tage, diese verhältnismäßig bequeme Fläche zu verlassen und in das Innere des Berglandes vorzudringen. Die Ponies wurden einer nach dem anderen schneeblind und unbrauchbar, drei mußten geschlachtet werden, ihr Fleisch wurde bei Errichtung von Depots verwendet. Am 2. Dezember zeigte der Seegletscher große Spalten und ging in festes Land über, man stand an seinem südlichen Ende. Zwei Tage später gelang es, die Spitze eines 4000 Fuß hohen Berges zu ersteigen, der eine Orientierung für die fernere Route ermöglichte. Man hatte den richtigen Punkt getroffen: In geringer Entfernung präsentierte sich ein gewaltiger ansteigender Gletscher, 120 Meilen lang, 40 breit,

der in willkommener Richtung, südlich und südwestlich anstieg. Schon am 5. Dezember begann unter 83° 33′ Breitegrad und 172 östlicher Länge der Aufstieg durch das Spaltengewirre des Gletschers. Er war so furchtbar zerrissen, daß zur Ueberwindung von 600 Meter (vermutlich Höhendifferenz, nicht Entfernung) ein ganzer Tag erforderlich war. Wiederholt brachen sie durch, glücklicherweise ohne eine Katastrophe, da sie sich angeseilt hatten. Am 7. Dezember gab es aber doch ein Unglück. Der letzte Pony stürzte auf Nimmerwiedersehen in eine Eisspalte, und sie konnten noch vom Glück sagen, daß das Tier nicht Herrn Wild und einen Schlitten mit sich in die Tiefe riß.

Trotz allen Schwierigkeiten stand man am 18. Dezember schon 6800 Fuß über dem Meer, allerdings noch weit unter der Höhe des Inland-Plateaus. Nachdem etwas jenseits 85° wieder ein Depot errichtet worden war, kam man am 26. Dezember zu dem Rand des Plateaus, das übrigens auch jetzt noch, wenn auch viel sanfter, von 9000 bis zu 10 500 Fuß anstieg. Das Wetter war seit dem 19. Dezember fast ununterbrochen stürmisch, dabei sank die Temperatur von — 37 auf — 70 F. (38 und 57 C.). Dabei mußten die Tagesrationen auf ein Minimum herabgesetzt werden. Um das Schlittengewicht zu erleichtern, ließ man alles irgendwie entbehrliche Gepäck zurück. Am 27. Dezember sanken die neu entdeckten Bergketten unter den Horizont, keine Landmarke war mehr sichtbar. Am 4. Januar 1909 ließ man das eine der beiden mitgenommenen Zelte zurück, die Stangen desselben wurden zu kleinen Flaggenmasten als Wegweiser für den Rückmarsch benutzt. Am 6. Januar hatte man 88° überschritten. Keine 50 Wegstunden trennten sie mehr vom geographischen Südpol, aber erreicht werden sollte das so heiß ersehnte Ziel nicht. Am nächsten Tage brach nämlich ein toller Schneesturm los, mit einer Windstärke von 70 bis 90 Meilen in der Stunde. An Weitergehen war nicht zu denken, sie krochen ins Zelt, und lagen fast zwei Tage, vom Frost geschüttelt, in ihren Schlafsäcken. Als sich in der Frühe des 9. Januar der Sturm gelegt hatte, machten sie, halbtot, einen letzten Versuch, aber der Wind hob sich wieder und noch am gleichen Tage mußte endgültig Halt gemacht werden, unter 88° 23′ Breite und 162 östlicher Länge. Hier wurde an einer Bambusstange eine von der Königin Alexandra von England mitgegebene Flagge gehißt, von dem wüsten Plateau Besitz im Namen Englands ergriffen und in einem Papierzylinder ein Dokument niedergelegt, auf welchem die Besitzergreifung verzeichnet war. Auch eine photographische Aufnahme des feierlichen Aktes wurde nicht vergessen. Eine Durchmusterung des Geländes nach Süden hin mit den Ferngläsern zeigte keine Spur von Bergen. So kann mit Sicherheit angenommen werden: der geographische Südpol liegt auf demselben gewaltigen Gletscherplateau, auf dem, wenn auch in geringerer Höhe, die Nordexpedition bis zum magnetischen Südpol vorgedrungen war. Das Innere des Süd-Viktoria-Landes zeigt

dasselbe Bild wie das Innere Grönlands, und es ist in hohem Grade unwahrscheinlich, daß spätere Forschungen die Landmassen, deren Ostküste die Expeditionen von Scott und Shackleton erforscht haben, in getrennte Inseln auflösen.

Es war ein ungeheuerer Erfolg, aber es ist durchaus verständlich, wenn Shackleton sich über die Notwendigkeit, unmittelbar vor dem letzten Ziel umzudrehen, in recht resignierten Worten geäußert hat. „Wir erwiesen", erzählte er dem Vertreter des Reuterschen Bureaus, „der Flagge militärische Ehren und wandten uns, tiefes Bedauern im Herzen, wieder rückwärts. Wir waren am Ende unserer Kräfte und Lebensmittel angelangt. Ein weiterer Versuch vorzudringen wäre der sichere Tod gewesen. Wir standen vor der Entscheidung zu sterben oder zurückzukehren, um Nahrung zu finden. Meine Kameraden waren trotzdem bereit weiterzugehen, wenn ich es verlangte; dies wäre aber der helle Wahnsinn gewesen. Wir wären sicher gestorben, ohne daß die Ergebnisse unserer Expedition der Welt bekannt geworden wären, hätten also unser Leben gänzlich nutzlos geopfert. Hätten wir weitere 25 Pfund Biskuit und 30 Pfund Fleischkonserven mit auf die Fahrt genommen, so hätten wir sicher den Südpol erreicht — dieser Gedanke war für uns nicht eben tröstlich. In den letzten Tagen, welche der Aufpflanzung der britischen Flagge voraufgingen, hatten unsere Vorräte derart abgenommen, daß wir schließlich auf eine Ration von 16 Unzen (noch nicht ein halbes Kilogramm) pro Mann und Tag gekommen waren. Unsere Kraft war durch diese mangelhafte Ernährung in solchem Grade reduziert, daß wir bei dem Versuch, noch weiter nach Süden zu gehen, schon kurz nach der Flaggenhissung zusammengebrochen wären." Als Illustration dazu mag das Menu dienen, an welchem sich die Expedition zur Feier der Flaggenhissung erlabte: Ein kleiner Bissen rohes Pferdefleisch, ein ganz kleines Stückchen rohes Pferdeblut und vier Biskuits. Die Erinnerung an dieses lukullische Mahl ist ein halbes Jahr später wieder aufgefrischt worden, als Shackleton und seine Gefährten in London mit dem Prinzen von Wales speisten.

Es hat wenig gefehlt und die Eiswüste hätte die kühnen Männer verschlungen; dann hätte vielleicht niemals ein Mensch Kunde von ihrem Triumph und ihren Leiden bekommen, den unwahrscheinlichen Zufall ausgenommen, daß ein späterer Forscher Reste ihrer Leichen und das bescheidene Dokument fand, das sie an ihrem fernsten Punkt hinterlegt hatten. Zu Hunger und Erschöpfung kam noch eine sie erst recht erschöpfende Ruhrerkrankung, wohl durch den Genuß von rohem Pferdefleisch veranlaßt. Und das angesichts eines Marsches, für den sie in ungekehrter Richtung über zwei Monate gebraucht hatten, und im Herzen die Sorge, ob sie von dem Plateau, auf dem nicht eine einzige Landmarke sichtbar war, überhaupt den Rückweg zu dem großen Gletscher finden würden, über den sie ihren Aufstieg bewerkstelligt hatten. Denn ihre eigene bescheidene Weg-Mar-

kierung, die Flaggenstöcke, hatte der Sturm verweht. Zum Glück nicht auch ihre Schlittenspuren, welche sie denn auch glücklich zurückgeleiteten. Ein besonders verzweifelter Tag war der 26. Januar. Als er anbrach, befanden sie sich noch 30 Meilen von dem Depot entfernt, das sie am Fuß des Gletschers errichtet hatten. Sie hielten eine „Mahlzeit", bestehend in einer kleinen Kanne halbgekochter Mais; damit waren die Lebensmittel zu Ende, und die Frage war nur, ob sie in einem Gewaltmarsch bis zum Depot kommen oder aber zusammenbrechen und verhungern würden. 34 Stunden dauerte dieses Ringen mit dem Tode, ohne daß etwas über ihre Lippen kam als ein wenig Tee, von der Frühe des 26. bis zum 27. Januar nachmittags 2 Uhr, bei einer Temperatur von 30 bis 40° F. (— 34 bis 40 C.). „Wir konnten", erzählt Shackleton, „das Depot deutlich erblicken, trotzdem war es für uns fast unerreichbar, weil der weiche Schnee das Gehen und Fahren ungemein erschwerte und außerdem zahlreiche verräterische Gletscherspalten unseren Augen verbarg. Unter großer Mühe bahnten wir uns langsam unsern Weg durch Schnee und Schneesturm, schienen aber unserem Ziel um keinen Schritt näher zu kommen. Zwei von uns, die völlig erschöpft waren, brachen mitten auf dem Wege zusammen; nachdem sie sich aber ein wenig erholt hatten, setzten sie mit dem ganzen Aufgebot ihrer Energie ihren Weg fort." Als sie endlich noch eine halbe Meile vom Depot entfernt waren, ging Marshall voraus und holte Nahrung. Damit war das Allerschlimmste überstanden, aber auch nur das Allerschlimmste, und der weite Rückweg über den Seegletscher war noch reichlich schlimm genug. Eines Tages blieben sie hülflos liegen, von einem Ruhranfall niedergeworfen, und bis zum nächsten Depot waren es noch volle 90 Meilen; daß sie es überhaupt erreichten, kommt Shackleton wie ein Wunder vor. Gewöhnlich haben sie die verschiedenen Depots erst erreicht, wenn ihre Nahrungsmittel wieder am Ende waren; am 23. Februar wurden sie durch ein Depot erfreut, das eine von dem mittlerweile bei der Roßinsel eingetroffenen Nimrod entgegengesandte Hilfsabteilung errichtet hatte. Am 1. März erreichten Shackleton und Wilson das Schiff. Sofort führte Shackleton eine neue Hilfsabteilung rückwärts, um Adams und Marshall nachzuholen, denn der letztere war in Folge eines Ruhranfalls liegen geblieben. Am 2. März waren alle vier an Bord des Nimrod, nachdem sie über 1700 Meilen in 126 Tagen zurückgelegt hatten, von denen 72 auf den Hinweg und 54 auf den Rückweg entfallen.

Ueberaus glücklich ist die Heimholung der Expedition verlaufen. Als der Nimrod am 1. Dezember 1908 aus dem Hafen von Lyttelton auslief, war sie in mehreren weit von einander getrennten Gruppen verteilt. Die Westexpedition verließ genau am gleichen Tage die Station, um nach Viktoria-Land hinüberzugehen, die Nordexpedition arbeitete sich schon seit fast zwei Monaten über die Eisfelder an der Küste des Viktoria-Landes, hatte aber den Aufstieg ins Innere noch gar nicht begonnen; Shackleton selbst endlich befand

sich etwa unter dem 83. Breitegrad, an der Südgrenze des Seegletschers. Auf der Station selbst waren nur wenige Personen zurückgeblieben. In welcher Reihenfolge das Schiff diese vier Gruppen auflas, ist nicht ganz klar. Anscheinend wurde zuerst die Westexpedition aufgenommen; gleich am nächsten Tage, nachdem sie nach ihrer unfreiwilligen Treibeisfahrt wieder die Küste erreicht hatte, bemerkte der Nimrod ihre heliographischen Signale, entweder noch auf der Fahrt zur Station oder kurz nachdem er bei derselben angekommen war. Dann wurde Anfang März bei der Station Shackleton mit seinen Gefährten in Empfang genommen. Er schickte das Schiff zur Aufsuchung der Nordexpedition aus, die zwei Grade nördlich an der Küste des Viktoria-Landes auf Entsatz wartete, weil sie wegen des aufgebrochenen Eises nicht weiter konnte. Vom Nimrod aus sah man die Lagerflagge und gab Signalschüsse ab; als Mawson aus dem Zelt stürzte, fiel er in eine Gletscherspalte, kam aber mit heiler Haut davon.

Auf der Rückfahrt nach Neu-Seeland fuhr der Nimrod noch eine Strecke über Cap North, an der Nordküste des Viktoria-Landes, hinaus und sichtete unbekannte Bergspitzen in einer Ausdehnung von 45 Meilen, in westlicher und südwestlicher Richtung verlaufend. In den sparsamen kritischen Bemerkungen, welche Shackletons dürftige Berichte bis jetzt gefunden haben, wird diese Entdeckung verschieden bewertet. Bald hören wir (H. Wichmann in Petermanns Mitteilungen 1909, 4. Heft), hierdurch „gewinne der Zusammenhang von Süd-Viktoria-Land mit Wilkes-Land an Wahrscheinlichkeit", bald (Hugh Robert Mill im Maiheft des „Geographical Journal" von 1909): Wenn es auch möglich sei, daß die neu entdeckte Küste sich wieder nordwärts drehe, in der Richtung auf die von Wilkes und Dumont d'Urville erwähnten Länder, so müßte doch zugestanden werden, daß jetzt der Insel-Charakter dieser nur undeutlich gesehenen Berge wahrscheinlicher werde — also das Gegenteil. Von besonderem Interesse ist nach Mill der Umstand, daß nach Shackletons Feststellungen die große das Eisplateau des Viktoria-Landes begrenzende Bergkette sich etwa unter 85° ostwärts dreht: „Man ist geneigt anzunehmen, daß dieser Küstenzug eine große Biegung nach König Eduard-Land macht, in welcher schwimmend der Seegletscher liegt." Daß Shackleton s Reise die Existenz eines „antarktischen Kontinents" sicher gestellt habe, wie auch Prof. David annimmt, wird jetzt wohl allgemein angenommen, wenn auch für die Ausdehnung desselben noch alle sicheren Anhaltspunkte fehlen.

Ueber die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition — abgesehen von den ganz enormen geographischen Resultaten — liegen nur einige kümmerliche Notizen vor. Erwähnt werden meteorologische, magnetische und Gezeiten-Beobachtungen, mit besonderem Nachdruck mikroskopische Untersuchungen antarktischer Rädertierchen, die sich im Eise eingeschlossen finden und die Versetzung in Siedetemperatur und wieder zurück in Gefriertemperatur anscheinend mit un-

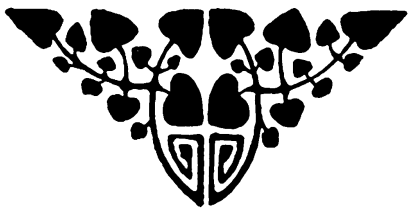
gestörtem Wohlbefinden vertragen, dann die Auffindung bedeutender Kohlenlager unter 85° Breite mit Flötzen von ein bis sechs Fuß Mächtigkeit usw. Auf letztere und andere geologische Funde legte Shackleton besonderen Wert; die gesammelten Gesteinsproben mit ihrem nicht unbedeutenden Gewicht haben die erschöpften Männer denn auch getreulich vom äußersten Süden mitgebracht, obwohl sie wahrlich schon genug zu schleppen hatten. Eine Stelle in seinem telegraphischen Bericht, die von den starken Winden in der Nähe des Südpols spricht, ist gegen die Hypothese von der Polar-Windstillen-Region verwendet worden; von anderer Seite aber wird betont, diese Theorie sei für ein polares Meer-Niveau ausgearbeitet und habe für eine so bedeutende Seehöhe wie jene, in der sich Shackleton bewegte, keine Geltung.

Die gemeinsame Heimfahrt verlief ohne besondere Zwischenfälle. Noch im März erreichte der Nimrod Stewart Island (an der Südinsel von Neu-Seeland). Hier gab Shackleton die erste kurze Depesche auf, dann setzte er seine Fahrt nach Lyttelton fort, und am 24. März brachte die Londoner „Daily Mail" schon einen spaltenlangen Bericht über die Hauptergebnisse der Reise. Am 10. Juni betrat Shackleton nach sechswöchentlicher Seereise, die er zu Niederschrift seiner Erlebnisse benutzt hatte, in Brindisi europäischen, wenige Tage später in Dover englischen Boden.

Ein glänzender Empfang wurde dem großen Entdecker in London am 28. Juni bereitet. Zu dem Festdiner im Royal Palace Hotel erschien der englische Thronfolger; ein Deutscher, Dr. Wegener, konnte hier Shackleton die Glückwünsche der Berliner geographischen Gesellschaft überbringen. Daran schloß sich die von der englischen geographischen Gesellschaft veranstaltete Empfangsversammlung in der dicht gefüllten Albert Hall, in der Shackleton, der mit 12 seiner Genossen erschien, begeisterte Huldigungen empfing. Anwesend war als Vizeprotektor der Gesellschaft (Protektor ist der König von England) der Thronfolger mit seiner Gemahlin, tausende von Vertretern der Wissenschaft und des Adels mit ihren Damen, alle im Gesellschaftsanzug. Der Vorsitzende der geographischen Gesellschaft, Major Leonard Darwin, hielt die Begrüßungsansprache. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition, führte er aus, seien noch nicht zu übersehen, aber jedenfalls sehr bedeutend. Die Gesellschaft halte daran fest, den Bruch des Pol-Rekords (Annäherung an den Nord- oder Südpol über die früher erreichte höchste Breite hinaus) nicht zu befördern oder zu prämiieren; es sei ja kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß sich gerade an diese beiden Punkte der Erdoberfläche besondere wissenschaftliche Interessen knüpften. Aber stolz seien sie deshalb auf ihren Landsmann nicht minder. Dann folgte eine interessante Parallele, um die touristische Leistung Shackletons zu veranschaulichen. Man möge sich vorstellen, England, Schottland und das nördlich Schottlands gelegene Meer bis jenseits der Shetland-Inseln sei eine Eis- und Schneewüste mit einigen Felserhebungen. Von

London gehe eine Expedition in diese unwirtlichen Gebiete vor. Edinburgh würde dann der von Scott erreichten höchsten Breite entsprechen, und von hier aus beginne der Vormarsch in gänzlich unbekanntes Gebiet. Bei Inverneß (Nordschottland) gehen die Ponies verloren, bei den Shetlands stoßen die Reisenden auf mächtige Bergketten, aber erst 240 Meilen nördlich von John O'Groats machen sie Halt, um in einem Marsch von 752 Meilen (Luftlinie) nach London zurückzukehren. Dann hielt Shackleton einen Vortrag unter Benutzung zahlreicher Lichtbilder, von denen die Flaggenhissungen am magnetischen Südpol und am höchsten Punkt der Reise zum geographischen Pol besonderen Jubel auslösten. Shackleton sprach flüssig, in dem ganzen gewaltigen Raume verständlich, stellenweise mit gutem Humor. Mit feinem Takt, den Thronfolger gegenüber dem Leutnant bei Seite setzend, erinnerte der Prinz von Wales an den Tag gerade vor zwei Jahren, an dem er von Shackleton an Bord des Nimrod Abschied genommen habe; „als Schiffskamerad bin ich stolz darauf, Ihnen diese Medaille zu überreichen." Es war eine eigens geprägte goldene Denkmünze[1]), auf der einen Seite Shackletons Porträt mit der Inschrift: Mr. Ernest Shackleton, Befehlshaber der Expedition 1907 bis 1909; auf der Rückseite eine Gruppe, die Forscher einen Ponywagen bepackend, Berge im Hintergrund, Inschrift: Ueberreicht von der Kgl. Geographischen Gesellschaft für antarktische Entdeckung 1909. Shackletons 12 anwesende und 4 abwesende Gefährten erhielten die gleiche Denkmünze in Silber. Sie haben sie redlich verdient.

[1]) Abbildung der Denkmünze im Augustheft des Geographical Journal 1909, wo der vorstehend benutzte Preßbericht über die Festversammlung im wesentlichen wiederholt wird. — Gerade beim Abschluß der Korrektur lese ich, daß Shackleton's erster Aufsatz im Septemberheft von Pearsons Magazine erschienen ist. Sein für November angekündigtes zweibändiges Werk wird den Titel tragen: The story of the British Antarchic Expedition 1907—1909. (London, Heinemann.)



Folgende Beiträge sind in u. a. Aussicht genommen:

Köln und Koblenz. Von Dr. H. Krueckemeyer, Chefredakteur.

Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Die sibyllinischen Weissagungen. Von P. H. Allroggen, O. F. M.

Generalsuperior P. Arn. Janssen, S. V. D. Von Friedrich Schwager, S. V. D.

Dorf und Bauernhof in Deutschland in alter und neuer Zeit. Von Dr. Ch. Meyer, Staatsarchivar.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer.

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Mazedonien, Serbien u. Montenegro. Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. Aug. ✻ Ausgabe des Heftes am 15. Septbr.

Die betende Mutter

Bestes Buch für Müttervereine und für jede Mutter. — Weit verbreitet! Verschiedene Preise von Mk. 1,50 an — Auch in Grobdruck. — Näheres durch Verlag A. Laumann, Dülmen i. W.

Einband-Decken

für den 28. Band der „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren"

Preis ℳ 1.— (Porto 10 Pfg.)

Breer & Thiemann, Hamm.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlg. bezogen werden:

Heemstede, C. van, **Paul Alberdingk Thijm.** 1827—1904. Ein Lebensbild. Mit dem Bildnis Alberdingk Thijms. 8° (VIII u. 244) ℳ 2.70; geb. in Leinw. ℳ 3.40

Der holländische Historiker und feinsinnige Kunst- und Musikfreund Paul Alberdingk Thijm, „ein Mann von einem guten und großen Herzen" (wie Joh. Janssen ihn bezeichnete), den viele Beziehungen mit Deutschland verbanden, findet in diesem Buche eine höchst ansprechende, lebensvolle Biographie.

Müller, A., S. J., Direktor d. Sternwarte auf dem Janiculum zu Rom, **Der Galilei-Prozeß** (1632 bis 1633) nach Ursprung, Verlauf und Folgen. (Auch 102. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) 8° (VIII u. 206) ℳ 3.60 — Früher ist erschienen:

— **Galileo Galilei** und das kopernikanische Weltsystem. gr. 8° (XII u. 184 S. mit Titelbild.) Mk. 3.40

Die beiden auf Grund der jetzt veröffentlichten Prozeßakten bearbeiteten Schriften erschöpfen die Galileifrage nach ihren verschiedenen Richtungen; sie sind so angelegt, daß der Leser in alles selbständigen Einblick gewinnt und instandgesetzt wird, ein eigenes Urteil zu begründen.

!! Hervorragender neuer Prieſterroman !!

R. Caſellas

Lazarus' Tod.

Aus dem Katalaniſchen überſetzt
von **Dr. Eberhard Vogel.**

Preis in vornehmer Ausſtattung kart. 3.60 Mk.

Katalaniſch gehört zu den literariſchen Leckerbiſſen – und „Lazarus' Tod" iſt der erſte Roman, der aus dem Katalaniſchen ins Deutſche überſetzt herauskommt. Eine mit ſicherm Geſchmack ausgewählte Probe! Das Sterben eines Prieſters, der mit dem Frühling in einen Pyrenäenweiler einzieht, in den kalten Seelen ſeiner Bauern Frühling zu machen ſucht und im bittern Winter ihrer Bosheit unterliegt. Die Schwierigkeit, die der einmal gewählte Vorwurf bot, entgeht niemand. Die Natur eines einſamen Waldtales, dem kein Sommer und kein Winter Reize leihen, und der Charakter ſeiner freudloſen Siedler verhalten ſich gegen den Darſteller gleich ſpröde. Anſtatt dieſen Widerſtand zu bekämpfen, hat der Dichter ihn ſelbſt, phyſiſch und moraliſch, zu ſeinem Gegenſtand gewählt und durch das Martyrium des Prieſters, der dieſes Tal der wandelnden Toten durch die Wohnung und das Wort Gottes erneuern und beleben will, zu einer herben Tragödie, die ganz Maeterlinck'ſch anmutet, geſchaffen. Wie häßliche Geſpenſter treten die Gläubigen auf; an Gebreſten mag einer den andern übertreffen, eine Beſonderheit, wie der Trüffelbaitel, erregt ihren Haß, dem dumpfen Sehnen der jugendlichen Gemüter nach der Freude genügen des Schweinehirten rohe Poſſen. Nicht dem Prieſter gelingt es, dieſes harte verknöcherte Volk in Bewegung zu ſetzen; der matte Trieb des Fleiſches allein, durch den gemeinſten Köder entzündet, vermag einen ekel ſchwelenden Brand in ihren Gliedern zu entfachen. Dagegen ſtehen die Liebe und der Zorn des Prieſters ohnmächtig; die ſchläfrige, ſtille Sünde überwindet den heiligen Eifer, vom Tempel träger Luſt her wird der Leib Gottes ſelbſt das Ziel feiger Verhöhnung. Nun hört alle Bewegung auf; der Künſtler hat ſich allen Stoffes, aller Mittel, ihn zu geſtalten, begeben, nur ein Sterben noch bleibt ihm zu zeigen übrig, aber auch dieſem noch entzieht er mit Bewußtſein, was es dramatiſch Bewegtes haben könnte, indem er den Scheintod an die Stelle des Todeskampfes ſetzt. Da feiert die Sünde ihr wortloſes, jubelloſes Siegesfeſt: ein Prieſterherz, das die Liebe zu den widerſtrebenden Seelen noch nicht brechen laſſen wollte, bricht unter dem Hauch der Sünde, die in die Nähe des Lebenden ſich nie gewagt hatte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

Verlag von Hermann J. Frenken

Cöln-Weiden.

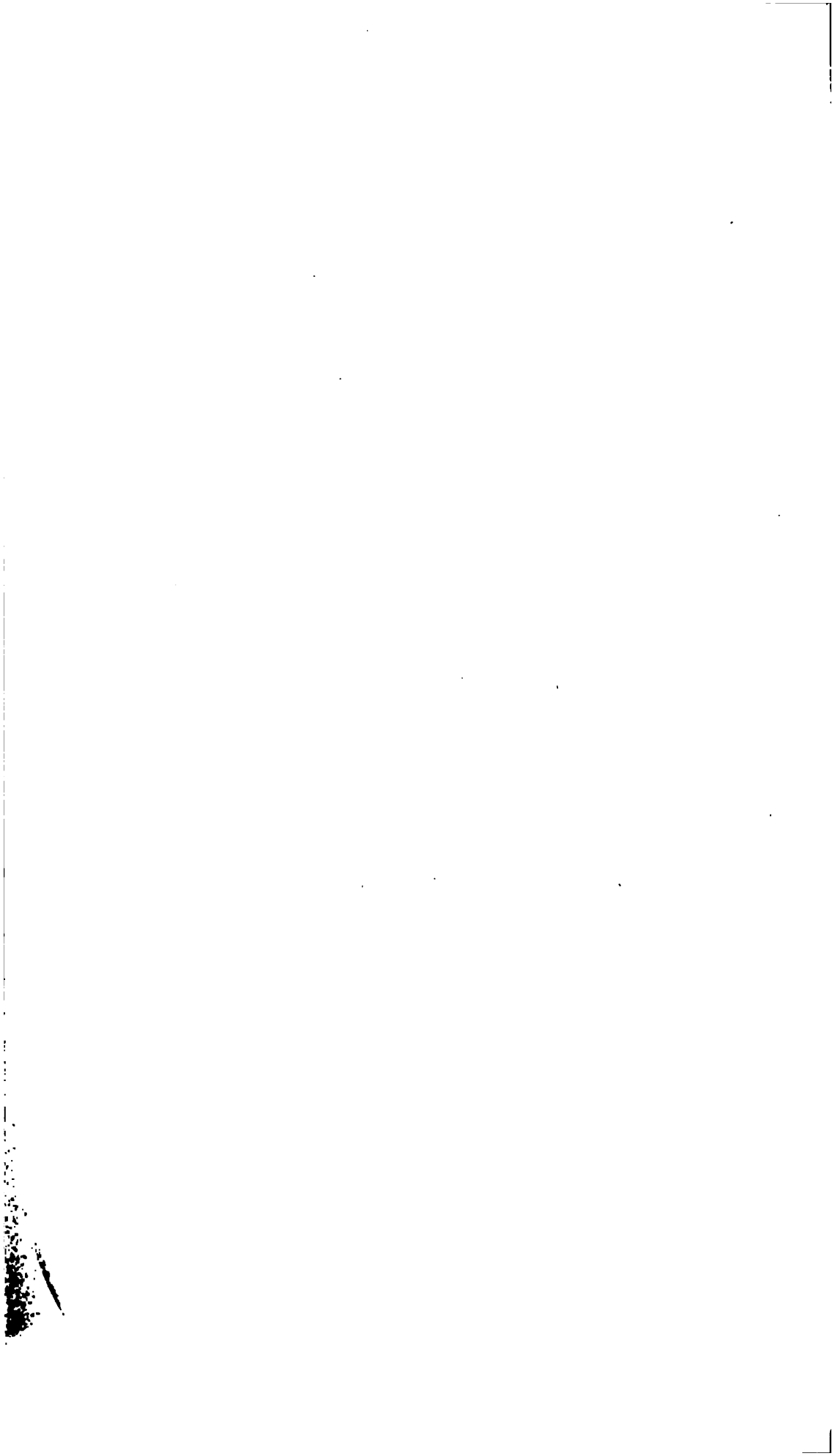
Frankfurter Zeitgemäße Broschüren

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen.

Neue Folge.

Band XXIX.

Hamm (Westf.)
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1910.



Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Köln und Koblenz. Eine Darstellung der Osterdienstags-Konferenz und ihrer Folgeerscheinungen. Von Dr. jur. Krueckemeyer 1

Mazedonien, Serbien und Montenegro. Von Ernst von Hesse-Wartegg 89

Die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von Franz Weigl 121

Kralik oder Muth? Ein Wort zum katholischen Literaturstreit der Gegenwart. Von Josef Pfeneberger . . 153

Der Volksschulunterricht der katholischen Kinder in den deutschen Bundesstaaten. Eine Studie von Dr. Ferdinand Brandis 209

Aus Islands alten Schätzen. Eine kultur- u. literaturgeschichtliche Studie von Jón Svensson. Autorisierte Uebersetzung von Joh. Mayrhofer (II. Teil) 237

Christus und die Kirche in pädagog. Beleuchtung. Von M. Kreuser 277

Dorf und Bauernhof in Deutschland in alter und neuer Zeit. Von Dr. Ch. Meyer, Staatsarchivar . 307

Die vorchristliche Pädagogik bei den orientalischen Völkern. Von Anton Steeger 343

Das Blut des hl. Januarius. Von Dr. B. M. Bergervoort 375

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund
PGerm 250,

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thissen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIX. | 15. Oktober 1909. | Heft 1 u. 2.

Köln und Koblenz.

Eine Darstellung
der Osterdienstags-Konferenz und ihrer Folgeerscheinungen

von

Dr. jur. Krueckemeyer.

Hamm (Westf.)
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1909.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Einladung zum Abonnement.

Die „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren" haben sich auch im verflossenen Jahrgange wieder einer steigenden Teilnahme zu erfreuen gehabt. Das beweist nicht nur die stetig wachsende Abonnentenzahl, sondern auch die überaus günstigen Beurteilungen, die die wertvollen Hefte bei ihrem Erscheinen von kompetenten Persönlichkeiten sowohl als auch von der gesamten Presse erfahren haben.

„In der periodischen Literatur katholischen Charakters nehmen die Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren nicht nur wegen ihres Alters, sondern auch wegen ihres Gehaltes eine hervorragende Stellung ein. Heute sind sie uns mehr als je unentbehrlich. Wären sie nicht da, so müßten sie jetzt ins Leben gerufen werden. Schon deshalb, weil uns ein Gegengewicht zu den akatholischen Publikationen ähnlichen Charakters heute besonders notwendig ist. Aber dies ist nicht das Ausschlaggebende. Die Lage ist vielmehr die: Unser gesamtes religiöses, literarisches, künstlerisches, wissenschaftliches, soziales, wirtschaftliches, politisches Leben wirft heutzutage eine solche Fülle neuer Fragen auf, daß eine rasche und entschiedene Stellungnahme dazu seitens der Katholiken keine Leichtigkeit ist. Eine solche Stellungnahme ist aber unerläßlich, wenn wir nicht von vornherein darauf verzichten wollen, unser nationales Leben mitzuleben und auf seine Gestaltung Einfluß zu üben. So ist denn eine rasche, aber ebenso sehr eine solide, gründliche, umfassende und wissenschaftliche Orientierung von nöten. Die erstere können unsere Zeitschriften besorgen. Um aber die auftauchenden Fragen mit umfassender Gründlichkeit zu behandeln, fehlt diesen der Raum. Es bedarf dazu einer monographischen Behandlungsweise. Diesem Bedürfnis helfen die Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren ab. Sie erscheinen jährlich in 12 Heften, von denen ein jedes eine im Bereich des vielgestaltigen modernen Lebens liegende Frage behandelt." (Augsb. Postztg.)

Wir haben keine Mühen und Kosten gescheut, um auch für den neuen Jahrgang wertvolle, aktuelle Beiträge angesehener kath. Autoren zu erwerben; ein Blick auf das nachstehende Verzeichnis der in Aussicht genommenen Hefte dürfte dies beweisen; kein Wissensgebiet soll unbeachtet bleiben.

Folgende Beiträge sind u. a. in Aussicht genommen:

Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Die sibyllinischen Weissagungen. Von P. H. Allroggen, O. F. M.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Steumer.

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Mazedonien, Serbien u. Montenegro. Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Generalsuperior P. Arn. Janssen, S. V. D. Von Friedrich Schwager, S. V. D.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. Septbr. ❧ Ausgabe des Heftes am 15. Oktbr.

Köln und Koblenz.

Eine Darstellung der Osterdienstags-Konferenz und ihrer Folgeerscheinungen

von

Dr. jur. **Krueckemeyer.**

Am Osterdienstag, den 13. April 1909, fand in der Bürgergesellschaft zu Köln eine vertrauliche private Besprechung von zehn der Zentrumspartei angehörenden Herren statt. Infolge einer geradezu beispiellosen Irreführung der öffentlichen Meinung über Charakter Ziel und Zweck der Besprechung hat dieselbe monatelang die Öffentlichkeit beschäftigt und nicht nur einem großen Teil der Zentrumspresse, sondern auch der Presse der anderen Parteien Anlaß zu zahlreichen Leitartikeln, sowie zu den gewagtesten Schlüssen und Kombinationen gegeben. Man hat einen harmlosen Vorgang unnötig und unberechtigt aufgebauscht und, wie der „Bayerische Kurier" sehr richtig bezüglich der Zentrumspresse bemerkte, wochenlang die gesamte Feuerwehr der Partei auf ein brennendes Streichholz spritzen lassen. In einem Teil der Zentrumspresse las man von anonymen Treibereien, geheimen Wühlereien gegen das Zentrum oder gar von Sprengpulver am Zentrumsturm, von Machinationen gegen Zentrum, katholischen Volksverein und christliche Gewerkschaften, von beabsichtigter Konfessionalisierung des Zentrums, von Berlinerei und wer weiß was noch Augustinusverein und die Parteiinstanzen wurden angerufen Versammlungen wurden gehalten und Resolutionen gefaßt 2c. 2c., kurzum es wurde so getan, als ob die zehn Kölner Herren nichts geringeres vorhätten, wie das ganze Zentrum und alles, was drum und dran ist. vom Erdboden zu vertilgen. Dabei handelte es sich bei den zehn Herren nur um Zentrumsabgeordnete, Leiter von Zentrumsblättern und katholische Geistliche. Diese unsinnige Kapitolswächterei, die des Stiches ins Lächerliche nicht entbehrte, hätte zum Lachen reizen müssen, wenn daran nicht die Tatsache verhindert hätte, daß sich

schließlich der Leser- und Wählerschaft eine steigende Unruhe bemächtigte und wachsende Verwirrung angerichtet wurde.

Auf gegnerischer Seite schaute man mit Verwunderung und Befriedigung auf dieses seltsame Schauspiel und zog daraus unberechtigte Schlüsse. Daß Angehörige und Organe der Zentrumspartei so gegen einander losfuhren, was bisher noch nicht dagewesen, das kam just wie gerufen. Bald konnte man überall vom Streit im Zentrumslager, von Rissen im Zentrumsturm, von Mauerfraß 2c. lesen und von der angeblich neuen Bestätigung der alten unwahren Beschuldigung, das Zentrum sei eine konfessionelle Partei. Einzelne besonders begabte Angehörige der Zentrumspresse benutzten diese durchsichtigen Auslassungen der gegnerischen Presse, um neues Öl ins Feuer der Erregung zu gießen, und achteten nicht auf die Mahnung der besonnenen Elemente, daß zu einem solchen Hexensabbat kein Anlaß vorhanden sei. Die „Neisser Ztg.", ein mit mehr Temperament wie Besonnenheit redigiertes Blatt, wollte sogar zwei der Kölner Herren, die Abgeordneten Dr. Bitter und Roeren, aus dem Zentrum entfernt wissen. Das war wohl das Ärgste, was ein Zentrumsblatt geschrieben hat.

All dem gegenüber dürfte es am Platze sein, zu zeigen, was der Anlaß des Zusammentritts der Kölner Konferenz war, was sie erstrebte, und welches ihre Folgeerscheinungen waren. Ich werde versuchen, dies aus eigener Kenntnis der Ereignisse und an Hand der vorliegenden Akten, Zeitungsartikel 2c. zu tun.

Die entferntere Veranlassung der Kölner Konferenz war ein in den „Hist.-pol. Blättern" Bd. 143 (1909) Heft 2 erschienener Artikel „Drei Programmsätze". Die in diesem Artikel angeführten drei Programmsätze haben folgenden Wortlaut:

I. „Das Zentrum ist eine interkonfessionelle politische Partei. Doch ist gegenüber den Tendenzen Julius Bachems und der „Kölnischen Volkszeitung" an der diesbezüglichen Auffassung Windthorst's festzuhalten, damit nicht die Partei in Interessengruppen zerfalle."

II. „Im Interesse einer einheitlichen großen Arbeiterbewegung liegt es, wenn die deutsche christliche Gewerkschaftsbewegung sich um zwei selbständige Zentralen innerhalb der beiden Konfessionen nach holländischem Muster gruppiert. Die Idee der interkonfessionellen Gewerkschaft unter katholischer Initiative ist ein Hemmnis für den Eintritt großer evangelischer Arbeitermassen in die christliche Gewerkschaftsbewegung, gefährdet die katholische Gesinnung und hierarchische Korrektheit der katholischen Arbeitermassen und bildet eine Gefahr für die politische Geschlossenheit des katholischen Volksteiles."

III. „Die das gesamte katholische Leben Deutschlands gestaltende finanzielle und moralische Großmacht des katholischen Volksvereins bedarf in Anbetracht ihrer eminent angewachsenen Bedeutung eines engeren organisatorischen Anschlusses an den Episkopat."

Da der erste Satz unstreitig der wichtigste ist, da sich auch um ihn in der Folgezeit fast die ganze Polemik gedreht hat, so sei auch noch

die kurze Erläuterung desselben in dem erwähnten Artikel der „Hist.-pol. Blätter" hinzugefügt, umsomehr als darin auch die Vorgeschichte dieses Artikels selbst enthalten ist. Sie lautete:

Dieser Satz ist der Niederschlag der Polemik zwischen der „Kölnischen Volkszeitung" einerseits und der „Augsburger Postzeitung" und dem „Westfäl. Merkur" andererseits. In kleinen Notizen, Bemerkungen und Einsendungen spielt die Polemik noch fort. Hervorgerufen war sie durch den Artikel der „Augsburger Postzeitung": „Ein Ausweg in peinlicher Verlegenheit." (Nr. 228 v. 4. 10. 08.) Ihren Höhepunkt erreichte die Kontroverse in der Erwiderung der „Köln. Volkszeitung" (Jahrg. 49, Nr. 869. 9. X. 08) „Die „Koalitionsform" der Katholiken und Protestanten im weltlichen Leben" und der hierauf erfolgenden Antwort der „Augsburger Postzeitung" (Jahrg. 222, Nr. 238, 16. X. 08) „Zur Koalitionsform der Katholiken und Protestanten". Der Sinn der in der „Augsburger Postzeitung" und dem „Westfälischen Merkur" erschienenen Artikel war klar und deutlich ausgesprochen. Er läßt sich kurz zusammenfassen: Das Zentrum ist keine konfessionelle, es ist eine politische Partei, die sich geschichtlich und faktisch auf den katholischen Volksteil stützt. Es muß im Sinne seiner Gründer erhalten bleiben. Die Kontroverse hat in manchen Blättern ihr Echo gefunden. Es wäre wünschenswert, daß sie zur öffentlichen Lösung geführt würde, denn die Frage ist wichtig genug. Vielleicht daß der in den letzten Tagen veröffentlichte Programmsatz hierzu beiträgt.

Separatabzüge des hier im Auszuge mitgeteilten Artikels der „Hist.-pol. Blätter" wurden Ende März seitens eines Geistlichen der Erzdiözese Köln an eine Anzahl Zentrumsabgeordnete, Leiter von Zentrumsblättern, katholische Geistliche 2c. versandt mit der Anfrage, ob sie bereit seien, einer vertraulichen Besprechung über die in dem Artikel der „Hist.-pol. Blätter" erwähnten Gegenstände beizuwohnen. Diese Besprechung fand dann am 13. April 1909 (Osterdienstag) in der Bürgergesellschaft zu Köln statt. Zu derselben hatten sich außer dem Verfasser dieses eingefunden die Herren Rechtsanwalt Dr. Bitter aus Kiel, Reichstagsabgeordneter; P. Frick S. J. aus Luxemburg, Schriftleiter der „Stimmen von Maria Laach"; A. Hommerich aus Aachen, Chefredakteur des „Echo der Gegenwart"; Domkapitular Dr. Hüls aus Münster i. W., Universitätsprofessor; Dr. Kaufmann aus Köln, Herausgeber der „Zentral-Auskunftstelle der katholischen Presse" und der „Apologetischen Rundschau"; Religions- und Oberlehrer Prof. Müller aus Köln, von der städtischen höheren Realschule; Geheimrat Roeren aus Köln, Oberlandesgerichtsrat a. D., Reichs- und Landtagsabgeordneter; Fabrikant und Rittergutsbesitzer Underberg aus Rheinberg (Rhld.), Landtagsabgeordneter; Kaplan Schopen aus Oberhausen. Entschuldigungsschreiben bzw. Zustimmungserklärungen waren eingelaufen von den Herren: Domkapitular Dr. Braun aus Würzburg: P. Cathrein S. J. aus Valckenburg; Geheimrat Jochner aus München, Herausgeber der „Hist.-pol. Blätter"; Reichstagsabgeordneter Dr. Marcour aus Koblenz, Chefredakteur der Koblenzer Volkszeitung"; Justizrat Müller aus Koblenz, Landtagsabgeordneter; Graf von Oppersdorff, Erbl. Mitglied des Preuß. Herrenhauses und Mit-

1*

glied des Deutschen Reichstags; J. Seiwert, Chefredakteur der „Augsburger Postzeitung"; Reichstagsabgeordneter Wallenborn aus Bitburg (Rhld.); Th. Warnecke, Chefredakteur des „Westf. Merkur".

Die Beratungen, deren Leitung Dr. Bitter übernahm, dauerten ungefähr 5 Stunden. Sie betrafen hauptsächlich den ersten und dritten Punkt der erwähnten drei Programmsätze. Der zweite wurde nur kurz gestreift und dann gänzlich fallen gelassen. Ich sprach mich dabei durchaus für die Berechtigung der christlichen Gewerkschaften auch vom religiös-sittlichen Standpunkt aus und fügte hinzu, daß übrigens auch praktisch die Gegner der christlichen Gewerkschaften nichts gegen dieselben ausrichten könnten. Ich sehe mich schon hier veranlaßt, dies ausdrücklich zu betonen, weil in einem zur Veröffentlichung gelangten apokryphen „Protokoll" über die Konferenz mir eine Äußerung über die christlichen Gewerkschaften in den Mund gelegt worden ist, die den Schluß auf eine gegnerische Stellung meinerseits zu der christlichen Gewerkschaftsbewegung nahelegt. Hinzugefügt sei noch, daß die Äußerungen einzelner Gewerkschaftsführer auf dem Züricher Kongreß mit Recht getadelt wurden.

Im übrigen waren sich alle Teilnehmer darin einig, daß es notwendig sei, der katholischen Weltanschauung mehr wie bisher auch im öffentlichen Leben überall zu der ihr gebührenden Geltung zu verhelfen. Dabei lag aber den Teilnehmern der Gedanke konfessioneller Abschließung, wie ich auch bereits in einem im „Tag" (Nr. 189, 190 v. 14., 15. Aug.) veröffentlichten Artikel ausgeführt habe, durchaus fern. Von keiner Seite wurde versucht, das Zentrum zu einer konfessionellen Partei zu stempeln; es wurde im Gegenteil von allen Seiten der politische Charakter der Zentrumspartei betont. Wohl aber wandte man sich entschieden gegen Bestrebungen, wie sie in dem bekannten Turm-Artikel von Justizrat Dr. Julius Bachem zum Ausdruck gelangt waren, und es wurde betont, daß auch in der Politik solche Fragen, bei denen die katholische Weltanschauung in Betracht zu ziehen ist, nicht im Gegensatz zu dieser gelöst werden dürfen. Aus Anlaß der zahlreichen, namentlich von der „Köln. Volksztg." veröffentlichten Artikel über den Charakter der Zentrumspartei wurde dann angeregt und versucht, diesen Charakter in einem Leitsatz zu fixieren. Obschon sich aber alle über die Grundgedanken einig waren, kam man doch zu keinem alle befriedigenden Resultate, und es wurde daher schließlich der Vorsitzende Dr. Bitter beauftragt, eine passende Fassung zu finden und sich darüber mit den einzelnen Konferenzteilnehmern zu verständigen.

Was den dritten Programmsatz, den Gedanken eines engeren Anschlusses des katholischen Volksvereins an den Episkopat anbetrifft, so herrschte auch hier in der Sache allgemeine Übereinstimmung. Es wurde dabei aber ausdrücklich betont, daß es lediglich Sache des Episkopats sei, in dieser Richtung etwaige Schritte zu tun. Der Institution des Volksvereins und seiner segensreichen Tätigkeit wurde von allen Seiten Anerkennung gezollt. Die Formulierung eines be-

stimmten Leitsatzes, dessen Gedanken festgelegt wurden, wurde dem Vorsitzenden übertragen.

Es wurde dann weiter beschlossen, für die auf der Konferenz ventilierten Ideen nach Kräften in der Öffentlichkeit Propaganda zu machen, insbesondere unter Zuhilfenahme der Presse. Ein Antrag, die Redaktion der „Köln. Volksztg." und die Zentrale M. Gladbach über die geplanten Schritte zu verständigen, wurde vorläufig zurückgestellt. Mitte Sommer sollte zunächst eine zweite Konferenz stattfinden. Endlich wurde beschlossen, den deutschen Bischöfen von den stattgehabten Verhandlungen Mitteilung zu machen.

Dem von der Konferenz empfangenen Auftrage entsprechend, formulierte der Vorsitzende Dr. Bitter die über den Charakter des Zentrums und über den engeren Anschluß des katholischen Volksvereins an den Episkopat festgelegten Gedanken in folgenden zwei Leitsätzen:

I.

„Das Zentrum ist eine politische Partei, die sich zur Aufgabe gestellt hat, die Interessen des gesamten Volkes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Einklange mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu vertreten."

II.

„Der große Einfluß, den der Volksverein für das katholische Deutschland auf das katholische Leben ausübt, erfordert einen engeren Anschluß an den Episkopat."

Gegen diese Formulierung, die den einzelnen Konferenzteilnehmern in einer v. 29. April 1909, Berlin, datierten Zuschrift mitgeteilt wurde, wurde meines Wissens von keiner Seite Einspruch erhoben.

An die hochw. H. Bischöfe Deutschlands wurde sodann unter dem Datum Berlin, 12. Mai 09 seitens der Abgeordneten Dr. Bitter und Geheimrat Roeren folgendes Schreiben gerichtet:

Berlin, Mai 1909.

Ew.

Es macht sich im eigenen Lager, in der Presse, in Broschüren und Versammlungen mehr und mehr zunehmend das systematische Bestreben geltend, in dem katholischen Volke die Anschauung zu verbreiten, daß wirtschaftliche, soziale und politische Fragen losgelöst von den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu behandeln sind. Es wird vielerseits eine sogenannte interkonfessionelle Kulturgemeinschaft angestrebt, mit dem Ziele, die Religion auf die Gotteshäuser der Religionsgemeinschaft zu beschränken, um auf diese Weise eine Versöhnung der Konfessionen auf nationalem Boden herbeizuführen. Diese Bestrebungen haben bereits weite Kreise des katholischen Volkes in bedenklicher Weise ergriffen. Demgegenüber erscheint es als eine unabweisbare Notwendigkeit, den Standpunkt der katholischen Kirche: daß das Christentum als reale Macht die gesamten Verhältnisse des privaten, gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens durchdringen soll, daß es die Seele ist, welche der gesamten Kultur das Gepräge aufdrücken soll, mit aller Entschiedenheit

zu betonen und zu verbreiten, um auf diese Weise der Weiterentwicklung einer solchen verhängnisvollen Richtung entgegenzutreten.

Das kann aber nur geschehen, wenn nach den Worten Windthorsts Organisation gegen Organisation gesetzt wird. Eine solche Organisation einzuleiten war der Zweck einer Besprechung, die im April ds. Js. zu Köln unter einer Anzahl gleichgesinnter Herren stattgefunden hat. Das Resultat dieser Besprechung war zunächst die Einigung auf folgende zwei Grundsätze:

1. Das Zentrum ist eine politische Partei, die sich zur Aufgabe gestellt hat, die Interessen des gesamten Volkes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu vertreten.

2. Der Einfluß, den der Volksverein für das katholische Deutschland auf das katholische Leben ausübt, erfordert einen engeren Anschluß an den Episkopat.

Diesen Grundsätzen soll in Presse, Broschüren und Versammlungen weitgehende Verbreitung gegeben werden. Die weitere Ausgestaltung der Organisation und Propaganda ist demnächstigen Besprechungen vorbehalten.

Wir halten uns für verpflichtet, Ew. Bischöflichen Gnaden von diesem Vorgehen gehorsamst in Kenntnis zu setzen."

Bald darauf erschien in Heft 8 der „Apologetischen Rundschau" folgender von ihrem Herausgeber, Herrn Dr. Karl Maria Kaufmann in Köln, mit besonderem Anschreiben an die hochw. H. Bischöfe Deutschlands versandter Artikel:

Der Volksverein für das katholische Deutschland und der Episkopat.

Von Athanasius.

Vor längeren Wochen erschien in den „Hist.-pol. Blättern" ein kurzer, kritischer Ueberblick über „drei Programmsätze", von denen der letzte wohl „der interessanteste" genannt wurde, „weil er eine wenigstens für die Oeffentlichkeit vollständig neue Frage" berührt. In diesem letzten Programmsatz war die Forderung erhoben, der Volksverein, der das gesamte katholische Leben Deutschlands so stark beeinflusse, bedürfe eben in Anbetracht dieser seiner überaus großen Bedeutung eines engeren organisatorischen Anschlusses an den Episkopat. Tatsächlich dürfte der hier ausgesprochene Gedanke von hohem Interesse sein, weil er in konkretem Falle eine kirchenrechtlich-organisatorische Frage von tiefer prinzipieller Bedeutung berührt.

Schreiber dieser Zeilen hatte vor längerer Zeit ein interessantes Gespräch mit einem rühmlichst bekannten Bahnbrecher und feinsinnigen Beobachter des kirchlichen Lebens. Wir unterhielten uns damals über die interdiözesanen Organisationen im katholischen Deutschland, die erst an der Schwelle ihrer Entwickelung stehen. Und jener urteilte, daß die praktische Notwendigkeit der interdiözesanen Organisation auf vielen Gebieten immer dringender werde. In der Tat sahen wir in den letzten Jahrzehnten eine Menge solcher Bildungen entstehen, herausgewachsen aus dem praktischen Bedürfnis. Das Leben ist fluktuationsreicher, schnel-

ler, wechselnder, einfach lebendiger und der Erdball für die Menschen kleiner geworden. Das einmal, und dann vor allem die reiche Entfaltung der Idee der genossenschaftlichen Organisationen haben die höchste Ausgestaltung dieses Prinzips im Verband mit möglichst weitgehender Einbeziehung aller unter gleichen Umständen zum gleichen Ziel hinstrebenden Interessenten zur natürlichen Folge. Das ist die interdiözesane Organisation.

Wem ist nun die interdiözesane Organisation des Volksvereins unterworfen? Dem Diözesanbischof? Nein, sie hat keinen Ordinarius, denn ihr Verband ist ja wesentlich nicht in einer Diözese begrenzt. Vielleicht dem Diözesanbischof, in dessen Diözese zufällig die Leitung des Verbandes residiert? Er hat juristisch genau nur ein Hoheitsrecht über den Teil des Verbandes, der seine Diözese umschließt, darum auch nicht über die Leitung des interdiözesanen Verbandes als solche, weil er dadurch die Hoheitsrechte der übrigen Bischöfe, die ebenfalls Teile in ihren Diözesen besitzen, absorbieren würde. Dieser letzte Fall wäre nur zu denken, wenn etwa die Organisation sich auf Metropolitangebiet beschränkte und dann direkt dem Metropoliten unterstände. Ist dies nicht der Fall, so untersteht der interdiözesane Verband eben der Gesamtheit der Diözesanbischöfe, in deren Jurisdiktion er hineinreicht. Es wäre jedoch auch möglich, daß durch freiwilliges Uebereinkommen der Bischöfe einer der beiden Kardinäle, z. B. der Herr Kardinal-Erzbischof von Köln, in dessen Sprengel die M.-Gladbacher Zentrale ja ihren Sitz hat, die amtliche Verbindung mit dem Volksverein im Namen des Gesamtepiskopats Deutschlands übernähme. Auf diese Weise hätte der Kölner Metropolit nicht nur eine konsultative Stimme in denjenigen Fragen, die der Volksverein ihm vorlegt, sondern er würde alle Zweige und Wege dieser ganz Deutschland umspannenden Organisation überschauen und ein verbürgtes Recht auf diesen einheitlichen Ueberblick besitzen.

Wir stehen hier vor einer kirchenrechtlichen Organisationsfrage, die praktisch ihre Lösung noch nicht gefunden hat. Das ist das Interessante des Falles. In der dieser Frage gewidmeten, und noch nicht veröffentlichten Erörterung, von der die „Hist.-pol. Blätter" sprachen, wird der tiefere Grund der jetzt aufleuchtenden Notwendigkeit kurz so gezeichnet: „Wir haben im katholischen Deutschland eine Fülle von kräftig aufblühenden neuen Lebensformen kirchlicher Betätigung, die dem alten Rahmen kanonischer Organisation nicht anzupassen sind. Daraus entstehen präterepiskopale (d. h. der bischöflichen Autorität nicht unterstellte) Gebilde, vielleicht auch präterepiskopale Tendenzen. Das letztere aber ist ungesund. Festzuhalten ist der Satz, daß all diese Gebilde nicht innerlich von der Kirche appropriiert, nicht dauernd konsolidiert sind, bis sie ihre endgültige, organisatorische Stellung zur episkopalen Verfassung gefunden haben."

Zum erstenmale ist hier die Frage praktisch aufgeworfen in Beziehung auf die größte und machtvollste interdiözesane Organisation, die wir im katholischen Deutschland besitzen, den Volksverein. Noch jüngst sagte mir gelegentlich ein Parlamentarier im Gespräch: „Was mich beim Volksverein nicht über das Gefühl eines Mangels hinauskommen ließ, war dies eben: dem Volksverein fehlt die autoritative Spitze." Wir wundern uns eigentlich, daß dieser Gedanke nicht schon längst gekommen ist. Er lag in der Konsequenz der Entwicklung und würde einem großen Bau-

werk den letzten, aber auch den wesentlichsten Baustein hinzufügen. Warum den wesentlichsten?

Geben wir uns keiner Täuschung hin. M.-Gladbach ist mehr als eine soziale Zentralstelle. Hier ist der Herd einer ganz eigenen Auffassung des katholischen Gedankens. Wollten wir nach einem Schlagwort suchen, wir würden ihn nennen den „sozialen Katholizismus". Groß geworden im Aufwecken der sozialen Kräfte, im Führen, Heben und Organisieren der benachteiligten Massen, im Ankämpfen gegen den trägen oft unbeholfenen, oft widerstrebenden Konservativismus im Staate und auch im Klerus ist M.-Gladbach eine Schule geworden, auf die ein bestimmter gewordener Geist sein festes Siegel geprägt. Wir könnten es nennen die christlich-soziale Demokratie.

Nicht aus dem Dogma und der sakramentalen Stärkung heraus, nicht mit Väterstellen und segnender Hand haben sie sich bemüht dem Volke zu dienen, sondern mit irdisch-praktischem Blick haben sie die Politik des Notwendigen und des Erreichbaren im Natürlichen und Wirtschaftlichen gewählt. Und aus der Praxis heraus, den Erfahrungen und den Erfolgen bildeten sich Grundsätze und Prinzipien, aber selten oder niemals eine Theorie, und noch weniger eine Tradition. Fast ist es ein wenig vom amerikanischen Geiste, das diese kühnen Pfadfinder auszeichnet. Sie arbeiten nicht so sehr im Katholizismus der Lehre, als im Katholizismus der Tat.

Und dieser eigenartige Geist hat Schule gemacht. Es ist der Geist, der sich um Theologie und Kirchenrecht wenig kümmert, der nicht so sehr soziale Pioniere des katholischen Gedankens, als katholische Pioniere der Volkswohlfahrt schafft. Die mächtige, aber notwendige Initiative dieser Männer hat niemals den alten, seßhaften Klerus einer Jugend, die mehr Kulturkampf als Sozialpolitik gekannt hat, umzuwandeln vermocht. Sie haben sich nicht verstanden und auch oft — nicht vertragen, diese beiden Gegensätze. Aber der junge, in die sozialen Wogen hineinwachsende Klerus hat sich innerlichst führen lassen von der achtunggebietenden, arbeitleistenden Zentrale katholischer Sozialpolitik. Dieser Klerus wächst hinein in die Pfarrämter und trägt den Geist seiner Schule mitten hinein in das kirchliche Leben. Langsam, von unten herauf, erneuert sich der Klerus unter der Führung und dem ständigen Einflusse dieses sozialen Mittelpunktes.

Die Entwicklung steht tiefer und größer vor uns, als wir es ahnen. Müssen nicht Garantien dafür geboten sein, daß M.-Gladbach, das in der Entwicklung des katholischen Geistes in die neue Zeit hinein die Führung an sich nimmt, das in bewußter oder unbewußter Inangriffnahme der Umbildungsprobleme den modernen Katholizismus mit allen Mitteln der Schule und der Organisation in seinem Schoße trägt, den tiefen und weitreichenden Gedanken seines Programms in engerem Anschluß an die kirchliche Hierarchie vollzieht? Das ist es, was jener Parlamentarier vermißte: die autoritative Spitze. Die Aufgabe, die M.-Gladbach sich gestellt, ist zu groß, zu katholisch, zu sehr ins Leben der Kirche eingreifend, um nicht für ihre Verwirklichung die kirchliche Sendung notwendig zu machen. Darum erscheint der organisatorische Anschluß an den Episkopat als der wesentlichste zugleich und als der Schlußstein dieses Baues, weil er die kirchliche Legitimierung gibt und mit ihr das Imponderabile, das einen Kreis von wenigen Männern vor der Endlichkeit menschlichen Kön-

uens im Lösen einer Welt- und Weltanschauungsfrage bewahrt, es muß eben Übernatur die Natur durchdringen.

Wir sehen, es ist aus mehrfachen Gründen interessant, ja mit Spannung zu erwarten, wie M.-Gladbach die Frage beantwortet, die jetzt an seine Organisatoren herangetreten ist.

Ein ernstes Wort war es, was eben aus dem Schriftstück über unsere Frage zitiert wurde: „Daraus entstehen präterepiskopale Gebilde, vielleicht auch präterepiskopale Tendenzen. Das letztere aber ist ungesund." Dasselbe Schriftstück beginnt mit den Worten: „Wenn heute der deutsche Episkopat zusammenträte und an die Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland die Forderung stellte, in ihren Schoß eine mitbestimmende Persönlichkeit als offiziellen Vertreter der Bischöfe aufzunehmen, würde M.-Gladbach die Forderung ablehnen?" Wir antworten: die M.-Gladbacher Zentrale, die sich mit Recht und Stolz eine katholische Zentrale nennt mit stetig wachsender Bedeutung für das katholische Deutschland, wird den berechtigten Ansprüchen des Episkopats sicherlich genügen, auch wenn diese Ansprüche einen formellen und unmittelbaren Einfluß auf die Maßnahmen der Vorstandschaft verlangen würden. Hier also ist kein inkorrektes Verhalten zu befürchten. Und was sollte M.-Gladbach auch fürchten vom Anschluß an den Episkopat? Liegen in seinem Programm Gedanken, die unverträglich sind mit dem Geist der hierarchischen Kirche? Fördert und empfiehlt nicht der Episkopat im Gegenteil die Bestrebungen des Volksvereins? Nur dann würde der Anschluß an den Episkopat umgestaltende und hemmende Folgen für M.-Gladbach haben, wenn dessen Ziele neben den Interessen der Kirche liegen würden.

So ist nur Vorteil und kein Nachteil, so ist nur Eingehen und kein Widerstreben zu erwarten bei dieser im Fortschritt des Volksvereins liegenden Regelung. Aber die Regelung bedarf einer Anregung, die mit diesen Zeilen gegeben sein soll. Wenn wirklich Bedenken existieren für die präterepiskopale Stellung einer so überaus wichtigen Institution, — und das erwähnte Schriftstück zählt allerdings wichtige Gründe für die endgültige Regelung dieser Organisationsfrage auf —, dann möge diese Angelegenheit auch gefördert werden.

Dieser Artikel gelangte auch in einer größeren Anzahl Zentrumsblätter zum Abdruck.

Inzwischen war es aus Anlaß der von Herrn Dr. Brauns, Direktor des katholischen Volksvereins, für Ende April 1909 in Kattowitz (Oberschlesien) geplanten, aber nicht zustande gekommenen Abhaltung von sozialen Konferenzen zu lebhaften Auseinandersetzungen in der oberschlesischen Zentrumspresse und polnischen Presse gekommen. Diese Auseinandersetzungen wurden seitens eines Teiles der liberalen und sozialdemokratischen Presse Deutschlands zu scharfen Angriffen gegen den Volksverein benutzt. U. a. veröffentlichte der „Vorwärts" (Nr. 125 v. 2. Juni) einen Artikel „Die Bischöfe gegen den katholischen Volksverein". In diesem Artikel wurden die Kattowitzer Vorkommnisse mit den erwähnten Artikeln der „Hist.-pol. Bl." und der „Apologetischen Rundschau" in Verbindung gebracht, und es wurde so dargestellt, als ob die deutschen Bischöfe dem katholischen

Volksverein feindselig gegenüberständen. Es ist klar, daß auf diese Angriffe irgend eine Antwort erfolgen mußte. Dies geschah dann am 15. Juni 1909 durch keinen Geringeren wie den Kardinal Erzbischof Fischer zu Köln. Gelegentlich einer Firmungsreise im Dekanate M.Gladbach stattete derselbe am genannten Tage dem Volksvereinshause einen Besuch ab. Beim Eintritt in das Haus wurde er vom Vorsitzenden des Volksvereins, Fabrikbesitzer Franz Brandts, mit folgender Ansprache begrüßt:

„Eminenz! Seit dem Tage, an dem Ew. Eminenz die Gewogenheit hatten, persönlich diesem Hause die kirchliche Weihe zu erteilen, sind nahezu drei Jahre dahingegangen. In dieser Zeit erweiterte sich dieses Haus in einem damals kaum vorauszusehenden Umfange. Die Erweiterungsbauten, die insbesondere der Einrichtung einer Druckerei und Buchbinderei neuester Art, der Vergrößerung der Bibliothek sowie der Bereitstellung eines größeren Vortragssaales dienen, werden wir heute die Freude haben, Ew. Eminenz zeigen zu dürfen. Wir können wohl, ohne unbescheiden zu sein, sagen, daß uns zur Erreichung der großen, Ew. Eminenz bekannten, dem Wohle des katholischen deutschen Volkes dienenden Zwecke auch diejenigen Hilfsmittel zu Gebote stehen, die den Anforderungen der Gegenwart in dieser Beziehung entsprechen. Es ist hier nicht Ort noch Zeit, dies im einzelnen auszuführen. Doch will ich mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß fast aus allen Kulturländern der Welt, wo es Katholiken gibt, die gleich uns das Bestreben leitet, das katholische Volk gegenüber den vielerlei destruktiven Tendenzen der Zeit auf kirchlich-religiösem Boden sittlich, geistig, wirtschaftlich und sozial zu heben, Männer zu uns nach Gladbach kommen, um hier die Mittel und Wege kennen zu lernen, die geeignet sind, diesem Ziele nahe zu kommen. Nicht unerwähnt lassen kann ich heute die rast- und selbstlose Arbeit, die hier von den an der Zentralstelle tätigen Kräften geleistet worden ist und noch immer geleistet wird. Ebensowenig darf ich der von gleichem Geiste geleiteten Arbeit unserer Geschäftsführer und Vertrauensmänner vergessen. Mit besonderer Genugtuung erwähne ich noch, daß diesen allen das uneingeschränkte Lob unseres heiligen Vaters zuteil wurde, als er mir im vergangenen Jahre sein auf diesen Kreis jetzt herabschauendes Bildnis überreichte. In der auf diesem Bilde befindlichen eigenhändigen längern Ausführung segnet der heilige Vater die Bestrebungen des Volksvereins und alle diejenigen, die dafür tätig sind. In allerjüngster Zeit wies auch, wie berichtet wird, der heilige Vater gegenüber einem Vertreter einer fremden Nation auf unsere Organisation und den in ihr waltenden Geist als vorbildlich hin. Geben uns die päpstlichen Kundgebungen schon eine Gewähr, daß wir auf dem rechten Pfade sind und erfüllen sie uns mit berechtigter Freude, so kann ich doch den wiederholten Besuch unseres Erzbischofes in diesem Hause nicht vorübergehen lassen, ohne es offen auszusprechen — und das ist mir ein Herzensbedürfnis —, daß wir unserm Oberhirten, Ihnen, Eminenz, einen sehr großen Teil unserer Erfolge im Volksverein zu verdanken haben. Vor Ihren Augen, Eminenz, liegt unsere Tätigkeit offen da wie ein aufgeschlagenes Buch. Sie, Eminenz, wissen, daß wir einen Katholizismus der Tat wollen, aber nur einen solchen, der niemals vom Katholizismus der Lehre abweicht. Sie, Eminenz, wissen, daß uns bei unserem Tun nichts anderes leitet, als Liebe

zu unsern Mitmenschen, zu Kirche und Vaterland. Sie, Eminenz, wissen, daß wir in Ihrem Sinne freudig und ehrlich mit Andersdenkenden das gemeinsame Gute gemeinsam zu fördern suchen, wie die Interessen unseres gemeinsamen Vaterlandes es uns zur Pflicht machen. Sie, Eminenz, wissen, daß wir das in uns gesetzte Vertrauen stets gerechtfertigt haben und rechtfertigen werden. Darum ist es nicht gut getan, wenn einzelne anonyme Stimmen dieses beiderseitige Vertrauen zu erschüttern suchen und damit die so notwendige Eintracht der Katholiken gefährden. Wir vertrauen auf Sie, Eminenz, auch fürderhin als unsern Schutzherrn und bitten uns Ihr Vertrauen wie bisher zu erhalten. Zum Schlusse spreche ich im Namen aller Anwesenden Ew. Eminenz den wärmsten Dank aus für den heutigen Besuch und bitte um den bischöflichen Segen für uns und unsere Arbeit."

Kardinal Erzbischof Fischer antwortete hierauf:

„Ich darf Ihnen sagen, es ist mir eine große Freude, daß ich heute wieder im Volksvereinshause erscheinen kann. Herr Brandts hat eben erwähnt, daß ich schon vor etwa drei Jahren hier gewesen bin, um das Haus einzuweihen. Gottes Huld hat seitdem offenbar über diesem Hause und über dem Volksverein gewaltet. Ich danke Ihnen, Herr Brandts, als dem Vorsitzenden des Volksvereins, und den hier tätigen Herren und Damen für alles Gute, das in der Erzdiözese, aber auch weiterhin im ganzen deutschen Vaterland durch den Volksverein gewirkt worden ist. Ich habe den innigen Wunsch, daß der Volksverein zunächst in der Erzdiözese, noch weiter verbreitet wird, was ja ich und der Herr Weihbischof überall empfehlen; aber daß er auch weiterhin besonders in jenen Gegenden eingeführt werde, wo er noch keinen Eingang gefunden hat. Herr Brandts erwähnte anonyme Angriffe auf den Volksverein. Diese Angriffe, von denen ich gehört und die ich auch gelesen habe, bedauere ich tief. Ich muß es auch tief bedauern und entschieden abweisen, wenn daraus von den Gegnern der Schluß gezogen wird, daß der Volksverein im Gegensatz oder gar in Feindschaft gegen den Episkopat stehe. Das ist eine Verleumdung. Der Volksverein nennt sich nicht bloß einen katholischen Verein — er ist es. Er will, wie das Herr Brandts so schön auseinandergesetzt hat, im steten Anschluß an die Kirche tätig sein. Der Erzbischof von Köln, der stolz darauf ist, daß der Sitz des Vereins in seiner Diözese liegt, hält ja fortdauernd Fühlung mit ihm. Lassen Sie sich von jenen Angriffen nicht beeinflussen und fahren Sie ruhig fort, in der bisherigen guten, gediegenen, katholischen Weise weiter zu arbeiten zum Segen des katholischen Volkes und des ganzen deutschen Vaterlandes. Herr Brandts erwähnte, daß der heilige Vater den Volksverein gesegnet habe. Ich weiß, daß diese Gesinnung bei ihm eine fortdauernde ist. In fremden Ländern habe ich auf meinen Reisen von Bischöfen und hervorragenden Laien oft gehört, wie sie uns Deutsche beneiden wegen des Volksvereins, wie sie ihn bewundern und ihm nachahmen möchten. Freuen wir uns, daß wir durch Gottes Gnade diese Vereinigung haben, auf die wir recht stolz sein können, die uns eine Gewähr bietet für die Zukunft unseres Volkes, unseres Vaterlandes und damit auch unserer katholischen Kirche. In diesem Sinne erteile ich Ihnen allen und Ihrer Arbeit den bischöflichen Segen."

Diese Auslassungen des hochw. Herrn Kardinal-Erzbischofs Fischer wurden vielfach als gegen die Bestrebungen der Osterdienstag-Kon-

ferenz gerichtet ausgelegt, bis Kardinal-Erzbischof Fischer selbst dem durch ein an Geheimrat Roeren gerichtetes Schreiben entgegentrat. Ehe ich hierauf näher eingehe, sei zur Beurteilung der Tätigkeit des Volksvereins eine Zuschrift des ersten Vorsitzenden des Volksvereins Franz Brandts an die „Köln. Ztg." (Nr. 130, 09) erwähnt. Diese Zuschrift kann als eine wesentliche Ergänzung oben mitgeteilter Ansprache des Herrn Brandts an Kardinal-Erzbischof Fischer gelten. Sie erfolgte anläßlich eines in der „Köln. Ztg." (Nr. 100, 09) veröffentlichten Artikels, der den Nachweis erbringen wollte, daß der Volksverein „Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken treibe", und hatte folgenden Wortlaut:

In Nr. 100 der „Kölnischen Zeitung" wird unter der Überschrift „Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken" das Verhältnis des Volksvereins für das katholische Deutschland zu der Zentrumspartei einer längeren Kritik unterzogen. Zur Klarstellung bitte ich dem Leserkreise der „Kölnischen Zeitung" folgendes unterbreiten zu dürfen:

1. Der Volksverein für das katholische Deutschland bezweckt die Förderung der Sozialreform im weitesten Sinne des Wortes und damit der sozialen Kultur durch Erziehung aller Stände des Volkes zur verständnisvollen Mitarbeit. Eine große, den einzelnen innerlich ergreifende soziale Volksbewegung glaubte er aber nicht in Fluß bringen zu können ohne die Mitwirkung der religiös-sittlichen Kräfte des Volksvereinslebens, um so weniger, als die Sozialdemokratie ihrer Bewegung eine antichristliche Weltanschauung zugrunde legt. Damit war der konfessionelle Charakter des Volksvereins gegeben; denn das gläubige Christentum ist in Deutschland, wie die Dinge nun einmal liegen, nur in den Konfessionen lebendig und faßbar. Wirbt der Volksverein demgemäß seine Mitglieder unter den deutschen Katholiken, sucht er ihre religiös-sittliche, gläubige Weltanschauung in energischer sozialer Betätigung im Dienste der Gesamtheit fruchtbar zu machen und bezieht er deshalb auch die apologetische Festigung dieser Grundlage mit ein, so hält er sich doch bei alledem von jeder konfessionellen Polemik peinlich fern. Im Gegenteil fordert er die Katholiken fortgesetzt auf, eifrig mitzuwirken in allen Berufsvereinigungen, Genossenschaften und Interessenorganisationen, die bloß wirtschaftlichen und deshalb interkonfessionellen Charakter tragen (Bauernvereine, Innungen, landwirtschaftliche Genossenschaften, christliche Gewerkschaften usw.), solange jede Verletzung der Überzeugungen der christlich-gläubigen Mitglieder ausgeschlossen bleibt. Den großen neutralen Vereinigungen zur Förderung der Sozialreform (Gesellschaft für soziale Reform, Zentralstelle für Volkswohlfahrt) ist der Volksverein denn auch korporativ angeschlossen. Somit kommt die Arbeit des Volksvereins denn auch tatsächlich nicht bloß den deutschen Katholiken, sondern dem gesamten deutschen Volke in weitem Maße zunutze.

2. Der Volksverein will in allen Kreisen des Volkes zur Mitwirkung in der gesamten sozialen Reform- und Kulturarbeit erziehen und schulen; nicht bloß zur verständnisvollen Mitarbeit an der sozialen Gesetzgebung zugunsten aller Berufsstände, sondern vorerst zur Selbstbetätigung in möglichst tüchtiger Ausrüstung des einzelnen in allgemeiner Berufs- und Fachbildung, sodann zur genossenschaftlichen Betätigung in Berufsvereinigungen und Wirtschaftsorganisationen aller Art, nicht zuletzt zur

Förderung der weitschichtigen gemeinnützigen Wohlfahrtspflege in Stadt und Land. Die praktische Durchführung und Nutzbarmachung der sozialen Gesetzgebung in den weitesten Volkskreisen sowie die Werbetätigkeit für deren weiteren Ausbau, die also nur einen Teil seiner Tätigkeit darstellt, lehnt der Volksverein an die Sozialpolitik der Zentrumspartei an, und zwar aus zwingenden Gründen. Eine Volksbewegung kann für den weiteren Ausbau der sozialen Gesetzgebung nur fruchtbar gemacht werden durch Zurückgreifen auf die sozialpolitische Arbeit einer leistungsfähigen politischen Partei. Nach Lage der Dinge kommt hierbei für den Volksverein nur die Sozialpolitik der Zentrumspartei in Betracht, weil bei keiner anderen politischen Partei die beiden hauptsächlichen Charakterzüge der Volksvereinsarbeit zum Ausdruck kommen, nämlich das Zurückgreifen auf die religiös-sittliche Weltanschauung und zugleich die energische Betonung des sozialen Fortschritts. Die Unterstützung der übrigen Parteipolitik des Zentrums, z. B. der Militär-, Marine-, Kolonialpolitik und sonstiger nicht sozialpolitischer Forderungen, fällt aus dem Rahmen der Volksvereinsarbeit und bleibt der Organisation der Zentrumspartei, ihrer Presse usw. überlassen. Ebensowenig kümmert sich der Volksverein um die Organisationen politischer Wahlen oder um die Auswahl der Kandidaten. Was hiergegen die „Kölnische Zeitung" bezüglich der Aufstellung von Kandidaten bei den letzten Reichstagswahlen anführt, ist kurz nach den Reichstagswahlen schon durch öffentliche Erklärungen als unzutreffend berichtigt worden. Auf den Parteitagen der Rheinischen Zentrumspartei in den Jahren 1905 und 1906 sind z. B. diese scharfen Grenzen zwischen dem Volksverein und der Zentrumspartei eingehend dargelegt worden. Diese klare Scheidung zwischen beiden Organisationen ist in den 90er Jahren z. B. wiederholt von Dr. Lieber auf den Generalversammlungen des Volksvereins mit besonderem Nachdruck hervorgehoben worden; sie bilden regelmäßig auch den Gegenstand der Erörterung in den Einführungsversammlungen des Volksvereins, auf den Kreiskonferenzen der Geschäftsführer des Volksvereins. Die Zentralstelle des Volksvereins wirkt nachdrücklich dahin, daß diese Grenzen im Lande eingehalten werden.

3. Daß der Volksverein bei der Heranziehung von Mitarbeitern sich zunächst an den Klerus wendet, ist nach dem Obengenannten verständlich; es liegt in der Natur der Volksvereinsarbeit, deren Grenzen dahin umschrieben wurden. Durch diese Umgrenzung wird der Einwand, der Volksverein treibe „Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken" gegenstandslos. Ebensowenig kann aus dem Zusammenarbeiten des Volksvereins mit dem Zentrum auf sozialem Gebiete ein Beweis hergeleitet werden für den konfessionellen Charakter der Zentrumspartei. Im übrigen ist es ja wohl als selbstverständlich anzusehen, daß ein jeder, der im öffentlichen Leben tätig ist — also auch der Volksverein — wünschen und erstreben muß, seine Weltanschauung und seine Ideale möglichst zur Geltung zu bringen.

Am selbigen 15. Juni, an dem der Besuch des Herrn Kardinal-Erzbischofs Fischer im Volksvereinshaus erfolgt war, versandte der Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse ein Rundschreiben an die ihm angeschlossenen Blätter, in dem darauf hingewiesen wurde, daß in jüngster Zeit in einzelnen

katholischen Fachorganen wie in Zentrumsblättern Artikel betr. das Zentrum, den kath. Volksverein 2c. erschienen seien, die zu Mißdeutungen hätten Anlaß geben können und von der gegnerischen Presse falsch ausgelegt worden seien. Die Blätter wurden dann ersucht, von der weiteren Aufnahme derartiger Artikel Abstand zu nehmen. Diesem Ersuchen fügte sich die gesamte Zentrumspresse mit alleiniger Ausnahme der „Neisser Ztg." und der „Köln. Volksztg.". Kurz nach der Versendung des Rundschreibens des Augustinusvereins veröffentlichte die „Neisser Ztg." einen alsbald von der „Köln. Volksztg." (Nr. 520 v. 22. Juni 09) wiedergegebenen Artikel unter der auffallenden Überschrift „Anonyme Wühlereien gegen den Volksverein für das katholische Deutschland und ihre Abwehr". Dieser Artikel und ein am folgenden Tage in der „Köln. Volksztg." (Nr. 526 v. 23. Juni) veröffentlichter unter der Überschrift „Die anonymen Treibereien" sind der Anfang und die Ursache der ganzen unerquicklichen Preßfehde, die von da an wochenlang nicht nur die Zentrumspresse bewegt, sondern auch in der gegnerischen Presse einen unangenehmen Resonanzboden und selbst in einem Teile der ausländischen Presse einen Widerhall gefunden hat. Ich komme darauf noch weiter zurück. Wegen der Wichtigkeit der erwähnten beiden Artikel lasse ich dieselben, trotzdem in dem ersteren teilweise schon Bekanntes wiederholt wird, im Wortlaute folgen. Der von der „Köln. Volksztg." wiedergegebene Artikel der „Neisser Ztg." lautete in der Fassung der „Köln. Volksztg." mit einem von dieser daran geknüpften Kommentar wie folgt:

Anonyme Wühlereien gegen den Volksverein für das katholische Deutschland und ihre Abwehr.

Unter dieser Rubrik bringt die „Neisser Zeitung", das Neisser Organ der Zentrumspartei, nachstehende Ausführungen:

Schon seit längerer Zeit wird in den „Historisch-politischen Blättern" und an verschiedenen anderen Stellen gegen den Volksverein für das katholische Deutschland gewühlt. Es ist uns nicht unbekannt, von welcher Zentralstelle diese Verdächtigungen, Angriffe und Verleumdungen ausgehen. In der jüngsten Zeit sind diese Verdächtigungen offener und heftiger hervorgetreten.

In den „Historisch-politischen Blättern" (113. Band, 2. Heft, ausgegeben am 16. Januar) findet sich ein Artikel, überschrieben Drei Programmsätze. Darin wird hingewiesen auf gewisse Strömungen und Strebungen im katholischen Leben der Gegenwart und dann die Frage gestellt: „Soll eine planmäßig fortschreitende Interkonfessionalisierung und Dezentralisierung im katholischen Deutschland das nationale Problem der konfessionellen Gegensätze lösen im Sinne einer überkonfessionellen Kulturgemeinschaft und der allmählichen Reduzierung des konfessionell-religiösen Elements auf die Gotteshäuser beider Teile? Oder soll das katholische Deutschland die alle Kultur umfassende expansive

Tendenz und die universal-einheitliche Auffassung seiner Konfession beibehalten in voller Wahrung echt katholischer Eigenart?"

Die genannte Zeitschrift teilt nun mit, daß jüngst „von nicht genannter Seite" ein Schreiben bekannt geworden sei, das aus verschiedenen öffentlichen und privaten Kundgebungen der letzten Zeit drei Leitsätze kristallisiere. Der erste Leitsatz behandelt die Frage, ob die Zentrumspartei eine politische oder eine konfessionelle Partei ist; der zweite Leitsatz betrifft die Frage, ob die christlichen Gewerkschaften konfessionell oder interkonfessionell sein sollen. Der dritte Leitsatz lautet: „Die das gesamte katholische Leben Deutschlands gestaltende finanzielle und moralische Großmacht des katholischen Volksvereins bedarf in Anbetracht ihrer eminent wachsenden Bedeutung eines engeren Anschlusses an den Episkopat."

In diesem Zusammenhange weist der Verfasser des Artikels in den Historisch-politischen Blättern auf neue Lebensformen kirchlicher Betätigung hin, die dem alten Rahmen kanonischer Organisation nicht anzupassen seien. Daraus entständen „präterepiskopale (d. h. der bischöflichen Autorität nicht unterstellte) Gebilde," vielleicht auch „präterepiskopale Tendenzen", und das sei ungesund. Und in Anwendung auf die besondere Frage des Volksvereins teilt der Verfasser aus dem Briefe eines befreundeten Sozialpolitikers folgende Stelle mit:

Bei dem Volksverein handelt es sich um einen sozialen Verein, der nach den Grundsätzen des katholischen Christentums, nach ethischen und dogmatischen Gesichtspunkten die soziale Reform betreibt, die gemeinnützige Wohlfahrtspflege übt, Volksbildung usw. erstrebt, der überdies mit den Mitteln des katholischen Volkes arbeitet, dessen Wirken von immenser Bedeutung ist für die katholische Kirche. Da haben die Bischöfe ein Recht, zum mindesten im Vorstand einen Platz zu haben, an der Leitung dauernd und entscheidend teilzunehmen. Die Art des Vereins, die Mittel und Mitglieder, die Wirkung auf die Kirche — das alles gibt den Bischöfen dazu ein Recht.

In der Apologetischen Rundschau, redigiert von dem Herrn Kley, politischen Redakteur der „Kölnischen Volkszeitung", wird hingewiesen auf die Notwendigkeit, auch eine „interdiözesane" Organisation, wie den katholischen Volksverein, der kirchlichen Autorität zu unterstellen. M.-Gladbach sei mehr als eine soziale Zentralstelle, hier sei der Herd einer ganz neuen Auffassung des katholischen Gedankens, hier herrscht der Geist der christlichsozialen Demokratie. Und dieser Geist habe Schule gemacht:

Es ist der Geist, der sich um Theologie und Kirchenrecht wenig kümmert, der nicht so sehr soziale Pioniere des katholischen Gedankens, als katholische Pioniere der Volkswohlfahrt schafft . . . Der junge, in die sozialen Wogen hineinwachsende Klerus hat sich innerlichst führen lassen von der achtunggebietenden, arbeitsleistenden Zentrale katholischer Sozialpolitik. Dieser Klerus wächst hinein in die Pfarrämter und trägt den Geist seiner Schule mitten hinein in das kirchliche Leben. Langsam, von unten herauf, erneuert sich der Klerus unter der Führung und dem ständigen Einfluß dieses sozialpolitischen Mittelpunktes. Diese Entwickelung steht tiefer und größer vor uns als wir ahnen. Müssen nicht Garantien geboten werden, daß M.-Gladbach, das in der Entwickelung des

katholischen Geistes in die neue Zeit hinein die Führung an sich nimmt, das in bewußter oder unbewußter Inangriffnahme der Umbildungsprobleme den modernen Katholizismus mit allen Mitteln der Schule und der Organisation in seinem Schoße trägt, den tiefen und weiten Gedanken seines Programms im engeren Anschluß an die kirchliche Hierarchie vollzieht?

Die sozialdemokratische Presse hat mit großem Vergnügen von diesen Auslassungen ihren Lesern Kenntnis gegeben und der „Sitz Berlin", der Mittelpunkt und Ausgang aller Angriffe gegen den Volksverein, rieb sich die Hände über jene Veröffentlichungen und die Anzapfungen des P. Pesch S. J. und anderer „Freunde" des Volksvereins. Da ist den Herrschaften neuerdings ein arges Hagelwetter in ihre Saatfelder gefallen!

*

So die „Neisser Zeitung". Das Blatt erwähnt dann zur Begründung des letzten Satzes seiner vorstehenden Ausführungen die Vorgänge bei dem Besuche Sr. Eminenz des Herrn Kardinals Fischer im Volksvereinshause zu M.-Gladbach, über welche in Nr. 503 der „Kölnischen Volksztg." vom 16. Juni d. J. berichtet worden ist. Der Vorsitzende des Volksvereins für das katholische Deutschland, Herr Fabrikbesitzer Franz Brandts, sagte in seiner Ansprache an den Herrn Kardinal u. a.:

Vor Ihren Augen, Eminenz, liegt unsere Tätigkeit offen da wie ein aufgeschlagenes Buch. Sie, Eminenz, wissen, daß wir einen Katholizismus der Tat wollen, aber nur einen solchen, der niemals vom Katholizismus der Lehre abweicht. Sie, Eminenz wissen, daß uns bei unserem Tun nichts anderes leitet, als Liebe zu unseren Mitmenschen, zu Kirche und Vaterland. Sie, Eminenz, wissen, daß wir in Ihrem Sinne freudig und ehrlich mit Andersdenkenden das gemeinsame Gute gemeinsam zu fördern suchen, wie die Interessen unseres gemeinsamen Vaterlandes es uns zur Pflicht machen. Sie, Eminenz, wissen, daß wir das in uns gesetzte Vertrauen stets gerechtfertigt haben und rechtfertigen werden. Darum ist es nicht gut getan, wenn einzelne anonyme Stimmen dieses beiderseitige Vertrauen zu erschüttern suchen und damit die so notwendige Eintracht der Katholiken gefährden.

In seiner Antwort auf diesen Teil der Brandtsschen Ansprache erwiderte Herr Kardinal Fischer:

Herr Brandts erwähnte anonyme Angriffe auf den Volksverein. Diese Angriffe, von denen ich gehört, und die ich auch gelesen habe, bedauere ich tief. Ich muß es auch tief bedauern und entschieden abweisen, wenn daraus von den Gegnern der Schluß gezogen wird, daß der Volksverein im Gegensatz oder gar in Feindschaft gegen den Episkopat stehe. Das ist eine Verleumdung. Der Volksverein nennt sich nicht bloß einen katholischen Verein — er ist es. Er will, wie das Herr Brandts so schön auseinandergesetzt hat, im steten Anschluß an die Kirche tätig sein. Der Erzbischof von Köln, der stolz darauf ist, daß der Sitz des Vereins in seiner Diözese liegt, hält ja fortdauernd Fühlung mit ihm. Lassen Sie sich von jenen Angriffen nicht beeinflussen, und fahren Sie ruhig fort, in der bisherigen guten, gediegenen, katholischen Weise weiter zu arbeiten zum Segen des katholischen Volkes und des ganzen deutschen Vaterlandes.

Der „Reisser Zeitung“ ist nun in ihren obigen Darlegungen in einem Punkte ein arger Irrtum unterlaufen, indem sie bemerkt, die Apologetische Rundschau werde redigiert von „Herrn Kley, politischer Redakteur der „Kölnischen Volkszeitung“. Die „Reiss. Ztg.“ hätte sich eigentlich selbst sagen dürfen, daß ein Redakteur der „Köln. Volksztg.“ mit anonymen Aktionen gegen den Volksverein für das katholische Deutschland nichts zu schaffen haben könne. Es handelt sich hier selbstverständlich um eine Verwechselung. Die Apologetische Rundschau wird nicht von Redakteur Kley herausgegeben, sondern von dem in Köln wohnenden, aber nicht der Erzdiözese Köln angehörigen Geistlichen Herrn Dr. Karl Maria Kaufmann, welcher gleichzeitig auch eine Zeitungskorrespondenz herausgibt. Die von Redakteur Kley begründete — übrigens ältere — apologetische Zeitschrift, Das Magazin für volkstümliche Apologetik, hat sich zu Treibereien gegen den Volksverein wie überhaupt zur Anfachung von Zwistigkeiten im eigenen Lager niemals hergegeben. [Wir sehen übrigens, daß die „Reisser Ztg.“ in ihrer uns eben zugehenden Nr. 137 die Sache in vorstehendem Sinne bereits richtig stellt.]

Der zweite erwähnte Artikel der „Köln. Volksztg.“ (Nr. 526 v. 23. Juni 09) hatte folgenden Wortlaut:

Die anonymen Treibereien

gegen den Volksverein für das katholische Deutschland, welchen Hr. Kardinal Fischer am 15. Juni in M.-Gladbach so entschieden entgegengetreten ist und welche die „Reisser Ztg.“ gekennzeichnet hat (vergl. Nr. 520 der „Kölnischen Volkszeitung“ vom 22. Juni 1909), haben es nicht allein mit dem Volksverein zu tun. Um irrtümlichen Darstellungen und ungebührlichen Uebertreibungen vorzubeugen, halten wir es für nötig, diese Dinge etwas näher zu beleuchten, soweit sie zu unserer Kenntnis gekommen sind. Diese Treibereien eines kleinen Kreises richten sich nämlich ebenso gegen das Zentrum in seiner heutigen Verfassung, die ganze Organisation und nahezu die Gesamtheit der Preßorgane der Zentrumspartei und schließlich auch gegen die christlichen Gewerkschaften.

Uns sind der bezw. die Urheber dieser Treibereien sehr wohl bekannt. Am 13. April 1909, am Osterdienstag, hat hier in Köln eine geheime Zusammenkunft von zehn Herren stattgefunden. Darunter befanden sich zwei Mitglieder der Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstages, ein Mitglied der Zentrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses, ein Domherr einer norddeutschen Diözese, ein literarisch sehr tätiges Mitglied des Jesuitenordens, ein rheinischer Religions- und Oberlehrer, zwei Redakteure von Zentrumsblättern und zwei jüngere geistliche Herren, deren einer der schon genannte Herausgeber der Apologetischen Rundschau, Dr. Karl Maria Kaufmann in Köln, ist, der andere, ein ganz junger Kleriker, der schon vor Monaten einmal eine in gleicher Richtung sich bewegende geräuschvolle Tätigkeit in Zeitungsartikeln und Flugblättern entfaltet hat und der auch als Einberufer der Zusammenkunft tätig war.

An jenem Osterdienstag hat man hier in Köln so etwas wie ein oberstes Wächteramt über den Katholizismus in

Deutschland eingerichtet, den jene zehn Herren für bedroht erachten. Der Episkopat, der Klerus und die Volksmassen sollen über diese angebliche Gefährdung des Katholizismus und seiner Reinheit durch Wort und Schrift aufgeklärt werden. Ein bezügliches Aktionsprogramm unter den Herren wurde festgestellt; die Rollen für die Ausführung, für die Tätigkeit in Versammlungen und in der Presse wurden verteilt. Für die Verbreitung der Ideen wurden zwei Zeitschriften und eine Anzahl Tagesblätter in Aussicht genommen, von denen jedoch einige in den Augen der zehn Herren als unsicher gelten. Wir können schon jetzt bestätigen, daß mehrere der ins Auge gefaßten Preßorgane sich höchlichst bedanken, mit den Bestrebungen der Zehn zusammengespannt zu werden.

Die Erörterungen bei der genannten Zusammenkunft waren teilweise sehr verworren. Insbesondere wurde über eine Definition des Zentrums viel hin und her geredet, ohne daß man eine alle Anwesenden befriedigende Festlegung fand. Aus der ganzen Erörterung ging eine *große Scheu vor der Öffentlichkeit* hervor. Die Herren wollen sozusagen unter der Hand und unauffällig eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung unter den deutschen Katholiken im Sinne des oder der Veranstalter der Zusammenkunft ausüben, auch in Versammlungen. Eine solche Versammlung war gelegentlich des gerade stattgefundenen Münsterischen Bischofsjubiläums dortselbst geplant. Eine weitere Zusammenkunft der Zehn hat man für den Juli in Koblenz in Aussicht genommen.

Wir begnügen uns einstweilen damit, auf Grund des uns vorliegenden Materials diesen Tatbestand festzustellen, ohne zunächst weitere Bemerkungen daran zu knüpfen. Aus unserem Material geht hervor, daß die ganze Aktion *bedeutungslos* ist und bleiben wird. Wir betonen das besonders, weil gegnerische Organe infolge der Veröffentlichung der „Neisser Zeitung" schon daran sind, die Zehnmänneraktion „als Anzeichen für eine bedeutsame innere Wandlung im Ultramontanismus" vergnüglich schmunzelnd auszuschlachten.

In dem hier wiedergegebenen Artikel der „Köln. Volksztg." ist die erste Erwähnung der Osterdienstags-Konferenz in der Öffentlichkeit enthalten. Das der „Köln. Volksztg." vorliegende „Material" bestand in den Aufzeichnungen eines Teilnehmers der betreffenden Konferenz, von dem auch die Einladungen zu derselben ergangen waren. Der Betreffende hatte über die fünfstündigen Verhandlungen zusammenhängende Notizen gemacht, die aber neben Richtigem auch viel objektiv Unrichtiges enthielten, neben Anführungen von Unwesentlichem Wesentliches ausließen und dadurch ein falsches Bild über den Verlauf und die Bestrebungen der Konferenz gaben. Dem Ganzen hatte er die Überschrift gegeben: „Protokoll der kirchlich-sozialen Konferenz am Osterdienstag, den 13. April 1909, in Köln" und es zum Überfluß in Oberhausen drucken lassen. Ein Abzug hiervon gelangte in den Besitz der „Köln. Volksztg.", wurde alsbald durch Maschinenschrift vervielfältigt und in zahlreichen Exemplaren unter der Hand in ganz Deutschland verbreitet. Schließlich erschien dieses „Protokoll" auch in Broschürenform mit einem längeren Kommentar im Verlage der Universitäts-Buchdruckerei Karl Georgi in Bonn unter dem Titel „Das Kölner Osterdienstags-Protokoll. Ein Beitrag zur Würdigung

latenter Kulturgegensätze im Katholizismus der Gegenwart." Der ungenannte Herausgeber legte sich den Pseudonym „Athanasius" bei, wohl mit Rücksicht auf den sich ebenfalls Athanasius nennenden Verfasser des vorher von mir wiedergegebenen Artikels aus der „Apologetischen Rundschau": „Der Volksverein für das katholische Deutschland und der Episkopat". Daß dieser Athanasius II mit dem Athanasius I nicht das Geringste zu tun hat, liegt auf der Hand. Athanasius II dürfte vielmehr, nach der Einleitung zu schließen, die er dem „Protokoll" vorausschickt, unter den Index-Gegnern zu suchen sein, die vor zwei Jahren den geheimen Kulturbund gründen wollten, und deren Bestrebungen dann durch die „Korrispondenza Romana" enthüllt wurden. Darauf lassen auch noch andere Momente schließen. Er ist sehr schlecht auf die Teilnehmer der Kölner Konferenz zu sprechen und gibt seinem Zorn gegen dieselben wiederholt deutlichen Ausdruck. Im übrigen sind seine Ausführungen wenig bemerkenswert; in sachlicher Hinsicht sind sie fast lediglich eine Wiederholung des von der „Köln. Volksztg." in ihrem Feldzuge gegen die Kölner Konferenzteilnehmer Vorgebrachten. In der durch Athanasius II bewerkstelligten Veröffentlichung des Textes des „Protokolls" liegt eine — beabsichtigte oder nicht beabsichtigte — Irreführung der Öffentlichkeit. Am Schluß dieses Textes befinden sich nämlich die Worte: „Für die Richtigkeit und Vollständigkeit dieses Protokolls: Der Vorsitzende", ohne daß der Herausgeber es für notwendig befunden hätte, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß eine solche Beglaubigung und Unterzeichnung des sich als Protokoll gebenden Schriftstücks durch den Vorsitzenden Abg. Dr. Bitter niemals erfolgt ist. Nur in dem Kommentar wird auf eine — weiter unten wiedergegebene — Erklärung des Abg. Dr. Bitter Bezug genommen, wonach es sich hierbei lediglich um ein „privates Machwerk" handele, „das fälschlich als Protokoll ausgegeben, nicht unterzeichnet und voll objektiver Unrichtigkeiten sei."

Die bereits von mir erwähnte „Neisser Ztg.", die durch ihre unfeine und persönlich-gehässige Schreibweise sich einen wenig beneidenswerten Ruf im deutschen Blätterwalde erworben hat, war die einzige deutsche Zeitung, die, soweit mir bekannt geworden, ebenfalls das „Protokoll" in extenso in ihren Spalten wiedergab. Sie tat das nicht, ohne in dasselbe persönliche Invektiven hinein zu verweben. Gleichzeitig brachte sie in derselben Nummer (Nr. 181 v. 11. Aug. 1909) einen Artikel, der mit den Worten begann: „Das Osterdienstags-Protokoll, unterfertigt von dem Vorsitzenden der Zehnmänner, dem Dr. Bitter, ist von diesem ein „Machwerk" genannt. Er hat sein eigenes Produkt richtig eingeschätzt. Man lese das „Machwerk" nur in der heutigen Beilage." Es folgt dann die bei der „Neisser Ztg." übliche Flut von Beschimpfungen, mit denen sie alle, die einer andern Meinung wie sie sind, so reichlich zu überschütten pflegt. Ich darf mir wohl ersparen, darauf näher einzugehen. Es ist aber für ihre ganze Kampfesweise

charakteristisch, daß sie kurzerhand das falsche „Protokoll“ zum eigenen Produkt Dr. Bitters gestaltet und erklärt, es sei von Dr. Bitter unterfertigt worden, trotzdem sie aus der bereits erwähnten Erklärung Dr. Bitters wissen mußte, daß das nicht der Fall war. Gegen eine solch' unehrliche und unanständige Kampfesweise, eine solche Irreführung der öffentlichen Meinung muß aufs entschiedenste Verwahrung eingelegt werden. Bemerkt sei noch, daß die „Neiss. Ztg.“ einleitend zur Veröffentlichung des „Protokolls“ bemerkte, sie könne es „nur lebhaft bedauern, daß die Veröffentlichung nicht schon vor Wochen bewerkstelligt sei, während die „Köln. Volksztg.“, die von dem Erscheinen desselben in Broschürenform in ihrer Nr. 674 v. 10. Aug. Notiz nahm, umgekehrt erklärte, daß sie „die Bonner Veröffentlichung aufs äußerste bedauere“ und ausdrücklich versicherte, daß weder sie noch die Leitung der rheinischen Zentrumspartei noch der katholische Volksverein mit dieser Veröffentlichung des Protokolls „das mindeste zu tun habe.“ Die „Köln Volksztg.“ betonte bei dieser Gelegenheit, daß sie von dem Inhalt des Protokolls nur „in vorsichtigster Weise Gebrauch“ gemacht habe. Man braucht in dieser letzteren Hinsicht, was den vorsichtigen Gebrauch des Protokolls anbetrifft, mit der „Köln. Volksztg.“ keineswegs einer Meinung sein. Jedenfalls wird man zugeben müssen, daß ihre Kampfesweise von der der „Neisser Ztg.“ himmelweit verschieden ist. Und darüber kann man sich nur freuen. Im übrigen läßt es sich nicht abstreiten, daß auch die „Köln. Volksztg.“ einen Teil der Schuld der Veröffentlichung des Protokolls trägt. Durch die von ihr ausgegangene oder doch mit ihrer Unterstützung geschehene Vervielfältigung und Verbreitung war das „Protokoll“ in so viele Hände — auch politischer Gegner — gelangt, daß sich eine Veröffentlichung des ganzen Wortlauts früher oder später voraussehen ließ. Daß das nicht die Absicht der „Köln. Volksztg.“ war, gebe ich gerne zu. Sie hätte aber sowohl diese Veröffentlichung, wie überhaupt die ganze Preßfehde vermeiden können, wenn sie den ihr zugegangenen Druckabzug des „Protokolls“, statt für eine Vervielfältigung desselben zu sorgen, und statt von dem Inhalt desselben in ihren Spalten Gebrauch zu machen, einfach in ihrer Redaktionsmappe verschlossen hätte. Durch eine vertrauliche Besprechung mit allen oder einzelnen der an der Kölner Konferenz beteiligten Herren hätten sich leicht alle Mißverständnisse aufklären und hätte sich über die strittigen Punkte sicher eine Einigung herbeiführen lassen. Die „Köln. Volksztg.“ hätte dabei auf die kürzeste und einfachste Weise die Ueberzeugung gewinnen können, daß es sich bei dem ganzen Vorgehen der Teilnehmer der Kölner Konferenz weder um einen Angriff auf den politischen, nicht konfessionellen Charakter der Zentrumspartei, noch auf den katholischen Volksverein, noch auf die christlichen Gewerkschaften gehandelt hat, und es wäre das traurige Schauspiel eines Kampfes im Zentrumslager der Oeffentlichkeit erspart geblieben. Die Verantwortung hierfür, wie für die-

Verwirrung und Uneinigkeit, die dadurch in vielen Zentrumskreisen entstanden ist, bleibt zum großen Teile an der „Köln. Volksztg." hängen. Auch die vielen falschen Urteile über das Zentrum, die aus diesem Anlaß von unsern politischen Gegnern gefällt worden sind, sind zu einem guten Teile auf ihr Schuldkonto zu setzen. Dabei gebe ich gerne zu, daß sie durchaus optima fide gehandelt hat. Durchaus verfehlt ist auch ihr Versuch, in einem Artikel „Wer trägt die Schuld an der Preßfehde über die Organisationsreform der Zentrumspartei?" (Nr. 674 v. 10. Aug.) diese Schuld von sich abzuwälzen, indem sie auf eine ältere Preßfehde zwischen ihr und der „Augsb. Postztg." zurückgreift, die mit einem Artikel der letzteren (Nr. 128 v. 4. 10. 08) „Ein Ausweg in peinlicher Verlegenheit" begonnen habe. Es habe sich hierbei auf seiten der Gegner der „Köln. Volksztg." um das Bestreben der Konfessionalisierung der Zentrumspartei und der christlichen Gewerkschaften gehandelt. Die „Köln Volksztg." habe dem gegenüber Zurückhaltung beobachtet und den Interessenten eine Klärung unter den zunächst Beteiligten empfohlen, was aber von der „Augsb. Postztg." abgelehnt worden sei. Es heißt dann weiter in der „Köln. Volksztg.":

Der Gegenseite aber sagte diese Zurückhaltung offenbar nicht zu. Es fiel ihr ebensowenig ein, den bezeichneten Weg einer mündlichen Verständigung unter Interessenten zu suchen. Vielmehr ließen die Angriffe auf den interkonfessionellen Charakter der christlichen Gewerkschaften und der Zentrumspartei nicht nach. Neu hinzu gesellte sich das Verlangen, die Organisation des Volksvereins zu ändern. Derartige Artikel erschienen in den Historisch-politischen Blättern, in den Laacher Stimmen, zuletzt in der Apologetischen Rundschau, und regelmäßig wurden diese Verlautbarungen dann mit dem entsprechenden Fett- und Sperrdruck in dem Berliner Arbeiter, dem Organ der katholischen Fachabteilungen, in der Trierer Landeszeitung, in der St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung, im Westfälischen Merkur und zum Teil auch im Aachener Echo der Gegenwart weitergegeben.

Zu allen diesen Anzapfungen schwieg die Köln. Volkszeitung. Unterdessen tagte auch die von den einseitigsten Verfechtern der oben gekennzeichneten Anschauungen einberufene und von einseitigsten Anhängern dieser Anschauungen zusammengesetzte Kölner Geheimkonferenz vom Osterdienstag; wiederum ein Beweis, daß es den Vertretern der konfessionellen Organisationsform nicht um eine klärende Aussprache kontradiktorischer Art zu tun war. Und im Verfolg dieser Konferenz wurden die Preßerörterungen von neuem aufgenommen. Da kam die Bitte des Augustinusvereins, vorläufig von einer weiteren Preßfehde Abstand zu nehmen. Als dieses Ersuchen an die Presse erging, war dem Vorstand des Augustinusvereins ebensowenig wie der Kölnischen Volkszeitung das „Protokoll" der Osterdienstagskonferenz bekannt. Unmittelbar darauf aber oder fast gleichzeitig wurde dieses „Protokoll", welches einen überaus lehrreichen Einblick in die Bestrebungen der Teilnehmer an ihrer Konferenz eröffnet, einer beträchtlichen Anzahl von Personen und Organisationen zugänglich.

Damit war die Sache nicht durch das Vorgehen der „Kölnischen Volkszeitung", sondern durch das Gebaren der Gegenseite in ein Stadium gelangt, in dem nicht länger geschwiegen werden konnte.

Soweit die „Köln. Volksztg." Abgesehen davon, daß es etwas sonderbar klingt, daß die „Köln. Volksztg." Angriffe auf den interkonfessionellen Charakter der Zentrumspartei oder gar der christl. Gewerkschaften als ihr geltende Anzapfungen betrachtet, ist ihre Beweisführung in allen Punkten vorbei geraten. Zunächst und vor allem ist zu betonen, daß die Osterdienstagskonferenz mit den eben gekennzeichneten Ideen der in der „Augb. Postztg." und anderswo veröffentlichten Artikel nicht das Geringste zu tun hat, auch nicht zu tun haben will. Die Frage der christlichen Gewerkschaften ist von der Konferenz nach kurzer Berührung überhaupt fallen gelassen worden, nachdem ich ausdrücklich für die Berechtigung der christlichen Gewerkschaften eingetreten war. Was dann den Charakter des Zentrums anbetrifft, so hat sich auf der Konferenz auch nicht eine Stimme erhoben, die an dem politischen, nicht konfessionellen Charakter des Zentrums hätte rütteln wollen. Im Gegenteil haben sich alle für die Notwendigkeit der Beibehaltung dieses Charakters ausgesprochen. Was weiter den Verfasser der gekennzeichneten, in der „Augsb. Postztg." und anderswo veröffentlichten Artikel betrifft, so ist mir derselbe unbekannt, ich weiß daher auch nicht, ob derselbe sich unter den Teilnehmern der Kölner Konferenz befunden hat, oder ob er mit dem — nicht mit den, wie die „Köln. Volksztg." schreibt — Einberufer der Konferenz identisch ist. Jedenfalls sind solche Ideen auf der Kölner Konferenz nicht propagiert worden, und ich muß es auf das allerentschiedenste ablehnen, zu den Anhängern dieser — gegen „den interkonfessionellen Charakter der christlichen Gewerkschaften und der Zentrumspartei" gerichteten — Anschauungen gerechnet zu werden. Ein gleiches dürften auch die übrigen Teilnehmer der Kölner Konferenz tun, wenigstens hat keiner derselben, um das nochmals zu betonen, dort irgendwie den Versuch gemacht, etwas in der bezeichneten Richtung zu veranlassen. Unrichtig ist weiter die Behauptung, Artikel mit „Angriffen auf den interkonfessionellen Charakter der christlichen Gewerkschaften und der Zentrumspartei," die anderswo erschienen seien, seien regelmäßig in der früheren „St. Johann-Saarbr. Volksztg.", jetzigen „Saarbrücker Volksztg." weitergegeben worden. Das ist weder regelmäßig, noch überhaupt jemals geschehen. Die „Saarb. Volksztg." hat überhaupt seit dem 1. Juli 1904, an welchem Tage ich die Leitung derselben übernommen habe, niemals auch nur eine Zeile gegen den „interkonfessionellen Charakter der christlichen Gewerkschaften und der Zentrumspartei" geschrieben, sie ist vielmehr seit der Zeit stets für die Berechtigung der christlichen Gewerkschaftsbewegung und für den politischen, nicht konfessionellen Charakter der Zentrumspartei eingetreten. Der speziellen Verteidigung des letzteren dient ja auch die im vorigen Jahre von mir in diesen Heften (Bd. 27, Heft 9 erschienene Abhandlung „Ist das Zen-

trum eine konfessionelle Partei?", die ja auch von der „Köln. Volkszeitung" höchst anerkennend besprochen wurde. Die Richtigkeit der Angaben der „Köln. Volksztg." bezüglich der übrigen von ihr erwähnten Organe vermag ich nicht zu kontrollieren. Jedenfalls steht das eine über jeden Zweifel fest, daß die Kölner Konferenz mit all diesen von der „Köln. Volksztg." bekämpften Ideen nicht das Geringste zu tun hatte und zu tun haben wollte. Was dann endlich die Zugänglichmachung des „Protokolls" an eine „beträchtliche Anzahl von Personen und Organisationen" betrifft, so habe ich bereits vorher dargelegt, wie dies in erster Reihe durch die Mitwirkung der „Köln Volkszeitung" selbst geschehen ist. Sie kann daraus also unmöglich eine Entschuldigung für ihr Vorgehen nehmen. Nach all' dem bleibt es dabei, daß lediglich die „Köln. Volksztg." die Verantwortung für die ganze Preßfehde in erster Linie trifft.

Welcher Unfug übrigens mit der angeblichen Authentizität des „Protokolls" vereinzelt getrieben worden ist, zeigt eine Bemerkung der „Saar-Post", eines in Saarbrücken erscheinenden und durch die Art seiner Kampfesweise im Saarrevier übel beleumundeten Zentrumsblattes (Nr. 156 v. 13. Juli), wonach das, was in dem „Protokoll" stehe, „buchstäblich richtig und wahr" sei. Ärger kann natürlich die Irreführung der öffentlichen Meinung nicht getrieben werden.

Die „Köln. Volksztg." hatte es in den beiden im Wortlaut vorher mitgeteilten Artikeln, speziell in dem letzteren, nachher aber auch zu verschiedenen Malen, so dargestellt, als ob die den Volksverein betreffenden Auslassungen des hochw. H. Kardinals Erzbischofs Fischer sich gegen die den Volksverein betreffenden Bestrebungen der Osterdienstagskonferenz gerichtet hätten. Dieser Auslegung wurde die Spitze abgebrochen durch folgende vom Abg. Geheimrat Roeren zu Anfang August in der Zentrumspresse veröffentlichte Erklärung:

Erklärung.

Es ist in letzter Zeit wiederholt in der Presse und auch sonst die Ansprache, die der Herr Kardinal Erzbischof Dr. Fischer von Köln vor einiger Zeit in M.-Gladbach gehalten hat, in Beziehung zu den Verhandlungen der Osterdienstags-Versammlung gebracht.

Demgegenüber bin ich von Sr. Eminenz ausdrücklich ermächtigt, zu erklären: „daß der in jener Ansprache erhobene Vorwurf der „anonymen Angriffe" gegen die von mir geförderten Bestrebungen, die in den bekannten zwei Leitsätzen zum Ausdruck kommen, nicht gerichtet ist".

Ich darf wohl alle Blätter der Zentrumspartei bitten und von ihrer Loyalität erwarten, daß sie diese meine Erklärung, die ich selbstredend nicht allen Blättern direkt zusenden kann, aufnehmen mögen.

Köln-Lindenthal, den 2. Aug. 1909.

Hermann Roeren, Abgeordneter.

Die „Köln. Volksztg." nahm von dieser Erklärung in ihrer Nr. 650 v. 3. Aug .Notiz, suchte es aber in einem längeren Kommentar so darzustellen, als ob der Herr Kardinal, wenn er auch „die damals noch nicht bekannt gewordene Osterdienstagskonferenz nicht im Auge hatte," so doch „aber die Artikel, die von dem Veranstalter und Teilnehmern an dieser Versammlung ausgingen." Der von der „Köln. Volksztg." für diese ihre Behauptung versuchte „Beweis" entbehrt nicht des Humors. Sie schreibt nämlich (a. a. O.):

Die anonymen Angriffe, von welchen Hr. Franz Brandts redete und auf welche Seine Eminenz Bezug nahm, bestanden in Zeitungsartikeln und Flugblättern, welche damals verbreitet worden waren. In einem dieser Artikel war mit Bezug auf den Volksverein für das katholische Deutschland von einem Katholizismus der Tat in einem gewissen Gegensatz zum Katholizismus der Lehre die Rede. Von der Kölner Osterdienstagsversammlung war damals in der Presse noch nicht die Rede gewesen. Aber an der Kölner Osterdienstagsversammlung hat der Herr, welcher jene Wendung gebraucht hatte, teilgenommen und zwar als Einberufer. Von ihm rührt auch das eingehende „Protokoll" über den Verlauf jener Versammlung her, welches von den Herren Bitter und Roeren, die gleichfalls an der Kölner Osterdienstagsversammlung teilgenommen haben, als „anonymes Machwerk voll großer Unrichtigkeiten" bezeichnet worden ist. Auch andere Persönlichkeiten, welche an den vor dem Bekanntwerden der Kölner Osterdienstagsversammlung erfolgten Veröffentlichungen von Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften beteiligt waren, haben an der Osterdienstagsversammlung teilgenommen.

Also weil ein Teilnehmer der Osterdienstagskonferenz in einem Artikel eine von der „Köln. Volksztg." beanstandete Wendung gebraucht haben soll, und weil andere Persönlichkeiten, die an der Osterdienstagskonferenz teilgenommen haben, an Artikeln (welchen?) in Zeitungen und Zeitschriften beteiligt gewesen sein sollen, hat der Herr Kardinal-Erzbischof Fischer mit den in seiner M.-Gladbacher Ansprache erwähnten „anonymen Angriffen" Artikel gemeint, die „von dem Veranstalter und Teilnehmern" an der Osterdienstagskonferenz ausgingen. Das erinnert doch allzusehr an das bekannte: „Interpretiere nur immer recht munter, legst Du nicht aus, so legst Du doch unter."

Der den katholischen Volksverein betreffende Leitsatz der Kölner Konferenz hat übrigens, um das gleich vorweg zu nehmen, inzwischen seine Erledigung gefunden. Am 9. August fand nämlich in Koblenz eine große Versammlung statt — ich komme darauf später ausführlich zurück — zu deren Beginn Herr Geheimrat Roeren nach dem mir vorliegenden Stenogramm folgende Mitteilung machte:

„Meine Herren! Wie Sie wissen, und wie in der Einladung zur heutigen Versammlung auch angegeben ist, geht der zweite, auf der Osterdienstags-Konferenz aufgestellte Leitsatz dahin: „Der große Einfluß, den der Volksverein für das katholische Deutschland auf das katholische Leben ausübt, erfordert einen engeren Anschluß an den Episkopat". Es ist ja selbstverständlich, daß die Osterdienstags-Konferenz nicht die Absicht

hatte, hier irgendwie der alleinigen Kompetenz der Bischöfe eine Direktive zu geben oder anzugeben, wie der Anschluß sich zu gestalten, oder welche Maßnahmen wir zu ergreifen haben, sondern wir stellten lediglich den Grundsatz auf, daß der Volksverein wegen seines großen Einflusses auf das katholische Volk einen engeren Anschluß an die berufenen Hüter der Korrektheit unseres kirchlichen Lebens haben müsse. (Lebhafter Beifall!) Nun kann ich Ihnen die Mitteilung machen, daß gestern Se. Eminenz Herr Kardinal Fischer mir durch Expreßbrief mitgeteilt hat, daß die deutschen Bischöfe auf ihrer Konferenz vom 6. August über das Verhältnis des Episkopats zum Volksverein beraten, dasselbe klargestellt und beschlossen haben, diese ihre Stellungnahme dem Vorstand des Volksvereins für das katholische Deutschland mitzuteilen. Damit hat erfreulicherweise früher, als wir gehofft, dieser Punkt seine Erledigung gefunden, und ich stimme dem Herrn Kardinal bei, wenn er sagt, daß damit die Beratungen über diesen Punkt in der heutigen Versammlung gegenstandslos geworden sind und ausgeschlossen werden können." (Lebhaftes Bravo!)

Die „Köln. Volksztg." berichtete dagegen über den betreffenden Vorgang in ihrer Nr. 673 v. 10. Aug. 09:

Herr Abg. Roeren erbat sich nun das Wort zu einer geschäftlichen Mitteilung. Bekanntlich lautete der zweite von der Osterdienstagsversammlung aufgestellte Leitsatz: „Der große Einfluß, den der Volksverein für das katholische Deutschland auf das katholische Leben ausübt, erfordert einen engeren Anschluß an den Episkopat." Damit habe die Versammlung den Bischöfen keine Direktiven geben wollen. Gestern habe nun Herr Kardinal Fischer ihm mitgeteilt, daß jener Leitsatz die am 6. August stattgehabte Bischofskonferenz beschäftigt habe, daß der Episkopat seine Stellung zum Volksverein klargelegt und das dem Vereinsvorstand mitgeteilt habe. Diese Angelegenheit sei also im Sinne der Osterdienstagsversammlung erledigt und eine Besprechung erübrige sich.

Darauf ließ Herr Kardinal Erzbischof Fischer der „Köln. Volksztg." folgende Zuschrift zugehen:

Die übermäßige Inanspruchnahme, die der Eucharistische Kongreß bis zur heute erfolgten Abreise des Kardinal-Legaten mit sich brachte, war Schuld daran, daß ich erste heute die Berichte über die am vorigen Montag in Koblenz stattgefundene Versammlung, die an die sogenannte Osterdienstags-Konferenz anknüpfte, gelesen habe. Der Bericht der „Köln. Volksztg." (Nr. 673) besagt, Herr Geheimrat Roeren habe sich bei dieser Gelegenheit betreffs des Volksvereins für das katholische Deutschland auf einen Brief von mir berufen, wonach der Episkopat auf seiner letzten Konferenz seine Stellung zu genanntem Verein klargelegt und solches dem Vereinsvorstand mitgeteilt habe; „diese Angelegenheit sei also im Sinne der Osterdienstagsversammlung erledigt und eine Besprechung erübrige sich."

Ich habe sogleich durch Eilbrief Herrn Geheimrat Roeren um näheren Aufschluß gebeten; aber leider kam der Brief zurück mit dem Postvermerk: „Verreist; wohin, unbekannt." Darum sehe ich mich, um Mißverständnisse zu verhüten, zu der Erklärung veranlaßt, daß ich allerdings Herrn Geheimrat Roeren über die Stellungnahme des Episkopates in der Ange-

legenheit Mitteilung gemacht habe, ohne ihm aber über die Einzelheiten dieser Stellungnahme Aufschluß zu geben. Es geschah, um zu verhüten, daß über die Sache weitere unliebsame Diskussionen in Koblenz stattfänden und dadurch die beklagenswerte Spaltung noch befördert werde. Von einer Erledigung „im Sinne der Osterdienstags-Versammlung" habe ich nicht gesprochen.

Ich darf aber diese Angelegenheit benützen, um überhaupt nach hüben und drüben zum Frieden zu reden, vor Zwietracht zu warnen und zur Einheit zu mahnen, die uns nottut und die katholische Männer, welche doch im Grunde alle nur das Beste wollen, über alle Hindernisse weg, die größtenteils nur Mißverständnisse sind, mit einer Art eifersüchtiger Sorgfalt zu schirmen und zu wahren bemüht sein sollten.

Köln, 12. August 1909.

† Antonius Kardinal Fischer,
Erzbischof.

Von kompetenter Seite, so u. a. von der „Germania", der „Trier. Landesztg.", der „Schles. Volksztg." etc .wurde sofort darauf hingewiesen, daß der Bericht der „Köln. Volksztg." fehlerhaft sei, da der Abg. Roeren die betreffende Äußerung, wonach die Angelegenheit im Sinne der Osterdienstagkonferenz erledigt sei, gar nicht getan habe. Mir ist auch außer der „Köln. Volksztg." kein Blatt zu Gesicht gekommen, das diese Aeußerung dem Abg. Roeren in den Mund gelegt hätte.

Ehe ich nun auf den weiteren Verlauf der durch die beiden mitgeteilten Artikel der „Köln. Volksztg." („Anonyme Wühlereien etc" und „Die anonymen Treibereien") eröffneten Preßfehde eingehe, sei zunächst noch der Fall Kaufmann — um mich so auszudrücken — erledigt. Herr Dr. Kaufmann war zunächst allein von den zehn Teilnehmern der Kölner Konferenz in dem Artikel „Die anonymen Treibereien" seitens der „„Köln. Volksztg." namentlich genannt worden. Daher kam es wohl, daß sich vorerst die Oeffentlichkeit besonders mit seiner Person beschäftigte. Umsomehr war das der Fall, nachdem das „Augustinus-Blatt," das Organ des Augustinusvereins zur Pflege der katholischen Presse, an der Spitze seiner Juni-Nummer (Nr. 6) folgende Mitteilung brachte:

Mitteilung des Vorstandes des Augustinus-Vereins.

Durch die Presse war bekannt geworden, daß Herr Dr. Carl Maria Kaufmann in Köln, der Herausgeber der C.-A. (Organ der Zentral-Auskunftsstelle der kath. Presse) und der Apologetischen Rundschau, in der bekannten Konferenz, welche von 10 Herren am Osterdienstag in Köln abgehalten wurde, sich bereit erklärt hatte, die C.-A. und die Apologetische Rundschau in den Dienst der Bewegung zu stellen, die dahin gerichtet sein soll, der angeblichen, von ihm so genannten „übertriebenen Interkonfessionalisierung der politischen und sozialpolitischen Einrichtungen im katholischen Deutschland (Zentrum, Volksverein, Gewerkschaften) vorzubeugen."

Herr Dr. Kaufmann hat nunmehr infolge von Verhandlungen, die im Auftrage des Vorstandes des Aug.-Vereins pflichtgemäß mit ihm geführt worden sind, diesem gegenüber erklärt, „daß er sich von der Konferenz zurückziehe und die C.-A., sowie die Apologetische Rundschau in keiner Weise in den Dienst der Konferenz stellen werde".

Herr Dr. Kaufmann versandte dazu gleichzeitig folgende Ausführungen an die Presse:

„Ich bin und war von Anfang an der Ansicht, daß anläßlich der Konferenz unter keinen Umständen Spaltungen im eigenen Lager hervorgerufen werden dürfen. Auch andere Besprechungen und Bewegungen, welche die vitalsten Interessen des Zentrums und katholischer Einrichtungen trafen, z. B. die schärfere Betonung des interkonfessionellen Charakters der Zentrumspartei, die Interkonfessionalisierung der Windthorstbunde, der Artikel „Wir müssen aus dem Turme heraus", haben keine Spaltungen im eigenen Lager bewirkt. Es war also die Hoffnung berechtigt, daß auch die Tendenzen der Konferenz, die jedenfalls vielen Katholiken naheliegen, auf friedlichem, irenischem Wege zur Geltung kommen würden. Da dies infolge der nun einmal angefachten Preßfehde voraussichtlich nicht der Fall sein wird, so hielt ich mich für verpflichtet, von der Konferenz zurückzutreten und die „C. A." sowie die „Apologetische Rundschau" nicht in den Dienst der Konferenz zu stellen.

Die Konferenz erblickt im Zentrum eine politische Partei, die ihre Politik „im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung" macht, wie andere Parteien ihre Politik im Einklang mit anderen Weltanschauungen machen. Ich erkläre hierzu, daß ich unbedingt auf dem Boden des Zentrums stehe. Ich würde nur dann mich vom Zentrum lossagen, wenn das Zentrum aufhören würde, eine politische Partei zu sein, oder wenn es anfinge, im Widerspruche gegen die Grundsätze der katholischen Weltanschauung zu wirken. Wenn die Konferenzteilnehmer auf diesem Standpunkt stehen, der natürlich auch Akatholische innerhalb der Zentrumspartei zuläßt, so sind sie sogar sehr feste Zentrumsanhänger, weil sie entschlossen sind, auch bei größten politischen oder sozialen Differenzen dem Zentrum treu zu bleiben.

Die Konferenz glaubt, daß die immense Bedeutung des Volksvereins einen engeren Anschluß dieses konfessionell katholischen Vereins an den Episkopat erfordere. Hierzu erkläre ich, daß in dieser Frage nach meiner Ansicht nur der Episkopat entscheiden kann. Das war auch die Ansicht der Konferenz. Ihr zweiter Leitsatz sollte nur eine Anregung sein, zu der sich die Konferenzmitglieder wie jeder andere Katholik berechtigt glaubten. Dasselbe gilt von dem sogen. Athanasius-Artikel in der „Apologetischen Rundschau", an dessen Spitze ich besonders hervorhebe, daß dem Verfasser wie der „Apologetischen Rundschau" jede Animosität gegen die segensreiche Institution des Volksvereins fern liegt."

Ich habe keinen Auftrag, im Namen der Konferenz zu reden; ich bin aber überzeugt, daß kein Teilnehmer an der Konferenz „so etwas wie ein oberstes Wächtertum über den Katholizismus in Deutschland" („Köln. Volkszeitung", Nr. 520) einrichten wollte — eine so lächerliche Anmaßung ist den Herren nicht in den Sinn gekommen. Die Konferenz sollte ledig-

lich ein Meinungsaustausch sein unter Herren, in denen die Einberufer ihre Gesinnungsgenossen erblickten. Man hat mir und den anderen Konferenzmitgliedern, unter denen sich verdiente Zentrumsmänner befinden, „geheime Wühlereien" vorgeworfen. Die Besprechungen waren aber ebensowenig „geheime Wühlereien", wie etwa die Beratungen, die der Interkonfessionalisierung der Windthorstbunde, dem Artikel „Wir müssen aus dem Turm heraus!" und anderen Ereignissen von größter Tragweite vorausgegangen sind. Sobald die Beratungen in einer zweiten Konferenz zum Abschluß gekommen wären, wollte man ihr Ergebnis möglichst öffentlich machen. Vorher wollte man aber auch an die Gegner herantreten, um eine Verständigung mit ihnen herbeizuführen. Hätten die Gegner, nachdem sie von den Verhandlungen Kenntnis erhalten, sich mit den Konferenzmitgliedern in Verbindung gesetzt, so hätte man die ganze Angelegenheit friedlich beilegen und etwaigen Angriffen gegenüber erklären können, daß keine Meinungsverschiedenheiten bestehen. Auf diesem irenischen Wege hätte man mehr erreicht als durch unliebsame Preßfehden."

Sonderbarerweise bekamen manche Blätter es fertig, wohl von der Auslassung des „Augustinusblatts", nicht aber von der dazu abgegebenen Erklärung Dr. Kaufmanns Notiz zu nehmen. Die „Saarbr. Volksztg.", die beide in ihrer Nr. 157 v. 14 Juli zum Abdruck brachte, bemerkte dazu:

Gegen diese Ausführungen des Herrn Dr. Kaufmann wird kein Zentrumsmann etwas einwenden können. Unklar könnte nur sein, was er mit dem Ausdruck besagen will, er trete von der Konferenz zurück, da er doch ausdrücklich seine volle Uebereinstimmung zu der Haltung der Konferenz ausspricht, die übrigens die eines jeden überzeugten Zentrumsmannes ist. Das will zweifelsohne nichts anderes besagen, als daß er in Zukunft keine weiteren Schritte in der betreffenden Angelegenheit tun will. Herr Dr. Kaufmann ist Herausgeber einer Korrespondenz und einer Zeitschrift, die beide auf das Wohlwollen weitester Kreise angewiesen sind. Man wird daher seinen Schritt verstehen können, auch wenn man nicht weiß, was sich sonst alles hinter den Kulissen abgespielt hat. Und das war eine ganze Menge.

Zu den Blättern, die ihre Leser nur von der Mitteilung des „Augustinusblatts" in Kenntnis setzten, gehörte auch die bereits erwähnte „Saar-Post" in Saarbrücken, die dies unter der Spitzmarke tat „Ein Mann über Bord." Herr Dr. Kaufmann sandte ihr darauf unterm 27. Juli eine Zuschrift, deren Veröffentlichung aber von der „Saar-Post" abgelehnt wurde und darauf in der „Saarbr. Volksztg." (Nr. 177 v. 6. 8. 09) erfolgte. Dieselbe hatte folgenden Wortlaut:

Köln, 27. Juli 1909.

An die verehrl. Redaktion der „Saar-Post", St. Johann a. d. S.

Wie mir jetzt erst bekannt wird, haben Sie die Mitteilung des Vorstandes des Augustinusvereins über meinen Rücktritt von der sogen. Osterdienstag-Konferenz veröffentlicht. Ich habe dazu beifolgende Erklärung an zahlreiche katholische Blätter gesandt und darf nun wohl von

Ihrer loyalen Gesinnung erwarten, daß Sie auch diese Erklärung Ihren Lesern mitteilen werden. Wenn ich auch äußerlich von der Konferenz zurücktrat, weil unliebsame Zwistigkeiten infolge der nun einmal entfachten Preßfehde zu befürchten waren, so stehe ich doch nach wie vor auf dem Standpunkt der Konferenz. Daß auf diesem Standpunkt auch andere Zentrumsmänner stehen, und zwar hervorragende katholische Männer, werden Sie aus der Einladung zur zweiten Konferenz in Koblenz ersehen haben. Es ist besonders die Definition der Zentrumspartei angegriffen worden, weil es darin heißt, diese politische Partei vertrete die Interessen des gesamten Volkes nicht nur im Einklang mit den Grundsätzen der christlichen Lebensauffassung, sondern im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung. Das heißt aber nichts anderes, als daß die Zentrumspartei ihre Politik nicht im Widerspruch gegen die katholische Weltanschauung macht. Man nenne einen überzeugten Zentrumswähler, der nicht dieser Ansicht ist! Andere Parteien treiben ihre Politik doch auch im Einklang mit irgend einer Weltanschauung. So stehen die Konservativen auf dem Boden der protestantischen Auffassung des Christentums, die Sozialdemokraten auf dem Boden der materialistischen Weltanschauung usw. Trifft das Zentrum seine Entscheidungen im Einklang mit den allgemeinen Grundsätzen des Christentums, ohne Rücksicht auf die katholische Auffassung des Christentums, dann unterscheidet es sich im Grunde nicht von den anderen Parteien, die auch vorgeben, im Einklang mit dem Christentum zu arbeiten. Außerdem müßte einmal die Frage gelöst werden, welche Grundsätze als allgemein christliche Grundsätze zu gelten haben. Ich fürchte, daß kaum ein Grundsatz als spezifisch christlich allgemein anerkannt würde! Man könnte sich höchstens auf einige Prinzipien des Naturrechtes einigen.

Anstatt durch zum Teil persönliche Angriffe gegen die Konferenzteilnehmer und ihre Tendenzen vorzugehen und Verwirrung und Verbitterung zu stiften, möge man der Konferenz beweisen, daß ihre Ansichten falsch sind, daß also die Zentrumspartei im Widerspruch gegen die katholische Weltanschauung wirken dürfe, und daß sich die deutschen Bischöfe um die Leitung des konfessionell katholischen Volksvereins nicht zu kümmern haben, obschon dieser Verein bei seiner immensen Bedeutung einen sehr großen Einfluß auf das religiöse und politische Leben in den einzelnen deutschen Diözesen ausübt. Aber diesen Beweis erbringen die Gegner der Konferenz nicht, und das ist gescheidt von ihnen. Denn würden sie auch nur versuchen zu beweisen, z. B. die Zentrumspartei dürfe im Widerspruch gegen die katholische Weltanschauung handeln, dann würde die überwältigende Mehrzahl der Zentrumswähler sie eines anderen belehren.

Hochachtungsvoll

Dr. Kaufmann.

Wie die „Saarbr. Volksztg." noch in einem kurzen Kommentar hierzu bemerkte, hatte Herr Dr. Kaufmann sie mit der Bitte um Veröffentlichung obiger Zuschrift gleichzeitig gebeten zu betonen, daß er nach wie vor auf dem Standpunkte der Konferenz stehe. Dann schrieb die „Saarbr. Volksztg." zum Schluß:

Wir enthalten uns mit Absicht jeder kritischen Bemerkung zu dem Verhalten der „Saar-Post". Die Tatsachen selbst werfen ein hinlänglich

grelles Licht auf die von ihr gepflegte „Objektivität" bei der Polemik gegen persönliche Gegner, die zudem noch zu ihren Parteigenossen zählen.

Darauf entgegnete die „Saar-Post" (Nr. 178 v. 7. Aug.):

Wozu zu bemerken: Leute, wie die Teilnehmer der Sonderbundskonferenz, die darauf ausgehen, den derzeitigen Charakter der Partei zu untergraben, haben jeden Anspruch auf Loyalität in einem parteitreuen Organe verwirkt. Zum andern hatten wir keine Veranlassung, besagtem Herrn, der sich durch sein Verhalten dem Augustinusverein gegenüber und durch das, was er jetzt einnimmt, hinreichend selbst charakterisiert, Gelegenheit zu geben, in den Spalten unseres Blattes Propaganda für seine Ideen zu machen.

Diese Ausführungen sind charakteristisch für die Art und Weise, in welcher seitens einer solchen Presse gegen die Teilnehmer der Konferenz vorgegangen wurde, nämlich absichtlich illoyal.

Doch sehen wir nunmehr, wie die von der „Köln. Volksztg." in den beiden bereits wiederholt erwähnten Artikeln begonnene Preßfehde sich weiter entwickelt hat. Alsbald nach Erscheinen der beiden Artikel sandte Dr. Bitter, der Vorsitzende der Kölner Konferenz, der „Köln. Volksztg." eine mit seinem Namen unterzeichnete Zuschrift, deren Veröffentlichung aber von der „Köln. Volksztg." abgelehnt wurde. Dagegen druckte die „Germania" dieselbe in ihrer Nr. 142 (1. Blatt) v. 25. Juni ab. Sie lautet wie folgt:

Erklärung.

In Nr. 520 der Kölnischen Volkszeitung vom 22. Juni d. Js. befindet sich ein aus der Neisser Zeitung übernommener Artikel, welcher die Überschrift trägt: „Anonyme Wühlereien gegen den Volksverein für das katholische Deutschland und ihre Abwehr." Schon seit längerer Zeit, so heißt es hier, werde in den Historisch-politischen Blättern und an verschiedenen anderen Stellen gegen den Volksverein für das katholische Deutschland gewühlt. Die Neisser Zeitung bemerkt, es sei ihr nicht unbekannt, von welcher Zentralstelle diese Verdächtigungen, Angriffe und Verleumdungen ausgingen. In der jüngsten Zeit seien diese Verdächtigungen offener und heftiger hervorgetreten. Obwohl der Unterzeichnete an den erwähnten Ausführungen in den Historisch-politischen Blättern und „an verschiedenen anderen Stellen" unbeteiligt ist, sieht er sich doch veranlaßt, zur Klarstellung folgendes zu bemerken.

Am Dienstag nach Ostern d. Js. hat in Köln eine Versammlung katholischer Männer stattgefunden, deren Vorsitzender der Unterzeichnete war. Die Versammlung einigte sich auf folgende zwei Leitsätze:

1. Das Zentrum ist eine politische Partei, welche sich zur Aufgabe gesetzt hat, die gesamten Interessen des Volks auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Einklange mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu vertreten.

2. Der Volksverein für das katholische Deutschland bedarf wegen seiner großen Bedeutung für

das katholische Leben eines engeren Anschlusses an den Episkopat.

Bei der Beschlußfassung ist die Frage nach dem konfessionellen oder interkonfessionellen Charakter der Gewerkschaften ausdrücklich ausgeschlossen worden.

Die Versammlung war nämlich der Ansicht, daß gegenüber den manchmal wenig glücklichen Versuchen, den Charakter der Zentrumspartei festzustellen, eine klare, den Absichten der Gründer und der Auffassung des katholischen Volkes entsprechende Feststellung eine Notwendigkeit sei. Die Versammlung war auch von der Überzeugung durchdrungen, daß die von ihr getroffene Begriffsbestimmung den Absichten der Gründer entspreche und sich mit der Auffassung der überwiegenden Mehrheit des katholischen Volkes decke.

Indem die Versammlung weiter von der Erwägung ausging, daß Vereine, die für das katholische Volk bestimmt sind, nur nach katholischen Grundsätzen eingerichtet und geleitet sein müßten, gelangte sie zu der Festlegung des zweiten Grundsatzes. Verdächtigungen oder Angriffe gegen den Volksverein für das katholische Deutschland sind in dem Beschlusse nicht enthalten. Es ist nur die unabweisbare Notwendigkeit betont worden, daß im Interesse der großen Bedeutung des Volksvereins für das katholische Leben Deutschlands unbedingt eine Bürgschaft dafür bestehen müsse, daß der genannte Verein sich von den Grundsätzen der katholischen Lehre, deren Hüter und Wächter die Bischöfe sind, in keiner Hinsicht und zu keiner Zeit entferne. Die Frage der konfessionellen oder interkonfessionellen Gewerkschaften, mit welcher der Volksverein für das katholische Deutschland als solcher direkt nichts zu tun hat, ist, wie gesagt, von der Beschlußfassung ausdrücklich ausgeschlossen gewesen.

Den Anlaß zu der Versammlung gab der in katholischen Kreisen verschiedentlich mehr oder weniger klar geäußerte Gedanke, welcher die Erstrebung und Förderung einer überkonfessionellen Kulturgemeinschaft zum Gegenstande hat. Demgegenüber waren die Teilnehmer der Versammlung von der Überzeugung durchdrungen, daß soziale und politische Fragen nicht losgelöst von der Weltanschauungsfrage zu behandeln sind, daß deshalb wir Katholiken die Behandlung dieser Fragen im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung vorzunehmen haben.

Katholische Vereine sind, das war die weitere Überzeugung der Versammlungsteilnehmer, wenn sie eine starke einheitlich organisierte und schlagfertige Armee sein wollen, nur nach katholischen Grundsätzen einzurichten und zu leiten. Bei einem so gewaltigen Verein, wie der Volksverein für das katholische Deutschland ist, müssen wegen seiner großen Bedeutung für das katholische Leben unbedingt auch Garantien bestehen, welche die gleichmäßige und stetige Durchführung dieses Erfordernisses sichern.

Die Bestrebungen der Versammlung nach Verbreitung der vorerwähnten Grundsätze haben zwar mit anonymen Wühlereien gegen den Volksverein nichts gemein, da sich aber die in der Versammlung gefaßten Beschlüsse teilweise mit den in dem Artikel erörterten Fragen befassen, so schien eine Klarheit geboten. Die Anschauungen der Versammlung decken sich mit den Anschauungen der überwiegenden Mehrzahl des katholischen

Volkes, und die Bestrebungen der Versammlungsteilnehmer haben nach guter Information des Unterzeichneten die Sympathie des gesamten deutschen Episkopats für sich.

Dr. Bitter, Mitglied des Reichstags.

Auf Ersuchen Dr. Bitters brachten auch eine Reihe anderer Blätter diese Erklärung zum Abdruck, u. a. die „Saarbr. Volksztg." (Nr. 144 v. 28. Juni) mit folgendem einleitenden und Schlußwort Dr. Bitters:

Eine verehrliche Redaktion ersuche ich ergebenst, folgendes in Ihre geschätzte Zeitung aufzunehmen.

Nachdem die „Kölnische Volkszeitung" sich in zwei Artikeln in abfälliger Weise über angeblich anonyme Wühlereien gegen den Volksverein und über die am Osterdienstag in Köln stattgefundene Versammlung katholischer Männer ausgelassen hatte, ersuchte ich die Redaktion der genannten Zeitung um Aufnahme folgender, mit meinem Namen unterzeichneter Erklärung:

(Folgt der Text obiger in der „Germania" veröffentlichten Erklärung.)

Ich hätte von der Loyalität der „Kölnischen Volkszeitung" erwartet, daß sie die mit meinem Namen unterzeichnete Erklärung aufgenommen haben würde, sie hat aber unter Berufung auf die Wahrung der Gesamtinteressen der Partei die Aufnahme verweigert. Wenn sie die Klarstellung dieser Angelegenheit im Interesse der Partei nicht für angezeigt hielt, dann hätte die „Kölnische Volkszeitung" auch nicht in zwei Artikeln Angriffe gegen die Teilnehmer der vorerwähnten Versammlung richten dürfen. Tat sie dies aber, dann war sie auch verpflichtet, meine Erklärung zur Abwehr der Angriffe ihrerseits aufzunehmen, zumal ihr mitgeteilt war, daß ihre Information auf einem privaten Machwerke beruhte, das fälschlich als Protokoll ausgegeben, nicht unterzeichnet und voll objektiver Unrichtigkeiten ist.

Berlin, den 25. Juni 1909.

Dr. Bitter, Mitglied des Reichstags.

Der „Westf. Merkur" wies in seiner Nr. 315 v. 25. Juni 1909 die seitens der „Köln. Volksztg." in den beiden erwähnten Artikeln erhobenen Vorwürfe wie folgt zurück:

Von „Wühlereien" gegen den Volksverein für das katholische Deutschland redet die „Neisser Zeitung", das Neisser Organ der Zentrumspartei, und die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 520 vom 22. Juni) gibt ihre Ausführungen im wesentlichen wieder. Es handelt sich um Artikel, die in zwei angesehenen katholischen Zeitschriften erschienen sind, in den „Historisch-Politischen Blättern" (113. Band, 2. Heft, Januar 1909) und in der „Apologetischen Rundschau" (Maiheft 1909). Der Artikel der „Apologetischen Rundschau" wurde auch von uns (in Nr. 252 des „Merkur" vom 20. Mai, I. Morgenbl.) und anderen katholischen Blättern wiedergegeben. Es ist nun nicht einzusehen, wie die „Neisser Zeitung" und die „Kölnische Volkszeitung" in den Artikeln der beiden Zeitschriften „Wühlereien" gegen den Volksverein

erblicken konnten. Wir vermögen darin lediglich wohlgemeinte Anregungen zu finden, und es wird den deutschen Katholiken doch wohl noch gestattet sein, Anregungen zu geben, die sich auf die wichtigsten und vitalsten Organisationen im katholischen Deutschland beziehen! In denselben „Historisch-Politischen Blättern", denen jetzt vorgeworfen wird, sie hätten „anonymen Wühlereien" Vorschub geleistet, erschien vor längerer Zeit der vielbeachtete Artikel „Wir müssen aus dem Turm heraus". War das keine Anregung betr. einer der wichtigsten Einrichtungen der Katholiken Deutschlands, oder war es etwa eine „Wühlerei" — ob anonym oder nicht ist belanglos — gegen das Zentrum?! Und von wem ging sie aus? Vom Justizrat Dr. Julius Bachem, dem spiritus rector der „Kölnischen Volkszeitung". Dieselbe „Kölnische Volkszeitung", die jetzt mit der „Neisser Zeitung" die wohlgemeinten und von zahlreichen Katholiken geteilten Vorschläge in den „Historisch-Politischen Blättern" und in der „Apologetischen Rundschau" als „Wühlereien" zu bezeichnen beliebt, hat selbst eine Menge von Anregungen gegeben oder doch weitergegeben, Anregungen, die übrigens nicht immer glücklich waren. Wir erinnern nur an die Zeit der sog. Reformbewegung, an den Streit um Schell und den Index. Meint die „Kölnische Volkszeitung", die sich gern als das führende Zentrumsorgan fühlt und als Mentor der übrigen katholischen Presse, es sei anderen Organen nicht erlaubt, auch einmal einen Vorschlag zu machen? Übrigens hat die „Apologetische Rundschau" an der Spitze des von uns wiedergegebenen Artikels ausdrücklich bemerkt: „Es braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden, daß dem Verfasser wie selbstverständlich auch dem Leiter dieser Zeitschrift jede Animosität gegen die segensreiche Institution des Volksvereins vollkommen ferne liegt." Die „Neisser Zeitung" hatte irrtümlicher Weise einen Herrn Kley, Redakteur bei der „Kölnischen Volkszeitung", als Herausgeber der „Apologetischen Rundschau" bezeichnet. Dazu bemerkt nun das Kölner Zentrumsblatt: „Die „Neisser Zeitung" hätte sich eigentlich selbst sagen dürfen, daß ein Redakteur der „Kölnischen Volkszeitung" mit anonymen Aktionen gegen den Volksverein für das katholische Deutschland nichts zu schaffen haben könne." Das ist auch unsere Ansicht. Denn ein Redakteur der „Köln. Volkszeitung" muß mit der „Kölnischen Volkszeitung" gehen und diese geht mit dem Volksverein. Der Redakteur wird also gewiß keine Anregungen geben, die mit den Anschauungen der Zentrale des Volksvereines nicht übereinstimmen. Das hätte sich freilich auch die „Neisser Zeitung" sagen dürfen. Ein Teil der gegnerischen Presse hat die Artikel der „Historisch-Politischen Blätter" und der „Apologetischen Rundschau" zu Angriffen gegen den Volksverein ausgeschlachtet. Gegen diese Angriffe hat Se. Eminenz Kardinal Fischer von Köln in seiner M.-Gladbacher Rede mit Recht energisch Stellung genommen. Mit dem Herrn Kardinal müssen auch wir es „tief bedauern und entschieden abweisen, wenn daraus von Gegnern der Schluß gezogen wird, daß der Volksverein im Gegensatz oder gar in Feindschaft gegen den Episkopat stehe". Kardinal Fischer hat vollkommen recht, wenn er erklärt: „Der Volksverein nennt sich nicht bloß einen katholischen Verein — er ist es." Und weil er ein katholischer Verein ist von so eminenter Bedeutung, eben deshalb erlauben sich Katholiken ihm Anregungen zu geben, die für alle deutschen Katholiken von größtem Interesse sind. Oder ist die freie Meinungsäußerung, die von der „Kölnischen Volkszeitung" sogar in reli-

giösen Dingen beansprucht wurde, nicht erlaubt, wenn es sich um die soziale Organisation des Volksvereins handelt, zu der 600 000 deutsche Katholiken gehören? Was in bezug auf die von der „Kölnischen Volkszeitung" unter Zustimmung übernommenen Ausführungen der „Reisser Zeitung" gilt, das findet auch Anwendung auf einen selbständigen Artikel der „Kölnischen Volkszeitung" vom 23. d. Mts. in Nr. 526, worin gesagt wird, daß „die anonymen Treibereien" nicht nur gegen den Volksverein, sondern „gegen das Zentrum in seiner heutigen Verfassung, die ganze Organisation und nahezu die Gesamtheit der Preßorgane der Zentrumspartei und schließlich auch gegen die christlichen Gewerkschaften sich richten". Dann redet die „Kölnische Volkszeitung" von einer „geheimen Zusammenkunft von zehn Herren" am Osterdienstag in Köln, die „so etwas wie ein oberstes Wächteramt über den Katholizismus" eingerichtet habe. Aus der ganzen Erörterung sei „eine große Scheu vor der Öffentlichkeit" hervorgegangen. Die ganze Aktion sei und werde „bedeutungslos" bleiben. Wir müssen zunächst ganz entschieden den Vorwurf zurückweisen, daß es sich um „anonyme Treibereien" handelt; es geht doch nicht an, alle zur Veröffentlichung gelangenden, in bester Absicht gegebenen Anregungen und Auffassungen von Institutionen, die der „Kölnischen Volkszeitung" nicht genehm sind, einfach als anonyme Treibereien zu bezeichnen. Von einer „geheimen Zusammenkunft" und „Scheu vor der Öffentlichkeit" zu sprechen, ist ebenso naiv, wie von der Einrichtung des obersten Wächteramtes über den Katholizismus zu reden; die Herren, welche an der allerdings stattgehabten Zusammenkunft teilgenommen haben, brauchen daraus gar kein Hehl zu machen; vielleicht hat es die „Kölnische Volkszeitung" unangenehm empfunden, daß sie nicht dazu geladen war, obwohl die Zusammenkunft in Köln stattfand. Die Herren haben auch kein „oberstes Wächteramt über den Katholizismus" eingerichtet, denn sie erkennen rückhaltlos die Autorität des Papstes und der Bischöfe als oberste Hirten und Wächter über die katholische Religion an, sie wissen, daß es der besonderen Einrichtung eines obersten Wächteramts aus Laien nicht mehr bedarf. „Bedeutungslos" ist die „ganze Aktion" nicht, unser katholisches Volk wartet schon lange darauf, daß der katholische Gedanke, der durch die langjährigen Bestrebungen der Interkonfessionalisierung auf den verschiedensten Gebieten systematisch zurückgedrängt ist, wieder mehr in den Vordergrund gerückt werde; das beweisen die zahlreichen Zuschriften und Zustimmungen, die uns aus Anlaß der von uns in dieser Frage veröffentlichten Artikel zugegangen sind.

Die „Köln. Volksztg." nahm nunmehr von der Erklärung Dr. Bitters kurz Notiz, indem sie in ihrer Nr. 532 v. 25. Juni die beiden Leitsätze bezüglich des Zentrums und des katholischen Volksvereins zum Abdruck brachte, sowie den Satz, wonach in Köln eine Beschlußfassung über den konfessionellen oder interkonfessionellen Charakter der christlichen Gewerkschaften ausgeschlossen worden sei. Sie gab dazu einen Kommentar, in dem sie erklärte, den Abdruck der Erklärung Dr. Bitters abgelehnt zu haben, weil dieselbe nur ein mangelhaftes Bild von den Vorgängen in der Osterdienstagkonferenz, bezw. ein schiefes Bild von dem Verlauf und den Tendenzen der fraglichen Versammlung gebe. Sie berief sich dafür auf ihre eigene Kenntnis der Vorgänge, die aber lediglich auf dem bereits gekennzeichneten „Protokoll"

basierte. Weiter erklärte die „Köln. Volksztg." u. a., eine Definition des Zentrums sei ihres Erachtens überflüssig, und betonte zum Schluß, „eine Preßerörterung auf das zulässig geringste Maß beschränken" zu wollen.

Am 30. Juni brachte die „Koblenzer Volksztg." ebenfalls die oben von mir wiedergegebene Erklärung Dr. Bitters und bemerkte ihrerseits dazu (Nr. 351):

Da wir von der vertraulichen Besprechung, welche am Osterdienstag einzelne Zentrumsabgeordnete, katholische Journalisten und sonstige katholische Personen in Köln abgehalten haben, bisher keine Notiz nahmen, so würden auch die vorstehenden Erklärungen des Reichstagsabgeordneten Dr. Bitter von uns nicht abgedruckt worden sein, wenn nicht die „Kölnische Volkszeitung" ihnen die Aufnahme versagt hätte, obschon sie das Vorgehen der in Köln versammelt gewesenen Herren zum Gegenstande wiederholter Angriffe gemacht hatte. Unter diesen Umständen schien es uns eine Ehrenpflicht, dem Ersuchen eines so verdienten Abgeordneten zu entsprechen. Im übrigen glauben wir uns eines näheren Eingehens auf die Sache enthalten zu sollen, und beschränken uns auf den Ausdruck vollster Zustimmung zu folgender Meinungsäußerung der „Köln. Vztg." in Nr. 532 ihres Blattes:

„Wir sehen keine Notwendigkeit, jetzt, nachdem das Zentrum seit nahezu 40 Jahren besteht und in einer vor aller Augen offen liegenden Tätigkeit sich befindet, nach einer Definition des Zentrums zu suchen. Keiner der großen Führer des Zentrums in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts hat das Bedürfnis empfunden, das Zentrum zu definieren. Sie haben sich darauf beschränkt, Zentrumspolitik zu treiben. Es ist uns auch nicht bekannt, daß gegenwärtig eine der führenden Persönlichkeiten des Zentrums das Bedürfnis hat, definiert zu bekunden, was denn eigentlich das Zentrum ist. Jedenfalls wären die Führer des Zentrums die nächsten dabei, den Begriff des Zentrums zu definieren, falls sie eine solche Definition für notwendig erachten sollten."

Wir glauben kühnlich behaupten zu dürfen, daß, wenn die „Köln. Volkszeitung" diese Auffassung immer vertreten und zur Richtschnur eigenen Handelns gemacht hätte, wenn sie nicht ihrerseits seit Jahren mit wahrem Feuereifer bestrebt gewesen wäre, das Publikum über den einzig wahren Charakter des Zentrums zu belehren und zu definieren „was denn eigentlich das Zentrum ist", — daß dann die Kölner Osterdienstagsbesprechung nicht stattgefunden haben würde.

Inzwischen hatte die „Germania" in ihrer Nr. 144 v. 27. Juni folgende Zuschrift veröffentlicht:

Zur Erklärung des Herrn Reichstagsabgeordneten Dr. Bitter

in Nr. 142 I. Blatt der Germania wird uns von parlamentarischer Seite geschrieben: Herr Reichstagsabgeordneter Dr. Bitter veröffentlicht in Nr. 142 der Germania eine längere Erklärung betreffend eine „Versammlung" katholischer Männer, welche am Osterdienstag dieses Jahres in Köln getagt hat.

Wie Herr Dr. Bitter ausdrücklich sagt, war der Anlaß zu dieser „Versammlung" gegeben in den in katholischen Kreisen hervortretenden Bestrebungen, welche „die Erstrebung und Förderung einer überkonfessionellen Kulturgemeinschaft zum Gegenstand" haben. Auf dieser „Versammlung" wurden zwei Leitsätze beschlossen, von denen der eine den Charakter des Zentrums zu definieren versucht, der andere einen „engeren" Anschluß des Volksvereins für das katholische Deutschland an den Episkopat verlangt. Das legt die Anschauung nahe, als ob die gezeichneten Bestrebungen der „überkonfessionellen Kulturgemeinschaft" im Zentrum ihren politischen und im Volksverein ihren sozialen Stützpunkt hätten, und als ob gerade da diese großen Fragen nicht „im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung" behandelt würden.

Es ist uns nicht bekannt, welche Tatsachen etwa die Kölner Konferenz veranlaßt haben. Für ein Mitglied der Zentrumsfraktion hätte es jedenfalls näher gelegen, etwaige Beobachtungen und Besorgnisse der Zentrumsfraktion beziehungsweise ihrem Vorstand zu unterbreiten. Den Charakter der Zentrumspartei zu definieren, sind doch zunächst die Zentrumsfraktionen des Reichstages und der einzelnen Landtage berufen, soweit man überhaupt ein Bedürfnis dafür anerkennen will. Durch den Kölner Leitsatz wird die Frage weder geklärt noch weniger autoritativ entschieden.

Was den Leitsatz über den Volksverein für das katholische Deutschland und dessen Begründung betrifft, so ist die Anführung, daß katholische Vereine nach katholischen Grundsätzen eingerichtet und geleitet sein müssen, ein Satz, der wohl kaum als ein geistiges Sondergut der Kölner „Versammlung" angesprochen werden kann. Die Ueberwachung und Entscheidung darüber, ob der Volksverein diese Grundsätze verletzt, obliegt aber den Bischöfen, und nicht den zehn Herren, welche auf der Kölner „Versammlung" unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Bitter getagt haben. Die Männer, welche als Mitglieder des engeren und weiteren Vorstandes an der Spitze des Volksvereins stehen, die vielen Geistlichen und Laien, welche in ganz Deutschland für den Volksverein in aufopfernder Weise arbeiten und kämpfen, die vielfachen und rühmlichen Anerkennungen und Empfehlungen von seiten des hl. Vaters, des Herrn Kardinal Fischer, in dessen Erzdiözese die Zentralstelle des Volksvereins domiziliert ist, und zahlreicher anderer deutscher Bischöfe könnten übrigens wohl auch den Herren der Kölner „Versammlung" genügende Garantien bieten, daß der Volksverein sich „nicht von den Grundsätzen der katholischen Lehre entferne".

Wenn es noch eines Beweises bedarf, so nehmen wir Bezug auf die Erklärung des Kardinals Fischer von Köln, der am 15. Juni d. Js. in seiner Ansprache an den Vorsitzenden und an die Angestellten des Volksvereins in München-Gladbach ausdrücklich hervorhob: „Der Volksverein nennt sich nicht bloß einen katholischen Verein — er ist es — Er will im steten Anschluß an die Kirche tätig sein. Der Erzbischof von Köln, der stolz darauf ist, daß der Sitz des Vereins in seiner Diözese liegt, hält ja fortwährend Fühlung mit ihm. Lassen Sie sich von jenen Angriffen nicht beeinflussen und fahren Sie ruhig fort, in der bisherigen, guten gediegenen, katholischen Weise zu arbeiten

zum Segen des katholischen Volkes und des ganzen deutschen Vaterlandes."

Mit dieser autoritativen Erklärung des zuständigen Bischofs dürfte die Frage für jeden katholischen Mann erledigt sein.

Der ungenannte Verfasser dieser Zuschrift, der später Gegner der Kölner Konferenz vielfach — mit Unrecht — einen parteioffiziösen Charakter aufzudrücken suchten, stellt es hier ebenfalls so dar, als ob die Ausführungen des Herrn Kardinal-Erzbischofs Fischer in M.Gladbach sich gegen die Bestrebungen der Kölner Konferenz gerichtet hätten. Der Herr Kardinal hat das bekanntlich in Abrede gestellt.

Die „Köln. Volksztg." brachte diese Zuschrift ebenfalls in ihrer Nr. 541 v. 28. Juni zum Abdruck und berief sich gegenüber dem ihr vom Abg. Dr. Bitter gemachten Vorwurf der Illoyalität nochmals auf das falsche „Protokoll", „eine mit Maschinenschrift vervielfältigte umfangreiche Niederschrift mit dem Titel „Protokoll der kirchlich-sozialen Konferenz am Osterdienstag in Köln"". Im übrigen erklärte sie, sei für sie bei der Behandlung der Angelegenheit allein das Gesamtinteresse der Partei maßgebend.

Darauf veröffentlichte der „Westf. Merkur" (Nr. 323 v. 30. Juni) folgende Zuschrift:

Zentrum und Volksverein.

Die „Köln. Volksztg." gibt eine der „Germania" von parlamentarischer Seite zugegangene Zuschrift im Wortlaut wieder, in der u. a. gesagt wird, daß den Charakter der Zentrumspartei zu definieren doch zunächst die Zentrumsfraktionen des Reichstages und der einzelnen Landtage berufen seien, soweit man überhaupt ein Bedürfnis anerkennen will. Weiter befaßt sich die Zuschrift mit dem Leitsatz über den Volksverein und nimmt schließlich Bezug auf die Erklärung des Kardinals Fischer in M.-Gladbach. Wir haben das Erforderliche dazu bereits in Nr. 315 des „Westf. Merkur" gesagt. Offen gestanden aber finden wir es nicht ganz korrekt, daß die „Köln. Volksztg." diese Zuschrift der „Germania" ihren Lesern in extenso mitteilt, dagegen die Erklärung des Herrn Abg. Dr. Bitter, abgesehen von den beiden Leitsätzen, ihnen vorenthält. Wir wollen auf die Sache jetzt nicht weiter eingehen, möchten aber doch einer Zuschrift von beachtenswerter Seite Raum geben, in der folgendes ausgeführt wird: 1. Es scheint mir ungerecht, jemanden anzuklagen und dann dem Beklagten das Wort der Verteidigung zu versagen. Nicht allein die Billigkeit und Rücksicht gegen einen verdienten Vertreter der Zentrumssache, sondern die einfache Forderung der Gerechtigkeit hätte der „Köln. Volksztg." die Pflicht auferlegt, die Erklärung des Herrn Dr. Bitter aufzunehmen. 2. Wenn die „Köln. Volksztg." die Aufstellung einer Definition des Zentrums ablehnt mit der Begründung, daß eine Definition des Zentrums nicht notwendig sei, da die Wähler das Zentrum aus dessen langjähriger, erprobter Tätigkeit hinlänglich kennen gelernt hätten, so mag das nicht unrichtig sein, aber gerade die „Köln. Volksztg." ist es, die seit langer Zeit wieder und wieder Erörterungen über den Charakter des Zentrums anstellt. Diese Erörte-

rungen dürften mit Veranlassung zur Aufstellung des Leitsatzes gewesen sein. Im übrigen stimmt der Leitsatz mit den oft ausgesprochenen Anschauungen der „Köln. Volksztg." überein mit dem einen Unterschiede, daß der Leitsatz eine Zentrumspolitik will im Einklange mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung, während die „Köln. Volksztg." eine Zentrumspolitik will im Einklange mit der christlichen Weltanschauung. 3. Wenn die „Köln. Volksztg." inbetreff des Leitsatzes über den Volksverein sagt, der Episkopat werde ohne Hülfe der in Köln am Osterdienstag versammelten 10 Herren den rechten Weg finden, so ist das ohne Zweifel richtig, damit ist aber gegen den Leitsatz nichts gesagt, der nur in allgemeiner Form ausspricht, daß für den Volksverein ein engerer Anschluß an den Episkopat wünschenswert sei. Sonderbar nimmt sich aber die Mahnung im Munde der „Köln. Volksztg." aus. Täusche ich mich nicht, so habe ich wiederholt in der „Köln. Volksztg." gelesen, daß sie bemüht war, z. B. den Bischöfen in Italien den rechten Weg in Hinsicht auf dortige Vereine zu zeigen. 4. Wenn am Schlusse die „Köln. Volksztg." sagt, sie möchte die Preßerörterung auf das zulässig geringste Maß beschränken, so hätte sie das eher bedenken dürfen, jetzt lautet das ungefähr so, als ob sie sagte: „Die „Köln. Volksztg." hat ihr Urteil gesprochen, damit ist die Sache abgetan." Mit vorstehenden Aeußerungen will ich nun keineswegs sagen, daß das Vorgehen jener 10 Herren in jeder Hinsicht und in allen Punkten ohne weiteres zu billigen wäre; darüber läßt sich erst ein Urteil fällen, wenn die Sache weiter geklärt ist. Ohne Zweifel liegt aber in der Sache ein berechtigter Kern, und die Herren dürfen sich der Zustimmung weiter Kreise versichert halten, wenn sie mit Mut und Klugheit ihre Aufgabe verfolgen. Mögen ihre Bestrebungen dahin führen, daß nicht nur äußere Einigkeit unter den Katholiken Deutschlands herrsche, sondern auch volle innere Uebereinstimmung zurückkehre.

Auch die „Schles. Volksztg.", das Hauptorgan der schlesischen Zentrumspartei, nahm zu der Angelegenheit in einem in ihrer Nr. 287 v. 27. Juni veröffentlichten Artikel Stellung. Es heißt dort:

Besonnenheit und Geschlossenheit

sind die zwei Eigenschaften, die das Zentrum in der gegenwärtigen politischen Situation besonders wahren muß. Es ist deswegen zu bedauern, daß innerhalb der Parteianhänger ein alter Streit ausgegraben und in Fachorganen und der Parteipresse erörtert wird, dessen Lösung mehr Gegenstand einer „Doktorfrage" sein würde. Beide Richtungen, davon sind wir überzeugt, wollen sicherlich das Beste, nur über die Mittel und Wege, die zum Ziele führen, gehen sie in gewissen Fragen auseinander. Man kann gewiß keiner Richtung das Recht absprechen, für ihre Anschauung einzutreten und Anhänger zu gewinnen, nur muß jede sich hüten, apodiktisch die andere Richtung zu verurteilen, der Unlauterkeit zu zeihen und sie zu majorisieren, denn dann tritt die Erbitterung ein und der Streit wird unsachlich und persönlich, gewiß das Schlimmste, was der Partei augenblicklich passieren könnte. Die „Schles. Volksztg." steht in den bekannten vielerörterten Fragen und auch in diesem Streit auf dem Standpunkte: „Allen wohl und niemand wehe", oder richtiger gesagt, sie achtet jedes Mannes Ueberzeugung, wenn sie auch nicht auf demselben

Standpunkte steht. Auch die Anzapfungen einiger Heißsporne, die sofort in aufgeregtem Ton jeden in Grund und Boden verurteilen, der nicht ihrer Ueberzeugung folgt und mit ihnen durch dick und dünn watet, können sie nicht dazu bewegen, die ruhige Zurückhaltung aufzugeben. Am liebsten möchten wir auch heute die jüngsten Auslassungen mit Stillschweigen übergehen, da wir, wie gesagt, den gegenwärtigen Zeitpunkt für das Aufrollen dieser Fragen am allerungeeignetsten halten. Aber da nun einmal die Sache in längeren Ausführungen auch in der „Köln. Volksztg." und der „Germania" zur Sprache gekommen ist, so halten wir es für unsere Pflicht, unsere Leser davon in Kenntnis zu setzen, damit sie sich über den Stand der Angelegenheit ein eigenes Urteil bilden können.

Die „Schles. Volksztg." erwähnt dann den von der „Köln. Volksztg." übernommenen Artikel der „Neisser Ztg.", gibt den Artikel „Die anonymen Treibereien" und die Erklärung Dr. Bitters im Wortlaut wieder und bemerkt dann zum Schluß:

Wir mahnen aus dieser Veranlassung nochmals zur Ruhe und Besonnenheit. Keine der beiden Richtungen wird sich durch Ausfälle der Gegenseite bekehren lassen und durch eine Behandlung von oben herab werden die Dinge nur schlimmer. Der Feinde laufen genug um den Turm, die jede Schwäche ausfindig zu machen und auszunutzen suchen und bereit sind, aus Meinungsverschiedenheiten, die in einen offenen Streit ausarten, sofort Kapital zu schlagen. Allerdings müssen beide Richtungen der Parole folgen und nicht die eine der andern das Wort verbieten zu lassen suchen, während sie selbst unbedenklich die Sache breittritt.

Als Antwort auf den vorher erwähnten Artikel der „Köln. Volksztg.", in dem diese die in der „Germania" veröffentlichte Zuschrift „von parlamentarischer Seite" wiedergegeben hatte, veröffentlichte Dr. Bitter in einer Anzahl von Zentrumsblättern, u. a. „Augsb. Postztg." (Nr. 147 v. 4. 7. 09) folgende weitere Erklärung:

Erklärung.

Trotzdem die „Kölnische Volkszeitung" in Nr. 532 vom 25. Juni 1909 in Sachen der „Osterdienstagsversammlung" erklärt hatte, sie möchte eine Preßerörterung auf das zulässig geringste Maß beschränken, befaßt sie sich in der Nr. 541 vom 28. Juni 1909 nochmals mit der Kölner „Osterdienstagsversammlung" und veröffentlicht eine der „Germania" angeblich von parlamentarischer Seite zugegangene Zuschrift gegen meine in der „Germania" zum Abdruck gelangte Erklärung. Sie weist weiter darauf hin, daß sich in ihrem Material eine mit Maschinenschrift vervielfältigte umfangreiche Niederschrift mit dem Titel: „Protokoll der kirchlich-sozialen Konferenz am Osterdienstag in Köln" befinde und meint, gegenüber meiner letzten Erklärung, daß sie zweifellos berechtigt sei, auf diesem Protokoll zu fußen, solange nicht nachgewiesen sei, worin die behaupteten Unrichtigkeiten beständen. Im übrigen bestätigt sie noch mals, daß das Gesamtinteresse der Partei für sie in dieser Angelegenheit allein maßgebend sei und bleibe.

Die „Kölnische Volkszeitung“ wird doch wissen, daß ein von niemandem unterschriebenes Schriftstück als Beweismittel nur dann zu dienen vermag, wenn der Beweis für die Richtigkeit und Vollständigkeit des Inhalts zunächst erbracht ist. Deshalb ist ihre Behauptung, daß meine ihr zugegangene, von ihr aber nicht zum Abdruck gebrachte Erklärung nur ein mangelhaftes Bild von den Vorgängen der Osterdienstagsversammlung gebe, eine einseitige, nicht bewiesene Behauptung. Übrigens stand es ihr ja frei, die angeblich vorhandenen Lücken meiner Erklärung an der Hand ihres nach ihrer Meinung zuverlässigen Materials durch Bemerkungen ihrerseits auszufüllen.

Das Gesamtinteresse der Partei erblickt die „Kölnische Volkszeitung“ anscheinend darin, selbst die Angelegenheit, soweit ihr beliebt, zu erörtern, ihre Gegner aber nicht zu Worte kommen zu lassen, oder, wie mir von einem führenden Mitgliede der Zentrumspartei aus dem Rheinlande geschrieben wird, „entgegenstehende Meinungen im eigenen Lager mit Keulen tot zu schlagen und noch mit Höllenstein jede hinterbliebene Wunde auszubrennen, damit kein Nachwuchs kommt“. Oder ist es sonst erklärlich, wenn die „Kölnische Volkszeitung“ von „anonymen Wühlereien“, „anonymen Treibereien“, „geheimer Zusammenkunft“, „oberstem Wächteramt über den Katholizismus“ 2c. spricht und sich daneben, ohne die Erklärung des Gegners zu beachten, auf die kurze Meinungsäußerung beschränkt: 1. „Wir sehen keine Notwendigkeit, jetzt, nachdem das Zentrum seit nahezu vierzig Jahren besteht, und in einer vor aller Augen offenliegenden Tätigkeit sich befindet, nach einer Definition des Zentrums zu suchen.“ 2. „Weder das Zentrum, noch der Episkopat bedarf unseres Erachtens der Hülfe der in Köln am Osterdienstag versammelten zehn Herren, um . . . . . den rechten Weg zu finden.“

Es ist doch wirklich nicht angängig, alles, was der „Kölnischen Volkszeitung“ nicht genehm ist, einfach als anonyme Wühlereien und dergl. zu bezeichnen. Entweder ignorieren oder sachlich diskutieren, eine weitere Möglichkeit blieb der „Kölnischen Volkszeitung“ nicht. Wenn sie es auch unangenehm empfand, daß sie zu der Versammlung nicht geladen war, so durfte sie, die immer anderen Blättern gegenüber die Loyalität betont, doch nicht auf Grund eines privaten Machwerkes die schwersten Vorwürfe gegen die Teilnehmer der Versammlung am Osterdienstag erheben, ohne sie zu Worte kommen zu lassen.

Die „Koblenzer Volkszeitung“ hat nicht ganz unrecht, wenn sie in Nr. 351 vom 30. Juni 1909 schreibt: „Wir glauben, kühnlich behaupten zu dürfen, daß, wenn die „Kölnische Volkszeitung“ diese (das heißt die zu 1. gekennzeichnete) Auffassung immer vertreten und zur Richtschnur eigenen Handelns gemacht hätte, wenn sie nicht ihrerseits seit Jahren mit Feuereifer bestrebt gewesen wäre, das Publikum über den einzig wahren Charakter des Zentrums zu belehren und zu definieren, was denn eigentlich das Zentrum ist, — daß dann die Kölner Osterdienstagsbesprechung nicht stattgefunden haben würde.“ Weiß die „Kölnische Volkszeitung“ nicht mehr, daß sich in der Nr. 193 vom 8. März 1906 ein Artikel mit der Überschrift befand: „Wir müssen aus dem Turm heraus!“? Sprach nicht am 9. Oktober 1906 Herr Dr. Julius Bachem in der städtischen Tonhalle zu Düsseldorf in einer vom Windthorstbunde veranstalteten öffentlichen, stark besuchten Versammlung über das Thema: „Müssen wir aus dem Turm heraus?“ Berichtete nicht die „Kölnische

Volkszeitung" in Nr. 868 vom 10. Oktober 1906 eingehend über diese Versammlung? Hat die „Kölnische Volkszeitung" ihre Artikel in Nr. 454 vom 26. Mai 1907: „Das Wesen des Zentrums" und in der Nr. 436 vom 19. Mai 1907: „Eine politische Partei auf konfessioneller Grundlage" usw. vergessen? War es nicht die „Kölnische Volkszeitung", welche in Nr. 933 vom 2. November 1906 schrieb: „Wer aus Überspannung des konfessionellen Gedankens oder aus Gedankenlosigkeit an dem interkonfessionellen Charakter des Zentrums rüttelt, der arbeitet an dem Denkmal, das Windthorst für das etwaige Grab des Zentrums als alleinig passend bezeichnet hat: „Von seinen Feinden nie besiegt, von seinen Freunden verlassen"?

Die Teilnehmer der Versammlung am Osterdienstag sind anscheinend um deswillen Wühler und Quertreiber, weil sie diese Ansicht der „Köln. Volkszeitung" nicht zu teilen vermögen und weil sie der Meinung sind und diese öffentlich vertreten, daß die systematischen Bestrebungen der Interkonfessionalisierung, daß die immer stärkere Betonung des Grundsatzes, wirtschaftliche, soziale und politische Fragen losgelöst von den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu behandeln, gefährlich sind und nicht der Anschauung des katholischen Volkes entsprechen. Mit Recht schreibt der „Westfälische Merkur" in der Nr. 315 vom 25. Juni 1909: „Unser katholisches Volk wartet schon lange darauf, daß der katholische Gedanke, der durch die langjährigen Bestrebungen der Interkonfessionalisierung auf den verschiedensten Gebieten systematisch zurückgedrängt ist, wieder mehr in den Vordergrund gerückt werde; das beweisen die zahlreichen Zuschriften und Zustimmungen, die uns aus Anlaß der von uns in dieser Frage veröffentlichten Artikel zugegangen sind."

Der Episkopat wird gewiß auch ohne Hülfe der Teilnehmer der Versammlung am Osterdienstag den rechten Weg finden; darüber brauchte die „Kölnische Volkszeitung" uns nicht erst zu belehren, zumal sich in ihrem Munde diese Belehrung etwas sonderbar ausnimmt, wie der „Westfäl. Merkur" an anderer Stelle (Nr. 323 vom 30. Juni 1909) zutreffend ausführt. Aber was ist denn mit dieser Mahnung gegen den von den Teilnehmern der mehrgenannten Versammlung aufgestellten Leitsatz gesagt?

Die Loyalität hätte es gefordert, das betone ich nochmals, daß die „Köln. Volkszeitung" entweder schwieg oder die Angelegenheit streng sachlich erörterte und den Gegner zu Worte kommen ließ.

Dr. Bitter, Mitglied des Reichstags.

Unterdessen hatte der Abg. Prof. Dr. Faßbender die Angelegenheit auch im „Tag" (Nr. 149 v. 29. Juni 09) in folgendem Artikel zur Sprache gebracht:

Moderne Sionswächter.

Die „Kölnische Volkszeitung" berichtet soeben über Bestrebungen, welche sich schon seit längerer Zeit durch verschiedene Preßstimmen in anonymer Form Geltung zu verschaffen suchen, zu deren zielbewußter Verwirklichung sich aber kürzlich eine Zehnmännerliga gebildet habe. Die „Germania" bringt soeben „von parlamentarischer Seite" eine allem Anschein nach offiziöse Erklärung in der Angelegenheit, in welcher gegen jene Bestrebungen sehr entschieden Verwahrung eingelegt wird. Damit

nicht wieder, wie vor zwei Jahren durch Enthüllungen eines italienischen Blattes über eine „Lega secreta“ unter deutschen Katholiken phantasiereicher Mythenbildung Stoff zugeführt werde, folgendes zur Aufklärung. Es handelt sich um den Versuch einer Begriffsbestimmung der Zentrumspartei als einer konfessionellen Partei, um Konfessionalisierung der Gewerkschaftsbewegung der Arbeiter, um organisatorischen Anschluß des Volksvereins für das katholische Deutschland an den Episkopat. Allen drei Punkten liegt als einheitliche und gemeinsame Idee der Gedanke scharfer konfessioneller Abschließung zugrunde.

Daß die Zentrumspartei tatsächlich als die parlamentarische Vertretung des katholischen Volksteiles betrachtet werden muß, und daß sie in ziemlich der gleichen Verhältniszahl aus Katholiken wie andere parlamentarische Gruppen aus Evangelischen besteht, wird wohl schwer zu bestreiten sein. Wenn die Fraktion aber selbst ein öffentlich bekanntgegebenes Programm besitzt und erklärt, daß nur die Anerkennung dieses Programms und nicht die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche als Vorbedingung für den Eintritt in die Fraktion zu betrachten ist, so sollte sich niemand den Kopf zerbrechen über die fruchtlose Kunstleistung, dieses Programm auf die Formel einer sogenannten Definition zu bringen. Die Fraktion existiert, sie hat ein Programm, arbeitet nach diesem Programm — was soll da noch eine Definition?

Ueber die Gewerkschaftsfragen in ihrer Bedeutung für die katholischen Arbeiter sind verschiedene sehr lesenswerte Schriften im Verlag der „Westdeutschen Arbeiterzeitung“ unter folgenden Titeln erschienen: „Die christlichen Gewerkschaften“, „Arbeitgeberverbände“, „Die freien und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften“. Einen wie bedenklichen Dienst aber den katholischen Arbeitern und der gesamten Arbeiterbewegung diejenigen leisten, welche die katholischen Arbeiter aus den Gewerkschaften hinauszudrängen suchen, legt in packender Weise der Reichstagsabgeordnete Giesberts in einer soeben erschienenen Broschüre „Friede im Gewerkschaftsstreit?“ dar. Seine Darlegungen gipfeln in dem Gedanken, daß der Tarifvertrag das Arbeitsverhältnis der Zukunft darstellt. Bildet nun die nichtsozialdemokratische, christliche Arbeiterschaft nicht ein geschlossenes Ganzes, welches den Sozialdemokraten Beachtung abringt, so wird das ganze Feld der Tarifabschlüsse den sozialdemokratischen Organisationen vorbehalten. Schließen sich die katholischen Arbeiter von den Gewerkschaften aus, dann wird die ganze Gewerkschaftsbewegung geschwächt und die katholischen Arbeiter insbesondere werden von den besten Arbeitsplätzen verdrängt werden — es sei denn, daß sie Mitglieder der sozialdemokratischen Gewerkschaften würden, um auf diesem Wege gut bezahlte tarifliche Arbeitsbedingungen haben zu können. So würde also der Erfolg der gekennzeichneten Bestrebungen sein: Aufrichtung der Alleinherrschaft der Sozialdemokratie im Arbeitsverhältnis.

Und nun der Volksverein für das katholische Deutschland! Er bildet eine großartige Volksbildungsanstalt für Pflege sozialer Gesinnung. Der durch sein Interesse für den konfessionellen Frieden wie durch streng kirchliche Gesinnung gleichermaßen bekannte Kardinal Fischer, in dessen Diözese der Volksverein seine Zentralstelle hat, nahm wiederholt Veranlassung, dem Verein seine Anerkennung für seine segensreiche Wirksamkeit auszusprechen. Und nun kommt die Zehnmännerliga und will noch bessere Garantien für die katholische Haltung des Volksvereins.

Haben die Herren denn dafür keine Empfindung, daß das eigentlich eine Beleidigung gegenüber dem Herrn Kardinal Fischer bedeutet? Aus der Haltung des Kardinals Fischer gegenüber dem Volksverein ergibt sich doch schon ganz klar, daß der Verein bislang keinen Anlaß zu Klagen über „mangelnde Katholizität" gegeben hat.

Die leitenden Stellen bei der Zentrale des Vereins sind mit nationalökonomisch gebildeten Geistlichen besetzt; auch die meisten Geschäftsführer in der Organisation auf dem Lande stellt die Geistlichkeit. Und dieses Bindeglied des Vereins mit dem Episkopat ist auf Grundlage des kanonischen Rechtes noch nicht stark genug? Da glauben die Herren noch nach einer besonderen Kirchenpolizei rufen zu müssen? Wer nur ein bißchen die Opinio communis in der katholischen Bevölkerung kennt, die doch wesentlich ein Ergebnis der Tätigkeit des Klerus ist, wird mir zugestehen, daß diese äußerst fein auf eine Verletzung der katholischen Tradition reagiert. Ich erinnere daran, wie sie sich gegenüber dem 1871 gestorbenen Breslauer Fürstbischof Sedlenitzky zu einer Zeit benahm, als er noch keinen Anlaß zu dem Verdachte gab, daß er später nach seiner Resignation zum Protestantismus übertreten würde. Die Opinio communis war der „kirchlichen Korrektheit" dieses Bischofs bedeutend über. Und wie stellte sich die kirchliche Gesinnung des katholischen Volkes gegenüber den sogenannten Staatspfarrern im Kulturkampfe? Das, was man „katholische Gesinnung" nennt, ist aber infolge der unbeabsichtigten Wirkungen des „Kulturkampfes" und der noch heute währenden Tätigkeit des Evangelischen Bundes im katholischen Volksteil stetig gewachsen. Sie sorgt auch dafür, daß der Volksverein nicht auf „Abwege" gerät.

Die Tatsache, daß ein reger Meinungsaustausch über entgegengesetzte Ansichten stattfindet, ist erfreulich, zeigt sie doch die Unrichtigkeit der Behauptung, daß der Autoritätsgedanke zur Stagnation führen muß. Bedenklich ist aber, wenn Leute den Autoritätsgedanken dazu benutzen, ihre Ansichten als den echten Niederschlag der Orthodoxie hinzustellen und andere zu verketzern. Daß die Mitglieder des Zehnmännerbundes solches beabsichtigen, will ich sicherlich nicht behaupten. Aber bezüglich der Kategorie der sogen. „Ketzerriecher" im allgemeinen kann die Kirche sagen: Herr, bewahre mich vor meinen Freunden! Das sind die Leute, die französische Zustände uns auf den Hals laden können.

Dieser Artikel wurde u. a. auch vom „Münst. Anz." (Nr. 435 v. 6. Juli 09) übernommen. Der „Westf. Merkur" veröffentlichte darauf in seiner Nr. 341 v. 10. Juli 09 folgende treffende Antwort, die mit geringen Abänderungen auch in der „Trier. Landesztg." (Nr. 151 a v. 7. Juli) und mehreren andern Blättern erschien:

„Moderne Sionswächter".

Unter dem vorstehenden Titel hat Reichstagsabg. Prof. Dr. Faßbender im „Tag" vom 29. Juni einen Artikel veröffentlicht, der sich mit der Osterdienstagsversammlung befaßt, zu welcher sich einige katholische Männer zusammenfanden, um ihre Meinungen darüber auszutauschen, wie mit vereinten Kräften und deshalb wirksamer als bisher der zu weit gehenden Tendenz nach Interkonfessionalisierung der auf sozialem, politischem und kulturellem Gebiete bestehenden Organisationen

zu begegnen sei. Wir würden nicht mehr auf den Artikel zurückkommen, dessen Sachlichkeit im umgekehrten Verhältnisse steht zu seinem schon in der Ueberschrift liegenden wegwerfenden Ton, wenn nicht einige Blätter sich bemüßigt gefunden hätten, ihn nachträglich noch zustimmend abzudrucken. Wenn bei dieser Gelegenheit ein Blatt darüber klagt, daß gerade jetzt, wo gewiß die größte Einigkeit der deutschen Zentrumspartei bitter nottut, diese Fragen zur Erörterung kommen, so hätte es sich besser an die „Köln. Volksztg." gewandt. Diese hat trotz der Mahnung von maßgebender Stelle es sich nicht versagen können, gerade jetzt in so schroffer Form den Bestrebungen entgegenzutreten, denen das katholische Volk das größte Interesse entgegenbringen muß und auch, wie wir aus weiten Kreisen wissen, entgegenbringt.

Nach den Erklärungen des Leiters der Kölner Versammlung, des Herrn Reichstagsabgeordneten Dr. Bitter, gingen die Herren von dem Grundsatz aus, daß auch wirtschaftliche, soziale und politische Fragen nicht losgelöst von den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu behandeln seien, und daß das systematische Bestreben nach möglichst weitgehender Interkonfessionalisierung notwendig zu einer verhängnisvollen Zurückdrängung des katholischen Selbstbewußtseins, zur religiösen Verflachung und zum religiösen Indifferentismus führen müsse. Nach der Erklärung des Abg. Dr. Bitter hat insbesondere der Umstand zu der Besprechung Veranlassung gegeben, daß nun schon seit geraumer Zeit fortgesetzt und immer wieder von neuem in längeren oder kürzeren Artikeln die Frage der Interkonfessionalisierung einseitig vom Standpunkte der Vertreter dieses Systems behandelt wird. Daß die Anschauungen in dieser Frage auseinandergehen, ist ja eine Tatsache, die nicht zu bestreiten ist. Wenn es aber der einen Seite erlaubt ist, ihre Anschauungen zu vertreten, so kann es der anderen nicht verwehrt werden, wenn sie auch ihre Auffassung verteidigt und zur Geltung zu bringen sucht. Die Frage ist ernst und von hoher Bedeutung und muß zum Austrag gebracht werden. Dies aber ist nur möglich, wenn sie auch mit dem Ernst und der Gründlichkeit und vor allem mit der Sachlichkeit behandelt wird, wie es ihrer Bedeutung entspricht. Das ist aber bei dem Artikel im „Tag", wie gesagt, durchaus nicht der Fall.

Auf der Kölner Besprechung hat man sich einzig und allein auf folgende zwei Leitsätze geeinigt:

1. Das Zentrum ist eine politische Partei, welche sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Interessen des gesamten Volkes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Einklange mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu vertreten.

2. Der Volksverein für das katholische Deutschland bedarf wegen seiner großen Bedeutung für das katholische Leben eines engeren Anschlusses an den Episkopat.

Dagegen ist die Frage nach dem konfessionellen oder interkonfessionellen Charakter der Gewerkschaften ausdrücklich ausgeschlossen. Trotzdem behauptet Herr Prof. Faßbender, die Kölner Konferenz wolle eine „Konfessionalisierung der Gewerkschaftsbewegung der Arbeiter" und redet dann einen ganzen Abschnitt hindurch von den so „lesenswerten Schriften im Verlag der „Westdeutschen Arbeiterzeitung"" unter Aufzählung der einzelnen Titel, ferner von der „packenden Darlegung, die der Reichstagsabgeordnete Giesberts in seiner Broschüre

„Friede im Gewerkschaftsstreit" gibt," während von der packenden Darlegung des Paters Pesch S. J., gegen den die Giesbertsche Broschüre gerichtet ist, kein Wort gesagt wird; endlich von dem „Feld der Tarifabschlüsse", von der „Verdrängung der katholischen Arbeiter von den besten Arbeitsplätzen" und noch vielem anderen.

Zu dem oben zitierten Leitsatz Nr. 1 bemerkt Herr Prof. Faßbender, ihm liege ebenso wie dem Satz Nr. 2 „als einheitliche Idee der Gedanke scharfer konfessioneller Abschließung zugrunde". Niemand solle sich den Kopf zerbrechen über die fruchtlose Kunstleistung, das „Programm des Zentrums auf die Formel einer sogenannten Definition zu bringen." Im selben Atemzuge aber erklärt er selbst, „daß die Zentrumspartei als die parlamentarische Vertretung des katholischen Volksteils betrachtet werden muß." Daß bei diesem Definierungsversuch Zentrumspartei, die wohl nicht parlamentarische Vertretung sein kann, mit Zentrumsfraktion durcheinander geraten ist, darf unter den obwaltenden Umständen nicht weiter auffallen. Aber wenn jemand über Politik und Parlament schreiben und andere koramieren will, dann muß er den elementarsten Grundsatz der Verfassung (Artikel 29) kennen: daß der Abgeordnete nicht Vertreter eines einzelnen Teiles unserer katholischen Bevölkerung, also auch nicht des katholischen Volksteils, sondern Vertreter des gesamten Volkes ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Konfession ist. Engherziger konfessionell könnte in der Tat ein Zentrumsabgeordneter nicht sein, als wenn er nach obiger Erklärung sich nur als „parlamentarischen Vertreter des katholischen Volksteils" betrachten wollte. Und so definiert ein Mann, der im selben Augenblicke den Leitsatz Nr. 1 als zu konfessionell beschränkt angreift.

Was sagt denn eigentlich der Leitsatz 1?

Erstens, daß die Zentrumspartei eine politische Partei sei. Das ist doch gewiß nicht zu konfessionell.

Zweitens, daß sie sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Rechte des gesamten Volkes (also auch des nichtkatholischen Volksteils) auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens (also nicht bloß auf religiösem Gebiete) zu vertreten. Auch hierin liegt doch wahrlich keine konfessionelle Abschließung.

Und drittens, daß die Vertretung „im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung" zu geschehen habe. Wohlgemerkt: im Einklange! Das heißt nichts anderes, als daß die Politik des Zentrums nicht im Widerspruche mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung stehen soll. Das ist doch eine Forderung, die völlig selbstverständlich ist. Oder glaubt denn Herr Professor Faßbender, der seit der letzten Reichstagswahl einen Wahlkreis von fast rein katholischem Charakter vertritt, daß seine Wähler ihm das Mandat gegeben haben, im gegebenen Falle auch einmal Politik zu treiben, die im Widerspruch mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung steht? Dann kennt er seine Wähler schlecht. Sie würden sich für einen Vertreter dieser Art höflichst, aber mit Entschiedenheit bedanken.

Der Leitsatz 2, der nichts anderes verlangt, als den engeren Anschluß des Volksvereins für das katholische Deutschland an den Episkopat, wird als Ruf nach „einer besonderen Kirchenpolizei" bezeichnet, „der eigentlich eine Beleidigung des Herrn Kardinals Fischer

zu Köln bedeute, in dessen Diözese sich die Zentralstelle des Volksvereins befinde." So schreibt ein Mann, der sich mit seinem Index-Kultur-Bund gewissermaßen zum obersten Richter der ganzen katholischen Kirche aufwerfen wollte! In der Gründung dieses Kulturbundes, nicht in dem Verlangen eines engeren Anschlusses an den Episkopat, liegt eine „Beleidigung des Herrn Kardinals Fischer" und auch des Hirtenamtes der ganzen katholischen Kirche, und Männer dieser Richtung sind am wenigsten berufen, sich als Verteidiger und Schützer der Rechte unserer Bischöfe aufzuspielen. Nur die Bischöfe sind die berufenen Hüter der Reinheit des katholischen Volkslebens, nicht die in M.-Gladbach bei der Zentrale beamteten 12 Geschäftsführer geistlichen oder weltlichen Standes, selbst wenn es die vollkommensten Personen wären. Die Zentralstelle in M.-Gladbach aber hat sich allmählich zu einer Macht entwickelt, die das gesamte katholische Leben Deutschlands beherrscht und gestaltet.

Von hier gehen, wie es in einer Flugschrift heißt, die Initiativen aus, denen die Kräfte des katholischen Deutschland dienen. Hier werden die Richtlinien gezeichnet, nach denen in Stadt und Land gearbeitet wird. Hier werden die Programme entworfen, nicht nur für wirtschaftliche Maßnahmen der Bauernvereine und Konsumgenossenschaften, sondern für das Arbeitsfeld und die Betätigungsweise auch unserer kulturellen Vereine und Organisationen. Jugendfürsorge, Arbeitervereine, Erziehungsfragen erhalten von hier aus ihr Gepräge. Wir Katholiken dürfen uns glücklich preisen, im „katholischen Volksverein" eine Institution zu besitzen, die so reicher und weitgehender Erfolge fähig ist, und eine schwere Schuld würde jeder auf sich laden, der an die Weiterentwicklung und Ausdehnung des „Volksvereins" Hand anlegen wollte. Aber es ist eine unabweisbare Forderung, daß eine für das gesamte katholische Leben so hochbedeutsame Organisation an die berufenen Hüter des kirchlichen Volkslebens so enge angeschlossen wird, daß eine Garantie dafür geboten ist, daß bei der Beeinflussung des katholischen Volkslebens dauernd die kirchlich-richtigen Bahnen eingeschlagen werden. In der bezeichneten Flugschrift heißt es:

„Von der Zentralstelle oder unter ihrem unmittelbaren Einfluß gehen fünf Zeitschriften ins Land, die zu den gelesensten ihrer Art im ganzen katholischen Deutschland gehören und planmäßige Erziehungsorgane sind für die katholischen Arbeiter, Jünglinge, Jungfrauen und die geistlichen Vereinspräsides. 30 Millionen Flugblätter verließen im Jahre 1907 M.-Gladbach. Ca. 400 Preßorgane erhalten wöchentlich die sozialpolitische und apologetische Speisung für ihre Spalten aus den beiden Korrespondenzen der Zentralstelle. Das allein bedeutet eine Großmacht zur Verbreitung eines bestimmten Programms. Wer sich zu tiefergehender kirchlich-sozialer Arbeit rüsten will, wer klare Grundsätze und Programme sucht, bildet sich aus in den großen Kursen, die in M.-Gladbach in den eigens dazu erbauten Räumen oder in anderen Städten von den Leitern des Volksvereins gehalten werden, und in allen Teilen Deutschlands arbeiten die tüchtigsten Kräfte des katholischen Klerus mit der dort gefertigten Ausrüstung kirchlich-sozialer Bildung. . . .

Eine gewaltige Mitgliederzahl weist der Verein auf. Mitte 1908 ist das sechste Hunderttausend bereits weit überschritten. (Dr. Liese im „Kirchlichen Handbuch" von Krose S. J.) Und schon bei 570 000 Mit-

gliedern (nur Männer) gingen 512 000 Mk. ein, von denen 276 000 Mk. zur Verfügung der Zentralstelle abgegeben wurden. Neuerdings können auch Frauen die Mitgliedschaft erwerben und große Beitragssummen werden sich hieraus ergeben. Das Geld des katholischen Volkes fließt in reichen Strömen und lebhaftem Umsatz für die weitreichenden Zwecke des Volksvereins, über 600 000 Mk. in jedem Jahre."

Das ist eine Riesenorganisation, vor der man mit Bewunderung steht, und die zu wärmstem und aufrichtigstem Dank gegen die Leiter, Führer und alle diejenigen drängt, die mit solcher Ausdauer und Umsicht gearbeitet haben und noch arbeiten. Aber je mächtiger der Verein, je aufrichtiger das Interesse für ihn ist, desto dringender muß das Verlangen nach voller Garantie für die kirchliche Korrektheit seines Wirkens gestellt werden. Hierin eine Bekämpfung des Volksvereins zu finden, einen Ruf nach „besonderer Kirchenpolizei" und eine „moderne Sionswächterei", war wohl allein Herrn Prof. Faßbender im „Tag" vorbehalten.

Nach kurzer Pause setzte die „Köln. Volksztg." hierauf die Polemik mit erneutem Eifer fort. U. a. veröffentlichte sie in ihrer Nr. 627 v. 27. Juli folgenden Artikel aus der Feder eines Herrn Dr. Klemens Riemann (Rheine i. W.):

Nochmals Politik und Konfession.

Die bemerkenswerten Ausführungen eines „evangelischen Mitbürgers" in Nr. 603 der „Kölnischen Volkszeitung" über die starken Hemmungen, die dem politischen Leben durch die scharfe konfessionelle Spaltung eines Volkes erwachsen, lenken aufs neue die Aufmerksamkeit auf gewisse Unterströmungen hin, welche in der bekannten Zehnmännerversammlung am Osterdienstag in Köln ihren markantesten Ausdruck gefunden haben. Das gilt auch von der in Form eines Leitsatzes versuchten Definition des Zentrums, wonach dasselbe zwar eine politische Partei sein soll, aber seine Entscheidungen „im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung" zu treffen habe.

In dem zuerst im Frühjahr 1871 veröffentlichten Programm der Zentrumsfraktion ist eine solche Definition des Zentrums nicht enthalten. Der Abg. v. Mallinckrodt, der am 31. Januar desselben Jahres das Programm der Partei im Reichstage entwickelte, erklärte, dasselbe drehe sich um drei Punkte. „Der erste Punkt ist die Betonung des strengen Standpunktes des positiven und historischen Rechts, der zweite ist das Prinzip der religiösen Freiheit für alle Bekenntnisse. . . . Der dritte Punkt ist das Prinzip der Dezentralisation im Gegensatze zu den Tendenzen des Unitarismus."

Und Windthorst erklärte am 31. Januar 1872: „Die Fraktion, der ich angehöre, ist keine konfessionelle, das Programm derselben ist öffentlich bekannt gemacht und wir haben auf Grund desselben jeden eingeladen, der diese Grundsätze annehmen will. Und wer darauf akzeptierend eintritt, ist uns willkommen, welcher Konfession er immer angehöre."

Noch schärfer äußerte sich am Tage darauf der Abgeordnete von Mallinckrodt, indem er ausführte: „Wir haben Ihnen drei- und viermal gesagt: Wir sind keine konfessionelle Fraktion, wir wollen es auch

nicht sein, wir sind es prinzipiell nicht nach unserem Programm, wir sind es tatsächlich nicht, insofern als wir im Reichstag auch protestantische Mitglieder zählen."

Und wem diese beiden Laien trotz ihrer hervorragenden Stellung nicht Autorität genug sein sollten, der wird vielleicht dem Bischof von Ketteler glauben, der in seiner 1872 erschienenen Schrift: Die Zentrumsfraktion auf dem ersten Deutschen Reichstage (S. 16) erklärte: „Die Zentrumspartei ist so weit davon entfernt eine exklusiv katholische zu sein, daß die entschiedensten Anhänger des Protestantismus, wenn sie nur auf dem Boden des positiven Rechts in der rechtlichen Parität stehen, ihr angehören und in dieser Beziehung alle ihre Forderungen und Bestrebungen teilen können."

Und ferner gab Bischof v. Ketteler (in der obenerwähnten Schrift) der Hoffnung Ausdruck, es könne „die Zentrumsfraktion von großer Bedeutung für Deutschlands Zukunft werden, wenn sich auf dem Grunde der oben entwickelten Prinzipien jene Männer, Katholiken wie Protestanten, friedlich vereinigten, welche in der Trennung des Deutschen Reiches vom Boden des Christentums den Keim des Verderbens erkennen und welche zugleich, solange wir nun einmal im Glauben getrennt sind, für das friedliche Zusammenleben im gemeinsamen Vaterlande eine feste und rechtliche Grundlage suchen."

Diese Worte eines deutschen Bischofes, der doch gewiß über den Verdacht einer unkirchlichen Gesinnung erhaben ist, und die zitierten Erklärungen Windthorsts und Mallinckrodts lassen es doch wohl über jeden Zweifel erhaben erscheinen, daß die Gründer und größten Führer des Zentrums dasselbe mit voller Ueberlegung und ausgesprochenermaßen auf den Boden einer allgemein christlichen, aber nicht auf den Boden der spezifisch katholischen Weltanschauung gestellt haben. Es ist wahrlich an der Zeit, diese programmatischen Erklärungen aus der Zeit der Entstehung des Zentrums wieder hervorzuholen, um der Behauptung entgegenzutreten, daß die heutigen Parteiführer den historisch überlieferten Formen des Zentrums einen anderen Inhalt geben wollen, wie er von Windthorst und den Gründern des Zentrums nicht intendiert sei. Schon allein die Tatsache, daß sich in dieser Behauptung die Kreise der Zehnmännerliga mit den grimmigsten Gegnern des Zentrums sowie den Politikern von der Deutschen Vereinigung begegnen, sollte die Unterzeichner der Koblenzer Einladung stutzig machen (vgl. Nr. 621 vom 24. Juli). Ihr Versuch einer Definition des Zentrums wird durch das Programm und die Geschichte der Partei verurteilt. Ihnen, nicht uns, gilt die Mahnung: „Zurück zu Windthorst!"

Gegen diesen Artikel wandte sich Geheimrat Roeren in einer längeren Zuschrift an die „Köln. Volksztg.", den diese in ihrer Nr. 635 v. 29. Juli wie folgt wiedergab:

Politik und Konfession.

Herr Reichstagsabgeordneter Geh. Justizrat Hermann Roeren ersucht uns um Veröffentlichung des nachstehenden Artikels mit der Ueberschrift „Christlich und katholisch".

Der Artikel Nochmals Politik und Konfession von Dr. Klemens Niemann, Rheine (Westfalen), in Nr. 627 der „Kölnischen Volkszeitung"

zeigt, welch mißverständlicher Auffassung die Bestrebungen der mehrgenannten Osterdienstagsversammlung begegnen. Aber der Artikel ist, abgesehen von einigen Wendungen gegen jene Versammlung, ruhig und objektiv gehalten und deshalb einer sachlichen Erwiderung wert. Zur völligen Klarstellung des Zweckes und der Tragweite der bezeichneten Bestrebungen werden die Verhandlungen auf der zu Koblenz am 9. Aug. stattfindenden Versammlung dienen, zu der die Einladung bereits ergangen ist.

Was zunächst die von dem Herrn Verfasser zum Ausdruck gebrachte Befürchtung betrifft, daß das Vorgehen der Unterzeichner der Einladung auf eine Schädigung des Zentrums hinauslaufe, so darf wohl angenommen werden, daß schon die Namen der Unterzeichner, unter denen sich die geachtetsten Parlamentarier, hochstehende Geistliche und Professoren befinden, genügende Garantie bieten, daß alles eher, als eine solche Absicht, besteht und daß es den Herren auch nicht an der nötigen Einsicht fehlt. Wenn jemand, wie ich, seit nahezu 27 Jahren im parlamentarischen Leben und dem Dienste des Zentrums steht, dann darf man von ihm wohl annehmen, daß er derjenigen Partei, der er in unentwegter Treue die Kräfte seines Lebens gewidmet hat, weder aus Absicht, noch aus Mangel an politischer Einsicht und Erfahrung in den Rücken fällt. Nicht um eine Aktion gegen das Zentrum handelt es sich, sondern — und dies kann ich wohl im Namen aller Unterzeichner erklären — einzig und allein um die Bekämpfung des in Presse und sonstigen Druckschriften nun schon seit Jahren hervortretenden Bestrebens, den wirklichen Charakter des Zentrums zu verwischen. Die fortgesetzten Erörterungen darüber, ob das Zentrum eine politische oder eine konfessionelle Partei sei — zwei Begriffe übrigens, die sich keineswegs notwendig einander ausschließen, da auch eine politische Partei satzungsgemäß konfessionell sein kann — haben bereits in manchen Kreisen der Wählerschaft zu einer Verwirrung geführt, die eine verhängnisvolle Entfremdung und eine Erkaltung der Sympathie gegenüber dem Zentrum notwendig zur Folge haben muß. Um solchen Erörterungen wirksamer, als bisher, mit vereinten Kräften entgegentreten zu können, ist auf der Versammlung in Köln versucht, den wirklichen Charakter des Zentrums in dem Leitsatz festzustellen:

„Das Zentrum ist eine politische Partei, die sich zur Aufgabe gestellt hat, die Interessen des gesamten Volkes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Einklange mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu vertreten."

Es soll hiermit selbstverständlich auch nicht im Entferntesten eine Aenderung an dem ein für allemal feststehenden Charakter des Zentrums zum Ausdruck gebracht werden, noch auch ist tatsächlich darin eine Abweichung von dem alten Begriff enthalten. Auch wird für den Leitsatz nicht die Autorität einer parteioffiziellen Proklamation in Anspruch genommen, vielmehr handelt es sich lediglich um die private Aufstellung eines Leitsatzes, für den einzutreten die Teilnehmer der Versammlung sich geeinigt haben. Unter diesen Umständen die Teilnehmer, wie es in einigen anderen Blättern geschehen ist, als „moderne Sionswächter", „Ketzerrichter" u. dgl. zu beschimpfen, ist ebenso unangebracht, wie unschön. Sachlich den Leitsatz anzugreifen, ist jedem unbenommen, sogar nur zu wünschen, da jede ruhige Diskussion nur zur Aufklärung

von Mißverständnissen dienen kann und nach meiner Ueberzeugung zu einer schließlichen vollen Uebereinstimmung beider Teile führen muß.

Der Verfasser des Artikels glaubt Anstoß nehmen zu sollen an den Worten „im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung", in denen eine zu engherzige Konfessionalisierung des Zentrums gefunden werden könne, und möchte statt der Worte „katholischer Weltanschauung" die Worte „christlicher Weltanschauung" gesetzt haben. Ich möchte demgegenüber die Frage an ihn richten, worin denn hier in diesem Zusammenhange der Unterschied zwischen christlicher und katholischer Weltanschauung bestehen soll. Für den Katholiken ist christliche Weltanschauung doch die auf katholischer Glaubens- und Sittenlehre beruhende Weltanschauung, und wenn er von christlicher Weltanschauung spricht, so meint er damit eben die katholische Weltanschauung. Das weiß der Protestant nicht minder als der Katholik, und deshalb würde auch die Abänderung des Wortes „katholisch" in „christlich" den Protestanten den Eintritt in das Zentrum nicht erleichtern. Auch der Protestant gründet seine christliche Weltanschauung auf die Lehren seiner Konfession.

In dem Artikel heißt es ferner, „daß die Gründer und größten Führer des Zentrums dasselbe mit voller Ueberlegung und ausgesprochenermaßen auf den Boden einer allgemeinen christlichen, aber nicht auf den Boden der spezifisch katholischen Weltanschauung gestellt haben". Die hier beliebte Gegenüberstellung der beiden Weltanschauungen legt die Annahme nahe, daß der Verfasser unter „allgemeiner christlicher" Weltanschauung eine Weltanschauung versteht, die auf den bei beiden Konfessionen übereinstimmenden religiösen Grundsätzen beruht. Dann aber drängt sich sofort die Frage auf, welche Grundsätze denn gemeinsam sind und wer darüber zu entscheiden hat, und die nicht minder schwierige Frage, wie es denn nun mit den spezifisch katholischen Grundsätzen bestellt sein soll, die doch auch wegen ihrer tiefeingreifenden Bedeutung im kirchlich-politischen Leben und wegen ihrer oft sehr scharfen Gegensätzlichkeit zu den Anschauungen auf evangelischer Seite der Vertretung im politischen Leben bedürfen. Es sei hier nur auf das Gebiet des Eherechts mit seinen Bestimmungen über die Auflösbarkeit der Ehe, der Wiederverheiratung und ihren gesetzlichen Folgen, auf die Grundsätze inbetreff der kirchlichen Hierarchie, der Disziplinargewalt, der Konkordate usw. hingewiesen, die durchweg die vitalsten Interessen der Kirche berühren und alle bereits in der Politik und den Parlamenten zu denkwürdigen Debatten und Entscheidungen geführt haben. Glaubt denn der Verfasser des Artikels wirklich, wie es allerdings nach der Gegenüberstellung von allgemein christlicher und spezifisch katholischer Weltanschauung den Anschein hat, daß eine Zentrumspolitik möglich sei, die nicht im Einklang mit diesen Grundsätzen, im gegebenen Falle also auch im Widerspruche mit ihnen steht? Eine katholische Wählerschaft würde vergeblich gesucht, die einen Zentrumsabgeordneten zu ihrem Vertreter wählen würde, der erklärte, er würde seine Politik gegebenenfalls auch im Gegensatz zu den spezifisch katholischen Grundsätzen treiben. Davon darf man ganz gewiß überzeugt sein, daß ein Hermann v. Mallinckrodt, ein Bischof v. Ketteler, ein Windthorst, von denen Aussprüche zitiert werden, ihr Mandat als Abgeordnete nicht in diesem Sinne aufgefaßt, und daß, wenn sie mit Recht gegen den exklusiv konfessionellen Charakter des Zen-

trums, den niemand will, sich gewehrt haben, sie damit keineswegs haben erklären wollen, daß die Politik des Zentrums nicht im Einklange mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu stehen brauche. Etwas anderes aber, als daß die politische Tätigkeit des Zentrums im Einklange mit diesen Grundsätzen stehen muß, ist in dem Leitsatz nicht gesagt. Wenn die genannten Gründer und Führer des Zentrums deshalb schon in den 1870er Jahren erklärten, daß jeder Protestant, wenn er auf dem Boden des positiven Rechts in der rechtlichen Parität stehe, der Zentrumsfraktion angehören und in dieser Beziehung alle ihre Forderungen und Bestrebungen teilen könne (v. Ketteler), so gilt dies unverändert auch jetzt noch, da das, was in dem Leitsatz gesagt ist, damals ebenso selbstverständlich war, wie jetzt.

An die Wiedergabe dieser Zuschrift knüpfte die „Köln. Volksztg." einen längeren Kommentar, in dem sie das „Protokoll" schon halb und halb preisgab. Sie erwähnte die Erklärungen der Abgg. Roeren und Dr. Bitter, daß es sich hierbei nur um ein privates Machwerk voller Unrichtigkeiten handle. Da man aber nicht wisse, „wo im einzelnen die Unrichtigkeiten stecken", bleibe „in dieser „Protokoll"-Angelegenheit" doch noch „ein höchst peinlicher Rest". Weiter betonte die „Köln. Volksztg.", daß es ihr fern gelegen habe, die gute Absicht und Einsicht der Unterzeichner der Einladung zu der Koblenzer Konferenz am 9. August bezweifeln zu wollen. „Die Absicht und die Einsicht dieser Herren in allen Ehren!" schreibt sie. Von besonderer Bedeutung ist aber, was die „Köln. Volksztg." zu dem sachlichen Inhalt der Roeren'schen Ausführungen sagte. Sie schrieb nämlich in der Beziehung:

„Nun zu dem Roeren-Bitterschen „Leitsatz", welcher den sachlichen Mittelpunkt dieser Erörterung bildet. In Verteidigung dieses Satzes sagt Herr Roeren: „Für den Katholiken ist christliche Weltanschauung doch die auf katholischer Glaubens- und Sittenlehre beruhende Weltanschauung, und wenn er von christlicher Weltanschauung spricht, so meint er eben die katholische Weltanschauung". Ganz richtig! Was Herr Roeren da sagt, versteht sich ganz von selbst. Ein Katholik wird in Weltanschauungsfragen ebenso die Grundsätze der katholischen Weltanschauung gelten lassen und zur Geltung bringen, wie der Evangelische die Grundsätze der evangelischen Weltanschauung. Aber das Selbstverständliche spricht man nicht aus, besonders nicht in feierlichen „Leitsätzen", die man dem Episkopat unterbreitet. Hier gilt: Superflua nocent. Bei Fragen, in welchen die Weltanschauung in Betracht kommt, wird der Katholik auch im Parlament von den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung sich leiten lassen."

Die „Köln. Volksztg." teilte damit, worauf ich auch in der „Saarbr. Volksztg." (Nr. 172 v. 31. Juli) hingewiesen habe, in sachlicher Hinsicht vollkommen den Standpunkt der Teilnehmer der Kölner Konferenz. Nichts anderes, als was die „Köln. Volksztg." hier als selbstverständlich bezeichnet, wollten und wollen auch die Teilnehmer der Kölner Konferenz. Wundern muß man sich nur, weshalb

die „Köln. Volksztg." bei dieser ihrer Auffassung ein so großes Geschrei über die Kölner Konferenz erhoben hat. Das Einzige, was als Resultat davon nunmehr übrig bleibt, ist ihre Ansicht, daß man das Selbstverständliche nicht ausspricht. Aber warum denn nicht? Man spricht doch so viel Selbstverständliches aus. Die „Köln. Volksztg." geht dabei ja selbst mit gutem Beispiel voran. Wie oft hat sie nicht den selbstverständlichen Charakter des Zentrums als einer politischen und nicht konfessionellen Partei ausgesprochen. Wie zahlreiche und ausführliche Artikel hat sie nicht darüber veröffentlicht. Sie meint, sie habe das niemals ohne besondere Veranlassung getan. Es liegt mir fern, das bestreiten zu wollen. Aber ebenso liegt auch ein vollwichtiger Grund vor, zeitweilig zu betonen, daß für den katholischen Zentrumsabgeordneten auch in der Politik lediglich die katholische Weltanschauung in Frage kommen darf. Und schließlich muß doch auch das Selbstverständliche mitunter gesagt werden, sonst bleibt es eben auf die Dauer nicht mehr selbstverständlich.

Weiter meint dann die „Köln. Volksztg.", der Kreis der Fragen, in denen im Parlament die Grundsätze der katholischen Weltanschauung in Betracht kämen, sei begrenzt. Dem stimme ich vollkommen zu. Es ist daher auch weiter nichts wie ein unpassend angebrachter Scherz, wenn die „Köln. Volksztg." weiter schreibt:

„Mögen uns die Definitoren um den Abg. Roeren und hinter dem Abg. Roeren doch einmal sagen, wie viel Millionen indirekter Steuern nach den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung bewilligt werden durften bezw. mußten, ob nach den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung die Banderole oder der Wertzuschlagszoll bei der Tabakbesteuerung vorzuziehen ist, ob nach den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung die Talonsteuer besser ist als die Kotierungsabgabe? Versucht man weiter etwa die Zuckersteuer, Mühlenumsatzsteuer, den Kohlenausfuhrzoll, Eisenbahntarife unter den Gesichtspunkt der spezifisch katholischen Weltanschauung zu bringen? Usw. usw."

Die „Köln. Volksztg." sollte doch in ernsten Dingen nicht mit solchen zweifellos schlechten Scherzen kommen. Es ist doch selbstverständlich, daß die Grundsätze der katholischen Weltanschauung nur in solchen Fragen zur Entscheidung herangezogen werden sollen, wo ihre Geltung und Durchführung in Betracht gezogen werden soll, nicht aber, wo es sich um Fragen handelt, in denen lediglich rein politische, wirtschaftspolitische usw. Gesichtspunkte maßgebend sein können. Das ist doch selbstverständlich; an eine Hineinzerrung der Grundsätze der katholischen Weltanschauung in Fragen, die ganz andere Gebiete betreffen, hat auch niemand von den Kölner Konferenzteilnehmern gedacht. Hier gilt vielmehr der auch der katholischen Weltanschauung entsprechende Satz des hl. Augustinus: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas, im Notwendigen herrsche Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem die Liebe. Damit erledigen sich auch die übrigen Bedenken der „Köln. Volksztg.", als ob irgend jemand der Konferenzteilnehmer daran denke, das Zentrum in ein

rein konfessionelles Gebilde umzuwandeln, dessen „gesamte Tätigkeit im deutschen Parlament von rein konfessionellen Gesichtspunkten abhängig“ gemacht werden solle. Dazu würden die Betreffenden unter keinen Umständen ihre Hand bieten.

Seitens des Herrn Geheimrats Roeren ging der „Köln. Volksztg.“ auf ihre an seine erste Zuschrift geknüpften Bemerkungen eine weitere, von der „Köln. Volksztg.“ in ihrer Nr. 644 v. 1. August wie folgt wiedergegebene Zuschrift zu:

Politik und Konfession.

Zu diesem Thema erhalten wir vom Herrn Reichstagsabgeordneten Geheimen Justizrat Roeren folgende weitere Zuschrift:

Daß die „Kölnische Volkszeitung“ so loyal war, meiner Zuschrift in Nr. 635 Raum zu gewähren, erkenne ich um so dankbarer an, als ein ruhiger Meinungsaustausch nur zu einer Klärung der Sachlage und, wie ich hoffe, zu einem Ausgleich der abweichenden Auffassungen führen wird. Die Zuschrift ist aber mit einer Reihe von Begleitbemerkungen versehen, die einer Erwiderung bedürfen, wenn nicht die alten Mißverständnisse bestehen bleiben sollen. Ich werde mich kurz fassen, um desto sicherer für die wenigen Worte auf Aufnahme rechnen zu können.

Zunächst möchte ich nochmals feststellen, um hier jede Unklarheit zu beseitigen, daß es sich bei der Formulierung: das Zentrum ist eine politische Partei, die sich zur Aufgabe gestellt hat, die Interessen des gesamten Volkes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu vertreten“, nicht um eine Neubestimmung des Charakters des Zentrums handelt, der hierdurch etwa eine Aenderung erfahren sollte, sondern lediglich um den Versuch, festzulegen, wie der Charakter des Zentrums nach seinem Programm und der stets von der Partei geübten Praxis aufzufassen ist. Ich bin der Ansicht, daß diese Auffassung die richtige ist, und daß sie vom katholischen Volke und der Wählerschaft geteilt wird. Etwas neues soll mit der Formulierung nicht gesagt werden und wird auch nicht gesagt. Der Charakter des Zentrums ist ein für allemal feststehend und an ihm kann weder durch Definitionen, noch durch sonstige Beschlüsse etwas geändert werden. Zu einer Aenderung ist weder der Kreis einzelner Personen, noch die Zentrumsfraktion oder der Fraktionsvorstand berechtigt, hierzu ist allein das Volk und die Wählerschaft berufen, die selbständig zu entscheiden haben, ob sie einer Partei mit diesen oder jenen Grundsätzen die Vertretung ihrer Interessen anvertrauen wollen oder ob dieser oder jener Grundsatz geändert werden soll. Ein so törichtes Unterfangen, der Zentrumspartei andere Grundsätze zu oktroyieren, wie von altersher für sie gegolten haben, wird man daher den Teilnehmern an der Kölner Versammlung nicht imputieren können. Sie haben lediglich zum Ausdruck gebracht und festgelegt, wie nach ihrer Ansicht der alte und bis zur Stunde geltende Charakter des Zentrums aufzufassen sei. Hierzu aber sehen sie sich veranlaßt durch die nun schon seit Jahren von einem Teil der Presse geübte übermäßige Betonung des „politischen und inter-

konfessionellen" Charakters des Zentrums, die notwendig ein Zurückdrängen des Bewußtseins im katholischen Volke, daß die Hauptaufgabe des Zentrums die Vertretung der religiösen Interessen ist, zur Folge haben und Verwirrung anstiften muß. Die „Kölnische Volkszeitung" selbst sagt ja, daß die Ansicht, sie habe an einzelnen Stellen den nichtkonfessionellen Charakter zu stark betont, auch von manchen Seiten geteilt werde, welche „im übrigen mit der Roerenschen Aktion durchaus nicht einverstanden" seien. Ich glaube auch den katholischen Volkskreisen nahe genug zu stehen, um versichern zu können, daß diese Ansicht in den weitesten Kreisen besteht und bereits eine bedenkliche Stimmung im Volke hervorgerufen hat. Dieser Stimmung wirksamer entgegenzutreten, ist der Zweck der ausdrücklichen Betonung, daß die Politik des Zentrums im Einklange mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung stehen müsse. Dieser Satz wird doch auch von der „Kölnischen Volksztg." an sich nicht bestritten. Sie hält ihn nur für selbstverständlich, und deshalb könne er, ausdrücklich hervorgehoben, bedenkliche Wirkungen haben. Ich, umgekehrt, sage, daß die übermäßige Betonung des politischen Charakters des Zentrums, der auch selbstverständlich ist, Verwirrung anstiftet. Wer Recht hat, mag zurzeit dahingestellt bleiben, es wird sich wohl im Laufe der gegenwärtigen Bewegung entscheiden. Aber wenn die „Kölnische Volkszeitung" für sich das Recht in Anspruch nimmt und schon seit Jahren in Anspruch genommen hat, den ausschließlich politischen und interkonfessionellen Charakter zu betonen, dann kann sie doch auch den Teilnehmern der Kölner Versammlung des Recht nicht versagen, daß sie die Aufgaben des Zentrums nach der religiösen Seite hin und besonders dem katholischen Volke, seiner Wählerschaft, gegenüber hervorheben.

Es wird dann die Frage gestellt, was z. B. die Reichsfinanzreform mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu tun habe und „wie viel Millionen indirekter Steuern nach den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung bewilligt werden durften". Ich möchte darauf mit der Gegenfrage antworten, die eine ausreichend klare Antwort in sich trägt. Nach dem Niemannschen Artikel in Nr. 627 der „Kölnischen Volkszeitung" sollen Windthorst, v. Ketteler usw. das Zentrum auf die Grundsätze der „allgemeinen christlichen" Weltanschauung gestellt haben. Ich frage nun, wie viel Millionen Stuern auf Tabak, Talon und Dividenden nach allgemein christlicher Weltanschauung bewilligt werden durften oder mußten? Damit werden solche Argumente für die Diskussion wohl als ausgeschieden betrachtet werden können.

Aber der Hinweis auf die Steuern legt eine andere ernstere Frage sehr nahe. Glaubt man, daß das katholische Volk etwa wegen der Steuern, der Mühlenumsatzsteuer, des Kaffeezolls, der Banderole und der Eisenbahntarife so einmütig Zentrum wählt? Und daß sich wegen der Zollpolitik, der Gewerbeordnung, des Viehseuchen- und Nahrungsmittelgesetzes alle Stände vom Fürsten bis zum einfachen Handwerker und Arbeiter im Zentrum zusammenfinden? Nein, was sie zusammenführt und zusammenhält trotz der verschiedensten wirtschaftlichen Interessen und der oft starken Gegensätze der Gebietsteile im Süden und Norden, im Westen und Osten des Reiches, das sind einzig die katholischen Ideale, die sie im Zentrum am besten gewahrt wissen. Und wenn

das katholische Volk erst einmal an der Pflege dieser Ideale zu zweifeln anfangen sollte, dann wird man nicht mehr verhindern können, daß es ausschließlich seine wirtschaftlichen Interessen entscheidend sein läßt und jeder Stand seinen Standesgenossen, der Handwerker den Handwerker, der Arbeiter den Arbeiter, der Landwirt den Landwirt und der Industrielle seinen Genossen des Hansabundes wählt.

Es wird dann wieder eine Zuschrift erwähnt, die der „Germania" „von parlamentarischer Seite" zugegangen ist und die von einem führenden Mitgliede der Fraktion herrühren soll. Sie wird insbesondere mir, als Mitglied des Vorstandes, vorgehalten. Ich habe darauf zu erwidern, daß diese Zuschrift weder von dem Vorstande der Reichstagsfraktion noch der Landtagsfraktion herrührt, daß dieselbe ergangen ist, ehe die Angelegenheit von mir im Vorstande dargelegt war, und daß sie von der durch die übereilten Angriffe in der Presse verursachten falschen, von mir sofort richtiggestellten Annahme ausging, als seien die in der Kölner Versammlung erhobenen Vorwürfe wegen zu weitgehender Interkonfessionalisierung gegen die Fraktion erhoben.

Wenn endlich die „Kölnische Volkszeitung" mich als die Hauptperson oder, wie man zu sagen pflegt, als die Seele des Ganzen darzustellen sucht, so bin ich bescheiden genug, diese Ehre für mich nicht in Anspruch zu nehmen. Ich habe teilgenommen an den Verhandlungen, die bisher stattgefunden haben, wie andere, und werde das in gleicher Weise aus Überzeugung und Pflichtgefühl auch ferner tun. Deshalb bin ich aber nicht weniger bereit, als der Leiter der Bewegung, die volle Verantwortung mit zu übernehmen.

Zum Schlusse ihrer Begleitbemerkungen erklärt die „Kölnische Volkszeitung", daß ich es in der Hand habe, daß sich die Befürchtungen, die sie an den weiteren Verlauf der Angelegenheit knüpfe, nicht bewahrheiten. Ich hoffe in der Tat dazu imstande zu sein und die Angelegenheit zu einem friedlichen Abschluß bringen zu können, wenn auch die „Kölnische Volkszeitung" entgegenkommt, wozu ich sie für verpflichtet halte, und vorbehaltlos erklärt, daß die Auffassung, die in der mehrerwähnten Formulierung von dem Charakter des Zentrums zum Ausdruck gebracht ist, dem Programm und der ganzen Tradition des Zentrums entspricht und sachlich also nicht anfechtbar ist. Dann würde nur die Frage übrig bleiben, in welcher Weise für diese Anschauung einzutreten ist, und darüber würde leicht eine Einigung zu erzielen sein. Schon die Verhandlungen in Koblenz würden Gelegenheit bieten, den Weg hierzu zu bahnen. Bis zu diesen Verhandlungen aber werde ich von weiteren Erörterungen in der Presse, die der Sache doch nur wenig dienen können, abstehen.

Auch an diese Zuschrift knüpfte die „Köln. Volksztg." einen längeren Kommentar, der aber keine neuen Gedanken enthielt. Aus der Fülle der sonstigen Artikel, die im großen und ganzen immer darauf hinausliefen, zu beweisen, daß das Zentrum keine konfessionelle, sondern eine politische Partei sei — als ob das von irgend jemand bestritten worden wäre —, sei noch ein als Zuschrift „von einem im öffentlichen Leben hervorragend tätigen Geistlichen der Reichslande" charakterisierter Artikel „Politik und Kon-

fession im „Reformzentrum“ “ (Köln. Volksztg. Nr. 642 v. 31. 7. 09) erwähnt. Es hieß dort:

„In der in Nr. 635 der „Kölnischen Volkszeitung“ veröffentlichten Zuschrift des Abg. Roeren hat derselbe den wunden Punkt des „Reformzentrums“ vielleicht gegen seine eigene Absicht klargelegt. Er lehnt es ab, die den beiden Konfessionen gemeinsamen Grundsätze der christlichen Weltanschauung als Grundlage zu nehmen, denn sonst dränge sich sofort die Frage auf, „welche Grundsätze denn gemeinsam sind und wer darüber zu entscheiden hat, und die nicht minder schwierige Frage, wie es denn nun mit den spezifisch-katholischen Grundsätzen bestellt sein soll, die doch auch wegen ihrer tief eingreifenden Bedeutung im kirchlich-politischen Leben und wegen ihrer oft sehr scharfen Gegensätzlichkeit zu den Anschauungen auf evangelischer Seite der Vertretung im politischen Leben bedürfen. Es sei hier nur auf das Gebiet des Eherechtes mit seinen Bestimmungen über die Auflösbarkeit der Ehe, der Wiederverheiratung und ihre gesetzlichen Folgen, auf die Grundsätze inbetreff der kirchlichen Hierarchie, der Disziplinargewalt, der Konkordate usw. hingewiesen, die durchweg die vitalsten Interessen der Kirche berühren und alle bereits in der Politik und den Parlamenten zu denkwürdigen Debatten und Entscheidungen geführt haben.“

Gerade diese Beispiele zeigen deutlich, daß hier eine verhängnisvolle Begriffsverwechselung vorliegt. Oder hat etwa das Zentrum im Bürgerlichen Gesetzbuch die katholische Weltanschauung über die Ehe zu gesetzlicher Geltung bringen können! Hat es nicht für ein die Ehescheidung enthaltendes Gesetz gestimmt? Der bekannte Dr. Müller hat es ihm ja immer zum Vorwurf gemacht.“

Diese schiefe Darstellung bezüglich der Tätigkeit des Zentrums bei der Schaffung der Gesetzesbestimmungen im B.G.B. über die Ehe wurde alsbald von einem der an den betreffenden Verhandlungen beteiligten Abgeordneten in einer Zuschrift an die „Köln. Volksztg.“ (Nr. 650 v. 3. August) richtig gestellt. Es heißt dort:

Diese Behauptungen Ihres Artikels sind gewiß richtig, aber um Mißverständnisse fernzuhalten, muß doch hinzugefügt werden, daß bei den Verhandlungen über das Bürgerliche Gesetzbuch in Sachen der Ehegesetzgebung das Zentrum alles getan hat, was in seiner Macht stand, um die Grundsätze der katholischen Kirche, soweit Katholiken in Betracht kommen, zur Geltung zu bringen. Diese Grundsätze den Protestanten aufdrängen zu wollen, war natürlich von vornherein ausgeschlossen. Aber für die Katholiken hätte das Zentrum gewiß alles gern erreicht, um die weltliche Gesetzgebung in Übereinstimmung zu bringen mit den Grundsätzen des katholischen kanonischen Eherechtes. Diese Bemühungen haben auch einen gewissen, nicht zu unterschätzenden Erfolg gehabt. Daß dieser Erfolg, am kanonischen Eherecht gemessen, unbefriedigend blieb, lag in der Natur unserer parlamentarisch-politischen Verhältnisse. Er kann für die Praxis aber nur gemessen werden an der vorhandenen Möglichkeit, auf diesem Gebiete Erfolge zu erzielen. Trotz dieses prinzipiell unbefriedigenden Erfolges hat dann allerdings das Zentrum in der Schlußabstimmung doch für das

ganze Bürgerliche Gesetzbuch gestimmt. Aber das ist geschehen, nachdem es vorher wegen dieses Verhaltens der vollständigen Billigung der höchsten kirchlichen Autorität versichert worden war. Auch ist es geschehen unter einer von dem Abg. Dr. Lieber vorgetragenen ausdrücklichen Verwahrung, daß das Zentrum trotz der für dasselbe unbefriedigenden Lösung der eherechtlichen Frage nur zustimme, weil es mehr nicht habe erreichen können, und das Erreichte immerhin so wertvoll war, daß sich um dieses Vorteils willen die Zustimmung zu dem ganzen Gesetzwerk rechtfertige. Gegenüber der Billigung, welche diese Stellungnahme von seiten der höchsten kirchlichen Autorität gefunden hat, konnte selbstredend die Bemängelung dieses Standpunktes von anderer Seite nicht in Betracht kommen.

Unterdessen hatte in Neunkirchen (Saar) am 25. Juli eine große Zentrumsversammlung stattgefunden, in der u. a. Herr Abg. Dr. Bitter über die Reichsfinanzreform sprach. Am Schluß seiner Ausführungen berührte er auch die Kölner Konferenz und die im Anschluß an dieselbe ausgebrochene Preßfehde. Er führte darüber laut dem von ihm selbst durchgesehenen Stenogramm aus:

Man hat uns gesagt: „Ihr bildet eine konfessionelle Partei". Dieser Vorwurf ist nicht neu. Schon Bismarck hat ihn erhoben, und Windthorst hat ihn schlagend zurückgewiesen. Im Jahre 1887 hat das Zentrum gezeigt, daß es keine konfessionelle Partei ist. Das Zentrum ist eine politische Partei, die voll und ganz auf dem Boden der Verfassung steht. Es nimmt nicht nur die Interessen der Katholiken wahr, sondern die Interessen des gesamten Volkes, welcher Konfession die einzelnen auch angehören mögen, nicht bloß auf kirchenpolitischem Gebiete, sondern auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Das Zentrum hat aber auch seine festen Grundsätze. In meinem Privatleben kann ich als charakterfester Mann nicht anders handeln, als nach den Grundsätzen unserer katholischen Weltanschauung. Das Gleiche gilt aber auch für das öffentliche Leben. Ich kann mich nicht in zwei Teile teilen. Trete ich in den Reichstag, so kann ich nicht, wie einen Rock, meine Weltanschauung ausziehen und an den Nagel hängen. So könnte ich nur handeln, wenn es richtig wäre, daß das Christentum nur ein Inbegriff schöner Gefühle und spekulativer Ideen sei. Wir wissen aber, daß das Christentum eine reale Macht ist, welche alle Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens innig durchdringen soll; wir wissen, daß das Christentum unsere Lebensaufgabe ist, daß es der Sauerteig ist, der alle Lebensverhältnisse durchsetzen soll. Da sagt man: „Religion und Politik sind verschieden voneinander, sie haben nichts miteinander zu tun." Gewiß! Religion und Politik sind nicht dasselbe. Daß sie verschieden voneinander sind, das wissen wir auch; darüber brauchen wir uns von den liberalen Phrasenhelden nicht belehren zu lassen. Wir wissen aber auch, daß sie in einem gewissen Verhältnis zu einander stehen und nicht voneinander gelöst werden können, und daß das Zentrum, wenn es von der katholischen Grundlage herabgleitet, unrettbar verloren ist. Die Wurzel der Einheit und Kraft des Zentrums steckt in dem festen Fundament der katholischen Weltanschauung. Das hindert aber nicht, daß überzeugte evangelische Christen sich auf seinen Standpunkt stellen. Wenn sie alle Konsequenzen aus dem Christentum ziehen wollen, so sind

sie herzlich willkommen. Tatsächlich hat es zu allen Zeiten hervorragende Protestanten in den Reihen des Zentrums gegeben. Man sagt: „Weshalb sagt ihr nicht, das Zentrum ist eine politische Partei, welche die Interessen des gesamten Volkes im Einklang mit den Grundsätzen des Christentums vertritt?“ Da frage ich: Was ist Christentum? Wer belehrt mich darüber? Dazu muß es eine Instanz geben; denn sonst ist dem Subjektivismus, dem freien Ermessen des Einzelnen, Tür und Tor geöffnet, dann ist ein Abweichen von der christlichen Lehre möglich.

Es ist ungerechtfertigt, wenn man uns zum Vorwurf macht, wir wollten den katholischen Standpunkt mehr betont wissen wie sonst. Es ist, als ob einige nervös würden, wenn man in Verbindung mit Politik das Wort katholisch gebraucht. Es mangelt manchem an katholischem Selbstbewußtsein, am katholischen Stolze. (Sehr richtig!) Viele sollten männlicher, entschiedener auftreten, ihre katholischen Anschauungen frank und frei bekennen; wir haben nichts zu scheuen. Wir sind im Vollbesitze der Reichtümer und aller Schätze, und sollten nicht um schalen Witz und leere Redensarten den ganzen Reichtum unseres Hauses manchmal so leicht preisgeben. Der Ruf: „Heraus aus dem Turm!“ oder auch die Aufforderung, den interkonfessionellen Charakter des Zentrums mehr zu betonen, wirken verwirrend.

Wenn ich das Zentrum richtig definiere, so sage ich: Das Zentrum ist eine politische Partei, aber es treibt Politik im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung. Alles andere dient nur dazu, den ursprünglichen Charakter des Zentrums zu verwischen; dagegen müssen wir Front machen, wenn wir nicht wollen, daß es von dem Fundament, auf dem es aufgebaut ist, hinweggleitet.

Seien wir etwas mehr selbstbewußt und stolz. Wenn das katholische Volk in großer, geschlossener Masse zusammensteht, wer wollte uns besiegen? Wie würden wir in der Welt dastehen? Auf Ehrenstellen an der Staatskrippe können wir verzichten und in dem Bewußtsein des Adels unserer Gesinnung die Vorwürfe der Gegner ruhig hinnehmen. Wenn wir wirklich einige sichere Zentrumswahlkreise gläubigen Protestanten überließen, würden wir dadurch etwas gewinnen, würde der Turm fester werden? Würden dann die Vorwürfe gegen uns verstummen? Weshalb sollen wir aus dem Turm heraus, nur um einige Andersgläubige einzufangen? Solche Vorschläge sind verfehlt und irreführend, wenn auch gut gemeint. Das Zentrum muß bleiben auf dem festen Fundamente der katholischen Weltanschauung; nur dann ist es unbesiegbar. Wenn dann am politischen Horizont sich auch Wolken zusammenballen, wenn es donnert und blitzt, der Turm wird bleiben, was er war: unbesiegbar!“

Diese Ausführungen gab die „Köln. Volksztg.“ in ihrer Nr. 629 v. 27. Juli in einem nicht fehlerfreien Auszuge in Verbindung mit einem scharfen Kommentar unter der auffallenden Überschrift „Sprengpulver für das Zentrum“ wieder. Sie führte dabei sowohl persönliche wie sachliche Momente gegen Herrn Dr. Bitter ins Feld. In erster Hinsicht glaubte sie wiederholt darauf hinweisen zu müssen, daß Herr Dr. Bitter „einer der an Dienstjahren jüngsten Mitglieder der Zentrumsfraktion“ ist, als ob die Jugend oder das Alter eines Abgeordneten, oder die Kürze oder Länge seiner

Zugehörigkeit zur Zentrumsfraktion einen Maßstab für die Güte und Richtigkeit seiner Ausführungen bieten können, zumal wenn es sich um eine Sache handelt, über die das jüngste Zentrumsmitglied Aufklärung haben bezw. sich verschaffen muß. Herr Dr. Bitter steht, nebenbei bemerkt, im 45. Lebensjahre. So ganz jung ist er also jedenfalls nicht. Völlig unbegreiflich ist es ferner, wie auch die „Saarbr. Volksztg." (Nr. 171 v. 30. Juli) ausführte, wenn die „Köln. Volksztg." sich darüber aufregt, daß ein Zentrumsabgeordneter sich bemüht, eine Definition des Zentrums festzustellen, die „Köln. Volksztg.", die seit Jahren zahllose Artikel veröffentlicht, um Stadt und Land klar zu machen, was das Zentrum eigentlich ist. Das Zentrum definieren heißt doch nichts anderes, wie möglichst prägnant festzustellen, was das Zentrum ist und was es will. Das zu wissen, daran muß doch jeder Zentrumsmann Interesse haben, und selbst vorausgesetzt, daß jeder das ganz klar wüßte, so muß doch jeder es auch nur begrüßen, eine klare, kurze und knappe Fassung hierfür zu haben, um mit Zuhilfenahme dieser Fassung auch andere rasch und klar über das Wesen des Zentrums belehren zu können. Ich vermag daher beim besten Willen nicht einzusehen, was an der Formulierung einer solchen Definition Unrechtes sein soll. Man bemüht sich doch sonst überall, mit Recht, alle Begriffe klar zu definieren, warum denn nicht also auch den Begriff „Zentrum"? Wir würden uns überhaupt mit allen unseren Gegnern weit schneller verständigen, wenn über all die soviel als Schlagwörter gebrauchten Begriffe wie „Ultramontanismus", „christliche Weltanschauung" usw. klare und unzweideutige Definitionen vorhanden wären. Wenn die „Köln. Volksztg." etwas an der Definition des Zentrums auszusetzen hatte, so könnte es nur insoweit sein, als diese Definition unrichtig wäre. Dann soll sie einfach das Unrichtige nachweisen, und wir würden die Ersten sein, die ihr hierin zustimmen würden.

An den Ausführungen Dr. Bitters in Neunkirchen hatte die „Köln. Volksztg." zunächst zu tadeln, daß Herr Dr. Bitter gesagt hatte, das Zentrum sei eine politische Partei, die Politik im Einklang mit der katholischen Weltanschauung treibt. Herr Dr. Bitter hatte gleichzeitig gesagt, daß das Zentrum „voll und ganz auf dem Boden der Verfassung steht". In diesen beiden Sätzen erblickte die „Köln. Volksztg." einen Widerspruch. Sie schrieb:

„Dr. Bitter ... sagt, das Zentrum stehe voll und ganz auf dem Boden der Verfassung. Die Verfassung steht aber jedenfalls nicht auf dem Boden der katholischen Weltanschauung. Wer im Parlament konfessionell-katholische Politik treiben will, und das will Dr. Bitter, entfernt sich vom Boden der Verfassung. Das eine oder das andere. Man kann vom Boden der Verfassung aus Politik gemäß den allgemeinen christlichen Grundsätzen treiben, nicht aber spezifisch katholische Politik. Die große, ja erdrückende Mehrheit unserer Volksgenossen würde eine Fraktion, welche spezifisch katholische Politik treiben wollte, als nicht auf dem Boden der

Verfassung stehend, als einen Fremdkörper betrachten und danach behandeln. Die große, überwältigende Mehrheit des deutschen Parlaments würde sich einer solchen konfessionellen Bildung mit äußerster Energie widersetzen, und man könnte es ihr von ihrem nichtkatholischen Standpunkte aus nicht verdenken. Die christliche Weltanschauung dagegen, welche den Vertretern der im Glauben getrennten beiden christlichen Konfessionen gemeinsam ist, kann man noch heute auch im deutschen Parlament zur Geltung bringen; man kann im deutschen Parlament erreichen, daß die Religionsfreiheit der deutschen Katholiken geachtet und die Rechtsstellung der katholischen Kirche auf deutschem Boden anerkannt wird. Eine konfessionelle Fraktion würde das nicht erreichen und nicht sichern können."

Leider hat die „Köln. Volksztg." dabei nicht mitgeteilt, was sie unter den „allgemeinen christlichen Grundsätzen" und unter „christlicher Weltanschauung" versteht. Ein allgemeines Christentum gibt es ebenso wenig, wie es eine allgemeine christliche Weltanschauung gibt. Beides sind nur Begriffe ohne wirklichen realen Untergrund. Es gibt in der Wirklichkeit ein katholisches, ein protestantisches, ein orthodoxes usw. Christentum und demgemäß auch eine katholische, eine protestantische, eine orthodoxe usw. Weltanschauung. Unter dem Begriff „allgemeine christliche Grundsätze", „christliche Weltanschauung" versteht jeder etwas anderes. Logischerweise sind unter diesen abstrakten Begriffen diejenigen Grundsätze, diejenigen Weltanschauungsfragen zu verstehen, die allen christlichen Konfessionen gemeinsam sind. Daraus ergibt sich, daß die allgemein christlichen Grundsätze, die allgemein christliche Weltanschauung nur ein Teil der katholischen Grundsätze, der katholischen Weltanschauung sind, nämlich der Teil, den die Katholiken mit den anderen christlichen Konfessionen gemeinsam haben. Wenn die „Köln. Volksztg." also verlangt, daß für die Zentrumspolitik nur die allgemein christlichen Grundsätze, nur die allgemein christliche Weltanschauung maßgebend sein dürfen, so verlangt sie mit anderen Worten, daß die katholischen Zentrumsmitglieder nur den Teil ihrer katholischen Weltanschauung in der Politik zur Geltung bringen dürfen, den sie mit den Angehörigen anderer christlicher Konfessionen gemeinsam haben. Wie nun aber, wenn es sich um eine Frage handelt, in der die katholische und protestantische Weltanschauung einander widersprechen! Soll es dann nicht die Pflicht des Zentrums sein, dafür zu sorgen, daß nichts der katholischen Weltanschauung zuwider Laufendes geschieht? Soll das Zentrum dann vielleicht gar ruhig zuschauen oder gar mithelfen, daß etwas geschieht, was der katholischen Weltanschauung zuwider ist? Nein und abermals nein. Das hat das Zentrum auch bisher nie getan, das wird es auch nie tun, und wenn es das einmal tun würde, dann hätte es damit seine Kraft, die allein im katholischen Volke wurzelt, verloren. Dann brauchte man kein Sprengpulver mehr an den Zentrumsturm zu legen, dann wäre er gesprengt. Das katholische Volk würde mit einem solchen Zentrums-

abgeordneten, der Politik gegen und im Widerspruch mit der katholischen Weltanschauung machen wollte, auch kurzes Federlesen machen. Das ist aber auch der Standpunkt Dr. Bitters; das und nichts anderes hat er gesagt. Damit harmoniert auch völlig der andere Satz, daß das Zentrum voll und ganz auf dem Boden der Verfassung steht. Das ergibt sich schon daraus, daß das Zentrum eine politische und keine konfessionelle Partei ist. Um konfessionell-katholische oder spezifisch-katholische Politik zu treiben, bietet die Verfassung gar keinen Raum. Das Konfessionell-katholische ist Sache der kirchlichen Behörden, nicht aber der Politik. Wenn, wie auch die „Köln. Volksztg." schreibt, im Parlament erreicht wird, daß die Religionsfreiheit — ich füge hinzu die völlige — der deutschen Katholiken geachtet und die Rechtsstellung der katholischen Kirche auf deutschem Boden anerkannt wird, so ist damit der katholischen Weltanschauung völlig Genüge geschehen. Mehr verlangt kein Mensch; ebenso wie jeder einsichtige Zentrumsmann unabänderlich an dem politischen, nichtkonfessionellen Charakter der Zentrumspartei festhalten wird.

Was dann endlich den in üblem Sinne berühmten Turm-Artikel von Dr. Julius Bachem anbetrifft, der auch in der „Köln. Volksztg." seinen Niederschlag fand, so ist wohl selten ein Artikel mit gleicher Einmütigkeit und Schärfe von der gesamten führenden Zentrumspresse — an der Spitze die „Germania" — abgelehnt worden. Er enthielt wirkliches Sprengpulver für das Zentrum. Das wurde damals von allen Seiten anerkannt. Mit Recht hat sich daher auch Dr. Bitter dagegen gewandt. Dr. Julius Bachem hatte in demselben verlangt, das Zentrum solle solche Wahlkreise, in denen es „allein vielleicht die Mehrheit erlangen kann," „solchen Abgeordneten nicht katholischen Bekenntnisses" überlassen, „welche gute Fühlung mit dem Zentrum zu nehmen und zu unterhalten willens und geeignet sind". Das ist etwas wesentlich anderes, wie der Fall von Gerlach. Herr von Gerlach hatte nicht nur Fühlung mit dem Zentrum, sondern er stand völlig auf dem Boden der Zentrumsfraktion, er war Mitglied derselben. Solche Protestanten würden wir auch heute noch als Mitglieder der Zentrumsfraktion freudig begrüßen.

Im Anschluß hieran sei noch auf eine sonderbare Begleiterscheinung der Neunkirchener Versammlung hingewiesen. Die „Neunk. Ztg." und die „Saarbr. Volksztg." (Nr. 166 v. 24. Juli) brachten nämlich am Tage vorher folgende offizielle Bekanntmachung des Parteivorstandes des Wahlkreises Ottweiler-St. Wendel-Meisenheim:

Erklärung.

Der Vorstand des Zentrums-Wahlkomitees des Wahlkreises Ottweiler-St. Wendel-Meisenheim hat für Sonntag, den 25. Juli, eine Zentrumswählerversammlung in Neunkirchen anberaumt, in welcher die Abgeordneten Roeren und Dr. Bitter sprechen werden.

Die Bezirksleitung des Gewerkvereins christl. Bergarbeiter in Saarbrücken erblickt hierin einen Vorstoß gegen die christlichen Gewerkschaften. Sie versandte folgendes Rundschreiben:

Streng vertraulich!

Nur für Dich bestimmt.

Saarbrücken, den 22. Juli 1909.

Werter Kamerad!

Am Sonntag, den 25. ds. Mts., gegen 6 Uhr, werden die zehn Kölner Herren einen Vorstoß gegen die christlichen Gewerkschaften unternehmen. Die Herren Bitter und Roeren werden in Neunkirchen im katholischen Vereinshause sprechen.

Kameraden!

Man will abermals einen Versuch machen, unsere mühsam aufgebaute Organisation zu zerstören. Dies müssen wir vereiteln. Darum auf die Schanzen! Es müssen möglichst alle tüchtigen Gewerkschaftler kathol. Konfession schon eine halbe Stunde vor der Versammlung im Saale sein. Effert wird mit den Herren abrechnen. Wir brauchen nur für Rückendeckung zu sorgen. Die ganzen Verhältnisse der Berliner, die Holz'sche Entlassung usw. werden zur Sprache kommen. Die Berliner müssen unbedingt zurückgeschlagen werden. Es gilt unsere gute Sache, unsere Organisation und unsere Überzeugung zu verteidigen.

Also noch einmal zum frisch fröhlichen Kampf.

NB. Soweit wie möglich sind die Kollegen kath. Konfession dorthin zu schicken. Aber auch die andern sind höchst willkommen.

Mit freundl. „Glück auf!"
Die Bezirksleitung.

Im Auftrage:
Rauber.

Wir weisen diesen Eingriff der Bezirksleitung der christlichen Gewerkschaften in die Maßnahmen der Organe einer politischen Partei als völlig unberechtigt zurück. Die Gewerkschaftsfrage steht überhaupt nicht auf der Tagesordnung.

Der Vorstand des Zentrums-Wahlkomitees des Wahlkreises Ottweiler-St. Wendel-Meisenheim.

Der Vorsitzende:
Hansen, Dechant.

In einem von dem Bezirksleiter des Gewerkvereins Johann Effert in der „Saar-Post" (Nr. 170 v. 29. Juli) veröffentlichten Artikel erklärte dieser, Herr Rauber habe das Zirkular nicht im Auftrage der Bezirksleitung, sondern im eigenen Namen versandt. Er, Effert, der übrigens der Neunkirchener Versammlung beigewohnt hatte, habe von dem Zirkular erst „etwa eine halbe Stunde vor Beginn derselben Kenntnis erhalten". Herr Effert suchte in seinem Artikel im übrigen das Vorgehen Raubers durchaus als berechtigt hinzustellen,

wobei er sich eine ganze Reihe ungehöriger Ausfälle zu schulden kommen ließ. Mit Recht bemerkte dazu die „Saarbr. Volksztg." (Nr. 171 v. 30. Juli) u. a.:

Das verdient die allerschärfste Zurückweisung. Es steht weder Herrn Effert zu, die parlamentarische Tätigkeit des Herrn Dr. Bitter abzuurteilen, noch ihm „auf die Finger zu klopfen" oder gar davon zu sprechen, „welcher Stand im Zentrum am anmaßendsten und in selbstsüchtigster Weise einseitig seine Interessen vertreten hat". Etwas mehr Bescheidenheit wäre hier fürwahr am Platze.

*

In der zweiten Hälfte des Juli — und später wiederholt — war inzwischen in einer Reihe größerer Zentrumsblätter, u. a. „Germania", „Schles. Volksztg.", „Augsb. Postztg.", „Trier. Landesztg." usw. folgender Aufruf erschienen:

Einladung.

Die mehrgenannte Osterdienstagsversammlung in Köln hat zu vielfachen Entstellungen und Verdächtigungen Anlaß gegeben, insbesondere ist den Teilnehmern der Vorwurf der geheimen Wühlerei gemacht worden.

Zur Klarstellung der Bestrebungen der Teilnehmer an der genannten Versammlung erlauben sich die Unterzeichneten alle diejenigen Herren, welche zu einer wohlwollenden Besprechung der in der Versammlung aufgestellten Leitsätze, nämlich:

1. „Das Zentrum ist eine politische Partei, die sich zur Aufgabe gestellt hat, die Interessen des gesamten Volkes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Einklange mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu vertreten."
2. „Der große Einfluß, den der Volksverein für das kathol. Deutschland auf das katholische Leben ausübt, erfordert einen engeren Anschluß an den Episcopat."

geneigt sind, zu einer Konferenz nach Koblenz, am 9. August ds. Js., nachmittags 4 Uhr, im Görresbau, Firmungsstraße, ergebenst einzuladen.

Reichstagsabgeordneter Dr. jur. Bitter (Kiel.)
Professor Dr. Bendix, Domkapitular (Mainz.)
Graf von Droste-Vischering, auf Vischering.
Graf Wilhelm von Droste-Vischering (Padberg.)
Reichstagsabgeordneter Freiherr von Freyberg (Jetzendorf.)
Reichstagsabgeordneter Graf von Galen (Haus Assen.)
Professor Dr. Hüls, Domkapitular (Münster.)
Chefredakteur Dr. Krueckemeyer (Saarbrücken.)
Direktor Langer (Trier.)
Reichstagsabgeordneter Fürst zu Löwenstein (Klein-Heubach.)
Professor A. Müller, Religions- und Oberlehrer (Köln.)
Fabrikant Neuerburg (Trier.)
Reichs- und Landtagsabgeordneter Geheimrat Roeren (Köln.)
Pfarrer Roschel (Trier.)

Pfarrer Stein (Trier.)
Reichstagsabgeordneter Justizrat Dr. Thaler (Würzburg.)
Professor Augustin Uebel (Mainz.)
Landtagsabgeordneter, Fabrikant und Rittergutsbesitzer Underberg (Rheinberg.)
Chefredakteur Warnecke (Münster.)
Professor Dr. Willems (Trier.)

Ursprünglich war die Einladung von noch drei weiteren Herren unterzeichnet, die aber später ihren Namen zurückgezogen haben. Die „Köln. Volksztg." nahm in ihrer Nr. 621 v. 24. Juli von dieser Einladung Notiz und bemerkte dazu u. a.: „Es ist jedenfalls zu begrüßen, wenn die Herren, welche eine Aktion im Sinne des obigen Inserates für notwendig erachten, jetzt vor aller Öffentlichkeit über ihre Ziele sich aussprechen wollen." Aber bereits in ihrer Nr. 632 v. 28. Juli druckte sie einen im „Düsseldorfer Tageblatt" abgedruckten Artikel der Erzberger'schen Korrespondenz nach, in dem die Hoffnung ausgesprochen wurde, „daß die Versammlung trotz der Einladung gar nicht zustande kommt", da man darin „einen sehr bedenklichen Schritt, der letzten Endes zur Unterminierung des Zentrumsturmes führen muß, sehen" müsse. „Wir sind überzeugt," hieß es darin zum Schluß, „daß wir im Namen von mehr als 99 Prozent aller Zentrumswähler sprechen, wenn wir sagen: Nun aber Schluß!" Dieser Artikel gelangte auch in mehreren anderen, auf Seite der „Köln. Volksztg." in diesem Streite stehenden Zentrumsblättern zum Abdruck. Auch von anderer Seite wurde vergeblich versucht, das Zustandekommen der Koblenzer Versammlung zu verhindern, so auch vom Beirat des Provinzialausschusses der rheinischen Zentrumspartei, dem u. a. der geistige Leiter der „Köln. Volksztg.", Herr Justizrat Dr. Julius Bachem, als Mitglied angehört. Diesen Bestrebungen trat die „Augsb. Postztg." (Nr. 171 v. 1. August 09) in folgendem, als Zuschrift charakterisierten Artikel entgegen:

Wozu der Lärm?

Man schreibt uns:

Am Montag, den 9. August, nachmittags 4 Uhr, soll in Koblenz (Görresbau) eine Versammlung katholischer Männer stattfinden, in denen öffentliche katholische Angelegenheiten, insbesondere das Verhältnis des Zentrums zur katholischen Konfession und der Wunsch nach engerem Anschluß des Volksvereins an den Episcopat, zur allgemeinen Besprechung kommen sollen. Unterschrieben ist der Aufruf (vgl. „Augsburger Postztg." Nr. 165) von einer Reihe hochangesehener Abgeordneten, Geistlichen, Professoren und Chefredakteure. Bekanntlich hatte eine Vorbesprechung in engerem Kreise am Osterdienstag in Köln stattgefunden, worauf hin die „Köln. Volkszeitung" und einige andere Blätter sofort Lärm schlugen und von „geheimen Wühlereien" sprachen. Nicht als Folge dieser Entdeckung durch die „Köln. Volkszeitung", sondern als Resultat der Vorbesprechung und auf Grund anerkennender Zuschriften ist nun zu

einer allgemeinen Besprechung nach Koblenz eingeladen worden. Das ist doch wohl der allein korrekte, loyale Weg, durch den der Vorwurf „anonymer Wühlereien“ schon von vornherein widerlegt wird, auf dem aber auch eine gegenseitige Aussprache allein möglich ist.

Wir können es darum nicht billigen, daß schon auf die bloße Einladung hin einige Blätter wie die „Köln. Volkszeitung“ in Nr. 629 und das „Düsseldorfer Tageblatt“ in Nr. 205 ihre schon gegen die Vorbesprechung in Köln gerichteten Angriffe in verschärfter Form fortsetzen. Haben denn katholische Männer nicht mehr das Recht, zu Besprechungen über nichtdogmatische, aber das katholische Volk in hohem Maße interessierende Angelegenheiten einzuladen? Und wer ist es, der ihnen das verargt? Seltsamerweise verstecken dieselben Zeitungen, die anderen „geheime Wühlereien“ vorwerfen, sich selbst unter den Mantel der Anonymität, so daß man nicht einmal weiß, ob die Verfasser jener Artikel die Autorität und das Ansehen, geschweige denn die Verdienste derjenigen besitzen, die ihren Namen unter den Aufruf gesetzt haben. Die „Köln. Volksztg.“ glaubt u. a. hervorheben zu müssen, daß Herr Dr. Bitter, der Einberufer der Versammlung, „eines der an Dienstjahren (!) jüngsten Mitglieder der Zentrumsfraktion“ sei. Ob aber der Verfasser jenes Artikels an „Dienst“- oder auch an Lebensjahren dem Herrn Dr. Bitter voraus ist, läßt sich leider infolge seiner Anonymität nicht feststellen.

Man mag sich nun zu dem Gegenstande der Besprechung stellen, wie man will. Niemand, der nicht etwa seine eigene Anschauung für die unfehlbar richtige hält, wird leugnen, daß der von den Unterzeichneten eingeschlagene Weg einer öffentlichen Diskussion der einzig richtige ist. Die vielerorts nun einmal herrschende Meinung, die den Ausgangspunkt und die Unterlage zu dem Vorgehen der betreffenden Herren bildete, läßt sich nicht einfach totschlagen. Bemerkenswert ist aber, daß gerade diejenigen Blätter, die gegen die Inderliga und den Laienbund nur eine sehr zarte Sprache führten, jetzt gegen die neue Bewegung von auffallender Schärfe sind. Man erinnert sich noch des Wortes, mit dem man damals die Sache zudecken wollte: „Tant de bruit pour une omelette“. Und heute heißt es: „Sprengpulver für das Zentrum!“ Als ferner bei Gelegenheit der Düsseldorfer Katholikenversammlung 1908 zu einer Besprechung über die Versöhnung der konfessionellen Gegensätze eingeladen wurde, da brachten dieselben Blätter, die jetzt solchen Lärm schlagen, recht warm gehaltene Einladungen im redaktionellen Teil. Und endlich ein dritter Vorgang: Als Herr Justizrat Dr. Julius Bachem in den Historisch-politischen Blättern sich eingehend mit dem Zentrum beschäftigte und ihm ganz neue Bahnen weisen wollte — so wurde sein Artikel doch hüben und drüben allgemein aufgefaßt —, da hat er unseres Wissens auch nicht erst das Gutachten der Zentrumspresse eingeholt. Man sollte also doch anderen dasselbe Maß von Freiheit gönnen, das man für sich in Anspruch nimmt.

Die „Köln. Volksztg.“ meint in ihrem neuesten, gegen Dr. Bitters Rede in Neunkirchen a. d. S. gerichteten Artikel (Nr. 629), Herr Bitter habe den Aufsatz Bachems „Aus dem Turm heraus“ anscheinend nicht genau gelesen oder nicht verstanden. Ja, das ist ja eben das Unglück, daß dieser Aufsatz so vielfach „falsch verstanden“ ist! Man erinnere sich nur, wie viele Erklärungen Herr Dr. Bachem seinerzeit erlassen mußte, um zu sagen, was er gemeint und was er nicht gemeint habe. Wenn

nun aber der Verfasser des Artikels in der „Köln. Volksztg." auch die Rede Dr. Bitters „falsch verstanden" hätte, zumal ihm nur ein kurzer, vielleicht noch etwas tendenziös gefärbter Bericht über die lange Rede vorlag? Müßten demnach nicht er und die anderen Blätter es freudig begrüßen, Gelegenheit zu haben, auf einer öffentlichen Versammlung Rede und Gegenrede zu hören? Wozu also der Lärm?

Mögen die Gegner recht zahlreich erscheinen und durch die Wucht ihrer Beweisgründe die Einberufer und die zu ihnen Haltenden von der Inopportunität oder Verkehrtheit ihrer Ziele überzeugen, aber den Streit vorher in der Tagespresse unterlassen! Mit Ausfällen gegen bestimmte Personen bekehrt man niemand, sondern trägt man Verbitterung in das eigene Lager und erweckt Freude beim Gegner. In diesen Angelegenheiten, wie sie die Koblenzer Versammlung vor das Forum der Öffentlichkeit ziehen will, und die wohl zur Kompetenz des katholischen Volkes gehört, hat keine Zeitung und kein Parlamentarier eine solche Autorität, daß sich das katholische Volk ihrer Entscheidung unbedingt und von vornherein unterwerfen müsse. Eine solche Unterwerfung verlangen auch selbstverständlich die Einberufer nicht. Es ist darum eine total verkehrte Auffassung, wenn das „Düsseldorfer Tageblatt" schreibt, diese Herren wollten „allein entscheiden, was Zentrum sei", und „die ganze Partei, die gesamte Fraktion solle das als richtig anerkennen, was einige Herren beschließen". Davon ist gar keine Rede, sondern man will sich aussprechen, und dazu soll die Versammlung dienen.

In welchem Irrtum gewisse Blätter befangen sind, beweist das „Düsseldorfer Tageblatt" dadurch, daß es meint, es spräche im Namen von mehr als 99 Prozent aller Zentrumswähler. Es täuscht sich gewaltig! Hinter den Einberufern stehen mehr, als gewissen Blättern lieb ist, und es wird von vielen Seiten mit Freuden begrüßt, daß jetzt sogar Abgeordnete und hohe Geistliche die Sache in die Hand nehmen, denen man nicht gerade „unverdorbene Jugendlichkeit" und „jugendliche Phantasterei" (vgl. „Köln. Volksztg." Nr. 993, 1908) nachsagen kann.

Herr Professor Faßbender meinte in seinem „Tag"-Artikel, daß schon die „communis opinio des katholischen Volkes" über die Korrektheit hinreichend wache. Das ist so übel nicht. Aber im selben Atemzuge lamentiert er gegen die Versammlung, die doch nichts anderes, als eben eine Betätigung und Äußerung dieser „communis opinio" sein soll.

Wir können deshalb nur nochmals den Wunsch aussprechen, die Versammlung recht zahlreich zu besuchen und das Resultat abzuwarten, statt sich in Zeitungsfehden einzulassen. Wenn aber einzelne Blätter es so darstellen wollen, als wenn über die angeregten Fragen lediglich nur die Zentrumsfraktion zu entscheiden hätte, so möchten wir doch der Ansicht sein, daß auch die Zentrumswähler noch etwas zu sagen haben. Mögen sie das auf der Koblenzer Versammlung in ruhiger Aussprache mit den Abgeordneten und den Vertretern der Presse in ausgiebiger Weise tun! In die Tageszeitungen gehört der Streit nicht.

Am 9. August fand dann die angekündigte Versammlung im Görresbau zu Koblenz statt. „Nicht nur der Westen der Monarchie," schreibt die „Saarbr. Volksztg." (Nr. 182 v. 12. Aug.) in einem Rückblick auf dieselbe, „Rheinland und Westfalen, Hessen-Nassau und die Reichslande hatten ihre Vertreter entsandt, auch von jenseits der Elbe waren manche herbeigeeilt. Ein oberschlesischer Pfarrer war

sogar Tag und Nacht hintereinander gefahren, um rechtzeitig einzutreffen. Auch aus dem Auslande waren verschiedene Herren eingetroffen, haben sich doch auch in letzter Zeit die bedeutenderen Organe Frankreichs, vor allem der „Univers“ und die „Croix“, mit der Kölner Konferenz befaßt und ihr eine durchaus objektive Würdigung angedeihen lassen. Unter den einheimischen Besuchern war besonders stark der Klerus vertreten, dazwischen erblickten wir vor allem viele Angehörige der sogenannten freien Berufe; die Zentrumsfraktionen des Reichs- und Landtages waren durch eine ganze Anzahl Mitglieder vertreten. Die größere Zentrumspresse hatte, soweit sie nicht durch eines der anwesenden Korrespondenzbureaus sich vertreten ließ, Redaktionsmitglieder zur Berichterstattung entsandt, so u. a. die „Köln. Volksztg.“, die „Germania“, die „Kobl. Volksztg.“, der „Münst. Anz.“, die „Trier. Landesztg.“, die „Saarbr. Volksztg.“, die „Wormser Nachrichten“ usw. Auch von der größern gegnerischen Presse hatte eine Reihe Blätter ihre besonderen Vertreter, so u. a. die „Köln. Ztg.“ und die „Frankf. Ztg.“. So machte die Versammlung, die von ungefähr 4—500 Personen besucht sein mochte, schon nach außen einen glänzenden Eindruck. Die Verhandlungen nahmen teilweise einen stürmischen Verlauf.“

Zu Beginn der Verhandlungen erklärte Herr Geheimrat Roeren, nachdem er die bereits erwähnte, den Volksverein betreffende Mitteilung gemacht, der Beirat des Provinzialausschusses der rheinischen Zentrumspartei, dessen Mitglied er sei, habe sich am Samstag nachmittag mit dem Gegenstand der heutigen Versammlung befaßt und sich dahin ausgesprochen, daß es wichtige Interessen der Partei seien, die heute hier verhandelt werden sollten. Der Provinzialrat sei in seiner Mehrheit der Anschauung gewesen und habe ihn ersucht, diese seine Ansicht hier mitzuteilen, daß man von einer Besprechung des ersten Leitsatzes absehen und die Erledigung der ganzen Angelegenheit dem durch süddeutsche Vertreter des Zentrums verstärkten Landesausschuß in die Hände legen solle. Für diesen Fall sei zugesagt worden, daß jede Diskussion über die Frage in der Presse bis zur Erledigung der Sache eingestellt werden solle, damit keine Uneinigkeit in die Partei getragen werde. Er habe den Auftrag, dies mitzuteilen, freiwillig übernommen und sich in loyaler Weise seines Auftrags entledigt. Herr Abg. Dr. Bitter wollte nunmehr sein Referat erstatten; es entspann sich aber zunächst eine stürmische Geschäftsordnungsdebatte. Herr Abg. Justizrat Müller-Koblenz, der ebenfalls Mitglied des Beirats ist, beantragte dem Wunsche des Beirats gemäß, von jeder Erörterung der Frage abzusehen und ihre Prüfung und Entscheidung dem erweiterten Landesausschuß der Zentrumspartei zu überweisen. Herr Dr. Bitter erklärte demgegenüber, nur dann den Antrag zur Abstimmung bringen zu lassen, wenn sich keinerlei Widerspruch aus der Versammlung erhebe. In der weiteren Diskussion führte Herr Geheimrat Roeren aus, es sei selbstverständlich, daß man hier nicht über den Cha-

rakter der Zentrumspartei diskutieren und eine autoritative Definition geben wolle, wodurch Uneinigkeit in die Partei getragen würde. Dazu sei diese Versammlung nicht einberufen, ebensowenig wie die Osterdienstags-Konferenz dazu berufen gewesen ist. Dazu ist allein berufen das Volk und die Wählerschaft. Nur diese haben darüber abzustimmen, ob sie einer Partei mit diesen oder jenen Grundsätzen Vertrauen schenken wollen. Eine Diskussion über die Definition des Zentrums würde gar keinen Zweck haben, da die Zusammensetzung dieser Versammlung ja rein zufällig sei. Aber man solle doch die Herren, die wochenlang in der Presse herumgerissen worden seien, die man als Sprengpulver am Zentrum, Ketzerrichter, moderne Spione, deren Tätigkeit man als Mauerfraß am Zentrum bezeichnet, weil man ihre Bestrebungen falsch aufgefaßt habe, doch sagen lassen, was man gewollt habe. Herr Dr. Bitter, der die Versammlung einberufen habe, habe dazu ein Recht. „Wir wollen," schloß er „unser Zentrum stärken und wollen die Einigkeit desselben. Hierbei muß ja auch der eine oder andere sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er nicht den richtigen Weg eingeschlagen hat, und ich bin der festen Ueberzeugung, wenn wir dargelegt haben, was wir wollten und was wir weiter anstreben, dann wird nicht nur ein formeller Friede geschlossen, dann wird volle Einigkeit zwischen uns herrschen."

Herr Justizrat Müller-Koblenz schlug weiter vor, nach Anhörung des Referates des Herrn Dr. Bitter, das dieser ja unter allen Umständen erstatten wolle, den Beschluß zu fassen, aus den angeführten Gründen von einer Diskussion abzusehen. Diese Anregung fand augenscheinlich den Beifall der großen Mehrheit der Versammlung. Herr Geheimrat Roeren meinte, Herr Dr. Bitter werde ein so klares Referat geben, daß keiner der Herren das Bedürfnis haben werde, noch in eine Diskussion einzutreten. Nach kurzer weiterer Diskussion erstattete Herr Dr. Bitter dann sein Referat. Ehe ich dasselbe wiedergebe, sei noch folgende Zuschrift des Vorsitzenden des Provinzialausschusses der Rheinischen Zentrumspartei, Herrn Abg. Justizrat Trimborn an die „Köln. Volksztg." (Nr. 676 v. 11. August), die die durch Herrn Geheimrat Roeren erwähnte Sitzung des Beirats des Provinzialausschusses betrifft, mitgeteilt:

„Der in der Koblenzer Versammlung von Montag, 9. August, erfolgte Hinweis auf die am Sonnabend, 7. August, in Köln stattgehabte Sitzung des Beirates veranlaßt mich zu folgender Klarstellung:

1. Der Beschluß, Herrn Reichs- und Landtagsabgeordneten Geheimrat Roeren zu ersuchen, in Koblenz darauf hinzuwirken, daß eine Erörterung des Leitsatzes 1 der Osterdienstagskonferenz (Definition des Charakters des Zentrums) unterbleibe und die Frage an eine geordnete Parteiinstanz, den durch die Vertreter von Süddeutschland verstärkten Landesausschuß der preußischen Zentrumspartei, verwiesen werde, ist mit allen Stimmen gegen die des Herrn Abgeordneten Geheimrat Roeren erfolgt.

An der Sitzung nahmen teil außer dem Vorsitzenden und Herrn Abgeordneten Geheimrat Roeren die Herren Landtagsabgeordneter Oberlandesgerichtsrat Marx-Düsseldorf, stellvertretender Vorsitzender, Justizrat Dr. Julius Bachem-Köln, Bürgermeister Biesenbach-Rheinbreitbach, Dr. med. Winands-Aachen, Reichstagsabgeordneter Amtsgerichtsrat de Witt-Köln.

2. Es war nicht die Meinung des Beirats des Provinzialausschusses der rheinischen Zentrumspartei, daß Herr Abgeordneter Geheimrat Roeren den Beschluß des Beirats lediglich zur Kenntnis der Versammlung in Koblenz bringen solle, vielmehr war Herrn Abgeordneten Geheimrat Roeren der dringende Wunsch ausgesprochen worden, einen Antrag im Sinne des Beschlusses zu stellen und zu befürworten, wie dies Herr Abgeordneter Justizrat Eduard Müller-Koblenz, der an der Sonnabendsitzung des Beirats teilzunehmen verhindert war, dann in dankenswerter Weise in der Versammlung zu Koblenz getan hat."

Das Referat des Herrn Dr. Bitter

hatte nach dem von ihm korrigierten Stenogramm folgenden Wortlaut:

Meine Herren!

Die bekannte Osterdienstags-Versammlung, welche im April in Köln tagte, hat hinsichtlich ihrer Bestrebungen und hinsichtlich ihrer Wünsche vielfach Entstellungen in der Presse gefunden. Meine Herren! Es handelt sich um eine Privatbesprechung; es handelt sich um die Ansicht von Männern, die dieselbe Einheit im Denken, die dieselbe Einheit in politischer Hinsicht und Überzeugung verband. Sie wollten nicht das Zentrum bekämpfen, gegen das Zentrum war ihre ganze Aktion nicht gerichtet. Was sie wollten und was sie in ihrem Schreiben an die hochwürdigsten Herren Bischöfe zum Ausdruck gebracht haben, das war: zu überlegen, welche Maßnahmen zu treffen seien gegen das in der Presse, in Broschüren, zum Teil auch in Versammlungen systematisch hervortretende Bestreben, wirtschaftliche, soziale und politische Fragen immer mehr losgelöst von den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu behandeln und in einseitiger, irreführender Weise den interkonfessionellen Charakter des Zentrums zu betonen.

Meine Herren! Es handelte sich in Köln also lediglich um einen privaten Meinungsaustausch. Einer der Teilnehmer hatte sich Aufzeichnungen gemacht und diese Aufzeichnungen in Druck gegeben. Der Drucker oder ein Angestellter aus der Druckerei hat die Aufzeichnungen irgend einer Person — auf Namen kommt es nicht an — verraten, und so ist die Sache auch in den Besitz der Presse, vor allen Dingen der „Kölnischen Volkszeitung", gelangt. Und wer ist es nun gewesen, der die Preß-Fehde verschuldet hat? Sind es etwa die 10 Männer der Osterdienstagsversammlung gewesen, die lediglich zusammengekommen waren, um privatim ihre Ansichten auszutauschen, ihre Wünsche auszusprechen und vor allem über die Maßnahmen gegen das gekennzeichnete Bestreben des übermäßigen Hervorkehrens des interkonfessionellen Charakters des Zentrums und auch über einige andere Sachen Rat zu pflegen?

Schuld an der Preß-Fehde ist die „K. V.-Z.", und gerade weil die „K. V.-Z." Schuld an dieser Preß-Fehde gewesen ist, deshalb hätte sie

die Loyalität, die sie immer betont, veranlassen müssen, auch diejenigen, welche sie angriff, zu Wort kommen zu lassen. (Sehr richtig!)

Meine Herren! Die Sachlage war die: Am 15. Juni richtete der Augustinus-Verein an die Presse das Ersuchen, keine Artikel mehr über diese Angelegenheit zu veröffentlichen. Wer kehrte sich an diese Aufforderung nicht? Die „K. V.-Z."! Sie brachte in dem Blatt vom 22. Juni, Nr. 520, den bekannten Artikel über „Anonyme Wühlereien und Treibereien", und sie brachte in Nr. 526 am 23. Juni nochmals einen Artikel mit einer ähnlichen Überschrift, und sie stellte sich da auf den Standpunkt, daß der Herr Kardinal von Köln in seiner Rede in M.-Gladbach Stellung gegen die Wünsche und Bestrebungen der Osterdienstagsversammlung genommen hätte. Jetzt, nachdem der Herr Kardinal die von Herrn Geheimrat Roeren veröffentlichte Erklärung abgegeben hat, und nachdem er gesagt hat, er habe nicht die Teilnehmer an der Osterdienstagsversammlung treffen wollen, da sagt die „K. V.-Z.": „Gewiß, z. Zt. der Rede des Herrn Kardinals lag das Protokoll überhaupt noch nicht vor!" Aber in dem Artikel vom 23. Juni Nr. 526 bringt sie doch die Rede des Herrn Kardinals mit den anonymen Wühlereien und Treibereien in Zusammenhang.

Meine Herren! Das ist wenig loyal. Das Wort darf ich mir erlauben. Über die persönlichen Angriffe, die sie sonst gegen den Herrn Geheimrat Roeren, eines der ältesten Mitglieder des Deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses, richtete, will ich mich nicht auslassen.

Als der erste Artikel gekommen war, schickte ich an die „K. V.-Z." eine Erklärung des Inhaltes, was wir auf der Osterdienstagsversammlung besprochen, welche Leitsätze wir angenommen hatten, und was uns dazu geführt hätte. Was schrieb mir die „K. V.-Z."? Sie schreibt:

„Sehr geehrter Herr! Wir sehen uns einstweilen nicht veranlaßt, die uns von Ihnen übersandte Erklärung in der „K. V.-Z." abzudrucken. Diese Erklärung gibt nur ein mangelhaftes Bild von den Vorgängen in der Kölner Osterdienstagsversammlung. Das Protokoll über den Verlauf dieser Versammlung liegt uns vor. Wenn wir Veranlassung haben sollten, auf die Osterdienstagsversammlung eingehender zurückzukommen, als dies in unserer gestrigen Nr. 526 unter möglichster Schonung der in Betracht kommenden Persönlichkeiten geschehen ist, so wird dies nur auf Grund jenes Protokolles geschehen, damit kein schiefes Bild von dem Verlauf und den Tendenzen der fraglichen Versammlung entsteht."

Ich wandte mich dann telephonisch an die „K. Vztg." vom Reichstage in Berlin aus und bat sie, den Artikel aufzunehmen, was sie jedoch ablehnte. Darauf blieb mir nichts übrig. als den Artikel an andere Zeitungen zu senden, und diese, darunter auch die „Germania", haben die Erklärung in loyaler Weise aufgenommen. (Bravo!) Nun druckte die „K. Vztg." in Nr. 532 vom 25. Juni d. Js. von der Erklärung ab, was ihr paßte. Das andere ließ sie fort! In Nr. 541 vom 28. Juni setzte sie dann ihre Angriffe fort. Das veranlaßte mich zu einer neuen Erklärung. In derselben fragte ich: „Wer anders ist denn derjenige, der versucht hat, den Charakter des Zentrums zu definieren, als die „K. Vztg."?" (Sehr wahr!) Das war nicht nur meine Ansicht, sondern die weiter Kreise. So hat auch die „Kobl. Volksztg." dasselbe gesagt, wie ich, daß nämlich die ganze Konferenz vom Oster-Dienstag unterblieben wäre, wenn nicht die „K. V." seit einer Reihe von Jahren mit einem

wahren Feuereifer bestrebt gewesen wäre, autoritativ festzustellen, welches der wahre Charakter des Zentrums sei. (Sehr richtig!)

Darnach war, soweit ich die Lage übersehen konnte, in der Zentrumspresse wieder Ruhe und zwar auf Wunsch des Augustinus-Vereins. Aber die „K. Vztg." setzte dann in ihren Nummern vom 24. (621), 27. (627 und 629), 28. (632), 30. Juli (636, 637) usw. die Polemik in überaus scharfer Weise fort. Sie hörte nicht auf, die Teilnehmer an der Osterdienstagskonferenz und vor allem mich in ironischer Weise lächerlich zu machen, indem sie mir unterschob, ich hätte versucht, für das Zentrum eine Definition zu finden. Es steht also fest: Schuld an der Preßfehde und der ganzen Bewegung sind nicht die Teilnehmer an der Osterdienstags-Konferenz, sondern einzig und allein die „K. Vztg.". Die fragliche Konferenz sollte keine Definition des Zentrums suchen, sondern sie wollte Stellung nehmen gegen die Bestrebungen, die seit einiger Zeit in Presse und Broschüren zu Tage getreten sind, und die dahin gingen, den wahren Charakter des Zentrums zu verwischen. Wenn wir eine Definition des Zentrums aufgestellt haben, so ist das nicht in der anmaßenden Weise geschehen, wie die „K. Vztg." es hinstellte, als ob wir der Zentrums-Fraktion und Partei unsere Definition aufoktroyieren wollten. Aber wenn man gegen jemand kämpft, der den Charakter des Zentrums verwischen und die Partei auf eine andere Grundlage stellen will, dann muß man sich auch erst selbst klar darüber sein, welches der wahre Charakter des Zentrums ist; und aus diesem Gesichtspunkte heraus haben wir versucht, uns selbst darüber klar zu werden. Wir haben nicht die Absicht gehabt, der Zentrumsfraktion und der Wählerschaft eine Definition des Zentrums aufzuoktroyieren; dazu sind wir nicht berufen, und es ist auch hier nicht der Ort, darüber zu debattieren, was das Zentrum ist und was es nicht ist. Das gehört nicht in eine öffentliche Versammlung. Aber wenn die „Köln. Vztg." den Teilnehmern der Osterdienstags-Konferenz unterschiebt, daß sie eine solche Definition gesucht hätten, dann werden wir doch das Recht haben, dem Volke darzulegen, welche Wünsche und Absichten uns geleitet haben. Wenn wir das tun, dann kann es der „K. Vztg." unmöglich gestattet sein, zu sagen, wir wollten eine Definition des Charakters des Zentrums geben und Uneinigkeit in die Partei tragen. Nichts hat uns ferner gelegen, als das; das war niemals unsere Absicht und unser Bestreben. Hätte die „K. Vztg." doch die Brille aufgesetzt und in dem von mir als Machwerk bezeichneten Protokoll etwas weiter nachgelesen, so hätte sie gefunden, daß darin steht: „Angriffe sollen nicht gemacht werden." Kann es loyal genannt werden, wenn man eine private Angelegenheit, die zwischen vier Wänden besprochen wurde, in die Oeffentlichkeit zieht und den Gegner damit schlägt, ihm aber nicht Gelegenheit zur Verteidigung gibt? Auf ein solches Verhalten kann das Wort loyal nicht mehr Anwendung finden.

Meine Herren! Ich möchte noch auf eines hinweisen. Die „Köln. Volksztg." stellt sich, obwohl ich ihr telephonisch mitgeteilt habe, daß das veröffentlichte Protokoll ein privates Machwerk sei, das voll von objektiven Unrichtigkeiten ist, auf den Standpunkt, daß wir darzulegen hätten, worin die Unrichtigkeiten beständen. Obwohl sie mich nicht zu Wort kommen läßt, verlangt sie, daß ich ihr bei ihrer Beweisführung dadurch helfen solle, daß ich ihr angebe, was in dem Protokoll falsch ist. Das kann man doch nicht vom Gegner verlangen. Das ist doch sehr naiv. Ich

brauche der „K. Vztg." nicht darzulegen, was wahr ist und was nicht wahr ist.

Ich stelle nach dem Gesagten fest:

1. Das Verschulden an der ganzen Sache trägt einzig und allein die „K. Vztg.". (Stürmischer Beifall, teilweise Schlußrufe.)

2. Die Aktion war nicht im mindesten gegen das Zentrum gerichtet, wie ich später noch ausführen werde, und wie aus dem Flugblatt zu ersehen ist, das hier verteilt ist. Gott sei Dank ist das Zentrum noch das, was es war und sein soll. Aber die „K. Vztg." will es auf eine andere Grundlage stellen. Das ist es, was wir mit aller Entschiedenheit bekämpfen, und wogegen die Teilnehmer der Osterdienstagskonferenz Stellung genommen haben.

3. Stelle ich fest, daß unsere Maßnahmen gerichtet sind gegen die Presse und die Broschüren, die fortwährend in einseitiger Weise den interkonfessionellen Charakter des Zentrums propagieren. Wir wollten keine Definition des Zentrums geben, um dieselbe der Fraktion aufzuzwingen, sondern um uns darüber klar zu werden, wie weit wir uns vom Boden des Zentrums entfernen, wenn die gekennzeichneten Bestrebungen immer mehr und mehr um sich greifen.

Ausdrücklich will ich ferner noch feststellen, daß die Frage, „ob christliche Gewerkschaften oder katholische Fachabteilungen", mit der Konferenz nichts zu tun hatte, sondern von der Beratung ausdrücklich ausgeschlossen wurde.

Ich will nun des Weiteren dazu übergehen darzulegen, was wir wollen, und ob wir damit Unrecht getan haben oder nicht. Ich halte mich in Bezug hierauf im wesentlichen an das Flugblatt, ich tue das der Einfachheit halber und um deswillen, damit die Herren genau wissen und sich darüber klar werden können, was wir gewollt haben. Deshalb habe ich das Flugblatt drucken lassen.

Meine Herren! Ich habe gesagt, es sei schwer, sich mit einem Gegner auseinanderzusetzen, der fort und fort das Thema verschiebt. Das hat aber die „K. Vztg." getan. Wir hatten den Satz aufgestellt, daß das Zentrum eine politische Partei sei, die sich zur Aufgabe gestellt habe, die Interessen des gesamten Volkes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Einklang mit, und nicht, wie die „K. Vztg." schreibt, nach den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu vertreten. Die „K. Vztg." bezeichnete uns deshalb als „Sprengpulver für das Zentrum". Sie sagt:

„Wer im Parlament konfessionelle katholische Politik treiben will, entfernt sich damit vom Boden der Verfassung. . . Man kann vom Boden der Verfassung aus Politik gemäß den allgemeinen christlichen Grundsätzen treiben, nicht aber spezifisch katholische Politik . . . Die christliche Weltanschauung, welche den Vertretern der im Glauben getrennten beiden christlichen Konfessionen gemeinsam ist, kann man noch heute auch im deutschen Parlament zur Geltung bringen und soll sie zur Geltung bringen. . . ."

Das hört sich ja ganz gut an, ist aber keine Polemik gegen unseren Leitsatz. Wir treiben keineswegs spezifisch katholische und keineswegs konfessionelle Politik. Wir müssen uns klar werden:

1. Wann sind wir eine politische Partei?

2. Welches Programm hat das Zentrum als politische Partei? und

3. darüber: inwieweit sucht die „K. Vztg." dieses Programm zu ändern?

Meine Herren! Eine politische Partei bleibt man doch auch, wenn man, und das will ich Ihnen beweisen, von einer bestimmten Weltanschauung als Grundlage aus Politik treibt. Die Reichsverfassung bestimmt in Artikel 29, daß die Mitglieder des Reichstages das gesamte Volk vertreten und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden sind. Wenn wir auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens für das gesamte Volk die politische Arbeit verrichten, so sind wir eine politische Partei. Darüber kann kein Zweifel sein, und darüber sind sich die Gründer des Zentrums auch nicht im Zweifel gewesen. Sie schwankten zuerst dahin, ob sie das Zentrum nicht lediglich auf der Grundlage der Vertretung spezifisch katholischer Interessen gründen sollten. Sie sind aber davon abgekommen. Das Zentrum ist gegründet worden, und das betone ich wiederholt, — und es ist von den Teilnehmern der Osterdienstagsversammlung anerkannt worden, — als eine politische und nicht als eine spezifisch katholische und konfessionelle Partei. Nach der früheren, alten Ständevertretung waren die Abgeordneten mehr Vertreter ihrer eigenen Rechte, der Rechte ihres Standes. Jetzt ist das anders. Der Abgeordnete vertritt heute das gesamte Volk. Es ist dem Zentrum niemals eingefallen, — und das hat auch kein Mitglied der Osterdienstagsversammlung behauptet, — daß das Zentrum nur zur Vertretung der katholischen Interessen da wäre. Es hat stets sein Programm auf die gesamte Bevölkerung des Reiches ausgedehnt und stets Andersgläubige in seinen Reihen willkommen geheißen. Es ist aber etwas anderes, ob man eine politische Partei ist, und, auf welcher Grundlage man die politische Arbeit verrichtet. Eine politische Partei ist man schon dann, wenn man für das gesamte Volk auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens tätig ist. Das konstitutionelle Parlament ist ein Staatsorgan, in formaler Beziehung besteht kein Unterschied in Betreff der einzelnen Mitglieder. Aber die einzelnen Mitglieder gehören bestimmten Parteien, bestimmten Fraktionen an. Alle Fraktionen suchen ihre Arbeit auf dem Boden der Verfassung zu verrichten; aber alle nach wesentlich anderen Gesichtspunkten. (Sehr richtig.) Fangen Sie bei der äußersten Linken an, gehen Sie hin bis zur äußersten Rechten, Sie werden stets das Gleiche finden. Sie werden stets finden, daß alle Parteien gemeinsam haben, die gesamte Reichsarbeit für das gesamte Volk zu verrichten, daß aber bei allen etwas verschieden ist, ihr Programm.

Was ist nun das Programm einer Partei? Das Programm stellt doch lediglich dar die Wünsche und Bestrebungen eines bestimmten Volksteiles, dessen Mitglieder Anhänger der Partei sind, und die gerade in dieser Richtung, wie ihre Wünsche und Bestrebungen laufen, die Reichsarbeit für das gesamte Volk verrichtet wissen wollen. Was bildet die Grenze, was scheidet die Parteien? Im letzten Grunde die Weltanschauung! (Sehr richtig.) Die Weltanschauung ist es, was die Partei einigt, was sie zusammenschließt und zusammenhält. Die Weltanschauung ist das Band, welches die Kraft besitzt, so heterogene Elemente, wie sie sich in manchen Parteien, namentlich auch beim Zentrum finden, auf die Dauer zusammenzuschließen.

Nun, meine Herren, wenn das richtig ist, dann fragt es sich: „Auf welcher Weltanschauung ist das Zentrum gegründet?“ Das Zentrum ist von Katholiken gegründet. Das Zentrum kann deshalb nur gegründet sein auf dem Boden der katholischen Weltanschauung. Denn, meine Herren, was ist denn eine allgemein christliche Weltanschauung? Doch weiter nichts, als ein verwaschenes Christentum, das der festen Grundlage entbehrt (stürmischer Beifall) und dem Subjektivismus Tür und Tor öffnet. (Widerspruch bei einzelnen Gegnern.) Meine Herren! Sie kommen nicht weit mit Ihrem Christentum, so wie Sie es wollen. Eine christliche Weltanschauung, wie Sie sie wollen, gibt es nicht. Da kann jeder sich so viel dazu nehmen, als er will. Allgemein christliche Grundsätze entbehren des festen Fundamentes, auf dem sie sich aufbauen. (Stürmischer Beifall.) Es lebt aber im Zentrum noch derselbe Geist, wie im katholischen Volke, den die Gründer des Zentrums festgelegt haben. Sie waren Katholiken und wollten, daß im Programm des Zentrums derselbe Geist herrsche, wie im katholischen Volke. Das haben sie wiederholt zum Ausdruck gebracht. Ich brauche nur zu erinnern an die Rede Windthorsts, die er auf der Katholikenversammlung Deutschlands im Jahre 1885 in Münster gehalten hat. In dieser Rede, in der er sagt: „Das Zentrum — so heißt augenblicklich die parlamentarische Vertretung der Katholiken —“, führt er wörtlich aus:

„Meine Herren, in der heutigen Zeit hat sich die Notwendigkeit geltend gemacht, daß auch Laien in die kirchlichen Verhältnisse sich gleichsam einmischen müssen, weil sie allein nach Lage der Gesetzgebung imstande sind, voll und ganz das zu sagen, was ihnen auf dem Herzen liegt. Da ist denn die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß die einzelnen sich ein wenig über sich selbst hinwegheben. Das ist eine Krankheit, die ist in der Erbsünde begründet (Heiterkeit), und darum ist es denen, die jenen Beruf haben, dringend zu wünschen, daß sie fort und fort auf die kirchliche Autorität hingewiesen werden, und dann die Herren Bischöfe hier sehen, dann vergegenwärtigen wir uns immer die Frage: Sind wir auch in vollem und ganzem Einverständnis mit der Lehre der Kirche und mit den Autoritäten? (Bravo!) In dem Augenblicke, wo wir nur eine Linie davon abwichen, wären wir unwiederbringlich verloren (Bravo!) und unser Gewissen wäre schwer belastet.“ (Bravo!)

Meine Herren! Auf der bekannten Gürzenich-Versammlung am 6. Februar 1887 sagte Windthorst folgendes:

„Was es aber heißt, wenn die Katholiken ohne festen Verband unter sich in den Parlamenten sind, das haben wir in den Jahren vor der Zentrumsfraktion erkannt. Sie verschwinden dann in der Masse und gelten nichts. Wenn wir nicht kompakt wie ein Korps dastehen, fest und geschlossen, dann gelten wir auch nichts; dann sind wir eine Minorität. Die Minoritäten können aber nur dann eine Bedeutung haben, wenn sie geschlossen zusammenstehen. Und in dieses Korps gehören Leute, welche selbständig und unabhängig sind, und welche nicht nach oben und nicht nach unten zu sehen brauchen. Wer ins Zentrum tritt, der muß auf die Vorteile dieser Welt verzichten. Ueber unsrem Beratungszimmer sollte stehen: „Hier hört das Hoffen, also auch das Streben auf.“ Ein Zentrumsmann muß sich aus eigener Kraft und

in eigener Kraft erhalten. Es ist allerdings auch eine Lust, wenn man auf sich selbst steht. Das ist, Gottlob, noch möglich in Deutschland, ohne daß man an der Staatskrippe frißt." (Lebhafter Beifall.)

Meine Herren, nun hält uns die „K. Vztg." den großen Bischof Freiherrn Emmanuel von Ketteler vor und fragt, was Ketteler wohl zu unsern Bestrebungen sagen würde. Sie veröffentlicht sogar einen Artikel von Dr. Niemann, der dartun soll, daß Bischof Ketteler ohne Zweifel unsere Bestrebungen verurteilt haben würde. Meine Herren! Ich sage, wenn Ketteler das unterschreiben sollte, was die „Köln. Volkszeitung" über das Zentrum schreibt, dann würde er seinen Hirtenstab etwas fester in die Hand nehmen. (Stürmischer Beifall.) Was sagt Bischof Ketteler denn über das Zentrum? Sagt er, daß es eine Partei sei, die ohne festen Grund lediglich auf der „christlichen Weltanschauung" aufgebaut sein soll? Mit nichten! In seinem Buche „Die Katholiken im Deutschen Reiche", Mainz 1873, sagt er S. 3 folgendes:

„Ich hoffe daher, daß ein solches katholisches Programm das Programm aller gläubigen Christen und aller rechtlich denkenden Menschen in Deutschland werden kann. Ich könnte es deshalb ein „Programm für alle rechtlich und christlich denkenden Männer in Deutschland" nennen."

Meine Herren! Unsere katholische Weltanschauung ist also nach den Worten des Bischofs die Grundlage eines Programmes für alle rechtlich und christlich denkenden Männer. Daraus sehen sie, wie unrecht es ist, wenn man uns den Vorwurf macht, wir wollten spezifisch katholische Politik treiben. Was wir wollen, das ist, daß das Zentrum auf der Grundlage bleibt, auf die Windthorst und die anderen Gründer es gesetzt haben, wie sie auch der Bischof Ketteler gewollt hat, auf der Grundlage der katholischen Weltanschauung (stürmischer Beifall.) Daß diese Männer das Zentrum auf den Boden der katholischen Weltanschauung gestellt haben, das beweisen die oben erwähnten Zitate. Ich könnte dafür noch mehr Beweise bringen, meine Mappe ist noch mit Material gefüllt.

Nun, meine Herren, wo weicht denn die „K. Vztg." von uns ab, wenn wir sagen, das Zentrum ist eine politische Partei, welche ihre Betätigung im öffentlichen Leben mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung in Einklang bringt? Wir sagen, das Zentrumsprogramm ist aufgebaut auf der katholischen Weltanschauung; denn ohne Konfession keine Religion, kein Christentum. Die „K. Vztg." will den katholischen Geist aus den Prinzipien, auf welchen das Programm aufgebaut ist, verbannen. Das bekämpfen wir. Unsere Prinzipien führen nicht dahin, im politischen Leben alles katholisch gestalten zu wollen. Das Zentrum gewinnt aus seiner katholischen Weltanschauung die den Katholiken und Evangelischen gemeinsamen Grundsätze; durch diese erhält es starke Berührungspunkte mit den gläubigen Protestanten und wird zu gemeinsamer politischer Arbeit mit ihnen zusammengeführt. Den gläubigen Protestanten ist es leicht gemacht, sich auf den Boden des Zentrums-Programms zu stellen, da diese gemeinsamen Grundsätze die gleichmäßige Behandlung und Lösung zahlreicher politischer Fragen ermöglichen. Das Programm auf allgemeine Grundsätze aufzubauen, wie die „K. Vztg." es will, führt zu einem verwaschenen Christentum und muß dem Zentrum die feste Grundlage rauben.

Man hat uns weiter vorgeworfen, wir verletzten die Parität. Das ist nicht wahr. Denn gerade die katholische Weltanschauung befiehlt uns die Parität. Die Grundsätze der katholischen Weltanschauung bringen es mit sich und erfordern es, daß wir auch den gläubigen Protestanten auf religiösem Gebiete Gerechtigkeit und Parität zuteil werden lassen. Deshalb kann jeder gläubige Protestant auch die Vertretung seiner religiösen Interessen in die Hand des Zentrums legen, und nichts steht im Wege, daß er Mitglied des Zentrums wird.

Die katholische Weltanschauung ist es, welche das katholische Volk zum Zentrum führt, weil im Zentrum derselbe Geist weht, wie im katholischen Volke. Wenn die „K. Vztg." den katholischen Geist aus den Prinzipien des Programms verbannen will, dann entspricht das erstens nicht den Absichten der Gründer des Zentrums, und zweitens muß das zu einem verwaschenen Christentum führen (sehr richtig); das scheint die „K. Vztg." an sich nicht zu bestreiten. Sie verwahrt sich nur dagegen, daß sie derartige Grundsätze in das Volk getragen habe. Demgegenüber wollen wir die „K. Vztg." reden lassen! In Nr. 454 vom 26. Mai 1907 bekämpft die „K. Vztg." die Ansicht, daß das Zentrum eine politische Partei auf konfessioneller Grundlage sei. Hier wird gesagt, man solle nicht an den prinzipiellen Grundlagen des Zentrums rütteln, und man solle das irreführende Anhängsel einer „konfessionellen Grundlage" doch nur ja von ihm fern halten. Nun kommt eine Definition des Zentrums. Das Zentrum wird definiert als „eine allgemeine, völlig selbständige, und parlamentarische Volkspartei, eine wahre Reichspartei, welche im Lichte der christlichen Weltanschauung und der nationalen Interessen alle politischen Fragen ohne Unterschied behandelt". — In Nr. 436 vom 9. Mai 1907 wird gesagt: „Nicht nur die liberale Kulturkämpferei, gegen die sich alle gläubigen Katholiken aufbäumten, führte die Zentrumsfraktion zusammen, sondern auch eine vielleicht noch über sich selbst unklare Sehnsucht, im Unterschied von den Liberalen christliche, im Unterschied von den preußischen Konservativen deutsch-volkstümliche, „reichische" Staats- und Gesellschaftsprinzipien zu verwirklichen."

Meine Herren! Verwirklichen Sie die doch einmal ohne eine feste Grundlage! Wohin werden Sie kommen bei der ersten großen prinzipiellen Frage?! —

Nun kommt der Artikel, der geradezu den Anlaß gegeben und die Artikel-Serien heraufbeschworen hat, der berüchtigte Artikel von Justizrat Dr. Julius Bachem, dem spiritus rector der „Köln. Volksztg.", in den „Historisch-politischen Blättern": „Wir müssen aus dem Turm heraus". Hierüber berichtet die „Köln. Volksztg." in Nr. 193 vom 8. März 1906. Es ist mir gegenüber der Vorwurf erhoben worden, ich hätte den Artikel nicht verstanden; vielleicht habe ich es nicht, und ich beneide alle diejenigen, denen es gelungen ist, diesen vielfach dunklen Artikel in seinen vollen, letzten Konsequenzen zu erfassen. Dr. Julius Bachem schreibt nach der „Köln. Volkszeitung":

„Es muß unbedingt mit vermehrter Umsicht auf die Wahl von solchen Abgeordneten nichtkatholischen Bekenntnisses hingewirkt werden, welche gute Fühlung mit dem Zentrum zu nehmen und zu unterhalten willens und geeignet sind. Und zwar wird es m. E. gute Politik sein, solche Abgeordnete nicht nur in Wahlkreisen mit überwiegend protestantischer Bevölkerung zu unterstützen, sondern auch in einer Anzahl von Wahlkreisen,

wo das Zentrum allein vielleicht die Mehrheit erlangen kann. Die Engen, die Ängstlichen, diejenigen, welche überall nur den konfessionellen Gesichtspunkt geltend zu machen gewohnt sind, werden wohl auch an dieser Anregung sich stoßen, und doch dürfte sie ernste Beachtung verdienen. Von solchen Kandidaten darf man kirchenpolitisch nichts anderes verlangen, als daß sie jeder Beschränkung der kirchlichen Freiheit widerstreben, die staatsbürgerliche Gleichberechtigung des katholischen Volksteils rückhaltlos anerkennen; im übrigen muß namentlich ihre sozialpolitische Stellung entscheidend sein!"

Durch diese und zahlreiche ähnliche Artikel wird ein verschwommener Geist in das Programm hereingebracht. (Bravo.) Auf einer solchen Grundlage können wir nicht weiter bauen. Es werden die Andersgläubigen nicht, weil sie mit dem Zentrumsprogramm als gläubige Christen einverstanden sind, in der Partei herzlich willkommen geheißen, nein, die Andersgläubigen werden geradezu in die Partei hinein gesucht und hineingeworben, eben weil sie Andersgläubige sind, auf die Zusicherung hin, daß sie das politisch-soziale Programm des Zentrums vertreten können. Wenn wir das dem katholischen Volke sagen, dann wird das katholische Volk dem Zentrum bald den Rücken kehren. (Beifall.)

Meine Herren! Der Wahlkampf 1906/07 hat wesentlich unter dem Gesichtspunkt der katholischen Weltanschauung gestanden. Hier war es die „K. V.-Z.", welche das Zentrum wieder auf die richtige Basis setzte. Damals hieß es: Ihr seid in eurem Gewissen verpflichtet, Zentrum zu wählen, weil dort derselbe Geist weht und dieselbe Weltanschauung vorhanden ist. Aber sobald die Wahl zu Ende war, da kam wieder der andere Geist, da sollte das Zentrum wieder auf die allgemein christliche Grundlage gesetzt werden, da sollte das sozialpolitische Programm wieder entscheidend sein. Wo würde das Zentrum in der Hitze des Wahlkampfs mit seinen so verschiedenen Berufen und auseinandergehenden wirtschaftlichen Interessen ohne das einigende Band der katholischen Weltanschauung bleiben? Es würde zerrissen am Boden liegen. Und dieser Standpunkt, den wir vertreten, der soll also „anonyme Wühlerei und Treiberei" sein! Wir befinden uns dabei übrigens in vorzüglicher Gesellschaft.

Meine Herren! Die „K. V.-Z." brachte in Nr. 918 über eine Versammlung, die am 24. Oktober 1906 die schlesische Zentrumspartei in Neisse veranstaltet hatte, einen Bericht. Auf dieser Versammlung ergriff der Vizepräsident des preußischen Abgeordnetenhauses, Dr. Porsch, das Wort, indem er zunächst darauf hinwies, daß das Statut der schlesischen Zentrumspartei die Bestimmung enthalte, daß die Kandidaten überzeugte Katholiken sein müßten, eine Bestimmung, die Dr. Julius Bachem, obwohl sie bereits 20 Jahre alt und von Windthorst selbst gebilligt sei, zu der „Wolke von Entgleisungen" aus den Prinzipien Windthorst's gezählt habe. Dr. Porsch fuhr fort:

„Es ist richtig, das Zentrum ist keine konfessionelle Partei . . . Aber in den schweren Jahren des Kulturkampfes ist das Zentrum die politische Partei des deutschen katholischen Volkes geworden. Ebenso wie das Zentrum, sind alle Parteien von einer religiösen oder antireligiösen Idee durchdrungen, so die konservative Partei vom evangelischen Geiste."

Meine Herren! Hat der Herr Dr. Porsch etwas anderes gesagt, als die Teilnehmer der Osterdienstags-Versammlung? Er hat dasselbe ge-

sagt. Und nun hören Sie ein Zitat aus der bekannten Rede des Universitätsprofessors Dr. Esser, die derselbe auf der Mannheimer Katholikenversammlung gehalten hat, ehe der berüchtigte Artikel „Aus dem Turm heraus!“ erschien. Herr Dr. Esser sagt folgendes:

„Die Kunst, den Menschen zu teilen, ist noch nicht erfunden. Will man also dem religiösen Menschen die Teilnahme am öffentlichen Leben nicht versagen, so werden auch die religiösen Prinzipien sein politisches Verfahren leiten. Will man ihnen letzteres versagen, so stellt man die Forderung, der Mensch müsse religionslos sein, um sich an öffentlichen Angelegenheiten beteiligen zu können. Eine Religion aber, welche die Innerlichkeit nicht überschreiten soll, bleibt notwendig stumm. Eine solche Beschränkung leitet direkt über zu dem sozialdemokratischen Satze: „Religion ist Privatsache“; sie raubt zudem der Religion ihre Kraft und ihren Ernst und dem Menschen seinen Charakter, die Einheit im Denken, Wollen und Handeln.“

Meine Herren! Ähnlich habe ich auf der Osterdienstagskonferenz gesprochen, weil mir diese Rede vor Augen schwebte. Als ich dann weiter im selben Geiste in Neunkirchen ausführte, daß Politik und Religion zwar verschieden seien, aber in gewissem Zusammenhange ständen und in manchen Fällen nicht voneinander losgelöst werden könnten, und als ich hieraus die notwendigen Konsequenzen zog, da war ich „Sprengpulver fürs Zentrum“.

War es nun, meine Herren, nicht doch das gute Recht der Teilnehmer an der Osterdienstagskonferenz, sich zu einer privaten Besprechung zusammenzufinden, nicht um gegen das Zentrum zu agitieren, sondern um den systematischen Bestrebungen entgegenzutreten, die darauf hinaus liefen, das Zentrum von seiner richtigen Grundlage hinwegzusetzen? Dazu brauchten wir den Vorstand der Zentrumsfraktion nicht zu fragen, denn mit der Zentrumsfraktion und ihrer parlamentarischen Tätigkeit waren wir nicht unzufrieden; das hat uns nur die „K. V.-Z.“ angedichtet. Sie hat wohl gemerkt, daß die Bewegung gegen sie, die „K. V.-Z.“, gerichtet war (stürmisches Bravo), deshalb hat sie den Spieß umgedreht und, wie mir ein führendes Mitglied der Zentrumspartei schrieb, nach ihrer Art verfahren, entgegengesetzte Meinungen mit Keulen totzuschlagen und mit Höllenstein nachzubrennen, damit kein Nachwuchs übrig bleibe. Da ist sie aber bei uns an die unrichtige Adresse gekommen. (Bravo!)

Meine Herren! Das Wohl und Wehe des katholischen Volkes und des Zentrums erfordern es, daß die Verhältnisse klargestellt werden. Würde es uns denn, selbst wenn wir auf den Boden der „K. V.-Z.“ uns stellen könnten und würden, etwas nützen? Nehmen wir einmal an: wir tun das! Würden unsere Gegner nicht trotzdem fort und fort behaupten, wir seien eine konfessionelle Partei? — Wir sollten doch etwas mehr Stolz und Selbstbewußtsein an den Tag legen, wir Katholiken sollten doch nicht so nervös werden, wenn man mit dem Wort Politik auch das Wort katholisch ausspricht. Wir wollen doch Charaktere sein, und das können wir doch nur in der Einheit des Wollens, des Denkens und des Handelns. Ich kann doch nicht im privaten Leben nach meiner katholischen Weltanschauung handeln und im politischen Leben meine Weltanschauung wie einen Rock ausziehen und an den Nagel hängen und nur nach allgemein christlichen, verschwommenen Grundsätzen verfahren!

Die Osterdienstagskonferenz in Köln hat in keines Menschen Kompetenz eingegriffen, sie hat nur getan, was ihr gutes Recht war, und was ernste Männer tun müssen. Wenn wir in eine Kompetenz eingegriffen haben, dann war es höchstens in die der „K. V.-Z." (Bravo). Sie stellt sich auf den Standpunkt, angeblich weil sie journalistisch an der Wiege des Zentrums gestanden, habe nur sie autoritativ zu deklarieren, und alles müsse sich fügen. So steht es nun doch noch nicht mit der Autorität der „Köln. Volksztg.", so läßt sich das katholische Volk doch noch nicht von ihr belehren. Was wir mit aller Entschiedenheit bekämpfen, das sind Bestrebungen, die ihren markantesten Ausdruck in der Parole: „Aus dem Turm heraus!" finden, und die von Leuten gefördert werden, die nicht einmal Mitglieder der Zentrumsfraktion sind, sich aber anmaßen, den Charakter des Zentrums autoritativ festzustellen. (Langanhaltender, stürmischer, sich immer wiederholender Beifall und Händeklatschen.)

Nach einer kurzen Pause teilte Herr Dr. Bitter mit, daß folgende — von Herrn Pastor Schwaab aus Horchheim eingebrachte — Resolution eingegangen sei:

1. Die Versammlung weist nach den Darlegungen des Abg. Dr. Bitter die Verdächtigung, als sei die Tendenz der mehrgenannten Osterdienstagsversammlung dahin gegangen, das Zentrum zu einer einseitig konfessionellen Partei zu gestalten, als unbegründet zurück.
2. Die Versammlung erklärt, daß sie unentwegt an dem durch Programm und Tradition ein für allemal feststehenden Charakter des Zentrums festhält.
3. Sie mißbilligt daher das namentlich von der „Köln. Volkszeitung" systematisch verfolgte Bestreben, durch übermäßige und einseitige Betonung des interkonfessionellen Charakters des Zentrums den wirklichen Charakter desselben zu verwischen, wodurch eine verhängnisvolle Verwirrung in die Wählerschaft hineingetragen wird.
4. Sie mißbilligt ferner die, insbesondere in derselben Zeitung fortgesetzt zu Tage tretenden Tendenzen, weite Gebiete des modernen Kulturlebens unter Ausschaltung der kath. Weltanschauung mehr und mehr zu interkonfessionalisieren.

Nun folgte wieder eine längere Geschäftsordnungsdebatte, in der Abg. Graf v. Galen mit Rücksicht darauf, daß die Ausführungen Dr. Bitters reichen Beifall gefunden und die meisten der anwesenden Herren glaubten, daß die Teilnehmer an der Osterdienstagskonferenz keine bösen Absichten gehabt haben, beantragte, von einer Diskussion über das Referat abzusehen. Zum Schluß wurde über die gesamte Resolution abgestimmt, wobei dieselbe mit großer Mehrheit, aber gegen eine ansehnliche Minderheit zur Annahme gelangte. Der Widerspruch der Minderheit richtete sich fast ausschließlich gegen die beiden letzten Punkte, da, wie Herr Justizrat Müller-Koblenz betonte, die beiden ersten Punkte wohl fast einstimmig von der ganzen Versammlung gebilligt wurden.

Die Koblenzer Versammlung bildete den Höhepunkt in den Debatten. Nach einer Besprechung der Vorkommnisse auf derselben, die begreiflicherweise besonders lebhaft durch die „Köln. Volksztg." erfolgte — das Kölner Blatt veröffentlichte auch noch eine Serie infolge

des vorhergegangenen Eucharistischen Kongresses in seiner Mappe aufgespeicherter Artikel, die aber keine neuen Gesichtspunkte brachten — stellte sich allmählich Ruhe ein. Die Teilnehmer der Kölner Konferenz hatten ihren Zweck, die Oeffentlichkeit über ihre Absichten aufzuklären, erreicht, und ihre Gegner im Zentrumslager mußten einsehen, daß es wirklich so schlimm nicht war. Selbst die „Köln. Volksztg.", die natürlich mit den Angriffen auf ihre Haltung nicht einverstanden war, schrieb in einer Kritik über die Koblenzer Tagung im Anschluß an einen ausführlichen, allerdings etwas sehr subjektiv gefärbten Bericht über dieselbe (Nr. 673 v. 10. August 1909):

Mit dem Verlauf der Koblenzer Versammlung sind wir im übrigen nicht unzufrieden. Niemand will jetzt an dem politischen, nichtkonfessionellen Charakter des Zentrums irgendwie rütteln. Mehr verlangen wir ja gar nicht.

Ähnlich äußerte sich Justizrat Dr. Julius Bachem im „Tag" (Nr. 187 v. 12. Aug.):

Im übrigen wurde in Koblenz auch von den Veranstaltern der Versammlung beteuert, daß man an dem politischen, nichtkonfessionellen Charakter des Zentrums nicht rütteln, in dieser Beziehung alles beim alten lassen wolle. Wenn das weitere Verhalten derer um die Abgeordneten Roeren und Bitter dem entspricht, so hätte die ganze Auseinandersetzung ein sehr erfreuliches Ergebnis gehabt: es wäre dann der politische, nichtkonfessionelle Charakter des Zentrums stabiliert wie ein „Rocher von bronce".

Recht vernünftig schrieb auch die „Augsb. Postztg" (Nr. 180 v. 12. August), die seit Anfang August unter der Leitung ihrer i. V. zeichnenden Redaktion eine Schwenkung auf die Seite der Gegner der Kölner Konferenzteilnehmer gemacht:

In breiten politischen Kreisen Süddeutschlands und Bayerns versteht man es nicht, wie man wegen der Leitsätze der Osterdienstagsversammlung soviel Aufhebens machen und soviel Verbitterung und Verwirrung anrichten kann. Die Zentrumspartei wird auch ohne spitzfindige Definition das sein und bleiben, was sie bisher gewesen. Der Geist ist es, der sie erhält und vorwärts trägt, nicht die Definition. Wenn man übrigens die Koblenzer Versammlung ihrer äußerlichen Begleiterscheinungen enthüllt, so ergibt sich, daß auch die Nichtanhänger der neuen Programmpunkte im ganzen gar nicht in einem scharfen Gegensatz sich zu verhalten brauchen. Das Ergebnis lautet, daß niemand an dem politischen, nichtkonfessionellen Charakter des Zentrums irgendwie rütteln will. Das wollen auch wir. Deshalb war es aber gar nicht nötig, soviel Staub aufzuwirbeln und in die Wählerkreise Unruhe hineinzutragen.

Die „Schles. Volksztg.", die bereits früher den Ausfällen der „Neisser Ztg." gegenüber zur Ruhe gemahnt und ihrer Ueberzeugung Ausdruck gegeben hatte, daß die Teilnehmer der Kölner Konferenz nur „das Beste für die Partei im Sinne" gehabt hätten (Nr. 337 v. 28. Juli), gab in einer Einleitung zu ihrem Bericht über die Koblenzer Versammlung (Nr. 361 v. 11. Aug) der Hoffnung Ausdruck, „daß sich beide

Richtungen fortan verstehen lernen und Ruhe und Besonnenheit in die Parteianhänger zurückkehrt."

Demgegenüber will es wenig besagen, wenn ein Blatt wie die „Neisser Ztg." (Nr. 185. v. 15. Aug.) auch nach der Koblenzer Tagung weiter gegen die Teilnehmer der Kölner Konferenz und deren Gesinnungsgenossen wütete, unwahrerweise den durchaus objektiven, ihr aber nicht in den Kram passenden Bericht der Berliner Zentrumskorrespondenz, den zahlreiche Blätter, u. a. „Germania", „Schles. Volksztg.", „Ausb. Postztg.", „Westpr. Volksbl." etc zum Abdruck gebracht hatten, als frisierten Bericht bezeichnete und ihn dem daran gänzlich unbeteiligten Dr. Kaufmann in die Schuhe schob. Mit Recht wurde sie von der „Oberschles. Volksstimme" in Gleiwitz dieserhalb wie folgt abgeführt (Nr. 185 v. 15. Aug.):

„Es gibt tatsächlich leider in der Zentrumspartei Leute, deren Eigendünkel sie sich so in einen Standpunkt verrennen läßt, daß man sie mit Vernunftgründen nicht überzeugt. Zu dieser Klasse gehört zweifelsohne die „Neisser Zeitung", die gegen hochverdiente alte Zentrumsveteranen, wie den Abg. Geheimrat Roeren, ... einen Ton anzuschlagen beliebt, der bisher unerhört war. Wie ungerecht die Ausfälle sind, wie unwahr die Behauptungen sich darstellen, das muß auch die „Neisser Zeitung" wissen, aber — um mit den eigenen Worten der „Neisser Zeitung" zu reden — der auf seinen Standpunkt versessene „moderne Manchart kehrt sich an niemanden und an nichts als an seinen eigensinnigen Kopf."

Das „Westpr. Volksbl." in Danzig, das sich in dem Streite im allgemeinen auf die Seite der „Köln. Volksztg." gestellt hatte, schrieb (Nr. 181 v. 11. August.):

Die Erörterung wird ja in den beteiligten Blättern wohl noch eine Zeitlang weiter gehen. Wir möchten nur wünschen, daß sie in aller Ruhe erfolgt. Als „Sprengpulver für das Zentrum" ist die Sache doch ganz und gar nicht zu bewerten.

Die „Freiburger Tagespost" in Freiburg i. B., das offizielle Organ der dortigen Zentrumspartei meinte am Schluß eines Rückblicks auf die Koblenzer Tagung (Nr. 181 v. 12. Aug.):

Somit stehen auch die Abgeordneten Dr. Bitter und Roeren, die die eigentlichen Leiter der neuen Bewegung genannt werden können, voll und ganz in dem Hauptpunkt auf dem Standpunkt der Gründer der Zentrumspartei und auch ihrer heutigen Führer. Wieweit dem speziell „katholischen Geiste" Einfluß auf die Entwicklung der Partei zu gewähren ist, wollen wir hier nicht weiter erörtern. Unseres Erachtens ist es aber unangebracht, den Streit darüber fortzusetzen. Er kann nur die Verwirrung unter den Zentrumswählern vergrößern; das ist aber für jeden Fall zu vermeiden. Wenn innerhalb der Partei einige persönliche Meinungsverschiedenheiten vorkommen, so ist das ja nicht zu verhüten. Man soll doch aber nicht gleich den Streit aufbauschen, als wenn es sich um das Sein oder Nichtsein der Partei handele. Anderseits darf man aber auch nicht so ängstlich sein und von solchen Meinungsverschiedenheiten einen allzugroßen Schaden für die Partei befürchten. Das Zentrum hat schon manch' andere Stürme ausgehalten und seine innere Festigkeit gezeigt. Auch bei

den Parteistreitigkeiten muß es wie bei allen Differenzen heißen: Ruhig Blut!

Endlich sei hier noch das Urteil des Seniors der deutschen Zentrumspresse, Fritz Nienkemper, erwähnt. Derselbe schreibt in seiner üblichen Weltrundschau in der Kausen'schen „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 35 v. 28./29. August):

Die Gegner, die jedes Anzeichen einer Meinungsverschiedenheit im Zentrum krampfhaft auszubeuten pflegen, werden sich wieder einmal in die Rolle der betrübten Lohgerber finden müssen. Schon die bisherige Entwicklung der Sache zeigt ganz klar, daß die Festigkeit und Einheit der Zentrumspartei nicht gefährdet ist. Die oberste Parteiinstanz findet leichte Arbeit, da bereits das allseitige Einverständnis bekundet worden ist, an dem durch Programm und Tradition festgelegten Charakter des Zentrums als einer politischen, nicht konfessionellen Partei festzuhalten. Ebenso herrscht das vollste Einverständnis darüber, daß in allen Weltanschauungsfragen für die katholischen Abgeordneten die Grundsätze ihres katholischen Glaubens maßgebend sein und bleiben sollen. Das bißchen Meinungsverschiedenheit, welches bisher noch übrig bleibt, ist nicht prinzipieller Natur, sondern dreht sich um einen vermeintlichen Schönheitsfehler in der schulgerechten Definition der Partei. Bei weiterer ruhiger Erwägung wird sich zeigen, daß der Herr Kardinalerzbischof von Köln recht hatte mit der Bemerkung, die er seiner Mahnung zur Einheit beifügte: die auftretenden Hindernisse beruhten größtenteils auf Mißverständnissen.

Am 18. August beschäftigte sich auch der Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse in einer eigens anberaumten außerordentlichen Generalversammlung, die einen starken Besuch von Anhängern beider Lager aufwies, mit der Angelegenheit. Nach längeren Debatten gelangte einstimmig — nur gegen den letzten Punkt erhoben sich drei Stimmen — folgende Resolution zur Annahme:

1. Der Augustinusverein erkennt keinerlei Bedürfnis an, eine Definition des Zentrums aufzustellen, da das Zentrum durch sein Programm, durch die Erklärungen seiner Begründer und Führer (Peter und August Reichensperger, v. Mallinckrodt, v. Ketteler, v. Franckenstein, Windthorst, v. Schorlemer-Alst, Dr. Lieber) sowie durch seine Gesamttätigkeit seit nahezu 40 Jahren gegen jede Mißdeutung seines Charakters und seiner Bestrebungen hinlänglich gesichert erscheint.

2. Sollte sich jemals die Notwendigkeit ergeben, das Zentrum zu definieren, so wäre es an erster Stelle Sache der geordneten Parteiinstanzen, insbesondere der Fraktionen des Zentrums, eine solche Definition in Vorschlag zu bringen und zu begründen.

3. Jeder Versuch, an dem politischen nichtkonfessionellen Charakter der Zentrumspartei zu rütteln, muß grundsätzlich abgewiesen werden. Eine Verwischung dieses Charakters würde die Aktionsfähigkeit der Fraktion empfindlich lähmen und es ihr auf die Dauer unmöglich machen, vom festen Rechtsboden der Verfassung aus alle ihre großen Aufgaben in unserem Volksleben, insbesondere auch den wirksamen Schutz des Rechtes und der Freiheit der katholischen Kirche auf deutschem Boden, mit Erfolg wahrzunehmen.

4. Es gehört deshalb zu den vornehmsten Aufgaben der Zentrumspresse, solchen Versuchen mit demselben Nachdruck entgegenzutreten, wie

es seinerzeit die Führer des Zentrums getan haben, und immer wieder erneut den politischen nichtkonfessionellen Charakter des Zentrums da zu betonen, wo die Zentrumspartei als ein konfessionelles Gebilde hingestellt wird.

5. Der politische nichtkonfessionelle Charakter des Zentrums läßt seinen katholischen Mitgliedern die vollste Freiheit, in Weltanschauungsfragen nach den Grundsätzen ihres katholischen Glaubens sich zu richten und für diese vom Boden der Verfassung und der staatsbürgerlichen Parität aus unter aller gebotenen Rücksichtnahme auf die andersgläubigen Volksgenossen einzutreten.

6. Diejenigen Organe der Zentrumspresse, welche den von verschiedenen Seiten gemachten Versuchen, den Charakter des Zentrums zu verwischen, freimütig und mannhaft entgegengetreten sind, verdienen die Anerkennung und den Dank der gesamten Zentrumspartei.

Die Verhandlungen waren streng vertraulicher Natur, aber da die „Köln. Volksztg." in ihrer Nr. 706 v. 21. Aug. die Resolution — wohl mit Rücksicht auf Punkt 6 — dahin auslegt, als habe „die Generalversammlung des Augustinusvereins nahezu einstimmig die Haltung der Köln. Volksztg. gebilligt", und da diese Ansicht mir auch noch in mehreren andern Organen des Zentrums und der gegnerischen Parteien entgegen getreten ist, kann ich doch nicht umhin, einige Bemerkungen, die den vertraulichen Charakter der Besprechung nicht berühren, anzuschließen. Was zunächst den Wortlaut der vom Vorstand des Augustinusvereins vorgelegten Resolution betrifft, so ist derselbe so diplomatisch abgefaßt, daß kein Anhänger der Zentrumspartei gegen den Inhalt derselben etwas einwenden kann, denn dieser Inhalt berührt gar nicht den Kernpunkt des Streites. Er enthält vielmehr nur das von beiden Parteien als feststehend Anerkannte. Daß das Bedürfnis vorliege, eine Definition des Zentrums aufzustellen, wird sicher niemand behaupten wollen; das haben auch die Teilnehmer der Kölner Konferenz nicht behauptet, sie haben ja auch eine autoritative Definition gar nicht aufstellen wollen, ja sie haben, wie schon eingangs bemerkt, überhaupt keine Definition aufgestellt, sondern nur privatim für sich ihre Ansichten über den Charakter der Zentrumspartei ausgetauscht und es dem Vorsitzenden überlassen, für die von ihnen festgelegten Gedanken eine passende Formulierung zu finden. Auch mit dem zweiten Punkte, daß, falls die Notwendigkeit eintreten sollte, das Zentrum zu definieren, es an erster Stelle Sache der geordneten Parteiinstanzen, insbesondere der Fraktionen des Zentrums wäre, eine solche Definition in Vorschlag zu bringen und zu begründen, wird jeder einverstanden sein. Durchaus unbegründet und irrig ist auch die hie und da verbreitete Ansicht, als ob die Herren Dr. Bitter und Geheimrat Roeren durch ihr Schreiben v. 12. Mai 1909 an die hochw. H. Bischöfe diesen den Leitsatz über den Charakter des Zentrums hätten zur Genehmigung mitteilen wollen. Davon kann gar keine Rede sein. Die hochwürdigsten Herren sollten vielmehr, wie es ja auch am Schluß des Schreibens heißt, lediglich von den die Verbreitung der katholischen Weltanschauung betreffenden Bestrebungen der Kölner Konferenzteilnehmer in Kenntnis

gesetzt werden. Im übrigen ist ein solcher Vorgang doch keineswegs etwas Neues, bisher Unerhörtes. Bei anderen in die Politik hineinspielenden, das katholische Volk direkt berührenden Geschehnissen ist doch schon ein Gleiches von anderer Seite geschehen. Weshalb soll denn jetzt auf einmal ein Frevel sein, was sonst — wenn es von anderer Seite geschah — nicht beanstandt wurde?

Völlig einig sind sich auch alle Anhänger des Zentrums über den politischen, nichtkonfessionellen Charakter der Partei. Niemand will daran gerüttelt wissen, und daher konnten auch alle Teilnehmer der Versammlung des Augustinusvereins den Organen der Zentrumspartei, die Versuchen einer Verwischung dieses Charakters entgegengetreten sind, ihren Dank votieren. Werden davon doch sowohl die den Kölner Konferenzbestrebungen freundlichen wie gegnerischen Zentrumsblätter getroffen. Aber zwischen den Zeilen der Resolution läßt sich noch ein anderer, nicht geschriebener Text lesen, nämlich die Verurteilung des Vorgehens der Kölner Konferenzteilnehmer und die Billigung der Haltung der „Köln. Volkszeitung". Das war zweifelsohne auch von dem oder den Verfassern der Resolution beabsichtigt, das bemerkten auch die Teilnehmer der Generalversammlung des Augustinusvereins, speziell insoweit sie auf seiten der Kölner Konferenz standen. Sie hielten sich aber bei der Abstimmung lediglich an den Wortlaut der Resolution. Ich habe das auch getan und für sämtliche 6 Punkte gestimmt. Auf diese Weise kam dann die einstimmige oder fast einstimmige Abstimmung zustande. Ich möchte mich aber doch ganz entschieden dagegen verwahren, mit meiner Abstimmung die Haltung der „Köln. Volksztg." in dieser Preßfehde gebilligt zu haben, ebensowenig wollten das die zahlreichen andern auf seiten der Kölner Konferenz stehenden Herren tun, die für die Annahme der ganzen Resolution gestimmt haben. Das weiß auch die „Köln. Volksztg." selbst recht gut. Ich glaube aber aus Anlaß der von ihr beliebten Auslegung darauf hinweisen zu dürfen, daß in einer am Schluß der Versammlung im Namen des Gesamtvorstandes des Augustinusvereins abgegebenen Erklärung ausdrücklich betont wurde, die gesamte Resolution sei nicht als gegen die eine oder andere Seite gerichtet aufzufassen, sondern lediglich so, wie sie laute, zu verstehen.

Im übrigen liegt doch wohl die beste Billigung der von der Kölner Konferenz vertretenen Bestrebungen gerade darin, daß der Augustinusverein überhaupt sich für kompetent erklärte, darüber zu befinden, ob diese Bestrebungen der Zentrumspolitik widerstreben oder nicht. Denn der Augustinusverein ist ein Verein zur Pflege der katholischen Presse — er zählt auch katholische Redakteure von nicht der Zentrumspartei angehörenden Blättern zu seinen Mitgliedern. Wenn er also glaubt, darüber befinden zu müssen, ob politische Bestrebungen seiner Mitglieder richtig oder falsch sind, so ist es seinem katholischen Charakter nach selbstverständlich, daß er keine Politik billigen kann, die der katholischen Weltanschauung zuwider ist. Etwas anderes haben aber auch die Kölner Konferenzteilnehmer nicht gewollt. Ferner, wie

sollte man in Zukunft den Katholiken noch das Lesen katholischer — der Zentrumspartei sich zuzählender Blätter empfehlen können, wenn diese Blätter eventuell eine Politik befürworten würden, die sich nicht im Einklang mit der katholischen Weltanschauung befände? Solchen Konsequenzen kann sich niemand verschließen.

Einen definitiven Schluß der ganzen Erörterung erstrebte, nachstehende in der Zentrumspresse kurz nach der Generalversammlung des Augustinusvereins erschienene Veröffentlichung:

An die Mitglieder der Zentrumspartei. Gemäß der von dem rheinischen Provinzial-Ausschusse gegebenen Anregung wird sich der Landes-Ausschuß der preußischen Zentrumspartei, verstärkt durch die süddeutschen Vorstandsmitglieder der Reichstagsfraktion, sofort bei dem Wiederzusammentritt des Reichstages mit der neuerdings zur Diskussion gestellten Frage zu befassen haben, welches der eigentliche Charakter der seit beinahe vierzig Jahren bestehenden Zentrumspartei ist. Mit Rücksicht hierauf richten wir an alle Freunde im Lande die dringende Bitte, einstweilen und bis dahin von jeder weiteren Erörterung dieses Gegenstandes in der Presse und in Versammlungen absehen zu wollen. Dr. Frhr. v. Hertling. Dr. Porsch.

Trotz dieser Veröffentlichung und trotzdem diese Veröffentlichung auf Anregung des rheinischen Provinzial-Ausschusses ergangen war, hielt der rheinische Provinzial-Ausschuß selbst es für angebracht, sich nochmals mit der Angelegenheit ausführlich zu befassen. Es geschah dies in einer am 20. Sept. in Köln abgehaltenen Sitzung. Da die daselbst gepflogenen Verhandlungen vertraulich waren, beschränke ich mich auf die Wiedergabe des betreffenden Teiles des offiziellen Berichts darüber in der Zentrumspresse. Derselbe hat folgenden Wortlaut:

Nach Erledigung verschiedener innerer Angelegenheiten wandte man sich zu einer eingehenden Besprechung der Bewegung Bitter-Roeren. Das Vorgehen des Beirats aus Anlaß der Koblenzer Versammlung vom 9. August fand die einmütige Zustimmung der Versammlung. Nach längerer Erörterung der Bewegung selbst gelangte mit allen gegen 4 Stimmen folgende Resolution zur Annahme: „An dem politischen nichtkonfessionellen Charakter der Zentrumspartei muß grundsätzlich festgehalten werden. Eine Verwischung dieses Charakters würde die Aktionsfähigkeit der Fraktion empfindlich lähmen und es ihr auf die Dauer nicht möglich machen, vom festen Rechtsboden der Verfassung aus alle ihre großen Aufgaben in unserem Volksleben, insbesondere auch den wirksamen Schutz des Rechtes und der Freiheit der katholischen Kirche auf deutschem Boden, mit Erfolg wahrzunehmen. Alles weitere wird dem Landesausschuß der preußischen Zentrumspartei, verstärkt durch süddeutsche Reichstagsmitglieder, überlassen." Der erste Satz dieser Resolution wurde einstimmig angenommen.

Die Zentrumspresse hielt sich im allgemeinen dem oben mitgeteilten Ersuchen der Herren Dr. Frhr. v. Hertling und Dr. Porsch entsprechend von jeder weiteren Erörterung fern. Dagegen setzten die Herren Abg. Dr. Faßbender und Justizrat Dr. Julius Bachem dieselbe im „Tag" (Nr. 200 v. 27. Aug., Nr. 202 v. 29. Aug. und Nr. 213 v.

11. Sept.) fort. Auch auf dem Vertretertage der Windthorstbunde in Bonn am 19. Sept. 09 wurde die Angelegenheit durch Herrn Prof. Dr. Martin Spahn-Straßburg in längeren Ausführungen zur Sprache gebracht, und die „Köln. Volksztg." gab diese Ausführungen in ihrer Nr. 838 v. 4. Okt. 09 ausführlich wieder. Es ist bedauerlich, daß die im Namen des Landesausschusses der preußischen Zentrumspartei an die Parteigenossen gerichtete „dringende Bitte", von einer weiteren Erörterung abzusehen, von den Gegnern der Osterdienstags-Konferenz so wenig beachtet wird. Das ist kein Zeichen von Parteidisziplin. Es muß auch auf den unparteiischen Zuschauer einen unangenehmen Eindruck machen, wenn er sieht, wie der eine Teile sich so über alle Rücksichten hinwegsetzt, während der andere vornehme Zurückhaltung bewahrt. Zu bedauern ist auch, daß man nunmehr diesen Streitpunkt auch in den Windthorstbund hineingetragen hat, zumal auch dabei wieder von der ganzen Angelegenheit ein unrichtiges Bild gegeben worden ist. Laut „Köln. Volksztg." (a. a. O.) führte Prof. Dr. Martin Spahn u. a. aus:

Indessen, noch ein anderes Moment der Unruhe ist in den letzten Wochen und Monaten in unsere Partei hineingetragen worden. Man hat von ihr verlangt, daß sie den konfessionellen Einschlag in ihrer Entwickelung und Organisation unterstreichen, als Hauptsache ausgeben soll. Der Beifall, den diese Aufforderung fand, war gering, schier einmütig ist sie zurückgewiesen worden.

Es war vor sechzig Jahren, im Mai 1849, gelegentlich der zweiten Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Breslau. Da brachte das „Deutsche Volksblatt" in Stuttgart einen interessanten Bericht über die Meinungsverschiedenheiten, die in Breslau über die Beteiligung der jungen katholischen Vereine an der Politik zutage getreten waren. Sehr hübsch wird von den Rheinländern erzählt, „denen die Politik eine Lebensessenz geworden ist," wie sie für die politische Betätigung eingetreten seien. Da aber hätten sich alle einmütig gegen sie gewendet, und besonders Heinrich, der spätere Mainzer Domdekan, habe die schlimmen Folgen geschildert, welche die politische Betätigung nach sich ziehen müßten, und wie die Vereine dann alsbald „zu einer gewöhnlichen politischen Partei herabsinken" würden. Damals galt es, die katholischen Vereine ihren religiösen Aufgaben zu erhalten. Inzwischen ist inmitten der politischen Parteien Deutschlands das Zentrum emporgewachsen. Die große Masse der Katholiken ist ihm beigetreten. Heute nun gilt es, dieser politischen Partei ebenso ihren politischen Charakter zu wahren, wie vor sechzig Jahren den katholischen Vereinen ihren religiösen und kirchlichen. Und siehe da! So einmütig wie damals der politische Übereifer der Rheinländer zurückgewiesen wurde, so einmütig steht diesmal die Masse der Katholiken zu ihnen, da sie darauf beharren, daß das Zentrum politisch sein und bleiben soll.

Aber wenn sich unsere Wähler durch die Osterdienstags-Konferenz auch nicht beirren ließen, so hat die ganze von ihr ausgegangene Agitation doch hohe Wellen des Unmutes in unseren Wählerkreisen geschlagen. Die schlichten Schichten derselben, welche die sozialdemokratische Agitation am unmittelbarsten ausgehalten haben, fühlen es besonders deutlich, daß der Idealismus politischen und vaterländischen Pflichtgefühls kaum einmal der Partei so not getan hat, aber auch so lebendig

in ihr quillt, wie jetzt, da sie sich der liberalen und politischen Hetze durch Übernahme der Verantwortung für die neuen Steuern getrost aussetzte, und da die Sozialdemokratie gegen sie als letzte starke Schutzwehr christlicher Weltanschauung und deutschen Rechts- und Staatslebens mit fanatischem Hasse anrennt. Gerade die schlichten Schichten fühlen auch, daß der Idealismus in ihren Führern und der ganzen Partei gewiß nicht so frisch und zuversichtlich sein würde, wenn er nicht aus dem Urborne alles menschlichen Idealismus schöpfte, aus dem Glauben an Gott und Christus, auf dieselbe Weise, in derselben Überzeugung wie auch in früheren Tagen. Unsere Wähler begreifen es einfach nicht, wie man der Partei gerade in der Gegenwart mit Zweifeln und Nörgeleien kommen konnte. Die christliche Weltanschauung war und ist der feste Untergrund, auf dem die Anhänger des Zentrums stehen.

Mit Rücksicht auf die erwähnte „dringende Bitte" der Herren Abg. Dr. Frhr. v. Hertling und Dr. Porsch, von einer Erörterung über den Charakter der Zentrumspartei einstweilen Abstand zu nehmen, muß ich es mir versagen, auf diese Ausführungen näher einzugehen. Dies wird mir um so leichter, als ich Herrn Prof. Dr. Martin Spahn niemand geringeren wie seinen eigenen Vater, den verdienten Zentrumsführer Oberlandesgerichtspräsident Dr. Spahn entgegen halten kann. In einer am 5. Sept. 09 in Rheinbach abgehaltenen Zentrumswählerversammlung befaßte sich Herr Dr. Spahn (Vater) auch mit dem Charakter der Zentrumspartei, und die „Köln. Volksztg.", die die betreffenden Ausführungen in ihren Nummern 754, 755 v. 6. Sept. wiedergibt, bemerkt ausdrücklich dazu, Dr. Spahn habe sich „in klarer Weise" „über den interkonfessionellen politischen Charakter der Zentrumspartei" geäußert. Dr. Spahn führte nach der „Köln. Volksztg." aus:

„Die Fraktion ist auf der Grundlage der Verfassung gegründet, sie ist möglich nur auf dieser staatsrechtlichen Grundlage und innerhalb der durch sie gezogenen Grenzen. Die Lösung der dem Reichstage verfassungsrechtlich zufallenden Aufgaben wird von uns erstrebt gemäß unserer Weltanschauung, welche in allen sittlichen Fragen, von denen sich die wirtschaftlichen und staatsrechtlichen Fragen nicht lösen lassen, mit den Lehren der katholischen Kirche übereinstimmt. Vom Boden unserer Weltanschauung aus haben Partei und Fraktion politisch zu handeln."

Wenn Herr Prof. Dr. Martin Spahn mit diesen Ausführungen seines Herrn Vaters den von der Osterdienstags-Konferenz angenommenen Leitsatz vergleicht, wonach das Zentrum eine politische Partei ist, die die gesamten Interessen des Volkes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu vertreten hat, so wird er nicht umhin können zuzugestehen, daß sein Herr Vater in den hier mitgeteilten Ausführungen genau denselben in diesem Leitsatze enthaltenen

Gedanken, nur noch etwas schärfer und präziser, zum Ausdruck gebracht hat.

Grundlos ist die Behauptung Prof. M. Spahns, durch die Osterdienstags-Konferenz sei Unruhe in unsere Partei hineingetragen worden. Unruhe wurde vielmehr erst durch die Kreise in die Partei hineingetragen, die unter Zuhilfenahme eines sofort von maßgebender Stelle charakterisierten Machwerks nicht aufhörten, die Teilnehmer der Osterdienstags-Konferenz fälschlicherweise zu beschuldigen, sie wollten den politischen, nicht konfessionellen Charakter der Zentrumspartei ändern und das Zentrum zu einer konfessionellen Partei gestalten, eine Beschuldigung, gegen die sofort seitens des Vorsitzenden Protest erhoben wurde. Diese Unruhe wird auch jetzt noch weiter durch jene Kreise unterhalten, die trotz der Mahnung der Parteileitung zur Ruhe fortfahren, die Oeffentlichkeit durch falsche Darstellungen irrezuführen. Und wenn in unseren Wählerkreisen Stimmen des Unmutes gegen die Osterdienstags-Konferenz laut wurden, so war daran nicht die „von ihr ausgegangene Agitation" schuld, sondern dies war lediglich eine Folge der in so ungewöhnlich großem Maße betriebenen Irreführung der öffentlichen Meinung über Zweck und Absichten der Konferenz, eine Irreführung, die anscheinend noch fortgesetzt werden soll. Kein Teilnehmer der Konferenz dachte auch nur im geringsten daran, Zweifel und Nörgeleien gegen die Partei zu erheben. Niemand hat das getan.

Man sollte doch endlich mit derartigen Unwahrheiten aufhören. Dadurch wird anstatt des so notwendigen Friedens nur weitere Erbitterung erregt. Den Nutzen daran haben unsere gemeinschaftlichen Gegner, die es ja auch an einer weidlichen Ausschlachtung der Affäre nicht fehlen ließen und, je wie es ihnen paßte, bald für, bald gegen die Osterdienstags-Konferenz Stellung nahmen. Was die Sache, den Charakter der Zentrumspartei, anbetrifft, so sind in der Beziehung doch alle einig. Mit den oben wiedergegebenen Ausführungen des Herrn Oberlandesgerichtspräsident Dr. Spahn über das Zentrum ist sicher, ebenso wie die „Köln. Volksztg.", auch jeder Teilnehmer der Osterdienstags-Konferenz vollkommen einverstanden. Etwas anderes wollten und wollen diese auch nicht. Das glaube ich nicht nur von mir, sondern auch von den andern Herren mit gutem Gewissen behaupten zu können. Einig sind wir auch alle in dem Streben nach Einigkeit und Größe unserer Zentrumspartei und dem Sieg unserer Weltanschauung.

Zweifellos wird auch der Landesausschuß demnächst eine Entscheidung treffen, mit der alle zufrieden sein können. Fehler lassen sich wieder gutmachen und Mißverständnisse beseitigen. Wo ein guter Wille vorhanden ist — und der ist zweifelsohne auf allen Seiten vorhanden — da findet sich auch ein für alle gangbarer Weg. Und dann wieder mit vereinten Kräften für die gemeinsamen Ideale und gegen die gemeinsamen Gegner.

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thissen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIX. | 15. Dezember 1909. | Heft 3.

Mazedonien, Serbien und Montenegro.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Hamm (Westf.)
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1909.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

Heft 1 und 2: **Köln und Koblenz.** Eine Darstellung der Osterdienstags-Konferenz und ihrer Folgeerscheinungen. Von Dr. jur. Krueckemeyer.

Heft 3: **Mazedonien, Serbien und Montenegro.** Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Folgende Beiträge sind u. a. in Aussicht genommen:

Die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Die sibyllinischen Weissagungen. Von P. H. Allroggen, O. F. M.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Steumer.

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Generalsuperior P. Arn. Janssen, S.V.D. Von Fr. Schwager. S.V.D.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

Dorf und Bauernhof in Deutschland in alter und neuer Zeit. Von Dr. Ch. Meyer, Staatsarchivar.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. Novbr. ❦ Ausgabe des Heftes am 15. Dezbr.

Soeben erschienen!

Die Feier ::: patriotischer Gedenktage

in Schulen, Vereinen und in der Armee

unter Mitwirkung vieler Herren und Damen herausgegeben von Rektor ARNOLD HIRTZ in Cöln a. Rh. Gross-Oktav. XII u. 388 Seiten

Preis 5.— Mark, mit Porto 5.30 Mark

Das Werk zerfällt in drei Teile, die sich gegenseitig ergänzen. Der erste ist für alle Schulen bestimmt, der zweite für diejenigen Vereine, welche als Haupt- oder Nebenzweck patriotische Bestrebungen verfolgen u. der dritte Teil bringt das, was die Armee bei Begehung der Gedenktage an zweckdienlichem Material wünscht. Jeder Teil des Werkes bespricht in einer Einleitung zuerst die Fragen Warum? Wo und wie? und bringt dann eine Reihe von Ansprachen, Gedichte, die sich zum Deklamieren eignen, musikal. Darbietungen, Dramatisches, u. auch passende Lichtbilder-Serien sind nicht vergessen.

VERLAG BREER & THIEMANN, HAMM (WFSTF.).

Mazedonien, Serbien und Montenegro.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Jetzt, nachdem die politischen Wirren auf der Balkanhalbinsel voraussichtlich für geraume Zeit beigelegt sind, und besonders das türkische Reich in Europa unter der neuen Regierung der Jungtürken einer friedlicheren wirtschaftlichen Entwicklung entgegengeht, ist es auch für Deutschland von größtem Interesse, sich mit den Kulturzuständen in den Balkanländern eingehender zu beschäftigen. Besonders gilt dies vom nordwestlichen Teil der Balkanhalbinsel, umschlossen von Donau, Adria und ägäischem Meere, der Mazedonien, Albanien, Montenegro und Serbien umfaßt. In den anderen Gebieten, vornehmlich in Rumänien, Griechenland und Bulgarien, sind die Handelsbeziehungen mit Deutschland schon seit langer Zeit in erfreulichem Aufschwung begriffen. Der Handel mit Rumänien hat beispielsweise bereits 1907 die bedeutende Summe von 220 Millionen Mark erreicht, von denen gegen 70 Millionen auf die Ausfuhr nach Rumänien entfallen. Griechenland ist an dem deutschen Außenhandel mit 35 Millionen beteiligt, das junge Königreich Bulgarien mit 30 Millionen, aber auch die europäische Türkei selbst, dabei vorzugsweise Mazedonien, hat bereits einen Handelsverkehr mit Deutschland im Wert von 70 Millionen, und in Serbien steigt er geradezu sprungweise. So betrug die deutsche Ausfuhr nach Serbien im ersten Jahre des Zollkonflikts 1906 gegen 8 Millionen, 1907 bereits 20 und im vergangenen Jahre 40 Millionen. Im ganzen hat der deutsche Handelsverkehr mit der Balkanhalbinsel bereits eine halbe Milliarde erreicht; die deutsche Industrie ist dort mit allen anderen Mächten in empfindlichen Wettbewerb getreten, und es ist daher auch für die Allgemein-

heit von Interesse, über den Nordwesten der Halbinsel etwas mehr zu erfahren.

Die phantastischen Hoffnungen der serbischen Politiker, dort ein großserbisches Reich auf Kosten Oesterreichs und der Türkei zu gründen, sind für absehbare Zeit geschwunden. Der Sandschak Novibazar, der die Serben von den Stammesbrüdern in Montenegro trennt und selbst großenteils von Serben bewohnt wird, bleibt türkisches Gebiet, und ein anderer großer Teil des Serbenlandes, Bosnien, ist in den endgültigen Besitz der großen Habsburger Monarchie übergegangen. Serbien ist damit gewissermaßen zu einem Polen des Balkan geworden, und ebensowenig wie dieses slavische Königreich des Nordens, wird auch jenes des Südens, so weit man in die Zukunft blicken kann, zustande kommen. Es hätte auch viel weniger Berechtigung dazu, denn das serbische Reich der Geschichte zwischen der Mitte des dreizehnten und dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatte nur losen Zusammenhang. Erst in seinen letzten Jahren, besonders unter dem König Stephan Duschan, der in Üsküb seine Residenz hatte, beherrschte es als Nachfolger des großbulgarischen Reiches den größten Teil der Balkanhalbinsel. Duschan gelang es sogar, die Ungarn und Türken zu schlagen, und wäre er nicht 1356 im Feldlager wahrscheinlich durch Gift gestorben, es wäre seiner gewaltigen Faust vielleicht gelungen, das serbische Reich auf festere Grundlagen zu stellen. Nach seinem Tode platzte es wie eine Seifenblase. Die einzelnen Provinzen bekriegten einander und wurden so im Jahre 1389 nach der großen Schlacht am Kossowo eine leichte Beute der Türken. Die Besten des serbischen Volkes flohen nun vor der Türkenherrschaft nach Bosnien, Ungarn und Montenegro, die andern nahmen zum großen Teil den mohammedanischen Glauben an. Von den Flüchtlingen in die schwarzen Berge aber wurde das heutige Montenegro gegründet.

Ein halbes Jahrtausend lang blieben die Serben unter der türkischen Herrschaft. Als endlich durch die Bestimmungen des Berliner Kongresses im Jahre 1878 die drei Hauptländer mit serbischer Bevölkerung dem türkischen Joche entrissen wurden, gelang es nur den in Bosnien lebenden Serben, unter der Leitung der Oesterreicher sich langsam die abendländische Kultur anzueignen und auch in wirtschaftlicher Hinsicht Fortschritte zu machen. In Serbien und Montenegro, beide zu unabhängigen Staaten erklärt, waren die Einwohner auf ihre eigene Kraft angewiesen. Montenegro schritt nur sehr langsam vorwärts, und was in Serbien geschaffen wurde, stammt fast ausschließlich aus dem großen österreichischen Nachbarlande. Allein, ohne die Hilfe Oesterreichs hätte es kaum die Kulturstufe erreichen können, auf der es heute steht, und die Serben handelten jüngst nicht nur gegen die Gebote der Dankbarkeit, sondern auch gegen ihr eigenes Interesse, als sie durch ihre unkluge Feindseligkeit gegen Oesterreich sich die Sympathien der Nachbarmonarchie verscherzten, auf die sie durch ihre geographische Lage doch immer angewiesen bleiben werden. Heute bildet Serbien einen Staat von 50 000 Quadratkilometern mit

zwei Dreiviertel Millionen Einwohnern, also die ungefähre Ausdehnung von Rheinland und Westfalen, aber nur mit etwas mehr als einem Viertel seiner Bevölkerung.

* * *

Die weitaus große Mehrzahl jener Menschen, welche Serbien besuchen, betreten es von der österreichischen Grenze aus, bei Belgrad, seiner Hauptstadt. Damit sehen sie Serbien, was seine Kultur betrifft, auch von der günstigsten Seite, denn wenn eine solche nach abendländischem Muster in dem von der Natur äußerst reich gesegneten Lande zu finden ist, so ist es an der österreichischen Grenze. Seinem Aussehen nach gehört Belgrad sogar noch zu Oesterreich, wenn es auch jenseits der Save liegt, welche den von einer Türkenfestung gekrönten Felsen Belgrads bespült und sich ungefähr zwölf Kilometer weiter östlich in die mächtige Donau ergießt. Dort droht auch die österreichische Festung Semlin, und wer auf dem jetzt mit hübschen Parkanlagen geschmückten Belgrader Festungsberge steht, sieht mit freiem Auge Semlin in den Donauniederungen liegen. Von dort nach Belgrad braucht ein Dampfer nur 20 Minuten. Schneller als man die Garnison von Belgrad alarmieren kann, können die österreichischen Kanonenboote vor der serbischen Hauptstadt erscheinen, und es würde daher kaum mehr der Kriegskunst eines Eugen von Savoyen bedürfen, um die Oesterreicher in „Stadt und Festung Belgrad" einmarschieren zu lassen.

Das rote Banner mit Stern und Halbmond hat ein halbes Jahrtausend lang auf der alten Türkenfeste geflattert, aber die Türken haben in dieser langen Zeit so wenig Bleibendes in Belgrad geschaffen, daß die Spuren ihrer Herrschaft leicht, wie mit dem Kehrbesen weggewischt werden konnten. Sie selbst sind nach Mazedonien und Thrazien zurückgekehrt, und in dem verfallenen kleinen Türkenwinkel zu Füßen der Festung wohnen ihrer kaum mehr genug, um am Freitag ihre bescheidene Moschee zu füllen, die einzige, die aus ihrer Zeit noch vorhanden ist. Ringsum, bis weit herunter zum Bahnhof der österreichischen Orientbahn, ist eine neue Stadt entstanden mit breiten Straßen und größtenteils ebenerdigen Wohnhäusern. Hier und dort wurde auch der Anlauf zu anspruchsvolleren Bauten nach Art jener von Budapest gemacht, und die Hauptstraße, ein breiter Boulevard, enthält davon eine ganze Anzahl. Dort erhebt sich auch der stattliche Konak, die einstöckige Villa, in welcher König Peter der Traurige seine Residenz aufgeschlagen hat. Von ihren Fenstern sieht er unmittelbar vor sich den Schauplatz jener schrecklichen Bluttat, an der er nicht unbeteiligt gewesen sein soll und der er seinen Thron verdankt. Der alte Konak, wo die eigenen Offiziere des Königs Alexander den letzten Obrenowitsch und seine Königin Draga in scheußlicher Weise hinmordeten, ist dem Erdboden gleich gemacht worden, und schön gepflegte Blumenbeete breiten sich dort aus. Aber es klebt Blut an ihnen, und man kann an diesem Königsgarten nicht vorbeischreiten, ohne an die Schreckensnacht des

Jahres 1903 zu denken. Ganz vereinsamt haust Peter der Traurige in den stillen Räumen seines Schlosses, nicht ein König seines Landes, sondern ein Sklave seiner Mitverschwörer, dem seine ganze Umgebung Menetekel zuzurufen scheint. In den hübsch möblierten Empfangsräumen des unteren Stockwerks ist noch niemals ein Fürst zu Gast gewesen, niemals hat der König seinesgleichen besuchen dürfen, denn alle scheuen sich, seine blutbefleckte Hand zu drücken. Es wirft auch ein eigenartiges Streiflicht auf den Charakter der Serben, daß sie an der Seite des Nachkommen ihres Karageorgewitsch Offiziere dulden, die ihren eigenen König ermordet haben, daß sie sich nicht auflehnen gegen die Schmach, die dadurch dem serbischen Soldatenrock und dem ganzen serbischen Volk vor den Augen der Welt angetan wird.

Jenseits des Schloßgartens erhebt sich das Gebäude der Schloßwache, eines stattlichen, gut uniformierten Korps, und dort ist auch in winzigen Räumen das Hofmarschallamt untergebracht. Daran anschließend ist das verwahrloste Gebäude des Ministeriums des Äußeren, mit schmutzigen Treppen und Korridoren, und dahinter, in einem stallähnlichen Bau das Preßbureau des Auswärtigen Amtes, von wo in der letzten Zeit all die tendenziösen Angriffe und Anschuldigungen gegen Oesterreich ausgegangen sind.

Die Hauptstraße weiter abwärts, gegen den Bahnhof zuschreitend, sieht man in einem Seitengäßchen den kahlen Holzbau, wo die Skuptschina (Abgeordneten) dieses Volkes von Bauern der Beratungen pflegen. Aus dem einfachen Sitzungssaale sind alle Spuren der Dynastie Obrenowitsch vertilgt worden und über dem Präsidentensitze prangt das lebensgroße Bildnis Peters des Traurigen. Unweit der Skuptschina erhebt sich an einer Straßenecke das stattliche Offizierskasino, mehr noch als das Abgeordnetenhaus der Schauplatz politischer Intriguen, wo die eleganten jungen Offiziere die militärische Disziplin auf ihre Weise auslegen. Wenn diese hübschen Krieger in ihren schmucken Uniformen des Nachmittags auf der großen Promenade in der Michaelsstraße unter der sogenannten eleganten Welt Belgrads erscheinen, mag so manches Frauenherz höher schlagen.

Unter den Lustwandelnden ist die alte, so malerische Nationaltracht längst verschwunden. Die Wiener Mode regiert auch bei den Männern. Ähnliches gilt von der Bevölkerung der Inlandstädte, Nisch, Kragujewatz, Pirot usw., wo die Serbentracht viel weniger getragen wird, als in dem benachbarten Bosnien. Der interessanteste Teil Belgrads ist doch die alte Türkenfeste, wo u. a. in einer Art Museum die Trophäen und Erinnerungen aus den Befreiungskämpfen zu sehen sind, welche die Gründer der beiden Königsdynastien, Michael Obrenowitsch und der schwarze Georg geleitet haben. Wie einfach früher die Obrenowitsch gelebt haben, sieht man draußen in dem Prater, dem Bois de Boulogne von Belgrad, den reizenden Topschider, wohin an schönen Sommertagen die Belgrader gerne Ausflüge unternehmen. Mitten in dem schattigen Park erhebt sich das

einfache Wohnhaus des Fürsten Michael, noch ganz so, wie es bei seiner Ermordung ausgesehen hat. Wieder ein Fürstenmord, der den Spaziergänger an den letzten zurückdenken läßt. Alexanders und Dragas Leichen haben noch immer keine monumentale Ruhestätte gefunden. Auf dem verwahrlosten Friedhof der Stadt steht eine kleine Kapelle, und am Fuße ihrer hinteren Mauer sind die beiden Gemordeten verscharrt worden. Zwei lose an die Wand gelehnte rohe Holzkreuze bezeichnen die Stelle, wo die unglückliche Mutter Alexanders zwei Kerzen brennen läßt. Sonst denken von den Millionen Untertanen nur die wenigsten mehr an den letzten Obrenowitsch.

Ob Belgrad, mit seinen 80 000 Einwohnern die größte Stadt Serbiens, auch Hauptstadt des Landes bleiben wird, ist sehr die Frage, denn im Falle eines Kampfes wäre Belgrad, an der Grenze gelegen, der österreichischen Besetzung gegenüber wehrlos. Viel besser würde sich das dorfähnliche Kragujewatz eignen, die alte Heimat des regierenden Königshauses, wohin eine von der Orientbahn bei Lapowo abzweigende, dreißig Kilometer lange Nebenbahn führt.

In diesem Teil des Landes hat sich ein gutes Stück der früheren Geschichte Serbiens abgespielt, hier liegen auch die heiligsten Serbenklöster, diese einzigen Pflegestätten nationaler Kultur, wenn von einer solchen Türkenzeit überhaupt die Rede sein konnte. Ein paar Eisenbahnstunden südlich von Belgrad liegt das Städtchen Tschupria, wo ich mich aufhielt, um das in der Nähe gelegene einst hochberühmte Kloster Ravanitza zu besuchen. Von den alten Klosterbauten sind nur mehr Ruinen übrig, und die neuen werden es bald sein. Die drei weißbärtigen Popen wußten mir viel vom Serbenzar Lazar und der Entscheidungsschlacht am Amselfelde zu erzählen, wo Lazar in türkische Gefangenschaft geriet und nachher enthauptet wurde. Bei der großen Völkerschlacht von Kossowo polje im Jahre 1389 war der ganze Farbenkasten der Balkanhalbinsel beisammen. Die Serben befehligte der greise Lazar, die Bosnier ihr König Stefan Tordko, die Kroaten führte ihr Banus Iwan Horvat, und dazu kamen Horden von Bulgaren, Wallachen, Albaniern, Rumänen, alle unter ihren bewährtesten Führern. Montenegriner gab es damals noch nicht. Statt der vielen Feldherren hatten die Türken zu ihrem Glück nur einen, ihren Sultan Murad. Kaum hatte die Schlacht ihren Anfang genommen, da gelang es einem serbischen Edelmann, Milosch Obilitsch, heimlich in das Zelt des Sultans zu dringen und ihn mit einem Dolchstoß meuchlerisch ins Jenseits zu befördern. Die Serben verstehen sich auf Fürstenmorde. Obilitsch wurde natürlich sofort in grausamer Weise verstümmelt und getötet. Seine Tat konnte das Schicksal der Serben, geschlagen zu werden, nicht abwenden, und dieses Schicksal hat sie seither in den meisten Kriegen verfolgt. Murads Sohn, Bajasid, nahm seinem toten Vater das Schwert der Osmanen aus der Hand und führte die Türken zum Siege. Damit ihm aber sein gleichfalls anwesender Bruder den Thron nicht streitig mache, ließ er ihn noch auf dem Schlachtfelde nach Türkenmanier erdrosseln.

Noch besser als Kragujewatz würde sich als Serbenhauptstadt das uralte Nisch eignen, und man denkt in Belgrad auch ernstlich daran, die Regierung dorthin zu verlegen. Nisch ist mit seinen 20 000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt Serbiens, auf dem strategisch wichtigsten Punkt der ganzen Balkanhalbinsel gelegen. Wer die Karte betrachtet, wird an der Süd- und Südostgrenze Serbiens Gebirgszüge finden, welche von zwei Flüssen, der Morawa und der Nischawa, durchbrochen werden. Beide vereinigen sich bei Nisch und fließen in nördlicher Richtung weiter um sich in der Nähe von Semendria in die Donau zu ergießen. Die tief eingeschnittenen hochromantischen Täler dieser wasserreichen Flüsse waren die natürlichen Routen, um aus Mazedonien und Bulgarien nach Serbien, Ungarn und Europa zu gelangen. Nisch beherrscht nun den Vereinigungspunkt dieser großen Heerstraßen zwischen Ost und West, und der Weg der großen Völkerwanderungen und türkischen Eroberungszüge führte hier vorbei. So war es denn auch seit undenklichen Zeiten der Tummelplatz der aufeinander folgenden Völker, die hier um ihren Wohnsitz kämpfen. Lange bevor von Belgrad auch nur ein Haus stand, war es schon ein befestigter Ort, die Römer besaßen hier ein Castrum, Konstantin der Große wurde in Nisch geboren und Claudius II. schlug hier die Goten. Als Attila, die Geisel Gottes, mit seinen barbarischen Ungarnhorden vor Nisch erschien, fiel es in seine bluttriefenden Hände und wurde dem Boden gleich gemacht. Justinian baute es wieder auf, da kamen die Ungarn mit dem tapferen Hunyady 1448 zum zweiten Male und eroberten es. Die Türken nahmen es ihnen wieder ab, doch fiel es 1689 dem Markgrafen Ludwig von Baden mit seinen Oesterreichern in den Schoß, die hier einen großen Sieg über die Türken erfochten. Und doch war es ein Jahr darauf wieder türkisch. So ging die Zwickmühle in einem fort, bald war Nisch türkisch, bald österreichisch, bis zum letzten Siege von 1809. All diese Kriegsjahre ließen die Stadt natürlich nicht größer und schöner werden. Was die einen bauten, zerstörten die andern, und nicht einmal vom türkischen Nisch steht ein Stein mehr auf dem andern.

Durch den Schicksalsspruch der Mächte wurde Nisch mit dem ganzen umliegenden reich gesegneten Land den Serben zugesprochen. Seither haben die österreichischen Eisenbahnen, nicht etwa serbischer Unternehmungsgeist, der Stadt Leben und Verkehr eingeflößt. Die Oesterreicher bauten die Orientbahn von Belgrad über Nisch nach Sofia und Konstantinopel, und jeder Zug gereicht Serbien zum Vorteil. Von Nisch wurde auch noch eine zweite Bahnlinie nach Saloniki gebaut. Sie führt im romantischen Moratatale aufwärts, und dann über die Berge an Üsküb und Koprülü vorbei, also mitten durch Mazedonien. So zieht Nisch aus diesem Lande seinen Nutzen.

Die weite Ebene um Nisch ist von ausnehmender Fruchtbarkeit, und die fleißigen Bauern, der weitaus beste Teil des Serbenvolkes, bringen ihre Produkte nach Nisch auf den Markt. In den Bazaren und Kaufläden der zum größten Teil ebenerdigen Häuser werden

hauptsächlich österreichische und deutsche Waren feilgeboten. Ja die letzteren haben in Serbien überhaupt die ersteren an Wert beinahe erreicht. Die serbische Ausfuhr nach Deutschland übersteigt jene nach Oesterreich bereits um das Doppelte. Deutschland steht im Gesamtaußenhandel Serbiens heute weitaus an der ersten Stelle. Es kauft an serbischen Produkten jährlich für 24 Millionen Mark, Oesterreich nur für 10½ Millionen. Freilich beschränken sich diese fast ausschließlich auf Produkte der Landwirtschaft. Größere Gebäude sind in der dorfähnlichen Stadt mit ihren breiten Straßen nur wenige vorhanden, zunächst die mehrkuppelige hübsche Kathedrale und der alte Konak des türkischen Pascha, der von den Serben für Peter den Traurigen eingerichtet worden ist, wenn er zeitweilig Nisch besucht.

Siebzig Kilometer südöstlich von Nisch, der Orientbahn entlang reisend, gelangt man an die serbische Grenze. Die letzte Stadt ist Pirot, ebenfalls römischen Ursprungs, heute zehntausend Einwohner zählend. Die Türken haben hier ein mittelalterliches Kastell mit fünf Türmen erbaut, das sich seltsam ausnimmt unter den Neubauten der ganz modernen Eisenbahnstadt. Als Fürst Alexander von Battenberg mit seinen Bulgaren hier vor einem Vierteljahrhundert die Serben, wie sie es schon gewohnt waren, schlug, und damit den kurzen bulgarisch-serbischen Krieg beendete, war Pirot noch ein schmutziges Türkennest. Die heutige moderne Stadt zeigt, wie die Eisenbahnen als Kulturpioniere wirken.

* * *

Ist das Königreich Serbien das fruchtbarste Land des altserbischen Reiches, so ist Montenegro das gerade Gegenteil davon, und wenn die nach der Schlacht von Kossowo zersprengten Serben sich das wüste Felsenlabyrinth der Schwarzen Berge zu ihrer neuen Heimat erkoren, so wird der Beweggrund dazu nur seine Unzugänglichkeit gewesen sein, welche den Flüchtigen gegen weitere Einfälle der Türken eine gewisse Sicherheit geboten haben. Die Montenegriner sagen von ihrer Steinwüste selbst, daß, als der liebe Herrgott die Welt erschuf, ihm ein großer Sack mit Felsen geplatzt sei, als er gerade über das heutige Montenegro hinwegflog. Dieser Sack Felsen sei das montenegrinische Land. Dennoch hat das zähe Volk daran festgehalten, hat es gegen alle Expeditionen der Türken mit starker Hand zu halten verstanden, den Türken in den Kämpfen des letzten Jahrhunderts die empfindlichsten Verluste zugefügt, und schließlich seine Unabhängigkeit erreicht. Ja, im Berliner Kongreß von 1878 sprachen die mit fremdem Gut recht freigebigen Mächte, wohl auf das Treiben der slavischen Vormacht Rußland hin, sogar ein beträchtliches Stück der Provinz Albanien an der Nordhälfte des Scutari-Sees, und dazu einen Teil der angrenzenden Küste des adriatischen Meeres, mit den alttürkischen Häfen Antivari und Dulcigno Montenegro zu. Das kleine Fürstentum wurde dadurch zu einer Seemacht, hat seine eigene Flagge, aber trotz der drei Jahrzehnte, die seither verstrichen sind, immer noch

kein Schiff und keinen eigenen Seehandel. Oesterreich, sein großes Nachbarreich, hat sich überdies die Polizeimacht in dem besseren der zwei Häfen, in Antivari ausbedungen, dazu andere Beschränkungen der montenegrinischen Bewegungsfreiheit, und diese waren die Ursache, warum sich die Montenegriner in den letzten Wirren so energisch auf die Seite der serbischen Vettern gestellt haben. Immerhin bildet Montenegro heute eine verfassungsmäßige, im Mannesstamme des Hauses Njegosch erbliche Monarchie von 9080 Quadratkilometern mit einer Viertelmillion Einwohner. Es ist also größer als Hessen, hat aber nur ein Fünftel von dessen Bevölkerung. Obschon an der Südspitze des in letzter Zeit vielbesuchten Dalmatien gelegen, ist Montenegro doch mit Ausnahme seiner Hauptstadt Cetinje für Europa terra incognita, denn das Reisen in den montenegrinischen Bergen ist mit großen Schwierigkeiten und Entbehrungen verknüpft. Mit Ausnahme dreier Straßen zwischen den wichtigsten Ortschaften gibt es in dem wüsten Gebirgslande keine andern Verkehrsmittel als elende Diligencen oder Schusters Rappen. Gasthöfe sind außer in Cetinje nur in einigen Ortschaften zu finden, noch dazu der bescheidensten Art, und sonst muß man in den elenden Hütten halbwilder Hirten Unterkunft suchen, um während der Nacht auf Holzpritschen schmerzhaften Blutverlust zu erleiden, und bei Tag sich das Leben mit saurer Milch und Kartoffeln fristen.

Montenegro steht noch heute zum größten Teil im Mittelalter, und nur in Cetinje sowie unten in dem von Albanien abgetretenen Teil hat etwas Kultur von Dalmatien her Eingang gefunden. Es ist auch gar nicht anders möglich in diesen kahlen, bis auf 2000 m emporsteigenden Karstgebirgen, welche die mittleren und nördlichen Gegenden des Fürstentums bilden. Wenn einmal Luftballonfahrten längs der Adriaküste eingeführt werden, wird sich von der Höhe aus Montenegro wie ein Stückchen toter Mondfläche ausnehmen, mit ein paar Blumentöpfen voll Erde, und wo sich der größte Blumentopf am Grunde eines Felsenkessels befindet, liegt Cetinje.

Die wenigen Fremden, die sich hierher verirren, beschränken sich gewöhnlich auf den Besuch dieses Ortes. Sie kommen dann von Cattaro aus auf der wunderbar kühnen, von den Oesterreichern erbauten Straße den steilen, kahlen Felswänden entlang herauf, eine Wagenfahrt von sieben bis acht Stunden, gucken sich des Abends, kaum daß sie den gräßlichen Kalkstaub aus den Kleidern geklopft, eine Stunde lang Cetinje an, machen lange Gesichter, schreiben abends, weil es nichts besseres für sie zu tun gibt, Ansichtskarten, um mit dem nächsten Sonnenaufgang wieder nach Cattaro herunterzufahren.

Wer aber ein bißchen Strapazen nicht scheut, dem wird die Fahrt auf der zweiten Route, von Antivari herauf, über den wunderschönen See von Scutari viel Vergnügen bereiten, und einen besseren Einblick in die Eigenart des Landes geben. Schon des Hafens von Antivari wegen, der mit der Zeit wohl noch große politische Bedeutung erlangen wird, denn der Fürst von Montenegro ebenso wie die Serben im

Königreiche wollen diesen Hafen durchaus zum Ausgangspunkt der neuen Donau-Adriabahn machen, die geplant und der Hauptsache nach von den beteiligten Mächten auch gebilligt ist, ohne daß man noch weiß, in welchem Hafen sie die Adria wirklich erreichen soll. Gelingt es den Serben, Antivari zu ergattern, dann haben sie den so sehr angestrebten Ausgangspunkt am Meere und sind dann, zum Teil wenigstens, aus den engen Fesseln der österreichischen Nachbarschaft befreit. Auch Väterchen in Rußland unterstützt dieses Projekt, denn Montenegro ist doch nichts weiter, als eine russische Kaserne an der Südgrenze Oesterreichs, von wo im Falle von Schwierigkeiten die verbündeten Montenegriner den gemeinsamen Feind fassen können. Rußland stützt deshalb Montenegro mit allen Mitteln, und das letztere lebt hauptsächlich vom ersteren. Es fehlt ja an Geld, an Wohlstand, an Industrie und den gewöhnlichsten Erwerbsquellen für das montenegrinische Volk. Montenegro ist auf die Unterstützung Rußlands angewiesen und der Zar ist für seinen fürstlichen Namensvetter auf dem Czernagorzenthrone in der Tat ein heiliger Nikolaus. Fehlt es irgendwo, dann hängt der Fürst, wenn er schlafen geht, seinen Strumpf zum Fenster hinaus, und wenn er morgens wieder aufsteht, findet er darin eine Batterie Geschütze oder ein paar tausend Gewehre mit Munition, oder eine Dampfyacht für den Scutarisee oder eine Million Rubel für Uniformen und andern militärischen Bedarf. Nur die Mittel für diplomatische Vertretungen des kleinen Bergstaates bei den Großmächten kommen niemals in den Strumpf hinein, und so hat denn auch Montenegro noch keinen einzigen Gesandten in den europäischen Hauptstädten, während anderseits alle Großmächte in Cetinje durch Gesandte vertreten sind.

Antivari war wohl vor Jahrhunderten eine berühmte Stadt, zum Trutz gegen das jenseits der Adria in Italien gelegene Bari oder Vari gebaut, und daher auch Anti-vari genannt, eine finstere, starke Türkenfeste, auf deren Zinnen der Halbmond wehte, aber heute hat Antivari den Nachteil, daß es gar nicht existiert. Auf den Landkarten steht wohl ein Städteringelchen, die schönen Schiffe des österreichischen Lloyd, welche auf der Adria den Hauptverkehr vermitteln und allen anderen weitaus vorzuziehen sind, laufen hier an, die Katholiken führen Antivari als Bischofssitz, die Oesterreicher als Konsulatssitz, der Erbprinz von Montenegro, mit einer Mecklenburger Prinzeß vermählt, als Sommersitz, der Fürst von Montenegro hat im Jahre 1908 im Gegensatz zu Alt-Antivari sogar ein Neu-Antivari gegründet, aber die Stadt existiert doch nicht. Weder die alte noch die neue. Die alte wurde im letzten Kriege mit den Türken gerade vor dreißig Jahren von den Montenegrinern in Grund und Boden geschossen und besteht innerhalb der alten Ringmauern nur aus Ruinen ohne menschliche Einwohner. Die neue wurde wohl gegründet, aber noch nicht gebaut. Sie hat noch kein einziges Haus.

Das Dörfchen, das sich einen Kilometer weit von dem neu zu erbauenden Antivari an den schönen, sicheren Hafen schmiegt, heißt

Pristan, und dort befinden sich Post, Zollamt, Dampfer-Agenturen und das österreichische Konsulat. Auch eine Steinhütte, als „Hotel" bezeichnet, und als ich in meiner schmutzigen, von Ungeziefer strotzenden Kammer meine Sachen auspackte, steckte freundlich grunzend ein Schwein seinen Kopf durchs Fenster. „Schon besetzt," sagte ich unwillkürlich.

Von Antivari schlängelt sich eine vortreffliche neue Straße auf den hohen die Adria vom Scutarisee trennenden Gebirgszug empor, und von den traurigen Ruinen des landeinwärts gelegenen türkischen Felsennestes Alt-Antivari sah ich die sumpfige Ebene am Hafen, wo die neue Stadt gebaut werden soll. Sie soll gleichzeitig die neue Hauptstadt Montenegros werden, und auf den Plänen sind breite Boulevards, Park, Docks, Warenhäuser, aber auch Fürstenpalais, Theater, Stadthaus usw. eingezeichnet. Es wird einmal sehr schön in Neu-Antivari werden. Einmal!

An den Berghängen wechseln Felder und Wälder, Olivenhaine und Obstgärten miteinander ab, und an mühsam aufgemauerten Terrassen entlang sind Weinreben angepflanzt. Wo immer auf den grauen Kalkfelsen ein bißchen Erde vorhanden ist, wächst gewiß ein Feigen- oder Mandelbaum. Dieser Küstenstrich wird eben nicht von den faulen Montenegrinern, sondern von fleißigen Albaniern bewohnt, die auf ihre neuen Herren nicht gut zu sprechen sind. Die Bergspitzen trugen im Mai noch ihr glitzerndes Schneediadem, während sich rings um den tiefblauen Golf von Antivari eine wahrhaft olympische Sommerlandschaft legte. Von dort wird eben der Straße entlang eine Eisenbahn, die erste Montenegros, über die Berge nach dem Scutarisee gebaut.

Oben, bei den Ruinen der zertrümmerten Türkenfeste Sukorman, sah ich zum ersten Male wieder den mir schon von früher bekannten schneebedeckten Lovcen, den heiligen Berg der Montenegriner, das Wahrzeichen von Cetinje, jenseits anderer Berggruppen aufragen, und als wir wieder in scharfen Zickzacks auf der Ostseite herunter rasselten, kam bei einer Krümmung der blaue Spiegel des herrlichen Scutari-Sees zum Vorschein, mit seinen steilen, aus der weiten Wasserfläche aufragenden Inseln. Verschiedene davon werden von Türkenfestungen, albanischen Klöstern, Kirchen und Dörfern gekrönt, um die sich üppige Vegetation legt. Die Ufer sind gut bebaut, den Flußmündungen entlang prangt alles in üppigem Grün. Dort wohnen Albanier. Wo es aber steinig, rauh, kalkig, staubig wird und die Vegetation aufhört, wohnen Montenegriner. Jenseits des Sees ragen die Schnee- und Eisspitzen der albanischen Alpen zum Himmel, und gegen Norden erhebt sich das graue starre Gewirr runder Bergkuppen, das eigentliche Montenegro, der Stein- und Kehrichthaufen von Europa. Ein Glück für dieses traurigste, ödeste, steinigste Land unseres Kontinents, daß ihm von der Türkei ein Stück Albanien abgetreten werden mußte.

Beide Völker begegnen sich am Nordende des Scutarisees in dem Oertchen Wirpasar, wo die Straße von Antivari ihr Ende nimmt.

Die Menschen, die sich auf dem Marktplatz nahe den sumpfigen Seeufern zusammenfinden, um auf einen der beiden Dampfer des Scutarisees zu warten, machen das armselige Nest recht interessant. Welcher Unterschied zwischen den großknochigen, wettergebräunten, hageren Weibern der Montenegriner und den viel zarteren Albanierinnen, die noch von der Türkenzeit her die orientalische Tracht beibehalten haben! Aus dem Elfenbein des ovalen Gesichts leuchten schwarze Mandelaugen, deren träumerischer Ausdruck durch die bläulichen Kochölstriche am unteren Lide noch gehoben wird. Die Männer tragen noch durchweg die Nationaltracht, enge Filzhosen und kurze Jäckchen von schmutzigweißer Farbe mit Schwarz verbrämt, dazu der Türkenfes bei den Albaniern und rote Westen, weite blaue Kniehosen und putzige Cerevis-Käppchen bei den Montenegrinern. Die Füße stecken in schmutzig-weißen, dicken Wollstrümpfen und weichen Sandalen, den sogenannten Opanken. Die Hauptsache bei diesen stolzen, selbst bewußten mittelalterlichen Schnapphähnen der Schwarzen Berge sind aber die Schießprügel. Jeder einzelne von ihnen, ob Schäfer, Gastwirt, Kaufmann oder Beamter, hat riesige Revolver in seinem Gürtel stecken. Dazu vielleicht noch Flinte, Säbel oder Dolch, oder gar alles zusammen. Der Montenegriner trägt den Revolver, wie wir Galoschen oder Regenschirm tragen, er trägt ihn aber auch beim Trinken, bei der Minne und im Spiel. Ob auch bei der Arbeit, ist mir unbekannt, denn ich habe keinen bei der Arbeit gesehen. Er schämt sich ihrer und überläßt sie den Weibern. Er ist der geborene Schnapphahn, langweilt sich ohne Krieg und freut sich das Jahr über auf den Frühling, wenn er aus seinen wüsten Bergen heruntersteigen kann, um auf türkischem Gebiet Hammel zu stehlen. Das ist das einzige Fleisch, das er jahraus, jahrein zeitweilig zu genießen bekommt, denn eigenes Vieh ist in vielen Gebieten seiner Berge nicht vorhanden. Er verfügt über bessere Gewehre, größere Raufluft und flinkere Beine als der Türke, und seine Raubzüge auf türkisches Gebiet sind gewöhnlich von Erfolg begleitet.

Nach mehrstündiger Fahrt zwischen den Inseln und dem Riekafluß aufwärts erreicht das Dampferchen den Marktflecken Rieka, eine Reihe von armseligen Häusern, die sich am linken Ufer des engen Flußtales entlang zieht. Dabei ist Rieka eine der größten „Städte" Montenegros mit 1500 Einwohnern! Nur Cetinje, Podjoritza und Nikšic sind etwas größer. Auf einem grünen Felsen gegenüber der Stadt liegt das alte Kloster Rieka.

Nahe dem „Winterschloß" des Fürsten, einer einfachen Villa, beginnt wieder die Straße, welche den Reisenden über die Berge nach Cetinje führt. Die „Hauptstadt" liegt 670 Meter über dem Meeresspiegel, jenseits einer an tausend Meter hohen Bergkette, die das Hochtal von Cetinje nach der Seeseite abschließt.

Die elenden Steinhütten der Bewohner werden immer seltener, die Wälder an den Berghängen werden immer dünner und machen endlich kahlen, verwitterten Kalkfelsen Platz. Dann ist nichts mehr

zu sehen als eine Steinwüste, unsäglich einsam und traurig, mit zahlreichen kraterartig ausgewaschenen Löchern. Auf ihrem Grunde, zehn, zwanzig und noch mehr Meter tief, findet sich die einzige fruchtbare Erde zusammengeschwemmt, und dort unten bauen die spärlichen Einwohner ihr Getreide! Selbst tischgroße Terrassen im Innern der Kraterwände sind mit Steinen umfaßt und werden mühsam von den Weibern bebaut. Die dunkelbraunen runden Erdflecken in den aschgrauen Löchern nehmen sich von der Straße nicht größer aus wie Kaffeesatz auf dem Grunde einer Tasse.

Von der Paßhöhe bietet sich eine hübsche Fernsicht auf See und Stadt Scutari mit den sie umgrenzenden schneebedeckten albanischen Alpen dar, während in entgegengesetzter nördlicher Richtung der Blick auf das tief unten gelegene, rings von Bergen umschlossene Cetinje fällt.

Arolsen, Bückeburg, San Marino sind gegen die Fürstenresidenz Cetinje wahre Großstädte. Dort gibt es wenigstens Paläste, große Kirchen, mehrstöckige Gebäude, Cetinje aber ist trotz montenegrinischer Unabhängigkeit und russischer Unterstützung eine Anhäufung armseliger ebenerdiger Steinhäuser geblieben, in breiten geraden Straßen stehend, die nach jeder Seite zu den kahlen Mondgebirgen des Talkessels führen. Von der Ostseite ragt ein Felssporn oder vielmehr ein Haufen großer Felstrümmer, mit Gestrüpp durchwuchert, in den Kessel hinein. Auf seiner Spitze steht ein dicker runder Steinturm, wo die Montenegriner nach den Kämpfen gegen die Türken die blutigen Feindesköpfe auf lange Stangen steckten. Dort ist der schönste Aussichtspunkt von Cetinje. Das umfangreichste Gebäude des Residenzdorfes liegt dem Türkenturm gerade gegenüber, nämlich die Kaserne mit einem Exerzierplatz für das fürstliche Militär, das sozusagen die ganze männliche Bevölkerung des Landes umfaßt. Vom 18. bis zum 60. Jahre ist nämlich jeder Czernogorze waffenpflichtig, und jeden Sonn- und Feiertag wird fleißig gedrillt. Das stehende Militär setzt sich nur aus den Lehrbataillonen zusammen, und die fürstliche Garde besteht aus 60 Perjanken.

An einem Ende der ganz Cetinje der Länge nach durchziehenden Hauptstraße liegt die schöne Villa der österreichischen Gesandtschaft, am anderen jene der russischen, und in der Mitte zwischen beiden liegt das „Palais" des Fürsten, der zwischen den beiden Mächten geradeso hin und her pendelt wie die zwei Schildwachen vor seinem „Palast"-tore. Das Gebäude selbst ist einstöckig und ohne irgend welchen Schmuck. Kommt eine der vielen ausländischen Exzellenzen, mit denen das Dorf gesegnet ist, dann empfängt sie der Fürst im „Palais". Kommen die eigenen, mit dem Fürsten vielfach verschwägerten Untertanen, die wilden Hirten von den Bergen, wo es kein Wasser zum Waschen gibt, oder die Vettern aus der Stadt selbst, von denen kein einziger eine Badewanne besitzt, dann empfängt sie der Fürst vernünftigerweise draußen, im Schatten der drei Bäume, die vor dem Palaste stehen. Der jeweilige diensttuende Adjutant führt die Bittsteller, die natürlich

alle mit riesigen Schießprügeln bewaffnet sind, vor ihren Onkel oder Vetter, den Souverän, und gewöhnlich wohnen auch einige andere Mitglieder der Fürstenfamilie den Audienzen bei. Die Fürstinmutter pflegte sich früher, mit dem Strickstrumpf in der Hand, unter die Bäume zu setzen und mit den Schildwachen zu plaudern.

Ein Vetter Seiner königlichen Hoheit, mit dem zusammen er früher einträglichen Schafexport nach Oesterreich trieb, ist der Gastwirt des Ortes, der Besitzer des „Grand-Hotel". Von meinem Fenster in diesem ansehnlichen Gebäude sah ich auf einen „Stadtpark" mit bescheidenen Bäumchen und kleinen Rasenflächen. Allen Respekt. Die Kultur dämmert doch in den montenegrinischen Bergen. Daneben liegt ein zweiter „Park", in welchem die Villa des Erbprinzen steht, und noch weiter liegt ein dritter „Park", jener des Fürsten. Dann kommen die kahlen Steinfelsen, der Wall der natürlichen Festung, von der Cetinje umschlossen wird.

Zwischen dem Grand-Hotel und dem fürstlichen Palais führt der Weg durch die einsame, sonnige, geschäftslose Straße an ein paar kleinen, schlecht unterhaltenen Häuschen vorbei, an deren Pforten montenegrinische Riesen, den Schießprügel im bunten Leibgürtel, das rote Wams reich mit Gold bestickt, herumzulungern pflegen. Das sind die Ministerien, wo die Exzellenzen in kleinfensterigen Kämmerchen die Geschicke des Landes leiten.

Der Vater des Fürsten wohnte noch viel bescheidener in der „Biliarda", einem langgestreckten, mit Mauern und kleinen Türmchen befestigten Bau, den man für die Hofstallungen halten könnte. Er dient jetzt für Staatsämter, den Gerichtssenat und das Gymnasium. Die hier zur Gefangenschaft verurteilten Verbrecher haben nicht weit zu laufen, denn das Staatsgefängnis liegt gleich dahinter, das gemütlichste, anheimelndste Haus der Residenz, frei und offen wie ein schweizer Touristenhotel. Draußen vor dem Eingang schmauchen die Herren Verbrecher ihr Pfeifchen, und es fällt gar keinem ein, davonzulaufen. Empfindlicher als die Strafe ist ihnen die Abnahme ihrer Waffen während der Gefangenschaft.

Eigentlich ist es etwas Schönes um die Revolver-, Gewehr-, Dolch- und Säbelbekleidung dieser im eingebildeten Gewohnheits-Heldentum lebenden Don Quixotes. Es macht die Menschen ungeheuer interessant, zumal sie der Mehrzahl nach von riesigem Körperwuchs sind und ihre Schnurrbärte besser pflegen als sonst irgend etwas im ganzen Lande. Es dürfte wenige Völker geben, die sich an Körpergröße und Geschmeidigkeit mit den Montenegrinern messen könnten. Dazu sind die jungen Männer in der Hauptstadt und am Hafen von einer Eleganz der Bewegungen, wie zu Tanzmeistern gewordene Gladiatoren. Die Czernogorzen sind ja überhaupt von ihrer Kindheit an gewöhnt, in ihrem kahlen Felsenlabyrinth, das erst seit kurzem ein paar fahrbare Straßen besitzt, wie die Gemsen herumzuklettern, ja sie meiden sogar die Straßen und ziehen den kürzeren Weg über die Felsen vor. Mit erstaunlicher Sicherheit erfaßt ihr Fuß jeden Vorsprung, jeden noch so kleinen

Halt, und im Emporschwingen haben sie auch schon den nächsten entdeckt. Die Straßen benutzen nur die Europäer und die Lastfuhrwerke, welche allen Lebensbedarf von Cattaro oder Antivari nach der Hauptstadt emporschleppen. Selbst die Frauen steigen auf diesen Gemspfaden, die ein europäischer Bergfex nur mit Händen und Füßen nehmen würde, wie auf bequemen Treppen auf und nieder, noch dazu schwere Lasten tragend.

Das interessanteste Gebäude von Cetinje ist wohl das alte Serbenkloster, an die Bergwand unterhalb des Türkenturms gelehnt. Hier residierten die Vorfahren des Fürsten, als sie noch neben der weltlichen auch die höchste geistliche Würde bekleideten. Hier liegt auch der heilige Peter, der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts starb und seither als Schutzpatron und Nationalheiliger verehrt wird. Die Fürsten von Montenegro haben die geistlichen Würden längst an die Priester übertragen, und jetzt dient das Kloster dem aus diesen hervorgegangenen Metropoliten.

Der Besucher Cetinjes wundert sich, wie die Einwohner ihren Lebensunterhalt verdienen und wo sie ihre Bedürfnisse kaufen, denn Straßen auf, Straßen ab gibt es keine Werkstätte, keinen Kaufladen. Nur auf und rings um den Marktplatz sind einige vorhanden. Was an Handwerkern und Gewerbetreibenden zu finden ist, stammt aus Dalmatien oder Albanien. Was sonst im Hause und auf den spärlichen Feldern ringsum im Tal von Cetinje geschaffen wird, geschieht durch die Frauen, die demutsvoll ihren faulen Männern dienen und das armselige Hauswesen durch ihre Emsigkeit zusammenhalten. Sie sind einfach die Dienerinnen ihrer Männer und küssen ihnen sogar auf offener Straße bei der Begegnung oder zum Abschiede die Hand! Und diese faulen Schnapphähne, die in prunkvollen, goldgestickten Kostümen, mit den Waffen im Gürtel in den Cafés und auf der Straße herumlungern, und denen man ihre maßlose Eitelkeit auf hundert Schritte ansieht, nennen so manche Reisende ritterlich!

Dank ihrem stolzen Aussehen, ihrem bei allen Gelegenheiten zur Schau getragenen Selbstbewußtsein, ihrem prahlerischen Wesen und den Taten ihrer Großväter hält man sie im allgemeinen für Leute, mit denen man zu rechnen hat, in Wirklichkeit sind sie Bauern geblieben, welche die guten Eigenschaften der auf dem Lande draußen lebenden eingebüßt und dafür keine anderen gewonnen haben. Es ist aber nicht ihre Schuld. Zukunft haben die Montenegriner nur dann, wenn sie einmal lernen werden zu arbeiten, wie es die vielen ins Ausland Wandernden tun müssen. Wo sie ihre prunkvollen Kleider und Waffen hernehmen, wäre ein Rätsel, wüßte man nicht, daß Rußland ihnen kräftig unter die Arme greift. Ihre Häuser sind armselig eingerichtet, und Oefen sind ein seltener Luxusartikel.

Ursprünglicher noch wie in Cetinje sind die Verhältnisse in den weiter östlich gelegenen Ortschaften, besonders in Nikšic, am Oberlauf des Zetaflusses, der Montenegro durchziehend, sich in der Nähe der größten Stadt des Landes, Podgoritza, mit der Morawa vereinigt und

so in den Scutarisee fließt. Die Gruppe der ärmlichen Häuser von Rikšic wird von den Ruinen jener alten Türkenfestung gekrönt, um die wiederholt die wütendsten Kämpfe stattgefunden haben. Mit bewundernswerter Ausdauer sind die Türken immer wieder in der von den rauschenden Wassern der Zeta tief eingesägten Schlucht ins Herz von Montenegro eingedrungen und haben sich auf dem Felsen von Spuz, weiter südlich, eine starke Festung gebaut. Selbst in der wilden und unerforschten Berda, dem östlichen Teil des Landes, im Quellgebiet der Tara, besaßen sie eine Festung. Aber durch den Berliner Vertrag mußten sie diesen Teil ihres Besitzes doch ihren Erbfeinden abtreten.

Nördlich davon ist Montenegro nicht so kahl und öde, dort gibt es sogar noch ausgedehnte Urwälder, und auf der Hochebene von Zabljak sieht man ganz vortreffliches Vieh. Aber diese Gegenden sind zu unzugänglich, als daß man aus den Naturschätzen besonderen Nutzen ziehen könnte. Am hübschesten von den Ortschaften des Landes ist wohl Danilograd, das sich an den Ufern der Zeta terrassenförmig aufbaut und in seiner Umgebung prachtvollen Waldbestand hat. Podgoritza dagegen hat, seit es unter montenegrinische Herrschaft kam, viel verloren. Die Festung ebenso wie die Ringmauern fallen in Ruinen, die Türken sind fortgezogen, und die früher so belebten Basare haben nur Sonntags etwas Verkehr, wenn die wilden Bewohner der albanischen Alpen herunterkommen, um Schafhäute und Wolle, Wachs und Honig in andere Bedarfsartikel umzutauschen.

Ueberall im Lande zeigt sich große Armut. Es sind auch keine Naturschätze vorhanden, die Aussicht für bessere Zeiten gewähren. So beschränkt sich denn die ganze Ausfuhr des Landes auf kaum anderthalb Millionen Mark; die Einfuhr dagegen, im Wert von 4 Millionen Mark, zeigt, daß die Montenegriner großenteils auf das Ausland angewiesen sind.

* * *

Weit wichtiger, größer, volkreicher und von der Natur gesegneter als Serbien und Montenegro, selbst Bosnien dazu, ist der Mazedonien genannte Teil der Balkanhalbinsel, der mit Ausnahme des Vilajets Adrianopel alles umfaßt, was dem Osmanenreich auf dem europäischen Festland überhaupt noch geblieben ist. Auf den 130 000 Quadratkilometern Mazedoniens wohnen über vier Millionen Menschen; das Gebiet ist also von der Größe Süddeutschlands, einschließlich der Reichslande, mit der Einwohnerzahl von Württemberg und Baden. Es ist ein Wunder, daß es heute noch so viele sind, denn was in diesem Winkel Europas, soweit die Geschichte zurückreicht, für Kriege ausgefochten, Schlachten geschlagen, Städte verbrannt, Kulturen zerstört, Menschen gemordet worden sind, übersteigt wohl alles, was irgend ein Land unseres Kontinents zu erleiden gehabt hat. Statt eines dreißigjährigen Krieges war es ein mehrhundertjähriger, ein Krieg zwischen Staaten, Provinzen, Volksstämmen, selbst von Fa-

milien und einzelnen Menschen gegeneinander. Seit Jahrtausenden überflutete ein Volksstamm nach dem andern das reich gesegnete Land im Stromgebiet von Wardar und Drina. Pelasger, Griechen, Römer, Byzantiner, die Kreuzfahrer, Genueser, Venetianer, Hunnen, Avaren, Bulgaren, Serben, Wallachen, Albanier, Türken hatten es ganz oder teilweise in ihrem Besitz und ein Stamm verdrängte oder unterwarf oder vermischte sich mit dem vorhergehenden, zerstörte oder adoptierte seine Kultur, um dann an den Kämpfen aller gegen alle um die Herrschaft des Landes oder einer Provinz oder eines Dorfes teilzunehmen. Und als endlich vier der in Mazedonien fortwährend kämpfenden Völker ihre Freiheit vom türkischen Joch erlangt hatten, als an der Peripherie Mazedoniens die unabhängigen Staaten Bulgarien, Serbien, Montenegro, Griechenland gegründet waren, hetzten und wühlten diese Völker immer noch bei ihren mazedonischen Stammesbrüdern gegen die andern, ja wenn die Zustände in Mazedonien seit dem Berliner Kongreß noch trauriger wurden als je zuvor, wenn zu der drückenden Türkenwirtschaft in vielen Gebieten zeitweilige Anarchie trat, so ist die Ursache eben in den gewissenlosen Hetzereien der Nachbarstaaten zu suchen. Besonders die Bulgaren trieben Jahrzehnte lang dieses verdammenswerte mörderische Spiel und ihr „nationales Comité" hat viele tausende unschuldige Menschenleben auf dem Gewissen. Ihnen zunächst kamen die Serben, dann die Griechen, die indessen ihre Wühlarbeit zumeist nur auf die Städte beschränkten. Vor dem Berliner Kongreß gab es innerhalb Mazedonien nur wenig Nationalitäten- und Religionshader, alle waren vereint in dem Wunsch, das verhaßte Türkenjoch abzuschütteln. Kein Mazedonier kümmerte sich darum, ob er Serbe oder Bulgare war. Alle Traditionen waren unter der Jahrhunderte langen Paschawirtschaft erdrückt worden und die Bauern wußten nur so viel, daß ihre Ahnen einst freie Leute waren. In Ochrida und Prespa, wo ich noch im vergangenen Jahre die Ruinen der bulgarischen Zarenschlösser sah, wußten die Einwohner nichts von der einstigen Bestimmung dieser Ruinen. Die Türken betrachteten auch die Bulgaren und Serben nicht als verschiedene Völker, und mischten sie in demselben Topf untereinander, in den sie beide nach der Schlacht von Kossowo gesteckt. Selbst in Europa hatte man wenig Kenntnis von den tatsächlichen Verhältnissen, nur kannte man die Serben besser als die Bulgaren, weil ihr Reich jüngeren Datums war, als das bulgarische. Sie liegen auch näher an Europa und durch den national-serbischen Erzbischof in Ipek wurden Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Ragusa alle Werke der serbischen Literatur in Druck gelegt und verbreitet. In Wirklichkeit gibt es in Mazedonien keinen reinen Serben und reinen Bulgaren mehr. Nur der dritte große Volksstamm Mazedoniens, die Albanier, haben sich rein zu erhalten gewußt, ihnen zunächst die Wallachen, die Nachkommen der alten Ansiedler Mazedoniens aus den römischen Provinzen. Bulgaren und Serben haben sich aber untereinander und mit den Griechen durch Genera-

tionen hindurch fortwährend vermischt. Nur am Rande des mazedonischen Hexenkessels haben die Stämme ihre Reinheit mehr bewahrt. In Novi Basar, dem schmalen Landzipfel, der sich zum größten Ärger der Serben und Montenegriner zwischen beide einschiebt, halb österreichisch gewesen und jetzt wieder türkisch geworden ist, herrschen die Serben vor. In Ochrida und Umgebung die Bulgaren. Die Sprache der Mazedonier neigt sich mehr dem bulgarischen zu, doch wird der südliche Mazedonier bei den nördlichen Serben verstanden. Im eigentlichen Mazedonien wird mitunter in jedem Dorfe eine andere Sprache gesprochen, um vielleicht im Laufe einer einzigen Generation gewechselt zu werden. Die nationale Propaganda der Serben, Bulgaren und Griechen, mit jener ihrer Religion auf das innigste verknüpft, trägt daran Schuld, daß beispielsweise in einem Dorfe die Verkehrssprache die bulgarische, und eine Generation später die serbische oder griechische ist. Ursprünglich waren die Dorfbewohner vielleicht serbischer Nation, aber sie sprechen heute bulgarisch. Das geschieht durch den Einfluß der Schulen, welche die Propaganda in den Dörfern und Städten unterhalten, natürlich noch mehr in einzelnen Familien. Die Schulen sind frei, die Eltern schicken ihre Söhne, je nach ihren Interessen in verschiedene Schulen, und so kommt es vor, daß ein serbischer Vater beispielsweise bulgarische und griechische Söhne hat, nicht nur der Sprache nach, sondern auch der Religion und den Anschauungen. Ein Fall, der mir in Monastir selbst begegnete, ist charakteristisch genug um als Beispiel hervorgehoben zu werden. Ich frug den Griechen, den ich als Führer nach Ochrida anwarb, ob sein Dorf ein griechisches wäre? „Es war griechisch," antwortete er mir. „Noch vor zehn Jahren. Jetzt ist es bulgarisch." Als ich ihn verwundert ansah, fuhr er fort: „Sehen Sie, Herr, wir sind ein armes Volk, wollten aber doch bei uns Kirche und Schule haben. Einen griechischen Lehrer hatten wir, dem wir das Brot und ca. hundert Mark jährlich gaben. Der griechische Konsul gab ihm ebenso viel dazu, und er lehrte unsere Kinder. Aber wir wollten auch einen eigenen Priester haben, statt gemeinschaftlich mit den andern Dörfern. Wir gingen zum griechischen Bischof, damit wir regelmäßigen Gottesdienst erhielten, aber er hörte uns nicht. Das erfuhr das bulgarische Komitee in der Stadt und versprach uns, Priester und Lehrer zu senden, die bei uns im Dorfe wohnen sollten, wenn wir es so haben wollten. Wir nahmen an, und jetzt sind wir halt Bulgaren geworden."

So wird die Propaganda an einem Volke überall zum Schaden des andern getrieben, so gewinnt ein Volk mehr Einwohner auf Kosten des andern. Der französische Konsul einer Stadt sagte mir scherzend, er könnte mit ein paar Millionen ganz Mazedonien französisch machen. Er würde französische Schulen gründen mit französischem Unterricht und dort lehren lassen, daß die Mazedonier nur Nachkommen der französischen Kreuzfahrer wären, die in der Tat im zwölften Jahrhundert Saloniki eroberten und eine Zeit lang besetzt hielten. Der rollende Franc würde den Rest machen.

Da die Bulgaren mit ihrer Propaganda am tätigsten waren, und am meisten Geld dafür opferten, haben sie die Serben und Griechen weitaus überholt, und sie genießen durch die Niederwerfung der Serben durch Alexander von Battenberg-Bulgarien bei den Mazedoniern auch größeres Ansehen. So ist denn die Stimmung der Mazedonier im ganzen Großen den Bulgaren günstiger als irgend einem andern Volke. Im Abendlande herrscht vielfach die Meinung, Mazedonien sei eine alte griechische Provinz, ähnlich wie Creta oder Cypern, aber das ist ein Irrtum. Die Griechen besaßen an den Küsten Mazedoniens nur Kolonien, in den Städten lag der Handel und die Bildung in Händen der Griechen, die Bewohner der mazedonischen Küsten stellten sich in den Kriegen gegen die Türken auch auf die Seite der Griechen. Die letzteren zählten auch unter den Wallachen, Albanern und Serben zahlreiche Anhänger, aber griechisch ist Mazedonien nie gewesen.

Wenn in den letzten Jahrzehnten seit dem Vertrag von S. Stefano die Zustände in Mazedonien schlimmer geworden sind, als je zuvor, wenn kein Mensch dort seines Lebens und seiner Habe mehr sicher war, und selbst Europäer angegriffen wurden, so ist die Schuld daran vornehmlich in der Politik Englands zu suchen. Fast alle Völker des Balkans hatten durch den Berliner Kongreß ihre Unabhängigkeit erhalten, Rumänien, Serbien, Montenegro, Bulgarien, zum Teil Ostrumelien, Batum fiel an Rußland, Bosnien und die Herzegowina an Oesterreich, ein Teil Thessaliens an Griechenland, durchweg Grenzländer der Türkei. England hatte nicht die geringsten Ansprüche auf irgend eine Gebietserweiterung auf Kosten der Türkei, und doch bekam es Cypern, wohl dafür, daß es für das Verbleiben Mazedoniens unter türkischer Herrschaft eintrat. Vier Jahre später erfolgte auch die gänzlich ungerechtfertigte Besetzung von Aegypten, der reichsten Provinz des türkischen Reiches.

Diese Nichtachtung der Ansprüche Mazedoniens auf Freiheit hat für das Land die schrecklichsten Folgen mit sich gebracht. Die Mazedonier beschlossen, da ihnen Europa nicht half, sich selbst zu helfen, und organisierten insgeheim die Erhebung gegen die Türken. Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende, wurde ihr Wahlspruch. Der Bulgare Grueff war es, der die Organisation der einzelnen Komitees leitete, und sie verbreiteten sich mit überraschender Schnelligkeit über das ganze Land. Ursprünglich war das Ziel der mazedonischen Führer nicht etwa das Land an Bulgarien anzugliedern, sondern einen freien Staat unter türkischer Suzeränität zu gründen. Es war also keineswegs eine bulgarische Bewegung, wie in Europa geglaubt wurde, ja es sollte sogar als offizielle Sprache nicht die bulgarische, sondern die mazedonisch-slavische in allen Exarchistenschulen eingeführt werden. Der Zufall brachte aber den Ball nach einer ganz andern Seite ins Rollen, als die Führer beabsichtigt hatten. Im Jahre 1897 raubte eine der bulgarischen Räuberbanden, welche Mazedonien schon lange unsicher machten, einem türkischen Landbesitzer in Vinitza bei Üsküb, der Hauptstadt des nördlichen Mazedonien,

eine große Geldsumme. Bei der Verfolgung der Räuber entdeckten die Türken ganz unerwartet ein Versteck von Bomben und Dynamit. Der Sultan, dem das Wort Dynamit allein schon den größten Schrecken einjagte, hielt schon die bewaffnete Niederwerfung seiner Herrschaft sowie sein eigenes Ende für bevorstehend, und ordnete die sofortige Durchsuchung jedes Bulgarendorfes an. Die Türken taten es unter grausamen Gewaltakten, ja selbst Foltern. Am meisten hatte der gebildete Teil der Bevölkerung zu leiden, darunter fast alle Priester und Lehrer. Im Vilajet Üsküb allein wurden fünfhundert ins Gefängnis geworfen, dreihundert flohen nach dem Fürstentum Bulgarien. Die dortigen Bulgaren beschlossen sich zu rächen, und unterstützten die schon längst betriebene Aufreizung der Mazedonier durch bulgarische Banden mit bedeutenden Mitteln. Auch Griechen und Serben hielten nun den Zeitpunkt für gekommen, in ihrem Interesse im benachbarten Mazedonien durch bewaffnete Banden nationale Bewegungen anzufachen, und diese Banden, die sogenannten Komitadschis, waren in ihren Mitteln nicht sehr wählerisch. Sie zwangen häufig die Dorfbewohner mit Waffen in der Hand, ihnen Lebensmittel, Geld und waffenfähige Leute zu liefern. Die Dörfer wehrten sich oder brachten die Komitadschis zur Anzeige. Türkische Expeditionen wurden ausgesandt, um auf sie Jagd zu machen, und fielen häufig den im Hinterhalt lauernden Komitadschis zum Opfer. Die Türken sandten dann gewöhnlich größere Straf-Expeditionen an Ort und Stelle, die Komitadschis waren inzwischen geflohen. Um den Tod ihrer Kameraden an irgend jemanden zu rächen, verbrannten und zerstörten die Türken dann gewöhnlich die Dörfer, die in der Nähe der bulgarischen Bluttaten lagen. Dieser mörderische Kleinkrieg nahm endlich so überhand, daß alle Ordnung und Sicherheit im Lande verschwunden war, und die Mächte die Organisation der Gendarmerie durch ihre Offiziere in die Hand nehmen mußten.

Im Jahre 1902 begann der bulgarische General Tzontscheff mit einigen hundert Mann die offene Revolution gegen die Türken, in der Hoffnung, daß die Mazedonier sich ihm anschließen würden. Aber diese sind der großen Mehrzahl nach gar nicht auf der Seite der Bulgaren und der Aufstand wurde unschwer niedergeworfen. Nun begannen junge Leute mit anarchischen Mitteln zu arbeiten. Sie sprengten Eisenbahnen, Tunnels, Brücken, türkische Regierungsbauten. Im Jahre 1903 wurde in Saloniki die ottomanische Bank, die deutsche Schule, der Konak des Generalgouverneurs, das erste Hotel usw. in die Luft gesprengt. Auch diese Mittel halfen nichts, die Türken traten nur noch schärfer gegen die Revolutionäre auf, und so kam allmählich der gebildete Teil der Mazedonier wie der Türken selbst zur Erkenntnis, daß auf solche Art das ganze Land in kurzer Zeit gänzlich zu Grunde gehen müsse. Die einzige Rettung war die Einstellung aller Gewaltmittel, aller Feindseligkeiten der einzelnen Nationen gegen einander und die Niederwerfung des alten, unheilvollen türkischen Regierungssystems. Die aufgeklärten Türken, verstärkt durch

gleichgesinnte Mazedonier, schlossen sich insgeheim aneinander, wirkten durch die in Europa erzogenen Offiziere auf die Arme ein, und hatten endlich im Jahre 1908 hinreichende Gewalt in Händen, um offen gegen die Zentralregierung aufzutreten.

Die Hauptsitze dieser jungtürkischen Bewegung waren die drei größten und wichtigsten Städte Mazedoniens, Saloniki, Monastir und Üsküb, gleichzeitig Regierungssitze der drei mazedonischen Vilajets. Man kann sich die Bestürzung und Todesangst des Padischah vorstellen, als Telegramme ihm Ende Juni 1908 die Erhebung seiner eigenen Generale und Soldaten verkündeten. Er opferte in jedem Jahre Millionen für seine Spione, die ganz Mazedonien wie in einem Fischernetz zu haben glaubten, und nun wurde er, ebenso wie seine Regierung, durch die Revolution der Jungtürken vollständig überrascht. Es geschah auch zum ersten Male seit der türkischen Eroberung des Balkan, daß türkische Generale und bulgarische Bandenführer, mohammedanische Ulemas und griechische Popen, Soldaten und Bauern, Bedrückte und Bedrücker einander in brüderlicher Weise umarmten und vereint der neu proklamierten Verfassung den Treueid schwuren.

Monastir, die militärische Hauptstadt von Mazedonien, war der denkbar günstigste Ort, wo die Jungtürken bei den unzufriedenen Elementen den Hebel ansetzen konnten. Nirgends gab es deren mehr, nirgends konnte das Militär besser und leichter bearbeitet werden. Die Soldaten, 15 000 Mann, standen dort weit über die gesetzliche Dienstzeit hinaus unter den Waffen, mit schlechter Nahrung und rückständigem Sold, um fortwährend zu allerhand blutigen Strafexpeditionen ins Inland kommandiert zu werden. Sie mußten mitunter auf den elendsten Wegen durch unwirtliche Gebiete bulgarischen Banden nachjagen, Dörfer strafen, die Niedermetzelung türkischer Soldatenposten rächen. Keine Ruh bei Tag und Nacht! Darunter hatten vor allem die Offiziere zu leiden, und so war es kein Wunder, daß die Jungtürken gerade unter diesen die meisten Anhänger fanden.

Das ganze Land rings um Monastir bis an die fernen schneebedeckten Berge von Albanien ist so verwüstet, als hätten die Hunnen hier gehaust, aber das ganze namenlose Elend ist weniger den Türken als den bulgarischen Banden zuzuschreiben, von denen auch jetzt noch, nach dem Sturz des alten Regime, manche hier ihr Unwesen treiben. Schmolz der Schnee im Balkan, wurden Wege passierbar, dann sandte das revolutionäre Zentralkomitee in Sofia zahlreiche Banden über die Grenze. Der Endpunkt ist auch heute noch zweifellos die Angliederung der bularischen Gebiete Mazedoniens an das bulgarische Königreich. Gerade in der Umgegend von Manastir setzten die Komitadschis am eifrigsten ein, denn nur hundert Kilometer weiter, am herrlichen See von Ochrida, erhebt sich die einstige Hauptstadt des Großbulgarischen Reiches, die Stadt Ochrida, mit den Ruinen der einstigen Zarenburg. Durch ihr grausames Wüten haben indessen die

Komitadschis gerade das Gegenteil erreicht, was sie wollten. Das Treiben dieser blutbesudelten Unruhestifter war eine der Hauptursachen, warum sich die mazedonischen Bulgaren heute mit den Jungtürken um die Verfassung scharen. Es war ein Irrtum, anzunehmen, daß diese Mazedonier mit den Komitadschis gemeinsame Sache machen und nach der Herrschaft des neugebackenen Königs Ferdinand besonders lechzen würden. Die Mehrzahl ist diesen großbulgarischen Bestrebungen ganz entschieden abhold. Das habe ich in Mazedonien von allen erfahren, die es wissen müssen. Viele Tausende Bulgaren sind sogar Mohammedaner geworden und in türkische Dienste getreten. Was die Bulgaren wünschen, ist nicht das von König Ferdinand erstrebte Großbulgarien, sondern Frieden, ungestörte Arbeit und damit auch Wohlstand. Die Komitadschis aber zwingen ihnen Waffen in die Hände, verleiten sie zum Aufstand gegen Türken, Griechen, Serben, brandschatzen sie und rächen sich blutig, wenn ihre Landsleute die Gefolgschaft verweigern. Gleichzeitig betrieb die bulgarische Regierung oder doch die Bande ihrer Hintermänner die Agitation durch Errichtung von neuen Bischofssitzen, Kirchen, Schulen, Handelsagenturen. Das geschieht auch heute noch.

Das Ergebnis dieser bulgarischen Kulturbestrebungen ist das verwüstete Mazedonien. Allein auf der kurzen Strecke zwischen Monastir und Ochrida gab es noch vor wenigen Jahren achtzehn blühende Christendörfer, rings umgeben von ertragreichen Kulturen. Heute gibt es dort keine Dörfer, sondern nur Schutthaufen! Auch Monastir selbst hat unter diesen bulgarischen Schrecken schwer gelitten. Als ich es in der Ferne vom Waggonfenster auftauchen sah, umschlossen von einem Kranz blühender Gärten, schien es mir, als sollte ich in ein mazedonisches Paradies kommen. In Wirklichkeit in Monastir ein armseliges Nest mit bescheidenen Häusern, deren verlottertes Aussehen mitunter durch üppig wuchernde Kletterpflanzen gemildert wird. Nur in der Hauptstraße zeigen sich anspruchsvollere Gebäude, hier und dort unterbrochen von dem weißen Gemäuer kuppelgekrönter Moscheen mit schlank aufstrebenden Minaretten, von denen Muezzins ihren Gebetruf in die vornehmlich christliche Stadt erschallen lassen, übertönt von dem Glockengeläute der Kirchen. Das größte Gebäude ist die riesige Kaserne, dann die Militärschule. Europäer leben in Monastir nur sehr wenige.

Der nördliche Hauptsitz der mazedonischen Wirren ist Üsküb. Wer von Saloniki her mit der Eisenbahn an der ungemein malerischen Türkenstadt Koprülü vorbei nach Norden fährt, sieht zunächst in der weiten, sanft gewellten Ebene des wasserreichen Wardarstromes den steilen Felsen aufragen, auf dem hoch über den schlammigen Fluten die alte Türkenfeste thront. In ihrer Nähe erhebt sich auch die Hauptmoschee und der Konak des Wali, als obersten Provinzbeamten. Dann wird auch das ausgedehnte Häusermeer der großen Stadt sichtbar, überragt von ungefähr dreißig Minaretten. Dazwischen erheben sich die Kuppeln und Türme verschiedener Kirchen, denn Üsküb

wird von vielen Christen bewohnt, und der Erzbischof der katholischen Albanier hat hier seine Residenz. Auf dem Wege vom Bahnhof zum Wardar durchwanderte ich zunächst die mit knöcheltiefem Staub bedeckten Straßen des ganz ansehnlichen europäischen Stadtteils. Hier liegen die Konsulate, Kirchen, Schulen, Klubs und mitunter recht hübschen Wohnhäuser der Europäer, vornehmlich Oesterreicher, die in Üsküb Handel treiben. Jenseits der Wardarbrücke dehnt sich die Eingeborenenstadt aus mit engen, vielgewundenen, auf- und absteigenden Gäßchen. Die Einwohner schienen mir trotz der scharfen nationalen, religiösen, politischen und sozialen Gegensätze im lebhaftesten Verkehr untereinander, denn über alles geht auch bei ihnen doch das Geschäft. Das zeigt sich vor allem im Basar, im Herzen der Stadt. Aehnlich wie die Muski in Cairo sind auch hier in den Basarstraßen von Dach zu Dach der einander gegenüberliegenden Häuser Bretter gelegt oder Matten und Stoffe gehängt, um die Sonnenhitze, mehr aber noch Regen, Schnee und den fürchterlichen Staub einigermaßen abzuhalten. In den Buden zeigen sich billiger Hausrat, Stoffe und Kleidungsstücke aus Oesterreich, dann Getreide, Häute, Lebensmittel und an Industrieprodukten hauptsächlich Korduanleder aus dem eigenen Gebiete.

Interessanter ist das Türkenviertel mit seinen verzwickten Häusern, im Winkel gebrochenen Fassaden und vergitterten Erkern. Dazwischen verborgen liegen uralte Moscheen und Heiligengräber mit begrasten, verfallenden Kuppeln, vielleicht auf Grundmauern altrömischer Götzentempel oder bulgarischer Christenkirchen erbaut. Weiter hinaus verlieren sich die Geschäftsstraßen in einsame, sonnige Vorstädte, wo die Moslims mit ihren Familien das Leben hinter hohen Mauern in kleinen Häuschen und hübschen Ziergärten verträumen. Wo sich ein freier Platz darbietet, sieht man über das Häusermeer dieser unruhigen Hauptstadt des unruhigsten Gebietes von Europa in weißer Majestät den gewaltigen Liubotr aufragen, den dreitausend Meter hohen schneebedeckten König der Bergketten Albaniens.

Die größte Stadt Mazedoniens und zweitgrößte der europäischen Türkei ist Saloniki, der Hauptsitz der bisher so erfolgreichen jungtürkischen Bewegung, heute auch die Residenz Abdul Hamids, dessen Sturz von Saloniki aus eingeleitet wurde. Sie zeigt sich dem Besucher als eine echte Stadt der Levante, mit ähnlichem Charakter wie etwa Smyrna, Beyrut und Alexandrien. Nur ist sie mit ihren anderthalb hunderttausend Einwohnern größer als Beyrut, interessanter als Smyrna und reicht in ähnlich graues Altertum zurück wie Alexandrien. König Kassandro von Mazedonien hat sie im Jahre 315 vor Christi Geburt gegründet und nach seiner Schwester Thessalonike benannt, die einzige Stadt des Landes aus jener großen Zeit, die sich erhalten und vergrößert hat. Alle anderen antiken Städte und Niederlassungen in Mazedonien sind als solche vollständig verschwunden, und an ihrer Stelle vegetieren viel später entstandene, armselige Dörfchen. Saloniki liegt eben zu günstig für Handel und Verkehr, um den Stürmen der

Zeit zum Opfer zu fallen. In der Tiefebene am Meere, aus welcher die Stadt sich an den Flanken des 1200 Meter hohen Kortatsch-Berges emporzieht, mündet der wasserreiche Wardar, der Axios der Griechen, der größte Strom Mazedoniens. Durch das Tal der Vistritza kann man tief nach Thessalien hinein eindringen, und für diese fruchtbaren Hinterländer bildet Saloniki den natürlichen Hafen. Das erste Mal, lange bevor es noch einen Jungtürken gab, kam ich zu Schiff in den tiefblauen Golf, über den im Westen der schneebedeckte dreispitzige Olymp, einst der Sitz der griechischen Götter, aufragt. Im Hintergrunde steigt die große Stadt empor, umschnürt von alten Ringmauern und mächtigen Türmen, und gekrönt wie die meisten Städte der Türkei von einer Festung, der Kasba. Ganz unten am Meeresufer leuchtet in blendender Weiße der größte der Befestigungstürme auf, der berühmte Blutturm. Er stammt aus der bewegtesten Türkenzeit, als Sultan Murad II. mit seinen Heerscharen von Stambul herübergekommen war, um Saloniki zu bedrängen. Ein merkwürdiges Wechselspiel des Schicksals wollte es, daß jetzt die Türken von Saloniki umgekehrt nach Stambul zogen, um den Sultan zu bedrängen.

Vorne dicht an dem neugebauten Hafen haben die alten Ringmauern einer langen Reihe stattlicher, mehrstöckiger Häuser im europäischen Boulevardstil Platz gemacht. Hier und in den anliegenden Straßen liegen die wichtigsten Geschäfte, herrscht der größte Handelsverkehr, denn Tag für Tag laufen im Hafen Dutzende von Schiffen ein, um mit den Produkten des mazedonischen Hinterlandes beladen zu werden, vornehmlich Getreide, Tabak, Häute, Seidenkokons, Opium, Baumwolle und Samenarten. Die Geschäfte werden großenteils in den vielen Cafés an der Kaistraße abgeschlossen, die gleichzeitig Handelskammer, Börse, Kontors und Vergnügungslokale sind. Je nach der Sonne werden sie morgens oder nachmittags besucht, abends aber sind sie alle überfüllt. Türken, Juden, Griechen, Armenier, Bulgaren, Malteser und „Franken", d. h. Europäer, mit ihren Familien versammeln sich dann gerne in den Cafégärten bei Zigeunermusik oder französischem Varieté. Zu Hause Abendbrot einzunehmen, ist in Saloniki nicht beliebt. Wer diese Lokale besucht und dort die Offiziere der starken Garnison sitzen, Zigaretten puffen und Kaffeetäßchen leeren sah, hätte gewiß nicht vermutet, daß gerade unter ihnen jene große Verschwörung beschlossen wurde, die der Serailwirtschaft Abdul Hamids ein so rasches und gründliches Ende bereitet hat. Die Bevölkerung der großen, intelligenten, freizügigen Stadt ist dem Jungtürkentum ebenfalls mit Leib und Seele ergeben.

Das stärkste Element in Saloniki sind die Juden, weit über die Hälfte der ganzen Einwohnerschaft umfassend, gleichzeitig auch im Handel und Wohlstand an der Spitze stehend. Das europäische Element dagegen ist weit nicht so zahlreich vertreten, als man erwarten würde. Zu den Nachkommen von Maltesern, Griechen, Genuesern, Ragusanern und Venezianern des Mittelalters kamen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts besonders viele Franzosen, die der Fremden

kolonie heute noch ihr Gepräge geben. Später kamen Oesterreicher, Schweizer, Reichsdeutsche, die viel vom Auslandgeschäft in ihre Hände bekamen, bald großen Einfluß erlangten und selbstverständlich auch in gesellschaftlicher Hinsicht mit an erster Stelle stehen. Dank dem herzlichen Einvernehmen zwischen ihnen blüht auch ein gemeinschaftlicher deutscher Klub in einem nach der Bombenexplosion im Jahre 1903 neuerbauten Hause. Seit 1888 besitzen sie auch eine deutschsprachige Schule.

Die Griechen bilden eine geschlossene Kolonie von 40 000 Seelen, sind also ungefähr ebenso stark wie die Türken. Man sollte bei den Griechen, die doch in Saloniki die ältesten Ansiedler sind und sonst überall in der Fremde irdische Güter zu erwerben pflegen, große Handelshäuser und reiche Leute erwarten. Das ist aber in Saloniki nur in geringem Maße der Fall. Dafür sind in der Stadt noch eine Menge Bauten aus der großen griechischen Zeit, Thermen und Tempel, Trümmer von Propyläen und Palästen, nur befinden sie sich zwischen dem malerischen Winkelwerk der türkischen und jüdischen Häuser so versteckt oder überbaut, daß man sie schwer findet. Die alten byzantinischen Kirchen sind in Moscheen umgewandelt worden, und selbst auf der Grabeskirche des heiligen Demetrius, der hier 306 den Märtyrertod erlitt, prangt heute der Halbmond.

Wenn Mazedonien in den letzten Jahren doch einigermaßen in den Bereich des europäischen Verkehrs getreten ist, so hat es dies der Orientbahn zu danken, von der vorläufig zwei Hauptlinien durch das Land führen. Die eine, ca. tausend Kilometer lang, verbindet Konstantinopel mit Saloniki, die zweite, 700 Kilometer lang, Saloniki mit Üsküb. Sie schließt sich auf serbischem Gebiet bei Nisch an die große Hauptbahn Wien-Sofia-Konstantinopel an. Dann gibt es noch eine Zweigbahn von Saloniki nach Monastir. Bis auf die jüngste Zeit mußten infolge der bulgarischen Umtriebe alle Bahnen von Truppen scharf bewacht werden, um das Sprengen von Brücken und Tunnels, das wiederholt vorgekommen ist, zu verhindern. Auf den Feldern arbeiten spärliche Landleute und lenken die plumpen schwarzen Wasserbüffel, die mit biblischen Pflugscharen lange Furchen in die fruchtbare Erde ziehen. Weite Strecken sind ganz unbebaut, und dort weiden magere Rinder oder Ziegen, bewacht von bulgarischen Hirtenknaben. Längs der Bahn waren bis zur Revolution mehr Soldaten zu sehen als Landleute, und sind es wohl heute noch. Alle hundert Schritt stand ein einsamer Posten mit Gewehr und Bajonett. Bei jedem zweiten oder dritten Kilometer stand eine elende Bauernhütte oder auch nur ein Flugdach aus Stroh, und das waren die Wohnungen der armen Soldaten. Bei jeder Brücke, jedem Tunnel standen an beiden Enden mehrere Wachen, prächtige Kerle in geflickten, schäbigen Uniformen, stark bewaffnet. So mußten an hunderttausend Mann der türkischen Armee jahrelang verzettelt werden, nur um den hauptsächlichsten Verkehr zu ermöglichen!

Ob die traurigen Zustände in dem von der Natur so reich gesegneten Mazedonien nunmehr, wo die Jungtürken die Herrschaft angetreten haben, bald besser werden, ist noch sehr die Frage. Die Verbrüderung der einzelnen Rassen und Religionen kann doch nur von kurzer Dauer sein, und in der Tat fangen die griechischen, serbischen und vor allem bulgarischen Banden wieder an, ihr Unwesen zu treiben. Schon haben diese Komitadschis wieder zahlreiche Menschenopfer auf dem Gewissen. Es ist auch gar nicht denkbar und natürlich, daß Völker, Dörfer und Familien, die Jahrhunderte lang einander feindlich gegenüberstanden, bekriegten und töteten, über Nacht so mir nichts, dir nichts zu Busenfreunden werden sollen. Der jungtürkische Kitt ist nicht fest genug, um diese heterogenen Elemente für die Dauer aneinander zu leimen, und der Tag der endlichen Abrechnung mit den Türken ist vielleicht gar nicht so fern. Sicher werden die Bulgaren unter ihrem ehrgeizigen König keine Ruhe geben, bis das einstige großbulgarische Reich so weit wie möglich wieder aufgerichtet und ein großer Teil Mazedoniens an dasselbe gefallen ist. Auch die Serben werden erst Ruhe geben, wenn sie das Sandschak Novibazar und damit die Verbindung mit Montenegro und der Meeresküste in Händen haben. Die Albanier wollen weder von Bulgaren noch Serben etwas wissen und erstreben ein selbständiges Fürstentum. Dazu kommen die weit auseinandergehenden Aspirationen der beteiligten Großmächte, und so wird denn das unglückliche Mazedonien wohl noch für lange hinaus der Wetterwinkel Europas bleiben. Die Sonne des Friedens wird dort erst scheinen können, bis die Türken wieder über den Bosporus zurückgegangen sind, und auch dann noch ist der Friede keineswegs sicher.

* * *

In dem schlechtweg „Mazedonien" genannten Teil der europäischen Türkei wohnt nur ein einziges Volk, das sich seit der osmanischen Eroberung wie auch Jahrtausende vorher unvermischt und rein erhalten hat: die Albanier.*) Wie die meisten anderen Völker der Balkanhalbinsel, so haben auch sie es wiederholt versucht, ihre Unabhängigkeit zu erringen, und nur einem Zufall ist es zu danken, daß die Reihe europäischer Königreiche nicht um ein weiteres, das Königreich Albanien, vermehrt worden ist. Dem Nationalhelden der Albanier, dem großen Krieger Skanderbeg, war es im fünfzehnten Jahrhundert geglückt, die einzelnen Stämme des albanischen Volkes, die einander bis dahin auf Leben und Tod bekämpft hatten, zu versöhnen und unter

*) Daß dieses Volk in den meisten deutschen Werken mit dem Worte Albanesen bezeichnet wird, ist wieder eine der merkwürdigen Verdrehungen, an denen die deutsche Sprache leider so reich ist. Wenn man die Bewohner Albaniens als Albanesen bezeichnet, müßten logischer Weise die Bewohner Italiens Italesen und jene Spaniens Spanesen heißen.

seine unbestrittene Herrschaft zu bringen. Schon war es ihm mit den auf diese Weise geeinten Kräften gelungen, die Türken zurückzudrängen und Albanien von ihrer despotischen Herrschaft zu befreien, da setzte sein Tod der kurzen Unabhängigkeit ein Ende. Wieder wurde Albanien, an Umfang dem Königreich Bayern gleich, eine Beute der Osmanen.

Unter den anderthalb Millionen dieses tapferen Bergvolkes gab es keinen Greis, kein Weib, kein Kind, fähig Waffen zu tragen, das nicht todesmutig in den Kampf gegen die Türken gezogen wäre. Die Geschichte des Landes bis zur Zeit der napoleonischen Züge an die hellenischen Küsten ist mit Kriegstaten erfüllt, und besonders um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts und zu Beginn des neunzehnten wurden dort Heldentaten ausgeführt, die an jene der alten Griechen erinnern. Wie wehrten sich die Sulioten gegen die anstürmenden Türken! Wie tapfer verteidigten die Bewohner der kleinen, bis dahin unter venezianischer Schutzhoheit gebliebenen Felsenrepublik Parga ihre Heimat! Mit Staunen und Bewunderung liest man die Geschichte von den suliotischen Frauen, die mit eigener Hand türkische Pulvertürme in die Luft sprengten und dabei selbst in Atome geblasen wurden, oder sich steile Felsenhänge herabstürzten oder einander die Hände reichend und Todeslieder singend, in die reißenden Fluten der Bergströme sprangen, um der verhaßten Türkenherrschaft zu entgehen! Aber dem großen Feldherrn der Osmanen, Ali Pascha von Janina, den viele seiner Zeitgenossen mit Napoleon selbst verglichen haben, konnten sie auf die Dauer nicht entgehen. Mit Tapferkeit gegen die Albanier und diplomatischer Finesse den europäischen Mächten gegenüber gelang es ihm, freilich erst nach Jahrzehnten, zum unbestrittenen Herrn des Epirus und der albanischen Lande zu werden, ja es war ihm beinahe schon geglückt, von den Mächten als unabhängiger Herrscher dieser Länder anerkannt zu werden. Das erfuhr der Sultan und beschloß seinen Tod. Mit großer Heermacht rückte der Abgesandte des Sultans gegen Parga, die Lieblingsresidenz Ali Paschas, vor, um ihn zur Unterwerfung zu zwingen. So groß aber war die Macht Alis, daß man es vorzog, den Pascha durch List in die Hände zu bekommen. Man lud ihn zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft nach Janina, der Hauptstadt des südlichsten türkischen Vilajets, ein, und dort wurde ihm in freundschaftlicher Weise der Kopf abgeschnitten. Damit fiel Albanien wieder an die Türken, auch Parga, das sich an die befreiten, unter englischem Schutz stehenden Jonischen Inseln angeschlossen hatte, wurde gegen den Willen der Bewohner türkisch. Aber die osmanischen Truppen fanden am Tage ihres Einzugs in die durch Gewalt unbezwingbare Feste nur leere Mauern vor. In der vorhergehenden Nacht war die ganze Bevölkerung, dreitausend Köpfe stark, ausgewandert. Ein englisches Kriegsschiff brachte sie nach Corfu, und dort wohnen ihre Nachkommen heute noch in einer geschlossenen Ansiedlung. Sogar die Leichen ihrer Toten wollten sie nicht den Türken überlassen. Sie scharrten sie aus ihren Gräbern, trugen die Gebeine und Leich-

name auf den Hauptplatz von Parga und verbrannten sie auf einem großen Scheiterhaufen!

Es ist ein uraltes Volk, welches das Labyrinth der südalbanischen Berge bewohnt, unzweifelhaft die Nachkommen der Pelasger, die sogar den alten Griechen etwas von ihrem Typus aufgeprägt haben. Heute noch sind die südlichen Albanier in ihren Sitten und ihrem Geschäftsleben ähnlich, wie uns die Pelasger aus den Zeiten der Odyssee geschildert worden sind, in ihrem Aussehen aber ähnlich den Gestalten auf den altgriechischen Bildwerken: prächtige Menschen, groß und kräftig, dabei schlank und geschmeidig, mit Brust und Schultern von Riesen, edlen Gesichtszügen, vielfach blauen oder grauen Augen und blondem Haar. Virchow behauptet, es gebe unter den Völkern Europas keines mit edler geformten Schädeln.

Würden die Albanier statt ihrer unzugänglichen, unwirtlichen Berge ebenes Land oder die Meeresküsten bewohnen, wären sie statt mit den wüsten Bulgarenhorden früherer Zeiten oder mit den Türken mit europäischen Völkern in Verkehr getreten, sie hätten gewiß ein Staatswesen gegründet von hoher Kultur, das, wie im Altertum Griechenland, in der Gegenwart mit in der ersten Reihe der europäischen Staaten stehen könnte. Aber ihr Heimatland besitzt nur vom Osten her bequeme Zugänge und wurde dadurch eine Beute der von dort anstürmenden Barbaren. Nach Norden wird es durch einen gewaltigen Alpenwall gegen Europa abgeschlossen, und ebenso schließen es nach Westen, gegen die Adria und damit gegen Italien, Gebirgszüge ab, die wie Festungsmauern von zweitausend Metern Höhe steil aus den blauen Meeresfluten aufragen.

Die albanischen Küsten von Montenegro an bis an die Grenze von Griechenland herab zeigen sich von ähnlicher Unzugänglichkeit wie die berühmten Felsen der Kriwoscie und der schwarzen Berge oberhalb der Bucht von Cattaro, und dabei fehlte es hier an der segenbringenden Kulturarbeit der Oesterreicher, die den Montenegrinern ihre wichtigsten Zufahrtsstraßen gebaut haben. Wohl münden an den albanischen Küsten einzelne Gebirgsströme, doch sie rauschen durch tief eingeschnittene, für den Verkehr unzugängliche Schluchten, und der größte von ihnen, die wasserreiche Drina, ist viel zu reißend, um für die Schiffahrt benutzt werden zu können. Noch im Jahre 1908 reiste ich mit einem winzigen Dampferchen unter italienischer Flagge von Corfu nach San Giovani di Medua, um von dort die nördliche, mit der Bojana vereinte Mündung der Drina aufwärts nach Schkodra (das albanische Skutari) zu fahren. Medua ist der Hafen von Skutari, und Skutari ist die Hauptstadt Albaniens. Ich durfte also hoffen, in Medua, das sogar als Ausgangspunkt der projektierten Donau-Adriabahn ausersehen ist, ein ähnliches Städtchen zu finden, wie es die mittelalterlichen, mauerumstarrten Durazzo oder Dulcigno weiter nördlich sind. Weit draußen auf offenem, bewegtem Meer hielt unser Dampferchen, und gegenüber an den steil abstürzenden Küstenfelsen angeklebt sah ich ein halbes Dutzend winziger Häuschen. In der

Nähe, auf kahlem steinigem Boden, erhoben sich einige unbewohnte elende Hütten albanischer Hirten, die mit ihren mageren Herden den Sommer über in den Bergen wohnen.

Das ist das ganze Medua. Nach mehrstündigem Warten kam ein noch kleineres Dampferchen, das an mein auf den Wellen schaukelndes Schiff mit Mühe anlegte, und auf offenem, den Stürmen ausgesetztem Meere wurden die für Skutari bestimmten Waren mit Gefahr auf das andere Fahrzeug gebracht. Kaum war ich als einziger Passagier an Bord des letzteren gesprungen, so fuhr der Küstendampfer nach Antivari weiter, unser Schiffchen aber tanzte und schwankte, daß ich mich mit beiden Händen anklammern mußte, in die reißende Bojana. Es brauchte sieben Stunden, ehe wir in die Nähe von Skutari, nicht aber nach Skutari selbst gelangten. Dann mußte ich eine „Londra", d. h. ein großes Ruderboot mieten, und in diesem kam ich nach weiteren zwei Stunden endlich nach Skutari. — Südlich von Medua, die ganzen albanischen Küsten entlang, gibt es keine Straße, keinen Paß, der ins Innere Albaniens führt. Wie oft habe ich vom herrlichen Achilleion auf Korfu aus das malerische Gewirr der schneebedeckten Berge betrachtet, die wie ein plötzlich im heftigsten Wellenschlag versteinertes Meer jenseits der schmalen Wasserstraße aufragen! In ihrer Nähe erhebt sich der aus altgriechischer Zeit berühmte Chimaera mala, gewöhnlich von Wolken umzogen, der Sitz des Donnergottes Jupiter, noch heute von den abergläubischen Albaniern gefürchtet.

Jenseits des Alpenlabyrinths liegt die Hauptstadt des Epirus, liegt Joannina oder Janina, nur an fünfzig Kilometer in der Luftlinie von der Küste. Der nächste Punkt an dieser, von Corfu aus, ist Butrinto, und ich fuhr von Corfu im schwanken Segelboot hinüber, um von dort zu Pferd nach Janina zu reisen. Aber Butrinto hat wohl einen hübschen einsamen Bergsee, vortreffliche Lage zur Herstellung eines Hafens, doch kein Haus! Nur weiter landeinwärts sind einige elende Hütten und von dort gibt es keinen Weg, nicht einmal einen gangbaren Saumpfad nach Janina! Wer dorthin will, muß bis an die Grenze von Griechenland nach Prevesa, und dann wieder nordwärts auf elender Straße! Der bedeutendste albanische Hafen ist Valona oder Avlona, an der schmalsten Stelle der Meerenge von Otranto, von Italien nur 70 Kilometer entfernt. Obschon die Italiener auf Albanien ihr Augenmerk gerichtet, und Valona zum Ausgangspunkt ihrer Penetration pacifique gewählt haben, ist auch von dort keine Straße ins Innere. Valona ist wie alle türkischen Felsennester dieses Landes mit Mauern umgeben, und in der gartenreichen Vorstadt zu seinen Füßen haben sich in den letzten Jahren eine Handvoll Italiener häuslich eingerichtet. Sie haben ihr Konsulat und seit 1908 sogar ihr eigenes Postamt. Der Oberbeamte, der es einrichten sollte, war mein Reisegefährte dorthin. Ob die Italiener, von den Albaniern keineswegs wohl gelitten, dort etwas ausrichten werden, ist die Frage, weil es eben an Verkehrswegen

fehlt. Selbst die wichtigsten albanischen Städte, Berat und Elbassan, haben keine Straße nach der Küste.

Selbst die Römer, diese größten Kolonisten aller Zeiten, die alle ihnen erreichbaren Länder bezwungen haben, haben in dem ihnen benachbarten Albanien nichts auszurichten vermocht. Sie haben nur eine Straße nach Byzanz, die berühmte Via Egnatia, gebaut, und was von ihr erhalten ist, bildet noch heute die beste Verkehrslinie Albaniens.

So ragt denn das Bergland Albanien wie eine Insel des Mittelalters aus dem es umflutenden modernen Verkehr empor, das einzige Land Europas, das noch keine Lokomotive gesehen hat, und wo es noch heute große Gebiete gibt, ebenso unbekannt und unerforscht, wie das Innere von Afrika. Um nach Albanien zu kommen, muß man von Osten her, von Mazedonien aus gehen, und auch gegen dieses ist Albanien zum Teil durch den hohen Gebirgswall des Pindus geschützt. Mazedonien hat seine von Saloniki nordwärts nach Serbien, — leider noch nicht durch Novibazar nach Oesterreich — führende Eisenbahn, und an dieser sind die vornehmsten Ausgangspunkte für den Verkehr mit Albanien, die Städte Üsküb und Koprülü. Von dem Endpunkte der zweiten mazedonischen Bahn, Monastir, kann man die interessantesten Punkte Albaniens noch leichter erreichen. Das Land zwischen Monastir und dem weiter nördlich im Herzen Albaniens gelegenen Ochrida ist eine wahre Schweiz, und gelingt es den Jungtürken, wirklich Friede und Ordnung in das zerwühlte, verwüstete, unglückliche Land zu bringen, dann kann dieser Teil Albaniens bald ein vielbesuchtes Touristenland werden. Vorläufig fehlt es dazu noch an allem, besonders an Sicherheit des Reisens, denn Europäer waren bisher den dort wild hausenden bulgarischen Komitadschis eine willkommene Beute, um den Türken Verlegenheiten zu bereiten. Die Albanier selbst sind ein so ritterliches Volk, daß sie auch die weiteste Gastfreundschaft pflegen, und wer einmal die Schwelle ihrer Heimstätten betreten hat, ist ihnen heilig. Begegnet man ihnen in Albanien selbst etwa in den Gebirgen, dann ist ihr Aussehen allerdings nicht sehr vertrauenerweckend. Die ganze Bevölkerung starrt in Waffen, Männer, Frauen und Kinder tragen ihre Schießprügel und Dolche mit sich umher. Es gibt keinen Hirten, der nicht mit dem Gewehr auf der Schulter seine Ziegen austreiben, keinen Fuhrmann, der ohne Gewehr sein Büffelgespann lenken würde. Er legt es kaum aus der Hand, wenn er nach südalbanischem Brauch bei jedem Wassertümpel, jedem Bach den Rücken seiner ungeschlachten Zugtiere mit Wasser begießt. Die wichtigste Stadt des Innern von Südalbanien ist Ochrida, an dem gleichnamigen großen See gelegen, der sich wie ein albanischer Genfersee zwischen den Bergen ausdehnt. Neben Albaniern wird Ochrida auch von Griechen und Juden bewohnt, eingepfercht zwischen den Resten der Ringmauern dieser einstigen bulgarischen Zarenresidenz. In dem mittelalterlichen Bulgarenschloß, das die weit in den

See vorspringende Felsenhalbinsel von Ochrida krönt, wohnt heute die türkische Garnison. Wie in Monastir werden auch in Ochrida die schlecht gepflasterten, schmutzigen Straßen von ruinenhaften Holzhäusern türkischer Bauart eingefaßt, und üppig wuchernde Schlinggewächse, Glycinen, Rosen, bedecken mitleidig die Schäden der Zeit. Handel und Wandel beschränken sich auf die Markttage, denn die Basare sind ärmlich, Industrie gibt es keine, und nur der Fischfang im See verhilft den Bewohnern zu einigen Einnahmen. Dafür geht es an den Markttagen recht lebhaft zu. Dann hat man Gelegenheit, die prachtvollen Gestalten der Albanier aus den Dörfern der Umgebung kennen zu lernen, die in ihren schmutzig-weißen Filzjacken. und ebensolchen, schwarzverbrämten engen Beinkleidern, bewaffnet wie wandernde Arsenale umherstolzieren. Ihnen folgen die Weiber mit den Waren auf ihrem Rücken, denn die weiblichen Wesen werden von den stolzen Albaniern, jeder Mann ein Krieger, nur als minderwertig angesehen. Das ist sogar bei den milden Südalbaniern, den Tosken, der Fall, die durch den Einfluß der benachbarten Griechen noch viel zivilisierter sind, als die Bewohner von Nord-Albanien, die tapferen, störrischen Gegen.

Die jungen Leute unter den Albaniern haben jetzt wenig mehr Gelegenheit, das altangestammte Kriegshandwerk zu betätigen und so ergreifen sie gern den Wanderstab, um nach Konstantinopel, Kleinasien, auch nach Italien zu ziehen. Dort erwerben sie sich durch Fleiß und Sparsamkeit in mehreren Jahren kleine Geldsummen, die aber in ihrem Heimatlande Vermögen darstellen, und kehren damit zu ihren Familien zurück. Das lockert die bisher so strengen Familien- und Stammesbräuche, die sich aus dem Mittelalter erhalten haben. Andere Gesetze gibt es keine, denn die Albanier wurden niemals unterworfen, und kein fremdes Volk hat ihnen seine Gesetze gegeben. Ähnlich wie die Berber in Marokko bilden sie eine Anzahl Stämme unter eigenen Fürsten oder die Regierung einzelner Stämme wird aus den Stammesältesten gebildet, und was diese oder die Fürsten entscheiden, ist Gesetz.

Stolz, von stark ausgeprägtem Unabhängigkeitsgefühl und leicht erregbar, greifen sie bei den geringsten Anlässen zur Waffe. Besonders den Gegen von Nordalbanien gilt das Menschenleben wenig, und so wird eine Mordtat von den Angehörigen des Getöteten wieder durch einen Mord gerächt. Das geht so fort, es fallen sechs auf der einen Seite, ein halbes Dutzend auf der andern Seite, dann wird wieder Friede geschlossen bis zur nächsten Gelegenheit. Literatur, Bücher, Schulen sind sehr spärlich, die wenigsten Gegen sind des Lesens und Schreibens kundig, und ihr Dasein spielt sich etwa so ab, wie es bei ihren Vorfahren im Mittelalter der Fall war.

Die Türken haben sich bei ihren Unterwerfungsversuchen so oft die Finger verbrannt, daß sie es schließlich für die weiseste Politik hielten, mit den Gegen eine Art Waffenstillstand zu schließen, keine Steuern einzutreiben und sogar die jungen Albanier, darunter auch

viele Miriditen (katholische Albanier) als Soldaten anzuwerben. In der Garde des gestürzten Türkensultans Abdul Hamid bildeten die Albanier die prächtigste Truppe, stolze, große, ernste Gestalten in ihrer weißen Nationaltracht, dem Großherrn treu ergeben, denn die Albanier wissen sehr wohl, daß sie sich ihre Unabhängigkeit bei der rücksichtslosen Vergrößerungspolitik mancher Großmächte nur unter dem Sultan bewahren können, bis eine Gelegenheit kommt, sich selbst frei zu machen.

Mit der neuen Aera in der Türkei dürften auch bald andere, bessere Zeiten für die Bewohner der albanischen Berge kommen. Merkwürdig rasch hat die Reformbewegung der Türken auch sie ergriffen, und wenn die verschiedenen Stämme und politischen Coterien der Albanier zu einer Einigung unter sich gelangen, dann dürfte Albanien auch seine Autonomie erreichen können.

* * *

In den Bergen von Epirus und Südalbanien verstreut wohnt zwischen Griechen und Albaniern ein mysteriöser Volksstamm, die Kutzowalachen. Ihre Zahl wird verschieden angegeben, von hunderttausend bis zu einer halben Million, denn man kann sie in Bezug auf ihre tatsächliche Nationalität nur schwer erkennen. Bis vor wenige Jahrzehnte wurden die Kutzowalachen ohne weiteres als Griechen betrachtet, und sie legten selbst gar keinen Wert darauf, als etwas anderes zu gelten. Noch jetzt betrachten die meisten von ihnen ihr „Aromunisch" als einen Dialekt für den Hausgebrauch und sprechen sonst jene Sprache, die im kirchlichen, nie im Verkehrsleben des Südens der Balkanhalbinsel vorherrschend ist: die griechische. So sind die vermeintlichen Griechen von Monastir fast durchwegs Kutzowalachen, und auch an den Abhängen des Pindus gibt es kompakte Ansiedlungen von ihnen. Wahrscheinlich sind sie die Nachkommen der alten römischen Kolonisten, die sich beim Ansturm der Hunnen und Avarenhorden in die Berge flüchteten. Dort ist die Landwirtschaft unmöglich. Sie mußten sich notgedrungen der Viehzucht widmen und sind dadurch eine Art Nomaden geworden, die den Herden folgen — im Sommer mit ihnen in den Bergen umherziehen, im Winter auf den gesegneten Ebenen Thessaliens bleiben, und ihre durchschnittlich aus 40 bis 50 Häusern bestehenden Bergdörfer sind dann unbewohnt und verlassen. Die jüngeren Söhne zahlreicher Familien werden in mazedonischen Ortschaften Gastwirte, Träger, Zimmerleute und Boten, und man findet solche Kutzowalachen in ganz Mazedonien, bis an die bulgarischen Grenzen. In ihren Familien halten auch sie geradeso wie die Albanier an den alten Sitten und Trachten fest. In Nordalbanien verhüllen die Kutzowallachinnen ihre Gesichter mit dem Yashmaktuch, und selbst in Monastir tragen nur wenige von ihnen europäische Frauenkleider.

Als Rumänien seine Unabhängigkeit erreicht hatte, erinnerte es sich der unzweifelhaft stammverwandten, in den Bergen verstreuten

kutzowalachischen Kolonien und suchte sie zum Bewußtsein ihrer wirklichen Nationalität zu bringen. Rumänische Emissäre, die im Lande umherzogen, stellten fest, daß das Aromunisch nur wenig vom Rumänischen abweicht. Sie sammelten die Lieder der Hirten und ermahnten das Volk, sich, wie es tatsächlich der Fall war, ihrer angestammten Muttersprache nicht zu schämen. Im Laufe der Jahre, als die nationale Bewegung größeren Umfang angenommen hatte, wurden an einzelnen Orten auch rumänische Schulen gegründet, zu denen die rumänische Regierung die Mittel aus dem Staatsbudget hergab.

Durch diese nationale Agitation wurde aber das Mißtrauen des ökumenischen Patriarchen geweckt. Nicht lange vorher hatten sich schon die Bulgaren vom Patriarchat losgerissen und von der Pforte die Genehmigung zur Errichtung eines eigenen bulgarischen Exarchats erwirkt. So fürchtete der Patriarch nicht mit Unrecht eine neuerliche Spaltung durch die Loslösung der ihm unterstehenden Kutzowalachen und beschloß, der rumänischen Propaganda kräftigen Widerstand zu leisten. Darin bestärkten ihn die Hellenen Griechenlands und Mazedoniens, während auf der anderen Seite die Pforte bestrebt war, die Kutzowalachen als ein eigenes kirchliches und nationales Element anzuerkennen, nach dem vom Sultan Abdul Hamid so lange mit Erfolg durchgeführten System: „Divide et impera". Auf den Wunsch der rumänischen Regierung gestattete die türkische Regierung daher im Frühjahr 1905 die Bildung eigener Kutzowalachischer Gemeinden, und diese waren die ersten Gemeinden auf rein nationaler Grundlage, welche seit den ersten Zeiten der Osmanenherrschaft auf der Balkanhalbinsel anerkannt wurden.

Die Griechen treten nun den Kutzowalachen mit den seit Jahrzehnten unter den einzelnen Nationalitäten Mazedoniens gebräuchlichen Mitteln entgegen: durch das Bandenunwesen. Die griechischen Komitadschis, deren Aufgabe es war, den bulgarischen entgegenzuarbeiten, übernahmen es auch, die kutzowallachische Bewegung in Schach zu halten. Die Folge war, daß sich die blutigen Gewalttaten auch hier in schauerlicher Weise vermehrten.

Das Ende wird wohl sein, daß sich die einzelnen Nationen in Mazedonien an ihre Stammesbrüder jenseits der Grenzen werden noch inniger anschließen müssen, um Ruhe zu bekommen. Kommt es bei diesen zentrifugalen Bestrebungen nicht zur politischen Teilung Mazedoniens, dann werden die einzelnen Gebiete wenigstens ihre nationale Autonomie unter nationalen Gouverneuren erhalten, und die Türkei wird nicht viel mehr als dem Namen nach die Oberhoheit ausüben. Wie sagt doch Faust?

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehen,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen.
Zum Augenblick dürft' ich sagen
Verweile doch, du bist so schön!

Hochaktuell!
Zum Kampf gegen die
öffentliche Unsittlichkeit!

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thilsen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIX. | 15. Januar 1910. | Heft 4.

Die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit

Von

Franz Weigl, Lehrer
Schriftführer des Münchener Männervereins.

Hamm (Westf.)
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1910.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

Heft 1 und 2: **Köln und Koblenz.** Eine Darstellung der Osterdienstags-Konferenz und ihrer Folgeerscheinungen. Von Dr. jur. Krueckemeyer.

Heft 3: **Mazedonien, Serbien und Montenegro.** Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Heft 4: **Die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.** Von Franz Weigl.

Folgende Beiträge sind u. a. in Aussicht genommen:

Kralik oder Muth? Ein Wort zum katholischen Literaturstreit. Von Josef Pfeneberger.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Die sibyllinischen Weissagungen. Von P. H. Allroggen, O. F. M.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer.

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Generalsuperior P Arn. Janssen, S.V.D. Von Fr. Schwager. S.V.D.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

Dorf und Bauernhof in Deutschland in alter und neuer Zeit. Von Dr. Ch. Meyer, Staatsarchivar.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. Dezbr. ✻ Ausgabe des Heftes am 15. Januar.

Wenn Sie

Gebetbücher

benötigen, so lassen sie sich zunächst solche zeigen, die bei d. **Laumann'schen Buchhandlung** Dülmen, Verleger des heil. Apost. Stuhles erschienen sind, oder verl. Sie direkt von der Firma gratis Katalog. Sie bekommen dann sicher solche mit

guten Texten
und feiner Ausstattung.

Als Waffe

im **Kampfe gegen die Schundliteratur** geeignet ist die in unserm Verlage erschienene Sammlung

Kleine Bibliothek

Bis jetzt sind 123 Nrn. erschienen.
Preis pro Nummer 30 Pfennig.
Verzeichnisse gratis u. portofrei.

Verlag Breer & Thiemann
Hamm (Westf.)

Die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.

Von

Franz Weigl, Lehrer

Schriftführer des Münchener Männervereins.

Degeneration! Das ist ein Mahnwort, das heute mit erschreckender Deutlichkeit in alle Kreise dringt, ein Mahnwort, dessen Wahrheit positiv gläubig gesinnte wie ungläubige Menschen, Freunde wie Feinde der Religion, staatserhaltend wie staatsfeindlich gesinnte Volksgenossen anerkennen müssen. Die Unfruchtbarkeit der Ehen ist in steter Zunahme begriffen, und unter dem Nachwuchs greifen immer mehr allerlei Mängel und Gebrechen um sich. Gerade dem Erzieher offenbart sich diese Dekadenz, wenn er sieht, wie von Jahr zu Jahr die Notwendigkeit der heilpädagogischen Hilfe an Stelle der Normalerziehung größer wird.

Zu den neben dem Alkoholismus wohl am meisten schädigenden Gliedern in der Kette von Ursachen zählt zweifellos die zunehmende Entsittlichung unseres Volkes. Der vielgefeierte klassische Philosoph und reicherfahrene praktische Pädagoge Hofrat, Universitätsprofessor Dr. Otto Willmann hat auf dem Münchener „Kurs für Heilpädagogik und Schulhygiene" in seinem Vortrag über: „Die Heilpädagogik im Ganzen der Erziehungsarbeit" ein ungemein beachtenswertes Mahnwort nach dieser Richtung gesprochen. Er sagt:

„Ein Hauptkontingent für die Anstalten für Defekte geben die unglücklichen und unschuldigen Sprößlinge von Trunkenbolden und

Wüstlingen. Da sollte die Heilpädagogik eine heilende Kulturpolitik, aber eine durchgreifende des Prävenire spielen. Die öffentliche Gewalt ist ja doch nicht hilflos gegen Trunksucht und Unzucht, zum allermindesten sollte sie die letztere einigermaßen eindämmen und wenigstens die Reizmittel dazu unnachsichtig und unbeirrt durch das Geschrei der Rückständigkeit beseitigen. Könnte man dem Ursprunge so manchen blinden oder schwachsinnigen Kindes nachgehen, so würde man bei den Stätten des Lasters anlangen und bei der Schmutz- und Schundliteratur, bei der voraussetzungslosen Kunst und bei den schamlosen Schaustellungen, welche jenen Stätten Besucher zuführen. Mit dem Schilde der schönen Kunst sucht man die schmutzige Spekulation auf die Sinnlichkeit zu decken; die echte Kunst wird sich dazu nicht hergeben, und zwei andere Künste, die Heilkunst und die Erziehungskunst, erheben ihre warnende Stimme. Nächst der Heilkunst kann die Erziehung Aufschluß geben über Degeneration. Hier hat sie nicht zur Geduld zu mahnen, sondern die allzu große Geduld der Behörden zu bannen." [1])

Dieses Gespenst der Degeneration zu bannen, sind die Interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit entstanden; wir wollen zunächst ihr Werden verfolgen.[2])

Die Gründung der Männervereine und ihre bisherige Geschichte.

Von Köln aus ging der Gedanke ins Land, eine Kampforganisation zu schaffen gegen all den Schmutz in Wort und Bild und dreister Wirklichkeit, der in ekliger Flut sich über unser Volk und namentlich über unsere deutsche Jugend ergießt. Um die Wende des Jahres 1898 trat der Kölner Männerverein als neuer Verein vor die Bürgerschaft mit einem knapp, aber warm gehaltenen Aufruf, in dem u. a. gesagt war:

„Aus allen Kreisen der Bevölkerung mehren sich die Klagen über das immer dreistere und Aergernis erregende Hervortreten der Unsittlichkeit; insbesondere wird mit Recht darüber Klage erhoben, daß durch öffentliche Schaustellungen, sowie durch Ausstellung und Vertrieb unsittlicher Bilder und Schriften das Scham- und Sittlichkeitsgefühl aufs gröblichste verletzt wird.

[1]) Siehe „Kurs für Heilpädagogik und Schulhygiene, offizieller Bericht", Donauwörth, Auer, S. 59 f.

[2]) Wer noch weitere Belege für die hier einleitend erwähnten Tatsachen wünscht, dem empfehlen wir die Lektüre des ausgezeichneten, auf reicher Praxis aufgebauten Buches eines erfahrenen Strafanstaltsgeistlichen: Krauß, F. A. K., „Der Kampf gegen die Verbrechensursachen" (Paderborn, Schöningh 1905), in dem der Kampf wider die Unzucht keine geringe Rolle spielt.

Die schweren sittlichen Gefahren, die hiermit für unser ganzes Volksleben, insbesondere für die heranwachsende Jugend, verbunden sind, haben zur Gründung eines Vereins geführt, der sich nach § 1 der Statuten zur Aufgabe gesetzt hat, namentlich zum Schutze der heranwachsenden Jugend das Aergernis erregende Hervortreten der Unsittlichkeit, wie sich dasselbe namentlich in öffentlichen Schaustellungen, in der Ausstellung und dem Vertriebe unsittlicher Bilder und Druckschriften zeigt, nach Kräften zu bekämpfen."[3])

Alle katholischen Vereine Kölns waren vom Vorstand eingeladen worden, in einer gemeinschaftlichen Sitzung am 23. Januar 1899 darüber zu beraten, wie sie die Bestrebungen der neuen Organisation zu fördern und praktisch zu verwirklichen in der Lage wären. Nicht weniger als 73 katholische Vereine mit insgesamt mehr als 15 000 Mitgliedern folgten dieser Einladung, indem sie sich bei der Versammlung vertreten ließen. Der Vater der ganzen Bewegung und ihr unermüdlicher und erfolgreicher Vertreter bis auf den heutigen Tag, Abgeordneter Geheimrat Roeren, gewann mit seinen überzeugenden und eindringlichen Worten die sämtlichen Anwesenden zu einmütigem Vorgehen gegen den Schmutz. Es wurde vor allem beschlossen, „diejenigen Geschäfte und Betriebe, welche Bildwerke, Schriften oder sonstige Artikel unsittlicher Art ausstellen oder vertreiben, gänzlich zu meiden und insbesondere keinerlei Einkäufe dort zu machen." So war der Verein tatkräftig an die Erfüllung seiner Aufgaben herangetreten und hatte mit einem bedeutungsvollen Schritte seine Wirksamkeit eingeleitet. Bald wurde zu der Ueberwachung unsittlicher Bildwerke die der Theater, Varietés, Tingeltangel, Mutoskope, Panoramen u. a. genommen; das Dirnenunwesen wurde ebenfalls in den Bereich der Erörterungen gezogen und Maßregeln dagegen ergriffen; gegen ausländische Schmutzfirmen wurde die allgemeine Briefsperre erwirkt und von Geheimrat Roeren das ganze Gebiet energisch im Parlament vertreten. 1901 wurde die erste Sektion eines Arbeitsausschusses gewählt, die in den Jahren 1902 bis 1905 in der Sache 109 Eingaben an verschiedene Behörden richtete, 174 verschiedene Fälle behandelte und 120 Antworten oder Anfragen von Behörden zu verzeichnen hatte. Eine zweite Sektion beschäftigte sich mit der Bekämpfung der Prostitution, in welcher Angelegenheit mehrfach Eingaben an das Stadtverordnetenkollegium und das Polizeipräsidium nicht ohne Erfolg gerichtet wurden.

Inzwischen ging die Kenntnis von dem segensreichen Wirken der Kölner Organisation hinaus in andere Großstädte Deutschlands und weckte namentlich in der Kunststadt München, wo unter dem Deckmantel der Kunst viel Unflat hergestellt und verbreitet wurde, die Gewissen. Warme Freunde des Volkes nahmen den Vereinsgedanken auf, besonders der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" Dr.

[3]) Vgl. Der Kölner Männerverein z. B. d. ö. U. Von Dr. E. Lennartz. Köln, Bacher.

Armin Kausen, der schon seit langem in seiner Wochenschrift — und früher schon als Herausgeber der „Wahrheit“ und als Redakteur von Tagesblättern — mit scharfer Feder in reiner deutscher Mannesart all der sittlichen Volks- und Jugendvergiftung entgegengetreten war, sowie Gymnasialprofessor Dr. L. Kemmer, der viel freie Zeit dem Studium der Sache opferte. Im Mai 1906 fand die konstituierende Versammlung statt, zu der sich eine Reihe der angesehensten Männer des öffentlichen Lebens der bayrischen Hauptstadt einfanden. In München wurde nun von Anfang an darauf gesehen, der ganzen Organisation interkonfessionellen Charakter zu geben. Die Vorstandschaft ward auch nach dieser Richtung zusammengesetzt: positive Katholiken und Protestanten, ein Israelit und ein Vertreter der freireligiösen Richtung fanden in ihr Platz.[4]) Gute Dienste leistete dem jungen Verein das vorzügliche Agitationsmaterial, das in Flugschriften von Roeren und Dr. Lennartz zur Verfügung stand. Dazu kam die aus Münchener Verhältnissen herausgewachsene Studie des erwähnten Gymnasialprofessors Dr. L. Kemmer: „Die graphische Reklame der Prostitution“ [5]) und der Separatabdruck der flammenden Protest- und Weckrufe des bekannten Dr. Otto v. Erlbach in der „Allgem. Rundschau“, der unter dem Titel: „Privilegierte Massenvergiftung des deutschen Volkes. Trutzbriefe eines Unverantwortlichen“ [6]) in vielen tausenden von Exemplaren hinausging. Der Erfolg war ein unerwartet guter. 394 Einzelmitglieder und 13 Korporationen mit im ganzen ca. 52 000 Männern stellten sich im ersten Jahre hinter den Verein, welche Zahl im zweiten Vereinsjahr auf 410 Einzelmitglieder und 25 Vereine, im ganzen 53 510 Männer, stieg.

Neben der Ueberwachung der Produktion von unsittlichen Bildwerken wandte der Verein sein Augenmerk auch besonders der unsittlichen Literatur, den kleinen und größeren Theatern aller Fassons, dem Dirnenunwesen, der „Schutzmittel“-Frage usw. zu.

Auch in anderen größeren Städten Deutschlands traten in gleicher Weise Volksfreunde zusammen, und so lag es nahe, an eine engere Fühlungnahme derselben zu denken. Im Februar 1907 ging von Köln die Anregung hierzu aus und fand auch allenthalben Anklang. Am 11. März des gleichen Jahres versammelten sich in Köln die Vertreter von 15 Vereinen und berieten über die Gründung eines „Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit“. Dieselbe kam am 22. Juli 1907

---

[4]) Die Notwendigkeit des interkonfessionellen Zusammenschlusses hat in einer ungemein gehaltvollen Rede Gymnasialprofessor A. Böhmländer bei der 3. Mitgliederversammlung des Münchener Männervereins dargelegt, in dem er die Frage beantwortete: „Warum brauchen wir interkonfessionelle Männervereine z. B. d. ö. U.?“ Abgedruckt in Nr. 11 und 12 der Allg. Rundschau v. 1908 sowie in Nr. 5 des „Volkswart“ v. 1908.

[5]) München, 1906 als Manuskript gedruckt.

[6]) München, Verlag von Dr. Armin Kausen. 4. Aufl. 1906.

zustande, und zwar schlossen sich sofort an die Männervereine Aachen, Koblenz, Frankfurt a. M., Köln, Mainz, München, M. Gladbach, sowie der Verein zum Schutz der Jugend in Duisburg-Laar und die soziale Konferenz der kath. Geistlichkeit in Kempen. Im Januar 1908 schloß sich der neugegründete Männerverein in Düsseldorf an, sodaß der Verband nunmehr 10 Vereine umfaßt. Neue Männervereine z. B. d. ö. U. sind noch entstanden in Bonn und Bochum. Dem Verbande sind sie bis jetzt noch nicht beigetreten, wie auch die älteren Vereine in Essen und Wiesbaden noch ausstehen. Für diese Vereine sind vor allem finanzielle Erwägungen (die angeschlossenen Vereine führen pro Mitglied 50 Pfg. in die Verbandskasse ab) maßgebend.

Als Beispiel für die Statuten der Einzelvereine lassen wir hier das Kölner Statut folgen, das meist den neuen Vereinen zu Grunde gelegt ist und nur in München und einigen anderen Orten einen ausdrücklichen Hinweis auf den interkonfessionellen Charakter der Vereinigung erhalten hat.

§ 1. Der Kölner Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit hat sich zur Aufgabe gestellt, namentlich zum Schutze der heranwachsenden Jugend, das Aergernis erregende und immer dreistere Hervortreten der Unsittlichkeit, wie es sich insbesondere in öffentlichen Schaustellungen, in der Ausstellung und dem Vertriebe unsittlicher Bilder und Druckschriften zeigt, nach Kräften zu bekämpfen.

§ 2. Zur Förderung seiner Bestrebungen soll der Verein insbesondere durch die Presse, durch Herbeiführung strafgerichtlicher Verfolgung in den geeigneten Fällen und durch Warnung vor jeglicher Art der Unterstützung der im § 1 gekennzeichneten Geschäfte zu wirken suchen.

§ 3. Die Mitgliedschaft wird durch Anmeldung bei dem Vorsitzenden erworben.

Der Vorstand kann die Aufnahme verweigern.

§ 4. Jedes Mitglied zahlt einen jährlichen Beitrag von mindestens zwei Mark.

§ 5. Die Organe des Vereins sind der Vorstand und die Generalversammlung der Mitglieder.

Der Vorstand besteht aus zwanzig bis dreißig Mitgliedern, welche von der Generalversammlung gewählt werden.

Der Vorstand vertritt den Verein in allen Angelegenheiten.

Zur Führung der Geschäfte und Leitung des Vereins erläßt der Vorstand Ausführungs-Bestimmungen in Form einer Geschäftsordnung.

§ 6. Mitglieder, welche dem Zwecke und der Tendenz des Vereins zuwiderhandeln, werden, nach vorgängiger Warnung durch den Vorsitzenden, auf dessen Antrag durch den Vorstand aus dem Verein ausgeschlossen.

§ 7. Bei Auflösung des Vereins soll dessen Vermögen nach Beschluß der Generalversammlung zu einem verwandten oder wohltätigen Zwecke verwendet werden.

Mit dem Zusammenschluß der Vereine zu einem Verband war auch die Notwendigkeit eines eigenen Organes gegeben, das

all die eindringenden Quellen des Schmutzes den einzelnen Vereinen zur rechtzeitigen Beachtung bekannt geben, Erfolge der einen oder anderen Organisation mitteilen, vor allem aber auch immer wieder zu neuer Arbeit anspornen und ermuntern wollte. Mit 1. Januar 1908 erschien denn auch zum ersten Male als Monatsschrift: „Der Volkswart. Organ des Verbandes der Männervereine z. B. d. ö. U." unter der Schriftleitung eines begeisterten Streiters auf diesem Gebiete, der auch über erziehliche Erfahrung und — was technisch wertvoll ist — über eine ungemein gewandte Feder verfügt: Lehrer J. Pappers in Köln a. Rh. (Klettenberggürtel 66). Den Verlag hatte die Görresdruckerei in Coblenz übernommen, und zu dem geringen Preis von vierteljährlich 50 Pfennig machte sich das Organ auf den Weg. Schon auf der Generalversammlung des katholischen Lehrerverbandes des Deutschen Reiches in Breslau zu Pfingsten 1908 konnte ich ehrlichen Herzens sagen: „Der „Volkswart" ist auf dem Wege, eines der mächtigsten Kampfmittel gegen die öffentliche Unsittlichkeit zu werden." Seitdem hat mich jede Nummer in der Erkenntnis von der unabsehbaren Bedeutung dieser Zeitschrift bestärkt, die ein getreuer Eckard für die Reinheit unseres Volkes und besonders unserer Jugend ist.

Reichskanzler Fürst Bülow hat im Frühjahr 1908 ausgeführt: „Einen durchgreifenden Erfolg der Bestrebungen, die auf eine Besserung der vorhandenen Uebelstände hinzielen, kann ich mir nur versprechen, wenn die öffentliche Meinung sich mehr und mehr der schweren Schäden bewußt wird, die insbesondere der heranwachsenden Jugend aus der überhandnehmenden Unsittlichkeit in Schrift und Bild drohen." Mit diesen Worten ist die Lage treffend gekennzeichnet. Ueberhandnehmen der Unsittlichkeit in Wort und Bild, schwere Schädigung der heranwachsenden Jugend und trotz alledem eine unverständliche Gleichgültigkeit weiter Kreise, zaghafte Bedenklichkeit und Furchtsamkeit. Da ist Zusammenschluß und Mitarbeit aller Gutgesinnten geboten. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Kampfes muß in die Allgemeinheit dringen. Um diesem Ziele näher zu kommen, ist „Der Volkswart" gegründet. In eindringlichen Worten hat ein Aufruf die Ziele der Zeitschrift bekannt gemacht. Darin war gesagt, das Organ solle vor allem dazu dienen, einen immer festeren Zusammenschluß der bestehenden Vereine herbeizuführen und so ein gemeinsames Vorgehen zu erleichtern. Es solle aber auch über die Vereine hinaus wirken, auf Kreise, die sich der Organisation noch nicht angeschlossen haben. Und mit Recht erhoffte man von dem Organ auch eine Stärkung des persönlichen Mannesmuts, an dem es in diesen Dingen leider oft mangelt. Würde jeder den Anstößigkeiten, die man ihm zu bieten wagt, energisch entgegentreten, der Schmutz könnte sich nicht so breit machen. Die „Unterstützung aller Wohlgesinnten", auf die bei der Gründung des Organs gebaut wurde, wird dem „Volkswart" gewiß immer mehr zu teil werden, besonders

aus jenen Kreisen, denen eine aktive Beteiligung an der Vereinsarbeit nicht möglich ist.

Daß den Bestrebungen der Männervereine scharfe Gegnerschaft nicht erspart bleiben konnte, ist selbstverständlich. „Jugend“ und „Simplizissimus“ mußten natürlich ihren Geifer über die Vereine ergießen, aber leider stellt sich auch die Tagespresse hier und dort feindlich den Bestrebungen gegenüber. Ist das bei der sozialdemokratischen Presse begreiflich, weil sie von vornherein „Muckertum“ in dem Vorgehen witterte, so findet wohl die Haltung mancher liberaler Blätter, die doch aus nationalen Erwägungen die Bewegung stützen müßten, kein Verständnis.

Nur vereinzelt hat auch die liberale Presse das Wort genommen, so besonders die vergangene „Allgemeine Zeitung“ in München. Stärker wagten sich in den Vordergrund einzelne Männer von Bedeutung. Ein mächtiges „Ich klage an!“ ist der Artikel, den der leider zu früh dahingegangene Berliner Universitätsprofessor Dr. F. Paulsen in Nr. 48 der „Woche“ von 1907 veröffentlicht hat. „Es ist als ob alle Dämonen im Augenblick losgelassen wären, den Boden des deutschen Volkslebens zu verwüsten,“ so setzt die Anklage ein, die auch in Nr. 3 des „Volkswart“ (v. 1908) wörtlich nachgelesen werden kann. Als Arzt hat sich Universitätsprofessor Geheimrat Dr. med. M. v. Gruber den Rufern im Streite angeschlossen mit einer so offenherzigen Abrechnung mit der „Afterkunst-Bohême“ der Jugend, des Simplizissimus und all ihrer Nachäffer, daß wir sie jedem zu lesen wünschen, der noch im Zweifel ist über die Notwendigkeit der Männervereine. Der in Berlin beim Volkshygienekongreß gehaltene Vortrag, der den bezeichnenden Titel „Kolonisation in der Heimat“ führt, ist als Broschüre vom Volkshygieneverein herausgegeben und auch in Dr. Kausens „Allgemeiner Rundschau“ [7]) in seinen bezüglichen wesentlichen Partien wiedergegeben.

Während sich so in Deutschland die Entrüstung des ernst denkenden Volksteiles in Kampfesstellung gegen den Schmutz umsetzte, blieb auch das Ausland nicht zurück. In allen Ländern regte sich die Abwehr, kein Wunder deshalb, daß im Frühjahr 1908 der Ruf nach internationaler Vereinigung der einschlägigen Vereine laut wurde. So wurde das Verlangen von der Vereinigung der Ortsgruppe zum deutschen Verband in das der Schaffung einer Liga aller Gutgesinnten aus allen Ländern ausgedehnt. Senator Bérenger-Paris gab einen Aufruf hinaus, der zum Zusammentritt von 80 Gesellschaften aus Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, Holland, Italien, Norwegen, Schweiz und Oesterreich-Ungarn am 21. und 22. Mai 1908 zu Paris führte. Der deutsche Verband der Männervereine war durch zwei Delegierte vertreten. Als be-

[7]) Jahrg. 1908 Nr. 7.

deutsamstes Ergebnis der Verhandlungen darf wohl eine Resolution betrachtet werden, die folgenden Wortlaut hat:

„1. Die Regierungen mögen sich dahin einigen, daß die Kompetenz des Richters, an dessen Sitz der Schuldige seinen Wohnsitz hat, ausgedehnt werde auf das Feilbieten der sittengefährlichen Ware im Auslande; 2. Zwischen den verschiedenen Ländern mögen Vorschriften vereinbart werden, nach denen Beweisstücke und sonstige nötige Unterlagen mitgeteilt werden müssen, um es einer jeden Nation zu ermöglichen, die in ihrem Lande verfolgten Schuldigen zu überführen; 3. Die internationalen Auslieferungs-Verträge mögen von neuem daraufhin revidiert werden, damit die ins Ausland geflüchteten Inländer ausgeliefert werden müssen." [8])

Als internationale Zentrale wurde die sogenannte Genfer Vereinigung (le bureau international d'information contre la littérature immorale siégant à Genève) benannt, die auch die Vorbereitung eines 2. internationalen Kongresses zur Aufgabe hat.

Das Zustandekommen dieses Kongresses mag Geheimrat Roeren und seinen treuen Mitarbeitern eine Genugtuung sein für all die wüsten Angriffe, die ihrer Sache und nicht selten sogar auch ihrer Person zu teil wurden. Eine Rechtfertigung Roerens soll hier auch noch Erwähnung finden, die zugleich beweisen mag, was unverdrossene Beharrlichkeit erreicht! Seit mehr denn einem Dezennium hat Roeren im Parlament als unermüdlicher Vorkämpfer für die sittliche Gesundung unseres Volkes seine Stimme erhoben. Außer den Reihen des Zentrums und der Konservativen begegneten all diese Warnrufe unglaublicher Verständnislosigkeit. Aber wer unerschrocken stets wieder die Wahrheit sagt, muß selbst bei den Verstocktesten einmal Gehör finden. Das erfüllte sich im Januar 1908 im Preußischen Abgeordnetenhause und im Mai 1909 im Reichstag. Im Preußischen Abgeordnetenhause trat Roeren für ein energisches Einschreiten der Behörden gegen die Schmutzproduktion ein und legte eine Reihe von Belegexemplaren auf den Tisch des Hauses nieder. Nun sagte nicht nur der Justizminister gründliche Abhilfe zu, sondern auch ein nationalliberaler Abgeordneter, Dr. v. Campe, wagte es, sich Herrn Geheimrat Roeren anzuschließen und folgendes Urteil zu fällen:

„Auch ich bin der Meinung des Herrn Kollegen Roeren, daß es in hohem Maße bedauerlich ist, daß es geradezu unbegreiflich ist, daß derartige Bilder, wie er sie hier vorgelegt hat, seitens der Behörde freigegeben worden sind. Ich stimme ihm ferner auch darin zu, daß die Gerichte hier selbst entscheiden können und daß ein Sachverständiger schlechterdings nicht nötig ist. Was unzüchtig ist, muß uns

[8]) Inzwischen ist im Deutschen Reichstag ein Antrag auf internationale Abmachungen gegen den Handel mit pornographischen Erzeugnissen angenommen worden.

das Gefühl sagen; das muß jeder Mensch wissen, der überhaupt Sinn für Zucht und Anstand hat."

In der bayrischen Abgeordnetenkammer hatte kurz zuvor Justizminister von Miltner nach einer eingehend begründenden Rede des 1. Vorsitzenden des Münchener Männervereins, Abg. Frhrn. Karl v. Freyberg, die gleiche Haltung eingenommen und der liberale Abg. Goldschmidt mußte prinzipiell zustimmen. Im Reichstag endlich teilte der liberale Abg. Wölzl (München) Roerens Standpunkt in der Verurteilung der Schmutzproduktion, so daß wenigstens auf Seiten der bürgerlichen Parteien von Einmütigkeit in der Abwehr gesprochen werden kann.

Auch Ende 1909 hat die bayerische Abgeordnetenkammer auf Grund des reichen, von Dr. Armin Kausen in seiner „Allgemeinen Rundschau" besprochenen Materials über sogenannte „Privatdrucke" die bürgerlichen Parteien einig gesehen, wenn auch den liberalen Rednern eine entschiedenere Sprache zu wünschen gewesen wäre und man auf die Abschwächungen des Abgeordneten Müller-Meiningen gerne verzichtet hätte. Da diese Broschüre bei den fraglichen Verhandlungen längst abgeschlossen war, können wir nur auf die treffliche Schrift „Rechtsprechung und Pornographie" verweisen, die die einschlägigen Artikel von Dr. Kausens „Rundschau" und den Wortlaut der Kammerverhandlungen enthält.

Es ist wohl nicht Ueberhebung der Bedeutung der Männervereine z. B. d. ö. U., wenn ihnen mit ihrer ständigen Sammel-, Aufklärungs- und Abwehrarbeit in dem „Umschwung der öffentlichen Meinung", der allmählich zu beobachten ist, ein Hauptverdienst zugeschrieben wird. Nachdem wir nun diese mehr äußere Entwicklung der Männervereine und ihre Arbeit kennen gelernt haben, wenden wir uns den einzelnen Arbeitsgebieten zu, die ihnen zur Überwachung und Abwehr in steter Kampfesstellung zufallen.

Zum Kampfe gegen unsittliche Schriften.

Es ist eine große Schwierigkeit im Kampfe gegen die literarisch schädigenden Produkte dadurch gegeben, daß nicht selten in feinen, bestechenden Formen das Gift geboten wird. Ich will an dieser Stelle von einer Kritik solcher Produkte absehen; Paulsen hat die Abrechnung mit den geistreichen Frauen, die eine „neue Moral" predigen, und mit den vielgelesenen Männern, die auch dem Zuge nach „freier Liebe" opfern, besorgt. Man lese die Aufsätze nach, die er unter dem Titel: „Moderne Erziehung und geschlechtliche Sittlichkeit. Einige pädagogische und moralische Betrachtungen für das Jahrhundert des Kindes" gesammelt hat. [9])

[9]) Berlin, Reuther & Reichard 1908. 8° 95 S. 1 M.

In ähnlicher Weise, auch mit einem Deckmantel, gehen ins Volk hinaus die pseudo-hygienischen Belehrungsschriften und pseudowissenschaftliche Darstellungen der mannigfachen sexuellen Perversitäten. Von berufener Seite hören wir: „Die Literatur über die Fragen geschlechtlicher Perversion ist in den letzten Jahren in unheimlicher Weise angeschwollen. Auf die ursprünglich rein wissenschaftlich gehaltenen Publikationen ist eine Hochflut halb oder ganz populärer Schriften gefolgt, in denen alle Einzelheiten mit breitestem Behagen dem lüsternen Lesepublikum vorgeführt werden. Fast gewann es den Anschein, als sei die Vertiefung in das geschlechtliche Leben und die Erkenntnis aller seiner Extravaganzen und Anomalien augenblicklich das Hauptziel aller psychologischen Forschung — als gäbe es insbesondere für unsere Nation keine brennendere Frage als die Stellung der „Enterbten des Liebesglücks." [10]) Die für derartige Schriften entwickelte Propaganda ist dabei wirklich skrupellos. Mir lagen wiederholt Belege von Prospekten vor, die sogar in katholische Priesterseminare, an Geistliche, ja selbst in Klöster und Knabenerziehungsinstitute geschickt wurden. Der „Volkswart" berichtet [11]), daß an Jünglingsvereine eine Broschüre über Homosexualität versandt wurde und in der „Allgem. Rundschau" wurden wiederholt derartige Belästigungen registriert. Dort wurde auch wiederholt auf die Rentabilität dieser Unternehmungen hingewiesen. Sie deckt sich mit den „Unterhaltungsschriften" gleichen Genres, die in ganzen Sammlungen wie giftige Pilze nach einem Regentag aus der Erde schießen. Eine Sammlung scheut z. B. nicht mehr den Titel: „Aus dem Sumpfe der Großstadt", sondern wendet sich mit „aus dem Sumpfe der Großstädte geschöpften lebenswahren und packenden Schilderungen der geheimen Stätten des Lasters und der Verworfenheit, wie sie vorzugsweise in den internationalen Verkehrszentren der Menschheit zu finden sind," [12]) Schilderungen, die, abgesehen von der Druckausstattung, in allen Einzelheiten an den Kolportageroman erinnern, an unsere ach so literarisch „fein" gebildeten Übermännlein und Überweiblein. Einzelne Zeitschriften wenden sich an das gleiche Publikum und pflegen neben den gemeinsten Abbildungen Erotik voll tiefster Niedrigkeit. Wie niedrig diese Zeitschriften stehen, kann man im „Kunstwart" [13]) nachlesen, wo ein Schriftsteller unter dem Titel: „Wie's gemacht wird" erzählt, wie er harmlos an eine solche Zeitschrift herangekommen sei, wie er ernst für sie schreiben wollte, wie ihm aber bald unverblümt bedeutet wurde, daß er unbrauchbar sei, weil er „das so ungemein wichtige Gebiet der Beziehungen von Mann und Weib" außer acht lasse, während gerade dieses Gebiet „auf mannigfache, interessante und pikante Weise" in Prosa und Vers — auch in Bildern behandelt werden müßte.

[10]) „Berliner klinische Wochenschrift" zitiert: „Volkswart" Nr. 2, 08.
[11]) Nr. 4 von 1908.
[12]) Zitat aus dem Prospekt!
[13]) Bd. XX, Heft 24, S. 668 ff.

63 bis 80 %, sage dreiundsechzig bis achtzig Prozent, sind der Judaslohn, den der Buchhändler für den Vertrieb solch unsauberer Publikationen einstecken kann.

Ähnlich hoch sind die gewöhnlichen Prozente für neue Schmutz-Romane. „Wir lassen die Sortimenter verdienen," verkündet ein Verlag und zeigt einen Roman an, der mit 50 Prozent Rabatt und einem Freiexemplar auf sechs vertriebene Stück abgegeben wird. Der Roman schildert nach dem Prospekt u. a. die verschiedenen Verehrerinnen der Ringkämpfer und ihre unsauberen Beziehungen zu denselben. Ein anderer Roman wird mit 40 Prozent Rabatt und drei Freiexemplaren auf 12 verkaufte Stück den Buchhändlern angeboten. „Der Verfasser schildert in sehr anziehender Weise das traurige Schicksal einer jener Unglücklichen, die, kaum den Kinderschuhen entwachsen, auf die Bahn des Lasters gestoßen wurde. Wir verfolgen das Geschick dieses unglücklichen Geschöpfes durch alle Phasen seines elenden, jammervollen Daseins bis zu seinem Tode und gewinnen manchen interessanten Einblick in das Leben und Treiben hinter den Kerkermauern der Bordelle von Paris und anderen Städten."[14]) Bis zu welcher Spekulation auf den „Geschäftssinn" der Verkäufer die Schmutzhändler gehen, zeigt die Tatsache, daß ein Verlag einschlägige Literatur mit dem Titel anzeigt: „31 *M* Verdienst bei 5 *M* Auslage." Diese 520 Prozent Gewinn werden ja manchen schwankenden Zeitungskiosk-Verkäufer und „Buchhändler" veranlassen, den Schmutz zu vertreiben!

Was zu gemein ist und daher nicht öffentlich verkauft werden darf, — es liegen mir Proben von hündischer, für den normal empfindenden Menschen direkt abstoßender Geilheit vor — wird natürlich auf dem Subskriptionswege vertrieben. Um die Herausgabe dieser Produkte viehischer Instinkte zu ermöglichen, wurden eigene Vereine von „Bücherfreunden" oder, was besser klingt, von „Bibliophilen" gegründet, die nun „Privatdrucke" veranstalten und von der Polizei ungestört arbeiten können. Es kann hier nicht ungesagt bleiben, daß „Jugend" und „Simplizissimus" die Hauptschuld daran tragen, daß der Boden für die zuletzt geschilderten Dinge überhaupt vorhanden ist.

Was nun diese teuren Publikationen für unsittliche Glieder der „oberen Zehntausend" sind, ist der Kolportage-Roman für die niederen Stände. Über den Umfang, den diese „Schundliteratur" gewonnen hat, verbreiteten vor kurzem ein Aufruf des „Dürerbundes" in Deutschland und eine vom „Volksbildungsverein" herausgegebene Schrift[15]) in Österreich Aufklärung. Darnach erreichte ein einziger Roman: „Der Scharfrichter von Berlin" einen Umsatz von

[15]) Börner, W., Die Schundliteratur und ihre Bekämpfung.

[14]) Im Prospekt fett gedruckt.

3 000 000 ℳ; die meisten dieser Romane werden in einer Auflage von 10 000, oft 100 000 und nicht selten 250 000 Exemplaren ausgegeben. Am meisten, wenn auch nicht einzig und allein, trägt zu dieser weitgehenden Verbreitung die Kolportage bei. Laut offizieller Schätzung existieren in Deutschland nicht weniger als 43 000 Kolporteure, denen 20 000 000 Käufer entsprechen.

Unter die Faktoren, die erfolgreich zur Verbreitung angewandt werden, zählt R. A. Mell in Nr. 42 der „Allg. Rundschau" von 1908 die scheinbar günstigen Bezugsbedingungen [16]), gewisse Lockungen in Form von Prämien, schreienden Titelbildern und schließlich die Titel selbst, wie z. B. „das Opfer eines Giftmischers", „Der Vampir, eine masochistische Geschichte", „Lustmord", „Der Frauenräuber Sade". (Im Prospekt dieses Buches ist die Schilderung angekündigt, wie Sade die Frauen küßt, liebt, peitscht und zu Tode martert.)

Daß gerade die Jugend es ist, die auf diese plumpe, gemeine Spekulation auf die niedrigsten Instinkte hereinfällt, das wurde in einer Versammlung der „Gesellschaft für Kinderforschung" in Wien bewiesen, wo ein Lehrer die innerhalb weniger Wochen in seiner Schule des 16. Bezirks den Kindern konfiszierten Schundbücher dieser Art vorzeigte. Die Menge derselben war so groß, daß der Diener alle Mühe hatte, sie auf einmal in den Saal zu schleppen. Diese traurige Erfahrung, daß gerade die Jugend das größte Kontingent der Käufer stellt, erwies auch eine Umfrage bei Berliner Buchhändlern, die angaben, daß die eifrigsten Käufer besonders lasziver Schundliteratur Mädchen zwischen 12 und 17 Jahren seien.

Als gewiß unverdächtigen Zeugen lasse ich hier noch ein freisinnig gehaltenes Lehrerorgan, die „Pädagogische Zeitung" zu Worte kommen, die in Nr. 43 vom 22. Oktober 1908 auf die in Berliner verkehrsreichen Straßen arbeitenden fliegenden Buchhändler hinwies, die man ja auch in andern Großstädten an den Straßenecken beobachten kann. Sehr zutreffend schildert das Blatt das Treiben folgendermaßen:

„Vertrieben werden im Preise herabgesetzte Bücher mit lockenden Titeln, „Die Brautnacht" und ähnliches. Genossen des „Buchhändlers" regen durch Scheinkäufe die Lust der übrigen an, und reißend gehen die Schandwerke für zwei und einen Nickel ab. Ein Aufpasser warnt durch einen Pfiff vor dem Schutzmann, und im Nu sind die geriebenen Burschen harmlose Passanten, die mit der dahinflutenden Menge treiben. Im nächsten Augenblicke geht das Ding von neuem los. Dabei eine Menge Kinder als Käufer und, was

[16]) In Wirklichkeit stellt sich ein Kolportage-Band mit seinen meist 100, oft bis zu 300 Fortsetzungen à 20 ₰ sehr hoch. Die zur Volksverseuchung ausgegebene Summe kann man sich darnach selbst überschlagen, wenn man bedenkt, daß etwa 20 Millionen Deutsche ihr geistiges Bedürfnis auf diesem Wege befriedigen.

ebenso schlimm ist, als Zuhörer. Die schädlichen Einflüsse beginnen nicht erst, wenn die Jugend die Nase in die erotischen Bücher steckt, sondern schon früher. Was muß der Ausschreier nicht alles tun, um die Schwarten los zu werden? Genügt die sonst stets wirksame Mitteilung von der polizeilichen Konfiszierung des „Romans" nicht, dann tut vielleicht eine Zote Wunder, und ist erst das Thema angeschnitten, dann hilft das Publikum durch schnoddrige Gemeinheiten ganz gern selber mit, das Amüsement im „Buchhändlerladen" zu erhöhen. — So flutet unausgesetzt ein Strom von übelriechendem Schlamm über das Land, der alles vergiftet, was von ungebildeten, kritiklosen Menschen, und Kindern besonders, ihm nahe kommt."

So harrt das Gift unsittlicher Schriften an allen Straßenecken der Opfer, die es infizieren kann. Nicht übersehen können wir schließlich einen Kanal, durch den es neuerdings seinen Weg sucht: die Roman- und Feuilleton-Spalten der „freiheitlich" gerichteten Presse. Wer gezwungen ist, mehrere solcher Blätter ständig zu verfolgen, kann nur seiner Verwunderung Ausdruck geben, wie diese Form der Verelendung des sittlichen Volksempfindens von Tag zu Tag krassere Formen annehmen kann, ohne daß ernste Leser in Massen protestieren.

Wer wollte nicht schon nach dem Überblick über dieses eine Gebiet der Notwendigkeit einer machtvollen Organisation wider den Schmutz zustimmen? Wenn irgendwo das Bild vom „eisernen Besen" berechtigt ist, so gehört es hier angewendet. Der eiserne Besen einer scharfen Gesetzgebung, der all diesen Schmutz vom Boden unseres gesund angelegten germanischen, unseres christlichen Volkstums wegfegt, muß durch machtvolle Organisationen immer wieder gefordert werden, bis die Reinigung erfolgreich durchgeführt ist.

Zum Kampf gegen unsittliche Bildwerke.

Von Anfang an hat besonders der Münchener Männerverein entschieden und objektiv betont, daß sein Kampf nicht der Nacktheit als solcher in bildlichen Darstellungen gelte. Es kann aus edlen, reinen Motiven der wahre, große Künstler sich gezwungen fühlen, die Nacktheit darzustellen. Hier „Nuditätenschnüffelei" zu treiben, hat die Vereinigung von Anfang abgelehnt und zu Unrecht wird sie ihr hier und dort von mißgünstiger Seite vorgeworfen. Um sich vor Mißgriffen zu schützen, hat der Verein auch angesehene Künstler in die Ausschüsse und in die Arbeitsorganisation aufgenommen, ihren Rat stets beigezogen und berücksichtigt. Treffend hat die Rücksicht auf wahre Kunst der 2. Präsident des Münchener Männervereins, der evangelische Stadtpfarrer Hermann Lembert, in einem bei

der zweiten Mitgliederversammlung des Vereins gehaltenen Vortrag: „Gefahren im Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit“ [17]) ausgesprochen, wo er u. a. sprach: „Die Auffassung, die Absicht, die Tendenz ist es, was ein Kunstwerk sittlich oder anstößig macht, nicht die Nacktheit; der Künstler ist der Vater seines Werkes: wie er ist, so ist sein Werk; darum fordern wir auch von Künstlern ein reines, dem Edlen zugewendetes Herz — hat er das, so mag er schaffen, was er will, es wird immer ein reines Kunstwerk sein. Das sollen und wollen wir von ihm lernen. Darum schätzen wir es als einen hohen Gewinn, daß wir edle, tüchtige Künstler in unserer Mitte haben; gern wollen wir auf sie hören und ihren unbefangenen Blick, ihr künstlerisches Urteil uns zum Vorbild nehmen und so zugleich an künstlerischem Sinn und Geschmack zunehmen und doch im Gewissen rein und fest bleiben.“

Leider hat sich von der seltenen, keuschen Verwendung des Nackten eine gewinnsüchtige Geschäftspraxis abgewandt und den Handel mit Nuditäten zu einem einträglichen Erwerbszweig gemacht. Da sind es vor allem die sogenannten Aktphotographien, die in großer Zahl ins Land gestreut werden. Uneingeweihte haben keine Ahnung von dem riesigen Umfang den der Vertrieb dieses Industrieartikels in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Bestehens angenommen hat. Das Geschäft ist ja auch sehr rentabel: Der Händler hat keine großen Herstellungskosten: ein photographischer Apparat, ein williges Modell, das für wenige Pfennige pro Stunde in sechs, acht oder mehr Stellungen sich zur Verfügung stellt und dann die Kopierarbeit, das ist der ganze einfache Betrieb, der für die Herstellung in Szene zu setzen ist. Nun kommt die etwas kostspieligere Inseratreklame, die durch hunderte von Zeitungen, Witz- und Wochenblättern ihren Weg bis in die entlegensten Winkel unseres Vaterlandes findet. Daß die Sache sich rentieren muß, geht daraus hervor, daß, wie Otto v .Erlbach mitteilt, in einem sehr weit verbreiteten, süddeutschen liberalen Organ in einem ganz kurzen Zeitraume nicht weniger als 17 umfangreiche Anzeigen Stuttgarter Aktwerke zu finden waren. Der Stuttgarter Verlag hatte für diese 17 großen Inserate selbst unter Zugrundelegung eines hohen Rabatts mindestens 1200 *M* ausgegeben. Nun denke man aber, daß diese Reklame ein ganzes Jahr und länger fortgesetzt wird, daß sie sich auf eine große Zahl von Blättern der sinnesverwandten Presse und auf die „pikanten“ illustrierten Witzblätter ausdehnt, daß endlich eine große Zahl von konkurrierenden Firmen für diesen Artikel vorhanden ist, so kann man ermessen, welch riesiger Absatz hier gegeben sein muß. Noch einige Zahlen! Dr. Ludwig Kemmer teilt in der erwähnten Broschüre: „Die graphische Reklame der Prostitution“ mit, daß vom 4. Juli 1904 bis zum 4. Juli 1905 von der Münchener Polizei 18 000 Photographien beschlagnahmt wurden.

[17]) Abgedruckt im „Volkswart“ Nr. 2, 08.

Davon zeigte ein kleiner Teil nur unmotivierte unkünstlerisch *drapierte* Nacktheiten; auf dem weitaus größten Teil war die Nacktheit des Modells durch die Komposition, die Drapierung und besonders aber durch den Gesichtsausdruck und die Geberden der Modelle in der raffiniertesten Weise betont. Vom 19. Juli bis 19. Oktober 1905 sind 2822 Aktphotos beschlagnahmt worden. Nun sind das aber nur winzige Teile des vorhandenen Schmutzes, da diese Händler sich wohl vor der Polizei zu schützen wissen. Erlbach schreibt in der angeführten Broschüre mit Recht: „Wenn die Behörden einen genauen Einblick in die Bestellungen und Versandtlisten der Händler gewinnen könnten, dann würde die Welt staunen über die Kanäle, durch die das Gift in unser Volk eindringt." Nur beispielsweise sei erwähnt, daß *eine* Münchener Firma in ihrem Katalog 55 sogenannte Serien mit je rund 50 Abbildungen, also insgesamt 2750 verschiedene Bilder, die jeweils wieder in Hunderttausenden von Exemplaren hinausgehen, feilbietet, und eine zweite Firma pries gleichzeitig „eine Kollektion von nunmehr weit über 5000 Nummern" an. Das Entsetzliche ist nur, daß sich die Propaganda für diese Dinge immer mehr in die Oeffentlichkeit wagt.

In vielen größeren Städten ist es soweit gekommen, daß diese Aktphotos, welche man früher nur in den oben angedeuteten Zeitungsinseraten, angeblich „nur für Künstler" öffentlich ausschrieb, jetzt in den Auslagen und Schaufenstern von sogenannten Buchhandlungen, Optiker- und selbst Zigarrenläden öffentlich ausgestellt werden und von früh bis spät Schaulustige bis zum unreifsten Alter anlocken. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Bemerkungen anzuhören, welche vor diesen nackten Photographien gang und gäbe sind, kann über die verheerende Wirkung derartiger Schaustellungen nicht im Zweifel sein. Diese Bilder wirken in einem Milieu von massenhaften und aufdringlichen Zeitschriften, Broschüren, Mappen, Albums, Büchern, welche neben der Darstellung des nackten menschlichen Körpers dem Geschlechtsleben und seinen Auswüchsen und Perversitäten gewidmet sind, um so einmütiger und verderblicher.

Die *Postkartenindustrie* hat sich auch des Unfugs bemächtigt, und überall, wo die genannten Photographien zu haben sind, ja selbst in noch „besseren" Läden, werden auch die Karten mit Nuditäten abgegeben. Mancherorts hat nicht einmal die Post Zeit, auf den öffentlichen Versandt dieser Gemeinheiten zu achten und — wie es ihre Pflicht ist — dieselben von der Beförderung auszuschließen. Bei den unzüchtigen Postkarten arbeitet die Industrie besonders gerne auch mit leicht verschleierten Gestalten, wodurch die Sinnlichkeit speziell der Jugend erst recht geweckt wird. Ein anderer Trick zur Umgehung der Gesetze ist die Nachahmung von Kunstwerken, die Nuditäten aufweisen und die in Museen, wo sie der *Jugend* durch das Verbot des Museums-Besuches *vorenthalten* sind, wohl geduldet werden können, gegen deren *Herauszerren in die breite Oeffentlichkeit* aber aufs entschiedenste protestiert werden muß.

Hat man es hier doch mit einem gerade auf unserem Gebiete viel verwendeten Mittel, „dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen", zu tun. Was hilft das Verbot des Museumsbesuches durch Jugendliche, wenn der Schreibmaterialienhändler, der Zigarren- und Milchverkäufer ohne weiteres das Recht hätten, Reproduktionen in ihre Auslage zu hängen? Besonders beliebt ist die Massenreproduktion von „Das Urteil des Paris" von Peter Paul Rubens, „Ruhende Venus" von Palma Vecchio, „Marchand d'Esclave" von Giraud, „Danae" von van Dyck. Der gewiß begründete Protest unserer Vereine gegen solches Vorgehen wird auch dadurch noch gestützt, daß diese Reproduktionen meist von dem Kunstwert absolut nichts mehr besitzen, den das Original aufweisen kann. Gegen diesen Mißbrauch wahrer Kunst wendet sich in treffender Weise auch der als feiner Aesthetiker wie scharfbeobachtender Psychologe gleich hoch zu schätzende Dr. A. Wurm in seinem trefflichen Büchlein „Moral und bildende Kunst".[18])

Weit fehlgehen würde man, wenn man nun annehmen wollte, das Gift käme nur in die Großstädte. Kolporteure und gewissenlose Jahrmarktsverkäufer sorgen leider auch dafür, daß es ins weite Land tief hineinsickert. Und neuerdings hat sich, wie ich in meinem erwähnten Vortrage auf der Generalversammlung des Kath. Lehrerverbandes zeigen konnte, auch skrupellos die gewöhnlichste Reklame dieser „Reizmittel" habhaft gemacht.

Von den Mappen, Broschüren und Zeitschriften, die der Sache gewidmet sind, war schon die Rede. Hier soll noch von dem Umfang gesprochen werden, den ihre Verbreitung bezüglich der Akt-Illustrationen angenommen hat. Ein Berliner Verlag, der sein Prachtwerk „Der weibliche Akt" in Farbendruck auf der Vorderseite des Prospektes als „Vorlagewerk für Künstler" anpreist und schon durch die an der Spitze stehende Reklame: „3472 Exemplare wurden in den ersten drei Monaten (!) abgesetzt" den wahren Abnehmerkreis ahnen läßt, schreibt auf der zweiten Seite unverblümt: „Nicht nur für Künstler, sondern auch für Kunstverständige", sowie: „der Absatz ist unbegrenzt". Dies Wort sagt genug und wird sofort noch näher erläutert, wenn der gleiche Verlag sich rühmt, daß er von einem anderen Werk: „Der Pariser Akt" in vier Wochen tausend Exemplare absetzte. Welche Verbreitung die Nuditäten in „Jugend", „Simplizissimus", „Sekt", „Kleines Witzblatt" usw. bei den riesigen Auflageziffern dieser Zeitschriften finden, ist an sich klar. Es stellen sich aber noch eigene Zeitschriften dieser Propaganda des nackten Bildes in Dienst. So erscheint in Berlin-Leipzig-Wien bereits im 5. Jahrgang eine Zeitschrift, die sich „Die Schönheit" nennt, und für welche unverlangt überall Propaganda gemacht wird.

---

[18]) In der Sammlung „Glauben und Wissen", Münchener Volksschriftenverlag.

Ein halbes hundert Bücher gleichen Genres und selbst eine Leihbibliothek zum Bezug von Nacktem und Geschlechtlichem „auch nach auswärts“ und „für weiteste Kreise“ ergänzen die Zeitschriften eines einzigen Verlages.[19])

Wohl hat sich der ernsthafte Buchhandel gegen diese Propaganda gewendet und hat die Buchhändlerzeitung gegen die echte Kupplersprache dieser Prospekte von Wölfen im Schafspelz gesprochen, „die es verstehen, Neugierde und Sinnlichkeit geschäftlich auszunutzen“. Aber doch treiben die geschäftskundigen, skrupellosen Händler ihr Unwesen weiter.

Was die genannten Bildwerke nicht schlecht machen, wird durch die Mutoskope und Kinematographen besorgt. Ihre größte Gefahr liegt darin, daß diese Gelegenheiten schon für billiges Geld den breitesten Kreisen zugänglich sind. Vor den Mutoskopen opfert schon der unreife Gymnasiast und Realschüler, ja selbst der Volksschüler seinen Nickel. Und was dort geboten wird, ist vor nicht allzu langer Zeit in der Presse ausgiebiger besprochen worden, wo von Badeszenen und anderen Nacktdarstellungen in Mutoskopen berichtet wurde, die in unglaublicher Achtlosigkeit in die der breitesten Oeffentlichkeit zugänglichen Mutoskope eingelegt waren. In den Kinematographen, die sich in allen größeren Städten nunmehr als eigene „Theater“ etablieren, liegt die Sache nicht anders. Sogar die „Münch. Neuesten Nachrichten,“ die sonst nicht sehr leicht für die Bekämpfung des Nackten zu haben sind, wenden sich gegen den Unfug, der sich dort breit macht. In Nr. 255 von 1907 schreiben sie, nachdem sie die Bedeutung des Kinematographen für bildende Zwecke anerkannt haben weiter, es sei lebhaft zu bedauern, daß in den auch für Kinder zugänglichen Darstellungen Rohheiten und Schlüpfrigkeiten sich breit machten. Man spekuliere dabei auf einen niederen Trieb der Masse und bringe mit blöder Erklärung durch den Impresario Szenen, die an Schaufenster-Auslagen erinnern, welche wegen Gefährdung der Sittlichkeit verboten seien. Das Publikum habe ein Recht, solche Vorführungen abzulehnen und sich gegen den bedauerlichen Tiefstand zu wenden.

Selbst die Polizei sah sich — namentlich auf Proteste durch Lehrer hin — hier und dort veranlaßt, gegen diesen Unfug durch die Kinematographen einzuschreiten. Es sei hier nur an eine vom Kgl. Polizeipräsidium der Stadt Köln veröffentlichte Erklärung erinnert, die sich auf die Erfahrung stützte, daß die Darstellungen zu Verbrechen Anlaß gaben.[20])

Bei dieser umfassenden Propaganda für die Nacktheit durch Bildwerke müssen wir doch die angeblich künstlerischen Begründungen etwas näher ins Auge fassen. Sie treffen besonders die Aktphotos und wollen glauben machen, diese seien „nur für Künstler“

[19]) Vgl. Erlbach a. a. O. S. 29.
[20]) Siehe „Volkswart“ Nr. 8, 1908.

und zu „künstlerischen Zwecken“ bestimmt. Wir haben schon an der Art der Verbreitung und dem „unbegrenzten“ Absatz gezeigt, daß es sich bei diesen Behauptungen nur um Vorwände handelt. Doch hören wir auch noch, was ernste Künstler dazu zu sagen haben.

Der mehrfach erwähnte Professor Dr. Kemmer, der selbst ein erfolgreicher ausübender Künstler ist, schreibt: „Nur in den allerseltensten Fällen wird ein selbständig schaffender Künstler eine Linie, einen Körperteil, eine Geberde von einer Aktphotographie auf sein Bild übertragen können. Diese Möglichkeit setzt eine solche Fülle von sorgsam vorbereiteten, nicht in frivolem Spiel von gewinnsüchtigen Laien und Handwerkern, sondern in ernster Arbeit von Künstlern aufgenommenen Bildern voraus, daß für ein solches „Skizzenbuch“ mit Aktbildern ein die Verwendbarkeit des Gebotenen weit übersteigender Preis gefordert werden müßte. Jede Aktstudie und jede Aktskizze, worin die Technik und die Auffassung des Künstlers das natürliche Rohmaterial der Idee des Künstlers genährt haben, hat für den Künstler weit größeren Wert als Tausende von photographischen Aktaufnahmen.“

Professor Bildhauer Busch erklärte in einem Münchener einschlägigen Prozeß als Sachverständiger, daß die Aktphotos den Anforderungen der Künstler nicht entsprechen und verwahrte sich energisch gegen solche Irreführung: „Im Namen der Kunst muß man Verwahrung und Protest einlegen dagegen, daß solche Darstellungen mit dem Namen der Kunst verknüpft werden.“

Mit unzweideutiger Präzision schloß sich ihm der heute viel genannte Professor, Historienmaler Fugel an, der offen bekannte: „Es ist ein großer Irrtum, wenn geglaubt wird, die Künstler bedürften als Hilfsmittel zu ihrem Schaffen der im Handel verbreiteten Aktphotographien. Die Künstler arbeiten bekanntlich nach dem lebenden Modell, und wenn sie von der Mithilfe der Photographie Gebrauch machen wollen, so fertigen sie sich ihre Aufnahmen selbst oder lassen sich dieselben speziell für ihre Zwecke anfertigen.“ [21])

Wenn sich nun jemand daran stoßen wollte, daß die beiden letztgenannten hervorragenden Künstler dem Gebiete christlicher Kunst angehören und ihr Urteil deshalb als weniger beweiskräftig gelten möchte, so können wir auch noch auf die Stellungnahme eines Künstlers verweisen, der von den „Modernen“ gerne zu den Ihren gezählt wird. Professor Hans Thoma, der als Vertreter der Kunst in die Erste Badische Kammer berufen wurde, wendet sich in

[21]) Vgl. Dr. Otto v. Erlbach, Aktphotographieunfug. Separatabdruck aus d. Allg. Rundschau. München, Verlg. von Dr. Armin Kausen. Man vgl. zu diesen Erwägungen vom künstlerischen Standpunkt aus auch die schon erwähnte vorzügliche Schrift „Moral und bildende Kunst“ von Dr. A. Wurm.

der Wiener „Zeit“ besonders scharf gegen den Mißbrauch großer Meister und schreibt: „Das Vervielfältigen von nackten Bildern und ihr Zurschaustellen in der breitesten Oeffentlichkeit hat vielleicht auch dann sein Bedenken, wenn das Original von einem der größten Künstler gemacht ist. Jedenfalls haben Michelangelo, Tizian, Rubens ihr Werk nicht gemacht in der Absicht, daß es ein guter, gangbarer Artikel für einen unserer findigen Verleger werden soll.“ Des weiteren gibt Thoma seiner Ueberzeugung Ausdruck, „daß diese großen Meister nicht etwa gegen die Konfiszierung einer Nachbildung ihres Werkes aus einem Schaufenster Protest erheben würden, sondern gegen ihre profanierende Schaustellung.“ Und am 15. März 1906 hielt Thoma bei der Beratung des Justizetats in der ersten badischen Kammer eine Rede, in welcher er nach dem Bericht der „Karlsruher Zeitung“ u. a. folgendes ausführte: „Die wahre, wirkliche Kunst hat auch von strenger Anwendung der bestehenden, gegen Verbreitung unsittlicher Erzeugnisse gerichteten Gesetze nichts zu befürchten. Denn die wahre Kunst beruht doch gerade auf höchster Sittlichkeit. . . Die Kunst muß und wird sittlich sein, und wenn sie es nicht ist, so verliert sie schon von selbst das Recht, zu bestehen.“ Thoma sprach dann von „bedenklichen Entgleisungen, die unter dem Scheine der Kunst aus nicht lauteren Absichten gemacht werden“, verurteilte diese aufs schärfste und rief „das sittliche Gefühl unseres Volkes“ dagegen zum Richter auf.

Diesem gesunden Volksempfinden wieder mehr Geltung zu verschaffen, ist gerade in der Sache der unzüchtigen Bildwerke Aufgabe der Männervereine. Und es muß vor allem auf die Gerichte eingewirkt werden, daß diese Meinung Geltung erhält, daß man in diesen Dingen nicht weiß Gott welche „Sachverständige“, die nur vom Standpunkt des erwachsenen, gegen Nuditäten „abgehärteten“ Menschen aus urteilen, beizieht und entscheidenden Einfluß gewinnen läßt. Wenn Sachverständige beigezogen werden, so sind da vor allem Erzieher, Lehrer, Geistliche, Anstaltsvorstände und Familienväter maßgebend, wie ich eingehend in Auers „Kathol. Schulztg.“ (Jahrg. 1908 Nr. 11—13) nachgewiesen habe, worauf sich auch der katholische Lehrerverband Deutschlands auf der erwähnten Generalversammlung die Forderung in einer von mir eingebrachten Resolution zu eigen gemacht hat. Im übrigen sollte man jedem Richter den Standpunkt wünschen, den Justizminister von Miltner in der bayrischen Abgeordnetenkammer bei Beratung des Justizetats im November 1907 eingenommen hat: „Ob so ein Bild als ein unzüchtiges im Sinne des Gesetzes zu erachten ist, das muß der Richter von sich aus schon wissen. Ich war auch Richter, aber ich würde mich nicht erst lange um einen Sachverständigen umsehen. (Lebhafte Zustimmung rechts.) Das muß man eigentlich selber haben, das ist eine Empfindung, die so sehr im Volksgefühl selbst liegen muß, daß lange Sachverständigenerörterungen darüber wohl keine besondere Notwendigkeit wären.“

Für die breite Öffentlichkeit hat diesem Volksempfinden eingehend begründeten Ausdruck der Münchener Männerverein gegeben mit einer Vorstellung, die mit Unterstützung des Kathol. Frauenbundes, des Deutsch-evangelischen Frauenbundes, des Israelitischen Frauenvereins und einer stattlichen Anzahl angesehener Männer — darunter die meisten Professoren der medizinischen Fakultät der Universität München, Professoren der Kunstakademie, der Technischen Hochschule, hervorragende Philosophen, Künstler, Politiker — unterm 16. Mai 1907 an die Kgl. Polizeidirektion in München und gleichzeitig an das Kgl. Staatsministerium des Innern, das Kgl. Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten, sowie die Kgl. Regierung von Oberbayern gerichtet wurde.

Die Bestrebungen des Männervereins, so wurde einleitend ausgeführt, bedeuten keinen Eingriff in die persönliche Freiheit, sondern verfolgen im Gegenteil den Zweck, die Freiheit derer zu schützen, welche ihre Söhne und Töchter, welche die ihrer Obhut anvertraute Jugend im Geiste der traditionellen Begriffe von Zucht und Ehrbarkeit, Sitte und Anstand erzogen wissen wollen.

Und dann wurde weiter ausgeführt, der Männerverein beschränke niemand in der persönlichen Freiheit, seine Kinder in einem andern Geiste zu erziehen, er beanspruche aber auch für seine Mitglieder die Freiheit, die Kinder vor scham- und sittenlosen Ausstellungen zu bewahren.

Zur wirkungsvollen Bekämpfung des Übels wurde endlich darauf hingewiesen, daß die Polizeibehörden, die diesen groben Unfug bisher nicht zu unterdrücken vermochten, sich nicht immer ganz mit Recht auf die Unzulänglichkeit des heutigen Strafgesetzbuches stützen. Die Vorstellung spricht die Überzeugung aus, daß auch mit den heutigen gesetzlichen Mitteln gegen die gröbsten Auswüchse mehr geschehen könnte, als tatsächlich geschieht. Im Interesse der körperlichen Gesundheit, der Ruhe und Sicherheit des einzelnen werde, so ist weiter ausgeführt, durch polizeiliche Vorschriften selbst das Rechts- und Linksgehen auf den Straßen, neuerdings sogar das Teppichklopfen innerhalb der Häuser und Höfe für bestimmte Tageszeiten mit peinlicher Genauigkeit geregelt und jede Uebertretung mit Strafe bedroht. Sollte die Polizei gegen die schamlosesten Belästigungen der oben geschilderten Art völlig machtlos sein? Selbst der ernste Künstler muß sich der Zensur der Ausstellungsjury unterwerfen . . . .

Würde in krassen Fällen nicht der früher oft am unrechten Platze angewandte Grobe Unfug-Paragraph eine Handhabe bieten? Im übrigen bliebe zu untersuchen, ob nicht auf Grund allgemeiner polizeilicher Befugnisse oder der Gewerbepolizei durch eine Polizeiverordnung den gröbsten Belästigungen des Publikums durch schamlose Schaufenster-Ausstellungen ein Ziel zu setzen wäre. Das öffentliche Baden ohne jede Bedeckung ist auch heute noch polizeilich untersagt. Aber das öffentliche Aushängen von Photographien nackter Personen nimmt ungehinderten Fortgang.

Die Vorstellung richtet an die zuständigen Behörden die eindringlichste Bitte, „es möge mit der bisherigen unzureichenden Praxis endgültig gebrochen und gegen die Ladenbesitzer, welche Anstand und Sitte so gröblich verletzen und der Jugend ein so schweres Aergernis bereiten, mit unerbittlicher Strenge eingeschritten werden."

Einzelne Prozesse zeigten das ernstliche Bestreben, die Säuberung der Städte von dem besprochenen Schmutz zu vollziehen. Andere Verhandlungen wiesen neuerdings eine Zaghaftigkeit auf, die in dieser Sache gewiß nicht am Platze ist.

Da für alle, die in dieser Frage von größter völkischer Bedeutsamkeit sich zur Mitarbeit entscheiden wollen, die Kenntnis der heutigen gesetzlichen Lage wichtig ist, seien die einschlägigen Paragraphen des Straf-Gesetzbuches angeführt. In der Fassung des Gesetzes vom 25. Juni 1900 lauten dieselben:

§ 184. Mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark oder mit einer dieser Strafen wird bestraft, wer 1. unzüchtige Schriften, Abbildungen und Darstellungen feilhält, verkauft, verteilt, an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder anschlägt oder sonst verbreitet, sie zum Zwecke der Verbreitung herstellt oder sie zu demselben Zwecke vorrätig hält, ankündigt oder anpreist; 2. unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen einer Person unter 16 Jahren gegen Entgelt überläßt oder anbietet; 3. Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder solche Gegenstände dem Publikum ankündigt oder anpreist; 4. öffentliche Ankündigungen erläßt, welche dazu bestimmt sind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen.

Neben der Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, sowie auf Zulässigkeit von Polizei-Aufsicht erkannt werden.

§ 184 a. Wer Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, einer Person unter 16 Jahren gegen Entgelt überläßt oder anbietet, wird mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 600 Mark bestraft.[22])

Soweit nun diese gesetzlichen Maßnahmen nicht ausreichen, kann recht wohl von Staatswegen aus auch auf anderem Wege — namentlich zum Schutze der Jugend — Abhilfe geschaffen werden, wenn nur ein guter Wille vorhanden ist. Das hat eine 1908 vom Kgl. Bayerischen Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten herausgegebene Verfügung gezeigt, die durch die Kreisregierungen weiter gegeben wurde und verlangte, daß die in Betracht kommenden Geschäfte, soweit sie in Schulbezirken liegen und von Schülern bei Einkäufen für

[22]) Wer sich für die ganze bezügliche Rechtslage interessiert, sei auf das 14. Bändchen der „Sammlung Kösel" verwiesen, in dem der verdiente Vorkämpfer unserer Sache Geheimrat Roeren, Oberlandesgerichtsrat in Köln „Die Sittlichkeitsgesetzgebung der Kulturstaaten" (Kempten, Kösel, 8° 136 S. 1 M) einer eingehenden und erschöpfenden Darstellung unterzieht.

Schulzwecke in Anspruch genommen werden, „sorgfältig im Auge zu behalten“ und die Geschäftsinhaber darauf aufmerksam zu machen seien, daß im Falle der Nichtbeseitigung von beanstandeten Gegenständen aus den Schaufenstern sowie aus den offenen Geschäftsräumen, den Schülern aus schuldisziplinären Gründen verboten werden müßte, ihren Bedarf in den betreffenden Geschäften weiterhin zu decken. Auch das württembergische und das preußische Kultusministerium haben sich neuerdings gegen die Schmutzverbreitung gewendet.

Der in Bayern beschrittene Weg ist zweifellos allenthalben nachahmenswert. Man muß die Händler beim Geschäftssinn packen. Im „Volkswart“ Nr. 11 v. 1909 wurde auch an der Hand reichsgerichtlicher Entscheide gezeigt, daß gegen den Boykott Schadenersatzklagen der Händler aussichtslos sind.

In mehreren Städten, so z. B. in München, Leipzig, Berlin haben die Magistrate ein erfolgreiches Mittel zur Bekämpfung des Schmutzes aufgenommen, sie verbieten den Verkauf dieser Dinge in ihren Läden und Kiosken und nehmen eine bezügliche Bestimmung in den Mietvertrag auf.

Das in diesem Kapitel besprochene Gebiet ist wohl jenes, das den Männervereinen am meisten Arbeit verursacht. Aber ich konnte erfreulicherweise zeigen, daß zäher Arbeit auch Erfolge beschieden sind.

Die Schaustellung des lebenden nackten Körpers.

Es ist eigentlich natürlich, daß die gerissenen Geschäftsleute, die gespickte Börsen von der Propaganda der Nacktheit im Bilde davontrugen, immer ungenierter wurden und es auch einmal mit dem nackten lebenden Körper probierten. Die Zeitströmung kam ihnen ja entgegen! Hatte man im Theater die Entblößung der Monna-Vanna hingenommen, den Halbnackttanz der Salome, ließ man sich auf offener Bühne den „Barfuß“-Tanz der Duncan und anderer „Nackttänzerinnen“ gefallen, warum sollte man es nicht einmal riskieren, splitternackt vor Tausenden zu tanzen? . . .

Der verdiente Vorsitzende Dr. E. Lennartz hat diesen Entwicklungsgang ohne Menschenfurcht ehrlich aufgedeckt in der Broschüre: „Duncan She, Desmond; Beiträge zur Beurteilung und Geschichte der Nacktkultur.[23]) Es gehört ja ein gewisser Mut dazu, heutzutage von der „Meisterin des Tanzes“, von der Duncan, „die uns die wahre Schönheit dieser Kunst offenbarte“, zu sagen, was man denkt. Ich habe schon 1907 in Dr. Kausens Allg. Rundschau in einem Bericht über das Auftreten der Duncan mit ihrer Tanzschule auf die Gefahren

[23]) Köln, Benziger & Co. 1908, 8° 64 S. 60 ₰.

hingewiesen, die in diesem Kultus liegen — allerdings mit dem Erfolg, daß nur wenige mir recht geben wollten und daß die Mehrzahl die Optimisten spielte. Ich schrieb damals: „In der mäßigen Beleuchtung der Abendvorstellungen wirkt die verschleierte Nacktheit noch weniger als z. B. in Tageslichtbeleuchtung auf grünendem Rasen oder sonst einem Spielplatz; die Schürzung ist auch sehr leicht — und wer garantiert dafür, daß sie nicht bald noch ein wenig höher greift? So erstickt dieses Auftreten (in den Kindern der Tanzschule) jenes zarte Schamgefühl, das nach dem Urteil unserer ernstesten Pädagogen die beste Schutzwehr in den schwersten Versuchungen bildet. Es besteht ferner die Gefahr, das diese Tanzart den Übergang bildet zu dem völligen Nacktturnen, das auf den Kunsterziehungstagen auch schon allen Ernstes gefordert wurde.“ [24])

Nur zu schnell hat mir die Zeit recht gegeben, wie die folgenden Ausführungen zeigen werden. Die Duncan hat ein Buch herausgegeben: „The dance of the Future“ (Der Tanz der Zukunft) in dem sich der Satz findet: „. . . Und zur Nacktheit des Wilden wird der Mensch, angelangt auf dem Gipfel der Kultur, zurück kehren müssen.“ Diese Lehre war doch für viele Tausende von heute süße Musik, warum sollte nicht eine Dame, die einen klugen Impresario an der Seite hatte, versuchen, die Theorie in die Praxis zu übertragen? Sie war noch etwas „verschämt“, und so bestrich sie ihren Körper mit Bronze und trat in plastischen Posen — noch ohne Bewegung — auf: She, die „goldene Venus“, und ihre Nachahmerinnen, „drei goldene Bacchantinnen“, die „drei Grazien“ und andere repräsentieren diesen Typ.

Doch wozu die Bronze? dachte die Desmond, wischte auch die letzte Bedeckung noch ab, und — sie kalkulierte nicht schlecht: Die Leute, die teure Plätze bezahlen können, kommen in Massen, die neue „Offenbarung“ mitzuerleben. Den Tatbestand dieser letzten Nackprobe der Sittenverächter gegenüber der Polizei schildert Dr. Lennartz in der genannten Broschüre folgendermaßen. Unter der Bezeichnung „Schönheit“-Vereinigung für ideale Kultur, bildete sich in Berlin ein Unternehmen, — ob es sich um einen wirklichen Verein oder nur um die Deckadresse für spekulative Unternehmer handelt, sei dahingestellt —, das sich die Pflege der Nacktheit im sittlichen Interesse (!) zur Aufgabe stellte. Mit Recht sagt Lennartz: „Sittlichkeit verhülle dein Haupt, du wirst zertreten und gemordet in deinem eigenen Namen“ Nachdem die Vereinigung längere Zeit in bildlichen Darstellungen die Nacktheit gepflegt hatte, veranstaltete sie einen Abend, über den die liberale Augsb. Abendzeitung folgendermaßen berichtete: „Die Duncan ist längst überholt. Fräulein Olga Desmond, ein schönes junges Mädchen, tanzt und posiert vor etwa 600 Gästen des Kulturvereins „Schönheit“ vollständig unbekleidet und unverhüllt. Anfangs gab es nur die bekannten plastischen Gruppen nach berühmten

[24]) Allg. Rundschau, 1907, Nr. 48.

Kunstwerken. . . Dann aber kam der Clou des Abends: Olga Desmond, mit durchsichtigen Seidenschleiern behängt, tanzte auf grünem Teppich vor einer hell erleuchteten Frühlingslandschaft . . . und dann erscheint das junge Mädchen wieder allein, um den Leib einen Metallgürtel, und sonst nur gleich Monna Vanna mit einem langen Mantel bekleidet; so führt sie unter blanken Schwertklingen einen Tanz auf. Plötzlich reckt sie sich in die Höhe, läßt den Mantel von den Schultern gleiten und steht da, wie Venus Anadyomene, die aus dem Schaum des Meeres entstandene, und tanzt in dieser verblüffenden Kostümlosigkeit, als ob es sich um das selbstverständlichste Ding von der Welt handelt." [25])

Nun halte man damit zusammen, wie Leute, die jeder „reaktionären Gesinnung" unverdächtig sind, Richard Nordhausen, Avenarius und Ernst von Wolzogen, über dieses Tun urteilen.

Es ist ein vernichtendes Wort, das Nordhausen für den Kulturzustand von heute geprägt hat: „Alle Entblößungen vor Tausenden, unter welchen Vorwänden sie immer geschahen, sind bislang geradezu urkundliche Beweise des Niedergangs gewesen. Die Scham der Völker war verwüstet, wenn das Weib nackt auf die Bühne trat."

Vernichtend ist auch die Kritik von Avenarius: „Als aufgetragenes Schaugericht, nicht tätig, sondern nur posend, bei Lampenlicht, mit dem Operngucker von Samtsesseln aus genossen, erwächst uns ganz sicher keine Nacktkultur, und wenn sich der Snob dabei auch noch „künstlerisch" gebärdet, so nehmen wir uns die Freiheit, ihn bei seinem Ästhetisch-Tun auszulachen." Und Ernst v. Wolzogen nennt die ganzen Veranstaltungen „schnöde Ausbeutung der Lüsternheit" durch „Industrieritter schlimmster Art."

Die Männervereine z. B. d. ö. U. haben in der ganzen Entwicklung dieser Dinge wiederholt Protest erhoben, wie teilweise schon registriert wurde. Auch bei dem letzten Skandal konnten sie nicht schweigen und so ging denn ein Protest des Verbandes gemeinsam mit dem Vorstand des „Kölner Evangelischen Sittlichkeitsvereins" an die höchsten zuständigen Instanzen, die zuständigen Ministerien der einzelnen Bundesstaaten. Alle Bundesstaaten wurden angegangen, weil die Unternehmer der „Schönheits"-Abende beabsichtigten, die Aufführung in allen größeren deutschen Städten [26]) zu wiederholen. Treffend erklärt der Protest: „Gelingt es auch diesmal wieder einem erwerbsgierigen Spekulanten, die zum Schutze unseres Volkes und besonders unserer durch die sittlichen Gefahren bereits so schwer bedrohten Jugend noch bestehende Schranken zu durchbrechen, so ist damit der letzte Halt gegen die Überflutung des ganzen Landes mit unsittlichen Darstellungen jedweder Art gefallen." Die

[25]) Siehe bei Lennartz S. 4.

[26]) Zunächst waren ins Auge gefaßt Dresden, Leipzig, Stuttgart, Hamburg, Wien, München.

Wirkung ist schon bis jetzt nicht ausgeblieben; in München wurde der „Schönheitsabend" glatt polizeilich verboten; in Dresden wurde die Entscheidung hinausgeschoben, auch das preußische Ministerium hat nicht ohne weiteres entschieden, sondern „Gutachten" (!) der Akademie der Künste einverlangt, nach dem für künftige Veranstaltungen dieser Art die „Nachsuchung einer Gewerbe-Konzession" notwendig ist. Schon damit sind die Aufführungen bedeutend erschwert.

Unverantwortlich ist die hier und dort versuchte Übertragung dieser Ideen auf die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts und ihre Ausdehnung auf das ganze öffentliche Leben. Von Prof. Dr. Joh. Ilg wurde in Heft 3 der „Theol.-praktischen Quartalsschrift" (Linz 1908) auf die auch die Jugend und die Schule ergreifende Bewegung der „Nacktkultur" hingewiesen. Dieser Ausdruck, der vom „bekannten" Schriftsteller und Vorkämpfer dieser Bestrebungen, Heinrich Pudor, Verfasser von 3 Bändchen „Nacktkultur" geprägt worden ist, bezeichnet nicht etwa den schon eingehend geschilderten Kultus, der gegenwärtig in der bildenden „Kunst" mit der Nacktheit getrieben wird, auch nicht die gelegentliche Darbietung der lebenden Nacktheit, sondern das fast logisch aus ihm folgende Bestreben, die Nacktheit erzieherisch auf den lebenden menschlichen Körper auszudehnen, dessen „natürliche Schönheit" auch im gewöhnlichen Leben von der „Fessel des Gewandes" zu befreien. Oder wie Pudor in „Nacktkultur" (Bd. 3, S. 20) schreibt: „Eine gesunde Kultur (!) muß die Nacktheit zur Voraussetzung und Bedingung haben. Unsere bisherige Kultur ist Kleiderkultur und deshalb von vornherein dem Verderben geweiht." Es komme darauf an, „mit der Nacktheit Kultus zu treiben, die Nacktheit zu pflegen und eine Art Weihedienst mit der Nacktheit zu treiben, mit der Nacktheit als dem Ausdruck des Lebens, des echten, starken, immer aufs neue sich lebendigenden Lebens. Im gewissen Sinne ist Nacktheit Leben, in gewissem Sinne ist Kleidung Tod."

Ilg konstatiert sodann zwei Richtungen in dieser modernsten der modernen Bewegungen: eine ästhetische und eine hygienisch-pädagogische. Die erstere setzt das Ziel: „Ästhetische Veredelung der Menschheit durch den Anblick schöner Nacktheit." Nacktgehen im Hause, Nackturnen, Nacktbaden, Nacktspiel, erst getrennt, dann geschlechtlich gemeinsam, zuletzt Nackttänze, das ist die empfohlene Stufenleiter. Nun kann man einwenden, das seien in der Praxis nur ganz vereinzelte Ausnahmen. Leider wird für die Sache aber immer mehr Propaganda gemacht, selbst in Kreisen, wo man es nicht vermuten sollte. Wir sehen ab von Zolas „Nana" und Kahlenbergs „Nixchen"; aber ist es nicht ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn eine Zeitschrift wie die „Süddeutschen Monatshefte" (1906, Nr. 11) eine Novelle bringen konnte, wo ein zweifelnder Predigtkandidat durch die freiwillige Entblößung eines Mädchens der „reinen Menschlichkeit" wiedergewonnen wird.

Die hygienisch-pädagogische Propaganda der Nacktheit richtet sich besonders auf das Turnen und zwar werden folgende Gründe für das Nackturnen vorgebracht: 1) Die Hautausscheidungen würden vermehrt, die durch Kleider zurückgehalten seien. Wofür hat man denn dann leichte Turnkleidung? 2) Der Körper soll lernen sich zu stählen; dem bekleideten Körper fehle dies, was sich zeige bei dem, der zum erstenmal barfuß geht und einem, der es gewohnt ist. Hier kommt doch nur die Empfindlichkeit der Fußsohlen in Betracht! 3) Der Turnlehrer muß den ganzen Körper und jede Bewegung genau beobachten können. Welch trauriger Muskeldrill würde da aus unserem vernünftigen deutschen Turnen gemacht! 4) Abhärtung gegen sexuelle Reize. Da sagen wir den Nackkultur-Predigern, was Ludwig Auer in seiner trefflichen „Erziehungslehre“ [27]) einmal schreibt: „Es liegt in dem Vorschlag der „Abstumpfung geschlechtlicher Reize durch Gewohnheit“ ein Aufgeben der Hoffnung, daß die Keuschheit noch weiter gedeihen könnte. Von diesem Standpunkt aus müßte man sagen, zu helfen ist nicht mehr, die Kinder sind nicht mehr zu bewahren vor der öffentlichen allgemeinen Unzucht; also gibt es keinen andern Ausweg, als sie frühzeitig an das betreffende Gift zu gewöhnen. Wenn einmal festgestellt ist, daß überall die Gefahr einer Arsenikvergiftung existiert, so ist man gezwungen, die Kinder in wachsenden Dosen an den Arsenikgenuß zu gewöhnen. Daß Gift immer Gift ist und Gift bleibt, und daß seine Wirkung im Organismus nie „geregelt“ werden kann wird im Eifer solcher Rettungsversuche übersehen.“ [28])

Schließlich werden von den Verteidigern des Nackturnens die ästhetischen Gesichtspunkte angeführt und dabei besonders die griechische Kultur gerühmt. Demgegenüber wollen wir aber doch Ilg zu Wort kommen lassen, der in deutscher und christlicher Art ihnen die Antwort gibt: „Was kümmern uns schließlich die alten Griechen? Bei Freyas Halsband und bei Donars Ziegengespann, leben wir denn vor Christus und in Griechenland oder nach Christus und auf deutschem Boden? Es ist merkwürdig: die griechische Sprache, das edelste Werkzeug des Denkens, will man uns nehmen, die griechische Nacktheit, das Produkt einer gestorbenen und nie mehr aufwachenden Kulturperiode will man uns aufzwingen. Deutschlands bessere Zeiten hatten eine andere Ansicht:

Als der Großvater die Großmutter nahm,
da herrschte noch züchtig verschwiegene Scham;
man trug sich fein ehrbar und fand es nicht schön
in griechischer Nacktheit auf Straßen zu geh'n.“

---

[27]) Donauwörth, Auer 1908.

[28]) a. a. O. S. 434. Eingehender habe ich das Verhältnis von „Erzieher und moderne Nackkultur“ im 25. Heft meiner „Pädag. Zeitfragen“ (München Höfling 1909, 34 S. 60 ₰) behandelt.

Diese ganze neue Bewegung, die auf Nacktgehen und Nacktbaden, Nacktsport und Nackturnen gerichtet ist, in „Nacktlogen" geübt, in „Nacktschulen" gelehrt werden soll, muß in jedem ehrlichen deutschen Mann die Zornesader schwellen. Und gerade diese Vorgänge müßten eigentlich Anlaß werden, daß alle ehrlich denkenden Deutschen sich den interkonfessionellen Männervereinen z. B. d. ö. U. anschlössen, um in gemeinsamer Arbeit den deutschen Boden von den geldgierigen Schändern keuscher Reinheit zu säubern, wie Christus einst den geheiligten Boden des Tempels von den frechen Händlern reinigte!

Die Entsittlichung der öffentlichen Bühnen.

Es wäre allein ein gar trauriges Buch, das über dieses Kapitel zu schreiben wäre! Die Literatur- und Kulturgeschichte späterer Zeiten wird ein schweres sittliches Manko zu buchen haben, wenn sie von der Entwicklung des Bühnenwesens um die Wende des 20. Jahrhunderts berichten wird. Das Schauspiel — von dem wir hier zunächst reden — ist auf der schlüpfrigsten Moral in der Tendenz, auf krassestem Cynismus in der Ausdrucksweise und auf abstoßendster sinnlicher Realistik in der Darstellung angelangt. Man zähle einmal die Stücke zusammen, die auf einer Schauspielbühne von heute gegeben werden, und auf die die obige Charakteristik nicht zutrifft. Nicht die Finger einer Hand braucht man für ein ganzes Jahr. Ehebruchsszenen, freie Liebe, Verführung, Stimulationsmittel für den geschlechtlichen Genuß und last not least geschlechtliche Aufklärung der Jugend — das sind so die Hauptthemen der heutigen Schauspielfabrikanten.

Wir wollen hier nur von einem Vertreter dieser Richtung, Frank Wedekind, reden, der als Typ der modernen Richtung angesprochen werden kann. Unser eigenes Urteil könnte nach der obigen Einleitung als nicht objektiv aufgenommen werden. Deshalb geben wir einem „freien" Mann, dem sogar von der „Frankfurter Zeitung" ernstlich unterstützten Verfasser des Buches „Vom Rückgang deutscher Bühnen", Paul Goldmann, das Wort. Er schreibt: „Vom Künstlerischen ist in Wedekinds Werken noch weniger zu finden als vom Moralischen. Vor zwei, drei Jahrzehnten fand man die erotischen Kühnheiten der französischen Ehebruchsdramatiker noch verblüffend. Man war der Ansicht, daß sie bis hart an die Grenze des Möglichen gingen. Das klingt wie eine kindliche Mär aus der guten alten Zeit. Wir haben seitdem gehörige Fortschritte gemacht. Die Grenze des Möglichen ist bis weit ins Unmögliche hinein erstreckt worden und die französischen Ehebruchsdramen nehmen sich wie Vor-

stellungen für die reifere Jugend aus, im Vergleiche mit dem, was Wedekind und ähnliche moderne Bühnenschriftsteller uns auf dem Theater gezeigt haben. Bei Stellen, bei denen die französischen Dramatiker den Vorhang fallen zu lassen pflegten, spielt ein Drama von Wedekind ruhig weiter. Während aber die französischen Dramatiker ihre erotischen Kühnheiten stets in einer feinen künstlerischen Verarbeitung darboten, nimmt sich Wedekind nicht die Mühe oder ist nicht fähig zu solch einer Verarbeitung und bringt einfach die Sache selbst auf die Bühne."

Man denke nur an „Frühlings Erwachen", in welchem Stück Wedekind das erwachende Geschlechtsleben in Gymnasiasten und jungen Mädels und die Frage der sexuellen Aufklärung behandelt.

Interessant ist der Widerspruch, in den sich der polizeiliche Zensurbeirat bei Beurteilung dieses Stückes verwickelte. In der Buchausgabe des Stückes ist S. 66 ff. eine Szene wiedergegeben, die an einem gewissen Ort spielt, für den der Autor sogar das „Öffnen des Deckels" vorschreibt. Diese Szene wurde gestrichen, und mit Recht. Gründe der äußeren Reinlichkeit machen das notwendig. Aber hätte man bei einiger Konsequenz nicht erwarten dürfen, daß aus Gründen innerer Reinlichkeit auch die Heubodenszene gestrichen, und damit das ganze Stück unmöglich gemacht worden wäre?

Nein, so weit wagte man sich nicht; man hätte ja den Vorwurf der „Reaktion" oder der „Muckerei" sich zuziehen können und so ließ man das Stück zu, von dem sogar ein sozialdemokratisches Organ nach der Erstaufführung schreiben mußte, der Erfolg, den das Stück noch notdürftig zu verzeichnen hatte, sei „ein Dokument von unserer Zeiten künstlerischer Schande." [29])

Wenn an den Bühnen, die noch ernster genommen sein wollen, solches Tun herrscht, ist es natürlich kein Wunder, daß die „Brettl", Variétes und „Tingeltangel" ganz tief sinken. Mehrfach wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß heute fast bei keiner Brettlaufführung ein Stück fehle, in dem nicht eine junge Frau oder ein Mädchen, nachdem sie erst in Verherrlichung des Ehebruchs oder der „freien Liebe" in den gewagtesten Situationen sich gezeigt, sich völlig entkleidet und vor dem ganzen wiehernden und trampelnden Publikum ins Bett steigt. Zu diesen Szenen hören die meist jugendlichen Besucher dann ständig die „freie Liebe" besingen, dazu kommt ferner als ständige Rubrik die Verhöhnung der Geistlichen und der „Sittlichkeitswächter," wobei ihnen in einem Liede, in einer „Ballade", in den pikanten Rezitationen der Brettldichter zweideutige Beziehungen zum weiblichen Geschlecht nachgeredet oder nachgesungen werden, und schließlich wird das ganze Bild fertig gemacht durch die gemeinsten „Witze", deren

[29]) Münchener Post Nr. 262, 1908.

man sich wohl noch vor wenigen Jahren auf dem intimsten Herrenabend geschämt hätte.

Das Hauptkontingent stellt in den Universitätsstädten für diese „Vergnügungs"-Etablissements die studierende Jugend und dann wundert man sich noch über Zahlen, wie die folgenden:

Laut neuerer Statistik betrug die Zahl der Geschlechtskranken in Berlin bei

Arbeitern	9 %
jungen Kaufleuten	16 „
Studenten	25 „
Prostituierten	30 „

Ganze 5 Prozent rangieren die Studierenden hinter den Prostituierten; eineinhalbmal soviel als junge Kaufleute und fast dreimal so viel als Arbeiter tragen sie die Folgen des Dienstes der Venus. —

Unbegreiflich ist, wie die Begründer dieser „Brettl"-Produktionen jüngst „hoffähig" werden konnten. Die „elf Scharfrichter" haben in Süddeutschland diese ganze Bewegung hervorgerufen. Sie sind inzwischen verkracht, neue Unternehmungen sind auf ihren Ruinen erstanden. Da gaben die Begründer Ende Oktober 1908 wieder ein Lebenszeichen. Sie wählten einen der ersten Münchener Konzertsäle, den des „Bayer. Hof", für ihr Auftreten und das Unglaubliche geschah: Hoheiten fanden sich zu der Aufführung ein. Wir wollen die liberale „Augsb. Abendzeitung" erzählen lassen von dem Auftreten des „Scharfrichter"-Überbrettl, Monsieur Henry und Madame Marya Delvard im Verein mit dem „Jugend"-Mitarbeiter Roda-Roda:

„Nicht mehr in dem einer Ofenröhre ähnlichen Lokal beglückten sie die Menschheit . . . Die Wahl des Saales tat ihre Schuldigkeit und zum ersten Vortragsabend fand sich ein besonders gewähltes Publikum ein. Zu allgemeiner Ueberraschung der zahlreich erschienenen Paprikaliebhaber hatten sich auch Mitglieder des Königlichen Hauses eingefunden. (Prinz Leopold, Prinzessin Leopold, die Tochter des Kaisers Franz Josef, und deren Sohn, Prinz Konrad.) Roda-Roda, der bekannte Satiriker österreichischer Zustände und militärischer Einrichtungen, geriet in nicht geringe Verlegenheit; Madame Delvard mochte wohl mit der Jungfrau von Orleans denken: „Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte?" und sie erlitt einen Schwindelanfall, der sie am Auftreten verhinderte! Da Monsieur Henry ohne die ihn begleitende Marya nichts zu beginnen wußte, so blieb auch er dem Podium fern, und Roda-Roda mußte allein die Kosten des Abends bestreiten, nachdem niemand von der angebotenen Zurückzahlung des Eintrittsgeldes Gebrauch machen wollte. Der Eiertanz, den er durchzuführen hatte, gelang nur zum Teil, und manches war nicht für die Ohren aller Zuhörer bestimmt. Die Hoffähigkeit des Überbrettls ließ sich nicht erweisen" Immerhin ist es

bezeichnend, daß man das Überbrettltum selbst in Hofkreisen schon zu empfehlen wagt.

Diese Zeilen waren schon geschrieben, als in München der allerorts besprochene „Brettlprozeß" der „Allgemeinen Rundschau" stattfand. Was dort über Münchener und auswärtige Brettl-Aufführungen gerichtlich festgelegt wurde, ist wohl für jedermann hinreichend zur Beurteilung dieser Art von „Bühne". Aus dem Protokoll des Schöffengerichts beim Kgl. Amtsgericht München I, dessen Urteil rechtskräftig wurde, sei nur folgende Stelle mitgeteilt:

„Was das „Intime Theater" betrifft, so wurde durch die Beweiserhebung festgestellt, daß dort tatsächlich mit der größten Anzahl der Darbietungen darauf spekuliert wurde, nicht besonders anständige Instinkte wachzurufen, wie der Sachverständige Dr. Kreuzbauer sich ausdrückte, also auf den Sinnenkitzel auszugehen. Ferner wurde festgestellt, daß dort verfängliche Pointen durch die Darstellung nicht gemildert, sondern, wie zeugschaftlich gesagt wurde, unterstrichen, das heißt, durch Mimik und Gesten besonders hervorgehoben wurden. Das heute verlesene Stück „Das starke Stück", dessen Inhalt oben geschildert ist, stellt sich als eine sehr geschickte und raffiniert gemachte Schilderung der obszönen Verführung eines noch beinahe im Kindesalter stehenden Mädchens heraus und ist — zumal in der von den Zeugen betonten verschärfenden Darstellung — als gröblich sittenverletzend zu erachten. Es wurde auch von den Zeugen Weigl und Roth ferner bekundet, daß eine bekannte Sängerin des „Intimen Theaters" bei gewissen Liedern direkt die Bewegung des Beischlafs ausführte. Bei allem Charme und aller Pikanterie, deren eine solche Darstellerin fähig sein mag, zeigt eine solche öffentliche Darbietung denn doch eine so wider alle natürliche Scham und jedes sittliche Empfinden verstoßende Entartung, daß man es dem strengen Gegner des ganzen auf jener Bühne vertretenen Genres nicht wohl verübeln kann, wenn er davon in den allerschärfsten Ausdrücken spricht."

Die gerichtlichen Verhandlungen führten zu einer derartigen Verurteilung des Brettlunwesens vor breitester Öffentlichkeit, daß es eigentlich für alle Zeiten gerichtet sein müßte und daß keines anständigen Mannes Fuß mehr die Schwelle solch einer „Kunst"-Stätte überschreiten kann.

Was Obermedizinalrat, Universitätsprofessor Dr. Max von Gruber, Alfred Freiherr Mensi von Klarbach als Redakteur der Allgem. Zeitung, Heinrich Leher, Eugen Kalkschmidt (ständiger Mitarbeiter des Kunstwart und der Frankfurter Zeitung), Karl Muth, der Herausgeber des „Hochland" und Gymnasialprofessor Heinrich Marin als Sachverständige deponierten[30]),

[30]) Vgl. den ausführlichen Prozeßbericht der „Allgem. Rundschau", der von der Geschäftsstelle der Wochenschrift (Dr. Armin Kausen, München, Galeriestr. 35 d) gratis zu beziehen ist.

waren Keulenschläge für die Wertung unseres heutigen Klein-Bühnenwesens.

Nach diesen Feststellungen möge noch ein Blick gestattet sein auf die sogenannten „Komiker"-Bühnen, die auch alltäglich ihr Publikum sammeln. Es sei nicht verschwiegen, daß es darunter sehr anständige Unternehmungen gibt, die namentlich darauf sehen, angekündigte „Familienprogramme" wirklich im Rahmen dieses Wortes zu halten; aber andere Gesellschaften pflegen statt Komik und Witz die niedrigste Zote. Noch einmal muß ich bitten, an meiner Stelle den Berichterstatter eines liberalen Blattes, der Münchener „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 194 v. 1907) reden lassen zu dürfen, der nach der polizeilichen Sperre solcher Komiker-Veranstaltungen schrieb: „Was einige Abende lang in den Katakomben des „Wagnerbräu" an der Sonnenstraße spielte, dafür ist geschmacklos der milde Anfang für eine Eigenschaftsreihe, die man am zutreffendsten bei einer bekannten, nur gebraten erträglichen Tiergattung entlehnt. Der weite Raum war gedrückt voll. Es waren nicht nur Männer. Es waren Mädchen dabei — kaum zwanzig Jahre alt —, denen der zartfühlende Liebhaber — wollte sagen Bräutigam — einen Extragenuß vermeinte. Und das toste und klatschte, lachte und wieherte . . . Worüber? Auf der nahen Bühne, die keines der kostbaren Worte verloren gehen ließ, produzierten sich Herren und Damen, heiß bemüht, in der endlosen Abwandlung eindeutiger Zweideutigkeiten. Da Grazie des Weibes Vorrecht ist, so war es der begabten „Dame" vorbehalten, mit ekelhaft-drastischer Gebärde etwa Fehlendes in ihren Vorträgen zu ersetzen. Auch Theater wurde gespielt — Possen mit abscheulichen Judenkarikaturen, mit Negligee, Ungeziefer und Hosenrolle – hirnverbrannter Blödsinn als Vorwand zur Entladung einer Unflatmitrailleuse. Man schreckte da droben auch nicht vor der letzten Konsequenz zurück, um das Thema erschöpfend zu behandeln, und ließ das Äußerste durch Reim erraten, um blankem Unrat Witz zu leihen. Und das Publikum toste. Und wir hörten einen jungen Mann seinem Schätzel versichern: es sei ein wunderschöner Abend. Und wir gingen, wie dreimal in Jauche getaucht, und fürchteten, anständigen Leuten auf der Straße aufzufallen, wenn sie nicht rauchten. — Und als am Mittwoch mittag die Polizei der Orgie den Riegel vorschob, war schon wieder ausverkauft. Einer hatte es dem andern gesagt -- von dem wunderschönen Abend." — — —

Das ist die Lage in den verschiedenen Garnituren unserer öffentlichen Bühne. Ich habe sie ungeschminkt aufgezeigt; nun möge jemand sagen, ob nicht eine machtvolle Organisation notwendig ist, die dieser fortschreitenden Entsittlichung Einhalt gebietet!

* * *

Die Polizei ist machtlos; sie will „öffentliche Meinung" haben, die sie gegen unberechtigte Angriffe schützt: die Parla-

mente sind machtlos, wenigstens greifen sie viel zu zart zu, selbst dort, wo machtvolle konservative Mehrheiten eine energische Einhaltung der primitivsten Sittengesetze gebieten müßten; wer soll den nie zur Ruhe kommenden Mahner machen, wenn nicht unsere Männervereine, die alle treu deutsch und christlich Denkenden zu sich bitten? — — —

Harvard College Library
Oct. 8, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thissen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIX. | 15. Februar 1910. | Heft 5 u. 6.

Kralik oder Muth?

Ein Wort zum katholischen Literaturstreit der Gegenwart.

Von

Josef Pfeneberger.

Hamm (Westf.)
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1910.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60. Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

Heft 1 und 2: **Köln und Koblenz.** Eine Darstellung der Osterdienstags-Konferenz und ihrer Folgeerscheinungen. Von Dr. jur. Krueckemeyer.

Heft 3: **Mazedonien, Serbien und Montenegro.** Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Heft 4: **Die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.** Von Franz Weigl.

Heft 5 u. 6: **Kralik oder Muth?** Ein Wort zum katholischen Literaturstreit. Von Josef Pfeneberger.

Folgende Beiträge sind u. a. in Aussicht genommen:

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Die sibyllinischen Weissagungen. Von P. H. Allroggen, O. F. M.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer.

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Generalsuperior P. Arn. Janssen, S. V. D. Von Fr. Schwager. S. V. D.

Der gemeine Pfennig. Von E. Seiler.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

Dorf und Bauernhof in Deutschland in alter und neuer Zeit. Von Dr. Ch. Meyer, Staatsarchivar.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. Dezbr. ✻ Ausgabe des Heftes am 15. Januar.

Der hochwürd. Geistlichkeit empfehlen wir angelegentlichst.

Fastenpredigten.

Drei Cyklen zu je 7 Predigten von **Georg Pletl.** Mit Approbation des hochw. Bischöfl. Generalvikariats zu Paderborn. 240 S. gr. 8°. Preis 2.40 Mk., in Leinwand gebd. 3.— Mk.

Kralik oder Muth?

Ein Wort zum katholischen Literaturstreit der Gegenwart

von

Josef Pfeneberger.

I.

Kurze Geschichte des Literaturstreites.

Der katholische Literaturstreit der Gegenwart, dessen Hauptvertreter einerseits Karl Muth, andererseits Dr. Richard von Kralik ist, umfaßt gewiß sowohl in religiös-kirchlicher Beziehung als auch in rein literarisch-künstlerischer Hinsicht viele der weittragendsten, einschneidendsten Fragen, Lebensfragen im eigentlichen Sinne des Wortes.

Ein kurzer Ueberblick auf den geschichtlichen Entwicklungs- und Werdegang des ganzen Streites soll uns in die Kernfrage hinüberleiten, wer von den beiden Führern auf literarischem Gebiete das rechte Programm besitzt.

Im Jahre 1893 schrieb Karl Muth das 5. Heft der Frankfurter zeitgemäßen Broschüren unter dem Titel: „Wem gehört die Zukunft? Ein Literaturbild der Gegenwart." Darin wendet er sich scharf und entschieden gegen die „Moderne" und die akatholischen Dichter derselben und prophezeit den katholischen Dichtern die größten Erfolge.

Merkwürdig! Fünf Jahre später (im Jahre 1898) suchte derselbe Karl Muth, jedoch unter dem Pseudonym Veremundus, in einer Broschüre von 82 Seiten die literarische Gewissensfrage zu beantworten: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?" Diese Broschüre wurde als eine leidenschaftliche Anklageschrift gegen das katholische Literaturschaffen empfunden, dem öffentlich der Stempel der Inferiorität aufgedrückt wurde.

Muth selbst nennt seine zweite Broschüre, der er unter dem Titel „Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken, Gedanken über katholische Belletristik und literarische Kritik, zugleich eine Antwort an

seine Kritiker", bald eine dritte folgen ließ, eine Streitschrift. (III. Seite 1.) *) Tatsächlich datiert der Literaturstreit in den katholischen Reihen seit dem Jahre 1898 bzw. seit der zweiten Muth-Broschüre.

Die Unklarheit, mit der Muth von katholischer Belletristik spricht und dennoch nur die der deutschen Katholiken berücksichtigt und diese auch wieder nicht in ihrem organischen Zusammenhange, sondern in ganz wenigen, willkürlich herausgerissenen Erscheinungen der letzten paar Jahre, ferner die Art und Weise, wie er über unsere katholischen Poeten zu Gericht sitzt und eine ganz neue Romantheorie konstruiert, um ihnen jede künstlerische Bedeutung absprechen zu können, nicht zuletzt die unerhörte Einseitigkeit, in der Muth fast immer vom katholischen Literaturschaffen als solchem spricht, ohne die höheren Aeußerungen desselben in Lyrik, Epos und Drama zu beachten, das alles hat in weiten katholischen Kreisen tief verletzend und beunruhigend gewirkt.

Muth hielt überhaupt nur zwei Schriftsteller, nämlich Schott und Cüppers, als Vertreter der höheren katholischen Unterhaltungsliteratur für erwähnenswert und zählte überdies zwölf Schriftstellerinnen auf, von denen aber nach seiner Bemerkung nur fünf genannt zu werden verdienen.

Er bespricht nun nicht etwa, wie man erwarten müßte, die Werke wenigstens der namhaft gemachten Autoren, sondern beschränkt sich darauf, über zwei Romane der Brackel („Daniella" und „Im Streit der Zeit") einige sehr subjektive Urteile zu fällen und daraus das folgende überraschende Resultat abzuleiten:

Brackel ist unbedeutend und klein, wenn sie mit höheren dichterischen Maßstäben gemessen wird, sie gilt aber als der führende Romancier der deutschen Katholiken, ergo ist die vollständige Inferiorität der katholischen Belletristik klipp und klar erwiesen. „Wir haben nichts, rein gar nichts," ruft Muth emphatisch aus, „was sich kraft der schriftstellerischen Vorzüge den Eingang auch in nichtkatholischen Kreisen erzwingen könnte." Schließlich wird noch der Erstlingsroman der Itha von Goldegg „Das Märchen vom Glück" besprochen, und obwohl Muth dieser Schriftstellerin ein entwicklungsfähiges Talent nicht absprechen kann, glaubt er sich doch berechtigt, ihr „künstlerisches Vermögen" abzusprechen und ihren Roman einfach als „Produkt echt weiblicher Schreibseligkeit" abzutun.

Vor keinem Forum der Gerechtigkeit würde das von Muth gebrachte Material als Wahrheitsbeweis angenommen, zumal Muth nicht selten in einen beleidigenden Ton verfällt, um der Schwäche seiner Argumente etwas mehr aufzuhelfen. Ausdrücke wie blöde Kritik, blöde Auffassung usw. kehren immer wieder.

*) Die römischen Ziffern in der Klammer bedeuten die Muth-Broschüren in ihrer Reihenfolge.

Selbstverständlich blieb die Reaktion nicht aus. Und so sah sich Muth genötigt, im Jahre 1899 eine weitere Broschüre als Erklärungs- und Verteidigungsschrift erscheinen zu lassen. In dieser muß er zugeben (III. S. 37), daß ihm in seiner zweiten Broschüre „Uebersehen" und „Vergeßlichkeit" unterlaufen seien, muß zugeben, daß er von den vielen Autoren, die man ihm genannt, zwei, nämlich Zingeler und Kerner, auch von *seinem* Standpunkte aus hätte nennen sollen, während ihm 3 oder 4 Namen der Genannten überhaupt gänzlich unbekannt geblieben waren.

Er muß zugeben (III S. 90), daß er dem P. Kreiten ein Wort *unterschoben*, das den Jesuiten arg bloßstellen hätte müssen, von diesem aber gar nie gebraucht wurde.

Sechs Seiten zuvor aber sprach Muth in flammender Entrüstung über seine Kritiker: „Was ich verlangen kann und muß, das ist Gewissenhaftigkeit in der Wiedergabe und Verwertung meiner Worte."

Den „Stimmen aus Maria Laach" wirft er (II. S. 49) ihre literarischen Herabkanzlungen von oben herab vor, um sie selber deste eifriger zu praktizieren.

Waren diese Broschüren weder der Form nach dazu geeignet, einen friedlichen, erfolgreichen Wetteifer unter den katholischen Literaten anzubahnen, so fanden ihr Inhalt, ihre Ideen, ihre Grundsätze noch weit mehr Widerspruch. Kein Geringerer als P. Kreiten urteilt hierüber also: „*Das Wahre in ihnen ist nicht neu, das Neue nicht wahr.*" Doch davon später.

R. v. *Kralik*, der nun im Mittelpunkte der literarischen Prinzipienkämpfe steht, griff damals in keiner Weise polemisch ein und sagt uns in seiner Broschüre „Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart", die seit Juni vorigen Jahres bereits 7 Auflagen erlebt hat, auch die Gründe hierfür. (K S. 39 f.) *) Doch ist aus manchen Aufsätzen Kraliks, die er gesammelt als Kulturstudien und Kulturarbeiten herausgegeben hat, klar zu ersehen, daß seine literarischen Anschauungen und Grundsätze denen Muths häufig diametral entgegengesetzt sind.

Aber Kralik suchte durch ruhige Arbeit seinem Programm Anerkennung zu verschaffen und zum Siege zu verhelfen, und es muß ihm als hohes Verdienst angerechnet werden, daß er die „*Literarische Warte*", die im Kampfjahre 1899 gegründet worden war, durch seinen persönlichen Einfluß und seine literarische Autorität in ruhigere Bahnen lenkte und jahrelang vor Unüberlegtheiten zurückzuhalten verstand.

Freilich gelang es ihm nicht, die reformerischen Ideen, die in den Köpfen der jungen Warte-Literaten nur allzu mächtig spukten, ganz zu bannen und zu verhindern, daß sie im „*Literarischen Ratgeber*", der von der Warte-Redaktion herausgegeben wurde, in sehr unliebsamer und gefährlicher Weise in die Erscheinung traten. Es

*) Das K bedeutet immer diese Kralik-Broschüre.

wurden nämlich in diesem Ratgeber nicht bloß akatholische literarische Wertlosigkeiten angepriesen und gute, sehr gute katholische Literatur totgeschwiegen, sondern auch, was bedenklicher war, Bücher empfohlen, die direkt auf dem Index stehen. Kaplan Heinrich Falkenberg hat in einer eigenen Schrift unter dem Titel „Katholische Selbstvergiftung" in sehr entschiedener und vielfach stark begründeter Weise dagegen Stellung genommen, leider aber seine ganze Abwehr dadurch, daß er den Satz nicht bedachte: „Qui nimium probat, nihil probat", für die meisten Kreise selbst auf ein Minimum reduziert, ja mit ihr gerade den Betroffenen in mancher Beziehung eine neue Waffe geschmiedet. Da der Ratgeber pro 1909 sich in den gleichen falschen Gleisen bewegte, veröffentlichte der „Verband katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Oesterreichs, dessen Seele Dr. v. Kralik ist, eine Resolution gegen diese Art der katholischen Literaturkritik.

Wer wollte und dürfte ihm dies zur Schuld anrechnen?

Mit tiefem Bedauern sah Kralik, daß es ihm nicht gelang, die „Warte" zu dem von ihm ersehnten Ziele der wahren katholischen Kunst zu führen und schrieb in dieser Stimmung schon am 2. Januar 1900 einen offenen Brief an den Redakteur der „Dichterstimmen". In diesem Briefe, der den „Stimmen" beigelegt wurde, machte Kralik besonders auf P. Ansgar Pöllmann aufmerksam, der in einem in den „Stimmen" erschienenen Gedichte großartige Begabung und künstlerisches Können verraten habe, und gab so einen mächtigen, wenn nicht den mächtigsten und entscheidenden Anstoß zur Herausgabe der „Gottesminne", deren erstes Heft im Januar 1903 erschien.

Kralik, der von jeher einer der größten und verständnisvollsten Bewunderer der Beuroner Kunst gewesen, war über das Erscheinen der neuen Zeitschrift, wenngleich sie sich nur einen Zweig der katholischen Literatur, die spezifisch religiöse Dichtkunst, zur Aufgabe gestellt hatte, hocherfreut. Die Redaktion war vorzüglich, der Erfolg sehr verheißungsvoll, so lange P. Pöllmann sich vom Fahrwasser der modernen Richtung ferne hielt.

Leider ließ er sich in den letzten Jahren zu stark von den Ideen der Moderne beeinflussen und machte in Haltung und Programm seiner Zeitschrift zu große Konzessionen nach dieser Seite hin. Das fühlten alle, die wie ich die „Gottesminne" von der Wiege bis zum Grabe mit Liebe und innigster Begeisterung und Anteilnahme begleitet hatten.

Dr. v. Kralik blieb nach wie vor Mitarbeiter sowohl der „Warte" als auch der „Gottesminne", ein Beweis, daß es ihm bei seinen Einwendungen und Vorstellungen immer um die Sache selber zu tun und er weit davon entfernt war, die guten Absichten der jungen Dichterschulen auch nur im leisesten anzuzweifeln.

Im Oktober 1903, also schon neun Monate nach der Gründung der „Gottesminne", trat eine neue Zeitschrift, das „Hochland", ins Leben. Redakteur und Herausgeber der neuen

Revue war Karl Muth. Das Programm, mit dem sie hervortrat, war großzügig und vollkommen einwandfrei: Man begrüßte denn auch das „Hochland" fast allgemein mit den wärmsten Sympathien, weil man es für berufen hielt, die Führung im katholischen Kulturleben zu übernehmen.

Die Zeitschrift war bald der Liebling der katholischen Intelligenz und brachte viele hervorragende, ja erstklassige Beiträge auf fast allen Gebieten, die sie zu pflegen versprochen hatte.

Aber ebenso bald zeigte sich leider auch in manchen prinzipiellen Fragen eine Zweideutigkeit, eine Verschwommenheit und Bedenklichkeit, die bei vielen aufmerksamen Lesern sehr unangenehm berührte und Aergernis erregte.

Ja im Jahre 1906 am 5. April sah sich sogar die Inderkongregation gezwungen, die Einstellung der Publizierung des Fogazzaro-Romans „Der Heilige" zu verlangen, den Muth als den Dichter des christlichen Ideals in zwei Heften verherrlicht hatte.

Das Reformprogramm, das Fogazzaro in seinem Romane vertritt, ist durch und durch antikatholisch — und Muth identifizierte sich damit nicht bloß, sondern stellte es direkt als Ideal auf.

Diese traurige Wahrnehmung ist die Mutter einer neuen Zeitschrift, des „Gral", geworden, der schon im Oktober 1906 zum ersten Male erschienen ist.

Seit dieser Zeit spricht man von einem Hochland- und einem Gralprogramm, obwohl sich die beiden schon seit 1898 immer gegenübergestanden sind.

Das Gralprogramm selbst ist viel älter als das Muth-Programm, denn längst vor der ersten Veremundus-Broschüre hatte Kralik in seinen verschiedenen Werken sein Programm nicht bloß theoretisch zu begründen, sondern auch praktisch zu betätigen gesucht.

Ich erinnere speziell an einen Artikel Kraliks in der „Literarischen Warte" (Aprilheft 1902), also 1½ Jahre vor Gründung des Hochlands.

In einem Aufsatz über „Die moderne Kunst- und Literaturbewegung" (Seite 385—394) zeigt Kralik an der Hand des geistvollen Historikers Lamprecht die völlige Haltlosigkeit der Moderne und stellt in wenigen lapidaren Sätzen dem „Inferioritätsjammer und der Rückständigkeitsklage" gegenüber sein „positiv katholisches Programm" auf.

Dasselbe lautet fast Wort für Wort mit dem heutigen Gralprogramm übereinstimmend. „Ich halte mein Programm einer großen nationalen und religiösen, einer positiven, das ganze Leben ergreifenden katholischen Kunst, einer auf gläubiger Weltanschauung, auf der positiven Kirche unbedingt beruhenden Kunst, die das ganze Leben beherrscht und durchleuchtet, fest," so ruft Kralik in dem angezogenen Artikel begeistert aus. Nicht ein Jota mehr oder weniger steht im heutigen Gralprogramme.

Wenn daher Muth im „Hochland“ (Vgl. Hochland 1908 S. 217 ff) wiederholt die Sache so darzustellen suchte, als ob Kralik, nur weil er im „Hochland“ nicht die gewünschte Vertretung, nicht den erhofften Persönlichkeitskult gefunden, und weil, wie Muth sagt, seiner „abgründigen Eitelkeit“ im Hochland zu wenig Rechnung getragen worden sei, eigene Wege beschritten habe, so ist das ein grober Faustschlag ins Antlitz der Wahrheit, denn Kralik hatte sein Programm schon längst vor Gründung des Hochland entwickelt und es als absolut sicher erkannt.

Wenn nun Kralik es öfter versuchte, das Hochland ins richtige Fahrwasser zu bringen, seine Versuche aber fruchtlos blieben, so ist nicht Kralik daran die Schuld, sondern Muth. Diese Versuche beweisen Kraliks Friedensliebe in glänzender Weise, aber auch sein Recht, sich selbst eine Kanzel zu schaffen bezw. seinem Programm ein Blatt, eine Fachzeitschrift, zu gründen.

Und das ist im Gral geschehen.

Die Organisatoren der katholischen Literaturbewegung sind die Gralbündler, die den Befähigungsnachweis für ihr Können und Wissen auf literarischem Gebiete durch positive Arbeit längst erbracht hatten und durch die Not der Zeit einander immer näher kamen.

Schon seit 1893 bestand in Wien eine literarische Sektion der Leo-Gesellschaft, die in wöchentlichen Zusammenkünften die literarischen Probleme besprach. In dieser Sektion wurden die großen Festspielaufführungen vorbereitet, die in Wien mit beispiellosem Erfolg in Szene gesetzt wurden, hier wurde die „Allgemeine Bücherei“ gegründet und vor 10 Jahren schon die „Kultur“ ins Leben gerufen. deren Bedeutung und Wert leider nicht genug erkannt werden.

Besonderes Augenmerk aber wendeten die katholischen Wiener Literaten der negativen, zerstörenden Kritik zu. wie sie seit Muths Schriften in unserem Lager immer mehr in Schwung kam.

Daher jenes öffentliche Auftreten Kraliks, Hlatkys, Eicherts und Domanig's gegen eine in der Literarischen Warte erschienene pamphletorische Kritik am 5. Bande der grandiosen Weltliteratur Baumgartners. Daher eine wirksame und erfolgreiche Reform des katholischen Sortimentshandels, daher die Beistellung regelmäßiger literarischer Referate für die katholischen Blätter, daher die öffentliche Stellungnahme im Interesse der katholischen Literaturideale auf dem österreichischen Katholikentage im Jahre 1905.

Alles Reformversuche der katholischen Wiener Literaten, hervorgegangen aus dem Anblick der Mißstände und der Verwirrung, die die moderne Literaturströmung in den katholischen Reihen hervorgebracht hatte.

Es wurde eine Literarische Umschau als Korrespondenz für katholische Literatur unter der Redaktion P. Pöllmanns und Kraliks und unter beständiger Mitarbeit Domanigs, Eicherts, Handel-Mazzettis etc. geplant.

Aber man kam zur Anschauung, daß nur eine Monatsschrift Abhilfe bringen könne, welche die ganze schöne Literatur umfaßt. Und so ging man an die Gründung des „Grals".

Er war kein Konkurrenz-Unternehmen gegen die „Gottesminne", weil diese ein Spezialgebiet zu bebauen hatte; Kralik tat alles, um das Eingehen der Gottesminne zu verhindern, der Verlag des „Gral" hätte auf Intervention Kraliks auch die Gottesminne angekauft und weiter betrieben, so wenig sah er darin eine Konkurrenz. Dem P. Pöllmann wurde die Haupt- oder die Mitredaktion des „Gral" angeboten. Er lehnte ab, weil er kränkelte und durch den schon früher eingetretenen finanziellen Mißerfolg seines eigenen Blattes verstimmt war. Der „Gral" ist ferner ganz und gar keine Demonstration gegen das Hochland.

Das „Hochland" ist kein Fachblatt für katholische Literatur und nimmt sich auf literarischem Gebiet fast ausschließlich nur der Belletristik an. Es ist dies kein Vorwurf.

Der „Gral" trat mit einem durchaus friedlichen und echt katholischen Programm in die Welt.

Er stellte sich als neues Glied im literarischen Organismus vor, gewillt, im Verein mit den andern Organen die Gesamtheit unserer Kultur gerade „so zu stützen und auszugestalten, wie die verschiedenen Steine eines Gewölbes sich gegenseitig tragen und ergänzen."

Der „Gral" darf, um ihn richtig werten zu können, nicht mit dem „Hochland" verglichen werden.

Dieses hat schon durch sein Programm, das sich auf alle Gebiete des Wissens und der Kunst erstreckt, das eine vor dem Gral und jeder Fachzeitschrift voraus, daß es für alle Gebildeten etwas bringen kann. Den einen interessiert ja das, einen andern jenes mehr.

So allseitige Zeitschriften sind bestimmt auch eines der größten Bedürfnisse der Zeit, schließlich wird und kann aber keine wissenschaftliche Disziplin, kein Zweig der Kunst durch solche Zeitschriften wesentlich beeinflußt oder weiter entwickelt werden. Das ist Sache der einzelnen Fachzeitschriften, Neuland zu entdecken, während Zeitschriften wie „Hochland" ihrem Wesen nach mehr Zeitenspiegel und Wegweiser im gewaltigen Reiche der Kultur sein müssen. Daß nun auch die katholische Literatur ein eigenes Fachorgan benötigt, ist ganz ohne Zweifel.

Und nur mit diesen Fachorganen darf der „Gral" verglichen werden, will man ihm nicht unrecht tun.

Und da muß unumwunden zugegeben werden, daß wir noch keine rein literarische katholische Zeitschrift hatten, die mit dem „Gral", sei es bezüglich des äußeren, buchhändlerischen Erfolges, sei es rücksichtlich des inneren Wertes, auch nur annähernd Schritt halten könnte.

Die „Dichterstimmen" kommen hier weniger in Betracht, weil sie mehr das Noviziat repräsentieren, das jeder Musensohn durchzumachen hat.

Daß aber die Beiträge des „Gral" über vielen Leistungen der „Literarischen Warte" stehen, wird niemand leugnen können. Wenn Muth dies in seiner neuesten Broschüre (IV Seite 18) dennoch wagt, so ist dies nur der Ausfluß der Abneigung gegen den „Gral". Denn der Gral hat nicht bloß alle halbwegs bedeutenden Mitarbeiter der Warte, sondern auch neue hervorragende Kräfte gewonnen.

Daß auch manche weniger wertvolle Sachen mit unterlaufen, kann gleichfalls nicht in Abrede gestellt werden, das ist das Los alles Menschlichen, aber viele Beiträge werden sicherlich unsere Generation überleben. Vor allem aber offenbart sich in den literarhistorischen und literarkritischen Referaten vielfach eine Klarheit und Reife, eine Religiosität und Kirchlichkeit, wie sie bisher noch in keinem schöngeistigen Blatte zu finden waren und auch heute in keinem einzigen derartigen Organe anzutreffen sind.

Das sind Vorzüge, die den „Gral" jedem überzeugungstreuen Katholiken lieb und teuer machen müßten.*) Daß der „Gral" auch zur Polemik greifen mußte, ist nicht seine Schuld. Er wurde zur Abwehr gezwungen. Das kam also:

Im Namen der Herausgeber schickte Dr. v. Kralik eine gedruckte Ankündigung aus, von der er in seiner Broschüre (K. S. 90) mit Recht sagen kann: „Das eine wird man mir zugestehen müssen, daß von Polemik gegen andere Konfessionen oder gegen andere Richtungen bei Katholiken in dieser Ankündigung keine Spur ist. . . . Es war uns eben aufrichtig darum zu tun, keine Spaltung hervorzurufen. Wir wollten lediglich in aller Demut als bescheidene Katholiken unter Katholiken geduldet werden."

Diese Ankündigung wurde von Dr. P. Expeditus Schmidt, einem Hauptvertreter der fortschrittlichen Schule, am 29. Sept. 1906 mit einem anfänglich anonymen polemischen Artikel im „Bayerischen Kurier" beantwortet, in dem er vor der konfessionellen Richtung in der Literatur warnt und sich selbst zur modern literarischen bekennt. Mit Recht bemerkt Dr. Kralik hierüber (K. Seite 90, 91):

Das heißt also, in der deutschen Literatur, wo sich keiner scheut, sein antirömisches, sein antiklerikales, sein antimonastisches, sein antimoralisches, sein antireligiöses Bekenntnis in Gedichten, Dramen und Romanen künstlerisch auszusprechen, ist es allein den Katholiken verboten, ihr Bekenntnis außerhalb der Mauern der Kirche auszusprechen und künstlerisch zu formulieren. Das heißt also: alle Konfessionen und Antikonfessionen dürfen sich in der deutschen Literatur betätigen und auswirken, nur die katholische Konfession nicht. Sie gehört in die Katakomben; sie hat zu schweigen. Sie muß entmannt werden.

*) Die „Gottesminne", die zu den erfreulichsten Erscheinungen auf dem literarischen Gebiete gehörte, kann schon wegen ihres Zweckes mit dem Gral nicht eigentlich verglichen werden.

Wir hatten durch das Bekenntnis des katholischen Kulturprogramms niemanden, auch keinen Katholiken, der es anders halten wollte, angreifen wollen. Expeditus Schmidt durfte von uns aus nichtkonfessionelle Literatur treiben, soviel er wollte. Er hätte auch so Schönes leisten können. Das Gehässige, das Aggressive seiner Haltung bestand aber darin, daß er noch vor dem Erscheinen des „Grals" diesen wegen seiner Anschauungen angriff, diese Anschauungen diskreditieren wollte und so den „Gral" in eine polemische Verteidigungsstellung hineinzwang.

Nun erschien das 1. Heft des „Grals". Der Programmaufsatz Eicherts, der durch und durch die vornehmste Ruhe atmet und jeden Angriff vermeidet, sowie eine tief psychologische kritische Wertung Ibsens durch Dr. v. Kralik genügten Dr. P. Exp. Schmidt, in dem bald darauf erscheinenden Liter. Ratgeber dem „Gral" jede Existenzberechtigung abzusprechen.

Man kam mit immer neuen Vorwürfen, auf die der „Gral" selbstverständlich reagieren mußte. Er hat nicht provoziert und die Plänkeleien nicht vom Zaune gebrochen, da man ihn schon vor seiner Geburt hinzurichten versuchte.

Kralik machte vielmehr im Juniheft des 1. Jahrganges einen Ausgleichungsversuch, leider ohne Erfolg. Der Hauptschlag gegen den „Gral" sollte aber erst kommen. Man schämte sich nicht, den „Gral" als Verbrecher vor das Forum des Würzburger Katholikentages (29. bis 31. August 1907) zu schleppen.

Johannes Mumbauer, Mitarbeiter des „Hochland", ließ in der Allgemeinen Rundschau einen Doppelartikel erscheinen unter dem Titel „Ein literarisches Ghetto für die deutschen Katholiken?" Der Artikel war gegen die Gralbündler gerichtet und klang in folgende ungeheuerliche Anklage aus (K. S. 98):

„Hier stoßen wir also auf die eigentliche und gefährlichste Irrlehre der Sonderbündler; denn in ehrlicher Konsequenz müßten sie dann auch behaupten, daß es zur Aufgabe des Christentums, des Katholizismus, der Kirche gehöre, Poesie und überhaupt Kunst zu fördern und zu leiten. Das ist aber grundfalsch, weil die Kirche ihrem Wesen nach die einzige Bestimmung hat, Seelen zu retten und Bürger für das Himmelreich zu erziehen. Ja, ich behaupte, daß Christentum und Kirche überhaupt nicht dafür da sind, irgend welche weltliche Kultur zu begründen und zu schaffen; und es dürfte schwer fallen, für das Gegenteil Aussprüche des göttlichen Stifters unserer Religion anzuführen. In Würzburg versammeln sich die deutschen Katholiken in ihrer Eigenschaft als Katholiken. Unter den aktuellen, ihre Konfession betreffenden Problemen kann ihnen kaum eine, zwar nicht direkt, wohl aber in ihren Konsequenzen bedeutungsvollere Frage zur Beachtung vorgelegt werden als die, ob für sie ein literarisches Ghetto soll aufgerichtet werden oder nicht. Es war für mich keine ange-

nehme Aufgabe, das Dilemma so scharf zu formulieren, wie ich es getan; aber ich mußte es nach Lage der Verhältnisse tun, um für die Frage Aufmerksamkeit zu erzwingen. Möge die bewährte Einsicht der Führer wie des großen Heeres sich dahin entscheiden, wo das Heil der Zukunft für unsere Konfessionsgenossen winkt."

Muth hat sich im Oktoberheft des Hochland 1907 (Seite 119 f.) mit diesem Mumbauer-Artikel wiederum identifiziert und erklärt, von einem Mitarbeiter des Hochland sei gar nichts anderes zu erwarten.

„Der von der Gegenseite als theoretische Basis aufgestellte Grundsatz, daß nur auf Grund der katholischen Weltanschauung eine große nationale Literatur, überhaupt echte Kunst möglich sei, wird als Ableitung aus der fundamental irrigen Anschauung, an der sich die Geister scheiden, welche der Kirche als solcher die Aufgabe der Förderung und Leitung von Kunst und Poesie sowie weltlicher Kultur überhaupt vindiziert, mit überzeugenden (!) Gründen zurückgewiesen," heißt es im erwähnten Hochlandhefte. Auch Hochland ermuntert die deutschen Katholiken zur Stellungnahme gegen die — Sonderbündler.

Das ist eine unwürdige Kampfesweise und zeigt, mit welchen Sophismen Hochland die katholische Weltanschauung als für die Kunst nicht ausschlaggebend hinzustellen versuchte. Allerdings wurde Mumbauer auf dem Katholikentage von sämtlichen 8 Hauptrednern, darunter 2 Bischöfen, mit aller Deutlichkeit bekundet, daß man einen Bock als Gärtner der Kirche nicht brauchen könne, daß nicht die Gralbündler, sondern er und seine Anhänger eine total irrige Anschauung vertreten, daß es nicht bloß im Belieben der Kirche liege, die Kunst zu fördern und zu leiten, sondern daß sie sogar ein heiliges göttliches Kulturgebot hierfür erhalten habe.

Dies war eine Genugtuung für die Gralbündler, aber wer dürfte es ihnen verargen, wenn sie, die überzeugten Katholiken, die die Hochlandrichtung als Irrlehrer zu brandmarken suchte, nunmehr auch aus ihrer Reserve heraustraten und einmal ungeschminkt darlegten, daß die von Mumbauer vertretenen und von Muth gutgeheißenen Ideen der Enzyklika Pascendi dominici gregis vom 8. Sept. 1907 widersprechen. Dies tat Kralik im Märzheft des „Gral", indem er Mumbauer und Muth nicht des religiösen, sondern des kulturellen Modernismus beschuldigte, den er als Relativismus bezeichnet und folgendermaßen charakterisiert (K. S. 96):

„Es ist die Leugnung oder die Abschwächung fester, bleibender, ewiger Wahrheiten in Erkenntnis, Geschichte, Moral und Aesthetik. Es ist die Anschauung, daß sich alles verändert, alles entwickelt, alles fortschreitet zu wesentlich anderem, daß alles reformbedürftig ist, alles kritisierbar ist. Dieser kulturelle Modernismus hat selbstverständlich unendlich viele Abstufungen von der radikalen Entschiedenheit eines Nietzsche, Ibsen, Stirner an bis zu den schwächlichen Halbheiten der Reformkatholiken."

Muth erwiderte sehr gereizt und mußte sich arge Entstellungen nachweisen lassen. Auf eine neuerliche Entgegnung antwortete Kralik nicht mehr, sondern erklärte, die von Muth angekündigte Broschüre abwarten zu wollen und gleichfalls mit einer Broschüre zu antworten.

Da jedoch Muth mehr als ein Jahr auf sich warten ließ, schrieb Kralik an seiner Broschüre, sodaß sie sehr bald nach der Muths erscheinen konnte. Ob sie den Höhepunkt des Kampfes bedeuten? Ich glaube nicht. Kralik hat schon im „Gral" wiederholt die Hand zum Frieden angeboten und den Gegnern die Versöhnung so leicht als möglich gemacht. Noch im Oktoberheft des „Grals" (Jahrgang 1908) schrieb Kralik: „Die Polemik war notwendig, war menschlich, der Friede ist heilig, ist göttlich. Lassen wir den Streit abgetan sein! Lassen wir die etwaigen Fehler, die wir dabei getan, gegenseitig aufgehoben sein. Das Ziel aller Polemik wie alles Krieges ist der Friede, ist die Vereinigung, das Bündnis. Das ist der Sinn der Welt, der Sinn alles Geschehens." (Seite 5 und 7.)

Auch in seiner neuesten Broschüre bekennt er freimütig: „Ich liebe so sehr den Frieden, daß ich gerne bereit wäre, meine eigene Person ihm zum Opfer zu bringen. Ich schreibe keinem Menschen zulieb oder zuleid, nur der Sache. . . . Aber nur soll man nicht verlangen, daß ich von meinen Grundsätzen um Haaresbreite weiche." Das Hochland hat im Novemberheft (1909) neuerdings eine ganz verwerfliche und schmähliche Taktik eingeschlagen, indem in unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen Kraliks philosophisches Wirken als Dilettantismus hingestellt wird. Es wäre ein Leichtes, mit Hochlandstimmen selbst, in denen die große hervorragende Bedeutung des Philosophen und Essayisten Kralik unumwunden anerkannt wurde, diesen turbulenten unwürdigen Versuch eines Mitredakteurs Hochlands als rein persönliches Manöver gegen Kralik zu stigmatisieren.

Um so vornehmer ist die Haltung des Grals, der in seinem letzten Hefte (November 1909) nicht nur alle Polemik einstellt, sondern seine Gegner ersucht, den Nachweis zu erbringen, wenn er einmal ungerechte gehässige Polemik getrieben habe, damit er öffentlich widerrufen könne. Er steht nicht an, sofort einen gegen P. Expeditus Schmidt gebrauchten Ausdruck, der falsch gedeutet werden könnte, bedauernd zurückzunehmen.

Hochland aber kommt mit einer Verschärfung des Kampfes und einer Verschiebung des Streitpunktes, denn nicht um die Personen handelt es sich, sondern um die Sache, um die Programme. Aber wenn es sich auch um die Personen handelte, so würde zweifellos der Sieg auf Kraliks Seite bleiben.

„Denn edelste Leistungen seines eigenen Schaffens und seiner Kritik stehen in der Welt", sagt Meyenberg in seinen Wartburgfahrten (S. 71) von Dr. v. Kralik mit Recht. Wenn wir die Lehre, die uns die Geschichte des neuesten Literaturstreites im katholischen Lager gibt, zusammenfassen sollen,

so müssen wir sagen: Nicht Kralik war der Friedensstörer, sondern Muth hat den Kampf begonnen, denn das Gralprogramm ist älter als das Hochlandprogramm, wenn auch der „Gral" erst nach dem „Hochland" gegründet wurde. Kralik hat die ganze Literaturgeschichte unserer Nationalliteratur auf seiner Seite.

Muth rühmte sich schon in seiner Broschüre „Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken" (S. 1) nicht historisch vorzugehen, ohne zu bedenken, daß nur ein Wunderdoktor eine Krankheit heilen kann, ohne deren Geschichte und Verlauf zu kennen. Gerade diese Vernachlässigung der Literaturgeschichte und ihrer Lehren wurde Muth zum Verhängnis und ist gewiß auch ein Hauptgrund, daß Muth von einem Austritt und Wiedereintritt der Katholiken in die Nationalliteratur zu sprechen wagte und nicht bloß den katholischen Künstlern des 16., 17. und 18. Jahrhunderts großes Unrecht zufügt, sondern auch den ganzen Entwicklungsgang und Sachverhalt mißversteht.

Muth sagt, daß die deutschen Katholiken von dem Bruch der Glaubenseinheit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts so gut wie ausgeschlossen waren von allen literarischen Bestrebungen der Nation. Richtig ist nur, daß der Protestantismus die deutsche Literatur ungemein geschädigt und in ihrer Entwicklung gehemmt hat.

Die „Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte" von Dr. J. W. Nagl und Jakob Zeidler sagt hierüber folgendes: „Der bildfeindliche Semitismus des alten Testamentes, welcher in dem Ikonoklasmus der Reformierten zutage trat und, wo er konsequent zur Geltung kam, in die kahlen Predigtstuben der Puritaner leitete, förderte die Ausbildung anderer Seelenkräfte als der kunstverklärte Gottesdienst der Katholiken. . . . Die ästhetischen Elemente, welche mit dem Humanismus über die Alpen gekommen waren, erstarben in den protestantischen Gebieten, und erst Winckelmann und sein Jahrhundert fanden sie in dem katholischen Italien wieder. Auch in weiteren Volksschichten nahm der Kunstsinn in den reformierten Ländern ab. . . . Dadurch gewannen die romanischen Völker einen Vorsprung in künstlerischen Dingen und blieben für Jahrhunderte die Führer des geistigen Lebens, soweit es auf ästhetischem Denken beruhte. . . . Nur innerhalb der Kunst der Gegenreformation, deren Hauptträger die Jesuiten waren, gab es höhere Kunstaufgaben und Ideale" . . . (Bd. I Seite 654 und 655.) Darin liegt meines Erachtens die Hauptquelle der programmatischen Entgleisungen Muths, daß er von der fixen Idee ausgeht, daß mit der Reformation die Katholiken die Führung in der Kunst und Literatur verloren hätten. Nun sucht er notwendig nach Erklärungsgründen und kommt zur Anschauung, die Betonung der konfessionellen Gegensätze sei vor allem schuld daran und daher die Ausschaltung derselben der beste Weg zur Hebung der katholischen Literatur in den Augen der Glaubensgegner.

Das ist aber eine ganz falsche, unhistorische Voraussetzung, auf die Muth aufbaut. Denn das einzig Richtige ist, daß der Protestantismus ein schrecklicher Rauhreif war für die himmlische Blüte unserer Nationalliteratur, richtig teilweise auch, daß die Protestanten zu Zeiten größere Talente besaßen, was ja mit dem Glauben nichts zu tun hat, daß aber gerade diese protestantischen Künstler mit ihrer Religion nichts anzufangen wußten, wenn sie sich zu Höhenflügen anschicken wollten, daß sie vielmehr direkt zum katholischen Glauben griffen und so unwillkürlich und unbeabsichtigt den Beweis erbrachten, daß ein großer Künstler nichts preisgeben darf von der katholischen Religion, ohne seine Aesthetik, den Kunstwert seiner Werke zu schädigen oder zu gefährden.

Doch betrachten wir uns die Programme der beiden Führer selber!

II.

Gral-Programm und Hochland-Programm.

Um das Gralprogramm kurz und klar zu entwickeln, brauche ich nur auf das 7. (April) Heft der „Liter. Warte" aus dem Jahre 1902, ferner auf die ersten zwei Hefte des „Grals" aus dem Jahre 1906, sowie auf die jüngste Broschüre Kraliks, „Die kath. Literaturbewegung der Gegenwart", zu verweisen.

In die kürzeste Formel gebracht lautet das Programm nach Kraliks eigenen Worten: „Eine auf gläubiger Weltanschauung, auf der positiven Kirche unbedingt beruhende Kunst, die das ganze Leben beherrscht und durchleuchtet, eine Kunst zur Erhöhung des ganzen nationalen und staatlichen Lebens, zur Erhebung, Verklärung und Freude aller Stände des Volkes; eine Kunst, die dem ganzen Volke das Verständnis und die Liebe zu Vaterland, Geschichte, Sitte und Pflicht vermittelt, eine positive katholische Kunst; und das alles nicht in angezwungener und gekünstelter, sondern in organisch angemessener und selbstgewachsener Form, mag man sie nun klassisch oder romantisch oder modern nennen." (Vgl. Liter. Warte 1902, 7. Heft.) Dieses Programm wird aus dem Wesen der Kunst, in unserem Falle der Poesie, begründet.

Ich habe mir als junger Theologe sehr ausführliche Auszüge aus einer feinen ästhetischen Studie des kunstsinnigen Benediktinerpaters Sigisbert Meier über den „Realismus als Prinzip der schönen Künste" gemacht.

Darin finde ich folgende Definition: „Die eigentliche Poesie ist etwas Objektives, ist mit der Welt, mit der Natur, dem Leben und der Geschichte identisch, sie fällt mit dem künstlerischen Stoffe zusammen. Was wir Kunst nennen, ist bloß die Schale."

Ganz dieselbe Auffassung, die evidentermaßen allein richtig ist, hat auch Kralik von der Kunst.

Nicht die Darstellung des Schönen, sondern die Darstellung der Welt, sowohl der diesseitigen als jenseitigen Welt, die Darstellung des Lebens, der Wirklichkeit in den Formen und Farben des Schönen, das ist Kunst. Daher die Einheit von Wissenschaft, Ethik und Kunst.

Die Wissenschaft behandelt das Wahrsein der Welt, die Ethik ihr Gutsein, die Kunst ihr Schönsein. Aber immer ist es ein- und dieselbe Welt, nur von verschiedenen Gesichtspunkten aufgefaßt. Daher die Einheit vom Wahren, Guten und Schönen.

Es kann kein Kunstwerk geben, dem eine Unwahrheit oder eine Unmoralität nicht auch ästhetisch schaden müßte. (Vgl. Kralik „Ein literarisches Programm", Gral I. Jahrg. Heft 2.)

Daraus folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß der Künstler schon aus rein ästhetischem Interesse nach der richtigen Weltanschauung streben muß, weil jeder Irrtum in der Weltanschauung ein Mangel an seinem Werke ist und bleibt. Es folgt ferner mit der gleichen Notwendigkeit, daß die Vollkunst, die höchste Kunst nur dort möglich ist, wo die volle Wahrheit und die höchste Sittlichkeit zu finden ist, also einzig und allein im heiligen Gottesreich der katholischen Kirche. Nicht bloß der Denker, der Philosoph, nicht nur der Moralist, auch der Künstler muß, wenn er objektiv und voraussetzungslos seinen Idealen nachgeht, notwendig im Rom der Päpste landen, um die Fülle der Kunst zu finden.

Und in diesem Sinne vor allem verlangen die Gralbündler eine katholische Kunst.

Nicht als ob sie sagen wollten, außerhalb der katholischen Kirche gibt es keine Kunst; sie sagen nur: außerhalb der katholischen Kirche kann es keine ganz reine, makellose Hochkunst geben.

So schrieb Kralik im Gral (I. Jahrgang 2. Heft): „So wollen denn auch wir katholische Literaten die christliche Weltanschauung in ihrer konkretesten, positivsten Form bekennen, nicht nur, weil wir katholisch getauft und erzogen sind, sondern auch und vor allem deshalb, weil wir sie für unsere Literatur brauchen, wenn wir die höchsten Ziele erstreben wollen."

Diesen Satz, daß wir die katholische Weltanschauung für die Kunst brauchen, wenn wir die höchsten Ziele erstreben wollen, kann ich nicht oft genug unterstreichen. Denn er sagt uns, daß das Gralprogramm in keiner Weise engherzig und exklusiv, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes allumfassend ist.

Er sagt uns, daß das Gralprogramm dem Leuchtturme gleicht, welcher der idealen Künstlerseele in der Sturmflut der Weltanschauungen die selige Heimat weist; daß es der archimedische Punkt ist, von dem aus man am tiefsten in die Geheimnisse und Rätsel der Welt Einblick nehmen kann, daß es das große Heiligtum ist, in dem

die Hohepriesterin, die Kunst, ihre Jünger zu ihren Rittern und Reisigen, zu ihren Führern und Feldherrn weiht.

Nichts ist lächerlicher, als wenn man den Gralbündlern, wie es leider so oft geschieht, andichten möchte, daß sie eine andere Kunst als die katholische nicht kennen und nicht anerkennen.

Sie anerkennen die antike Kunst und sie anerkennen die moderne Kunst. Kralik selbst hat in dem schon erwähnten Warte-Artikel (Heft 7, April 1902) gesagt, daß wir von der Hochkunst des Mittelalters, von der Renaissance, von den Klassikern und Romantikern wie auch von unseren Modernen lernen sollen, aber nicht als Nachempfinder, als Epigonen sollen wir ihnen nachschmachten, nein auf ihre Schultern sollen wir uns stellen, um zur Vollendung zu gelangen.

Das Gralprogramm besagt nur, daß wir das Wahre, Gute und Schöne, das wir an der auf nichtkatholischem Boden gewachsenen Kunst finden, auch in der katholischen Weltanschauung finden können, daß aber die katholische Weltanschauung die Mängel und Gebrechen an dieser Kunst unmöglich gemacht hätte. Das Gralprogramm unterscheidet selbstverständlich zwischen Künstler und Kunst, zwischen Person und Sache und weiß gar wohl, daß die richtige Weltanschauung, die katholische Ueberzeugung allein noch nicht genügt, daß das Talent, das Genie kommen muß, welches von der Hochwarte des katholischen Glaubens aus Welt und Leben analysiert und erklärt; darum bedeutet es nichts anderes als die fundamentale Wahrheit, daß das Künstlergenie, der wahre Dichter nie und nirgends mehr leisten und vollkommener wirken kann als vom Felsen Petri und den Zinnen des Petersdomes aus.

So sicher und gewiß die Kunst am reinsten nur im hellsten, von keinem Schatten und keiner Wolke des Irrtums getrübten Sonnenmeere der vollsten Wahrheit und Sittlichkeit blühen kann, so sicher und gewiß die hl. katholische Kirche diese reine fleckenlose Gottessonne der Wahrheit und Sittlichkeit ist, so sicher und gewiß ist auch das Gralprogramm das einzig richtige und notwendige.

Das Gralprogramm bekämpfen heißt nichts anderes als der Kunst die Führung und den Wegweiser rauben, nichts anderes als die Kunst und die Künstler sich selbst überlassen, nichts anderes als die Höhenflüge der echten Kunst hindern und hemmen und ihr die Schwungkraft entziehen. Entweder gibt man zu, daß die katholische Weltanschauung der eigentliche Hort und Herd des hl. Feuers der Kunst ist, oder man leugnet dies.

Wenn man es zugibt, dann ist ein Kampf gegen das Gralprogramm gar nicht denkbar.

Wie kommt dann aber doch der Kampf einer gleichfalls katholischen Literaturschule gegen das Gralprogramm? Diese katholisch-fortschrittliche Literaturschule ist offenbar von der Anschauung erfüllt, daß man sich heutzutage die ungeheure Bedeutung der katholi-

schen Weltanschauung wohl denken dürfe, daß es aber nicht opportun sei, diese Bedeutung auch laut und öffentlich auszusprechen.

Muth fragt in seiner jüngsten Broschüre (IV. Seite 102) in einer Polemik gegen den „Gral" ironisch, ob man denn wirklich glaube, das Selbstbewußtsein der deutschen Katholiken durch den „herausfordernden Hinweis auf die Superiorität von Grundsätzen zu fördern? Muß das, meint er, bei einem ehrlichen und gewissenhaften Mann unter Umständen nicht die gegenteilige Wirkung hervorbringen?"

Ich muß gestehen, daß mir Muth's Anschauung bis heute ein Rätsel geblieben ist.

Abgesehen davon, daß Muth nicht einen Beleg für einen „herausfordernden" Hinweis der Gralbündler auf die Superiorität ihrer Grundsätze wird beibringen können, war es bisher stets meine Ueberzeugung, daß sich höchstens ein kranker oder leidenschaftlicher, niemals aber ein „ehrlicher und gewissenhafter" Mann durch den herausfordernden Hinweis auf die Superiorität von Grundsätzen auch dann, wenn diese Grundsätze wirklich superior sind, zu den entgegengesetzten, also inferioren Grundsätzen, hinreißen lassen könne.

Ein Patient ja, ein verbissener Parteipolitiker ja, die vertragen bisweilen die Wahrheit nicht, aber soll man auch den Künstlern, den objektivsten und ruhigsten, den selbständigsten und zugleich selbstlosesten Sehern der Menschheit die Wahrheit, den Weg, das Ziel nicht laut, den ganzen Weltlärm übertönend, verkünden und zurufen können und dürfen?

Gewöhnliche Menschen ja, die hören oft die Wahrheit nicht gerne, die sind zuweilen Todfeinde von Grundsätzen, der Künstler, der Dichter aber sucht die Wahrheit und fahndet nach den Grundregeln und Gesetzen der Schönheit.

Kann ich also die Anschauung der katholischen fortschrittlichen Schule, daß ein allzudeutlicher Hinweis auf die Superiorität von Grundsätzen nicht zu billigen sei, durchaus nicht teilen, so muß ich es unendlich bedauern und beklagen, daß sich diese Schule sogar verleiten ließ, diesen Hinweis auf die Superiorität der katholischen Weltanschauung, der nebenbei bemerkt in aller Bescheidenheit und Ruhe erfolgte, nach Art der garstigen Politik zu verdächtigen und anzuschwärzen.

Noch bevor der „Gral" erschien, hat man ihm und seinem Programm bekanntlich „konfessionelle Abschließung" und „Erweiterung des Risses in unserer Nation" vorgeworfen. Man hat es so gemacht wie unsere politischen Gegner, die alles als „klerikal" verdammen, auch wenn es noch so gut und vernünftig ist.

Man hat sich vom nationalen Schlagworte gefangen nehmen lassen und nicht bedacht, daß niemand seiner Nation einen größeren Dienst erweisen kann, als wenn er die Bahn zum erhabensten und reinsten Kunstschaffen freilegt, daß das Gralprogramm nicht

persönlich, nicht parteiisch, nicht konfessionell ist, sondern katholisch in dem Sinne, daß sich ihm alle anschließen müßten, denen es um die echte Kunst zu tun ist. Das Gralprogramm schließt die Protestanten nicht aus, sondern ladet sie ein.

Man hat in guter Absicht gegen den „Gral" polemisiert, ich gebe es zu, man wollte von der rasch beliebt gewordenen Idee einer Versöhnung der modernen Kultur mit dem katholischen Glauben bemuscht, auf dem Wege der Konzessionen, auf den stillen Pfaden der Bescheidenheit und Nachgiebigkeit in konfessionellen Fragen der katholischen Ueberzeugung ehrlich nützen, ganz gewiß, aber man übersah dabei, daß sich die Erde, wenn sie Licht und Wärme haben will, der Sonne zuwenden muß und nicht umgekehrt, daß die Kultur, wenn sie echt und dauerhaft werden soll, zum katholischen Kultus kommen muß und nicht umgekehrt. Man vergaß die große Lehre der Literaturgeschichte, daß die deutsche Nationalliteratur nur im Schatten der katholischen Kirche groß geworden und groß geblieben ist. Man vergaß, daß die größten deutschen Dichter, auch wenn sie selbst nicht auf katholischem Boden standen, dennoch zu den katholischen Ideen greifen mußten, wollten sie ihrem Kunstideal Genüge leisten.

Man vergaß, daß es eine große Wohltat ist, die Künstlertalente gleich a priori zum Studium der katholischen Weltanschauung anzuspornen, anstatt sie erst auf langen Irr- und Umwegen, nach vielen vergeblichen Versuchen und Verbrauch ihrer schöpferischen Kräfte führerlos dahin gelangen zu lassen.

Aber wenn man auch selber mit verfehlten Mitteln arbeitete, das hätte vielleicht noch nicht so viel zu bedeuten gehabt. Das Unverantwortliche liegt darin, daß die katholisch-fortschrittliche Schule gegen die eigenen Glaubensbrüder ungerecht geworden ist, daß sie das allein richtige Programm derselben diskreditiert und verleumdet, entstellt und falsch ausgelegt hat. Jawohl, verleumdet. Denn nichts als Verleumdung ist es, wenn man dem Gralprogramm „konfessionelle Abschließung und Erweiterung des Risses in unserer Nation" vorgeworfen hat. Es ist doch den Gralbündlern, wie gesagt, nie in den Sinn gekommen, etwa die Kunst der Modernen oder der deutschen Protestanten nicht mehr gelten zu lassen, ihr Ziel ist einfach, die katholische Weltanschauung als die für die Kunst günstigere und vorteilhaftere in Wort und Tat zu erweisen, oder mit andern Worten der Künstlerwelt und dem Volke immer mehr zum Bewußtsein zu bringen, daß an jedem Kunstwerke alles das, was der katholischen Weltanschauung widerspricht, auch in ästhetischer Hinsicht ein Mangel, eine Schwäche ist.

Dies ist der deutlich ausgesprochene eigentlichste und allgemeine Sinn des Gralprogramms.

Dasselbe hat aber auch noch eine spezielle, engere Bedeutung.

Hierüber sagt Kralik in dem angezogenen Gral-Artikel:

„Nicht nur deshalb nennen wir uns katholisch, weil wir nichts schreiben wollen, was gegen die katholische Weltanschauung ist, oder weil wir überzeugt sind, daß uns das katholische Bekenntnis nicht in unserer ästhetischen Freiheit hindert (das ist die von mir als allgemeiner Sinn des Gralprogramms bezeichnete Bedeutung desselben D. Verf.), sondern deshalb, weil wir die Schätze und Vorteile dieser Weltanschauung ganz und gar ausnützen wollen, weil uns diese Anschauung Hilfen, Formen, Stoffe, Ziele, Perspektiven, Offenbarungen, Erhebungen gibt, wie keine andere. Was etwa altgriechische oder indische, persische, altgermanische Symbolik bietet, das ist hier alles vereinigt und durch die realistische Aktualität überboten." (Gral I. Jhg. Seite 51.) Der erste Teil des Gralprogrammes läßt sich darum in die kurze Formel kleiden: Respektiert im Interesse der Kunst selbst die katholische Weltanschauung und unternehmt wenigstens nie etwas gegen sie!

Dieser Ruf kann unmöglich konfessionelle Abschließung beinhalten, da er im wohlverstandenen Interesse der Kunst selbst erhoben wurde.

Der zweite Teil des Programmes besagt: Nur keine Angst vor der Repräsentantin und göttlichen Hüterin der katholischen Weltanschauung, das ist der katholischen Kirche! Greift nur hinein ins volle, echte katholisch-kirchliche Leben, und wo ihrs packt, ist's interessant! Auch dieser Teil kann keine „konfessionelle Abschließung" genannt werden; denn er ist nichts anderes als eine gutgemeinte Einladung an die Künstler, sich einmal die katholisch-kirchlichen Ideen in ihrer ganzen Majestät und Lichtfülle auf die Seele wirken zu lassen.

Ist der erste Teil des Gralprogrammes zugunsten der Kunst, so der zweite vor allem im Interesse der Künstler, die auf ein unerschöpfliches Reich der Schönheit, auf einen unversieglichen Born künstlerischen Stoffes aufmerksam gemacht werden sollen. Wenn nun echt katholische Talente mit Vorliebe sich den spezifisch katholischen oder wenn man will konfessionellen Ideen zuwenden wollen, so ist dies mindestens ebensowenig eine Erweiterung des Risses in der Nation, als wenn atheistische oder materialistische Dichter, die Symbolisten und Impressionisten ihre eigene Weltanschauung ihren Kunstwerken zu Grunde legen. Gleiches Recht für alle.

Das ist das Gralprogramm in seiner wahren Fassung, in seiner authentischen Bedeutung.

Gegen beide Teile desselben kämpft die fortschrittlich-katholische Richtung, vor allem aber ihr Führer Karl Muth.

Muth will nicht, daß die Superiorität der katholischen Grundsätze für die Kunst und in der Kunst betont werde. Er will nicht, daß man die katholische Weltanschauung als das Zentrum der weitesten Aussicht und tiefsten Einsicht ins Märchenland der Kunst hervorhebe, er will nicht den Katholizismus der Katholiken, sondern den Katholizismus der Andersgläubigen, mit einem Worte: nach Muth sollen nicht die voll-

giltige katholische Weltanschauung und auch nicht die Katholiken, sondern die von den Katholiken und der katholischen Kirche getrennten Stammesbrüder den bestimmendsten Einfluß auf das deutsche Literaturschaffen haben.

Nicht der fertige und unüberwindliche Gottesdom unserer Kirche, sondern die Ruinen desselben, wie sie im religiösen Leben der Andersgläubigen uns entgegentreten, sollen der eigentliche Wegweiser und die hauptsächlichste Richtschnur für den schaffenden Künstler bleiben. Es ist klar, daß sich Kralik und das Gralprogramm damit als bessere Kunstfreunde zeigen.

Denn während Kralik der Kunst bzw. Literatur bleibende, ewige Werte und Ideen als höchste Norm vorzeichnet, baut Muth auf schwankem, unbeständigem Boden.

Während Kralik die Kunst zur objektiven Wahrheitsfülle und -vollendung der katholischen Kirche geleiten will, überläßt es Muth dem subjektiven Ermessen der von der katholischen Kirche Getrennten, welche Wahrheiten ihnen der künstlerischen Verwertung würdig erscheinen.

Es ist einleuchtend, daß der Standpunkt Muths im Prinzip dem Verzicht auf eine katholische Literatur vollständig gleichkommt. Denn wenn man nach Muth das Trennende, das Konfessionelle, möglichst zurückdrängen und vermeiden und vor allem das allen Gemeinsame hervorheben soll, so haben die Gegner die ganze Führung und Entscheidung in der Hand, so ist nicht mehr die Sache, sondern die Person, nicht mehr die Wahrheit, sondern die Laune und Leidenschaft maßgebend. Je weniger die Gegner mit uns gemeinsam haben wollen, destoweniger könnten sich die Katholiken künstlerisch betätigen, wenn Muths Rezept richtig wäre. Die Irrfahrten ihrer Glaubensgegner könnten und dürften die Katholiken doch niemals mitmachen, das verlangt gewiß auch Muth nicht.

Je mehr Wahrheiten also die Andersgläubigen abstreifen, desto kleiner müßte nach Muth das Kunstgebiet der Katholiken werden.

Darin liegt meines Erachtens der Kapitalfehler Muths. Er ist nicht wie Kralik objektivistisch, sondern subjektivistisch.

Kralik sagt: Das höchste Gesetz und eigentliche Wesen der Poesie ist Wahrheit im schönen Kleide, und darum die katholische Kirche als die Summe der Wahrheit auch der eigentliche Graltempel für die Kunst.

Muth unterstellt hingegen die Kunst bzw. die Literatur zu sehr dem Urteile der Zeit und der Majorität.

Es ist selbstverständlich, daß ich meine Behauptung auch beweisen muß. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich in Muths wirklich gut katholisches Denken und Wollen nie den geringsten Zweifel setzte und es auch jetzt nicht tue, daß mir im Gegenteil die vielfachen Beteuerungen seines streng katholischen Standpunktes ein vollgiltiger Beweis seiner besten Absichten sind.

Aber ebenso gewiß bin ich auch davon überzeugt, daß er faktisch und praktisch die katholische Kunst und Literatur schädigen und gefährden müßte, wenn er mit seinem subjektivistischen Programm, das den Nichtkatholiken unter den Christen das Steuerruder überließe, durchdränge. Aber ist Muths Programm wirklich subjektivistisch, ists ihm tatsächlich nicht so sehr um die klare und volle Wahrheit als vielmehr um die Uebereinstimmung mit den Gegnern zu tun?

Ich sage nochmals mit aller Bestimmtheit ja und schreite zur Beweisführung.

Im „Hochland" (1. Jhg. S. 367) liest man: „Hochland bekennt sich zum katholischen Christentum. Daraus ergibt sich für unsere Zeitschrift die religiöse Pflicht, vor allem das zu betonen, was alle Christgläubigen einigt, und nicht jenes, was sie trennt."

Das ist ein ganz falscher, inkorrekter Standpunkt, gar kein Zweifel. Auf diesem Standpunkt steht aber Muth auch in Literaturfragen.

Er sagt ausdrücklich, daß seine Versuche darauf abzielen, „die deutschen Katholiken mit dem Leben der allgemeinen Literatur in regeren Austausch zu setzen und dadurch die eigenen Kräfte in ihnen auszulösen und mobil zu machen." (IV. S. 11.) Das wäre nun gewiß nur zu billigen, wenn dieser „Austausch mit der allgemeinen Literatur" so gemeint wäre, daß die Katholiken neben den Ideen der „allgemeinen" Literatur ihre eigenen Ideen in friedlichem, fruchtbarem Wetteifer zum Ausdruck bringen sollen. Ja, dann ist ein Auslösen und Mobilmachen latenter Kräfte möglich. Aber Muth versteht den Austausch in der Weise, daß die Katholiken ihre besonderen Anschauungen zurückdrängen und nur das allen Gemeinsame berühren mögen.

Das erhellt ganz klar, wenn man in seiner jüngsten Broschüre liest: „Gilt es, den Begriff einer Dichtung aus katholischer Lebensanschauung zu bestimmen, so wird ihr allgemeinstes Kriterium in der Anerkennung objektiver Lebensmächte, einer übersinnlichen (!) Welt zu suchen sein." (IV. S. 49.) Diesen Gedanken spricht Muth im Kapitel „Konfession und Dichtung" aus.

Meines Erachtens hat das von Muth so genannte „Kriterium einer Dichtung aus katholischer Lebensauffassung" absolut nicht den Charakter eines solchen, weil wir die Anerkennung einer übersinnlichen Welt auch im jenseitsgläubigen Heidentume finden. Ich nehme zugunsten Muths an, daß ihm eine Verwechslung von übersinnlich und übernatürlich passiert ist. Aber es ist bezeichnend, auf welches Mindestmaß sich Muth beschränkt, wenn die Frage auf die katholische Weltanschauung kommt.

Im gleichen Kapitel finden wir noch folgende merkwürdige Gedankengänge, die uns von Muths verfehlter Auffassung überzeugen müssen. Er konstatiert (S. 55), daß die Lehreigentümlichkeiten sowohl der lutherischen und reformierten als auch die der modernen protestantischen kirchlichen Theologie in der schönen Literatur eine irgend-

wie bewußte oder bekenntnismäßige Vertretung nicht mehr finden, daß es aber auf katholischer Seite anders stehe, weil hier, ob nun künstlerisch oder unkünstlerisch verwertet, noch Motive eine Rolle spielen, die der theologischen Spekulation entlehnt sind. Muth macht nun die Katholiken diesbezüglich aufmerksam, daß „in solchem Streben eine Gefahr selbst für den großen Dichter liegt, weil er hier der Poesie, die wesentlich auf innerer Anschauung beruht, etwas zumutet, das adäquat auszusprechen jenseits ihrer Grenzen liegt."

Was dies in nüchternes Deutsch übersetzt bedeutet, liegt auf der Hand. „Hütet euch vor einer irgendwie „bewußten oder bekenntnismäßigen Vertretung der katholischen Lehreigentümlichkeiten," das ist der einzig mögliche Sinn von Muths Ausführungen. Denn wenn diese bewußte oder bekenntnismäßige Vertretung der katholischen Lehreigentümlichkeiten selbst für den großen Dichter, also das Genie, schon gefährlich ist, dann dürfen sich die Talente selbstverständlich schon gar nie an sie heranwagen.

Nun aber sagt Muth selbst, daß wir mit dem Talent allein zu rechnen haben, weil das Genie ein seltenes und unberechenbares Geschenk der Natur ist. (Vgl. IV. Seite 65.)

Daß ich Muth nicht falsch interpretierte, kann ich übrigens authentisch durch seine eigenen Worte erhärten. Er schreibt: „Da nun das Talent, mit dem wir allein rechnen können, nicht wie das Genie, welches ein seltenes und unberechenbares Geschenk der Natur ist, von seiner Zeit unabhängig zu wirken vermag, wird es auch in bezug auf das Religiöse überall, wo dieses in der Form eines kirchlichen Bekenntnisses erscheint, gar leicht in der Befangenheit jener Gegensätze leben, die heute so vielfach das allgemeine religiöse Bewußtsein erfüllen."

Was, frage ich, bleibt von der katholischen Weltanschauung noch übrig, wenn eine irgendwie bewußte oder bekenntnismäßige Vertretung der katholischen Lehreigentümlichkeiten so gut wie verpönt ist?

Muths Ideal ist die „kraftvolle Unbewußtheit der religiösen Instinkte" (IV. S. 32), ihm zeigt sich die „Grundforderung alles wahren Künstlertums unter den Katholiken unserer Tage mehr, ja ausschließlich durch unsere weiblichen Dichtertalente erfüllt, weil die Religiosität der Frau mehr unbewußt ist und die Glaubensüberzeugung der Frau noch in der Tiefe des einfachen christlichen Gefühles wurzelt". (Vgl. IV. S. 61 ff.)

Aeußerst dunkel ist der Weg, den Muth vorschlägt, „damit das religiöse Leben wieder eine künstlerisch befruchtende Macht werde." (IV. S. 65.) Da gilt es vor allem, die „Befangenheit jener Gegensätze zu überwinden, die heute so vielfach das allgemeine religiöse Bewußtsein erfüllen."

Muth sagt, daß das Talent überall, wo das Religiöse in der Form eines kirchlichen Bekenntnisses erscheint, gar leicht in diese Befangenheit verfällt.

Also das „kirchliche Bekenntnis" ist die Haupt- und einzige Gefahr, die Muth anführt. Er erklärt aber weiterhin, daß diese Befangenheit überwunden werden müsse. Der logische Schlußsatz könnte und müßte nach Muth demnach nur heißen: Fort mit dem kirchlichen Bekenntnis aus der Literatur!

In dem Kapitel: „Was ist christliche Dichtung?" kommt er denn auch zu der Anschauung, daß „der christliche Dichter seiner Zeit, die in ihrem natürlichen Leben die Erfahrung des übernatürlichen machen möchte, am besten dient, wenn er am wenigsten das Uebernatürliche direkt zu ergreifen sucht und das Christentum, sowie die Geheimnisse seines dogmatischen Lehrinhaltes nur als Letztes und ausnahmsweise zum Gegenstand der Poesie erwählt." (IV Seite 72.)

Wohlgemerkt, das Christentum soll nur als Letztes und nur ausnahmsweise Gegenstand der Poesie sein.

Diese Forderung kommt dem oben angedeuteten Schlußsatz so ziemlich gleich. Im Kapitel „Das Ewig-Weibliche und die Kunst" gibt aber Muth nicht direkt das eben gehörte Rezept zur Ueberwindung der religiösen Befangenheit an, sondern meint, daß wir, um zu dieser Ueberwindung zu gelangen, „trachten müssen, uns heute mit höchster Bewußtheit darüber klar zu werden: Was ist Religion, sowohl in ihrer natürlichen wie geoffenbarten Form, sowohl objektiv wie subjektiv, was ist sie im Vergleich zur Moral, zur Wissenschaft, zur Kunst, was kann und soll und muß sie leisten und was nicht?"

Er kommt zur Tatsache, daß die wahre Religion weit entfernt, nur Mysterien und einige Unbegreiflichkeiten zu enthalten, vielmehr für uns in unserem dermaligen Zustande an sich selbst Mysterium, ja daß sie das Mysterium ist, und fährt dann fort: „In solch bewußter Weise werden wir alles zu ergreifen haben, was die Religion im allgemeinen und die Offenbarung im einzelnen uns zu glauben vorstellt."

„Was jene alten katholischen Zeiten in ihrer gesicherten Glaubenseinheit unbewußt besaßen, das müssen wir uns wieder erringen, indem wir in höchster Steigerung unseres katholischen Bewußtseins diesem eine Form ästhetisch-künstlerischer Absolutheit und Geschlossenheit geben, wie die jener alten Zeit war. Höchste Bewußtheit und Naivität berühren sich. Beide sind Formen wahrer geistiger Freiheit. Indem sich in ihnen der Ring der Lebenseinheit wieder zusammenschließt, ruht alles Gegensätzliche überwunden in der Tiefe und wird mit vollkommener Ruhe als ein objektiv Gegebenes angeschaut. Wir sind aus der Befangenheit der Gegensätze und der Kampfstellung herausgetreten, die wir früher als den tiefsten Grund unserer künstlerischen Unfruchtbarkeit erklärt haben."

Der kurze Sinn der langen, „mysteriösen“ Phrasen kann nur der sein: Man soll sich immer bewußt bleiben, daß der letzte Grund aller Religionen mysteriös ist und daß es vor allem darauf ankommt, diesen geheimnisvollen Hintergrund, der allen Religionen gemeinsam ist und ihr eigentliches Wesen bildet, am meisten hervortreten zu lassen, so daß man die Gegensätze mehr oder minder übersieht.

Einen andern Sinn können wie gesagt die Ausführungen Muths gar nicht haben. Das getraue ich mich mit aller Bestimmtheit zu behaupten. In letzter Linie kommt also auch diese Kur auf den ästhetischen Grundsatz Muths hinaus: Hinweg mit jedweder irgendwie bewußten oder bekenntnismäßigen Vertretung der katholischen Lehreigentümlichkeiten! Es genügt, wenn man aus diesen Lehreigentümlichkeiten das Geheimnisvolle, Unbegreifliche, Uebersinnliche herausschält, das dann als „Religion des Uebernatürlichen“ dem „mystischen Bedürfnisse“ aller Menschen zusagt und Rechnung trägt. Alles andere, was Kirche und Konfession betrifft, gehört nach Muth in die Theologie.

„Die Fruchtbarkeit des scholastischen Denkens für die Poesie“ lehnt er in schroffer Weise ab, indem er plausibel zu machen sucht, daß nicht die Religionswissenschaft, sondern nur die Religion, nicht der hl. Thomas und die katholischen Philosophen, sondern nur das Evangelium der „Urquell aller sittlichen und religiösen Inspiration“ sein dürfen.

Man braucht nur darauf hinzuweisen, daß die Religion ohne Religionswissenschaft, daß das Evangelium ohne Theologie ein Spielball der menschlichen Einfälle und Irrungen werden müßten, um die ganze Haltlosigkeit der Theorie Muths zu erkennen.

Muth sieht mit einem Worte in allen kirchlich-konfessionellen Ideen eine Gefahr für die Literatur. Darum schrieb er schon vor 10 Jahren: „In demselben Maße als wir politisch und kirchlich geschlossener dastehen, droht uns auch mehr als der Gegenseite die Gefahr, daß unser Geistesleben auf den für die individuelle Tätigkeit freien Gebieten über Gebühr uniform und durch eine mangelnde Differenzierung unfruchtbar werde.“ (III. Lit. Aufgaben S. 53.)

Darum seine weitere Behauptung: „Das Christentum kann wie jede andere zur Sehnsucht und zur Losschälung von der Welt aufrufende Religion subjektive Wirkungen im einzelnen Individuum hervorbringen, die dem ästhetischen Zustand des Künstlers nicht günstig sind.“ (IV. S. 39.)

Darum seine charakteristischen Anschauungen bezüglich unseres Verhältnisses zur „Modernität“.

„Das Ausbieten des Katholizismus an die Literatur, schreibt er, wie es Kralik betreibt, scheint mir für absehbare Zeit aussichtslos. Der Katholizismus ist, wie jeder Ismus, zunächst doch nur ein Abstraktum. Werbende Kraft, Einfluß und Bedeutung gewinnt er allein in dem Grade und Verhältnis, als er sich im Leben seiner Bekenner überzeugend und schöpferisch auswirkt.

Diesen praktischen Erweis für die Lebenskraft seiner Lehre zu erbringen, ist die Aufgabe der Katholiken. Die Lösung hängt aufs engste mit der Lösung der Aufgaben der Zeit zusammen. Hier muß gleichsam die kulturelle Brauchbarkeit des Katholizismus sichtbar werden. Kann das je geschehen im Gegensatz, in Feindschaft zur Zeit?" (IV. S. 101.)

Die Wahrheit ist natürlich die: Der Katholizismus ist kein Abstraktum, sondern das Konkreteste, was es geben kann, die Fülle und Summe aller Wahrheiten. Und es ist total falsch, daß er erst durch die Menschen Bedeutung erhalten müsse, er kann im Gegenteil an und für sich weder etwas gewinnen noch etwas verlieren, ob er bekannt wird oder nicht, ebensowenig als die Wahrheit überhaupt etwas verlieren oder gewinnen kann, ob sie geleugnet oder bekannt wird. Gewinnen können nur die Menschen vom und durch den Katholizismus, aber nicht umgekehrt.

Das ist der Grundfehler Muths, daß er nicht einen objektiven, unabänderlichen, allgemein gültigen und bindenden, fertigen Katholizismus kennt, sondern einen subjektiven, abstrakten, der nur soviel Bedeutung erlangt, als ihm die Menschen verschaffen.

Daher Muths gänzlich verfehlter Rat, der Katholizismus möge sich mehr an die Zeit und die modernen Richtungen im Geistesleben der Menschen anpassen. Man denkt unwillkürlich an den Satz, den der Sophist Protagoras von Abdera aufstellte, und der also lautet: „Der Mensch ist das Maß der Dinge", womit gemeint war, daß es keine objektive Wahrheit und keine bindenden Normen für das Handeln gebe.

Seine Lehre ging dahin, daß sich bei der Verschiedenheit der Ansichten, Sitten, Gesetze, nichts allgemein und schlechthin Giltiges aufstellen lasse, daß es vielmehr nur relative Wahrheit und Gesetzlichkeit gebe. Diese falsche Denkrichtung heißt Relativismus, und insofern sie dem subjektiven Meinen und Geschmacke das Objekt der Erkenntnis und des Ethos opfert, Subjektivismus. (Vgl. Willmann: „Die wichtigsten philosophischen Fachausdrücke in historischer Anordnung" S. 31.) Es ist gar kein Zweifel, daß Muth vom Subjektivismus stark angestochen ist, weil er eben fast alle katholischen Lehreigentümlichkeiten dem subjektiven ästhetischen Urteil der Zeit zum Opfer bringt. Wer den Katholizismus als etwas wirklich objektiv Gegebenes und Bindendes betrachtet, könnte und dürfte in ihm nie ein Abstraktum erblicken, das erst in dem Grade Bedeutung gewinnt, als es von seinen Bekennern betätigt wird. Nicht der Berg kommt zu Mohammed, sondern Mohammed zum Berge.

Ich kann mir ganz gut denken, was Muth entgegnen wird. Er wird einfach auf die letzte Seite seiner jüngsten Broschüre verweisen, wo er sagt: „Nicht nur die Stammeseigentümlichkeiten, nicht nur die Verschiedenheiten der Stände und Klassen, noch (auch? d. V.) die historisch gearteten Besonderheiten des Volkstums müssen darin (in der nationalen Literatur, d. V.) ihre dichterische Vertretung finden.

Ebenso wichtig, ja vielleicht noch wichtiger sind die großen geistigen Unterschiede der religiösen, der kirchlichen Bekenntnisse. In diesen Unterschieden offenbart und bewährt sich oft geradezu das ureigenste Leben einer Nation. Eine Literatur, in der sie nicht Widerhall und Ausdruck finden, wird daher niemals eine nationale im vollkommenen Sinne heißen können.

Nur sollen die einzelnen Gruppen sich nicht ausschließlich aus der Befangenheit der Gegensätze heraus betätigen, sondern ihre Eigenart rein und frei entwickeln." (IV. S. 172)

Gerade dieses Zitat zeigt mit aller Deutlichkeit, daß Muth in der katholischen Konfession nicht das objektiv gegebene, höchste und bleibende, einzig richtige, absolute Ideal der Kunst erblickt.

Denn der Kunst zumuten, daß die religiösen und kirchlichen Bekenntnisse samt und sonders in ihr „ihre Eigenart rein und frei sollen entwickeln können," heißt die Kunst zum Tummelplatz von Irrtümern und Entgleisungen machen. Denn gerade die Eigenart der andern Konfessionen beruht auf Irrlehren; was sie mit der katholischen gemeinsam haben, haben sie ohnehin ihr entlehnt.

Nein, der beste Dienst, den man der Kunst erweisen kann, besteht darin, immer wieder darauf aufmerksam zu machen, daß die katholische Kirche und ihre Religion allein die richtige Atmosphäre und alle Lebensbedingungen für eine große, reine Kunst enthalten. Darin liegt ebensowenig eine Feindseligkeit, eine Provokation gegen Andersdenkende als etwa in der damals ganz neuen und ungewohnten Lehre Galileis von der Bewegung der Erde um die Sonne. Es ist immer schädlich und bedauerlich, wenn man in der Betonung der Wahrheit eine Feindseligkeit oder Intoleranz erblickt. So zeigt sich also auch in diesem Zitate Muths, das man vielleicht gegen meine Ausführungen ins Feld führen könnte, der Pferdefuß des Relativismus, obwohl Muth es sonst meisterhaft versteht, nach langen, ermüdenden „Beweisen" seiner falschen Theorie unauffällig einen Satz einzuflechten, der scheinbar das Richtige behauptet und dann als Verteidigungspfeil herhalten muß. Mit Berufung auf diesen Satz werden dann alle Gegner seines Programms der Verdrehung, Entstellung, des Mißverständnisses, der Verdächtigungssucht und Ketzerriecherei beschuldigt. Gegen eine derartige literarische Unsitte kann nicht scharf genug protestiert werden.

Muth hat, ich wiederhole es, eine ganz falsche Auffassung von den Begriffen „Katholizismus" und „katholische Konfession" und eine irrige Anschauung vom Verhältnis zwischen Katholizismus und Protestantismus. Sonst könnte er nicht Seite 32 seiner letzten Schrift zwischen einer „christlichen, katholischen und universellen Poesie und einer rein konfessionellen" unterscheiden bzw. den Begriff „katholische Konfession" enger nehmen als den des Katholizismus.

Er philosophiert also:

„Die Bezeichnungen katholische und protestantische Konfession entstammen der Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts. Indem die kirchlichen Neuerer ihre „Konfession" der Lehre der allgemeinen Kirche gegenüberstellten, schufen sie den trennenden Begriff der Konfessionen. Dieser historische Ursprung hat dem Wort Konfession eine ganz spezielle Färbung gegeben, die es seiner eigentlichen Bedeutung nach niemals haben kann. Das wird sofort einleuchtend, wenn wir folgende zwei Behauptungen nebeneinander stellen: Eine jede Religion ist notwendig auch allgemein Konfession. Nicht jede besondere Konfession ist zugleich auch Religion.

So sind z. B. der Protestantismus oder eine der anderen protestantischen Denominationen keine Religionen, sondern Konfessionen auf christlicher Religionsgrundlage; der Katholizismus hingegen ist Religion, und er ist Konfession im historischen Sinn nur im Hinblick auf das Trennende gewisser Unterscheidungslehren des Protestantismus." (IV. S. 32 u. 33.)

Dieser Auffassung Muths liegen meines Erachtens zwei fundamentale Irrtümer zugrunde.

Fürs erste geht es nicht an, den Protestantismus nicht als eigene Religion, sondern als „Konfession auf christlicher Religionsgrundlage", also gleichsam als eine Abart des Christentums zu betrachten und zu glauben, die christliche Religionsgrundlage sei im Protestantismus erhalten geblieben. Diese Ansicht ist durchaus protestantisch und gipfelt darin, daß alle „christlichen" Bekenntnisse das Wesen des Christentums gemeinsam hätten, in den unwesentlichen Lehren aber, die in den verschiedenen Konfessionen zu einseitig aufgefaßt, nach Maßgabe der Zeit und Bildungsstufe festgehalten werden und nur eine relative Berechtigung haben, auseinandergehen. Alle Bekenntnisse bildeten demnach, wenn auch in Fragen von untergeordneter Bedeutung einander widersprechend, dennoch die eine große (ideale) Kirche Gottes, „die durch alle Sonderkirchen hindurchgeht". (Vgl. Hettinger Apologie „Die Dogmen des Christentums", 2. Abtlg. Seite 386.)

Dieser Anschauung gegenüber kann die Glaubenslehre der katholischen Kirche nicht oft und nachdrücklich genug betont werden. Diese Lehre besagt: „Es gibt kein Christentum ohne katholische Kirche, die Kirche ist die konkrete Erscheinung des Christentums; wie die Idee der Menschheit nur im Menschen zur Wirklichkeit kommt, so verwirklicht sich das Christentum als Licht und Leben der Menschheit nur in der Kirche. Und wie zwischen der Idee der Menschheit und ihrer Verwirklichung keine reale Scheidung möglich ist, so fallen auch Kirche und Christentum vollständig zusammen. Das Christentum ist die Kirche und die Kirche ist das Christentum." (Vgl. Hettinger a. a. O. Seite 390.) Abfall von

der Kirche ist daher gleichbedeutend mit dem Abfall vom Christentum.

Daraus ergibt sich, wie falsch es ist, den Protestantismus als „Konfession auf christlicher Religionsgrundlage" hinzustellen. Nein, der Protestantismus ist wesentlich Negation, Trennung vom wahren Christentum, der Protestantismus hat mit dem Abfall von der Kirche auch den christlichen Boden vollständig verlassen. Wie der Ast, vom Baume gesägt, ersterben muß, wie das Glied, vom Leibe getrennt, tot ist, so ist auch „die christliche Religionsgrundlage" des Protestantismus ein totes, ein falsches und daher gar kein Christentum.

Alles, was protestantisch ist, ist unchristlich, alles, was christlich ist im Protestantismus, ist nicht protestantisch, sondern wesentlich und spezifisch katholisch. Protestantismus und Christentum sind zwei Begriffe, die einander ausschließen. Es gibt und kann nur ein Christentum geben, das Christentum der katholischen Kirche. Und dieses Christentum ist ein organisches Ganze, das man nicht teilen kann. Entweder das ganze Christentum der katholischen Kirche oder gar kein Christentum.

Protestantisches Christentum ist eine ebenso unlogische Bezeichnung wie etwa die Ausdrücke „4eckige Fensterscheibe", „Wachszündhölzchen" etc. Ebensowenig als das falsche Geld Geld ist, ebensowenig ist das protestantische Christentum ein wahres, wirkliches Christentum. Es ist selbstverständlich, daß zwischen Protestantismus und zwischen Protestanten, die in gutem Glauben sind, unterschieden werden muß. Es fällt mir natürlich nicht im Traume ein, gegen jene Protestanten einen Vorwurf zu erheben, aber vom System des Protestantismus selbst gilt das eben Ausgeführte ohne Beschränkung.

Die Erfahrung lehrt denn auch, daß der Protestantismus überall dort, wo er konsequent weiter gebildet und zu Ende gedacht wird, unfehlbar zur Leugnung der Gottheit Christi und damit zur völligen Preisgabe des Christentums führt und führen muß. Ein Blick in die moderne protestantische Theologie bestätigt dies vollauf.

Den Protestantismus als „Konfession auf christlicher Religionsgrundlage" zu definieren ist demnach ganz und gar verfehlt.

Mit dieser irrigen Anschauung Muths hängt seine zweite ebenfalls grundfalsche Anschauung zusammen, daß „der Katholizismus im Hinblick auf das Trennende gewisser Unterscheidungslehren des Protestantismus Konfession im historischen Sinn sei." (Vgl. Muth IV. S. 33.) Der Katholizismus ist und kann auch im Hinblick auf die protestantischen Unterscheidungslehren niemals Konfession im historischen Sinn sein, sondern bleibt auch hier Konfession und Religion zugleich. Im Katholizismus decken sich die beiden Begriffe immer und überall.

Muth meint, die Religion, d. h. deren Begriff und Wesen haben Protestantismus und Katholizismus gemeinsam, durch die Konfession

aber sind sie von einander getrennt. Und daher sein Programm: Religion, aber möglichst wenig Konfession in der Literatur!

Indes haben Katholizismus und Protestantismus nicht bloß die Konfession nicht gemeinsam, sondern auch die Religion nicht. Der Protestantismus ist vielmehr eine eigene, selbständige, aber irrige, unchristliche Religion.

Und die „katholische Konfession" ist vollständig gleichbedeutend mit dem Katholizismus selbst.

Wer gegen das katholisch Konfessionelle in der Literatur sich wendet, bekämpft, ob bewußt oder unbewußt, damit auch die katholische Religion als solche.

Daß Muth über diese Fragen sich vollständig unklar ist, erhellt aus folgender Stelle einer seiner Broschüren: „Ein solches Werk nenne ich einen kath. Roman und wenn auch nichts spezifisch Katholisches darin vorkommt. Zum Zeichen, daß er mit dieser Definition nicht einverstanden ist, charakterisiert sie ein Anonymus in dem „Korrespondenz- und Offertenblatt für die kath. Geistlichkeit" (Regensburg) schlechtweg als „Wortschwall, der zuletzt in Unsinn sich vollendet". Katholisch ist also nur das spezifisch Katholische. Nicht spezifisch katholisch ist aber die Lehre von der Gottheit Christi, von der Trinität, der Ewigkeit, der Unsterblichkeit der Seele u. s. f. — ergo verdient laut unserem Namenlosen ein Roman, worin nur von diesen Dingen und nicht auch vom Fegefeuer, vom Papsttum, von der Heiligenverehrung u. a. gehandelt oder geredet wird, nicht die Ehre, zur „katholischen Literatur" für katholische Leser gezählt zu werden. Auf welcher Seite der sich zum Unsinn vollendende „Wortschwall" liegt, mag der Anonymus nunmehr selbst entscheiden." (Literarische Aufgaben [III] Seite 16.) Das ist ganz der Muth, der sich nach dem Vorbilde Don Quichottes Windmühlen baut, um sie dann bekämpfen zu können.

Oder macht es, um ein Wort Muths, das er bei einer ähnlichen Gelegenheit gebraucht (IV. S. 33), hier passend zu verwenden, macht es vielleicht der „Gedankenklarheit" eines Mannes besondere Ehre, wenn er sich die Behauptung aufzustellen getraut, die Lehre von der Gottheit Christi, von der Trinität etc. seien keine spezifisch katholischen Lehren?

Ja, um Himmelswillen haben denn diese Lehren aufgehört spezifisch katholisch zu sein, nur weil es den Protestanten beliebt hat, sie nicht mit den vielen andern Lehren auch über Bord zu werfen? Sind sie vielleicht gar protestantische oder wenigstens „allgemein christliche" Lehren geworden?

Wer sich über die Bedeutung des Katholizismus und das Wesen des Protestantismus vollkommen klar ist, der muß mit Kralik immer und immer wieder der Welt in Erinnerung bringen, daß sie alles Große und Schöne, was sie an christlichen Ideen und christlichen Kulturschätzen besitzt, ausschließlich vom Katholizis-

mus und keineswegs vom Protestantismus hat, daß es also im höchsten Interesse der Kunst und Kultur gelegen sei, sich ganz und ungeteilt dem vollen Katholizismus wieder zu erschließen.

Herrn Muth kann ich nur den Rat geben, anstatt den gewiß gelehrten, dafür aber auch ziemlich oft mit der christlichen Philosophie in Konflikt geratenden Deutinger zu seinem Kronzeugen zu erwählen, lieber Hettingers Apologie des Christentums genau durchzustudieren, um in allen dogmatischen Fragen sattelfest zu werden. Bis dato happerts gerade da am allermeisten.

Ein Aesthetiker aber, der sich in Weltanschauungsfragen nicht vollständig zurechtgefunden hat, ist ein Rohr, das vom Sturm der Zeitströmung hin- und hergetrieben wird.

Ich will damit der persönlichen durchaus katholischen Gesinnung Muths nicht im geringsten nahetreten, wohl aber muß ich sein wissenschaftliches Erfassen des Katholizismus als ungenügend und sein darauf fundiertes Programm als im letzten Grunde unkatholisches Programm mit aller Entschiedenheit und Deutlichkeit bezeichnen.

Auch dort, wo Muth die Versöhnung mit der „Moderne" mehr in der Aneignung der formalen Gewinne derselben sieht, stützt er sich auf einen verhängnisvollen philosophischen Irrtum.

Wenn er sagt „modern sein im künstlerischen Sinne habe nichts mit der oder jener Ueberzeugung zu tun" (IV. S. 105), wenn er demnach die „von dem Gefühle einer Zeit erstiegene Höhe auch in Hinsicht auf das Formale" als wesentlichen Maßstab der Kunstbewertung ausruft (Vgl. IV. Seite 106), so übersieht er dabei, daß es immer der Geist ist, der sich den Körper haut, er übersieht, daß derjenige, der sich das Formale einer Zeit aneignet, auch größte Gefahr läuft, den Ideen der Zeit zu verfallen, weil Form und Gehalt wesentlich zusammengehören und korrelate Begriffe sind.

Er übersieht, daß der liberalisierende Pfarrer trotz seines Priesterkleides von den Freisinnigen mit Jubel aufgenommen wird, weil sie wissen, daß ein Liberaler im Priesterkleide auf die Dauer unmöglich ist, daß er über kurz oder lang auch sein Kleid entweder selbst ablegen wird oder hierzu gezwungen wird.

Ich halte es auch in Bezug auf das Formale nicht mit Muth, der meint, man könne die moderne Form einfach der katholischen Weltanschauung umhängen, sondern mit Kralik, der die Anschauung vertritt, daß man den katholischen Ideen auch eine ganz eigene, organische Form geben müsse. Die Wege der beiden literarischen Gegner trennen sich also auch hier. Muth fordert mehr Beschäftigung mit den modernen Dichtern, um ihnen die Technik abzulernen, Kralik verlangt mehr Beschäftigung mit den katholischen Ideen, größere Vertiefung in dieselben, um auch für sie das zu bekommen, was die Modernen teilweise ihren Ideen gegeben haben: eine schöne Form, eine Steigerung und Verfeinerung der Darstellungsmittel, eine Erhöhung und Vermehrung der Ausdrucksfähigkeit und des Bilderreichtums. Wenn

wir also von den Modernen lernen sollen, so sollen wir nach Kralik nur den Eifer, die Begeisterung, die Hingabe, die sie für ihre Ideale aufbringen, für die katholischen Ideale in Anwendung bringen.

Muth meint, nachmachen sollen wir's den Modernen, Kralik hingegen sagt, neuschaffen sollen wir die Formen und zwar mit demselben Schaffensdrang und der gleichen Arbeitslust wie di Modernen.

Jedenfalls hat Kralik die Logik und Philosophie auf seiner Seite.

Beziehen sich die bisherigen Einwände, die wir gegen Muths Programm vorzubringen hatten. mehr auf das dogmatische und philosophische Gebiet, auf dem Muth, wie wir gesehen haben, falsche Anschauungen von Religion und Katholizismus und den konfessionellen Lehreigentümlichkeiten entwickelt und den Zusammenhang von Form und Gehalt mißversteht, so ist Muths Programm auch nach der moralischen, ethischen Seite nicht klar und eindeutig genug herausgearbeitet.

Sein Kampf gegen die Prüderie, der gewiß teilweise berechtigt und sehr berechtigt ist, hat die nötigen Schranken weit überschritten. Muth wagt die geradezu ungeheuerliche Anklage, daß es „gerade nervössittliche Leser zumeist seien, die sich, statt beschämt im Hintergrund zu bleiben, am allervorlautesten breit machen und mit ihrer defekten Sittlichkeit zu Richtern ihrer Zeit aufwerfen wollen. Sie beschuldigen ein Werk versteckter Lüsternheit u. dgl. mehr, bei dem es sich oft nur um den Ausdruck einer jedem Künstler naturgemäß eigenen Form- oder Schönsinnlichkeit handelt, bei der von Sündhaftem nicht die Rede sein kann." Er steht nicht an, überhaupt zu bezweifeln, „ob denn die Grundsätze, nach denen wir heutzutage vielfach zur Sittlichkeit, d. h. zum sittlichen Pflichtgefühl erzogen werden, so durchaus einwandfrei sind." Zur Erhärtung seiner Anklage führt er ein einziges Beispiel aus eigener Erfahrung an. (Vgl. II. S. 56 ff.)

Es ist nun gewiß, daß durch Prüderie schon öfter gefehlt wurde, aber eben so sicher ist es, daß durch das Gegenteil noch weitaus öfter und schwerer gefehlt wurde.

Es ist eine empörende Anmaßung, daß man denjenigen Lesern, die an irgend einer zu realistischen Darstellung Anstoß nehmen, zumeist defekte Sittlichkeit vorwirft und sich selbst auf den Kraftmenschen und wunderbaren Tugendbold ausspielt, der berechtigt ist, die sittlichen Erziehungsgrundsätze unter den Katholiken nicht bloß zu kritisieren, sondern auch anzufechten. Doppelt empörend, wenn so etwas in der Zeit der „freien Liebe", in der Zeit des krassesten Nacktkultus, in der Zeit des allgemeinsten Ansturmes gegen die Unauflöslichkeit der Ehe und Heiligkeit der Familienbande geschieht.

Es steht niemandem gut an, sich in diesen Fragen als unüberwindlicher Sittlichkeitssiegfried breit zu machen, da wir alle seit der Sünde unserer Stammeltern eine verwundbare Stelle haben und kein

Mensch existiert, der nicht Vorsicht und Gewalt brauchen müßte, um auf der Höhe zu bleiben.

Wenn Muth sagt: „Muß man solche prüden Krittler und altjüngferlichen Gouvernantenseelen nach ihrem ganzen Gebahren doch für fähig halten, sich sogar bei Gott selber zu beklagen, daß er gewisse Dinge nun einmal so geschaffen hat, wie sie sind und wie er es in seiner unendlichen Weisheit für gut befunden hat" (II. S. 58), so ist das ein argumentum ad hominem, das jedem Vorkämpfer der freien Liebe Ehre machen würde, eines ernst zu nehmenden Literarkritikers aber direkt unwürdig ist.

Dieses Argument könnte und dürfte aber schon gar niemand vorbringen, der wie Muth praktisch und faktisch an die Erbsünde glaubt; es ist nicht Gottes Schuld, daß uns gewisse Dinge nun zum Stein des Anstoßes sind, die es früher, vor der Sünde, nicht waren, darum kann man sich auch nicht auf Gott berufen, wie Muth es zynisch tut. Die gesunde, kräftige Hausmannskost ist gewiß etwas Gutes, trotzdem wird sie einem Patienten schädlich sein, ja vielleicht zum Tode gereichen. Daß aber alle Menschen inbezug auf die Sittlichkeit mehr oder minder Patienten sind, daß wir aus eigener Kraft uns nicht zu halten vermögen, wer wollte und dürfte dies leugnen? Wozu dann die Kraftmeierei und Selbstgefälligkeit?

Ich finde in Muths Bestrebungen für eine freiere Auffassung in moralibus wiederum eine Konzession an den modernen Zeitgeist, der sich alles selber zutraut und von einer Erbschwäche der menschlichen Natur nichts wissen will.

Nur aus dieser Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeist kann ich mir ein Urteil erklären, das Muth in folgendem Satze niedergelegt hat: „Gerade der katholische Priester aber wird sich nur ausnahmsweise gewissen Seiten der schönen Literatur gegenüber unbefangen fühlen. Wie leicht wird sein Urteil in Bezug auf die in poetischen Werken eine so große Rolle spielende Erotik einseitig und unduldsam, sofern er überhaupt nicht auf das eigene Urteil verzichtet oder die Sache stillschweigend übergeht." (II. Seite 45.)

Ich dachte bisher immer, gerade hier sei wenigstens der kunstverständige Priester am allermeisten berufen zu urteilen, nicht bloß weil er am genauesten darüber unterrichtet ist, was Sünde ist und was nicht, was objektive und subjektive Gelegenheit ist, sondern auch, weil er als der immer Unbeteiligte auch am leichtesten objektiv und gerecht bleiben wird. Aber nein, „hier muß," so dekretiert Muth, „das Laientum mit seinem im allgemeinen weniger weltabgewandten Sinn, mit seinem vielseitigeren Gefühlsleben und seiner größeren Unbefangenheit in allen Fragen des natürlichen, von der Leidenschaft (!) bewegten Lebens eintreten." (II. Seite 45.) Dies mag zur Charakteristik des Muth-Programms genügen.

Aber, hört man häufig einwenden, faktisch läßt sich halt doch Muths Programm auf die bedeutendsten Werke der Katholiken der

Gegenwart am besten anwenden und ist an ihnen mehr verwirklicht als Kraliks Programm.

Mit nichten! Die Gralschule hat die klangvollsten Namen der katholischen Literaten in ihrer Mitte, einen Hlatky, eine Herbert, einen Eichert, Bruder Willram, Gaudentius Koch, Eschelbach, Seeber, Trabert und vor allem Kralik selber, der trotz der mannigfachen Verkennung, die er findet, wie kein anderer berufen ist, ein Winckelmann für die deutsche Literatur zu werden. Die fortschrittliche Schule kann eigentlich nur Fogazzaro und Nanny Lambrecht für sich beanspruchen, vielleicht auch noch in etwa Handel-Mazzetti.

Aber gerade an diesen Werken zeigt sich die ganze Schädlichkeit des Muth-Programms.

In Fogazzaros „Der Heilige" sah die fortschrittliche Schule ihr „christliches Ideal", das aber so voll dogmatischer Irrtümer war, daß es indiziert werden mußte.

Und wo man bei der Mazzetti, deren geniale Begabung ich bewundernd anerkenne, einen Anklang an Muths Programm zu finden glaubt, ist dies wohl nicht zur Hebung des ästhetischen Wertes ihrer Meisterwerke. Ich meine bei der Gegenüberstellung der Vertreter des Katholizismus und Protestantismus und bei einigen etwas stark realistischen Schilderungen. (Vergleiche Meyenberg „Wartburgfahrten" Seite 116 ff., wo dieselbe Anschauung zum Ausdruck kommt und gesagt wird, daß diese Bemängelungen nicht vom einseitig konfessionellen, sondern vom rein künstlerischen Standpunkt erfolgen.) Im übrigen glaube ich, entspricht Mazzetti dem Gralprogramm viel mehr als dem der fortschrittlichen Richtung.

Bei der Nanny Lambrecht aber kann man die moralische Gefährlichkeit des Muth-Programms studieren. Es herrscht bisweilen schwüle, sehr schwüle Atmosphäre über ihrem Roman „Armsünderin", der gewiß ein starkes Talent verrät; Szenen, wie die zwischen dem Jakob Hottenbacher und der Jule Fuck sind weder vom moralischen noch vom ästhetischen Standpunkt zu billigen. Man kann ein Talent von der Größe einer Lambrecht nicht eindringlich genug auf die Schwächen und Schattenseiten ihrer Kunst aufmerksam machen.

Muth hätte nicht bloß die beste Gelegenheit, sondern auch die Pflicht hierzu gehabt.

Mir ist außer im „Hochland" und auch da nur teilweise bisher noch gar kein Urteil von katholischer Seite bekannt geworden, das den Lambrecht'schen Roman in den eben getadelten Punkten in Schutz zu nehmen oder wenigstens ganz zu entschuldigen gesucht hätte, wohl aber kamen mir manche ziemlich ablehnende Kritiken zu Gesichte. Ich glaube hiermit theoretisch und praktisch die Irrungen des Muth-Programmes hinreichend gekennzeichnet zu haben. Ich erschrecke selbst beinahe über die Größe und Gefährlichkeit derselben und frage mich, ob ich doch nicht zu hart, zu einseitig, zu wenig unvoreingenommen vorgegangen.

Ich sah mich daher um die Anschauungen kompetenter Persönlichkeiten um. Von all den vielen Kundgebungen im Literaturstreit nur die Ansichten zweier bedeutender Kunstverständigen, die gewiß Muth mit größter Objektivität und weitestgehendem Wohlwollen gegenüberstehen. Meyenberg stellt sich in seinen „Wartburgfahrten" ganz offen und unzweideutig auf den programmatischen Standpunkt Kraliks. Er schreibt: „Aber seinem (Kraliks) Hauptprogramm stimme ich freudig zu; aus der innersten, wärmsten katholischen Ueberzeugungstreue, aus der unverfälschten katholischen Gottes- und Weltanschauung, aus klarer Dogmatik und echter Hochluft der Kirchlichkeit heraus vermöchten künstlerische Naturen und gar geniale Geister ... Meisterwerke zu schaffen." (Wartburgfahrten S. 70.) Und wiederum: „Kraliks warmes, programmatisch tiefgründiges katholisches Denken und Fühlen soll in der Nationalliteratur wirksam werden . . . (W. S. 71.)

Ebenso unzweideutig übt Meyenberg aber auch an Muth und Hochland und dessen Programm männliche Kritik. Er verlangt ein oft noch schärferes, klareres, durchleuchtendes und wärmendes Einstrahlen des sensus catholicus, er klagt Muth nicht als Modernisten an, aber bringt ihm in Erinnerung, daß er in seiner Stellung die religiöse und kulturelle Aufgabe habe, das Nebelgewölk einer schleichenden philosophisch-theologischen Verschwommenheit zu zerstreuen und zu besiegen." Er wirft ihm eine kindische Ueberfurcht vor dem religiösen Begriff vor und sagt, daß er aus eigener Schuld Anlaß zu großen Mißverständnissen gebe. (Vgl. Schweizerische Kirchenzeitung Nr. 29 vom 22. Juli u. Nr. 39 vom 30. Sept. 1909.) Er verlangt ein unverwischteres Leuchtenlassen der katholischen Grundsätze in Verbindung mit feiner gehobener Kulturarbeit, ein noch zarteres genaueres Beachten der Grenzlinien, das ernste Ablehnen eines schwülen und schlüpfrigen Realismus auch bei katholischen Schriftstellern, die allzusehr die Dekadenten nachahmen. (Vgl. Wartburgfahrten S. 72.)

Alle Bemängelungen machte Meyenberg schon vor dem Erscheinen der jüngsten Muth-Broschüre. Dafür wird der wohlwollende und gewiß bis zur äußersten Grenze der Nachsicht gehende Kritiker in dieser Broschüre in einem eigenen Kapitel einfach damit abgetan, daß ihm gesagt wird, in ihm habe der Theologe Meyenberg den besser beratenen kunstsinnigen Menschen Meyenberg gewaltsam in die Irre geführt.

Das ist die stereotype Formel, mit der Muth alle Kritiken an seinem Programm in den Sand strecken zu können meint, die Formel von der Gegensätzlichkeit und Unverträglichkeit zwischen Theologie und reiner Menschlichkeit, zwischen Konfession und Kunst. Die Muth-Broschüre „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" läßt übrigens die Falschheit seiner Grundsätze noch weit mehr erkennen als seine bisherige Praxis im Hochland.

Handel-Mazzetti, die gewiß nicht in den Verdacht kommen kann, gegen Muth ungerecht zu werden, schrieb mir auf Ersuchen in liebenswürdigster Weise ihr Urteil über die Kontroverse Muth-

Kralik in folgenden Worten: „Beide sind achtungswerte Männer, beide haben Verdienste um das katholische Schrifttum; im Prinzipiellen, das heißt in dem, was die Auswirkung der katholischen Idee im Kunstwerk des katholischen Künstlers anlangt, stehe ich auf Kraliks Seite, der ja auch Muth nach seinen letzten Aeußerungen sich wieder nähert. In vielen ästhetischen Einzel-Urteilen gehe ich wieder mit Muth. Kralik ist mir als Kulturphilosoph, Muth als Kunstkritiker mehr. Mein Urteil über Kraliks Dichterpersönlichkeit deckt sich vollkommen mit dem, was P. Baumgartner S. J. im neuen Heft der „Laacher Stimmen" am Anfange seines Essays sagt. Der Essay ist ungemein lesenswert." Damit ist zugleich ein ästhetisches Einzelurteil Muths, der Kralik jedes Künstlertum absprechen möchte, — gerichtet. Ich glaube, auch diese hervorragende Künstlerin hat keinen Zweifel darüber gelassen, wessen Programm richtig ist. Daß Muth gar keine Verdienste und Vorzüge hätte, das ist nicht behauptet worden und darf nicht behauptet werden.

Meyenberg verlangt in der „Schweiz. Kirchenzeitung" Nr. 39 Verständnis „für Muths literarische Irenik, für seine Kenntnis der Strömungen der Jetztzeit, für seine Gabe, sich entfaltende Talente zu fördern und anzuziehen, für die geschickte Organisationskraft und reichste Vielseitigkeit in der Leitung seiner Zeitschrift". In den „Wartburgfahrten" (S. 71) hat Meyenberg außer diesen Verdiensten Muths noch folgende erwähnt: „Seinen Appell an den Wirklichkeitssinn, an die Eigenkritik, an die größten Probleme der Literatur, seinen christlichen Idealismus".

Hiermit sind gewiß die Verdienste Muths erschöpfend und hoch genug eingeschätzt. Denn wie verwässert sein christlicher Idealismus ist, dessen Meyenberg bezeichnenderweise in der „Kirchenzeitung" nicht mehr Erwähnung tut, haben wir dargetan. Seinen Verdiensten um die Förderung von katholischen Talenten stehen auch arge Sünden an denselben gegenüber. Ich erinnere nur an das literarische Todesurteil, das Muth seinerzeit über P. Gaudentius Koch in der „Alten und Neuen Welt" gefällt hat, erinnere an die brüske Ablehnung Krapps, an die Ungerechtigkeit und Einseitigkeit, mit der Muth, was auch Meyenberg zugesteht, den österreichischen katholischen Dichtern entgegentritt, erinnere an die verletzend tiefe Einschätzung Paul Kellers und an all die herben und derben kritischen Lieblosigkeiten, die Muth schon in seinen früheren Broschüren gegen hervorragende katholische Schriftsteller begangen hat. Ich komme zum Schlusse. Gerne würde ich die Frage Kralik oder Muth damit beantworten, daß ich sagte: Kralik und Muth, aber nicht der Muth der Broschüren, nicht Muth als Programmträger, sondern Muth als Organisator und glänzender Redaktor — im Sinne des Gralprogrammes.

Aber Muths jüngste Programmschrift zeigt nur zu deutlich, daß sich Muth dem katholischen Programm nicht genähert, sondern sehr stark entfremdet hat. Meine Ausführungen, glaube ich, haben dies klar gezeigt.

Ich meine daher, daß nun endlich mit aller Deutlichkeit reiner Tisch gemacht werden müsse, daß mit der ewigen Geduld und dem ewigen Warten unsererseits auf ein Einlenken Muths der katholischen Sache nicht gedient ist, daß sie vielmehr dadurch geschädigt werden müßte.

Muth hat seinen persönlichen Anschauungen trotz aller Dunkelheiten so klaren Ausdruck verliehen, daß an eine vollständige Umwandlung nicht zu denken ist. Das „Hochland" braucht deswegen nicht betroffen zu werden, es kann auch von einer anderen Kraft geleitet werden.

Wir müssen uns der Wahrheit bewußt bleiben, die Dr. Anselm Salzer in seiner Geschichte der deutschen Literatur mit den schönen Worten ausspricht: „Der Gang der Geschichte vollzieht sich nicht in regelmäßigem Wechsel von Nacht und Tag; tief und mächtig eingreifende Ereignisse geben ihm oft eine vorher nicht geahnte Richtung. Diese aber können wir mit Widmann der Tätigkeit eines Vulkans vergleichen, der lange in stolzer Ruhe daliegt, nur die drohende Rauchwolke in die heitere Bläue des Himmels emporsendet, bis in gewaltigem Ausbruche die Kräfte seines Innern sich entfesseln und ihr Leben und Wirken äußern. Darüber bestürzt, entsinnt man sich der mißachteten Vorboten, des oft gehörten unterirdischen Grollens, der leichteren oder stärkeren Erdstöße, die auf bedeutende Bewegungen und Wandlungen im Innern hinwiesen." (15. Lieferung S. 489.)

Man sehe zu, daß sich der Reformkatholizismus, der aus der Theologie hinausgewiesen wurde, nicht in die Literatur einnistet! Denn literarische Einflüsse haben dämonische Gewalt, sowohl im guten wie im schlechten Sinne.

Epilog.

(Ein falsches Gerücht — Knies „Der katholische Literaturstreit" — Das wahre Programm.)

Die ganze Broschüre verdankt ihre Entstehung den Vorträgen, die ich über den jüngsten katholischen Literaturstreit zu halten hatte. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Gerücht laut, das mich zwingt, noch ein kurzes Nachwort anzufügen..

Es hieß nämlich, „daß Kralik seinen Katholizismus nicht praktisch betätige, es vielmehr in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten sehr weit fehlen lasse, während Muth sehr gewissenhaft praktiziere. Es sei gewiß äußerst merkwürdig, daß ein Mann, der so katholisch schreibe wie Kralik, nicht katholisch lebe, indes sein Gegner weniger katholisch schreibe, dafür aber umso gewissenhafter nach seiner Religion lebe." Von welcher Seite diese Rede stammt, ist leicht zu erkennen.

Ich erinnerte mich, daß auch Muth in seiner letzten Broschüre wiederholt am Katholizismus Kraliks nörgelte. Da wird Kralik eine „einseitige Betonung der (kirchlichen d. V.) Autorität" (IV S. 52), ein „Ausbieten des Katholizismus an die Literatur" (IV. S. 67 und Seite 101) vorgeworfen. Da wird ihm die „sichere Unbefangenheit des katholischen Gemeinschaftslebens" abgesprochen und gesagt, daß seine „Liebe zum Katholizismus vielleicht heißer, aber auch unduldsamer, ängstlicher, bewußter, ja aufdringlich ist". (IV. S. 133). Da wird gesagt, das Merkwürdigste bei Kralik sei, daß Theorie und Praxis bei ihm so selten zusammengehen" (IV. S. 90), daß es gar kein Wunder wäre, wenn seine Kulturideen zu einem persönlich nicht erfaßten und betätigten Katholizismus führten (S. 67). Da heißt es mit deutlicher Bezugnahme auf Kralik und sein Programm, daß der „Geist des Dichters aus religiöser Lebensstimmung der Geist Christi und der Evangelien und nicht bloß ein Geist „äußerer kirchlicher Loyalität" sein müsse. (IV. S. 171.) Und die ganze Muth-Broschüre variiert ja in allen Tonarten immer wieder das innere religöse Erleben und stellt sich in direkten Gegensatz zu Kralik. Daraus scheinen nun einige Muth-Anhänger den Schluß gezogen zu haben, daß Kralik seinen Katholizismus nicht innerlich erlebe, nicht praktiziere. Denn wie ich später erfuhr, ist diese An-

schuldigung gegen Kralik schon wiederholt mehr oder weniger deutlich ausgesprochen worden. Auch auf der letzten schweizerischen Katholikenversammlung in Zug wurde ein ähnliches Bedenken laut.

Man sieht, auf welches Gebiet der Kampf hinübergeleitet werden soll, wie krampfhaft man sich bemüht, den Hauptträger des Gralprogramms persönlich zu verdächtigen, weil man hofft, damit auch die Gralrichtung zu Falle zu bringen, weil man auf die allgemeine Erfahrung spekuliert, daß das Publikum zwischen Person und Sache in der Regel nicht viel Unterschied macht. Man würde sich darin gewiß auch diesmal nicht sehr täuschen. Um so energischer muß all diesen Verdächtigungen die Spitze abgebrochen werden.

Wenn Muth seinem Gegner die „einseitige (?) Betonung der Autorität" und die „äußere kirchliche Loyalität" zum Vorwurfe macht, so übersieht er eben dabei die zwei ewigen Fundamentalwahrheiten: Kein Christentum ohne Kirche und keine Kirche ohne Autorität.

Was Kraliks Katholizismus betrifft, so weiß ich nun von Augenzeugen ganz bestimmt, daß er ihn äußerst gewissenhaft praktiziert. Ja, er geht in der Betätigung seines Glaubens sogar noch weit über seine Pflicht hinaus; dieselbe Wärme und Begeisterung für den Katholizismus, die aus seinen Schriften leuchtet, verklärt auch seine Praxis, sein Leben, sein öffentliches und privates Auftreten. Wahrlich, Kralik, der ganz dem katholischen Kulturleben und christlichen Vereinswesen lebt, hat eine solche Verdächtigung nicht verdient und es ist eine sonderbare Praxis, die sachlichen Irrtümer der Modernisten durch den Hinweis auf ihre persönliche Frömmigkeit rechtfertigen, und die sachlich korrekten Grundsätze treuer Katholiken durch Verdächtigung ihrer persönlichen Religiosität bekämpfen zu wollen. Vom Standpunkt des Relativismus aus ist allerdings die menschliche Persönlichkeit der Maßstab aller Dinge, aber wir wehren uns gegen diesen Relativismus und noch mehr gegen Verdächtigungen.

* * *

Kaum hatte ich dieses kurze Nachwort geschrieben, als das soeben erschienene Buch: „Der katholische Literaturstreit und Nanny Lambrecht"*) von Richard Knies in meine Hände kam. Ich kann es also in meiner Schrift noch berücksichtigen. Natürlich kommt hier nur der 1. Teil des Buches in Betracht.

Der Verfasser selbst betont wiederholt, daß es ihm nicht um einen sachlichen, sondern um einen offenen, ehrlich persönlichen Kampf zu tun sei und meint zum Schluß: „Man wird mir vielleicht einen Vorwurf daraus machen, daß ich den Strom der Literaturdebatten mit voller Absichtlichkeit auf das rein persönliche Gebiet abgelenkt habe." (S. 104.) Ich glaube nicht, daß dieser Vorwurf erhoben wird, weil meines Erachtens der Ablenkungsversuch nicht gelungen ist.

*) Verlag Hermann J. Frenken, Köln-Weiden.

Der „ehrlich-persönliche Kampf", den Knies führt, besteht nämlich in einer rückhaltlosen Glorifizierung Muths, dessen Broschüre mit Emphase als eine „Tat" gepriesen wird, und in scharfen Angriffen auf die Gralbündler und deren Freunde.

Die Verherrlichung der fortschrittlichen Richtung kann ich ruhig übergehen, da sie nicht aus persönlichen, sondern aus jenen sachlichen Motiven geschieht, deren Unrichtigkeit und Haltlosigkeit ich in meiner Schrift schon dargetan habe.

Bleiben nur noch die persönlichen Hiebe gegen die Gralbündler und ihre Anhänger. Zunächst werden die Gralabonnenten vorgenommen. Es heißt, daß sie der Mehrzahl (!) nach zu den „Gebüldeten" (!)" gehören, die auch jedes andere Programm akzeptiert hätten, sofern es nur katholisch war und in ihm immer wieder die treue Kirchlichkeit betont wurde" (S. 40 u. 41). „Die breite Lesermasse des „Gral" ist zum größten Teil aus jenen Halbgebildeten und Auchgebildeten zusammengesetzt, denen man durch fortwährendes Betonen seines streng kirchlichen Programms einen fabelhaften Autoritätsglauben einimpfen kann." (S. 21.)

Das ist allerdings eine starke persönliche Saite, die Knies hier anschlägt, aber wo ist derjenige, der in solchen Pauschalanklagen mehr als eine gewaltige journalistische Entgleisung erblicken könnte?

Nach diesen kräftigen Verbalinjurien gegen die Gralabonnenten im allgemeinen kommen einzelne Persönlichkeiten und Zeitschriften besonders an die Reihe.

Zuerst die „Jesuiten und die Stimmen aus Maria-Laach" (III. Kapitel).

Knies behauptet, die Laacher Stimmen „erblickten in Muth ihren Gegner und in seinen Bestrebungen ihnen schädliche Einflüsse", die sie glaubten bekämpfen zu müssen, weil sie zum mindesten einen „Abbruch des klerikalen Absolutismus auf literarischem Gebiete befürchten mußten. Dies wird zunächst mit Bezug auf P. Kreitens Stellungnahme gegen Muth gesagt. (S. 29 u. 30.) „Wer die Behauptung aufstellt, hat die Beweislast," dieses Wort des P. Expeditus Schmidt zitiert Knies gegen die Gralbündler. Er möge verzeihen, wenn ich es gegen ihn anwende und ihn ersuche, für die schwere Anklage, daß die Laacher Stimmen aus persönlichen, egoistischen Gründen gegen Muth Stellung nahmen, auch den Beweis anzutreten. In seinem Buche ist nicht einmal der Schatten eines solchen Beweises zu finden.

Ich brauche nur auf die seinerzeitige Abhandlung des P. Kreiten in den Stimmen aus Maria Laach (Bd. 55, S. 506—530) zu verweisen, um die Anschuldigung des Herrn Knies zu widerlegen. Niemand, der diese Abhandlungen gelesen hat, wird in Abrede stellen können, daß Kreiten sehr viele sachliche Momente gegen Muth vorbrachte und nicht einfach aus Angst vor dem Verlust des klerikalen Absolutismus geschrieben hat.

Ja, Knies wird selbst durch den von ihm hochgeschätzten P. Expeditus Schmidt desavouiert, der über P. Kreiten schreibt: „Ich

weiß, was ich dem Toten (P. Kreiten) zu danken habe. War er es doch, der mich nach einigen zwischen uns gewechselten Briefen, die durchaus nicht immer zur Meinungseinheit führten, zum Literaten und Kritiker geworben . . . Ich bin nicht immer durchaus auf seinen Pfaden gegangen, kann mir also auch nicht damit schmeicheln, so etwas wie sein Nachfolger zu heißen — einen vollwichtigen Nachfolger hat er überhaupt nicht gefunden. . . . Aber wenn ich meine eigenen Wege in manchen Stücken ging, so bewies er dadurch am deutlichsten sein weites Herz, daß er mir, auch wo er nicht mit mir einverstanden war, freundlich geneigt blieb." (Angeführt in den Stimmen aus Maria-Laach, Jahrgang 1910, I. Heft Seite 124.)

Hier ist doch sowohl die Fähigkeit als auch die jedem Egoismus abholde Weitherzigkeit Kreitens außer allen Zweifel gestellt. Knies scheut sich dagegen nicht einmal, dem toten P. Kreiten ziemlich trocken den Vorwurf der Denkfaulheit ins Grab nachzuschleudern, weil er für Muths Stil die Wendung „schillernde Phrase" geprägt habe (S. 30); denn, heißt es Seite 24: „Denkfaule Leute nennen Muth wegen dieses Stiles — jedenfalls aus Unmut über die ihnen zugemutete geistige Anstrengung und aus Aerger über ihre Unfähigkeit, einem solchen Gegner gleiche Waffen zu schleifen — den katholischen Meister der schillernden Phrase."

Das also ist der zweite persönliche Vorstoß, den Knies gemacht hat. Das Urteil der Leser beeinflusse ich nicht.

Der dritte gilt P. Baumgartner, S. J. Knies lehnt ihn wegen des „gereizten Tones" als nicht unbefangen ab. Wir laden Herrn Knies ein, einmal seinen eigenen Ton mit dem P. Baumgartners zu vergleichen. Er wird dann finden, daß die Gereiztheit sicher nicht auf Seite Baumgartners zu bemerken ist. Es wäre ein leichtes, aus dem Buche des Herrn Knies eine ganze Blütenlese sehr gereizter, ja direkt beleidigender Ausdrücke zusammen zu stellen, was bei P. Baumgartner nie gelingen wird.

Sehr interessant sind folgende Sätze, die Knies gegen Baumgartner ins Feld führt: „Nicht gleich ist die Art und Weise, wie bei den verschiedenen Völkern die katholische Weltanschauung in die Praxis übersetzt wird, und ganz unterschiedlich ist vor allem die allgemeine religiöse Gemütslage der einzelnen Nationen. Der deutsche Katholik hat nach den Kräften seiner Weltanschauung zu suchen, deren Auswirken dem Wohle seines Vaterlandes förderlich ist, seines Vaterlandes, das wieder ganz andere Lebensbedingungen hat als eine andere Nation." (S. 32.) Mit dieser Anschauung sucht Knies Baumgartner zu widerlegen und ruft: „Mit der Internationalität der katholischen Literatur ist's nichts." (S. 32.)

Das ist natürlich ein schwerer Irrtum. Das ist ganz und gar der modernistische Standpunkt, der den Eklektizismus auch in der katholischen Weltanschauung befürwortet und nur das von ihr gelten lassen will, was ihm als nützlich und förderlich erscheint.

Demgegenüber kann gar nicht laut genug gesagt werden, daß alle katholischen Nationen zur Annahme und Ausübung des vollen Katholizismus verpflichtet sind und daß nur das Auswirkenlassen der ganzen, ungeteilten katholischen Weltanschauung zur Erhaltung und Förderung der nationalen Eigenart eines Volkes und zum Heile des Vaterlandes beitragen kann. Ein wählerisches Aussuchen bestimmter Kräfte der katholischen Weltanschauung gibt es nicht und darf es nicht geben.

Doch lesen wir im Schuldkonto Baumgartners weiter. „Die einzelnen Abschnitte (der Muth-Broschüre d. V.) nennt er verächtlich „Kapitelchen", lautet ein anderer Vorwurf. Knies ist darüber so empört, daß er schreibt: „Mit dem gleichen oder mit noch viel größerem Rechte könnte man seinen (Baumgartners) Aufsatz als „Abhandlungchen" bezeichnen, sogar als ein sehr leichtfertiges Abhandlungchen." (S. 33.)

Meine Ansicht ist die, daß sich eine Polemik vor jeder Retourkutsche überhaupt zu hüten habe, um so mehr, wenn sie wie hier gar nicht am Platze ist. Denn daß Baumgartner den Ausdruck „Kapitelchen" nicht verächtlich gebraucht hatte, erhellt zur Genüge daraus, daß er in einer Besprechung der Kralik'schen Schrift ebenfalls von Kapitelchen spricht. (Stimmen aus M.-Laach 9. Heft 1909 S. 359.) Baumgartner hat seine Bezeichnung übrigens damit begründet, daß in den einzelnen Abschnitten verschiedene Fragen nur kurz gestreift, aber bei weitem nicht erschöpfend behandelt werden. Seine Abhandlung ist hingegen ein kritisches Referat und als solches ziemlich erschöpfend.

Dann heißt es: „Uebersieht P. Baumgartner absichtlich oder aus wirklicher Kurzsichtigkeit, daß die Begriffe: Katholik und katholisch, nach der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts eine Aenderung in ihrer Bedeutung (nicht in ihrem inneren Wesen) erfahren haben, und daß in Muth das Bewußtsein dieses Unterschiedes wirkte, als er vom Eintritt der Katholiken in die Litteratur sprach? Und will der Jesuit uns wirklich belehren, man müsse die vorreformatorische Literatur als ausgemacht katholische ansprechen?" (Seite 33.)

Eine solche Sprache ist nur dann verständlich, wenn man mit Muth den Katholizismus nur als die „katholische Form des Christentums" betrachtet, wenn man annimmt, daß der Katholizismus aus zwei Teilen bestehe: aus der unwesentlichen Konfession im historischen Sinn und aus dem wesentlichen Christentum.

Das aber ist der Grundirrtum der fortschrittlichen Richtung. Sie übersieht, daß nicht mit dem Begriff „katholisch" eine Veränderung vor sich gegangen ist, sondern daß sich der Begriff „Protestantismus" neu bildete, dem Begriff „katholisch" aber durchaus keine andere Bedeutung beilegen konnte.

Ein neuer Anklagepunkt findet sich auf Seite 34: „Vom Kapitelchen II sagt P. Baumgartner in unrichtiger Deutung des wirklichen Sachverhaltes, es sei „„darauf berechnet, die „Literarische Warte" und ihre Fortsetzung „Die Warte" bis zu deren Ausgeistern

herauszustreichen." Muth hält gewiß nicht mit der Anerkennung für das Verdienstliche zurück (was er daran tadelt, das ist im vorigen Kapitel gesagt), aber wer auf diese wenigen Lobesworte hin behauptet, Muth habe das ganze Kapitel darauf angelegt, die „Warte" herauszustreichen, der handelt gewissenlos, um nicht zu sagen verleumderisch.""

In Wirklichkeit schrieb P. Baumgartner über das II. Kapitel der Muth-Broschüre „Literarische Kämpfe": Es „gibt wieder keine klaren und zusammenhängenden Daten, sondern ist nur darauf berechnet, die „Literarische Warte" und ihre Fortsetzung „Die Warte" bis zu deren Ausgeistern herauszustreichen, die Gründung des „Gral" aber von vornherein in ein ungünstiges Licht zu stellen." (Stimmen aus Maria Laach 1909, 7. Heft, S. 129.) Baumgartner behauptet also durchaus nicht, wie Knies die Sache darstellt, daß Muth die „Warte" absolut und ausnahmslos gelobt habe, sondern bringt das Lob der „Warte" ausdrücklich mit der Behandlung in Verbindung, die der „Gral" erfährt. Und in dieser Hinsicht ist Baumgartners Urteil nicht bloß nicht gewissenlos und verleumderisch, sondern vollständig korrekt und zutreffend, so zutreffend, daß Knies einen wesentlichen Teil des Baumgartner'schen Urteiles auslassen mußte, um es als unmoralisch brandmarken zu können.

Ich kann nur bedauern, daß Knies in einer literarischen Kontroverse nicht genauer vorgeht, muß es aber zugleich auch beklagen, daß er Dinge in die Debatte zieht, die an und für sich ganz nebensächlich sind.

Baumgartner schrieb über die „Armsünderin" von Nanny Lambrecht: „Von dem katholischen Klerus des Gebiets, in welchem der Roman spielt, wurde ein so widerliches Zerrbild entworfen, daß sich ein lauter allgemeiner Protest dawider erhob und sogar frühere Gönner des „Hochland" ihm ihre Absage einschickten." (Stimmen aus Maria Laach, 7. Heft, S. 133 u. 134.)

Baumgartner referiert also nur über eine Tatsache, die sich zugetragen hat. Was macht Knies daraus? Hören wir: „Gerade so gewissenlos ist die Behauptung, Nanny Lambrechts Roman habe von dem Klerus der Hunsrücker Gegend ein widerliches Zerrbild entworfen, und als Beweis dafür nur anzugeben, gegen diese „Mißgeburt von Roman" sei ein lauter, allgemeiner Protest erhoben worden. Ja, laut und auch roh genug war die Opposition der Trierer Geistlichkeit und wenig vornehm ihre persönlichen Schreiben an die Dichterin. Ob aber „Trierer Geistlichkeit" und „Allgemeinheit" identische Begriffe sind, das ist eine andere Frage, die gewiß nicht in bejahendem Sinne zu beurteilen ist." (S. 34.)

Knies schießt hier wieder weit übers Ziel hinaus. Denn P. Baumgartner konnte es gar nicht um Beweise für sein subjektives Urteil zu tun sein, wo er einfach historische Fakta konstatiert. Knies darf überzeugt sein, daß Baumgartner, wenn er sein eigenes Urteil über den Roman erhärten müßte, um durchschlagende Beweise nicht verlegen wäre.

Das also ist der Hauptsache nach der persönliche Kampf, den Knies gegen P. Baumgartner eröffnet hat. Wiederum sage ich, daß ich das Urteil der Leser nicht beeinflussen will.

Nun geht es im IV. Kapitel gegen den „Gral“ und Kralik. Das sind wahre Sündenböcke

Dem „Gral“ werden „Gezänke, Gehässigkeiten, Sensation, Hurra-katholizismus“ vorgeworfen. Er habe sein Programm noch nie klar entwickelt! Meine Ausführungen über das Gralprogramm zeigen wie gut informiert Knies eigentlich ist. Kraliks Broschüre: „Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart“ wird ohne Spur eines Wahrheitsbeweises einfach als „Pamphlet“ bezeichnet, sein dichterisches Schaffen als „Galopp-Dichterei“, sein programmatisches Wirken als „Gimpelfängerei“ (Vgl. S. 24 u. 25) verurteilt. Kosenamen wie literarische Demagogen, literarische Sozialdemokraten schwirren durch die Luft, der Vorwurf der Lüge, der Gemeinheit, der gemeinsten Verdächtigung, der Unfähigkeit, des Größenwahns, des unbezähmbaren Durstes nach Anerkennung etc. etc. wird Kralik an den Kopf geschleudert; schließlich heißt es:

„Irgend etwas (was denn? d. V.) zwingt mich, es hier zu sagen: ich habe gelitten bei der Lektüre dieses Buches (i. e. der letzten Kralik-Broschüre. D. V.), weil ich für unmöglich gehalten hatte, daß ein Mann wie Kralik, der seinen Katholizismus, seine Kirchlichkeit bis zum Ueberdruß unterstreicht, so unof fenen Charakters sein könne. Leser, denken Sie sich auf einer einsamen Wanderung begriffen; sorglos. „Eine Natter!“ hören Sie plötzlich den Schreckruf eines Unsichtbaren. Und zehn Schritte weiter: „Eine Natter!“ Und immer wieder das unheimliche: „Eine Natter!“ Uebertragen Sie sich das ins Geistige, und Sie kennen den Eindruck, den die Broschüre auf mich gemacht hat, aber auch mein Leid. Denn der Mann, der sie schrieb, ist Katholik. Ich habe damals nach einem Schutze vor dem aus der Schrift fluddernden Hauche der Boshaftigkeit gesucht. Wie Kralik den Haß gegen seine Gegner immer christlich zu verdecken sucht, das hat den Beigeschmack des Mephistophelischen.“ (!!) (Seite 48.) „Kraliks Schrift birgt soviel heimtückische Wühlerei, die einen schaudern lassen kann.“ (Seite 49.)

Der Trumpf gegen den von Knies jedenfalls mit christlicher Liebe behandelten Kralik kommt aber erst. Kraliks Katholizismus sei nämlich gar nicht religiös, behauptet Knies, sondern nur ästhetisch. „Ihm ist der Katholizismus viel mehr eine sinnliche Kultur, als die übersinnliche, von Jesus Christus gestiftete Religion, er besitzt nur ein „Bruchwerk von Katholizismus!“ Die nächste Folgerung ist daher: Also kann das katholische Programm Kraliks nicht das wahre sein!

Wir wissen aber, und meine Broschüre hat dies zur Genüge nachgewiesen, daß Kralik der Katholizismus allerdings nicht „eine übersinnliche Religion“ ist, wie Herrn Knies, sondern eine übernatür-

liche und die einzig gültige, absolute Religion, der sich alle Menschen anschließen sollen, während der Katholizismus Muths an sehr starken dogmatischen Gebrechen leidet.

Ich fange nun schon an, die Bezeichnung „übersinnlich" für übernatürlich, die Muth wie Knies anwenden, nicht mehr als bloße Verwechslung zu betrachten.

Der große Philosoph Willmann sagt über das Verhältnis von übersinnlich und übernatürlich im Christentum folgendes: „Der Gegensatz von sinnlicher und Geisteswelt, den die großen Denker des Altertums festgestellt hatten, erfuhr durch das Christentum eine Umbildung. Was nun Geist genannt wird, kann mit nus und logos, intellectus und ratio nicht ausgedrückt werden, und die Sprache prägt einen neuen terminus dafür: griechisch pneuma, lateinisch spiritus, beide ursprünglich Hauch bedeutend, aus. Es tritt das spirituelle Element der Gottes- und Weltanschauung ins Bewußtsein, aber ohne das intellektuelle zu verdrängen. Wenn letzteres auf das Uebersinnliche geht, so geht jenes auf das Uebernatürliche." (Philos. Fachausdrücke S. 56.) Eine übersinnliche Religion ist noch lange keine übernatürliche. Ein bloß übersinnliches Christentum ist gar kein Christentum.

Herr Knies täte gut daran, wenn er zuerst selbst den Katholizismus besser zu erfassen suchte, bevor er eine so schwere Anschuldigung erhebt wie gegen Kralik. Der persönliche Pfeil, den er gegen Kralik schleudern wollte, ist an diesem abgeprallt und droht ihn noch selbst zu treffen.

Auf den sonderbaren Vergleich mit der Natter und die darin enthaltenen persönlichen Anwürfe einzugehen, halte ich unter meiner Würde. Ich kann nur immer und immer wieder konstatieren, daß mich Kraliks Schrift im Gegensatz zur Muth-Broschüre nicht bloß gefesselt, sondern auch fast durchweg hoch befriedigt hat. Von einer Boshaftigkeit und heimtückischen Wühlerei keine Spur!

Ein eigenes Kapitel (V) ist der „Privatpolitik des Gralredakteurs, den Gralpraktiken und Ansgar Albing als Parodisten" gewidmet. (Von Seite 69—76 inkl.) Es soll ein Gegensatz zwischen Kralik und Eichert hergestellt werden. Zu diesem Zwecke erfährt der Dichter Eichert eine sehr hohe Würdigung. Knies spricht sogar von einer fast priesterlichen Würde. Andererseits wird der Mann Eichert beschuldigt, die Würde des Dichters zerschlagen zu haben. Wodurch denn? Ja, „im 10. Heft des 3. „Gral"-Jahrganges (1908/09) findet sich aus der Feder des Priesters Ansgar Albing eine Parodie Nanny Lambrecht'scher Eigenart. Auch Franz Eichert scheint die Gemeinheit dieses priesterlichen Ergusses empfunden zu haben. Denn er schrieb eben wegen des Abdrucks der Albing'schen Arbeit einen Entschuldigungsbrief an die Dichterin. Eichert ist sich wohl nachträglich seines Fehlgriffes bewußt geworden und wollte ihn durch Kundgabe seines Bedauerns über den Vorfall Nanny Lambrecht gegenüber einigermaßen wieder gut machen?? Nein, Franz Eichert ist sich schon vor der Drucklegung über den häßlichen

Charakter der Parodie vollkommen klar gewesen. Denn in seinem Entschuldigungsschreiben heißt es, er habe Ansgar Albings Aufsatz nicht zurückweisen dürfen, um den Verfasser nicht zu kränken. Eichert beschönigt seine unmännliche Handlungsweise mit der Ausflucht, dergleichen könne den größten Dichtern widerfahren." (S. 70.)

Darin sieht nun Knies eine schwere Schuld Eicherts, die er sich schließlich nur damit erklären kann, daß Eichert seinem innersten Wesen nach nicht zum Gralredakteur passe, sondern zur Verteidigung des Gralprogramms nur durch mißliche äußere Verhältnisse gezwungen sei.

Eine solche Erklärungsweise müßte, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, Eichert allerdings schwer kompromittieren. Aber womit begründet sie Knies? In seinem Buche kann man keinen einzigen Beweis hierfür finden.

Wohl aber hat Eichert im „Gral" so oft und so nachdrücklich erklärt, daß er aus innerster Ueberzeugung und aus heiligster Gewissenspflicht die Gralrichtung hochhalte und die fortschrittliche Schule bekämpfe, daß der Knies'sche Erklärungsversuch direkt ausgeschlossen bleiben muß.

Auch im Januarheft des „Gral" (1910) erklärt Eichert, daß er die „Armsünderin" als Katholik ein für allemal ablehnen müsse. Es schrumpft also die ganze, von Knies gewaltig aufgebauschte Briefaffäre Eicherts zu einer gewöhnlichen redaktionellen Angelegenheit zusammen, die für den Literaturstreit selbst ganz belanglos ist. Zum Beweis hierfür lasse ich Eichert selbst das Wort, der mir über die Sache schreibt wie folgt:

„E. Hochw. fragen mich, was ich auf die von Richard Knies gegen mich vorgebrachten persönlichen Anschuldigungen zu erwidern habe. Am liebsten erwiderte ich gar nichts; aber man hält mir entgegen daß es sich bei diesen persönlichen Angriffen darum handelt, auf diesem Umweg die von den angegriffenen Personen vertretene Sache, der man auf geradem Weg nichts anhaben kann, zu treffen und zu verdächtigen. Es sei also meine Pflicht, die Anschuldigungen zurückzuweisen.

Aus der Tatsache, daß ich an Nanny Lambrecht einen Brief geschrieben und darin erwähnt habe, daß ich mich nicht ohne Zweifel und nur auf Grund gewisser Erwägungen zur Aufnahme der Parodie (im „Gral", 3. Jahrg. 10. Heft) entschlossen habe, folgert Knies ohne weiteres: „Eichert scheint die Gemeinheit dieses priesterlichen Ergusses empfunden zu haben" und „Eichert ist sich schon vor der Drucklegung über den häßlichen Charakter der Parodie vollkommen klar gewesen." Das ist eine ganz willkürliche und durch nichts gerechtfertigte Unterschiebung eines durchaus falschen Beweggrundes meiner Handlungsweise. Ich war im Gegenteil völlig darüber beruhigt, daß die Parodie nirgends die von der christlichen Moral gezogenen Grenzen überschreite, noch weniger habe ich darin eine „Gemeinheit" oder einen „häßlichen Charakter" entdeckt. Wenn ein Redakteur sich nicht ohne vorhergehende Zweifel und nicht ohne Anhörung berufener Ratgeber — das letztere ist in ausgiebigster Weise geschehen — gleich entschließen

kann, einen Beitrag aufzunehmen, so können dafür zahllose Gründe vorliegen. Knies weiß aus meinem Briefe, den ihm die Empfängerin mitgeteilt haben muß, nichts anderes, als daß ich aus Gründen, die ich nicht nannte, die Parodie lieber nicht aufgenommen hätte, schließlich aber aus gewichtigeren Gründen mich für die Aufnahme entschied. Und daraus folgert er, daß ich wider besseres Wissen, in voller Erkenntnis der „Gemeinheit" und des „häßlichen Charakters" die Veröffentlichung zuließ! Ist denn Herr Knies ein Gedankenleser oder ein Hellseher? Kann er sich nicht vorstellen, daß ein Redakteur auch rein taktische Gründe haben kann, sich die Aufnahme eines inhaltlich ganz korrekten Aufsatzes zu überlegen? Ist es nicht offenbar falscher Argwohn und Verleumdung, zur Erklärung einer Handlung, für die hinreichend viele ganz ehrenhafte Gründe vorliegen können, gerade die schlechtesten, diffamierendsten heranzuziehen, ja noch mehr, ohne jeden Beweis als die allein richtigen zu behaupten?

Herr Knies nimmt es offenbar mit seinen Behauptungen sehr leicht. So schreibt er: „Eichert beschönigt jene unmännliche Handlungsweise mit der Ausflucht, dergleichen könne den größten Dichtern widerfahren." Jeder, der das liest, wird meinen, ich hätte im Briefe behauptet, den größten Dichtern könne es widerfahren, so zu handeln, wie ich es tat. Ich habe im Gegenteil gesagt, eine Parodie sei ja an sich nichts Schlimmes und die größten Dichter hätten sich Parodien ihrer Werke gefallen lassen.

Noch gewissenloser wird auf Grund verschiedener „soll" und „sei", bei denen man sich alles mögliche Schlechte denken kann, gegen mich Stimmung gemacht mit folgendem Satze: „In Schriftstellerkreisen spricht man (wer ist dieser „man"?), auch Dr. P. Expeditus Schmidt solle im Besitze ähnlicher documents humains von Eichert sein, in denen er selbst feststelle, daß ein Unterschied zu machen sei zwischen dem Menschen Eichert und dem Literaten Eichert." Diese Auslassungen sind offenbar nur ein Glied in der Kette des Verdächtigungsfeldzuges, der auf Grund von Privatbriefen, die ich in versöhnlicher Absicht an Dr. P. Expeditus Schmidt gerichtet habe, gegen mich geführt wird, um mir meine Stellung als Gralredakteur womöglich zu verleiden. Das ist aber vergebliche Mühe.

Ich will nur an einem Beispiel zeigen, wie Dr. P. Expeditus Schmidt eigentlich dazu kommt, solche ehrenrührige Beschuldigungen gegen mich auf Grund meiner Briefe zu verbreiten. So schrieb ich ihm einmal (ich schöpfe nur aus meiner Erinnerung) zur Erklärung des Umstandes, daß ich im persönlichen und brieflichen Verkehr meinen Gegnern ein viel weiteres Entgegenkommen beweise, als ich in meiner Stellung als Gralredakteur und in öffentlichen Kundgebungen es beweisen kann, ich müsse pflichtgemäß als Leiter des „Gral" manches tun und schreiben, was ich als Mensch lieber vermeiden möchte. Der Sinn ist doch für jeden objektiv Urteilenden klar: Als Mensch liebe ich den Frieden, möchte niemandem nahetreten oder wehtun, mit allen Menschen friedlich

auskommen. Das ist meine Natur. Als Gralredakteur bin ich auf einen Posten gestellt, auf dem ich ein aus ganzer Seele und mit vollster Ueberzeugung von mir umfaßtes Programm zu vertreten und gegen Angriffe zu verteidigen habe. Das ist meine Pflicht. „Wo ist in diesem Zwiespalt die Wahrheit?" fragt Knies pathetisch. Diese Frage kann man nur stellen, wenn man meinen Worten den falschen Sinn unterlegt, ich müsse als Gralredakteur etwas tun und vertreten, was ich als Mensch und Christ verabscheue und für schlecht halte, was gegen mein Gewissen ist. Man sollte meinen, für diese böswillige Deutung müßten doch Beweise erbracht werden, aber die schenkt man sich. Ich habe im „Gral" Nr. 2, S. 134 meine Gegner öffentlich aufgefordert, mir nachzuweisen, wann und wo der „Gral" ohne vorausgegangenen Angriff oder Anlaß polemisiert, wann und wo er in objektiv erkennbarer Weise die christliche Liebe verletzt hat. Man hat nicht einmal den Versuch gemacht, diesen Beweis zu erbringen! Wie der kleine Katechismus solche Gepflogenheiten nennt, kann jeder nachlesen. Die Deutung ist so böswillig und unwahr, daß ich ruhig sagen kann: Gerade das Gegenteil trifft zu — mein Gewissen, meine katholische Ueberzeugung verpflichten mich, meine natürliche menschliche Weichheit und Nachgiebigkeit zu überwinden und in einen Kampf einzutreten, der mir als ein pflichtgemäßer, gottgewollter, gebotener erscheint. Ich würde feige meine Ueberzeugung, meine Pflicht verleugnen, wenn ich, auf meinem Posten stehend, aus schwächlicher Friedenssehnsucht meine Fahne verraten würde. Das, Herr Knies, wäre unmännlich, charakterlos!

Es ist beinahe unfaßbar, wie leichtfertig, ja geradezu frivol Knies seine Beschuldigungen begründet. So erwähnt er als einziges Beispiel der „Gralpraktiken", die ihm Zweifel an der „Echtheit" meiner Persönlichkeit verursachen und für meinen Charakter eine „untilgbare Trübung" bedeuten, folgendes: Ich hätte in der knappen Uebersicht über den „Literaturstreit" im „Gral", III, 12 die Bemerkung Kausens, daß er in der Kontroverse eine vermittelnde Stellung einnehme, ebenso wie Kausens abfällige Kommentierung der Wiener „Erklärung" unterschlagen und so absichtlich eine irreführende Darstellung gegeben. Hierzu sei vor allem bemerkt, daß eine „abfällige Kommentierung" der Wiener „Erklärung" in dem zitierten Aufsatze Dr. Kausens überhaupt nicht vorkommt! Trotzdem habe ich sie — unterschlagen! Die „vermittelnde" Stellung Dr. Kausens in den paar Sätzen, die ich aus 3 Druckspalten herausholen mußte, noch besonders hervorzuheben, fehlte mir jede Veranlassung. Diese Stellung ergibt sich doch schon aus der unmittelbar vorhergehenden Wiedergabe eines scharf gegnerischen, in derselben Nummer der „Rundschau" Dr. Kausens erschienenen Aufsatzes. Wenn Knies Recht hat, dann folgt daraus mit unerbittlicher Logik, daß jeder, der eine zustimmende Kritik eines Gegners ohne ausdrückliche Hervorhebung aller von dem gegnerischen Standpunkt abweichenden Aeußerungen zitiert, eine Unterschlagung begeht. Die „Zitaten-Apologie" von Dr. Deimel wäre z. B. eine großartige Unterschlagung, da neben

den positiv religiösen Aeußerungen der Koryphäen gleichzeitig alle entgegenstehenden Aeußerungen hätten zitiert werden müssen!

Aber Knies geht noch weiter, er macht mir sogar einen Vorwurf daraus, daß ich nicht alle Schimpfereien gegen den „Gral", z. B. die von Korrodi, getreulich im „Gral" abdruckte. Wenn man das liest, steht einem einfach der Verstand still. Warum sagt Knies das nicht seinen Freunden, Dr. P. Expeditus Schmidt und Karl Muth, die aus ihren Zeitschriften jede gegnerische Aeußerung verbannen? Der „Gral" hat in dieser Beziehung seine Objektivität bewiesen, indem er nicht nur zahlreiche gegnerische Stimmen möglichst objektiv zitierte, sondern auch ausgesprochenen Gegnern in seinen Spalten das Wort gab. Richard Knies ist übrigens ein lebendes Beispiel eines ganz unglaublich raschen Entwicklungsganges, denn vor 1—2 Jahren war er noch ein begeisterter Anhänger und Verteidiger des Gralprogramms und ein Gegner Karl Muths — ich habe das aus der allersichersten Quelle schwarz auf weiß. Aus dem Paulus ist nun fast über Nacht ein Saulus geworden, der heute haßt, was er gestern geliebt, und liebt, was er gestern gehaßt hat. Sachliche Beweggründe haben diese Aenderung gewiß nicht hervorgebracht, denn der „Gral" hat sich seither nicht geändert, kann also an der Wandlung nicht schuld sein."

Knies unterscheidet genau, ob jemand ganz für die fortschrittliche Richtung ist oder nicht. Alle, die ihm nicht entschieden genug zur fortschrittlichen Schule halten, bekommen einen scharfen Tadel, während die im Verdachte der Gralfreundschaft stehenden Persönlichkeiten und Zeitschriften als ganz und gar minderwertig verurteilt werden. Knies selbst gesteht ja, daß sich seine „persönlichen Angriffe ausschließlich nach Wien und auf die Gralleute richten" (S. 104). Unter diesem Gesichtspunkte sind die folgenden Kapitel sehr leicht verständlich.

Getadelt wird Kanonikus Meyenberg, dem ein „leichtfertiges Urteil" über die „Armsünderin" nachgesagt wird, wobei aber Knies ganz vergessen hat, daß Meyenberg nicht bloß damals, als jene bedenklichen Stellen des Romans in Fortsetzungen des „Hochland" erschienen, sondern auch nach Erscheinen des Romans in Buchform sein Urteil aufrecht erhalten und begründet hat. Wozu also mit Vorwürfen operieren, wo nur Widerlegungen gelten können?

Verurteilt wird Konviktsdirektor P. Anheier und sein „Leuchtturm", eine Gymnasiasten-Zeitschrift. P. Anheier sprach sich in seinem Blatte für die Gralbewegung aus. Und das genügte, um von Knies den Vorwurf des „Vertrauensbruches" einstecken und sich von ihm als „Gralsknappe" lächerlich machen lassen zu müssen. Schließlich erklärt Knies apodiktisch, solange Anheier dem Gral nicht aufkündigt, „kann sein „Leuchtturm" als zeitgemäße Leistung nicht gelten." (Vgl. S. 88.) Eine andere Ausstellung als die Gralfreundschaft hat Knies am „Leuchtturm" nicht gemacht und trotz-

dem diese seltsame „Reklame", diese gänzliche Ablehnung. Man greift sich an den Kopf und fragt sich, ob denn die fortschrittliche Richtung einer Literaturdiktatur, einem literarischen Terrorismus das Wort reden will?

Wenn man Knies liest, muß man fast zu dieser Ueberzeugung kommen. Ein Organ, eine Zeitschrift, ein Kritiker, scheint nach Knies nur einen Fehler begehen zu können, den Fehler der Konzilianz gegen die Gralbündler.

Daher bekommen Dr. Kausen und seine „Allgemeine Rundschau", die katholische Presse im allgemeinen und der „Pastor bonus", die „Trierische Landeszeitung" und „Kölnische Volkszeitung" im besonderen ihren Teil. Komplimente wie „Verständnislosigkeit", gänzliche Blindheit, Unfähigkeit einem die übliche Schablone ignorierenden Kunstwerk gerecht zu werden, etc. etc. sind keine Seltenheit.

Alles nur, weil die genannten Faktoren nicht ausgesprochen genug und nicht ausnahmslos auf Seite Muths stehen und sich hie und da erlaubt haben, eine eigene, abweichende Meinung zu haben. Wie man sieht, soll alles, was zum „Gral" hält, boykottiert werden.

Knies deutet dies übrigens selbst an, wenn er mit Beziehung auf die Gralbündler schreibt: „Ich möchte den Kritikern anheimstellen, solche schriftstellerische Waren, die nur Produkte eines dilettantischen Schreiberhirns und keine Schöpfungen eines Dichterherzens sind, zu boykottieren, indem sie deren öffentliche Besprechung schlankweg ablehnen Das wäre vielleicht noch eines jener Mittel, die dem ganzen Streite ein Ende bereiten könnten." (S. 27 und 28.)

Ja, selbst Mumbauer, der doch als innigster Hochlandsfreund bekannt ist, wird getadelt, weil er die Gralbündler in seiner Literaturrede auf dem Katholikentage in Breslau nicht offen und energisch genug abgeschüttelt, sondern nur einen „Eiertanz" aufgeführt habe. (Vgl. S 99 ff.) Und mit besonderem Sarkasmus spricht Knies von der „Verschleierungsmethode" auf den Katholikenversammlungen überhaupt und von den „vielen biederen Philistern, die Mumbauer Beifall klatschten und zu Hause, die Zipfelmütze der Tagtäglichkeit über den Ohren, sich ihrer Breslauer Literaturbegeisterung sogar ein wenig geschämt haben werden." (Vgl. S. 101.) Aber nicht bloß den biederen Philistern, auch dem „Großteil des katholischen Klerus" spricht Knies jedes Verständnis für bildnerische Kunst und literarische Dinge kurzerhand ab (Vgl. S. 91 und 92).

Damit sind alle persönlichen Angriffe, die Knies in seinem Buche erhebt, dem Wesen nach wenigstens, hinreichend und auch objektiv gekennzeichnet und ins richtige Licht gerückt.

Ich muß es mir leider versagen, Herrn Knies den Eindruck, den Buche eignet, von vornherein annehmen, daß er sich auch dort, wo er es getan bezüglich der Broschüre Kraliks, von der er behauptet, das Manuskript hätte zuvor einem Psychiater (!) zur Begutachtung vorgelegt werden sollen. Selbst der Verlag Habbel in Regensburg

wird wegen der Herausgabe dieser Broschüre angefeindet. (Vgl. Seite 66.)

Man durfte bei der raschen, stürmischen Art, die Knies in seinem Buche eignet, von vornherein annehmen, daß er auch sich dort, wo er sachlich wird, kein Blatt vor den Mund nehmen und rücksichtslos aus der fortschrittlichen Literaturschule reden werde. Das ist tatsächlich auch geschehen.

Er sagt offen heraus, daß er das Ideal in jener Zukunft sieht, die keine konfessionellen Literaturgrenzen mehr kennen und sich einer großen deutschen Einheitsliteratur erfreuen wird; einer Literatur, deren Kern die „sieghafte Idee der christlichen Religion ist. Und diese Zukunft müssen „die wahren Künstler katholischer Welt- und Lebensanschauung heraufführen" (Vgl. S. 109). Also nicht die, welche in der Barke über das stürmische Lebensmeer treiben, sollen in die rettende Arche der katholischen Kirche, sondern die Katholiken müssen vom göttlichen Schiffe ihrer Religion in die schwanke Barke. Das ist der Ruin der katholischen Literatur, das ist die vollständige Protestantisierung der Dichtkunst. Folgerichtig sagt Knies auch schon auf der 3. Seite: „Der Titel „Katholische Literatur" ist irreführend. Diese Prägung sollte ganz verschwinden."

Ferner redet Knies ganz unverhohlen von einem „deutschen Katholizismus" (S. 102) und verlangt, daß auch die „katholische Literatur den Sozialisierungsprozeß durchmachen müsse, um auf die Zeitströmungen einen beherrschenden Einfluß zu gewinnen. Er sagt, in der vorreformatorischen Zeit war der römische Glaube gleichsam deutsche Nationalreligion gewesen (Vgl. S. 32 u. 33). Das ist der aufgelegte Modernismus, der die Nation, überhaupt den Menschengeist über alles erhöht. Natürlich, weil der Katholizismus nach der Reformation nicht mehr deutsche Nationalreligion ist, muß die katholische Literatur (d. i. das Katholische in der Literatur) einen Sozialisierungsprozeß durchmachen, mit anderen Worten sich modernisieren.

Sehr auffällig ist, daß bei Knies wie bei Muth immer wieder der Vorwurf erhoben wird, daß die Gralbündler zu kirchlich seien, die treue Kirchlichkeit und die Kirchentreue zu stark betonen. Die Hauptsache sei doch der Geist Christi und des Evangeliums. Ja, wissen oder glauben denn die Herren von der fortschrittlichen Richtung nicht, daß die katholische Kirche der fortlebende, fortwirkende und fortkämpfende Christus ist? Es ist vielleicht mehr als interessant, daß gerade in jenem Zeitpunkte, da die fortschrittliche Richtung das kirchliche Gralprogramm sehr heftig bekämpft, von dem bekannten Historiker und nunmehrigen Katholiken Dr. Albert von Ruville der Ruf ans deutsche Volk ergeht: „Zurück zur heiligen Kirche!" *) Und daß dieser hervorragende Konvertit in seinem glänzend geschriebenen Buche es nicht nur als seine Erkenntnis, son-

*) „Zurück zur hl. Kirche!" Erlebnisse und Erkenntnisse eines Konvertiten von Prof. Dr. A. v. Ruville.

dern auch als sein Erlebnis verkündet, wenn er begeistert gesteht: „Die Kirche ist der erweiterte Christus. In ihrer Entwicklung setzt sich die Fleischwerdung Gottes fort . . . Bei religiösen Gemeinschaften, die sich von der katholischen Kirche abgetrennt haben und die sich auch Kirchen nennen, ist das anders. Hier fällt der Christus- und der Kirchenbegriff nicht zusammen." (S. 85 und 86.)

Daraus mögen die Fortschrittlichen erkennen, welch gefährliche Irrwege sie wandeln. Wie ganz anders wertet Ruville die Bedeutung der Liebe zur Kirche für die Kunst! Er schreibt: „Die Verbindung dieser Liebe (zur Kirche) mit Glauben und künstlerischer Genialität hat wohl die großartigsten Kunstschöpfungen vollzogen, die die Welt gesehen, Schöpfungen, die wenigstens an erhabener Gedankenfülle selbst den antiken Meisterwerken weit voranstehen. Aus ihnen ebenso wie aus allem Prunk und Flitter, aus allen naiven Bildereien und Votivgaben blickt uns immer die katholische Liebe zur heiligen Kirche und zu ihrem göttlichen Haupte entgegen. In ihr liegt der wahre Reiz des katholischen Kirchenschmucks, der seines segensreichen Eindrucks auf die Gläubigen nicht verfehlt." (a. a. O. S. 98.)

Ganz den gleichen Standpunkt vertritt das Gralprogramm in Bezug auf die schöne Literatur. Ich kann überhaupt den Fortschrittlichen die Lektüre des Buches von Ruville nicht eindringlich genug empfehlen. Das ist in Wahrheit von der ersten bis zur letzten Silbe ein Buch des religiösen Erlebnisses und wirkt nach den dunklen, kalten Phrasen von Muth und Knies über diesen Gegenstand wie der Morgengruß der goldenen Frühlingssonne.

Hier werden die Herren sehen, wie tief und innig und selig sich gerade die konfessionellen Unterscheidungslehren der katholischen Kirche, die sie so gern aus der schönen Literatur beseitigen möchten, erleben lassen, wie vortrefflich darum gerade diese Unterscheidungslehren zu einer „Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" geeignet sind.

* * *

Es sei mir im Anschluß an die Betrachtungen über das Buch von Knies noch ein kurzer Rück- und Ueberblick gestattet. Muth ist, wie ich schon gezeigt habe, im Grunde auch für die Vermeidung des Konfessionellen in der Dichtkunst, hat deswegen auch kein Recht, sein Programm katholisch zu nennen, denn einen andern Katholizismus als den kirchlich-konfessionellen gibt es nicht.

Ich erinnere nur an seine Definition der Dichtung aus katholischer Lebensanschauung. (IV. S. 49.) Ich erinnere daran, daß Muth den heutigen Katholizismus nicht für literaturfähig zu halten scheint. „Wäre der heutige Katholizismus nicht politisch kompromittiert, so würde er wie in den Tagen der romantischen Schule eine große Anziehungskraft ausüben. Aber das Resultat wäre von dem jener älteren Romantik kaum verschieden." (IV. S. 67.)

Was Muth damit sagen will, erfahren wir freilich erst in einem ganz anderen Kapitel.

„Es ist keine Frage: Die Romantik steht dem christlichen Gefühl von der Unzulänglichkeit alles Irdischen näher als die klassische Kunst. Aber die Aufgabe höchster Kunst besteht doch gerade darin, alles Verlangen zum Schweigen zu bringen und uns für Augenblicke in jenen Zustand seliger Geister zu versetzen, die kein Begehren kennen. Daher entfernt sich also die Romantik von dem Ideal der höchsten Kunst." (IV. S. 83.)

Der Fehler der Romantik liegt also darin, daß sie dem christlichen Gefühl der Unzulänglichkeit alles Irdischen zu nahe steht.

Das Resultat der Anziehungskraft des heutigen Katholizismus aber wäre eine solche fehlerhafte, ästhetisch unbefriedigende Romantik. „Nach alledem wird man verstehen, daß ich mir von diesem Ausbieten des Katholizismus an die Literatur im günstigsten Falle einen vorübergehenden Scheinerfolg nach außen verspreche. Im Inneren würden wir in um so schmerzlicherer Gebundenheit (!) erstarren." (IV. S. 67.)

Ein hübsches Kompliment für den Katholizismus. Muth strebt denn auch durchaus keine katholische Kunst an, sondern sieht sein Ideal im „Klassischen als der vollständigen und restlosen Uebereinstimmung und Gleichsetzung von Inhalt und Form, von Seelischem und Sinnlichem" (IV. S. 82) und wartet auf die „Niederkunft des Geistes, nachdem er durch Leid von der Natur losgetrennt, erlöst worden ist. Wir, die moderne Welt, stehen noch in den Erlösungswehen, aber das Ziel ist ein großer Pfingsttag des Geistes, wo dieser niederfährt, alles begreifen lehrt, erhellt, durchleuchtet." (IV. S. 83.) Daher die Anklage, daß das „Christentum wie jede andere zur Losschälung von der Welt aufrufende Religion subjektive Wirkungen im einzelnen Individuum hervorbringen kann, die dem ästhetischen Zustand des Künstlers nicht günstig sind." Daher der Rat, „das Christentum sowie die Geheimnisse seines dogmatischen Lehrinhaltes nur als Letztes und ausnahmsweise zum Gegenstand der Poesie zu erwählen." (IV. S. 72.)

Knies drückt Muths Programm mit den dürren, nüchternen Worten aus: „Wenn die Gralkünstler glauben, das Fundament ihres dichterischen Traumreiches in eine Kulturepoche zurückverlegen zu müssen, die nichts von dem technischen, auch das Leben des einzelnen beeinflussenden Gepräge hat, so sollen sie es tun und die Leute in Ruhe lassen, die ein anderes Ideal zu verwirklichen trachten. Die glauben, daß auch die Kunst, ohne von ihrer Würde aufzugeben, den Königsmantel mit dem Arbeiterkittel (!) vertauschen müsse, soll sie unserer Zeit nützen." (S. 42.)

Trockener kann man es schon nicht mehr sagen, daß man die Kunst des übernatürlichen Glanzes und wahrhaft religiösen

Schimmers berauben will, daß man keine Sonntagskunst, sondern eine Werktagskunst, keine Ewigkeits-, sondern eine Zeitkunst anstrebt.

Gerade hier zeigt sich, wie das Sympathisieren mit dem Zeitgeiste und den Forderungen des Tages nicht bloß in religiöse, sondern auch, oder besser gesagt, eben damit auch in ästhetische Irrtümer hinüberführt. Es muß einmal offen gesagt werden, daß auch Muths Aesthetik sich auf falschen Fährten bewegt, weil sie von irrigen Voraussetzungen ausgeht und auf unlogische Schlüsse aufbaut. Die fixe Idee Muths, die uns aus allen Ecken und Enden seiner Broschüre entgegengähnt, besteht darin, daß er die religiöse Befangenheit, die aus den kirchlich-konfessionellen Lehren resultiere, als den Sündenbock betrachtet, der die künstlerische Unfruchtbarkeit verschulde. Vor der Glaubensspaltung, zur Zeit der Glaubenseinheit, sei man religiös unbefangen gewesen und deswegen zur Ausübung der Kunst viel mehr befähigt als wir.

Die religiöse Befangenheit müsse auf jeden Fall überwunden werden. Da an ihr in erster Linie das Kirchlich-Konfessionelle des Katholizismus schuld sei, fort mit ihm! Da die scholastische Theologie die Gegensätze nur verschärfen würde, fort mit ihr! Die haben in der Literatur nichts zu suchen.

Der Gedanke, daß bei solchem Programm der Katholizismus ja eigentlich ausgeschaltet und mundtot gemacht sei, drängt sich natürlich sofort auf.

Um ihn abweisen zu können, muß man sich ganz eigene Anschauungen über Religion, über Theologie, über das Verhältnis von Religion und Konfession etc. aneignen. Die beste Gelegenheit hierzu bietet der Modernismus, der ja auch auf der Idee der Ueberwindung aller Gegensätzlichkeit zwischen Katholizismus und moderner Kultur beruht.

Es läßt sich nun gar nicht in Abrede stellen, daß Muth fast ausschließlich bei den Philosophen und Theologen des Modernismus in die Schule gegangen ist. Sein Sprachschatz in religiösen und konfessionellen Fragen ist oft bis auf wörtliche Wendungen dem modernistischen Lexikon entlehnt. Wer die Enzyklika „Pascendi dominici gregis" kennt, die ja den Modernismus in seiner wahren Gestalt kennzeichnet, und Muths Broschüre aufmerksam liest, wird eine Unzahl von Anklängen herausfinden können.

Das ist der logische Zusammenhang, der zwischen der Aesthetik Muths und dem Modernismus besteht. Ich sage damit nicht, daß Muth die theologischen Irrtümer des Modernismus vielleicht auch als Katholik billigt, ich werfe ihm nur vor, daß er als Aesthetiker nicht bei der klaren, vollen katholischen Lehre bleiben will, sondern zu den Luftschlössern der Modernisten gepilgert ist. Die schöpferische Kraft der Künstler vor der Glaubensspaltung ruhte durchaus nicht in der religiösen Unbefangenheit, sondern vielmehr in der gänzlichen Versenkung in die Dogmen des Christen-

tums, in der allgemeinen Vertiefung in den ganzen Glaubensinhalt der Kirche, in der vollständigen Hingabe des Verstandes und Herzens an die Lehren der Religion.

Und die künstlerische Unfähigkeit unserer Tage ist absolut nicht die Folge der religiösen Befangenheit, des Hervorkehrens der konfessionellen Gegensätze, sondern ausschließlich in der religiösen Verflachung und Verschwommenheit, in der unseligen Abschwächungstendenz und Liebedienerei in konfessionellen Fragen bedingt.

Das Programm darf also auch im künstlerischen Interesse nur nach Kralik lauten: Hinein ins volle positive, unumschränkte katholische Glaubensleben!

Die Ansicht Muths, daß die scholastische Theologie mit der Dichtkunst nichts zu tun habe, ist eine elementare Verkennung des Wesens der Kunst. Klärung des Dichtergemütes und der christlich-schöngeistigen Bewegung durch Thomas hatte Meyenberg in seinen „Wartburgfahrten" gefordert und gesagt: „Ich meine nicht etwa durch die nebensächlichen zeitgeschichtlichen Begleiterscheinungen in seinen Schriften, sondern durch den scharfen, klaren, tiefen Gedankengehalt, durch die wunderbare Harmonie des aristotelisch-scholastischen Systems der christlichen Philosophie." Muth bezeichnet dies als „einen für sein Thema völlig unfruchtbaren Gedanken" (IV. 39) und sucht dies teils durch einen Windmühlenkampf, teils durch sachliche Irrtümer zu beweisen. Der Windmühlenkampf besteht darin, daß sich Muth lang und breit gegen begriffliche Behandlungen in der Dichtkunst wendet. Das ist doch selbstverständlich, daß der Dichter nicht die scholastische Methode anwenden darf und etwa eine gereimte theologische These bieten soll. Wo in aller Welt hat denn jemand so etwas auch nur einmal im Ernste gefordert?

Nicht die Methode, sondern der Inhalt der Scholastik, der mit dem Inhalt der ganzen katholischen Weltanschauung im Grunde zusammenfällt, soll für den Dichter unserer Zeit wieder eine mächtige Inspirationsquelle werden.

Es ist richtig, daß ein perfekter Theologe ein religionsloser Mensch sein kann und umgekehrt ein einfacher, ungebildeter Mensch, der von theologischer Spekulation keine Idee hat, tief religiös veranlagt sein kann.

Aber das beweist doch nicht, daß der Dichter sich nicht in die Theologie vertiefen soll, sondern nur, daß er seine theologischen Kenntnisse auch in die Tat umsetzen, mit Herz und Sinn praktizieren soll.

Der Dichter soll die tiefe Religiosität des einfachen Mannes mit dem tiefen religiösen Wissen der scholastischen Theologie soviel als möglich in sich vereinigen. Denn nur wenn er die christliche Lehre in allen ihren Konsequenzen und Erhabenheiten kennt, kann er sie auch in Fleisch und Blut übernehmen.

Wie ganz anders denkt der Altmeister Willmann, den ja auch Muth gelten läßt, über das Wesen der Theologie und deren Verhältnis zur Kunst.

Muth fordert für den christlichen Dichter nur, daß „Religion in ihm sei und er mit seinem Schaffen in der Religion sei, d. h. konkrete, objektiv gültige Vorstellungen zur Verfügung habe, die gleichsam das mythische (!) Element seiner Kunst und Dichtung ausmachen“ (IV. S. 45), lehnt aber die Befruchtung durch die scholastische Theologie ab, weil diese „das intellektualistische Zerlegen (!) der menschlich-religiösen Erfahrung (!) hinsichtlich der Offenbarungswahrheiten und -Tatsachen sei.“ (IV. S. 36.) Man beachte die sehr modernistisch angehauchte Definition der Theologie.

Willmann dagegen schreibt: „Das Christentum gibt der Religion einen festen, durch die der Menschheit in Christus gewordene Offenbarung abgeschlossenen, positiven Glaubensinhalt, substantia fidei, und ein ihm konformes Gesetz, lex divina, beide in der christlichen Wahrheit zusammengefaßt. Die darauf gerichtete Forschung und Wissenschaft ist die Theologie. Theologie ist die Lehre von der christlichen Wahrheit, Philosophie die christliche Lehre von der Wahrheit.“ (Philos. Fachausdr. S. 57.)

Kunst ist Wahrheit, christliche Kunst muß christliche Wahrheit sein. Wer die christliche Wahrheit in ihrer Fülle und Helle kennen lernen will, darf sich nicht an die „menschlich-religiöse Erfahrung“ allein wenden, sondern an das Korrektiv und die Kontrolle derselben, an den berufenen Führer und Wegweiser in die lichtdurchfluteten Hallen der christlichen Wahrheit, das ist an die Theologie.

Die kirchliche Theologie ist der Torwächter und Schlüsselwart der christlichen Wahrheit. Darum ihr inniger Zusammenhang mit aller Kunst und Schönheit.

„Der oft erhobene Vorwurf, daß die Scholastik „dürres Verstandswerk“ sei, trifft nicht zu,“ ruft Willmann energisch aus. „Es ist unbegründet, wenn man Scholastik und Mystik als sich ausschließende Denkrichtungen des Mittelalters ansieht. „Eckhardts Darstellung ist besonders ausgezeichnet durch die Kraft, mit der er den Gehalt des Innern verständlich zu machen versteht. Die auf einen objektiven Gehalt gerichtete geistige Anschauung erfüllt so ganz das Bewußtsein, daß für eine vernünftelnde Reflexion gar kein Platz bleibt; indem alles naiv ergriffen wird, kann es sich auch nach außen treu spiegeln. Der Begriff wird nicht vom Bilde erdrückt, er ringt sich durch, greift ein und zeigt seine Stärke.“ (Eucken, Gesch. d. philos. Terminologie S. 119 f. — Willmann, Philos. Fachausdr. S. 59 u. 60.)

Das stimmt, daß der Dichter ein gläubiges Gemüt mitbringen muß, daß dieses durch kein noch so scharfes theologisches und philosophisches Wissen ersetzt werden kann, aber dieses Gemüt bringen unsere katholischen Dichter doch wohl mit.

Ihnen aber dann noch sagen zu wollen, Vertiefung in das scholastische Denken könne ihnen keinen Gewinn bringen für ihre Kunst, heißt sie direkt irreführen. Ein gläubiges Gemüt kann doch Gott

und den Heiland um so besser „erleben", je genauer es alle Züge der göttlichen Offenbarung kennt, je eindringlicher es alle Beziehungen zwischen Gott und Menschenseele durchforscht.

Je mehr Kenntnisse, desto mehr „Erlebnisse" für jedes gläubige Gemüt, desto mehr Anregungen und Motive daher auch für den christlichen Künstler.

Wer Christum nur nach der protestantischen Theologie erlebt oder nach der modernistischen, erlebt nicht den wahren Gottmenschen.

Wir brauchen einen Künstler, der sich praktisch ganz auf das Gralprogramm stellt und sich ins Zentrum, ins Herz der katholischen Religion flüchtet, ohne gleichsam einen Wettkampf zwischen Protestantismus und Katholizismus heraufzubeschwören und schließlich doch unausgetragen, unentschieden zu lassen.

Ich meine, wir sollen einmal ganz positiv katholisch werden, ohne uns überhaupt mit anderen Religionen abzugeben, weder polemisierend noch versöhnend, so, als ob es überhaupt nur ein katholisches Christentum geben könnte, und dann werden wir auch zum Ziele kommen, weil wir dann vollkommen frei und wahr werden. Aber auch nur dann. Diese fortwährende Gegenüberstellung zwischen Protestantismus und Katholizismus, dieses ewige Bestreben, den Protestantismus verstehen und womöglich beschönigen zu wollen, ist ein ungesundes Zeitproblem und darum auch der Tod jeglicher großen Kunst. Die Protestanten werden sich schon selbst eine Kunst schaffen, wenn sie eine haben wollen, und werden auf dieser Suche nach der Kunst gewiß zum Katholizismus kommen. Um so eher, je weniger wir ihn verwässern. Das einzig richtige Programm und die einzig mögliche religiöse „Unbefangenheit" ist die, daß wir so arbeiten, als ob es einen Protestantismus gar nicht gäbe.*) Künstlerisch sollte und könnte es ihn ja auch gar nicht geben. Und sicherlich, ein solches Kunstschaffen würde ebensowenig als konfessionell und engherzig empfunden werden, als etwa eine Madonna von Rafael oder Michelangelo, an der doch jeder Blick und jede Regung katholisch ist. Ich kann es nicht unterlassen, hier mit aller Entschiedenheit zu konstatieren, daß nicht das Gralprogramm konfessionell im historischen Sinne ist, sondern das Muth-Programm. Das Gralprogramm ist durchaus religiös, katholisch, einheitlich, ästhetisch, das Muth-Programm aber will immer auch auf

*) Zu meiner Überraschung ersehe ich aus dem eben erschienenen Februarhefte des „Hochland", daß Muth nun nachträglich etwas ähnliches gemeint haben will. Diese Deutung steht in vollem Gegensatz zur Muth-Broschüre. Denn Muth sagt Seite 65 und 66 derselben nicht bloß, daß die „Form des kirchlichen Bekenntnisses" zur religiösen Befangenheit verleite, sondern erklärt auch, daß das volle Erfassen des tiefsten Wesens der Religion das Mittel zur Behebung dieser Befangenheit sei. Seite 33 aber erklärte er, daß der Katholizismus im Hinblick auf das Trennende gewisser Unterscheidungslehren des Protestantismus Konfession im historischen Sinn, d. h. nicht Religion sei. Hiermit fällt die Ausrede Muths von selbst.

den Protestantismus Rücksicht nehmen und fällt auf den großen logischen und dogmatischen Schnitzer der Zeitgeschichte herein, die Katholizismus und Protestantismus als Konfessionen einer und derselben Religion auffaßt.

Ich gestehe, daß ich nur durch das unerquickliche Buch von Richard Knies bestimmt wurde, mit rückhaltloser Offenheit mein innerstes Denken und Fühlen hier auszusprechen und das große, erhabene, göttliche Kunstideal, das vor meinem Geiste schwebt, mir wenigstens von der Seele stammeln zu suchen.

Ich lebe der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß nur jener Künstler, der das Gralprogramm mit Leib und Seele erfaßt, uns einen „Heiligen" schenken könnte, der nicht wie Fopazzaros und Muths Ideal die Kirche mit Füßen tritt, sondern im Sturme die Welt erobern und umwandeln müßte. Wehe, wenn man die katholischen Unterscheidungslehren nur als etwas Nebensächliches, Konfessionelles im historischen Sinne betrachtet! Sie sind Religion so sehr, daß ohne sie und außer ihnen eine wahre, echte Religion nicht möglich und nicht denkbar ist. Man verwechsle doch Sentimentalität, Schwärmerei, Gefühlsduselei nicht mit der Religion, die einem himmlischen Alpenpanorama gleicht voll Kraft und Glut. Nur wer den Montsalvat des Papsttums ersteigt, wird das Edelweiß äternaler Kunst pflücken können.

Nach alledem wird man begreifen, wenn ich Muths Programm als zwiespältig, kleinlich, unkatholisch, weil unreligiös betrachte. Wenn ich, ohne auf seine Person und seine Absichten auch nur einen Stein zu werfen, der Meinung bin, daß es nichts anderes ist als der Ausfluß des Modernismus.

Dieser wurde auf dem ewigen Felsen der Kirche bald in seiner ganzen Gefährlichkeit durchschaut und hat sich deshalb in die phantasieumrankte Literatur geflüchtet, wo er unter schillernden Blüten und Phrasen versteckt, die katholische Intelligenz nach und nach mit seinem süßen Gifte infizieren zu können hofft. Es ist dies eine sehr gefährliche Kriegslist, die desto ernster ist, je mehr uns die Geschichte aller Abfallsbewegungen über den schrecklichen Einfluß belehrt, den Literaturströmungen, Bücher, Zeitschriften, in Glaubenssachen mitunter gewinnen können.

Im katholischen Literaturstreit ist der Glaube und die Kunst gefährdet, wenn nicht das Gralprogramm zum Siege geführt wird. Dies ist meine Antwort auf Muth und Knies.

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thilsen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg

Band XXIX. | 15. April 1910. | Heft 7.

Der Volksschulunterricht der katholischen Kinder in den deutschen Bundesstaaten.

Eine Studie

von

Dr. Ferdinand Brandis,
Oberamtsrichter in Braunschweig.

Hamm (Westf.)
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1910.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60. Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

Heft 1 und 2: **Köln und Koblenz.** Eine Darstellung der Osterdienstags-Konferenz und ihrer Folgeerscheinungen. Von Dr. jur. Krueckemeyer.

Heft 3: **Mazedonien, Serbien und Montenegro.** Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Heft 4: **Die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.** Von Franz Weigl.

Heft 5 u. 6: **Kralik oder Muth?** Ein Wort zum katholischen Literaturstreit. Von Josef Pfeneberger.

Heft 7: **Der Volksschulunterricht der katholischen Kinder in den deutschen Bundesstaaten.** Eine Studie von Dr. Ferdinand Brandis.

Folgende Beiträge sind u. a. in Aussicht genommen:

Aus Islands alten Schätzen II. Zwei isländische Sagas. Von Joh. Mayrhofer.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Die sibyllinischen Weissagungen. Von P. H. Allroggen, O. F. M.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Steumer.

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Generalsuperior P. Arn. Janssen, S. V. D. Von Fr. Schwager. S. V. D.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

Dorf und Bauernhof in Deutschland in alter und neuer Zeit. Von Dr. Ch. Meyer, Staatsarchivar.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. März. ❧ Ausgabe des Heftes am 15. April.

Eine herrliche Schilderung des Klosterlebens gibt Johannes Jörgensen in dem von Joh. Mayerhofer übersetzten Buche ::: **Beuron**

Verlag Breer & Thiemann Hamm (Westfalen).

Dieses Werk des genialen dänischen Schriftstellers kann deshalb auch wohl ein besonderes lebhaftes Interesse beanspruchen, da es im Jahre seiner Konversion geschrieben ist und in wundervoller Klarheit den Glaubenseifer und die Freude an der Wahrheit und Schönheit der katholischen Kirche in der Seele eines Mannes zeigt, der nach schmerzlichen Irrfahrten endlich den sicheren Port gefunden und nun auch andern von seiner Entdeckungen und Erfahrungen erzählen möchte. Es wird gewiß keiner der zahlreichen Freunde des geistvollen Dichters und Konvertiten — und ihre Zahl wächst ja in unserem Vaterlande von Tag zu Tag — versäumen, auch dieses interessante Werk zu lesen und in dieser Lektüre Belehrung und Genuß zu finden. Preis in Leinwand gebunden Mk. 2.—. (Porto 20 Pfennig).

Der Volksschulunterricht der katholischen Kinder in den deutschen Bundesstaaten.

Eine Studie

von

Dr. Ferdinand Brandis,
Oberamtsrichter in Braunschweig.

Schon seit langer Zeit haben sich in vielen der zum deutschen Reiche gehörigen Staaten die Katholiken darüber beschwert, daß sie, was die Regelung des Volksschulwesens angeht, durch die betreffenden Landesgesetze und bei den darauf beruhenden Einrichtungen empfindlich hinter den Protestanten zurückgesetzt werden.

Wer sich über die, für eine gedeihliche Entwicklung unseres Volkslebens sehr wichtige, Frage, ob die Katholiken eine derartige Beschwerde in dem einen oder andern Bundesstaate mit Recht erheben können, ein zutreffendes Urteil bilden will, der muß natürlich zunächst die einschlägigen Vorschriften der verschiedenen deutschen Bundesstaaten etwas näher kennen lernen; und außerdem muß er sich auch von den in den einzelnen Staaten für die katholischen Kinder bestehenden Volksschuleinrichtungen ein ungefähres Bild zu machen suchen.

Um die demgemäß für ein zutreffendes Urteil über die bezeichnete Frage notwendigen Vorkenntnisse weiteren Kreisen des deutschen Volkes zugänglich zu machen, sollen deshalb die hauptsächlichsten bezügl. Vorschriften, die sich in den Gesetzsammlungen der 26 deutschen Bundesstaaten (einschl. Elsaß-Lothringens) verstreut finden, ja sogar teilweise nicht einmal gesetzlich festgelegt sind, in folgendem kurz zusammengestellt werden; desgleichen auch, soweit solche Vorschriften darüber nicht schon Aufschluß geben, die in den einzelnen Bundesstaaten für die katholischen Kinder bestehenden Volksschuleinrichtungen, die meistens nur der Bevölkerung des einen Staates, worin sie bestehen, einigermaßen bekannt sind.

Zum richtigen Verständnis dieser Zusammenstellung — in der die Bundesstaaten nach ihrer Einwohnerzahl bei der letzten Volkszählung vom 1. Dezember 1905 geordnet sind — sei hervorgehoben, daß nur die gewöhnlich als Elementarschulen bezeichneten Schulen berücksichtigt, die sog. Mittelschulen, an denen Unterricht in einer fremden Sprache erteilt wird, und die sog. Hilfsschulen aber außer Betracht gelassen sind, und daß bei der sich oft wiederholenden Bemerkung, es sei zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen seitens der Katholiken anteilmäßig ebensoviel beizutragen wie seitens der Protestanten, von dem Erträgnis des an den öffentlichen Volksschulen etwa erhobenen Schulgeldes abgesehen ist.

1. Preußen.

Die Vorschriften darüber, inwiefern bei Errichtung und Einrichtung der öffentlichen Volksschulen auf das Bekenntnis der Kinder, für die die einzelnen Schulen bestimmt sind, Rücksicht zu nehmen ist, und die Vorschriften über die Pflicht zur Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen sind nicht im ganzen Königreiche die gleichen. In den Provinzen Westpreußen und Posen gelten in beiderlei Hinsicht noch alte, großenteils gesetzlich nicht festgelegte Bestimmungen; im ganzen übrigen Königreiche aber ist das Volksschulunterhaltungsgesetz vom 28. Juli 1906 maßgebend.

A. In der Provinz Westpreußen — die bei der letzten Volkszählung von 844 400 (römisch-katholischen) Katholiken bewohnt wurde — müssen die zur Errichtung und Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen verpflichteten politischen (bürgerlichen) Gemeinden mit der Errichtung öffentlicher Volksschulen möglichst so vorgehen, daß für die schulpflichtigen evangelischen Kinder evangelische, für die schulpflichtigen katholischen Kinder aber katholische Schulen vorhanden sind. Gesetzliche Vorschriften darüber, unter welchen Voraussetzungen an einem Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung, wo für die Kinder der konfessionellen Minderheit eine besondere öffentliche Volksschule noch nicht besteht, eine derartige Schule errichtet werden muß, gibt es nicht. Ebensowenig gibt es gesetzliche Vorschriften darüber, unter welchen Voraussetzungen als öffentliche Volksschule eine weder in evangelischem noch in katholischem Geiste geleitete christliche Schule, eine sog. Simultanschule, errichtet werden darf oder muß; aus den bezüglichen ministeriellen Verfügungen geht jedoch hervor, daß die Errichtung einer Simultanschule nur ausnahmsweise erfolgen darf, und daß sie jedenfalls dann zu unterbleiben hat, wenn das Volksschulwesen des betreffenden Ortes durch die Errichtung einer Simultanschule nicht wesentlich verbessert werden würde.

Die politischen Gemeinden sind grundsätzlich verpflichtet, auf ihre Kosten für besonderen Religionsunterricht auch der Kinder der konfessionellen Minderheit in den öffentlichen Volks-

schulen zu sorgen. Gesetzlich genau umgrenzt ist auch diese Pflicht nicht; der Kultusminister hat aber angeordnet, daß die Gemeinden besonderen Religionsunterricht für die Kinder der konfessionellen Minderheit an solchen Schulen einrichten müssen, an denen die Zahl jener Kinder mindestens 12 beträgt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen müssen Katholiken und Protestanten anteilmäßig gleich viel beitragen.

B. In der Provinz Posen — die bei der letzten Volkszählung von 1 347 500 Katholiken bewohnt wurde — liegt die Pflicht zur Errichtung und Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen den Schulgemeinden (Schulsozietäten) ob, die im allgemeinen von sämtlichen „Hausvätern", d. i. von allen wirtschaftlich selbständigen (männlichen wie weiblichen, verheirateten wie unverheirateten) Einwohnern jedes Ortes, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, falls es aber an einem Orte eine evangelische und eine katholische öffentliche Volksschule (oder mehrere derartige Schulen) gibt, von den evangelischen und katholischen Hausvätern des betreffenden Ortes je für sich gebildet werden. Der Grundsatz, daß möglichst für alle schulpflichtigen evangelischen Kinder eine evangelische, für alle katholischen Kinder aber eine katholische öffentliche Volksschule vorhanden sein soll, gilt auch hier. Eine gesetzliche Vorschrift darüber, unter welchen Voraussetzungen an einem Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung, wo für die Kinder der konfessionellen Minderheit eine besondere öffentliche Volksschule noch nicht besteht, eine derartige Schule errichtet werden muß, gibt es auch hier nicht. Desgleichen gibt es auch hier keine gesetzliche Vorschrift darüber, unter welchen Voraussetzungen eine Simultanschule errichtet werden darf oder muß; die bei Westpreußen erwähnten ministeriellen Verfügungen gelten auch hier.

An Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung, wo nur eine (Protestanten und Katholiken umfassende) Schulgemeinde besteht, ist diese Schulgemeinde grundsätzlich verpflichtet, auf ihre Kosten für besonderen Religionsunterricht der Kinder der konfessionellen Minderheit in den öffentlichen Volksschulen zu sorgen. Gesetzlich genau umgrenzt ist diese Pflicht nicht; die bei Westpreußen erwähnte Anordnung des Kultusministers gilt auch hier.

C. In allen übrigen Gebieten des Königreichs — die bei der letzten Volkszählung von 11 152 400 Katholiken bewohnt wurden — sind die öffentlichen Volksschulen von den zu deren Errichtung und Unterhaltung verpflichteten politischen Gemeinden der Regel nach so einzurichten, daß der Unterricht evangelischen Kindern durch evangelische Lehrkräfte, katholischen Kindern durch katholische Lehrkräfte erteilt wird. Auch hier sind m. a. W. die öffentlichen Volksschulen regelmäßig, je nach dem Glaubensbekenntnis der sie besuchenden Kinder, entweder als evangelische oder als katholische

Schulen einzurichten. An Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung muß in der Regel für die Kinder der konfessionellen Minderheit, falls es sich um eine Stadt oder um eine Landgemeinde mit mehr als 5000 Einwohnern handelt, eine besondere Volksschule dann errichtet werden, wenn die Zahl der einheimischen schulpflichtigen Kinder der Minderheit (mit Ausschluß der etwaigen Gastschulkinder) während 5 auf einander folgender Jahre über 120, falls es sich aber um eine Landgemeinde mit höchstens 5000 Einwohnern handelt, dann, wenn die Zahl der einheimischen schulpflichtigen Kinder der Minderheit während 5 auf einander folgender Jahre über 60 betragen hat. Eine Ausnahme von den vorstehenden Grundsätzen ist besonders insofern zugelassen, als die vorhandenen Simultanschulen bestehen bleiben sollen, als ferner da, wo bisher lediglich Simultanschulen bestanden haben, etwa nötig werdende neue Volksschulen im allgemeinen gleichfalls als Simultanschulen einzurichten sind, und als endlich da, wo bisher konfessionelle und Simultanschulen neben einander bestanden haben, bei Errichtung neuer Schulen darauf geachtet werden soll, daß das Zahlenverhältnis zwischen den in konfessionelle und den in Simultanschulen gehenden Kindern möglichst das gleiche bleibt.

Beträgt in einer öffentlichen evangelischen Volksschule die Zahl der einheimischen katholischen Schulkinder oder, umgekehrt, in einer öffentlichen katholischen Volksschule die Zahl der einheimischen evangelischen Schulkinder dauernd mindestens 12, so muß tunlichst für diese Kinder der konfessionellen Minderheit auf Kosten der politischen Gemeinde besonderer Religionsunterricht eingerichtet werden.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen müssen Protestanten und Katholiken anteilmäßig gleich viel beitragen.

2. Bayern.

Die öffentlichen Volksschulen des Königreichs — das bei der letzten Volkszählung von 4 611 900 Katholiken bewohnt wurde, — sollen durch die zur Errichtung und Unterhaltung verpflichteten politischen Gemeinden in der Regel so eingerichtet werden, daß die für die katholischen Kinder bestimmten Schulen katholische Schulen mit nur katholischen Lehrern, die für die protestantischen Kinder bestimmten Schulen dagegen protestantische Schulen mit nur protestantischen Lehrern sind. An Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung kann jedoch, falls die politische Gemeinde, ohne dazu verpflichtet zu sein, aus ihren Mitteln eine neue öffentliche Volksschule errichtet, diese Schule auf Antrag der Gemeindebehörde von der zuständigen Kreisregierung als gemischte (simultane) Schule erklärt werden. Ferner können auch an derartigen Orten ausnahmsweise die vorhandenen katholischen und protestantischen öffentlichen

Volksschulen in außerordentlichen, durch zwingende Verhältnisse bedingten Fällen auf Antrag der Gemeindebehörde mit Genehmigung der zuständigen Kreisregierung unter folgenden drei Voraussetzungen in gemischte Schulen umgewandelt werden: 1) der Antrag der Gemeindebehörde muß in den Städten die Zustimmung des Kollegiums der Gemeinde-Bevollmächtigten, in den Landgemeinden und den Gemeinden der Pfalz die Zustimmung der Gemeindeversammlung für sich haben, und zwar muß solche Zustimmung an Orten mit weniger als 20 000 Einwohnern mit einer Mehrheit von $^2/_3$, an Orten von größerer Einwohnerzahl aber, falls die Umwandlung sich auf nicht mehr als die Hälfte der bestehenden konfessionellen Schulen erstrecken soll, gleichfalls mit einer Mehrheit von $^2/_3$, falls sich hingegen die Umwandlung auf mehr als die Hälfte der konfessionellen Schulen erstrecken soll, mit einer Mehrheit von $^3/_4$ der abgegebenen Stimmen erklärt sein; 2) in den zu errichtenden gemischten Schulen darf der Erteilung zureichenden konfessionellen Religionsunterrichts nach dem hierüber vor der Umwandlung jedesmal einzuholenden Gutachten der kirchlichen Oberbehörden kein Hindernis im Wege stehen; 3) es dürfen bei keiner der betreffenden konfessionellen Schulen stiftungsmäßige Bestimmungen vorliegen, die der Umwandlung hindernd entgegenstehen. Umgekehrt kann an einem Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung, wo eine oder mehrere gemischte Schulen vorhanden sind, auf Antrag der Gemeindebehörde die Umwandlung dieser Schule oder Schulen in konfessionelle Schulen durch die zuständige Kreisregierung gestattet werden, vorausgesetzt, daß der Antrag der Gemeindebehörde, falls es sich um eine Stadt handelt, die Zustimmung des Kollegiums der Gemeindebevollmächtigten, falls es sich aber um eine Landgemeinde oder eine Gemeinde der Pfalz handelt, die Zustimmung der Gemeindeversammlung für sich hat, und daß solche Zustimmung an einem Orte von weniger als 20 000 Einwohnern mit einer Mehrheit von $^2/_3$, an einem größeren Orte dagegen, wenn die Umwandlung sich auf mehr als die Hälfte der bestehenden gemischten Schulen erstrecken soll, gleichfalls mit einer Mehrheit von $^2/_3$, sonst jedoch mit einer Mehrheit von $^3/_4$ der abgegebenen Stimmen erklärt ist.

An gemischten Schulen mit nur einer Lehrstelle richtet sich die Konfession des anzustellenden Lehrers nach der Konfession der nach dem Durchschnitte der letzten 10 Jahre zu berechnenden Mehrheit der schulpflichtigen Kinder; während an gemischten Schulen mit mehreren Lehrstellen katholische und protestantische Lehrer in entsprechender Zahl anzustellen sind.

Wenn an einem Orte oder an mehreren im Umkreise von $3^1/_2$ km gelegenen Orten, wo es nur konfessionelle Schulen gibt, nach fünfjährigem Durchschnitt mindestens 50 schulpflichtige Kinder der in der Minderheit befindlichen Konfession vorhanden

sind und diesen Kindern nicht eine öffentliche Volksschule ihrer Konfession bis zur Entfernung von 3½ km zur Verfügung steht oder durch eine zweckmäßige Umschulung zugänglich gemacht werden kann, so können die beteiligten Gemeinden zur Bereitstellung der Mittel für die Errichtung einer Schule dieser konfessionellen Minderheit durch die zuständige Kreisregierung angehalten werden. Außerdem können Gemeinden, in denen Schüler einer Konfession in größerer Anzahl die Schulen einer andern Konfession deshalb besuchen müssen, weil ihnen der Besuch der Schule der eigenen Konfession erheblich erschwert ist, durch die zuständige Kreisregierung zur Errichtung weiterer Schulen oder Schulklassen für die konfessionelle Minderheit angehalten werden, wofern eine Abhilfe mittels einer anderen Schuleinteilung unmöglich ist.

Wird eine öffentliche katholische Volksschule zugleich von protestantischen oder eine öffentliche protestantische Volksschule zugleich von katholischen Kindern besucht, so ist seitens der zuständigen Schulbehörden Vorsorge zu treffen, daß die Kinder der konfessionellen Minderheit gesonderten Religionsunterricht erhalten.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen müssen Katholiken und Protestanten anteilmäßig gleich viel beitragen.

3. Sachsen.

Die öffentlichen Volksschulen des, bei der letzten Volkszählung von 218 200 Katholiken bewohnten, Königreichs — die nicht von den politischen Gemeinden als solchen, sondern von den innerhalb dieser Gemeinden auf konfessioneller Grundlage gebildeten sog. Schulgemeinden errichtet und unterhalten werden — sind sämtlich konfessionell, und zwar evangelisch an Orten mit evangelischer und katholisch an Orten mit katholischer Bevölkerung. An Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung dürfen die Angehörigen der konfessionellen Minderheit für ihre Kinder eine eigene Volksschule errichten, falls das Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts es genehmigt. Diese Genehmigung wird, wenn die Leistungsfähigkeit der zu bildenden neuen Schulgemeinde und das Bedürfnis zur Errichtung der neuen Schule nachgewiesen werden kann, regelmäßig erteilt. Die genehmigten Schulen der konfessionellen Minderheit eines Ortes gelten, gleich den Schulen der konfessionellen Mehrheit, als öffentliche Schulen. Im Falle der Errichtung einer eigenen Schule und der Bildung einer Schulgemeinde durch die konfessionelle Minderheit eines Ortes brauchen die Angehörigen dieser Minderheit Beiträge zur Unterhaltung der Volksschulen der konfessionellen Mehrheit nicht mehr zu leisten, sondern Protestanten und Katholiken haben dann nur noch je für die Unterhaltung der Schulen der eigenen Konfession aufzukommen.

Auch wenn an einem Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung nur öffentliche Volksschulen der konfessionellen Mehrheit bestehen, wird doch für die diese Schulen etwa besuchenden Kinder der konfessionellen Minderheit ein besonderer Religionsunterricht auf Kosten der allein vorhandenen Mehrheits-Schulgemeinde (oder Schulmeinden) — zu deren Mitgliedern dann auch die Angehörigen der konfessionellen Minderheit gehören — nicht eingerichtet. Die Kinder der konfessionellen Minderheit können jedoch in einem derartigen Falle, wenn sie (was ihnen freisteht) dem Religionsunterrichte der öffentlichen Volksschule fernbleiben, eine entsprechende Ermäßigung des Schulgeldes beanspruchen.

4. Württemberg.

Die öffentlichen, von den politischen Gemeinden unterhaltenen Volksschulen sind im ganzen Königreiche — das bei der letzten Volkszählung von 695 800 Katholiken bewohnt wurde — konfessionell, und zwar evangelisch an Orten mit evangelischer Bevölkerung und katholisch an Orten mit katholischer Bevölkerung. An Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung ist die politische Gemeinde zur Errichtung und Unterhaltung einer besonderen Volksschule für die konfessionelle Minderheit verpflichtet, falls die konfessionelle Minderheit wenigstens 60 einer direkten Staatssteuer oder einer direkten Gemeindesteuer unterliegende Familien umfaßt und die Mehrheit der Häupter dieser Familien die Errichtung einer Volksschule ihrer Konfession wünscht. Seit dem 1. April 1910 bleibt jedoch, dem seitdem geltenden neuen Schulgesetze zufolge, diese Verpflichtung der Gemeinde nicht bestehen, wofern die konfessionelle Minderheit dauernd unter die Zahl von 60 Familien heruntersinkt.

Wenn an einem Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung nur eine öffentliche Volksschule der konfessionellen Mehrheit, eine besondere (sei es öffentliche oder private) Volksschule für die konfessionelle Minderheit aber nicht besteht, so wird dennoch ein besonderer Religionsunterricht für die Kinder der konfessionellen Minderheit auf Kosten der politischen Gemeinde unter keinen Umständen eingerichtet, einerlei, wie viele Kinder der Minderheit die öffentliche Volksschule des Ortes besuchen. Die Kinder der Minderheit dürfen jedoch in einem derartigen Falle, wofern sich in der Nähe des betreffenden Ortes, höchstens 4 Kilometer entfernt, eine (sei es öffentliche oder private) Volksschule ihrer Konfession befindet, diese Schule besuchen.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen müssen Protestanten und Katholiken anteilmäßig gleich viel beitragen.

5. Baden.

In dem bei der letzten Volkszählung von 1 206 600 Katholiken bewohnten Großherzogtum wird der Unterricht in den öffent-

lichen, der Hauptsache nach von den politischen Gemeinden unterhaltenen Volksschulen, mit Ausnahme des Religionsunterrichts, den katholischen und protestantischen Kindern gemeinsam erteilt; nur den Religionsunterricht erhalten die katholischen und die protestantischen Kinder je für sich. Bei Besetzung der Lehrerstellen an einer Schule ist auf das Bekenntnis oder die verschiedenen Bekenntnisse der die Schule besuchenden Kinder „tunlichst" Rücksicht zu nehmen. Die öffentlichen Volksschulen des Großherzogtums sind demnach sämtlich simultan. Zu den Kosten ihrer Unterhaltung haben Katholiken und Protestanten anteilmäßig gleich viel beizutragen.

6. Elsaß-Lothringen.

In den bei der letzten Volkszählung von 1 387 300 Katholiken bewohnten Reichslanden liegt die Errichtung und Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen den politischen Gemeinden ob. Es gilt der Grundsatz, daß die öffentlichen Volksschulen nach Konfessionen zu trennen sind. Die aus diesem Grundsatze für Gemeinden mit konfessionell gemischter Bevölkerung hervorgehende Pflicht, für die Kinder jedes vorhandenen Bekenntnisses eine besondere Volksschule zu errichten, besteht jedoch nur in Bezug auf Kinder, die einem der drei in den Reichslanden gesetzlich anerkannten Bekenntnisse, d. i. dem katholischen, dem reformierten oder dem Augsburgischen Bekenntnisse, angehören, und zwar nur an solchen Orten, wo diese Bekenntnisse öffentlich ausgeübt werden, d. h. wo regelmäßiger öffentlicher Gottesdienst für die Angehörigen dieser Bekenntnisse stattfindet.

Eine gesetzliche Vorschrift des Inhalts, daß an Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung beim Vorhandensein einer gewissen Mindestzahl schulpflichtiger Kinder der konfessionellen Minderheit für diese Kinder eine besondere öffentliche Volksschule seitens der politischen Gemeinde errichtet werden muß, besteht nicht. Vielmehr liegt die Entscheidung darüber, ob an einem Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung die Zahl der schulpflichtigen Kinder der konfessionellen Minderheit groß genug ist, um die politische Gemeinde zur Errichtung einer besonderen Schule für diese Kinder zu verpflichten, in der Hand des zuständigen Bezirkspräsidenten. Nach der herrschenden Gepflogenheit der Bezirkspräsidenten (deren es drei in den Reichslanden gibt) müssen mindestens 20 schulpflichtige Kinder der konfessionellen Minderheit vorhanden sein, damit der politischen Gemeinde die Errichtung einer besonderen Schule für die Kinder der Minderheit auferlegt werden kann.

„Gemischte" öffentliche Volksschulen (Simultanschulen) für die Kinder der in einer Gemeinde vorhandenen gesetzlich anerkannten Bekenntnisse dürfen nur ausnahmsweise errichtet werden. Die Voraussetzungen für solche Errichtung sind nicht gesetzlich festgelegt, sondern der zuständige Bezirkspräsident hat in jedem ein-

zelnen Falle, wo der Gemeinderat eines Ortes die Errichtung einer Simultanschule beschlossen hat, nach Anhörung des Bezirksunterrichtsrats zu entscheiden, ob die betreffende Gemeinde in Anbetracht der vorliegenden Umstände eine Simultanschule errichten darf oder nicht.

Falls es an einem Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung nur öffentliche Volksschulen gibt, die im Geiste des Bekenntnisses der konfessionellen Mehrheit geleitet sind, liegt die Sorge für den Religionsunterricht der diese Schulen mitbesuchenden Kinder der konfessionellen Minderheit im allgemeinen den an dem betreffenden Orte die Seelsorge ausübenden Geistlichen des Bekenntnisses der Minderheit ob. Die politische Gemeinde ist in einem derartigen Falle gesetzlich nicht verpflichtet, die Kosten des von dem Geistlichen erteilten Religionsunterrichts zu tragen, tut dies aber dennoch vielfach und erhält dann regelmäßig die aufgewandten Beträge vom Staate ersetzt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen müssen Katholiken und Protestanten anteilmäßig gleich viel beitragen.

7. Hessen.

Die öffentlichen Volksschulen des bei der letzten Volkszählung von 372 600 Katholiken bewohnten Großherzogtums werden teils von den politischen, teils von den Konfessions-Gemeinden unterhalten.

Die von den politischen Gemeinden unterhaltenen öffentlichen Volksschulen sind der Regel nach „gemeinsame“ (simultane), für die Kinder sämtlicher Angehörigen der politischen Gemeinde bestimmte Schulen. Bestanden jedoch an einem Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung beim Inkrafttreten des Volksschulgesetzes vom 16. Juni 1874 die öffentlichen Volksschulen nicht als simultane, sondern als konfessionell getrennte Schulen, so hat diese Einrichtung regelmäßig — unter Verpflichtung der politischen Gemeinde zur Bestreitung der Kosten der Schulen — so lange bestehen zu bleiben, als nicht durch die Vertreter der politischen Gemeinde und die Schulvorstände der beteiligten Konfessionsgemeinden die Vereinigung der Schulen zu Simultanschulen beschlossen worden ist; nur wenn in einem derartigen Falle die Zahl der die eine oder andere konfessionelle Schule besuchenden Kinder während dreier auf einander folgender Jahre ununterbrochen weniger als 30 betragen hat, hört die Verpflichtung der politischen Gemeinde zur Bestreitung der Kosten dieser Schule auf. Andererseits können die an einem Orte zu Lasten der politischen Gemeinde etwa bestehenden konfessionell getrennten Schulen jederzeit auf Antrag des Vorstandes der politischen Gemeinde oder einer der betreffenden Schulvorstände durch Beschluß der Vertreter der politischen Gemeinde und der Schulvorstände der beteiligten Konfessionsgemeinden in Simultanschulen umgewandelt werden.

An Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung kann, falls die dortigen öffentlichen Volksschulen Simultanschulen sind, weder von der konfessionellen Mehrheit, noch von der konfessionellen Minderheit die Errichtung einer öffentlichen Volksschule ihrer Konfession verlangt werden. Gibt es dagegen an derartigen Orten konfessionell getrennte Schulen, so kann jede Konfessionsgemeinde, die seither für ihre Angehörigen keine besondere Schule zu Lasten der politischen Gemeinde besaß, die Errichtung einer solchen dann verlangen, wenn sie in 3 auf einander folgenden Jahren ununterbrochen 50 oder mehr schulpflichtige Kinder hatte, und wenn nicht der Vorstand der politischen Gemeinde ausdrücklich die Errichtung einer Simultanschule beschließt.

Die von den verschiedenen Konfessionsgemeinden unterhaltenen konfessionellen Volksschulen sind nicht (gleich den Schulen der politischen Gemeinden) durchweg öffentlich, sondern sind öffentlich nur dann, wenn sie von dem Ministerium des Innern als öffentliche Volksschulen ausdrücklich anerkannt sind. Solche Anerkennung erfolgt nur unter der Bedingung, daß die betreffende Konfessionsgemeinde die nachhaltige Aufbringung der gesetzlich für die Schule erforderlichen Mittel nachzuweisen vermag. Derartige öffentliche konfessionelle Schulen haben (gleich den privaten konfessionellen Volksschulen) weder den politischen Gemeinden noch dem Staate gegenüber einen gesetzlichen Anspruch auf Unterstützung.

Konfessioneller christlicher Religionsunterricht gehört an allen öffentlichen Volksschulen zu den vorgeschriebenen Unterrichtsgegenständen, und zwar ist tunlichst allen evangelischen Kindern evangelischer, allen katholischen Kindern aber katholischer Religionsunterricht zu erteilen. Wird an der von Kindern verschiedener Konfession besuchten öffentlichen Volksschule einer politischen Gemeinde Religionsunterricht nur für die Kinder der konfessionellen Mehrheit erteilt, so muß die Gemeinde, falls die Kinderzahl der konfessionellen Minderheit wenigstens 10 beträgt, für den Religionsunterricht der Kinder der Minderheit ein geheiztes Schullokal darbieten. Beträgt die Kinderzahl der Minderheit in einem derartigen Falle mehr als 10, so kann die politische Gemeinde überdies angehalten werden, auch die sonstigen Kosten des Religionsunterrichts der Minderheit ganz oder teilweise zu bestreiten.

Zu den Kosten der von den politischen Gemeinden unterhaltenen öffentlichen Volksschulen müssen Protestanten und Katholiken anteilmäßig gleich viel beitragen.

8. Hamburg.

Eine öffentliche katholische Volksschule gibt es im Gebiete der freien Stadt — das bei der letzten Volkszählung von 40 300 Katholiken bewohnt wurde — nicht. Vielmehr werden durch den Staat und die politischen Gemeinden nur solche Volksschulen unterhalten, die,

wiewohl sie im Gesetze nicht als evangelisch bezeichnet sind, in Wirklichkeit den Charakter evangelischer Schulen haben. Letzteres ergibt sich daraus, daß an den öffentlichen Volksschulen die Lehren des evangelischen Bekenntnisses zu den vorgeschriebenen Unterrichtsgegenständen gehören, und daß die daran eingeführten Lese- und Geschichtsbücher im Sinne der evangelischen Auffassung geschrieben sind. Die Katholiken können die Errichtung und Unterhaltung einer katholischen Volksschule aus öffentlichen Mitteln unter keinen Umständen verlangen.

Private katholische Volksschulen gibt es im Gebiete der freien Stadt gegenwärtig 6, die sich alle in der Stadt Hamburg befinden und jetzt im ganzen durch 3424 Kinder — von denen 160 in der Stadt Bergedorf wohnen — besucht werden. Keine dieser Schulen erhält zu den Kosten ihrer Unterhaltung, trotz wiederholter bezüglicher Anträge, einen Zuschuß aus öffentlichen Mitteln.

In den öffentlichen evangelischen Volksschulen wird den sie besuchenden katholischen Kindern nirgends katholischer Religionsunterricht erteilt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen evangelischen Volksschulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

9. Mecklenburg-Schwerin.

Eine öffentliche katholische Volksschule gibt es im ganzen Großherzogtum, das bei der letzten Volkszählung von 12 000 Katholiken bewohnt wurde, nicht. Vielmehr sind die öffentlichen Volksschulen des Großherzogtums — die, soweit sie sich in den Städten befinden, von den Stadtgemeinden, soweit sie sich auf den Rittergütern befinden, von der Ritterschaft, und soweit sie sich auf den großherzogl. Domänen befinden, vom Großherzoge unterhalten werden — sämtlich evangelisch-lutherisch.

Private katholische Volksschulen bestehen im Großherzogtum zwei, nämlich eine in Schwerin, die schon vor etwa 200 Jahren errichtet ist und gegenwärtig von 120 Kindern besucht wird, und eine zweite in Ludwigslust, die etwa i. J. 1850 errichtet ist und jetzt 20 Kinder zählt. Der Rat der Stadt Rostock hat i. J. 1890 ein von katholischer Seite an ihn gerichtetes Gesuch um Genehmigung der Errichtung einer katholischen Privatschule abgelehnt, weil in Rostock zu wenige katholische Kinder, nämlich nur 20, vorhanden seien. Gegenwärtig beträgt die Zahl der schulpflichtigen katholischen Kinder in Rostock (wo bei der letzten Volkszählung 1150 Katholiken wohnten) etwa 100. Weder die katholische Schule in Schwerin noch die in Ludwigslust erhält zu ihren Unterhaltungskosten aus den Mitteln jener beiden Städte oder aus anderen öffentlichen Mitteln einen Zuschuß.

Katholischer Religionsunterricht wird den katholischen Kindern in den öffentlichen Volksschulen nirgends erteilt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen lutherischen Volksschulen müssen die katholischen Staatsbürger anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die lutherischen.

10. Braunschweig.

Eine öffentliche katholische Volksschule gibt es im Herzogtum, das bei der letzten Volkszählung von 26 300 Katholiken bewohnt wurde, nicht. Vielmehr sind die öffentlichen, von den politischen Gemeinden zu unterhaltenden Volksschulen des Herzogtumes sämtlich evangelisch-lutherisch. Die politischen Gemeinden des Herzogtums brauchen unter keinen Umständen auf ihre Kosten katholische Volksschulen zu errichten.

An katholischen privaten Volksschulen[1]) gibt es im Herzogtum acht, und zwar drei in der Stadt Braunschweig, deren älteste etwa seit 1715 besteht, und die jetzt von insgesamt 1212 Kindern besucht werden, eine vierte in Helmstedt, die seit 1803 (bis wohin sie eine Schule des am 30. November 1802 aufgehobenen Benediktinerklosters St. Ludgeri zu Helmstedt gewesen war) als weltliche Schule besteht und jetzt von 435 Kindern besucht wird, eine fünfte in Wolfenbüttel, die etwa seit 1715 besteht und jetzt von 284 Kindern besucht wird, eine sechste in Holzminden, die seit 1868 besteht und jetzt von 93 Kindern besucht wird, eine siebente in Bündheim bei Bad Harzburg, die seit 1881 besteht und jetzt von 109 Kindern besucht wird, und eine achte in Schöningen, die seit 1908 besteht und jetzt von 227 Kindern besucht wird. Die letzten drei Schulen erhalten zu den Kosten ihrer Unterhaltung weder vom Staate noch von den betreffenden politischen Gemeinden irgendwelche Zuschüsse. Hingegen erhalten gegenwärtig die drei katholischen Schulen in der Stadt Braunschweig aus städtischen Mitteln einen Zuschuß von jährlich 25 Mark für jedes einheimische Kind und außerdem im ganzen 300 Mark zur Beschaffung freier Unterrichtsmittel für arme Kinder und zur Bewirtung armer Kinder bei Schulausflügen, sowie ferner vom Staate einen jährlichen Zuschuß von zusammen 7000 Mark; auch hat im Schuljahre 1908—09 zum ersten Male eine der drei Schulen zu den Kosten eines erforderlichen Baues einen Zuschuß von 25 000 Mark erhalten. Und die katholische Schule in Wolfenbüttel erhält zur Zeit als jährlichen Zuschuß von der Stadt Wolfenbüttel 10 Mark für jedes einheimische Kind, vom Staate aber im ganzen 2100 Mark. Der katholischen Schule in Helmstedt gewährt augenblicklich die Stadt Helmstedt einen Zuschuß von 3000 Mark auf's Jahr, während der Staat den ersten Lehrer der

[1]) Seitens der preußischen Behörden werden allerdings, beiläufig bemerkt, die kathol. Schulen in Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, weil diese von den als öffentliche Verbände anerkannten kathol. Kirchengemeinden der genannten Städte unterhalten werden, neuerdings als öffentliche Schulen im Sinne des preußischen Lehrerbesoldungsgesetzes vom 3. März 1897 behandelt.

Schule besoldet und daneben einen jährlichen Zuschuß von 3140 Mark gewährt und außerdem bisher die ganzen Unterhaltungskosten und großenteils auch die Baukosten der erforderlichen Schulgebäude bestritten hat.

Katholischer Religionsunterricht wird den katholischen Kindern in den öffentlichen Volksschulen nirgends erteilt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen lutherischen Volksschulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

11. Oldenburg.

Die öffentlichen Volksschulen sind sowohl im Herzogtum Oldenburg als auch in den Fürstentümern Lübeck und Birkenfeld sämtlich konfessionell, und zwar evangelisch an Orten mit evangelischer, katholisch an Orten mit katholischer Bevölkerung. Im übrigen ist jedoch die Regelung des Volksschulwesens in den drei Gebietsteilen des Großherzogtums nicht ganz gleich.

A. In dem bei der letzten Volkszählung von 86 800 Katholiken bewohnten Herzogtum Oldenburg — wo die öffentlichen Volksschulen nicht von den politischen Gemeinden als solchen, sondern von den innerhalb dieser Gemeinden auf konfessioneller Grundlage gebildeten sog. Schulachten (Schulgemeinden) errichtet und unterhalten werden — dürfen an Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung die Angehörigen der konfessionellen Minderheit für ihre Kinder eine eigene Volksschule errichten und zu diesem Zwecke eine besondere Schulacht bilden, falls das Staatsministerium es genehmigt. Diese Genehmigung wird, wenn eine ausreichende Zahl schulpflichtiger Kinder dauernd vorhanden ist und die Angehörigen der konfessionellen Minderheit eine leistungsfähige Schulacht zu bilden vermögen, regelmäßig erteilt; wobei, was die schulpflichtigen Kinder angeht, eine Anzahl von etwa 30 bisher als ausreichend angesehen worden ist. Die genehmigten Schulen der konfessionellen Minderheit eines Ortes gelten, gleich den Schulen der konfessionellen Mehrheit, als öffentliche Schulen. Falls die Angehörigen der konfessionellen Minderheit eines Ortes, unter Bildung einer besonderen Schulacht, ein eigene Volksschule errichten, oder falls sie eine Privatschule ihrer Konfession begründen und diese durch ihre Kinder besuchen lassen, oder falls sie endlich ihren Kindern häuslichen Unterricht gewähren, brauchen sie Beiträge zur Unterhaltung der Volksschule der konfessionellen Mehrheit nicht zu leisten.

Auch wenn an einem Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung nur öffentliche Volksschulen der konfessionellen Mehrheit bestehen, wird doch für die diese Schulen etwa besuchenden Kinder der konfessionellen Minderheit ein Religionsunterricht auf Kosten der vorhandenen einzigen Schulacht — zu deren Schullasten dann die Angehörigen

der konfessionellen Minderheit anteilmäßig in gleicher Weise wie die Schulachtsgenossen beitragen müssen — nicht eingerichtet.

B. In dem bei der letzten Volkszählung von 400 Katholiken bewohnten Fürstentum Lübeck liegt die Pflicht zur Errichtung und Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen den politischen Gemeinden ob. An Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung soll, sobald und so lange die Zahl der Schulkinder der konfessionellen Minderheit nach dem Durchschnitt der letztverflossenen 5 Jahre über 25 betragen hat, auf Antrag der Mehrheit der gesetzlichen Vertreter dieser Kinder eine öffentliche Volksschule der Minderheitskonfession eingerichtet werden bezw. eingerichtet bleiben. Der einzige Ort des Fürstentums mit mehr als 25 schulpflichtigen katholischen Kindern ist die Hauptstadt Eutin, wo denn auch (neben der evangelischen) seit 1905 eine öffentliche katholische Volksschule besteht, die gegenwärtig von 40 Kindern besucht wird.

Private katholische Volksschulen gibt es im Fürstentum nicht.

Betreffs derjenigen Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung, wo nur evangelische öffentliche Volksschulen bestehen, ist die Einrichtung katholischen Religionsunterrichts für die diese Schulen besuchenden katholischen Kinder auf Gemeindekosten nicht vorgeschrieben.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen müssen Protestanten und Katholiken anteilmäßig gleich viel beitragen.

C. Auch in dem bei der letzten Volkszählung von 8700 Katholiken bewohnten Fürstentum Birkenfeld liegt die Pflicht zur Errichtung und Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen den politischen Gemeinden ob. Befindet sich an einem Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung nur eine öffentliche Volksschule der konfessionellen Mehrheit, dann soll, sobald die Zahl der Schulkinder der konfessionellen Minderheit nach dem Durchschnitt der letztverflossenen 5 Jahre über 25 betragen hat, auch eine öffentliche Volksschule der Minderheitskonfession errichtet werden. Beträgt an einem Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung, an dem sich sowohl eine evangelische als auch eine katholische öffentliche Volksschule befindet, die Zahl der Schulkinder der konfessionellen Minderheit durchschnittlich weniger als 40, aber mehr als 25, so kann dort ausnahmsweise, falls die an der Schule der konfessionellen Mehrheit angestellten Lehrer ohne übermäßige Belastung die Kinder der konfessionellen Minderheit mit zu unterrichten vermögen, auf Antrag der Mehrheit der zur konfessionellen Minderheit gehörigen Gemeindebürger durch die Regierung für die evangelischen und katholischen Kinder eine gemeinsame Schule hergestellt werden, die das geltende Schulgesetz von 1861 als „Simultanschule“ bezeichnet, die aber keine Simultanschule im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist, da alle von ihr anzustellenden Lehrer aus der Konfession der Mehrheit genommen werden müssen. Bisher ist

eine derartige „Simultanschule“ noch nirgends eingerichtet worden. An 14 Orten des Fürstentums besteht zur Zeit eine katholische öffentliche Volksschule, nämlich: in Oberstein, mit jetzt etwa 220 Kindern, in Bundenbach, mit 177 Kindern, in Hoppstädten, mit 160 Kindern, in Gonnesweiler, mit 139 Kindern, in Selbach, mit 127 Kindern, in Eiweiler, mit 117 Kindern, in Birkenfeld, mit 80 Kindern, in Weyersbach, mit 75 Kindern, in Kirnsulzbach, mit 70 Kindern in Otzenhausen, mit 65 Kindern, in Rohfelden, mit 55 Kindern, in Neunkirchen, mit 51 Kindern, in Bosen, mit 48 Kindern und in Eckelhausen, mit 22 Kindern.

Private katholische Volksschulen gibt es im Fürstentum nicht.

Auch hier brauchen die Gemeinden an solchen Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung, an denen nur evangelische öffentliche Volksschulen bestehen, für die diese Schulen besuchenden katholischen Kinder keinen besonderen Religionsunterricht einzurichten.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen müssen Protestanten und Katholiken anteilmäßig gleich viel beitragen.

12. Sachsen-Weimar.

Die öffentlichen, von den politischen Gemeinden zu unterhaltenden Volksschulen des Großherzogtums — das bei der letzten Volkszählung von 17 900 Katholiken bewohnt wurde — sind konfessionell, und zwar evangelisch an Orten mit ausschließlicher oder überwiegender evangelischer, katholisch an Orten mit überwiegender (oder ausschließlicher) katholischer Bevölkerung. Nur in dem Flecken Dermbach gibt es ausnahmsweise eine aus einer evangelischen (gegenwärtig von 179 Kindern besuchten) Abteilung und aus einer katholischen (gegenwärtig von 170 Kindern besuchten) Abteilung bestehende öffentliche Volksschule.

An den Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung hat die konfessionelle Minderheit mehrfach Veranlassung genommen, auf eigene Kosten für ihre Kinder eine Privatschule ihrer Konfession zu errichten. Und zwar bestehen gegenwärtig an 6 Orten des Großherzogtums katholische private Volksschulen, nämlich: in Weimar (seit 1853), mit jetzt 94 Kindern, in Eisenach (seit 1865), mit 127 Kindern, in Apolda (seit 1891), mit 69 Kindern, in Jena (seit 1892), mit 142 Kindern, in Weida (seit 1903), mit 98 Kindern, und in Neustadt a. O. (seit 1906), mit 61 Kindern. Andererseits gibt es im Großherzogtum auch eine evangelische private Volksschule, und zwar in Geisa, die seit 1861 besteht und gegenwärtig von 33 Kindern besucht wird. Die katholischen privaten Volksschulen erhalten von den Städten, worin sie sich befinden, trotz verschiedentlich gestellter bezüglicher Anträge, zu den Kosten ihrer Unterhaltung keinerlei Zuschuß. Nur vom Staate erhalten sie kleine Zuschüsse; und zwar betragen diese Zuschüsse zur Zeit für die Schulen in Weimar, Eisenach, Apolda und Jena je 450 Mark, für die Schulen in Weida und Neustadt a. O.

aber je 225 Mark im Jahre. Auch die eine evangelische private Volksschule erhält von der Stadt ihres Sitzes (Geisa) keinen Zuschuß; während sie vom Staate gegenwärtig einen Zuschuß von 450 Mark auf's Jahr erhält.

Wird eine evangelische öffentliche Volksschule auch von katholischen Kindern besucht, so kann die oberste Schulbehörde (d. i. die Kultusabteilung des Staatsministeriums) nach Vernehmung der zuständigen kirchlichen Behörden ausnahmsweise einen mehrfachen Religionsunterricht an solcher Schule anordnen. Bisher ist eine derartige Anordnung in Bezug auf keine evangelische öffentliche Volksschule des Großherzogtums getroffen worden.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen müssen Protestanten und Katholiken anteilmäßig gleich viel beitragen.

13. Anhalt.

Im Schulgesetze des Herzogtums — das bei der letzten Volkszählung von 11 800 Katholiken bewohnt wurde — ist nur die Errichtung evangelischer öffentlicher Volksschulen, und zwar durch den Staat, vorgeschrieben. Daneben ist bestimmt, daß die von den katholischen Kirchengemeinden etwa errichteten Volksschulen auf Antrag jener Gemeinden durch das Staatsministerium zu öffentlichen Volksschulen dann zu erklären sind, wenn die betreffende Schule ständig von mindestens 50 Kindern besucht und die für Erreichung des Zweckes einer öffentlichen Volksschule sonst erforderliche Gewähr gegeben wird; wobei die Einschränkung gemacht ist, daß, wenn die Kinderzahl einer für öffentlich erklärten katholischen Volksschule später unter 30 herabgeht, die Veröffentlichung wieder rückgängig gemacht werden kann. Die für öffentlich erklärten katholischen Volksschulen stehen den evangelischen öffentlichen Volksschulen namentlich insofern nicht ganz gleich, als einerseits bei ihnen der Staat nur die Gehälter und Pensionen der Lehrer bestreitet, während bei den evangelischen Schulen der Staat auch die Kosten der erforderlichen Bauten (abgesehen von kleineren Ausbesserungen) zu fünf Sechstel trägt, und als andererseits die Anstellung der Lehrer an den katholischen Schulen durch die katholische Kirchengemeinde mit Genehmigung der Staatsregierung, an den evangelischen Schulen aber durch den Staat erfolgt. Zur Zeit bestehen an folgenden 8 Orten öffentliche katholische Volksschulen: in Bernburg, mit jetzt 330 Kindern, in Dessau, mit 200 Kindern, in Cöthen, mit 168 Kindern, in Güsten, mit 100 Kindern, in Gr. Alsleben, mit 68 Kindern, in Leopoldshall, mit 67 Kindern, in Alten, mit 62 Kindern und in Ilberstedt, mit 53 Kindern.

Private katholische Volksschulen bestehen an folgenden 6 Orten: in Osternienburg, mit jetzt 60 Kindern, in Coswig, mit 47 Kindern, in Hecklingen, mit 43 Kindern, in Sandersleben, mit 40 Kindern und in Roßlau, mit 29 Kindern. Zuschüsse aus öffentlichen

Mitteln erhalten diese Schulen nicht, ausgenommen die Schule in Zerbst, die gegenwärtig vom Staate einen Zuschuß von 400 Mark auf's Jahr erhält.

Katholischer Religionsunterricht wird den katholischen Kindern in den öffentlichen Volksschulen nirgends erteilt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

14. Sachsen-Meiningen.

Es gibt im Herzogtum — das bei der letzten Volkszählung von 4800 Katholiken bewohnt wurde, und worin die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen den politischen Gemeinden obliegt — eine öffentliche katholische Volksschule; diese befindet sich in dem ganz katholischen Dorfe Wolfmannshausen und wird gegenwärtig von 70 Kindern, die sämtlich katholisch sind, besucht. Die übrigen öffentlichen Volksschulen des Herzogtums sind alle evangelisch-lutherisch. Daß sie dies sein müssen, ist allerdings in dem geltenden Volksschulgesetze von 1908 nicht zum Ausdruck gebracht; da aber die Religionslehre zu den vorgeschriebenen Unterrichtsgegenständen der öffentlichen Volksschulen gehört, und da, abgesehen von der Wolfmannshäuser Schule, in allen öffentlichen Volksschulen des Herzogtums nur das lutherische Bekenntnis gelehrt wird und die dem Unterrichte zu Grunde liegenden Lesebücher vom lutherischen Standpunkte aus geschrieben sind, so kann über den lutherischen Charakter der öffentlichen Volksschulen kein Zweifel sein. Die Katholiken können die Errichtung einer weiteren öffentlichen katholischen Volksschule unter keinen Umständen beanspruchen.

Auf eigene Kosten für ihre Kinder eine private katholische Volksschule zu errichten, steht den Katholiken gesetzlich frei. Von dieser Befugnis hat bis jetzt nur erst die katholische Gemeinde in der Stadt Pößneck Gebrauch gemacht, wo etwa seit 1883 eine, jetzt von 31 Kindern besuchte, private katholische Volksschule besteht. Ein Beitrag zu den Unterhaltungskosten dieser Schule wird weder von der Stadt Pößneck noch vom Staate gezahlt.

Von der Oberschulbehörde kann betreffs der von kathol. Kindern mitbesuchten öffentlichen lutherischen Volksschulen angeordnet werden, daß daran auch katholischer Religionsunterricht erteilt werden soll. Bislang ist das jedoch nirgends geschehen. Katholische Kinder, die eine öffentliche lutherische Volksschule besuchen, an dem dort erteilten Religionsunterrichte aber nicht teilnehmen, brauchen nur vier Fünftel des an der betreffenden Schule erhobenen Schulgeldes zu entrichten.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen müssen Protestanten und Katholiken anteilmäßig gleich viel beitragen.

15. Bremen.

Eine öffentliche katholische Volksschule des Staates oder einer politischen Gemeinde gibt es im Gebiete der freien Stadt — das bei der letzten Volkszählung von 19 100 Katholiken bewohnt wurde — nicht. Vielmehr sind die durch den Staat und die politischen Gemeinden unterhaltenen Volksschulen, wiewohl sie kein Gesetz als protestantische Schulen bezeichnet, und obgleich an ihnen der protestantische Katechismus nicht gelehrt wird, in Wirklichkeit alle protestantisch. Letzteres ergibt sich daraus, daß an jenen Schulen bisher nur protestantische Lehrer angestellt und daß die daran eingeführten Lehrbücher für biblische Geschichte und Lesebücher im Sinne der protestantischen Auffassung geschrieben sind. Die Katholiken können die Errichtung und Unterhaltung einer katholischen Volksschule aus öffentlichen Mitteln unter keinen Umständen verlangen.

Katholische Volksschulen gibt es im Gebiete der freien Stadt gegenwärtig 2, die sich in der Stadt Bremen befinden und jetzt im ganzen von etwa 1400, auf 28 Klassen verteilten Kindern besucht werden. Diese Schulen, die als öffentliche Schulen der katholischen Kirchengemeinde gelten, erhalten zu ihren Unterhaltungskosten vom Staate einen jährlichen Zuschuß, und zwar gegenwärtig in Höhe von 2000 *M* für jede Schulklasse, mithin überhaupt in Höhe von 56 000 *M*. Die in Bremerhaven wohnhaften Kinder besuchen, weil es in Bremerhaven keine katholische Volksschule gibt, die katholische Volksschule in dem preußischen Nachbarorte Lehe, woselbst sie, als Gastschulkinder, ein Schulgeld von je 100 *M* jährlich bezahlen müssen.

In den öffentlichen Volksschulen des Staates und der politischen Gemeinden wird den sie besuchenden katholischen Kindern nirgends katholischer Religionsunterricht erteilt.. Zu den Unterhaltungskosten dieser Schulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

16. Sachsen-Koburg-Gotha.

Eine öffentliche katholische Volksschule gibt es im Herzogtume — das bei der letzten Volkszählung von 3800 Katholiken bewohnt wurde — nicht. Die öffentlichen, von den politischen Gemeinden zu unterhaltenden Volksschulen sind vielmehr sämtlich evangelisch-lutherisch. Die Katholiken können die Errichtung einer öffentlichen katholischen Volksschule unter keinen Umständen beanspruchen.

Private katholische Volksschulen gibt es im Herzogtum 2, und zwar eine in Koburg, die schon seit 1807 besteht und jetzt von 95 Kindern besucht wird, und eine zweite in Gotha, die seit 1857 besteht und jetzt gleichfalls von 95 Kindern besucht wird. Weder die eine noch die andere dieser beiden Schulen erhält zu ihren Unterhaltungskosten Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln.

Katholischer Religionsunterricht wird den katholischen Kindern in den öffentlichen Volksschulen nirgends erteilt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen lutherischen Volksschulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

17. Sachsen-Altenburg.

Im Herzogtume — das bei der letzten Volkszählung von 5400 Katholiken bewohnt wurde, und worin die Hauptstadt Altenburg zur Zeit etwa 120 schulpflichtige katholische Kinder hat — gibt es eine öffentliche katholische Volksschule nicht. Die öffentlichen Volksschulen, die nicht von den politischen Gemeinden als solchen, sondern von den, je durch alle Einwohner eines Ortes oder mehrerer Orte gebildeten, sog. Schulgemeinden errichtet und unterhalten werden, sind vielmehr sämtlich evangelisch-lutherisch. Die Katholiken können die Errichtung einer katholischen öffentlichen Volksschule unter keinen Umständen beanspruchen.

Im Herzogtume besteht eine private katholische Volksschule, nämlich in dem Dorfe Rositz. Diese, i. J. 1902 errichtete Schule wird gegenwärtig von 220 Kindern besucht; wobei zu bemerken ist, daß die Schule seit 2 Jahren nur von Kindern im Alter von 8 bis 13 Jahren besucht wird, weil dem die Schule unterhaltenden Rositzer katholischen Schulvereine seit 2 Jahren die zur Beschulung der 6jährigen und 7jährigen katholischen Kinder nötigen Mittel fehlen und deshalb die Kinder dieser beiden Jahrgänge seitdem wieder die lutherische Volksschule in Rositz besuchen müssen. An Zuschüssen aus öffentlichen Mitteln hat die Schule in den ersten 6 Jahren nichts, für die beiden Schuljahre 1908/9 und 1909/10 aber auf Bitten je 800 ℳ vom Staate erhalten; während die Gemeinde Rositz bisher die Zahlung jeglichen Zuschusses verweigert hat.

In den öffentlichen Volksschulen ist für die sie besuchenden katholischen Kinder nirgends katholischer Religionsunterricht auf Kosten der politischen Gemeinde eingerichtet.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen lutherischen Volksschulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

18. Lippe.

Die öffentlichen Volksschulen des Fürstentums — das bei der letzten Volkszählung von 5400 Katholiken bewohnt wurde — tragen den Charakter staatlicher Schulen. Die Gehälter und Pensionen der daran unterrichtenden Lehrer werden vom Staate bezahlt; während die Bau- und Besserungskosten der Schulgebäude und der Dienstwohnungen der Lehrer, die Kosten der Heizung und Reinigung der Schulzimmer, die Ausgaben für das Schulinventar

und für Lehrmittel, sowie die Verwaltungskosten den einzelnen „Schulgemeinden" obliegen, zu welchen letzteren der Regel nach alle Bewohner der betreffenden, je über eine oder mehrere Ortschaften sich erstreckenden „Schulbezirke" gehören.

Es gibt im Fürstentume 2 öffentliche katholische Volksschulen, nämlich eine in Falkenhagen, die schon im 17. Jahrhundert errichtet ist und jetzt von 89 Kindern besucht wird, und eine in Grevenhagen, die etwa gegen Mitte des 18ten Jahrhunderts errichtet wurde und jetzt 31 Kinder zählt. Außerdem besteht in Cappel seit 1851 eine im Jahre 1888 für öffentlich erklärte, stets fast nur von katholischen Kindern (zur Zeit von 81 katholischen Kindern und einem reformierten Kinde) besuchte „Simultanschule", die als tatsächlich katholisch gelten kann, da der daran unterrichtende eine Lehrer immer ein Katholik ist und die daran gebrauchten Lesebücher im Sinne der katholischen Auffassung geschrieben sind. Die andern öffentlichen Volksschulen des Fürstentums sind dem Buchstaben des Gesetzes nach alle konfessionslos, in Wirklichkeit aber reformiert. Letzteres ergibt sich daraus, daß an diesen Schulen nur reformierte Lehrer angestellt werden, daß die daran eingeführten Lesebücher im Sinne der reformierten Auffassung geschrieben sind, und daß an ihnen schulplanmäßig nur reformierter Religionsunterricht erteilt wird. Ein gesetzliches Recht auf Errichtung weiterer öffentlicher katholischer Volksschulen (bezw. auf Veröffentlichung der vorhandenen katholischen Privatschulen) steht den Katholiken nicht zu.

Private katholische Volksschulen gibt es im Fürstentum acht, und zwar an folgenden Orten: 1) in Lemgo, seit 1853, mit jetzt 54 Kindern, 2) in Detmold, seit 1854, mit 145 Kindern, 3) in Schwalenberg, seit 1856, mit 24 Kindern, 4) in Lipperode, seit 1862, mit 65 Kindern, 5) in Salzuflen, seit 1882, mit 201 Kindern, 6) in Sabbenhausen, seit 1887, mit 56 Kindern, 7) in Niese, seit 1889, mit 76 Kindern, 8) in Lage, seit 1895, mit 40 Kindern. Für alle diese Schulen bestehen selbständige katholische Schulgemeinden mit eigenem Besteuerungsrecht, deren Mitglieder von Zahlung der persönlichen Steuern an die sonstigen Schulkassen des Fürstentums befreit sind und nur von ihren etwa außerhalb ihres Schulbezirkes gelegenen Grundstücken und Gebäuden an die Schulkasse der staatlichen Volksschulen die gesetzlichen Steuern zu entrichten brauchen. Alle 8 Schulen erhalten aus staatlichen Mitteln einen Zuschuß. Die Schule in Schwalenberg hat zwar, weil sie weniger als 30 Kinder zählt, auf solchen Zuschuß keinen Anspruch, erhält ihn aber auf ihre Bitte dennoch, und zwar gegenwärtig in Höhe von 300 *M* auf's Jahr. Die andern 7 Schulen haben, so lange sie, wie bisher, dauernd von mindestens 30 Kindern besucht werden, gesetzlichen Anspruch darauf, daß ihnen vom Staate als Zuschuß die Hälfte der Gehälter und Pensionen der angestellten

Lehrer gezahlt wird. Daneben erhalten die Schulen in Detmold, Lipperode und Salzuflen noch aus Mitteln der betreffenden politischen Gemeinden Zuschüsse, und zwar zur Zeit in Höhe von 400 *M* (in Detmold), 50 *M* (in Lipperode) und 1200 *M* (in Salzuflen).

Katholischer Religionsunterricht wird den katholischen Kindern in den öffentlichen reformierten Volksschulen nirgends erteilt.

Abgesehen von der erwähnten teilweisen Steuerfreiheit, die die Mitglieder der für die katholischen Privatschulen bestehenden Schulgemeinden genießen, müssen Protestanten und Katholiken zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschulen anteilmäßig gleich viel beitragen.

19. Reuß j. L.

Eine öffentliche katholische Volksschule gibt es im Fürstentume — das bei der letzten Volkszählung von 2700 Katholiken bewohnt wurde — nicht. Die öffentlichen, von den politischen Gemeinden zu unterhaltenden, Volksschulen sind vielmehr sämtlich evangelisch-lutherisch. Die Katholiken können die Errichtung einer öffentlichen katholischen Volksschule unter keinen Umständen beanspruchen.

Im Fürstentume besteht eine private katholische Volksschule, nämlich in der Hauptstadt Gera. Diese, i. J. 1903 durch die Geraer katholische Kirchengemeinde errichtete Schule wird gegenwärtig von 163 Kindern besucht. Zu den Unterhaltungskosten dieser Schule leistet weder die Stadt Gera noch der Staat irgend einen Zuschuß.

Katholischer Religionsunterricht wird den katholischen Kindern in den öffentlichen Volksschulen nirgends erteilt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen lutherischen Volksschulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

20. Lübeck.

Eine öffentliche katholische Volksschule gibt es im Gebiete der freien Stadt — das bei der letzten Volkszählung von 2400 Katholiken bewohnt wurde — nicht. Vielmehr sind die, als Staatsschulen anzusehenden, öffentlichen Volksschulen sämtlich evangelisch-lutherisch. Die Katholiken können die Errichtung einer öffentlichen katholischen Volksschule unter keinen Umständen beanspruchen.

Im Gebiete der freien Stadt gibt es eine private katholische Volksschule, nämlich in der Stadt Lübeck. Diese Schule besteht seit 1850 und wird gegenwärtig von 270 Kindern besucht. Zu ihren Unterhaltungskosten zahlt der Staat seit 1905 einen jährlichen Zuschuß von 3000 *M*.

Katholischer Religionsunterricht wird den katholischen Kindern in den öffentlichen Volksschulen nirgends erteilt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen lutherischen Volksschulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

21. Mecklenburg-Strelitz.

Eine öffentliche katholische Volksschule gibt es im ganzen Großherzogtume, das bei der letzten Volkszählung von 2400 Katholiken bewohnt wurde, nicht. Vielmehr sind die öffentlichen Volksschulen — die, gleichwie in Mecklenburg-Schwerin, soweit sie sich in den Städten befinden, von den Stadtgemeinden, soweit sie sich auf den Rittergütern befinden, von der Ritterschaft, und soweit sie sich auf den großherzoglichen Domänen befinden, vom Großherzoge unterhalten werden — sämtlich evangelisch-lutherisch. Die Katholiken können die Errichtung einer öffentlichen katholischen Volksschule unter keinen Umständen beanspruchen.

Auch eine private katholische Volksschule gibt es im Großherzogtume nirgends.

Katholischer Religionsunterricht wird den katholischen Kindern in den öffentlichen Volksschulen nirgends erteilt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen lutherischen Volksschulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

22. Schwarzburg-Rudolstadt.

Eine öffentliche katholische Volksschule gibt es im Fürstentume, das bei der letzten Volkszählung von 900 Katholiken bewohnt wurde, nicht. Die öffentlichen, von den politischen Gemeinden zu unterhaltenden, Volksschulen sind vielmehr sämtlich evangelisch-lutherisch. Die Katholiken können die Errichtung einer öffentlichen katholischen Volksschule unter keinen Umständen beanspruchen.

Im Fürstentum besteht eine private katholische Volksschule, nämlich in der Hauptstadt Rudolstadt. Diese, i. J. 1882 durch die Rudolstädter Katholiken errichtete Schule wird gegenwärtig von 62 Kindern besucht. Zu den Unterhaltungskosten dieser Schule leistet weder die Stadt Rudolstadt noch der Staat irgend einen Zuschuß.

Katholischer Religionsunterricht wird den katholischen Kindern in den öffentlichen Volksschulen nirgends erteilt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen lutherischen Volksschulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

23. Schwarzburg-Sondershausen.

Eine öffentliche katholische Volksschule gibt es im Fürstentume, das bei der letzten Volkszählung von 1500 Katholiken bewohnt wurde, nicht. Die öffentlichen, von den politischen Gemeinden zu unterhaltenden, Volksschulen sind vielmehr sämtlich evangelisch-lutherisch. Die Katholiken können die Errichtung einer öffentlichen katholischen Volksschule unter keinen Umständen beanspruchen.

Private katholische Volksschulen gibt es im Fürstentume zwei, und zwar eine in Sondershausen, die seit 1898 besteht und jetzt von 28 Kindern besucht wird, und eine zweite in Arnstadt, die seit 1872 besteht und jetzt von 72 Kindern besucht wird. Weder die eine noch die andere dieser beiden Schulen erhält zu den Kosten ihrer Unterhaltung Zuschüsse aus staatlichen oder städtischen Mitteln.

Katholischer Religionsunterricht wird den katholischen Kindern in den öffentlichen Volksschulen nirgends erteilt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen lutherischen Volksschulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

24. Reuß ä. L.

Eine öffentliche katholische Volksschule gibt es im Fürstentume, das bei der letzten Volkszählung von 1200 Katholiken bewohnt wurde, nicht. Die öffentlichen Volksschulen — die nicht von den politischen Gemeinden, sondern von den sog. Schulgemeinden errichtet und unterhalten werden — sind vielmehr bislang sämtlich evangelisch-lutherisch. Zu einer Schulgemeinde gehören im allgemeinen alle in deren Bezirke, dem sog. Schulbezirke, wohnenden Personen, einerlei, ob sie Mitglieder der evangelisch-lutherischen Landeskirche sind oder nicht; errichten und unterhalten jedoch die in einem Schulbezirke wohnhaften Mitglieder einer andern Kirche für ihre Kinder eine eigene Volksschule, — was mit Genehmigung der Oberschulbehörde, d. i. des lutherischen Consistoriums, zulässig ist —, so scheiden sie aus der betreffenden Schulgemeinde aus. Bisher ist der Fall, daß die in einem Schulbezirke wohnhaften Katholiken zur Errichtung einer eigenen Volksschule die Genehmigung der Oberschulbehörde erhalten haben, noch nicht vorgekommen. Die katholische Gemeinde in Greiz, der etwa 120 schulpflichtige Kinder angehören, hat zwar auf ihre Bitte schon vor etwa 2 Jahren die Zustimmung des Fürstregenten dazu erhalten, eine eigene Schule, die als öffentliche gelten soll, zu errichten; die erforderliche Genehmigung der Oberschulbehörde steht aber noch immer aus.

Auch eine private katholische Volksschule gibt es im Fürstentume nicht.

Katholischer Religionsunterricht wird den katholischen Kindern in den öffentlichen Volksschulen nirgends erteilt.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen lutherischen Volksschulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

25. Waldeck.

Die öffentlichen, von den politischen Gemeinden zu unterhaltenden, Volksschulen des Fürstentums — das bei der letzten Volkszählung von 1800 Katholiken bewohnt wurde— sind sämtlich konfessionell, und zwar evangelisch an Orten mit evangelischer und katholisch an Orten mit katholischer Bevölkerung. An Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung kann die konfessionelle Minderheit die Errichtung einer öffentlichen Volksschule ihrer Konfession auf Kosten der politischen Gemeinde dann verlangen, wenn ihr während der letzten 10 Jahre durchschnittlich mindestens 50 schulpflichtige Kinder angehörten. Bestand jedoch an einem Orte mit konfessionell gemischter Bevölkerung für die konfessionelle Minderheit, trotz geringerer Kinderzahl, zur Zeit des Inkrafttretens der jetzt gültigen Schulordnung von 1855 eine von der politischen Gemeinde unterhaltene öffentliche konfessionelle Schule, so hat die konfessionelle Minderheit ein Anrecht auf den Fortbestand dieser Schule.

Schon etwa seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts gibt es an 3 Orten des Fürstentums öffentliche, von der politischen Gemeinde unterhaltene katholische Volksschulen, nämlich eine, jetzt von 70 Kindern besuchte Schule in dem überwiegend katholischen Dorfe Eppe (wo zugleich eine jetzt von 7 Kindern besuchte öffentliche evangelische Volksschule besteht), eine von 42 Kindern besuchte Schule in dem ganz katholischen Dorfe Hillershausen und eine dritte in dem überwiegend evangelischen Dorfe Nieder-Schleidern, mit 16 Kindern. Außerdem gibt es im Fürstentume noch zwei katholische Volksschulen, die zwar gegenwärtig auch (nachdem sie eine Zeit lang reine Privatschulen waren) den Charakter öffentlicher Schulen tragen, aber von den betreffenden katholischen Kirchengemeinden zu unterhalten sind, nämlich eine in Arolsen, die etwa seit 1845 besteht und jetzt von 81 Kindern besucht wird, und eine zweite in Pyrmont, die seit 1862 besteht und jetzt von 49 Kindern besucht wird. Für die Arolser katholische Gemeinde wird voraussichtlich in kurzem der Fall eintreten, daß sie die Uebernahme der Schule durch die Stadt wegen zehnjährigen Vorhandenseins von 50 Kindern beanspruchen kann.

Private katholische Volksschulen gibt es im Fürstentume nicht.

In den öffentlichen evangelischen Volksschulen ist für die sie besuchenden katholischen Kinder nirgends katholischer Religionsunterricht auf Kosten der politischen Gemeinde eingerichtet.

Zu den Kosten der von den politischen Gemeinden unterhaltenden öffentlichen Volksschulen müssen Protestanten und Katholiken anteilmäßig gleichviel beitragen.

26. Schaumburg-Lippe.

Die Pflicht zur Errichtung und Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen des Fürstentums — das bei der letzten Volkszählung von 600 Katholiken bewohnt wurde — liegt nicht den politischen Gemeinden als solchen, sondern den je einen bestimmten räumlichen Bezirk umfassenden, von allen in diesem Bezirke (dem sog. Schulbezirke) wohnhaften Personen gebildeten, Schulgemeinden ob.

Die öffentlichen Volksschulen des Fürstentums sind, da an ihnen evangelisch-lutherischer Religionsunterricht zu den gesetzlich vorgeschriebenen Unterrichtsgegenständen gehört und die an ihnen eingeführten Lesebücher im Sinne der lutherischen Auffassung geschrieben sind, bisher sämtlich als lutherisch zu bezeichnen. Das Volksschulgesetz von 1875 bestimmt jedoch, daß, wenn etwa demnächst in einer Schulgemeinde die Mehrheit der Gemeindemitglieder dauernd aufhört, lutherisch zu sein, in der öffentlichen Volksschule jener Schulgemeinde der gesetzliche Religionsunterricht nicht mehr der lutherische ist. So lange die Katholiken in einer Schulgemeinde nicht dauernd die Mehrheit der Gemeindemitglieder bilden, können sie von der Schulgemeinde die Errichtung einer öffentlichen katholischen Volksschule nicht verlangen.

Private katholische Volksschulen gibt es im Fürstentume zwei, und zwar eine in Bückeburg, die seit 1848 besteht und jetzt von 20 Kindern besucht wird, und eine zweite in Stadthagen, die seit 1877 besteht und jetzt von 27 Kindern besucht wird. Weder die eine noch die andere dieser beiden Schulen erhält zu den Kosten ihrer Unterhaltung Zuschüsse aus staatlichen oder städtischen Mitteln.

Katholischer Religionsunterricht wird den katholischen Kindern an den öffentlichen Volksschulen bisher nirgends erteilt. Das Volksschulgesetz von 1875 bestimmt jedoch, daß, „wo die Verhältnisse dazu geeignet sind", mit Genehmigung der Oberschulbehörde neben dem lutherischen Religionsunterricht auch katholischer Religionsunterricht auf Kosten der Schulgemeinde erteilt werden kann.

Zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen lutherischen Volksschulen müssen die Katholiken anteilmäßig ebensoviel beitragen wie die Protestanten.

* * *

Eine unbefangene Betrachtung der vorstehend angeführten Vorschriften und Einrichtungen zeigt, daß nur in dem Großstaate Preußen und in den 6 Mittelstaaten Bayern, Sach-

sen, Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen und Hessen, sowie in den beiden Kleinstaaten Oldenburg und Waldeck für die öffentlichen Volksschulen eine gleiche Berücksichtigung der Katholiken und Protestanten gesetzlich vorgeschrieben ist, daß dagegen in den übrigen 17 deutschen Kleinstaaten die Katholiken hinsichtlich des Volksschulwesens keinen gesetzlichen Anspruch auf gleichmäßige Berücksichtigung haben. Letzteres gilt auch für Sachsen-Weimar, da die dort vorgeschriebene, formell ja allerdings für Protestanten und Katholiken gleiche, Behandlung der an dem einen oder anderen Orte vorhandenen konfessionellen Minderheit nach Lage der Umstände eine dauernde tatsächliche Benachteiligung der Katholiken mit sich bringen muß.

Diese Zurücksetzung der Katholiken hinter den Protestanten widerstreitet der durch die meisten Landesverfassungen, wie auch durch das Reichsgesetz vom 3. Juli 1869 ausdrücklich gewährleisteten staatsbürgerlichen Gleichberechtigung von Katholiken und Protestanten. Denn die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Katholiken erschöpft sich nicht etwa darin, daß die Katholiken verlangen können, in Bezug auf die „Teilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung" und auf die „Bekleidung öffentlicher Aemter" — welche Wirkungskreise in dem Reichsgesetze vom 3. Juli 1869 besonders hervorgehoben sind — den Protestanten gleich behandelt zu werden. Da nach der heutigen Auffassung über den Inhalt der staatsbürgerlichen Rechte oder der Mitgliedschaft am Staate jeder Staatsangehörige beanspruchen kann, „an den Wohltaten des staatlichen Gemeinwesens teilzunehmen" (Laband), und ein Recht auf „Versorgung und Förderung aller seiner mit Hülfe staatlicher Tat zu erfüllenden Interessen" insoweit hat, als „das Gemeininteresse es gestattet" (Jellinek), und da der moderne Staat den Volksschulunterricht als eine ihm zu Nutz und Frommen seiner Angehörigen obliegende Aufgabe ansieht, da ferner die Erziehung der Kinder im Sinne des katholischen Bekenntnisses das Gemeininteresse doch wahrlich an sich nicht schädigt, so können in jedem deutschen Bundesstaate die Katholiken verlangen, daß der Staat bei Regelung des Volksschulwesens, insbesondere auch bei Erlaß der Vorschriften über die Aufbringung der Kosten des Volksschulunterrichts, ihre Interessen in demselben Umfange berücksichtigt und fördert wie die Interessen der Protestanten. Der Umstand, daß solche gleichmäßige Berücksichtigung und Förderung der Interessen der Katholiken im Volksschulwesen der 17 Kleinstaaten Hamburg, Mecklenburg-Schwerin, Braunschweig, Sachsen-Weimar, Anhalt, Sachsen-Meiningen, Bremen, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Altenburg, Lippe, Reuß j. L., Lübeck, Mecklenburg-Strelitz, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß ä. L. und Schaumburg-Lippe nicht stattfindet, enthält eine Verletzung der staatsbürgerlichen Rechte der Katholiken jener Staaten.

Außerdem widerstreitet die in jenen 17 Staaten bestehende Regelung des Volksschulwesens — wonach die katholischen Eltern nicht nur ausnahmsweise unter besonderen Umständen, sondern der Regel nach verpflichtet sind, ihre schulpflichtigen Kinder, wofern sie sie nicht zu Hause oder in einer eigenen Schule unterrichten oder eine höhere Schule besuchen lassen, in die protestantische Volksschule zu schicken — auch der den Katholiken zustehenden Religions- und Gewissensfreiheit. Ein Staat, der, wie das heutzutage jeder deutsche Bundesstaat tut, seine Angehörigen für verpflichtet erklärt, ihre Kinder (soweit diese nicht Privatunterricht oder Unterricht in einer höheren Schule erhalten) während eines gewissen Lebensalters in die öffentliche Volksschule zu schicken, muß, wenn er nicht die Religions- und Gewissensfreiheit der Eltern verletzen will, grundsätzlich dafür sorgen, daß der von der öffentlichen Volksschule erteilte Unterricht nicht von anderen religiösen Anschauungen getragen ist als von denen der Eltern; es müßten denn die religiösen Anschauungen der Eltern derartig sein, daß deren Betätigung gegen die staatsbürgerliche Ordnung oder das Strafgesetz verstößt. Daß die deutschen Bundesstaaten die ihnen hieraus betreffs der Regelung des Volksschulwesens ihren katholischen Angehörigen gegenüber erwachsenden Pflichten in den einzelnen Fällen, namentlich wegen der entstehenden Kosten, nicht immer zu erfüllen vermögen, ist zuzugeben; soweit sie aber grundsätzlich sich über diese Pflichten hinwegsetzen, verletzen sie damit das Recht ihrer katholischen Angehörigen auf Religions- und Gewissensfreiheit.

Jeder Angehörige des Deutschen Reiches, der es für ein unbedingtes Gebot der Gerechtigkeit hält, daß den katholischen Reichsangehörigen volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung und wahre Religions- und Gewissensfreiheit tatsächlich gewährt wird, und der nicht wünscht, daß noch im zwanzigsten Jahrhundert in 17 deutschen Kleinstaaten auf dem Wege mittelbaren staatlichen Zwanges an der Ausbreitung protestantischer Glaubensanschauungen gearbeitet wird, muß die dargelegte Behandlung der katholischen Reichsbürger im Volksschulwesen der genannten 17 Staaten entschieden mißbilligen und muß dafür eintreten, daß auch in jenen Staaten bei der Regelung des Volksschulwesens den Katholiken gegenüber wahrhaft paritätische Grundsätze zur Anwendung kommen.

Ebenso muß auch jeder, der ernstlich darauf bedacht ist, den Frieden unter den Anhängern der verschiedenen christlichen Bekenntnisse im Deutschen Reiche zu fördern, sich gedrungen fühlen, nach Kräften dazu mitzuwirken, daß mindestens die Gesetze und die darauf beruhenden öffentlich-rechtlichen Zustände im ganzen Deutschen Reiche so gestaltet werden, daß die Katholiken dadurch ihre Rechte und religiösen Interessen in gleicher Weise gewahrt sehen wie die Protestanten. Der Um-

stand, daß es (wie aus der obigen Zusammenstellung klar hervorgeht) noch immer eine große Anzahl deutscher Bundesstaaten mit überwiegend protestantischer Bevölkerung gibt, deren Regierungen und Volksvertretungen sich der Erkenntnis verschließen, daß vom staatlichen Gesichtspunkte aus die Sorge für den gesamten Volksschulunterricht der katholischen Kinder grundsätzlich als ebenso wichtig zu betrachten ist, wie die Sorge für den Unterricht der protestantischen Kinder, beweist, wie stark die konfessionelle Eigenliebe vielerwärts im Deutschen Reiche auf protestantischer Seite leider noch ist. Diese konfessionelle Eigenliebe wird wesentlich abgeschwächt werden müssen, wenn es gelingen soll, die seit bald 4 Jahrhunderten durch die Verschiedenheit der Glaubensauffassungen getrennten Teile des deutschen Volkes im öffentlichen und bürgerlichen Leben endlich wieder enger mit einander zu verbinden. Daß aber eine engere Wiederverbindung dieser getrennten Volksteile, trotz der Fortdauer der Glaubensspaltung, in absehbarer Zeit gelingen möge, das wünschen doch hoffentlich alle vaterlandsliebende Deutsche, Protestanten wie Katholiken.

Oct. 9, 1920
Bever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thilsen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg

Band XXIX. | 15. Mai 1910. | Heft 8.

Aus Islands alten Schätzen.

Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie

von

Jón Svensson.

Autorisierte Uebersetzung von Joh. Mayrhofer.

Zweiter Teil.

Hamm (Westf.)
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1910.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

Heft 1 und 2: **Köln und Koblenz.** Eine Darstellung der Osterdienstags-Konferenz und ihrer Folgeerscheinungen. Von Dr. jur. Krueckemeyer.

Heft 3: **Mazedonien, Serbien und Montenegro.** Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Heft 4: **Die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.** Von Franz Weigl.

Heft 5 u. 6: **Kralik oder Muth?** Ein Wort zum katholischen Literaturstreit. Von Josef Pfeneberger.

Heft 7: **Der Volksschulunterricht der katholischen Kinder in den deutschen Bundesstaaten.** Eine Studie von Dr. Ferdinand Brandis.

Heft 8: **Aus Islands alten Schätzen.** Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie von Jón Svensson. Autorisierte Uebersetzung von Joh. Mayrhofer. (Zweiter Teil.)

Folgende Beiträge sind u. a. in Aussicht genommen:

Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung. Von M. Kreuser.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die sibyllinischen Weissagungen. Von P. H. Allroggen, O. F. M.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer.

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Generalsuperior P. Arn. Janssen, S.V.D. Von Fr. Schwager. S.V.D.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

Dorf und Bauernhof in Deutschland in alter und neuer Zeit. Von Dr. Ch. Meyer, Staatsarchivar.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. April. ✠ Ausgabe des Heftes am 15. Mai.

Aus Islands alten Schätzen II.

Zwei isländische Sagas.

Von

Joh. Mayrhofer.

(Vergl. Frankf. Zeitgem. Brosch. XXVIII. Jahrg., 10. Heft.)

Finboge der Starke.

Asbjörn, genannt Detti-Aas, war von Geburt ein Norweger und hatte, wie so mancher andere tüchtige Mann, sein Heil in Island gesucht, wegen der Gewaltherren in Norwegen, in deren Unterdrückung er sich nicht finden konnte. Er wohnte im Flatötal am Skjalfandefjord auf einem Gehöft, das Ore hieß, und war vermählt mit Thorgerde, einer Schwester Thorgeirs, der unter den Bewohnern von Ljosavatn lebte. Er selber hatte seinen Sitz im Flatötal, das an das Gebiet seines Schwagers Thorgeir grenzte. Asbjörn hatte eine Tochter namens Thorny. Um diese freite ein Norweger, und da er sie vom Vater nicht erlangen konnte, flüchtete er nach der Mutter Rat mit ihr hinüber nach Norwegen. Asbjörn kehrte zurück vom Thing, erfuhr es und wurde sehr böse, denn es war nicht mit ihm zu spaßen, wenn er böse wurde.

Es vergingen einige Jahre. Einmal nun, da Asbjörn mit seinen Leuten zum Thing reiten sollte, sagte er zu Thorgerde: „Ich reite jetzt wie gewöhnlich zum Thing; ich weiß, du erwartest ein Kind, und das bald, aber wie es auch gehen mag, das Kind soll ausgesetzt werden.“ Sie erwiderte, ein so verständiger und mächtiger Mann wie er dürfe so etwas nicht tun, denn das würde eine unerhörte Handlung sein bei einem armen Mann, wieviel mehr bei ihm, dem es nicht an Gut mangelte. Aber er erwiderte: „Du gabst dem Norweger unsere Tochter ohne mein Wissen; damals faßte ich den Entschluß, daß ich keine Kinder mehr auferziehen wollte, die du gegen meinen

Willen weggeben könntest, und tust du nicht, was ich dir befehle, so wird es dir schlimm ergehen." Darauf ritt er zum Thing. Bald darauf gebar Thorgerde einen großen, gesunden und schönen Knaben; aber obschon sie ihn sehr liebte, wollte sie ihn doch aussetzen, da sie ihren Mann kannte und wußte, daß es nicht gut gehen würde, wenn sie ungehorsam wäre. Sie nahm deshalb einige Leute, um ihn auszusetzen. Die trugen ihn vor die Hecke, legten ihn zwischen zwei Steine, legten einen großen Stein darüber, steckten ihm ein Stück Speck in den Mund und gingen dann weg.

Nun wohnte da an einer Stelle, die Tofte genannt wird, ein Mann namens Gest und sein Weib Sirpa, die Thorgerde auferzogen hatten, als sie Kind war, und die ihr gefolgt waren, als sie auf Öre verheiratet wurde. Man konnte nicht viel von ihr sagen, aber sie war das häßlichste Geschöpf, das man mit seinen Augen sehen konnte. Der Mann aber war ein armer Kerl, der gleichsam ein Sklave seines Weibes war. An dem Tage, da Thorgerde niedergekommen, sandte sie ihn aus, sei es nun, daß er vom Gebirge Kräuter holen sollte, denn sie wollte ihrer Pflegetochter Essen bereiten, sei es, daß er ihr Moos holen sollte, um damit zu färben. Während er nun über Stock und Stein lief, hörte er ein Kind weinen, deshalb ging er umher und sah nach jedem Steine, bis er das Kind fand. Er fand, daß es schön war, nahm es in sein Gewand und lief damit heim zu Sirpa und vergaß rein seinen Auftrag. Da sie nun das Kind angesehen, bat sie ihn darum, es aufziehen zu dürfen und zu tun, als wäre es ihr Kind. Er wandte ein, es würde niemand glauben, es wäre allzu wohlgestaltet, als daß es ihnen gleichen könne; aber sie sagte, er solle den Mund halten. Darauf sandte sie ihn nach Öre.

Er kam also zu Thorgerde und erzählte ihr, daß ihre Pflegemutter ein Kind geboren und daß sie weder Speise noch Bettücher hätten. Thorgerde wunderte sich nun allerdings und meinte, ihre Pflegemutter sei so alt, daß sie keine Kinder bekommen könnte; indessen schwatzte sie nicht lange, sondern gab ihm, was er brauchte. Sirpa nahm nun dem Kinde seine Kleidung und fand, daß sie allzu prächtig, als daß es sich für sie passen könnte; dagegen bekleidete sie es mit einigen alten Lumpen. Gest fragte Sirpa, wie der Knabe heißen solle; sie erwiderte, es sei am besten, ihn Urdekat zu nennen. Der Knabe gedieh gut, und das so stark, daß man kaum etwas Ähnliches gesehen. Sirpa nähte ihm Hosen von grobem Wollenzeug und einen Mantel; in der Hand hatte er gerne einen Stock mit einer Krücke daran, und so lief er jeden Tag aus und ein und war ihnen nützlich, wie er nur konnte, und wuchs Tag für Tag. Als er drei Jahre alt war, war er so groß wie ein Junge von sechs Jahren; und als er sechs Jahre alt war, war er so groß, stark und kräftig wie einer von zwölf Jahren.

Eines Tages lief Urdekat wie gewöhnlich hinab zum Strande, um die Fischer zu begrüßen. Die hatten eine große Heilbutte gefangen, warfen sie dicht am Strande hin und sagten zu ihm, wenn er

sie fortschleppen könne, solle er sie haben. Da sprang er ins Wasser hinaus, band das eine Ende eines Strickes um den Fisch, nahm das andere über die Schulter und zog, wie er nur konnte; manchmal ging es und manchmal nicht, so daß alle, die es sahen, über ihn lachten; aber er kümmerte sich nicht darum, und endlich ging es besser und besser, bis er ihn zuletzt fortbrachte und selbst ans Land gesprungen kam. Jetzt liefen die andern herbei und wollten ihm den Fisch abnehmen und wollten ihr Versprechen nicht halten, bis einige andere Männer dazukamen und ihm sein Recht verschafften. Dann zog er den Fisch zu seiner Pflegemutter Sirpa, die ihm denselben schenkte.

Gest und Sirpa suchten ihn auf jede Weise unkenntlich zu machen, was auch nötig sein konnte, da er oft nach Ore lief. Einst gab Asbjörn seinem Schwager Thorgeir ein Gastmahl. Urdekat lief auch dahin wie gewöhnlich. Er war sehr unbotmäßig und fing an, sich mit den Mägden herumzuschlagen, die ihn auch tüchtig anpackten; aber er schleppte eine von ihnen in die Stube, zur großen Freude der Geladenen. Als das Spiel vorbei war, stand er in seiner gewöhnlichen Tracht, einem Pelzrock, auf dem Boden, mit seinem Krückstock in der Hand. Thorgeir sah lange auf ihn und sagte zu Asbjörn: „Was ist das für ein fremder Junge?“ „Das soll ein Sohn von Gest und Sirpa sein,“ sagte Asbjörn. „Das ist nicht möglich,“ antwortete Thorgeir. Darauf rief er Urdekat und fragte ihn, wer er sei, wie alt er wäre und ähnliches, und als der Knabe seine Eltern nannte, sagte Thorgeir: „Du bist so groß und wohlgestaltet für dein Alter, daß ich nie einen Häuptlingssohn gesehen, der dir gleich gewesen.“ „Da wirst du zugeben, Schwager,“ nahm Asbjörn das Wort, „wenn du seine Eltern siehst, daß nichts Häuptlingsartiges an ihnen ist, denn das sind die größten Schweine, die einer sehen kann; aber warum gibst du dich mit dem Jungen ab?“ Thorgeir errötete und sagte: „Ich halte es für notwendig, davon zu sprechen, und es scheint mir, daß es dich näher angeht als mich.“ Darauf befahl er Urdekat, er solle seine Eltern holen, aber Sirpa wollte lange nicht kommen, bis sie endlich einsah, daß die Wahrheit nicht verborgen werden konnte. Sie kam und mußte Thorgeir ein Bekenntnis ablegen, so daß alles an den Tag kam. Die Pflegeeltern wurden wohl belohnt, aber Urdekat blieb auf Ore, wurde jetzt geputzt und bekam ein besseres Gewand, und man hatte nie einen so schönen, wohlgestalteten Jüngling gesehen wie ihn.

Unter dem Vieh des Hofes war ein dreijähriger Stier, der sehr böse und wütend war, daß die Mädchen kaum melken konnten seinetwegen. Eines Morgens kamen die Mägde schreiend herein und sagten, der Stier habe die Milch umgeschüttet. „Bist du da, du feiger Urdekat?“ sagten sie; „es ist, als ob du gar nicht da wärest, wenn man dich zu etwas braucht.“ Und so fuhren sie fort, ihn zu schelten und zu verspotten. Urdekat sagte: „Je schlimmer ihr ihn gemacht habt, desto besser, aber es wird nicht besser, weil ihr schlecht mit mir umgeht.“ Da liefen sie hin zu ihm und sagten: „Komm, guter Urdekat, und

hilf uns!“ und sie lobten ihn, so sehr sie konnten. Da ging er mit ihnen zum Vieh, aber als der Stier ihn gewahr wurde, ging er auf ihn los und wollte ihn auf die Hörner nehmen. Aber er packte mit jeder Hand ein Horn, und sie kämpften so gewaltig, daß die Erde unter ihnen aufgewühlt wurde, bis er endlich den Kopf des Stieres umdrehte und ihm das Genick brach, worauf die Knechte den Stier schlachteten. Alle fanden, daß das eine gewaltige Tat war für einen Jungen von zwölf Jahren, und Asbjörn, der bis dahin ihm gegenüber ziemlich stumm gewesen war, begann jetzt auch, ihn zu schätzen.

Eines Tages im Herbst fing Urdekat an, jeden Abend auszugehen und erst in der Nacht heimzukommen. Eines Abends kam er heim, als alle zu Bett gegangen waren. Er ging zum Bett seines Vaters und fragte, ob er schliefe. Der Vater fragte, was er wollte. Er antwortete, daß er jetzt an sieben Abenden dasselbe Gesicht gesehen, aber nicht wisse, was das sei, und er bat deshalb den Vater, mit ihm hinauszugehen. Urdekat sagte, er habe einen Schein gesehen draußen auf dem Meere, der am deutlichsten am ersten Abend gewesen und dann beständig abgenommen, und er vermutete, da wäre einer, der in Seenot und der ein Notfeuer angezündet. Der Vater gab ihm recht und überließ ihm ein Schiff, daß er sehen konnte, was das wäre. Urdekat ging mit drei Knechten an Bord. Zuerst ruderten die, und er steuerte, dann sagte er: „Jetzt sollt ihr steuern, dann will ich rudern und sehen, ob das etwas hilft.“ Dann ruderte er, und die andern merkten, daß er es schneller konnte als sie alle drei. Dann sagte er: „Jetzt sollt ihr rudern, dann will ich steuern,“ und sie taten es. Endlich sahen sie etwas, was sie für einen toten Walfisch hielten, aber als sie näher kamen, sahen sie, daß es ein Handelsschiff war. Sie legten bei und befestigten das Boot an dem Schiffe. Als sie nun an Bord gekommen, sahen sie, daß da ein Notfeuer angezündet gewesen, aber sie fanden nur noch Tote. Urdekat ging das Deck entlang und sah da ein seidenes Zelt und in dem Zelt ein wohlbereitetes Lager. Er rührte den Mann an, der da lag, und merkte, daß noch Leben in ihm war. „Lebst du, guter Mann?“ fragte Urdekat. „Ja,“ sagte der Mann. „Wie heißt du?“ fragte er weiter, „und woher seid ihr?“ „Ich heiße Finboge,“ sagte der Mann, „und bin ein Sohn des Baard in Vigen; aber was ist das für ein Mann, der uns aufgesucht hat?“ „Ich heiße Urdekat,“ sagte er. „Das ist ein merkwürdiger Name,“ sagte Finboge. Sie sprachen nun weiter miteinander. Darauf bekam Urdekat die Schlüssel zu Finboges Kiste, um seine besten Sachen auszuwählen, lud in das Boot, was dieses fassen konnte, und segelte mit Finboge und den andern, die noch am Leben waren, nach Öre. Dort pflegte Urdekat sie Tag und Nacht, aber sie starben alle außer Finboge. Er war ein sehr schöner Mann, groß und stark, hatte prächtige Waffen, Schwert und Schild, Helm und Panzer. Als Steuermann beerbte er seine ganze Schiffsmannschaft. Er blieb da den Winter über, gab sich viel mit Urdekat ab, und die Waren verkauften sie da rings in der Gegend.

Rafn hieß ein junger Mann, der ein Anverwandter Asbjörns und bei ihm im Hause war; er war sehr schnell auf den Füßen und ritt niemals, wenn er irgendwohin sollte. Im Frühling zogen Finboge und Urdekat aus, um weiter nördlich im Tale eine Schuld einzufordern; die beiden ritten, aber Rafn der Kleine lief voran. Am Abend kamen sie nach Ljosavatn und begaben sich zu Thorgeir. Tags darauf folgte er ihnen die Djupaa entlang. Am Abend kamen sie ins Gebirge, wo Thorgeirs Sohn, Drömmefinn, wohnte; seine Mutter war von finnischer Abkunft. Am Morgen bat Finboge, daß sie rasch weiterziehen dürften, und versprach, sie würden bei der Rückkehr desto länger verweilen. Darauf entgegnete Finn: „Man braucht jetzt nur wenig, um euch zu bewirten, und noch weniger, wenn ihr zurückkommt." Darauf zogen sie vom Gebirge fort, aber sie waren erst eine kurze Strecke Weges geritten, da sagte Finboge, daß er sich nicht wohl fühle. Urdekat sah auf ihn und sagte: „Laß uns absteigen; ich sehe, du bist sehr bleich; vielleicht kann es dann vorübergehen." Sie ließen die Pferde grasen, aber bald darauf sagte Finboge, es sei nun vorüber. Sie ritten nun weiter und kamen zu einem großen Steine. Hier wurde es viel schlimmer mit Finboge, und Urdekat setzte sich zu ihm und stützte sein Haupt. Finboge sagte: „Es wird mir wie meinen Gefährten gehen, daß keiner von uns lebend nach Norwegen kommt. Du, Urdekat, hast dich gut betragen, gegen mich und gegen uns alle. Einige in meinem Lande werden vielleicht sagen, daß es ein Glück für dich war, daß du mich so retten konntest; aber obschon ich dir nicht nach Verdienst lohnen kann, will ich doch tun, was ich kann. Hier sind meine Waffen, die mir mein Vater gab, und ich glaube, du wirst vergebens ihresgleichen in Norwegen suchen; diese wie auch all das, was du von dem Schiffe gerettet, und das, was ich von meiner Schiffsmannschaft erbte, gebe ich dir. Und dazu will ich dir meinen Namen geben, und ich bin zwar kein Weissager, aber es ahnt mir, daß dein Name berühmt werden wird, so weit die Welt bewohnt ist, und es wird mir und meinen Verwandten eine große Ehre sein, daß so ein berühmter Mann, wie ich erwarte, daß du werden wirst, meinen Namen annimmt, da ich selber so bald von hinnen muß." Kurz darauf starb er. Finboge sandte darauf Rafn zu Finn, und sie begruben ihn bei dem Steine, der seitdem Finboges Stein genannt ward.

Im Sommer segelte Finboge mit einem Norweger von Vigen außer Landes. Aber sie erlitten Schiffbruch und scheiterten an der Küste von Norwegen. Alle kamen um, ausgenommen Finboge. Er ging an Land, sah aber nichts anderes als Berge und steile Felsen. Endlich kam er in finsterer Nacht zu einem Gehöfte. Da klopfte er, und ein Mann sagte drinnen zu den Leuten, sie sollten aufmachen, aber die entgegneten, sie kümmerten sich nicht darum, und wenn es jede Nacht klopfte. Finboge pochte wieder, und diesmal stärker; der Mann forderte sie auf, zu öffnen, aber die erwiderten, sie wollten nicht, und wenn der Troll jede Nacht klopfte. Da klopfte Finboge zum dritten

Mal, so daß alles zitterte. Jetzt sprang der Bauer auf und sagte, sie seien nicht recht klug, daß sie nicht aufschließen wollten, sie könnten doch hören, daß da draußen einer wäre, der bei einem solchen Wetter lieber drinnen sein wollte. Darauf nahm er eine Axt zur Hand, ging zur Tür, begrüßte den Gast und fragte, wer er wäre. Als er nun alles erfahren, wie er Schiffbruch erlitten und daß er ein Sohn des Asbjörn auf Island wäre, sagte er: „Da kenne ich den Wolf an den Ohren; jetzt ist es am besten, du kommst herein und bleibst heute nacht hier.“ Dieser Hof hieß Grenmo und lag in Helgeland in Norwegen; und der Bauer hieß Baard und war der Erste dort im Lande. Baard half nun dem Finboge beim Bergen der Waren, die ans Land getrieben; und Finboge zeigte sich freigebig gegen alle, was er auch konnte, da er als Steuermann alle seine Schiffsleute beerbte, denn so war es damals Gesetz.

Im Winter ereignete es sich in Helgeland, was da öfters geschehen kann, daß sich ein Bär zeigte, der das Vieh tötete, und nirgends richtete er größeren Schaden an als auf Grenmo. Das ging soweit, daß Baard ein Thing einberufen, den Bären friedlos erklären und einen Preis auf seinen Kopf setzen mußte. Jetzt suchten viele ihn zu töten, aber es glückte nicht. Der Bauer Baard hatte, weit von seinem Hofe entfernt, eine Weide, wo er sein Vieh im Winter unterbrachte. Dort lag der Bär oft, und niemand konnte zu dem Vieh gehen, wenn es nicht mehrere zusammen waren. Eines Abends sagte Baard zu seinen Leuten, sie sollten am nächsten Morgen den Bären aufsuchen, und sie rüsteten sich alle, schärften ihre Äxte, bereiteten die Spieße, machten Pfeile u. dgl. Aber am Abend vorher, als alle schliefen, stand Finboge auf, nahm seine Waffen und folgte der Spur des Bären zur Weide. Er kam auf den Einfall, rückwärts zu gehen, kam zur Weide und sah den Bären liegen mit einem Schaf, das er zerrissen und dessen Blut er einsog. Finboge sagte: „Steh auf, Bär! und gib dich mit mir ans Werk, das ist besser als mit dem Stück Schaffleisch daliegen.“ Der Bär richtete sich auf, sah auf ihn und warf sich wieder hin. Finboge sagte: „Scheint es dir, ich bin zu stark bewaffnet im Vergleich mit dir, so werde ich erst das in Ordnung bringen“; darauf nahm er seinen Helm ab, setzte seinen Schild nieder und sagte: „Steh jetzt auf, wenn du kannst!“ Der Bär setzte sich aufrecht hin, schüttelte mit dem Kopf und legte sich wieder. „Ich merke schon,“ sagte Finboge, „du willst, wir sollen ganz gleich daran sein.“ Darauf warf er sein Schwert fort. „So,“ sagte er, „jetzt steh auf, wenn du ein Herz im Leibe hast und nicht ein feiges Vieh bist.“ Der Bär erhob sich, sträubte sich und wurde sehr böse und ging auf Finboge los. Er erhob die Tatze, um ihm einen Schlag zu geben, aber Finboge lief darunter, und sie rangen lange. Aber das Ende war, daß er dem Bären das Rückgrat brach. Darauf legte er ihn in dieselbe Stellung, wie er vorher gelegen. Dann nahm er seine Waffen und ging heim; er war sehr steif in den Gliedern, ging nun zu Bett und tat, als ob er schlief. Am nächsten Morgen rief Baard ihn und fragte, ob er jetzt

mitgehen wolle. Sie begaben sich nun auf den Weg und sahen den Bären liegen mit einem Schaf darunter. Aber keiner wagte es, sich mit ihm abzugeben und den ausgesetzten Preis zu gewinnen, bis Baard selbst, der bemerkte, daß er sich nicht rührte, ihm nähertrat und sah, daß er tot und sein Rückgrat gebrochen war. „Das ist eine unerhörte Tat," sagte er, „die kein Helgeländer ausführen konnte; das hast du gewiß getan, Finboge." „Das könnt ihr glauben, wie ihr wollt," sagte Finboge. „Ja, das hast du sicher," sagte Baard, „aber wie hast du dich dabei benommen?" „Das kann euch gleich sein," sagte Finboge, „weder du noch dein Sohn könnten das tun." Die zogen nun den Bären ab und gingen heim, und Finboge bekam den ausgesetzten Preis.

Es wurde Frühling, und da segelten viele Schiffe an Helgeland vorüber, und Finboge hatte sein Vergnügen daran, jeden Tag, wenn er gegessen, hinabzugehen und die vielen schönen Schiffe zu sehen. Eines Tages kam ein Mann am Lande entlang gerudert auf einem kleinen Schiff. Er war groß und von männlichem Aussehen, war angetan mit einem Kleide von rotem Scharlach und hatte einen dicken Silbergürtel um den Leib; sein gelöstes dichtes und schönes Haar hing ihm auf die Schultern herab. Er kam so schnell herangerudert, daß das Schiff zu fliegen schien. Finboge rief ihn an, und er ruderte sofort näher herbei. Finboge fragte, wie er hieß und woher er wäre. Er antwortete, er heiße Alf und sei verschwägert mit Hagen Jarl, denn er sei verheiratet mit seiner Schwestertochter Ingeborg und besitze eine Insel, die Sandö heiße. „Aber jetzt," sagte er, „will ich nicht hier stehen und noch mehr Worte in Wind und Wetter hinausrufen, ohne daß ich wieder etwas zu wissen bekomme. Wer bist du, der fragt?" Finboge nannte sich und seinen Vater. „Warst du es, der den Waldbären erschlug auf Helgeland?" sagte Alf. „Ja," erwiderte er. „Wie benahmst du dich dabei?" fragte Alf. „Das kann dir gleich sein," sagte Finboge, „du tötest keinen Bären auf die Art." Sie sprachen nun weiter miteinander, und Alf versprach, Finboge mit sich zu nehmen, denn er wollte hinab zu Hagen Jarl, wenn er zurückruderte. Finboge erzählte das dem Bauer Baard; aber der riet ihm davon ab, denn Alf war ein böser Mann, der viele bedrückte, weil er des Jarls Schwager und Begleiter war. Finboge meinte indessen, es werde schon gut gehen.

Zur bestimmten Zeit kam Alf zurück und nahm Finboge mit sich. Er nahm liebreich Abschied von Baard und ging mit seinem Reisesack an Bord. Alf schien es, daß das Fahrzeug etwas davon sank und sagte: „Ich kann an deinem Ranzen merken, daß es dir nicht an Silber fehlen wird, um für dich zu zahlen, wenn du zu Hagen Jarl kommst." Sie fuhren nun ab, und Alf ruderte; als sie ein Stück gerudert waren, bat er Finboge, daß er es tue. Der ruderte auch so, daß es Alf nicht vorkam, als ob das Schiff stille stände. Sie sprachen verschiedenes miteinander. Finboge fragte, ob sie Sandö am Abend erreichen könnten, aber Alf antwortete, es liege eine Insel auf dem

Wege, da wollten sie anlegen und die Nacht über bleiben. Sie kamen zu der Insel, wo eine große Höhle am Strande war. Alf sagte: „Jetzt wollen wir uns nicht damit aufhalten, das Zeug vom Schiffe hineinzutragen; fasse du den Vordersteven, so nehme ich den Hintersteven und so wollen wir das Schiff in die Höhle hinauftragen.“ Das taten sie. Dann teilten sie die Arbeit unter sich; Finboge zündete Feuer an, und Alf holte Wasser. Aber das Holz wollte Finboge nicht angehen, er legte viel ans Feuer und blies aus allen Kräften. Im selben Augenblick hörte er einen Laut oben über sich und warf sich eilends auf die andere Seite des Feuers. Es war Alf, der ihn überraschen und ihm das Leben nehmen wollte. Er sprang auf, packte Alf um den Leib, und sie rangen lange Zeit. Inzwischen begann das Feuer zu brennen, und es wurde ganz hell in der Höhle. Ganz weit drinnen sah er einen Stein mit einer scharfen Kante; dorthin schleppte er Alf und brach sein Brustbein an dem Stein, daß er starb.

Finboge bereitete sich sodann ein Lager und schlief in guter Ruhe während der Nacht. Am Morgen stieß er das Schiff in die See hinaus, nahm seine Waffen und ruderte nach Sandö. Die Leute nahmen ihn wohl auf, da sie das Schiff kannten, und führten ihn zu Ingeborg. Sie fragte, wer er wäre. Er nannte sich und seinen Vater. Sie fragte, ob er es wäre, der den Bären in Helgeland getötet. „Ja,“ antwortete er. „Wie benahmst du dich dabei?“ fragte sie. „Das kann dir gleich sein,“ sagte er, „dein Sohn tötet doch keinen Bären auf die Art.“ Er erzählte ihr darauf, daß er sich von Alf auf einer Insel getrennt, daß Alf keine Zeit habe, zurückzukehren, da er zu Hagen Jarl wolle; „und,“ fuhr er fort, „er hat mich deshalb hierher geschickt nach seiner Tochter Ragnhilde und befahl mir, als Zeichen anzugeben, daß sie oft darum gebeten, aber nie zuvor die Erlaubnis erhalten, aber jetzt, sagte er, sollte sie mit.“ Das kam Ingeborg allerdings etwas sonderbar vor, aber sie glaubte doch, daß es wahr sei, und sprach mit ihrer Tochter. Diese sagte, es komme auf ihre Mutter an, ob sie mit solle. Da schmückte die Mutter sie, so gut sie konnte, mit Gold und Silber und den besten Sachen, die sie hatte und als sie fertig waren, folgte sie ihnen zum Schiffe. Finboge nahm Ragnhilde in seine Arme und trug sie an Bord. Ingeborg sagte: „Hast du mit Lüge und Trug gehandelt, Finboge, so hüte dich wenigstens, dem Mädchen etwas Böses zuzufügen, denn was du sonst auch Böses tust oder getan hast, dieses wird dich schnellstens das Leben kosten.“ Dann ruderte er fort. „Ist es wahr, was du gesagt hast, Finboge?“ fragte Ragnhilde; „wie trenntest du dich von meinem Vater?“ Er antwortete: „Wir trennten uns auf die Weise, daß er starb.“ „Dann brauche ich nicht weiter zu fragen,“ sagte sie, „bringe mich jetzt zu meiner Insel zurück, das ist das Ratsamste, was du tun kannst.“ „Ich nahm dich fort, daß du mit mir fahren solltest,“ sagte Finboge. Das Mädchen fing jetzt an zu weinen. „Gib dich jetzt zufrieden,“ sagte Finboge, „ich werde mich nicht gegen dich aufführen wie ein Bube, wie immer es mir auch sonst ergehen wird.“ Sie kamen dann zu der Insel, und er brachte

all das Besitztum, das dort zurückgeblieben war, auf das Schiff. Das Mädchen begann jetzt, froh zu werden. Finboge ruderte darauf weiter, und wo er zu einem Hafen kam, da konnte er so viele Leute bekommen, wie er wollte, denn er teilte mit beiden Händen Gel aus. Endlich kam er nach Lade, wo er gleich mit Ragnhilde zum Hof hinaufging, und übergab sie Hagen Jarls Schwestertöchtern Ulfhilde und Ingeborg, die sie mit offenen Armen aufnahmen.

Eines Tages stellte sich Finboge dem Jarl vor und grüßte ihn. Der Jarl dankte und fragte, wer der große und schöne Mann wäre. „Ich heiße Finboge," entgegnete er, „und bin ein Sohn von Detti-Aas, der bei vielen Leuten hier in Norwegen bekannt ist, aber das Geschlecht meiner Mutter ist auf Island, und Thorgeir, der Ljosvetninger, ist der Bruder meiner Mutter." „Du bist aus einem ausgezeichneten Geschlecht," sagte der Jarl, „ich kenne deine Verwandten; es können sich nicht viele mit ihnen messen; aber warst du im Winter in Helgeland?" „Ja," sagte Finboge. „Tötetest du den Bären?" fragte der Jarl. „Ja," erwiderte Finboge. „Wie," sagte der Jarl, „benahmst du dich, da du waffenlos warst?" „Es kann euch nicht nützen, das zu wissen," erwiderte Finboge, „ihr könnt doch keinen Bären töten auf die Art." „Mit wem bist du von Norden gekommen?" fragte der Jarl. „Mit eurem Schwager Alf," antwortete Finboge. „Wo trenntet ihr euch?" sagte der Jarl. „Er blieb zurück auf einer Insel," entgegnete Finboge. „Warum blieb er zurück?" sagte der Jarl. „Ich tötete ihn," sagte Finboge. Der Jarl wurde blutrot im Gesicht. „Und nach einem solchen Verbrechen," sagte er, „wagst du, mir vor die Augen zu kommen? Wußtest du nicht, wie lieb er mir war?" „Ich hatte guten Grund zu dem, was ich tat," sagte Finboge, „denn er wollte mir das Leben nehmen und war ein böser Mann. Ich bin gekommen, um euch meinen Dienst und meine Hilfe anzubieten an seiner Statt; Bubenwerk, dessen er sich nicht schämte, kann ich nicht auf mich nehmen, aber Kühnheit und Mannesmut hoffe ich zu zeigen so gut wie einer eurer Mannen." Der Jarl bedachte sich. Finboge gestand jetzt, daß er noch mehr getan, daß er des Jarls Verwandte von Sandö weggeführt, und sie wäre jetzt in die Gewalt des Jarls gekommen. „Niemals," sagte der Jarl, habe ich einen gesehen, der so verwegen wie du; entweder mußt du toll sein, oder du glaubst, daß du etwas hast, worauf du dich verlassen kannst, worum ich mich weiter nicht kümmere; aber es würde eine zu gelinde Strafe für dich sein, bald zu sterben; wir müssen dich in dem einen oder andern kleinen Spiel prüfen."

Einmal blies der Jarl zur Heeresversammlung und ließ seinen Stuhl mitten hinaus aufs Feld tragen. Darauf ließ er Finboge rufen und sagte zu ihm: „Hier hast du einen kleinen Jungen, mit dem du kämpfen sollst; du brauchst ihn nicht zu schonen, denn er wird nicht gelinde mit dir umgehen." Finboge sah, daß ein Mohr neben dem Stuhle stand, und es schien ihm, daß er niemals einen häßlicheren Menschen gesehen. Sie fingen an zu kämpfen, hart und lange. Fin-

boge zog ihn zu einem großen Stein, der auf dem Felde stand, und dort brach er ihm den Rücken entzwei. Der Jarl sagte: „Du hast dir recht vorgenommen, Finboge, mit meinen Mannen aufzuräumen.“ „Ich glaube, Herr,“ sagte Finboge, „daß die meisten ihn eher einen Troll als einen Menschen nennen werden.“ Der Jarl befahl ihm, seines Weges zu gehen und ihm nicht vor die Augen zu kommen, bis er ihn rufen lasse. Finboge gewann sich inzwischen Freunde durch seine Freigebigkeit; er hatte richtig die Steuer abgeliefert, die Alf im Norden eingefordert, und die war größer als gewöhnlich; der Jarl besuchte auch seine Verwandte Ragnhilde und hörte, daß Finboge sich gut gegen sie benommen, und Ingeborg und Ulfhilde legten ein gutes Wort für ihn ein.

Einmal ließ der Jarl Finboge rufen und sagte zu ihm: „Jetzt sollst du mir weiter keine Mannen rauben, du sollst um die Wette schwimmen mit einem Bären.“ Der Bär war groß und stark und konnte Menschenrede verstehen. Der Jarl ging mit seinem ganzen Gefolge hinab zur See. Finboge sprang hinein, und der Jarl befahl dem Tiere, ihm nachzuspringen; aber der Bär legte sich dem Jarl zu Füßen und wollte nicht, bis der Jarl ihn reizte. Da sprang er hinter Finboge her, und es gab ein langes Spiel, und sie tauchten einander unter, tief und lange. Aber Finboge ergriff schließlich einen Dolch, den seine Mutter ihm gegeben, und durchbohrte den Bären damit, daß er sich zu Tode blutete. Darauf ging er ans Land und stellte sich dem Jarl vor. „Hast du den Bären getötet?“ sagte der Jarl. „Ja,“ antwortete Finboge. „Du bist ein merkwürdiger Mann,“ sagte der Jarl, „und deinesgleichen ist von Island in meinen Tagen nicht gekommen.“ Darauf vergab er Finboge und nahm ihn unter seine Mannen auf.

Im nächsten Frühjahr sagte der Jarl zu Finboge, daß er im Sinne habe, ihn als Gesandten zu schicken. Es war nämlich ein Norweger mit Namen Berse, der war einer von des Jarls Mannen gewesen und war ein großer Kaufmann, ihm hatte der Jarl einst zwölf Mark Silber geliehen, aber Berse war vor sieben Jahren fortgereist und noch nicht zurückgekehrt. Inzwischen hatte der Jarl gehört, daß er nach Griechenland gekommen, wo König Jon herrschte, und daß er einer von seinen Mannen geworden. „Jetzt,“ sagte der Jarl, „will ich dich hinsenden, um dieses Geld zu holen, und ich will halb soviel dazu haben oder seinen Kopf. Obwohl ich mächtig bin und weit berühmt, werde ich von fremden Häuptlingen doch nicht geliebt, denn man hält mich für grausam und tückisch; ich kann deshalb nicht wissen, wie der König dich aufnehmen wird, aber wähle jetzt unter meinen Mannen, wen du mit dir nehmen willst, und bereite dich aufs beste für die Reise.“ Finboge tat das und bat den Jarl, indessen für Ragnhilde zu sorgen.

Finboge segelte fort und kam glücklich nach Griechenland. Dort mietete er sich in aller Stille eine Herberge, nicht weit vom Königssitze, und trieb Handel mit den Einwohnern. Griechenland war da-

mals ein christliches Land. Er erfuhr, daß Berse beim König war und es gut hatte. Eines Tages machte Finboge sich daran, mit dem König zu reden, nahm seine Waffen, rüstete sich aufs beste, und sie gingen zu Zwölfen zum König. Er grüßte den König, und dieser dankte und fragte, wer er wäre. Finboge sagte seinen Namen und daß er sein Geschlecht in Norwegen und auf Island habe. „Du bist ein tüchtiger Mann," sagte der König, „und sicher angesehen in deinem Land, aber an wen glaubst du?" „An mich selbst," sagte Finboge. „Wie alt bist du?" fragte der König. „Jetzt bin ich achtzehn Jahre alt," antwortete Finboge. „Mich dünkt," sagte der König, „daß viele, die denselben Glauben haben wie du, nicht so viel haben, worauf sie sich stützen können; aber was ist im übrigen dein Auftrag?" Finboge erwiderte: „Ich bin gesandt von einem Jarl mit Namen Hagen, der über Norwegen herrscht, und ich bin einer seiner Mannen." Und dann erzählte er den ganzen Zusammenhang. „Ich habe nie anderes von Hagen Jarl gehört als Böses," sagte der König; „das sollte sonderbar sein, wenn er daran denkt, des Mannes Haupt zu bekommen, den ich beschütze; aber da du einen so weiten Weg hierher gezogen und so ausgezeichnet vor allen bist, die in meiner Zeit von den Nordländern gekommen sind, so kann es schon sein, daß ich dieser Sache einen Ausgang gebe, mit dem dir gedient sein kann. Gib dich jetzt hier im Winter zur Ruhe, und du sollst frei mit unsern Leuten handeln können." Finboge dankte dem König, ging heim und hatte es in diesem Winter gut.

Im Frühjahr stellte er sich wieder dem König und sagte, er wolle seinen Auftrag ausführen. König Jon erlaubte das. Darauf berief der König eine Versammlung, und Berse kam zugleich mit vielen andern dahin. Der König sagte: „Berse! Schuldest du Hagen Jarl Geld?" Er sagte, er schuldete ihm zwölf Mark Silber, die er niemals zu bezahlen gedächte. Aber der König sagte, er solle die jetzt auf der Stelle bezahlen. Berse mußte nun mit dem Geld herausrücken, und der König legte halb soviel dazu und gab Finboge das alles zusammen. All das tat der König um Finboges willen, aber jetzt verlangte er auch, daß er ihn eine Probe von seiner Stärke sehen lassen und daß er den christlichen Glauben annehmen solle. Finboge sagte: „Das will ich euch versprechen, wenn dieser Glaube in den nordischen Ländern verkündigt wird, so sollen ihn wenige eher als ich annehmen, und ich will alle, die mir gehorchen, ermuntern, ihn anzunehmen." Jetzt saß der König auf einem Stuhl und zwölf Männer bei ihm, sechs auf jeder Seite. Finboge stand vor ihm in kostbarem Gewande, und alle bewunderten seine Schönheit und sein gebildetes Wesen. Er ging hin zu dem Stuhle, hob ihn auf seine Schultern und ging mit ihm aus dem Kreise der Mannen und setzte ihn wieder nieder, so daß alle sich ob seiner Stärke verwunderten. Der König gab ihm einen Goldring, der zwölf Öre wog, und Schwert und Schild, zwei große Kostbarkeiten. „Und dazu," sagte er, „will ich dir einen Zunamen geben und dich Finboge den Starken nennen,

und es ahnt mir, daß dein Name berühmt sein wird, soweit die Welt bebaut ist, und du sollst unser vollkommenster Freund sein, ob wir uns nun jemals sehen oder nie mehr.". Darauf reiste Finboge der Starke mit seinem ganzen Gefolge nach Norwegen zurück.

Dem Jarl schien es, daß Finboge eine gute Reise gemacht, da er so viel Geld erhalten und so große Ehre genossen von Griechenlands König. Finboge bat ihn, ihn mit Ingeborg zu versöhnen, daß er Ragnhild zur Ehe erhalten und dadurch Ingeborg Genugtuung geben könne für die Tötung ihres Mannes. Der Jarl versprach es und lud sich selbst zu Gast bei Ingeborg, aber sie bat, daß Finboge nicht mitkommen möchte, da sie es nicht ertragen könne, ihn zu sehen. Aber der Jarl entgegnete, dafür werde er schon sorgen. Er zog mit Finboge nach Sandö, und da dieser ein vorzüglicher Mann war, so erhielt er Ragnhilde zum Weibe. Nachher zogen beide hin und feierten Jul bei dem Jarl, der Finboge ein Schiff verehrte, da er heimkehren wollte nach Island. Im Frühjahr segelte Finboge von Norwegen, kam glücklich heim, und es wurde bald bekannt, welche Ehre er sich erworben und daß er das herrlichste Weib zur Ehe erhalten.

Im Herbst hielt Thorgeir ein Gelage und verehrte Finboge eine Schar von fünf Falben. Finboge ließ diese Pferde hinaustreiben auf die Heide am Flatötal. Aber dort in den Heidehäusern wohnte ein Mann, der hieß Uxe (Ochse), ein armseliger Mensch, der verheiratet war mit einer Tochter eines Bauern, der Bretting hieß; er hatte viele Kinder und nur wenig zu leben und war im übrigen ein schlechter Kerl. Die Leute begannen damals Finboge zu plagen, da er so mächtig geworden und so viel von ihm geredet wurde. Uxe und Brettings Söhne und Verwandte und Freunde waren nicht unter den letzten; und Uxe klagte, daß Finboges Pferde ihm Verdruß machten. Darüber gerieten sie in Streit, und Finboge schlug Uxe tot. Als er dies getan, ging er zu der Frau des Getöteten und gab ihr einen Goldring, der sechs Öre wog, und bat sie, den zunächst zu nehmen. Aber Brettings Söhne erhoben einen Rechtsstreit gegen ihn, der durch Thorgeirs Vermittlung beigelegt wurde. Thorgeir wollte indessen nicht haben, daß Finboge auf Öre wohnen bliebe, damit er nicht aufs neue Streit mit seinen Feinden haben sollte, und bewog ihn, zu ihm nach Ljosavatn zu ziehen. Aber als Finboge und Rafn der Kleine wieder einmal nach Öre ziehen wollten, legten Brettings Söhne und ihre Freunde sich in den Hinterhalt, und er hielt einen fast unglaublichen Streit mit fünfzehn Männern aus. Er erschlug drei, verteidigte sich dann allein gegen zehn, während Rafn nach Öre lief, um bei Finboges Vater Asbjörn Hilfe zu holen, und als dieser kam, fand er Finboge dasitzen, verwundet, wie er sich gegen drei verteidigte. Zwölf tötete er im ganzen, und drei entkamen. Von diesem Streit wurde viel gesprochen, und endlich einigten sie sich dahin, daß Finboge sich nicht im Nordland aufhalten solle, außer wenn er zu Gast

war bei seinen Verwandten. So ritt er denn gleich nach dem Thing nach Vididal und kaufte sich dort den Hof Borg.

Damals wohnte Ingemund auf Hof im Vatnstal und war ein großer Häuptling. Das Ansehen seiner Söhne stand damals auch auf der höchsten Höhe, und sie waren sehr übermütig. Der eine hieß Thorer, der andere Thorsten und der dritte Jökul, alle tüchtige Streiter. Sie suchten besonders Finboge zu plagen, denn sie konnten nicht leiden, daß er angesehener und ein tüchtigerer Mann war als die andern dort in der Gegend.

Ragnhilde hatte zwei Söhne geboren, Alf und Gunbjörn; der eine war jetzt fünf, der andere drei Jahre alt. Diese Knaben pflegten zu einem alten, bösen Zauberer hinzulaufen, Thorvald Modskeg mit Namen, der auf Gardshorn, dicht bei Borg, wohnte; sie plagten ihn mit allerhand Streichen und schalten ihn einmal einen Nichtsnutz und einen Troll. Darüber wurde der Mann so aufgebracht, daß er sie ergriff, mit jeder Hand einen, und sie gegen einen Stein schlug, daß das Hirn herausfloß. Finboge sah das und begann, mit ihm zu kämpfen, wurde aber so müde, daß er nicht einmal sein Schwert erreichen konnte, welches dicht bei ihm lag, und biß deshalb Thorvald die Kehle ab. Ragnhilde starb aus Kummer über den Tod ihrer Söhne.

Finboge heiratete sodann Halfride, eine Tochter Ejolfs auf Mödruvolde; sie gebar ihm einen Sohn Gunbjörn. Durch diese Heirat erhielt Finboge verschiedene neue Verwandte, unter andern Sigurd, der auf dem Hofe Gnup im Vatnstale wohnte. Dieser Sigurd hatte einen Sohn Thorkel, der um Thora, eine Tochter Thorgrims auf Bolstadehlid, freite. Aber Ingemunds Sohn Jökul besuchte Thora, und man meinte, er wolle sie heiraten oder sie als Kebsweib haben. Er widersetzte sich der Heirat und legte sich in den Hinterhalt gegen Finboge und Thorkel, als sie nach Gnup ritten. Sie kamen in Streit miteinander, wurden aber von Thorer und Thorsten getrennt, welche ahnten, daß ihr Bruder etwas vorhatte, und rechtzeitig zum Kampfplatz kamen. Aber Jökul setzte die Feindschaft fort. Einmal ritt Thorkel mit seinem Weibe Thora nach Bolstadehlid, um ihren Vater zu besuchen. Jökul zog selbdritt dahin. Er kam da gegen Abend an und fragte eine Frau, die draußen stand, ob Thorkel da wäre. Als sie „Ja“ sagte, bat er sie, Thorkel herauszurufen, er wolle mit ihm sprechen. Thorkel und sein Schwiegervater saßen in der Stube, aber es waren nur wenig Leute zu Hause. Sie nahmen ihre Waffen und gingen hinaus. Es begann sogleich ein Streit, aber ein Hirt, der Svart hieß, kam den andern zu Hilfe. Er hatte nur eine alte Stahlhaube auf dem Kopfe, einen Schild vor sich und an Stelle der Hiebwaffen hatte er nichts anderes als eine Mistgabel. Mit der hieb er auf Jökul und schlug ihm seinen Speerschaft in den Händen entzwei. Jökul sagte, der Knecht solle sich packen, aber Svart erwiderte: „Reitest du nicht deinen Weg, so bekommst du noch einen Schlag unter's Ohr.“ Als nun Thorkel im selben Augenblick Jökul am Fuß verwundete

und dessen Schwert nicht beißen wollte, und Svart sich mit aufgehobener Mistgabel über ihn stellte, da mußte er nachgeben und seines Weges reiten. Das war ihm eine große Schmach, besonders das mit der Mistgabel.

Bald darauf kam Berg der Mutige an. Ein junger Mann, Grim auf Torfastad, freite um eine Schwestertochter der Brüder auf Hof, und er war zugleich verwandt mit denen auf Gnup und mit denen auf Mödruvolde. Finboge und Berg wurden deshalb mit zur Hochzeit geladen. Als sie dahin zogen, war der Fluß des Vainstales an den Ufern fest bedeckt, aber es war starker Eisgang in der Mitte. Es war fast unmöglich, hinüberzukommen. Sie sprangen indessen hinaus; Finboge forderte Berg auf, sich an seinen Gürtel zu halten, und er schwamm, indem er das Eis vor sich schob, mit einer solchen Fertigkeit, daß sie glücklich hinüberkamen. Als sie nun nach Hof kamen, waren die anderen Gäste bereits da. Sie gingen mit ihren Kleidern zum Feuer, aber als sie an die Stelle kamen, wo Jökul saß, stieß dieser Berg an, daß er strauchelte und auf den Hausmeister Kol traf, der sich am Feuer zu schaffen machte. Kol stieß Berg zurück und sagte ihm, er solle ihn nicht anrennen. Als Finboge das sah, ergriff er mit der einen Hand Berg in seinem Pelzkleid zwischen den Schultern, hob ihn mit seiner ganzen Rüstung in die Höhe, stützte sich mit der andern Hand auf Jökuls Schulter und sprang so über ihn und kam nach dem Sprung stehend auf den Boden. Diese seine Fertigkeit bewunderten alle. Die andern Brüder sprangen darauf auf, nahmen ihre Waffen und Reisekleider und gaben ihnen trockene Kleider. Als das Gelage vorbei war, gaben Thorer und Thorsten Finboge Geschenke; aber beim Abschied gab Berg der Mutige Kol mit seinem Axthammer einen Schlag über das Haupt, daß er ohnmächtig wurde. Man griff auf beiden Seiten zu den Waffen, aber der Streit wurde doch wieder beigelegt.

Im Sommer forderte Jökul Finboge zum Holmgang heraus, und Thorsten forderte Berg den Mutigen; aber Bergs Weib Dalla weckte ein so starkes Unwetter, daß sie glaubten, die andern würden nicht kommen, und deshalb selbst zu Hause blieben. Da erfuhr man, daß die Brüder von Hof sich dessenungeachtet eingefunden und eine Schandstange für Finboge errichtet hatten, daß dieses einen großen Schaden für sein Ansehen bewirkte.

Darauf kam es auf Rutefjordshald zu einem sehr scharfen Streit zwischen ihnen, in welchem Berg der Mutige und mehrere fielen. Seine Witwe Dalla erhielt da Finboges Sohn Gunbjörn zur Auferziehung und zog mit ihm nach Norwegen herüber, wo er sich wie sein Vater durch seine Stärke auszeichnete.

Als das Christentum auf Island verkündet wurde, was die erfreulichste Begebenheit für alle war, war Finboge der Starke und sein Schwager Thorgeir unter den ersten, die es annahmen. Finboges Vater Asbjörn wurde krank und starb. Als sie die Leiche fortbrachten, um sie zu begraben, sagte Thorgeir zu Finboge, jetzt würden sie ihn

da auf der Ebene kaum sobald wiedersehen, und bat ihn deshalb, seinen Freunden und Verwandten eine Probe seiner Stärke zu zeigen. Finboge fragte, ob er wolle, daß er mit einem ringen solle. Aber da Thorgeir antwortete, das könne kein Vergnügen sein, da ging Finboge zu einem großen Stein, der fest in der Erde saß, riß ihn los, obwohl die meisten annahmen, es sei unmöglich, ihn aufzuheben, legte darauf zwei andere Steine oben auf den großen Stein, setzte sie alle zusammen auf seine Brust und ging ein gutes Stück Weges mit ihnen, darauf ließ er sie so fallen, daß der große Stein zwei ganze Ellen in die Erde sank; und wir haben sagen hören, daß man jetzt von dem großen Stein nur ein kleines Stück sieht, aber die beiden anderen, die er oben darauf legte, kann man sehen. Thorgeir dankte ihm für diese schöne Probe seiner Stärke und meinte, sein Name würde leben, so lange Island bewohnt wäre.

Inzwischen blieben Ingemunds Söhne dabei, Feindschaft gegen Finboge an den Tag zu legen, und da dessen Sohn Gunbjörn von Norwegen kam und in einem Spiele Jökul beim Ringen überwand, wurde daraus ein offener Streit, in dem viele fielen. Die Sache wurde auf dem Altjöng vorgenommen, und da man einsah, daß das nicht anginge, so einander zu töten, wurde bestimmt, daß Finboge Videdal verlassen sollte. Da zog er nach Trekyllisaich, wurde ein ansehnlicher Mann und Häuptling da im Westen, wohnte auf Finbogestad und baute auf seinem Hofe eine Kirche. Aber selbst hier wurde ihm von Jökul nachgestellt, der zweimal Männer hinschickte, um ihn zu töten. Der eine dieser Männer behauptete von sich, er könne Zäune anlegen, der andere, er könne Heu machen, und sie führten die ihnen auferlegte Arbeit mit nahezu übermenschlichen Kräften aus. Aber beide suchten sie Finboge meuchlerisch zu ermorden, der jedesmal schläfrig wurde, als ob ihn etwas überkomme, oder als ob ihm etwas Neues bevorstehe. Er überwand und tötete sie beide. Endlich wurde dann auf dem Altjöng zwischen ihm und Jökul ein Vergleich geschlossen, und sie waren einander seitdem Freunde.

Finboge starb in hohem Alter und wurde mit seinem Weibe Halfride in der Kirche begraben, die er hatte bauen lassen. Seine sieben Söhne wurden alle merkwürdige Männer.

Die Saga von Gunlaug Ormstunge und dem Skalden Ravn.

1. Thorsten und Jofrid.

Egils und Asgerds Sohn Thorsten Egilsen wohnte auf dem Hofe Borg in Borgesjord nach seinem Vater. Er war ein großer Häuptling, ein reicher Mann, klug und sanftmütig, glich weder an Wuchs noch an Stärke seinem berühmten Vater, aber doch war er ein ungemein kräftiger Mann und vom Volke geliebt; er war ein anmutiger Mann mit weißem Haar und schönen Augen. Sein Weib hieß Jofrid, eine Tochter von Gunnar Hlifsen. Da Jofrid mit Thorsten vermählt wurde, war sie erst achtzehn Jahre alt, und da war sie schon vorher verheiratet gewesen, nämlich mit Tunge-Ods Sohn Thorod, und sie war daher Witwe; ihre Tochter aus erster Ehe hieß Hungerd und wurde auf Borg bei Thorsten auferzogen. Jofrid war ein mannhaftes Weib; sie und Thorsten hatten verschiedene Kinder.

2. Thorsten Egilsens Traum.

In einem Sommer kam da ein Schiff in die Mündung der Gunn. Der Führer hieß Baard und war ein Norweger; er war reich und ziemlich bei Jahren und ein kluger Mann. Thorsten ritt hinab zum Schiff; er pflegte als Häuptling abzumachen, wie der Markt stattfinden solle, und dieses Recht übte er auch hier aus. Die Norweger fanden Unterkunft, hier und dort, wo sie ankommen konnten, aber den Führer des Schiffes nahm Thorsten selber auf, da er ihn darum bat, und er war nun im Winter bei ihm; ziemlich wortkarg war er, aber Thorsten bewirtete ihn gut. Dieser Norweger hatte viel Vergnügen am Traumdeuten. Im Frühjahr sagte Thorsten eines Tages zu ihm, ob er Lust habe, mit ihm hinaufzureiten unter das Valfjeld, wo die Leute in Borgesjord ihre Thingstätte hatten; denn er hatte gehört, daß die Wände seiner Hütte zusammengesunken. Der Norweger sagte ja, und sie ritten zusammen fort, begleitet von einem von Thorstens Leuten, bis sie hinauf kamen unter das Valfjeld zu einem Hofe, der Grenje hieß, wo ein armer Bauer wohnte, Atle mit Namen, der war Thorstens Pächter. Ihm befahl Thorsten, er solle mit ihnen gehen und Schaufel und Hacke mitnehmen. Als sie nun zu den Buden gekommen waren, machten sie sich alle an die Arbeit, die Wände instand zu setzen; aber da es ein Tag mit heißem Sonnenschein war, wurden Thorsten und der Norweger sehr müde. Als sie nun mit der Arbeit fertig waren, setzten sich Thorsten und Baard in die Hütte, und jener fiel in Schlaf und schlief sehr unruhig. Baard saß bei ihm und ließ ihn in Ruhe austräumen, und da er erwachte, war er sehr matt. Der Norweger fragte ihn, was er geträumt habe, da sein Schlaf so un-

ruhig war; aber Thorsten wollte sich darauf nicht einlassen und erwiderte, daß Träume nichts zu bedeuten hätten. Da sie am Abend heimritten, fragte der Norweger noch einmal, was es wäre, das er geträumt, und Thorsten entgegnete: „Soll ich Dir meinen Traum erzählen, so sollst Du mir ihn auch deuten und mir sagen, was er bedeutet.“ Baard versprach, er wolle sehen, was er könne. „Mein Traum,“ fuhr Thorsten fort, „war der, daß es mir vorkam, ich wäre daheim in Borg; ich saß vor der Tür und sah hinauf auf die Häuser; und auf dem Giebel sah ich einen schönen, lieblichen Schwan, der, so kam es mir vor, mir gehörte und den ich sehr lieb hatte. Aber herab vom Gebirge kam ein großer Adler geflogen, der flog hin und setzte sich neben den Schwan und liebkoste ihn; und der, so schien mir's, war es wohl zufrieden. Ich bemerkte, daß der Adler schwarzäugig war und eiserne Klauen hatte; aber ein tüchtiger Vogel schien er mir zu sein. Darauf sah ich, wie ein anderer von Süden geflogen kam; der flog hierher nach Borg, setzte sich auf den Giebel des Hauses zu dem Schwan und wollte ihn gleichfalls gewinnen; auch das war ein großer Adler. Aber gleich darauf deuchte es mich, daß der Adler, der zuerst gekommen, anfing, seine Federn zu sträuben, als der andere dazukam, und sie stritten scharf und lange, und ich sah, daß sie beide bluteten; aber es ward das Ende ihres Streites, daß sie beide, jeder nach seiner Seite, vom Hause herabfielen, und da waren sie beide tot; aber der Schwan saß jetzt allein da und war sehr betrübt. Und darauf sah ich noch einen Vogel, der von der Westecke geflogen kam; das war ein Falke; der setzte sich zum Schwan und tat sehr sanft gegen ihn, worauf sie beide in derselben Richtung fortflogen, aus welcher der Falke gekommen war; und da erwachte ich. Dieser Traum ist wohl wenig merkwürdig,“ schloß er, „und bezieht sich wohl auf die Winde, daß die sich von den Weltgegenden her treffen werden, von denen ich die Vögel kommen sah.“ Baard sagte: „Das ist nicht meine Meinung.“ „So laß mich denn hören,“ sagte Thorsten, „was Du nach Deiner Meinung darin findest.“ Darauf sagte Baard: „Diese Vögel müssen der Menschen geleitende Geister sein; Dein Weib ist guter Hoffnung und wird Dir ein schönes, hübsches Mädchen schenken, das Ihr beide sehr lieb haben werdet; um diese Deine Tochter werden treffliche Männer werben, die daheim sind in jenen Gegenden, von wo die Adler geflogen kamen; die werden große Liebe zu ihr fassen und darauf um sie streiten und beide das Leben dabei verlieren; und dann wird ein dritter Mann um sie werben von der Seite, von wo der Falk geflogen kam, und mit ihm wird sie vermählt werden. Jetzt habe ich Deinen Traum gedeutet, wie ich glaube, daß es gehen wird.“ Thorsten antwortete: „Das ist eine schlechte und unfreundliche Auslegung meines Traumes, und Du verstehst gewiß nicht, Träume zu deuten.“ „Ja, ja, ja,“ sagte Baard, „Du wirst selbst noch erfahren, wie es geht.“ Von der Zeit konnte Thorsten den Norweger nicht recht leiden. Der reiste im Sommer seines Weges und hat auch nichts mehr mit dieser Erzählung zu tun.

3. Helga der Schönen Geburt.

Im Sommer wollte Thorsten zum Ting reiten, und er sagte, bevor er von Hause abreiste, zu seiner Hausfrau Josrid: „Du erwartest ein Kind; bekommst Du ein Mädchen, so soll es ausgesetzt werden, aber wird es ein Knabe, so soll er leben.“ Denn damals, während ganz Island noch heidnisch war, hatte man teilweise die Sitte, daß arme Leute, die viele zu versorgen hatten, ihre Kinder aussetzen ließen, obwohl das allerdings als eine sehr schlechte Tat angesehen wurde. Josrid antwortete ihm deshalb auch: „Das ist ein häßlich Wort von einem Mann, wie Du bist, und etwas, das Du niemals über Dein Herz bringen kannst, Du, der Du so reich bist.“ Aber Thorsten antwortete: „Du kennst meinen Sinn und weißt, daß es nicht gut gehen wird, wenn mein Wille nicht erfüllt wird.“ Darauf ritt er zum Ting; aber Josrid gebar indessen ein überaus schönes Mädchen. Die Weiber wollten es ihr bringen, aber sie sagte, es sei nicht nötig, und ließ den Schafhirten rufen, der Thorvard hieß, und sagte zu ihm: „Du sollst mein Pferd nehmen, es satteln und dieses Kind nach Hjardarholt hinüberbringen, zu Thorgerd Egilsdatter, und sie bitten, es heimlich aufzuziehen, daß Thorsten nichts davon zu wissen bekommt. Mit so liebevollen Augen sehe ich auf dieses Kind, daß ich nicht mag, daß man es aussetze. Hier sind drei Mark Silber, welche Du als Belohnung haben sollst; und Thorgerd soll Dir eine Schiffsgelegenheit verschaffen und Dich mit Lebensmitteln versehen, um aus dem Lande zu reisen.“ Thorvard tat, wie sie befahl, ritt nach Hjardarholt mit dem Kinde und übergab es Thorgerd, die es bei einem ihrer Pächter im Hvamsfjord aufziehen ließ, und Thorvard verschaffte sie in Skeljevig in Stengrimsfjord Schiffsgelegenheit, daß er im Sommer fortreiste. Da Thorsten jetzt vom Ting heimkam, sagte ihm Josrid, daß das Kind ausgesetzt wäre, wie er befohlen hatte; aber von dem Hirten sagte sie, daß er weggelaufen, ihr Pferd gestohlen und es mitgenommen. Thorsten erwiderte, daß sie recht gehandelt und nahm sich für seine Schafe einen anderen Hirten.

Jetzt vergingen sechs Jahre, in welchen nichts davon auskam, da ritt Thorsten auf eine Einladung hin zu einem Schmause bei seinem Schwager Olaf Höskuldsen auf Hjardarholt, der damals der angesehenste der Häuptlinge dort nach Westen hin war. An einem der festlichen Tage saß Thorgerd auf dem Hochsitz und sprach mit ihrem Bruder Thorsten, während Olaf sich mit andern Mannen unterhielt: ihnen gegenüber auf der Bank saßen drei junge Mädchen. Da sagte Thorgerd: „Wie gefallen Dir, mein Bruder, diese drei, welche uns hier gegenüber sitzen?“ „Sehr gut,“ erwiderte er, „aber die eine ist doch weit schöner als die andern; sie hat Olaf Paas Anmut, aber die reine Haut und die Gesichtszüge von uns Myreleuten.“ Thorgerd sagte: „Darin hast Du recht, daß sie rein ist von Haut und Angesicht nach uns vom Geschlecht der Myreleute; aber das von Olafs Anmut geht nicht, denn sie ist nicht seine Tochter.“ „Wie soll ich das verstehen,“

erwiderte Thorsten, „da sie ja doch Deine Tochter ist?“ „Die Wahrheit zu sagen, Bruder,“ entgegnete sie, „so ist dieses schöne Mädchen Deine Tochter und nicht die meine,“ worauf sie ihm alles erzählte, wie es zugegangen, und ihn bat, ihr und seiner Hausfrau zu vergeben, daß sie ihn so getäuscht. Thorsten antwortete: „Ich kann Euch deswegen nicht zürnen, und es geht hier wie in den meisten Dingen, daß das Geschick walten will, und Ihr habt auf eine gute Weise meinem Unverstand nachgeholfen; so gut gefällt mir diese Maid, daß ich es als ein großes Glück ansehe, ein so schönes Kind zu besitzen. Wie heißt sie?“ „Sie heißt Helga,“ antwortete Thorgerd. „Helga die Schöne,“ sagte Thorsten und fügte hinzu: „Macht nun alles zurecht, damit sie mit mir heimziehen kann.“ Thorgerd tat so. Beim Abschied gab man Thorsten das Geleit mit vielen guten Gaben, und er begab sich heim mit Helga, die jetzt auf Borg erzogen wurde mit viel Sorgfalt und Liebe und die Vater und Mutter und alle andern sehr gern hatten.

4. Gunlaug Ormstunge verlobt sich mit Helga.

In der Zeit wohnte Illuge hin Svarte oben auf Hvidaaside auf dem Hof Gilsbakke; er war der größte Häuptling in Borgefjord neben Thorsten Egilsen und ein überaus mächtiger Mann, unbeugsamen Sinnes und eine gute Stütze für seine Freunde. Mit seiner Gattin Ingeborg hatte er viele Kinder, unter denen wir hier die Söhne Hermund und Gunlaug nennen, beides hoffnungsvolle Kinder und damals beinahe erwachsen. Gunlaug insbesondere entwickelte frühzeitig seine Leibesstärke und seinen Wuchs; er hatte hellbraunes Haar, welches gut saß, schwarze Augen, aber eine minder wohlgebildete Nase, doch angenehme Gesichtszüge; er war schmal in der Mitte, schulterbreit und wohlgebildet; von Gemüt war er schon früh heftig, hart und halsstarrig; ein großer Skalde, aber als solcher ziemlich bissig, und deshalb nannte man ihn Gunlaug Ormstunge (Schlangenzunge). Da er fünfzehn Jahre alt war, bat er seinen Vater um Reisegeld und sagte, er wolle ins Ausland reisen und anderer Leute Sitten sehen. Doch Illuge der Bauer wollte sich nicht recht darauf einlassen und meinte, daß er im Ausland nicht gut aufgenommen würde, da er noch nicht recht gelernt, sich unter seinen Eigenen zu schicken. Kurze Zeit darauf, da Illuge eines Morgens aufgestanden war und zeitig ausging, sah er, daß sein Vorratshaus aufgeschlossen; sechs Warensäcke und Reitzeug waren herausgelegt. Er wunderte sich sehr darüber; und im selben Augenblick kam Gunlaug dazu, mit vier Pferden und sagte, daß er es gewesen, der die Säcke herausgenommen. „Was willst Du damit?“ fragte Illuge. „Ich will sie zu meiner Reise haben,“ erwiderte der Sohn. „Du sollst Dir keine Mündigkeit anmaßen,“ fuhr der Vater fort, „gegen meinen Willen, und nirgends hinreisen, bevor ich es will,“ und darauf warf er die Säcke wieder ins Haus. Da ritt Gunlaug seines Weges und kam am Abend nach

Borg, wo er Thorsten den Bauern bat, daß er dort bleiben dürfe, wozu er die Erlaubnis erhielt; und da erzählte er Thorsten, wie er mit seinem Vater uneinig geworden. Thorsten sagte, er könne dableiben, so lange er wolle, und so blieb er ein Jahr und erlernte Gesetzeskunde von Thorsten, und auch alle andern hatten ihn gern. Gewöhnlich vergnügten er und Helga sich mit Würfelspiel, und sie hatten einander gleich gern, was sich nachher zeigte. Sie waren beinahe gleichen Alters. Helga war so schön, daß die kundigsten Männer sie für die Schönste auf ganz Island gehalten haben; ihr Haar war so reich, daß sie ihren ganzen Leib darin einhüllen konnte, und so schön wie gehämmertes Gold; es gab in Borgefjord und weit umher nicht eine so erwünschte Partie wie Helga die Schöne. Eines Tages, da man in der Stube saß auf Borg, sagte Gunlaug zu Thorsten: „Es gibt noch einen Abschnitt im Gesetz, den Du mich nicht gelehrt, und das ist: wie man sich ein Weib verloben soll.“ Thorsten sagte, das sei eine Kleinigkeit und lehrte ihn die Art des Vorgangs. Da sagte Gunlaug: „Laß uns jetzt sehen, ob ich das recht verstanden! Ich will dich jetzt an der Hand nehmen und tun, als ob ich mir deine Tochter Helga verlobte.“ Thorsten erwiderte, das sei nur unnütz; aber Gunlaug ergriff seine Hand und sagte: „Gib mir jetzt doch darin nach!“ „Dann tu, wie du willst,“ sagte Thorsten; „aber das sollen alle, die hier zugegen, wissen, daß das dann eine abgetane Sache sein soll, und es soll keine Arglist dabei sein.“ Darauf ernannte Gunlaug sich Zeugen und verlobte sich mit Helga und fragte Thorsten, ob es so recht und gesetzmäßig sei in jeder Weise; worauf der andere erwiderte, daß er sich richtig benommen; und alle Anwesenden hatten viele Freude daran.

5. Gunlaug reist ins Ausland.

Das Christentum wurde auf Island angenommen, und alle Einwohner ließen ihren alten Glauben fahren. Inzwischen hielt sich Gunlaug drei Jahre bald auf Borg, bald daheim bei seinem Vater auf Gilsbakke auf. Er war jetzt achtzehn Jahre alt, und seine Unlenksamkeit begann sich zu legen. Bald darauf bat er wieder seinen Vater um die Erlaubnis, ins Ausland zu reisen, und dieser hatte jetzt nichts dagegen, da der Sohn, wie es ihn deuchte, sich nun besser benahm. Illuge ritt daher von Hause zu einem Manne, der Audun Festargarm hieß, der hatte sein Schiff an der Guvaa-Mündung, und er kaufte seinem Sohne die Hälfte des Schiffes, wofür ihm Gunlaug dankte, da er heimkam. Einer von Illuges Leuten und sein naher Verwandter, der dort auf dem Hofe auferzogen, Thorkel Svarte mit Namen, machte sich bereit, mit Gunlaug ins Ausland zu reisen, und sorgte, daß alle Waren und dergleichen an Bord des Schiffes gebracht wurden, bevor Gunlaug kam; denn während die andern alles in Stand setzten, hielt er sich auf Borg auf und hatte mehr Lust, mit Helga zu reden, als mit den Kaufleuten zu arbeiten. Eines Tages fragte ihn Torsten, ob er mit ihm hinaufreiten wolle zu seinen Pferden im Lange-Bans-

tal, wozu sich Gunlaug gleich willig zeigte. Sie ritten allein, bis sie hinaufkamen zu Thorstens Saeter, wo vier seiner Pferde standen, rot von Farbe, aber der Hengst war besonders schön. Thorsten bot ihn dem Gunlaug an, aber der erwiderte, daß er jetzt keine Pferde brauche, da er ins Ausland reisen wolle. Sie ritten nun weiter zu einigen andern Pferden, einem grauen Hengst mit vier Stuten, dem besten, der in Borgefjord war. Auch den sollte Gunlaug annehmen. Aber Gunlaug erwiderte, daß er ebensowenig diese wie die andern haben wolle. „Aber weshalb bietest du mir nicht das an, was ich gern haben will?" „Was ist das?" sagte Thorsten. „Deine Tochter, Helga die Schöne," erwiderte Gunlaug. „Das läßt sich nicht so in der Eile abmachen," sagte Thorsten und fing an, von andern Dingen zu reden, worauf sie wieder heimritten, der Langaa entlang. Da sagte Gunlaug: „Ich wünsche doch zu wissen, wie du mir auf mein Werben um deine Tochter Helga antworten willst." „Ich kümmere mich nicht um dein Gerede," sagte Thorsten. „Es ist mein Ernst," entgegnete Gunlaug, „und nicht Gerede." „Du solltest erst wissen, was du selbst willst," sagte Thorsten; „hast du nicht beschlossen, ins Ausland zu reisen, und jetzt tust du, als wolltest du um ein Weib werben; ihr paßt nicht zusammen, du und Helga, da du so unbeständig bist, und deshalb wird aus der Sache nichts." „Wie hoch willst du mit deiner Tochter hinaus," sagte Gunlaug, „wenn Illuge hin Svartes Sohn dir nicht gut genug scheint? Und wer ist hier in Borgefjord, der höher steht als er?" Thorsten erwiderte: „Ich stelle keine Vergleiche an; aber wärest du ein solcher Mann wie dein Vater, so würdest du nicht abgewiesen werden." Gunlaug sagte: „Wem hier in Borgefjord willst du denn deine Tochter lieber geben als mir?" Thorsten entgegnete: „Hier ist gute Auswahl von Männern: Thorfinn auf Rödemel hat sieben Söhne, alle so tüchtige und gebildete Leute, wie sich einer wünschen kann, und die nicht hinter dir zurückstehen." Gunlaug sagte: „Keineswegs kann Thorfinn mit meinem Vater verglichen werden. Selbst du stehst etwas hinter ihm zurück; was willst du z. B. damit vergleichen, daß er sich auf Thorsnaesting gegen Thorgrim Gode und seine Söhne wagte, und es voll und ganz durchsetzte, worum der Streit sich drehte?" Thorsten antwortete: „Ich vertrieb Önund Sjones Sohn Steinar aus meinem Bezirk, und das war kein geringes Unternehmen." „Ja," sagte Gunlaug, „dafür konntest du deinem Vater Egil danken, sonst wäre es dir kaum geglückt; es werden übrigens nur wenige Männer gut davonkommen, wenn sie mich als Schwiegersohn verschmähen." „Brauch deine Drohungen da oben bei den Gebirgsbewohnern; hier draußen bei den Myren kommst du nicht weit damit." Am Abend kamen sie heim; aber am nächsten Morgen ritt Gunlaug hinauf nach Gilsbakke und bat seinen Vater, mit ihm zur Freierei nach Borg zu reiten. „Du bist doch auch ein wankelmütiger Mensch," sagte Illuge, „neulich hast du beschlossen, ins Ausland zu reisen, und jetzt fällt es dir ein, daß du auf Freierei ausgehen willst; aber ich weiß, daß Thorsten nicht Gefallen dran haben wird." „Ich

will es gleichwohl tun," sagte Gunlaug, „und du bekommst keine Ruhe vor mir, bis du mitgehst." Illuge ritt denn auch mit elf andern hinab nach Borg, und Thorsten nahm ihn sehr freundschaftlich auf. Am Morgen darauf begann Illuge mit Thorsten zu reden: „Ich und mein Sohn haben ein Anliegen für dich," sagte er. „Laß uns hier auf den Felsen gehen," erwiderte Thorsten, „und da miteinander reden." So taten sie, und Gunlaug ging mit ihnen. Da sagte Illuge: „Mein Sohn Gunlaug erzählt mir, daß er bei dir um deine Tochter geworben, und ich komme jetzt, um zu hören, was aus der Sache werden soll; sein Geschlecht und unsern Reichtum kennst du, und ich werde meinerseits nichts sparen, wodurch er festes Eigentum erlangen kann, oder wenn ich ihm das Amt eines Godi zu verschaffen vermag, falls das die Angelegenheit fördern kann." *) Thorsten erwiderte: „Ich finde nichts an deinem Sohne auszusetzen, außer daß er mir so unbeständig vorkommt; gliche er dir an Sinnesart, so würde ich gleich ja sagen." „Aber das wird doch," antwortete Illuge, „einen Bruch zwischen uns herbeiführen, wenn du mich und meinen Sohn der Verschwägerung mit dir nicht passend findest." „Nun," sagte Thorsten, „deines Wortes und unserer Freundschaft wegen soll deinem Sohne meine Tochter versprochen werden, aber sie soll nicht seine Braut sein; sie soll drei Jahre auf ihn warten, und inzwischen soll Gunlaug im Auslande reisen und sich nach anderer Männer Sitten bilden; aber kommt er dann nicht hierher zurück, so will ich von aller Verpflichtung befreit sein." Und nachdem diese Bestimmung getroffen, trennten sie sich. Illuge ritt heim, aber Gunlaug wieder zum Schiff. Und als sie günstigen Wind erhielten, stachen sie in See, kamen nach Norwegen und segelten hinein nach Trondhjem zur Stadt Nidaros, wo sie das Schiff in den Hafen legten und ihre Waren ausluden.

6. Gunlaug in Norwegen.

Über Norwegen regierte damals Erik Jarl Hakonsen, und sein Bruder Svend Erik Jarl hatte seinen Sitz auf dem Hofe seiner Väter Lade und war ein mächtiger Häuptling. Skule Thorstensen, Thorsten Egilsens Sohn auf Borg, war damals beim Jarl und gehörte zu seinen Mannen und stand in großem Ansehen. Gunlaug und Audun Festargarm gingen mit fünf Mann nach Lade. Der erstere war angetan mit einem grauen Rock und weißen Strumpfhosen; er hatte am Fuße, unten am Rist, ein Geschwür, woraus Blut und Eiter floß, wenn er ging. Sie traten vor den Jarl und grüßten ihn geziemend. Er kannte Audun und fragte, was es Neues auf Island gebe; worauf dieser erzählte, was er wußte. Der Jarl fragte darauf Gunlaug, wer er wäre, und er sagte ihm seinen Namen und sein Geschlecht. „Skule Thorstensen," sagte darauf der Jarl, „was für ein Mann ist dieser auf

*) Godi war in der heidnischen Zeit ein Häuptling, der eine geistliche und weltliche Würde bekleidete, nach der Einführung des Christentums nur die letztere.

Island?" „Herr," erwiderte der, „nimm ihn wohl auf! Er ist der Sohn eines ausgezeichneten Mannes auf Island, Illuge hin Svarte auf Gilsbakke, und er ist mein Milchbruder." Der Jarl sagte: „Was fehlt dir da an deinem Bein, Isländer?" „Es ist ein Geschwür darauf, Herr," sagte er. „Und du hinkst doch nicht?" fragte der Jarl. „Sollte ich hinken," entgegnete Gunlaug, „solange meine beiden Beine gleich lang sind?" Da sagte einer von des Jarls Mannen, mit Namen Thorer: „Er lebt auf großem Fuß, dieser Isländer; es wäre nicht unpassend, wenn wir ihn etwas prüften." Gunlaug warf ihm einen Blick zu und sagte:

„Unter den Mannen ist einer,
Das ist ein Gemeiner.
Hütet euch vor ihm,
Dem Schwarzen! Er ist garstig."

Da wollte dieser nach seiner Axt greifen; aber der Jarl gebot ihm, ruhig zu sein; dergleichen solle man sich nicht zu Herzen nehmen. „Wie alt bist du, Isländer?" fuhr er fort. „Achtzehn Jahre," erwiderte Gunlaug. „So will ich hoffen, du wirst nicht nochmals achtzehn," sagte der Jarl. Gunlaug erwiderte, aber etwas leise: „Wünsche du mir nicht Böses, sondern denk lieber an dich selbst!" „Was ist das, was du murmelst, Isländer?" fragte der Jarl. „So, wie ich denke, daß es sein sollte," antwortete Gunlaug, „daß du, bevor du Böses über mich wünschest, lieber um Glück für dich selbst bitten solltest." „Um was denn?" sagte der Jarl. „Daß du nicht," erwiderte Gunlaug, „einen solchen Tod findest, wie dein Vater Hakon Jarl." *) Der Jarl wurde ganz blutrot und rief: „Ergreift ihn, diesen geschwätzigen Narren!" Da ging Skule hin zum Jarl und sagte: „Um meiner Bitte willen, Herr, gib dem Mann Frieden und laß ihn fortziehen!" Der Jarl sagte: „So mag er sich eilends davon machen und nie mehr in mein Reich kommen, wenn ihm sein Leben lieb ist." Da ging Skule mit Gunlaug hinaus und ging hinab auf die Schiffbrücke, wo gerade ein Englandfahrer lag, fertig zur Abfahrt. Da ließ Skule Gunlaug und seinen Verwandten Thorkel Svarte an Bord gehen; aber das andere Schiff übergab Gunlaug zugleich mit seiner Habe Auduns Obsorge. Sie segelten nun hinaus ins englische Meer und kamen im Herbst zu den Schiffbrücken bei London, wo sie anlegten.

7. Gunlaug in England.

Der englische König Edelred Edgersen hielt sich gerade diesen Winter in London auf. Gunlaug ging sofort zum König und grüßte ihn wohl und würdig. „Was für ein Landsmann bist du?" fragte der König; worauf Gunlaug dies sagte und fortfuhr: „Ich bin hierher

*) Vergl. Oehlenschlägers große Tragödie „Hakon Jarl". Neu übersetzt und bearbeitet von Mayrhofer, Hakon Jarl oder Die untergehenden Götter. („Neue Vereins- und Gesellschaftsbühne", 4. Bändchen.) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung.

zu Euch gekommen, Herr, weil ich ein Lied über Euch gedichtet und wünsche, daß Ihr es hört." Das behagte dem König, und Gunlaug trug das Lied mit Anmut und Kraft vor. Der König dankte ihm für das Lied und gab ihm als Dichterlohn einen Scharlachmantel, der ganz und gar mit vorzüglichem Pelz gefüttert war und mit Gold verbrämt bis zum Schoß hinab, und er nahm ihn zugleich unter seine Hofleute auf, so daß Gunlaug im Winter wohlangesehen beim Könige lebte. Eines Tages geschah es früh am Morgen, daß Gunlaug in einer Straße drei Männer traf; deren Führer, der sich Thorорm nannte, war ein großer und starker Mann mit abschreckendem Äußern. Er sagte zu Gunlaug: „Hör einmal, Nordländer, du könntest mir etwas Geld leihen." Darauf erwiderte Gunlaug: „Das ist so eine eigene Sache; wie sollte ich dir Geld leihen, den ich garnicht kenne?" Da der andere inzwischen bei seinem Begehren verharrte und versprach, das Geld an einem gewissen bestimmten Tage zurückzuzahlen, so gab Gunlaug es ihm und sagte, er wolle es dann wagen. Aber bald darauf, als Gunlaug zum König kam und es ihm erzählte, sagte dieser: „Da hast du dich sehr unvorsichtig benommen; das ist ein sehr schlimmer Mann, ein großer Räuber und Wiking; gib dich nicht mit ihm ab! Das Geld werde ich dir erstatten." Darauf antwortete Gunlaug: „Schlecht stände es mit deinen Mannen, sollten wir unschuldige Männer anfallen und uns dagegen von solchen Gewaltmenschen unter die Füße treten lassen; niemals soll das geschehen."

Als er daher kurze Zeit darauf Thorорm traf, forderte er sein Geld; aber der andere erwiderte, daß er nicht bezahlen wolle. Da dichtete Gunlaug:

„Es ist dumm und schändlich,
Willst du mir mein Eigen
Weigern, kaum begnüg' ich
Mich mit eitlen Lügen.

Nicht umsonst benamste
Man mich Schlangenzunge.
Jetzt will ich des Namens
Wohl mich wert erweisen."

„Jetzt will ich dir eine gesetzmäßige Abmachung bieten," fuhr er fort; „entweder sollst du mir mein Geld bezahlen oder mir nach dreier Tage Frist im Zweikampf begegnen." Darob lachte der Wiking und sagte: „Das hat noch niemals einer vor dir gewagt, mich zum Holmgang zu fordern, wieviel Schaden ich ihnen auch zugefügt; ich nehme deine Herausforderung an." Da Gunlaug jetzt dem König erzählte, wie es gegangen, sagte dieser: „Das wird nicht gut ablaufen, denn dieser Mann stumpft alle Schwerter ab. Du mußt jetzt meinem Rate folgen; mit dem Schwert, das ich dir hier gebe, sollst du kämpfen, aber zeige ihm das, welches du sonst gebrauchst." Gunlaug dankte dem König sehr. Und da nun der Holmgang stattfinden sollte, fragte Thorорm, wie das Schwert wäre, womit er zu streiten gedächte. Er wies

es ihm und zog es, aber das Schwert, das ihm der König gegeben, hatte er festgeknotet am Arm hängen. Da der Wiking das Schwert erblickte, sagte er: „Vor der Waffe bin ich nicht bange," worauf er auf Gunlaug einhieb und beinahe ganz seinen Schild zerspaltete. Gunlaug hieb sogleich wieder nach ihm mit des Königs Schwert; aber der Wiking, welcher glaubte, er brauche das, welches er ihm erst gezeigt, deckte sich nicht einmal und erhielt so eine tödliche Wunde. Durch diese Begebenheit gewann Gunlaug vielen Ruhm sowohl in England als auch anderswo. Im Frühjahr, da die Schiffahrt begann, bat er König Edelred um Urlaub, um fortzusegeln. Der König fragte ihn, wohin er denn wolle, worauf Gunlaug erwiderte, er wolle seinen Vorsatz und ein Versprechen ausführen, das er gegeben, nämlich drei Könige und zwei Jarle zu besuchen. Der König gab seine Zustimmung und verehrte ihm einen goldenen Ring, sechs Oere schwer, aber er bat ihn zugleich, im Herbste wiederzukommen, da er ihn nicht entbehren wollte wegen seiner Kunst.

8. Gunlaug in Irland und Schweden.

Gunlaug segelte jetzt mit einigen Kaufleuten von England nach Dublin, wo König Sigtryg Seidenbart herrschte: er war ein Sohn von Olaf Kvaaran und Königin Kormlöd und war gerade damals vor kurzem König geworden. Gunlaug ging gleich hinein zum König, trat vor ihn hin, grüßte ihn ehrerbietig und wurde wohl aufgenommen. Dann fuhr er fort: „Ich habe Euch ein Lied zu bringen, König, und bitte, daß ich es vortragen darf." Der König sagte: „Es hat mir noch niemals einer ein Lied gebracht; gewißlich will ich es hören." Darauf sang Gunlaug eine Drapa, deren Kehrreim lautete:

„Sigtryg führet Krieg,
Speist mit Leichen Wölfe."

Der König dankte ihm für das Lied, rief seinen Schatzmeister zu sich und fragte ihn, welchen Lohn er ihm dafür geben solle. „Was habt Ihr selbst gedacht, Herr?" erwiderte dieser. „Wenn ich ihm zwei Handelsschiffe gebe," sagte der König, „ist das eine gute Bezahlung?" „Das ist allzuviel, Herr," erwiderte der Schatzmeister, „andere Häuptlinge geben die eine oder andere Kostbarkeit als Skaldenlohn, gute Schwerter oder gute Goldringe." Darauf verehrte der König ihm eine ganz neue Kleidung von Scharlach, einen goldverbrämten Rock, einen Mantel mit vorzüglichem Pelz und einen Goldring von einer Mark Gewicht. Gunlaug dankte ihm für die Gaben und segelte, nachdem er einige Zeit verweilt, nach den Orkney-Inseln, wo Sigurd Jarl Lödversen regierte. Auch ihm brachte er ein Lied, einen wohlgedichteten Flok, wofür ihm der Jarl eine große, silberbeschlagene Axt als Sangeslohn gab; aber trotz des Anerbietens von seiten des Jarls wollte er nicht bleiben, da er an eine Reise nach Schweden dachte. So ging er denn an Bord bei einigen Kaufleuten,

welche nach Norwegen segelten, und kam im Herbst nach Kongehelle in Viken. Von da nahm er sich Führer hinauf nach Wester-Götland und kam zu der Stadt Skara. Sigurd Jarl, welcher dort seinen Sitz hatte, war schon bejahrt. Auch vor ihm trug Gunlaug ein Lied vor, womit der Jarl so wohlzufrieden war, daß er ihn bat, im Winter bei ihm zu bleiben, ein Anerbieten, das Gunlaug annahm. Im Winter hielt man ein großes Weihnachtsgelage; und am Tage vor Weihnachten kamen zwölf Männer von Norwegen; das waren Sendboten von Erik Jarl, welche Sigurd Jarl Gaben bringen sollten. Der Jarl nahm sie wohl auf und gab ihnen Weihnachten über ihren Sitz bei Gunlaug; es herrschte viel Heiterkeit bei den Gelagen. Die Götländer sprachen da unter anderem davon, daß es keinen größeren und berühmteren Jarl gäbe als ihren Sigurd, wogegen die Norweger meinten, daß Erik weit vortrefflicher sei; darüber erhob sich ein Streit, und sie wählten Gunlaug zum Schiedsrichter. Da sang er also:

„Lieb ist's, daß Ihr lobet,
Wackre Leute, den Herrscher.
Grau jetzt, pflügt' er doch einstens
Meeres grausige Salzflut.
Trefflich aber im Osten
Weiter wohl noch drang Erik;
Sturm umkrachte die Planken,
Da er die See durchschnitten."

Beide waren wohl zufrieden mit der Entscheidung, aber besonders die norwegischen Sendboten. Sie zogen nach Weihnachten wieder heim mit Geschenken für Erik Jarl, dem sie dann auch Gunlaugs Urteil erzählten. Der Jarl, welcher fand, daß Gunlaug ihm bei dieser Gelegenheit Hingebung und Freundschaft erwiesen, äußerte, Gunlaug solle sich frei und sicher in seinem Reiche aufhalten können; was Gunlaug später erfuhr. Sigurd Jarl verschaffte ihm nach seinem Begehr einen Wegweiser nach Tiendeland in Svitjod.

9. Gunlaug zieht zu König Olaf dem Schwedischen in Upsala.

Über Svitjod regierte damals König Olaf der Schwedische, ein Sohn von König Erich Sejersael und Skögle-Tostes Tochter, Königin Sigrid hin Storraade; es war ein mächtiger, ansehnlicher und stolzer König. Gunlaug kam nach Upsala im Frühjahr, als dort die Schweden gemeinsam Ting hielten. Zur selben Zeit hielt sich der Isländer Ravn Önundsen beim König auf. Sein Vater Önund wohnte auf dem Hofe Mosfjaeld, war ein reicher Mann und hatte da im Süden auf den Vorgebirgen Besitz; er war vermählt mit Geirud, einer Sohnestochter von Molde-Gnup, der sich in Grindevig niedergelassen. Ihre Söhne Ravn, Toraren und Endride waren alle hoffnungsvolle Männer; doch war Ravn der vorzüglichste unter ihnen, ein großer, starker Mann, von schönem Aussehen und ein guter Skalde.

Sobald er herangewachsen, unternahm er Reisen zwischen Island und Norwegen. Jetzt hielt er sich, wie gesagt, bei König Olaf Svenske auf. Da nun der König Gunlaug gut aufgenommen und ihn gefragt, wer er wäre, und Gunlaug geantwortet, daß er Isländer, da wandte sich der König zu Ravn und sagte: „Aus welchem Geschlechte ist dieser Mann auf Island?“ Darauf erhob sich ein großer, tüchtig aussehender Mann auf der niedrigeren Bank, trat hin vor den König und sagte: „Herr, er ist aus gutem Geschlecht und selbst einer der tüchtigsten Männer.“ „So laß ihn hingehen und bei dir Platz nehmen!“ sagte der König. Darauf erwiderte Gunlaug: „Ich habe, Herr, ein Lied für Euch gedichtet und wünsche, daß Ihr es anhören wollet.“ Aber der König erwiderte, daß jetzt keine Gelegenheit wäre, auf Lieder zu hören; es wäre am besten, erst Platz zu nehmen. Die taten es denn auch; und Gunlaug und Ravn begannen miteinander zu reden und erzählten sich von ihren Reisen. Ravn berichtete, wie er im vorhergehenden Sommer von Island nach Norwegen gezogen und im Beginn des Winters von Norwegen nach Schweden; sie wurden bald gute Freunde. Aber eines Tages, da die Tingszeit vorbei war, standen sie beide, Gunlaug und Ravn, vor dem König. Da sagte Gunlaug: „Jetzt möchte ich wünschen, Herr, daß Ihr auf mein Lied hören wollet.“ „Jawohl,“ sagte der König. „Jetzt will ich auch mein Lied vortragen mit Eurer Erlaubnis,“ sagte Ravn. „Auch das,“ erwiderte der König. „Aber ich zuerst,“ sagte Gunlaug, „mit Eurer Erlaubnis, Herr.“ „Nein,“ sagte Ravn, „mir kommt es zu, zuerst mein Lied zu sagen, da ich zuerst zu Euch gekommen bin.“ „Wann,“ sagte Gunlaug, „hat man je gehört, daß unsere Väter zusammenkamen und daß meiner nach dem deinigen kam? Niemals! Und das soll auch jetzt nicht mit uns beiden geschehen.“ „Laß uns wenigstens,“ sagte Ravn, „soviel Schicklichkeit zeigen, daß wir uns nicht darangeben, hierüber zu zanken, sondern den König darüber bestimmen lassen.“ Der König sagte: „Da soll Gunlaug zuerst singen, denn er wird böse werden, wenn er nicht seinen Willen bekommt.“ Hierauf sang Gunlaug seine Drapa, und da er fertig war, sagte König Olaf: „Nun, Ravn, wie ist dieses Lied gedichtet?“ „Gut, Herr,“ erwiderte dieser, „es ist ein Gesang mit großen Worten, nicht schön und etwas steif in der Form, wie Gunlaug selbst von Sinn.“ „Jetzt sollst du dein Lied vortragen, Ravn,“ sagte der König. Er tat es. Und da es vorbei war, sagte der König: „Nun, Gunlaug, wie ist das Lied gedichtet?“ „Gut, Herr,“ erwiderte er, „es ist ein schönes Lied, wie Ravn selbst, aber ziemlich alltäglich; und weshalb,“ fuhr er fort, „dichtetest du mir einen Flok über den König? Schien es dir nicht, er sei einer Drapa wert?“ Ravn erwiderte: „Laß uns jetzt nicht mehr davon reden; es kommt wohl die Zeit, da wir wieder davon beginnen können,“ und damit hörte ihre Unterredung auf. Kurze Zeit darauf wurde Ravn unter König Olafs Hofleute aufgenommen und bat um Urlaub, um fortzureisen. Der König erlaubte ihm das. Und da er fertig war, sagte er zu Gunlaug: „Es soll jetzt aus sein mit unserer Freundschaft, da du mich hier derart vor den

Häuptlingen herabsetzen willst; und einmal wird die Zeit kommen, wo ich dir geradeso großen Schimpf zufügen werde, wie du mir hier zuzufügen gedachtest." „Deine Drohungen schrecken mich nicht," erwiderte Gunlaug, „niemals werden wir uns so treffen, daß ich an Ansehen hinter dir zurückstehe." König Olaf gab Ravn bei der Trennung gute Gaben, darauf zog er fort. Er reiste im Frühling nach Trondhjem, machte sein Schiff fertig und segelte im Sommer nach Island, wo er in Lerevaag landete, unterhalb der Heide. Seine Verwandten und Freunde nahmen ihn freudig auf; und den nächsten Winter blieb er daheim bei seinem Vater.

Damals sprach Skafte Thorodsen Recht über Island. Seine Mutter war eine Sohnestochter von Molde-Gnup, so daß Skafte und Onunds Söhne Schwestersöhne waren; und alle diese Verwandten verstanden einander gut. Im Sommer trafen sich Ravn und Skafte beim Alting; da sagte Ravn zu dem andern, er wünsche seine Hilfe zur Freierei bei Thorsten Egilsen, um dessen Tochter Helga er werben wolle. Skafte wandte wohl ein, daß sie ja schon Gunlaug Ormstunge versprochen; aber Ravn sagte, daß die Zeit, welche zwischen ihnen verabredet, jetzt wohl abgelaufen, und daß Gunlaugs Übermut noch größer geworden als früher, so daß er kaum auf sein Versprechen achten würde. Skafte ließ nun seinem Verwandten den Willen, und sie gingen mit einem großen Gefolge zu Thorsten Egilsens Behausung. Er nahm sie wohl auf, und Skafte sagte: „Mein Verwandter Ravn will um deine Tochter Helga werben; sein Geschlecht ist dir wohl bekannt, wie auch sein Vermögen, sein eigener Biedersinn und der Beistand, den er von seinen vielen Verwandten und Freunden erwarten darf." Thorsten entgegnete: „Sie ist schon Gunlaug versprochen, und ich will all das halten, was damals verabredet wurde." Skafte fuhr fort: „Sind jetzt nicht die drei Winter abgelaufen, die damals zwischen euch verabredet wurden?" „Ja," sagte Thorsten, „aber der Sommer ist noch nicht vorbei, und Gunlaug kann noch im Sommer zurückkommen." „Aber welche Hoffnung können wir uns machen," sagte Skafte, „wenn er am Ende des Sommers nicht gekommen ist?" Thorsten erwiderte: „Wir treffen uns hier schon wieder im nächsten Sommer, und da können wir sehen, wie die Dinge stehen; aber jetzt nützt es nichts, mehr darüber zu reden." So trennten sie sich, und man ritt heim vom Ting. Es blieb inzwischen nicht unbekannt, daß Ravn um Helga freite, welche Gunlaug versprochen war. Gunlaug kam diesen Sommer nicht zurück. Und im nächsten Sommer betrieben Skafte und Ravn beim Alting mit allem Eifer die Freierei und sagten, daß Thorsten jetzt von all seinen Verpflichtungen gegen Gunlaug gelöst sei. Thorsten erwiderte, er habe nur für wenige Töchter zu sorgen und wolle nicht, daß sie einem Manne zu Schande oder Schaden sein sollten; er wolle deshalb erst mit Illuge Svarte reden. Das tat er denn auch und sagte zu ihm: „Scheint es dir nicht, daß ich jetzt von allen meinen Verpflichtungen gegen deinen Sohn Gunlaug gelöst bin?" „Gewiß bist du das, wenn du willst," antwortete Illuge, „und ich sehe

nicht, was ich dabei tun kann, da ich nicht recht weiß, wie es mit Gunlaug steht.“ So ging Thorsten zurück zu Skafte, und die unterhandelten so miteinander, daß die Hochzeit zu Beginn des Winters bei Thorsten auf Borg stattfinden solle, wenn Gunlaug nicht käme; Thorsten sollte von aller Verpflichtung gegen Ravn gelöst sein, wenn Gunlaug käme und seine Braut forderte. Darauf ritt man heim vom Ting; die eine Woche verging nach der andern, aber Gunlaug kam nicht, und Helga sah mit Trauer ihrer Heirat entgegen.

10. Gunlaugs Reisen und Heimkehr.

Von Gunlaug muß jetzt erzählt werden, daß er von Schweden nach England reiste, denselben Sommer, wo Ravn nach Island zog, und beim Abschied erhielt er gute Gaben von König Olaf. König Edelred nahm ihn wohl auf, und er stand dort im Winter in großem Ansehen. Damals regierte Knud Svendsen, genannt der Mächtige, über Dänemark. Er hatte kürzlich das Reich als Erbe seiner Väter übernommen und drohte beständig mit einem Zug nach England, wo sein Vater Svend, bevor er im Westen starb, ein großes Reich gewonnen hatte. Zur selben Zeit stand in England auch ein großes Heer von Dänen unter Anführung des Häuptlings Heming, eines Sohnes von Strutharald und Bruders des Sigvald Jarl; er regierte das Reich, welches König Svend gewonnen hatte, für dessen Sohn, König Knud. Im Sommer bat Gunlaug um Urlaub, um fortzuziehen, aber der König erwiderte, es zieme sich nur wenig für ihn, jetzt, da England mit Feindseligkeiten bedroht würde, den König, zu dessen Leuten er gehörte, zu verlassen. Gunlaug versprach, zu bleiben. erbat sich aber Urlaub für den nächsten Sommer, wenn die Dänen nicht kämen. Dieser Sommer verging, und der Winter auch, und die Dänen kamen nicht. Nach Johanni erhielt Gunlaug Urlaub vom König, segelte nach Norwegen und kam zu Erik Jarl auf Lade, der ihn wohl aufnahm und ihn dableiben hieß. Gunlaug dankte dem Jarl für sein Anerbieten, erwiderte aber, daß er eine wichtige Angelegenheit auf Island zu erledigen habe, da er seine Verlobte besuchen solle. Darauf erwiderte der Jarl, daß alle Schiffe, die nach Island wollten, jetzt fort wären; aber einer der Hofleute machte darauf aufmerksam, daß Halfred Vandraadeskjald noch tags zuvor unterhalb Agdenaes lag. Das fand der Jarl wahrscheinlich, da er erst vor fünf oder sechs Tagen abgesegelt war, und er ließ Gunlaug zu Halfreds Schiff hinausbringen. Halfred nahm ihn mit Freude auf. Der Sommer war weit vorgerückt; sie bekamen gleich günstigen Wind vom Lande und unterhielten sich oft miteinander. Halfred sagte zu Gunlaug, ob er gehört, daß Ravn Onundsen um Helga die Schöne geworben. Gunlaug antwortete, daß er etwas davon gehört, aber nichts Genaues. Halfred erzählte ihm, was er wußte, auch wie viele der Ansicht wären, daß Ravn ein ebenso tüchtiger Mann wie Gunlaug. Dieser erwiderte mit einem Lied:

„Achte nur wie ein leises
Lüftchen jetzt einer Woche
Störrigen Ostwindsturmes
Stetes Umpfeifen des Schiffes.
Werd' ich nicht alt, ist's gut so.
Eher treffe der Tod mich,
Als daß gering ich gerechnet
Nur gegen Ravn und lebe."

Halfred fuhr fort: „Ich will wünschen, Kamerad, daß es dir mit Ravn besser gehen möge, als es mir erging. Ich kam vor einigen Jahren mit meinem Schiff nach Lerevaag und war Ravns Knecht eine halbe Mark Silber schuldig, die ich ihm vorenthielt; da ritt Ravn mit vierzig Mann zu uns, hieb das Landungstau durch, daß das Schiff auf den Strand trieb und beinahe gescheitert wäre; so mußte ich mich denn Ravns Urteil unterwerfen und eine ganze Mark zahlen, und das ist alles, was ich von meinem Verkehr mit ihm erzählen kann." Ihre Rede kam dann auf Helga, und Halfred lobte sehr ihre Schönheit.

Sie landeten vierzehn Tage vor dem Winter in Hraunhavn bei der Melrakkaslette und luden da aus. Dort auf der Ebene war ein Bauernsohn mit Namen Thord, der sich häufig in Ringspiele mit den Kaufleuten einließ, und niemand konnte ihm widerstehen. Man richtete es da so ein, daß Gunlaug mit ihm ringen sollte. In der Nacht vorher rief Thord den Thor um Sieg an, und am Morgen, als sie rangen, schlug Gunlaug den Thord auf beide Beine, so daß er einen schweren Fall tat, aber der Fuß, worauf Gunlaug stand, ging aus dem Gelenk, daß er zugleich mit Thord fiel. Da sagte dieser: „Vielleicht gelingt dir eine andere Sache nicht besser." „Welche denn?" sagte Gunlaug. „Die Sache mit Ravn Önundsen," erwiderte Thord, „wenn er jetzt zum Winter Helga die Schöne erhält; ich war im Sommer auf dem Alting zugegen, da dies verabredet wurde." Gunlaug erwiderte nichts. Sein Fuß wurde verbunden und eingerenkt und schwoll sehr auf. Gunlaug und Halfred verließen die Ebene eine Woche vor dem Winter und kamen nach Gilsbakke am selben Samstag Abend, da sie auf Borg beim Gelage saßen. Nachdem Illuge mit Freude seinen Sohn aufgenommen, wollte dieser gleich nach Borg hinabreiten, aber weder Illuge noch ein anderer fand das ratsam. Gunlaug blieb fest bei seinem Vorsatz, aber sein Fuß war in einem solchen Zustand, daß er, wie ungern er das auch eingestehen wollte, vollkommen ungeeignet zum Reisen war, weshalb auch nichts daraus wurde. Halfred ritt am Morgen heim nach Hredavatn in Norderaadal, wo sein Bruder Galte Ottarsen ihr gemeinsames Eigentum verwaltete.

11. Gunlaug trifft Helga und hält auf Oksaraholm mit Ravn einen Zweikampf.

Von Ravn wird erzählt, daß er saß und Hochzeitsschmaus hielt auf Borg; aber die meisten sagen, daß die Braut sehr niedergeschlagen

war: so ging es hier, wie es im Sprichwort heißt, daß die Liebe der Jugend nicht vergessen wird. So ging es auch ihr. Ravn zog darauf heim nach Mosfjaeld mit seinem Weibe Helga; aber sie waren da nur kurze Zeit gewesen, da erwachte Helga eines Morgens früh, als Ravn noch schlief, und er war sehr unruhig im Schlaf; und da er erwachte, erzählte er Helga seinen Traum und dichtete folgende Weise:

„In deinem Arme, schien mir's,
Ruhte ich schwerverwundet,
Und dein Bett, von Blute
Schwamm es in meinen Träumen.

Nicht mehr konntest, o Weib, du
Mir verbinden die Wunden.
Was das bedeutet, weiß ich,
Nicht bedeutet es Freude."

Helga sagte: „Darüber sollte ich mich nie betrüben; schlimm habt ihr mich betrogen, und Gunlaug muß heimgekommen sein." Sie weinte viel; und kurze Zeit darauf wurde Gunlaugs Heimkehr bekannt. Helga machte sich nun so störrig gegen Ravn, daß er sie nicht mehr daheim halten konnte, sondern mit ihr zurück nach Borg ziehen mußte, und doch hatte er nur wenig Freude von ihrem Zusammenleben. Im folgenden Winter sollte eine Hochzeit auf dem Hofe Skaanö stattfinden, da Sverting, ein Sohnessohn von Molde-Gnup, Hungerd, eine Tochter von Tunge-Ods Sohn Thorod und seiner Gattin Josrid, heiraten sollte. Hungerds Verwandter Thorkel auf Skaanö lud auch Illuge Svarte und seine Söhne ein; aber da Illuge sich fertig machte zur Reise, saß Gunlaug drinnen in der Stube und machte gar keine Anstalten dazu. Illuge ging hin zu ihm und fragte, weshalb er sich nicht zurechtmache; aber Gunlaug erwiderte, er wolle nicht mitreisen. „Ja, gewiß sollst du das, mein Sohn," sagte Illuge; „nimm dir solches nicht so zu Herzen, daß du trauerst über ein einzelnes Weib; tu, als wüßtest du nicht, was geschehen; es wird dir nie an Weibern fehlen, um zwischen ihnen zu wählen." Gunlaug folgte dem Willen seines Vaters, und die Gäste sammelten sich zum Gelage. Illuge und seinen Söhnen wurde ihr Platz auf dem einen Hochsitz angewiesen; Thorsten Egilsen, seinem Schwiegersohn Ravn und dem Gefolge des Bräutigams auf dem andern Hochsitz, Illuge gerade gegenüber. Die Weiber nahmen Platz auf der Querbank, und Helga die Schöne saß bei der Braut. Oft und oft wechselten Helga und Gunlaug Blicke; es ging, wie es im Sprichwort heißt, daß die Augen verraten, ob das Weib den Mann liebt. Gunlaug war wohl gekleidet und trug jene gute Tracht, die König Sigtryg ihm gegeben, so daß er in der Beziehung wie auch wegen seines Wuchses, seiner Stärke und Schönheit sich vor andern Männern auszeichnete. Es herrschte nur wenig Freude beim Gelage. Tags darauf, da man sich wieder zur Reise anschickte, gingen die Weiber eine jede ihren Weg, um sich zur Heimfahrt zu rüsten; und bei der Gelegenheit ging

Gunlaug zu Helga, und sie sprachen lange zusammen. Da sang Gunlaug diese Weise:

„Ravn dich nahm, und traurig
Wurden für Schlangenzunge
Oft die Stunden zum Leben, —
Genommen war Helga die Schöne.

Könnte den kargen Krämer
Meine Zunge vergessen!
Fort sein Kind, das junge,
Warf dein Vater wie Ware."

Da verehrte Gunlaug ihr den Mantel, den er von König Edelred erhalten, und der eine große Kostbarkeit war; sie dankte ihm sehr dafür. Dann ging Gunlaug hinaus, und es waren viele Pferde auf den Rasen gekommen. Er sprang auf eines davon und ritt in voller Fahrt über den Rasen hin zu der Stelle, wo Ravn stand, so daß dieser zur Seite springen mußte. „Weshalb springst du jetzt aus dem Wege, Ravn?" sagte er, „diesmal brauchst du dich nicht vor mir zu fürchten, aber du weißt, was du verdient hast." Ravn antwortete mit einem Vers, worin er äußerte, daß sie sich nicht zu streiten brauchten; es wären viele andere Weiber, unter denen er wählen könnte. Gunlaug entgegnete: „Man sagt so; es kann gern sein, daß es viele gibt, aber ich glaube es nicht." Inzwischen liefen Illuge und Thorsten herbei, um allen Streit zwischen ihnen zu verhindern. Darauf ritten beide heim, und es fand den Winter nichts Merkwürdiges statt. Aber nachdem Helga mit Gunlaug zusammengekommen, konnte Ravn an dem Verkehr mit ihr keine Freude mehr haben.

Im nächsten Sommer ritt man zum Ting, viele miteinander wie gewöhnlich: Illuge Svarte mit seinen Söhnen, Gunlaug und Hermund, Thorsten Egilsen und sein Sohn Kolsvend, Önund von Mosfjaeld mit allen seinen Söhnen, samt dem jüngst erwähnten Sverting. Skafte war noch Gesetzessprecher. Eines Tages, da das Ting sehr zahlreich und alle Gerichtssachen zu Ende waren, forderte Gunlaug für sich Gehör und sagte: „Ist Ravn Önundsen zugegen?" Der erwiderte: „Ja." „Du weißt," fuhr Gunlaug fort, „daß du meine Braut genommen, die mir versprochen war, und Feindschaft wider mich angestiftet; deshalb fordere ich dich zum Zweikampf hier auf dem Ting nach dreier Tage Frist, hier auf Öksaraholm." Ravn entgegnete: „Das ist eine gute Botschaft, die man von dir erwarten konnte, und ich bin fertig, sobald du willst." Nun waren wohl ihre Verwandten auf beiden Seiten sehr mißvergnügt darüber; aber es war damals Gesetz, daß jeder, der sich auf die eine oder andere Art beleidigt glaubte, seinen Gegner zum Zweikampf fordern konnte. Nach Verlauf dreier Nächte machten sie sich daher bereit zum Zweikampf. Illuge Svarte begleitete seinen Sohn mit einem großen Gefolge zur Insel, aber der Gesetzessprecher Skafte folgte Ravn, wie auch dessen Vater und andere Verwandte.

Hermund hielt den Schild für seinen Bruder Gunlaug, aber Sverting für Ravn. Der, welcher verwundet würde, sollte sich mit drei Mark Silber lösen. Ravn als der, welcher herausgefordert war, hatte den ersten Hieb. Er schlug in die oberste Kante von Gunlaugs Schild; aber da er stark zugehauen, so sprang sein Schwert unter dem Griff entzwei, und die Spitze, welche vom Schild zurücksprang, traf Gunlaug auf der Wange und brachte ihm eine, wenn auch überaus leichte, Wunde bei. Beider Verwandte und viele andere liefen nun zwischen sie. Gunlaug sagte: „Jetzt erkläre ich Ravn für überwunden, da er waffenlos ist;" aber Ravn sagte: „Und ich erkläre dich für überwunden, da du verwundet bist." Gunlaug war da überaus heftig und sehr böse und sagte, der Streit sei noch nicht abgemacht. Aber sein Vater Illuge sagte, sie sollten ihn diesmal nicht fortsetzen. Da antwortete Gunlaug: „Da will ich wünschen, mein Vater, daß Ravn und ich uns ein ander Mal so treffen, daß du zu weit weg bist, um uns zu trennen." So trennten sie sich für diesmal, und man ging zurück zu seinen Behausungen. Am nächsten Tage wurde es im Recht als Gesetz angenommen, daß alle Zweikämpfe auf Island abgeschafft werden sollten; dieser Beschluß wurde auf den Rat der besten Männer gefaßt, die da zugegen, und das waren die kundigsten, welche damals im Lande waren. Dieser Zweikampf zwischen Gunlaug und Ravn war somit der letzte, der auf Island gehalten ist.

Eines Tages, da die Brüder Hermund und Gunlaug zur Oksaraa gingen, um sich zu waschen, ging eine Schar von Weibern auf der andern Seite des Flüßchens, und unter ihnen Helga die Schöne. Hermund sagte zu Gunlaug: „Siehst du die Weiber und deine Freundin Helga auf der andern Seite des Flusses?" „Gewißlich sehe ich sie," antwortete Gunlaug.

Darauf gingen sie über den Fluß, und Helga und Gunlaug sprachen eine Weile miteinander; und da sie wieder zurückgingen, stand Helga und stierte Gunlaug nach. Da sah er zurück über den Fluß und sang folgende Weise:

„Unter der weißen, gewölbten,
Sanften Stirn der Schönen
Blendende, habichtshelle
Blicke seh' ich erstrahlen.

Grimm soll ich und die gute,
Goldbandtragende, liebe,
Leinkleidleuchtende Freundin
Leiden dafür in Zukunft."

Dann ritt man vom Ting heim, und Gunlaug war zu Hause auf Gilsbakke. Eines Morgens, da er erwachte, waren alle andern im Hause aufgestanden, und er allein lag noch und ruhte sich aus in einem Eckbett, tief drinnen. Da kamen zwölf vollbewaffnete Männer in die Stube herein; das war Ravn Onundsen. Gunlaug sprang sofort auf und ergriff seine Waffen; aber Ravn sagte zu ihm: „Du brauchst

gar keine Gefahr zu fürchten; dies ist meine Botschaft: im Sommer auf dem Alting forderteſt du mich zum Zweikampf und fandeſt du ſelbſt, daß der Streit nicht entſchieden wurde. Jetzt will ich dich auffordern, daß wir beide im Sommer ins Ausland reiſen und in Norwegen Zweikampf halten; da werden unſere Verwandten uns nicht hindern." Gunlaug antwortete: „Das iſt ein mannhafter Vorſchlag und eine Bedingung, die ich gerne annehmen will; komm hierher und nimm fürlieb mit dem, was du wünſcheſt." Ravn dankte für das gute Anerbieten, aber ſchlug es für diesmal aus und ritt weg; und ſo trennten ſie ſich. Ihre Verwandten waren ſehr mißvergnügt darüber; aber ſie konnten nichts daran ändern, da die beiden ſo ſehr darauf aus waren; und außerdem mußte des Schickſals Wille hierin wie in allem andern in Erfüllung gehen.

12. Ravns und Gunlaugs Zweikampf in Norwegen.

Über Ravn iſt jetzt zu erzählen, daß er ſein Schiff fertig machte in Lerevaag. Zwei Männer, mit Namen Grim und Olaf, ſeines Vaters Onund Schweſterſöhne und beide wackere Männer, begleiteten ihn. Alle ſeine Verwandten ſchienen einen großen Verluſt zu erleiden durch ſeine Abreiſe, aber er gab als Grund an, daß er Gunlaug zum Zweikampf herausgefordert und daß er keine Freude von ſeiner Ehe mit Helga habe, und ſagte, daß einer von ihnen notwendig von dem andern fallen müſſe. Sobald er günſtigen Wind bekam, ſegelte er ins Meer und kam mit ſeinem Schiff nach Trondhjem, wo er den Winter über wartete, ohne etwas von Gunlaug zu hören. Er wartete da gleicherweiſe im Sommer, ja, hielt ſich noch den nächſten Winter in Trondhjem auf, an der Stätte, die Livanger heißt.

Gunlaug Ormstunge ging zugleich mit Halfred Vandraadeſtjald zur See, von der Ebene aus, aber ſie wurden ſehr ſpät fertig und kamen kurz vor dem Winter nach den Orkney-Inſeln. Sigurd Jarl Löddverſen herrſchte damals über die Inſeln, und bei ihm brachte Gunlaug den Winter zu; und da der Jarl ſich im Frühjahr auf einen Heereszug begeben wollte, zog Gunlaug mit ihm. Sie richteten im Sommer weit umher Verwüſtungen an, auf den ſüdlichen Inſeln und in den ſchottiſchen Fjorden, und beſtanden viele Kämpfe, in denen Gunlaug ſich ſtets als einen tapfern, behenden und unerſchrockenen Mann erwies. Sigurd Jarl kehrte zeitig im Sommer zurück; aber Gunlaug begab ſich an Bord bei einigen Kaufleuten, die nach Norwegen ſegelten, kam nach Trondhjem und brachte den Anfang des Winters bei Erik Jarl auf Lade zu. Der Jarl, welcher ſchon wohlbekannt war mit dem ganzen Handel zwiſchen Ravn und Gunlaug, ſagte zu dieſem, er verbiete, daß ſie da in ſeinem Reiche miteinander kämpften. Gunlaug erwiderte, daß er ja zu befehlen habe, und blieb im Winter da, aber gab ſich mit niemand ſonderlich ab. Jetzt geſchah es eines Tages, daß er mit ſeinem Verwandten Thorkel Svarte ausging. Sie gingen eine Strecke Weges fort vom Gehöfte und fanden auf einem Felde einen Kreis von Männern, in

welchem zwei andere mit Waffen standen und zum Scherz miteinander fochten. Der eine von ihnen sollte Ravn vorstellen, der andere Gunlaug; und die Umherstehenden sagten, daß die Isländer nur kleine Hiebe austeilten und sich langsam an ihre Versprechen erinnerten. Gunlaug verstand wohl, daß all das ihm zum Spott getan war und ging schweigend fort; aber bald darauf sagte er zum Jarl, daß er nicht länger seiner Hofleute Hohn und Spott wegen die Sache mit Ravn ertragen könne, und bat den Jarl, ihm Wegweiser hin nach Livanger zu geben. Und da der Jarl schon Nachricht erhalten, daß Ravn Livanger verlassen und weiter ostwärts nach Schweden gezogen, so gab er Gunlaug Urlaub zur Reise nebst zwei Wegweisern. Gunlaug zog dann mit sechs andern von Lade nach Livanger, wo er am Abend ankam, gerade als Ravn mit vier Begleitern dieselbe Stätte am Morgen verlassen hatte. Er hielt sich hier nicht auf, sondern reiste gleich in der Nacht weiter, so daß sie am Morgen bei Sonnenaufgang einander endlich erblickten. Ravn war zu einer Stelle gekommen, wo zwei Seen waren und zwischen den Seen ebene Felder, welche die Gleipnisebene genannt wurden, aber in den einen See ging ein kleines Vorgebirge, Dingenaes mit Namen. Dort auf dem Vorgebirge blieb Ravn stehen mit seinen Begleitern, unter denen auch seine Verwandten Grim und Olaf waren. Da sie zusammenstießen, sagte Gunlaug, es wäre gut, daß sie einander endlich träfen; Ravn war gleichfalls wohl damit zufrieden und sagte, jetzt müsse er selbst wählen, was er wolle, ob sie alle streiten sollten oder nur die beiden. Gunlaug entgegnete, daß er wohl zufrieden damit wäre, was es auch sein sollte; aber Ravns Verwandte, Grim und Olaf, sagten, sie wollten nicht als ruhige Zuschauer dastehen, während die andern stritten, und das wollte Gunlaugs Verwandter, Thorkel Svarte, gleichfalls nicht. Drauf sagte Gunlaug zu den Wegweisern, die der Jarl ihm mitgegeben, sie sollten sitzen bleiben und zusehen, ohne einem von ihnen Hilfe zu gewähren, sondern Zeugen ihres Zusammentreffens sein; und das taten sie auch.

Dann gingen sie aufeinander los und stritten weidlich. Grim und Olaf gingen beide gegen Gunlaug allein und fochten tapfer, aber der Ausfall war doch der, daß er beide tötete, ohne selbst verwundet zu werden. Das bestätigt auch Thord Kolbensen in dem Lied, das er auf Gunlaug Ormstunge dichtete. Inzwischen gingen Ravn und Thorkel Svarte aufeinander los; Thorkel wurde von Ravn niedergestreckt und ließ sein Leben, und so ging es zuletzt allen ihren Gefährten, so daß die beiden allein übrig waren. Sie fielen nun einander mit schweren Hieben und tapferen Angriffen an und wurden immer hitziger. Gunlaug führte da das Schwert, welches König Edelred ihm geschenkt, das war eine vorzügliche Waffe; damit gab er zuletzt Ravn einen schweren Schlag und hieb ihm das eine Bein ab. Nichtsdestoweniger fiel Ravn nicht nieder, sondern sprang zu einem Baumstumpf und stützte sich darauf. Da sagte Gunlaug: „Jetzt bist du nicht länger kampftüchtig, und ich will nicht weiter streiten mit dir verstümmeltem Mann.“ „Es ist wahr,“ erwiderte Ravn, „es ist arg mit mir gegangen; aber noch

würde ich wohl etwas taugen können, könnte ich ein wenig zu trinken bekommen." „Betrüge mich nicht," sagte Gunlaug, „dann will ich dir in meinem Helm Wasser bringen." Ravn versprach es. Darauf ging Gunlaug zu einem Bach, füllte den Helm und brachte ihn Ravn. Aber während dieser seine linke Hand darnach ausstreckte, hieb er zugleich, mit dem Schwert in der Rechten, Gunlaug derart aufs Haupt, daß er eine sehr schwere Wunde erlitt. „Übel betrogst du mich da," sagte Gunlaug, „und unmännlich war das von dir getan, da ich Vertrauen auf dein Wort setzte." „Ich geb' es zu," erwiderte Ravn, „aber ich kann dir unmöglich Helgas der Schönen Umarmung gönnen." Da stritten sie noch eine Zeitlang mit großer Heftigkeit, aber zuletzt gab Gunlaug dem Ravn den Todesstreich, daß er sein Leben ließ. Da traten die Wegweiser, die Zuschauer gewesen, vor und verbanden die Wunde in Gunlaugs Haupt.

Darauf begruben sie die Toten, brachten Gunlaug auf sein Pferd und kamen mit ihm hinab nach Livanger, wo er noch drei Tage lag und volle kirchliche Bedienung erhielt; darauf starb er und wurde dort bei der Kirche begraben. Alle beklagten sehr Gunlaugs und Ravns Tod, besonders wegen der Umstände, die Ursache dazu gewesen.

13. Helgas Tod.

Im Sommer, bevor die Nachricht davon in Island bekannt wurde, hatte Illuge einen Traum daheim auf Gilsbakke. Es kam ihm vor, als ob sich Gunlaug vor ihm im Schlafe offenbarte; er war ganz blutig und berichtete ihm in einem Liede über seinen Kampf mit Ravn auf Dingenaes. Illuge konnte sich noch der Weise erinnern, da er erwachte, und sang sie später für andere. Und im Süden auf Mosfjaeld traf es sich, daß gleicherweise Ömund in derselben Nacht träumte, daß Ravn sich ihm offenbarte und ganz blutig war und gleichfalls eine Weise sang, worin er erzählte, Gunlaug habe ihn in Norwegen mit dem Schwert getötet.

Im nächsten Sommer auf dem Alting sagte Illuge Svarte zu Ömund auf dem Gesetzesberge: „Welche Buße willst du mir für meinen Sohn geben, den dein Sohn Ravn so ganz gegen Treu und Glauben betrog?" „Weit entfernt," entgegnete der andere, „daß ich mich verpflichtet glaube, eine Buße für ihn zu geben, da ich selbst so bitterlich durch diese Begegnung gelitten, verlange ich auch von dir keine Buße für meinen Sohn." Illuge antwortete: „In kurzer Zeit wird ein Verwandter von dir oder einer deiner Angehörigen es entgelten müssen." Und im Sommer nach dem Ting war er immer sehr niedergeschlagen; aber im Herbst ritt er mit dreißig Mann von Gilsbakke und kam am Morgen zeitig nach Mosfjaeld. Ömund und seine Söhne entkamen und flüchteten in die Kirche; doch zwei seiner Verwandten wurden von Illuge ergriffen, der den einen töten, dem andern die Füße abhauen ließ, worauf er wieder heimzog, ohne daß Ömund eine Genugtuung dafür erhalten konnte. Aber Illuges Sohn Hermund, der seines Bruders Gunlaug Tod nicht vergessen konnte, war inzwi-

schen nicht davon befriedigt und hielt ihn noch nicht für hinreichend gerächt. Da er wußte, daß Omunds Bruderſohn Ravn, der ein tüchtiger Seemann war, ſein Schiff oben in Hrutafjord hatte, ſo ritt er im Frühjahr ganz allein nach Norden über Holtevardehede, dann nach Hrutafjord und hinaus nach dem Hafen Bordöre, wo die Schiffe der Kaufleute lagen. Viele von dieſen waren beinahe fertig, aber der Führer Ravn war mit verſchiedenen andern Männern an Land. Hermund ritt hin zu ihm, durchbohrte ihn mit ſeinem Spieß und ritt ſogleich wieder fort, aber Ravns Gefährten unterließen es vor Schrecken über ſeine Tat, an Gegenwehr zu denken oder ihm nachzuſetzen. Auch für dieſen Mord wurde keine Buße gegeben, und damit enden die Streitigkeiten zwiſchen Illuge Svarte und Omund auf Mosſjaeld.

Thorſten Egilſen verheiratete hiernach ſeine Tochter Helga mit einem Mann, der Thorkel Halkelſen hieß, der draußen in Hraundalen lebte, und ſie zog hin zu ihm und ſtand ſeinem Hauſe vor; aber obſchon er ein gewandter Mann und zugleich ein guter Skalde war — ſie hatten auch verſchiedene Kinder miteinander — ſo konnte ſie ihn doch nicht liebgewinnen; denn ſie konnte niemals Gunlaug aus ihren Gedanken vertreiben, obwohl er tot war. Ihre größte Freude beſtand darin, den Mantel hervorzunehmen, den Gunlaug ihr verehrt, und ihn vor ſich auszubreiten; dann ſaß ſie lange und ſtierte auf ihn hin. Einmal brach eine ſchwere Krankheit auf dem Hofe aus, wovon viele eine lange Zeit niedergeworfen und abgezehrt wurden. Auch Helga wurde angegriffen, hielt ſich aber noch aufrecht. An einem Samstag Abend ſaß ſie im Feuerhauſe und ließ ihr Haupt auf ihres Mannes Knieen ruhen. Da ließ ſie Gunlaugs Mantel hervorholen, und da er ihr gebracht wurde, richtete ſie ſich auf, breitete ihn vor ſich aus und ſtarrte eine Zeitlang darauf hin; dann ſank ſie zurück in ihres Gatten Schoß und war entſeelt. Thorkel aber ſang folgende Weiſe:

„Der letzte Seufzer! Sorgend
Im Arme halt' ich die Gattin,
Entgeiſtert. Der Herr des Lebens,
Er holte mein Weib, das hehre.

Schwer drückt mich ihr Verſcheiden,
Doch ſchwerer wird das Leben,
Ich weiß es, ſoll ich weilen
Wohl ohne die teure Tote."

Helgas Leiche wurde nach der Kirche überführt, und ihr Tod weckte, wie man ſich denken kann, allgemeine Betrübnis.

Und hier endet jetzt die Erzählung von Gunlaug Ormstunge.

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Svensson, **Aus Islands alten Schätzen.** Erster Teil. Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Uebersetzt von J. Mayrhofer. (Heft 8, Jahrg. XXVIII der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren".) 50 Pfg.

In den letzten Jahren erfreut sich die isländische Sagalitteratur einer immer mehr wachsenden Anteilnahme. So ist es ein dankenswertes Unternehmen, einen weitern Kreis von Literaturfreunden mit diesem Gegenstande in einer nicht zu umfangreichen Schrift bekannt zu machen. Das gelingt dem Verfasser in vorzüglicher Weise. Er orientiert kurz, aber gründlich über Wesen, Stoffgebiet, Inhalt, Form und Bedeutung dieser eigenartigen Schöpfungen einer gewaltigen dichterischen Volkskraft. (Bücher-Markt).

Jörgensen, **Beuron.** Uebersetzt von J. Mayrhofer. 1.50 Mk., gebd. 2.— Mk.

Der bekannte dänische Dichter besuchte kurz vor seinem Uebertritte zum Katholizismus das Kloster Beuron. Die Beschreibung seines Aufenthaltes bei den Benediktinern schildert und würdigt nach einer Seite hin das Klosterleben, wendet sich auf der andern Seite gegen rationalisierende Protestanten, ist demnach eine sachgemäße, schön geschriebene Verteidigung der Kirche durch einen Fremden. Die fließende, dem Geiste der deutschen Sprache entsprechende Uebersetzung macht die geistreichen Ausführungen zu einer angenehmen Lesung, wobei man manche Tagesfragen klar und ansprechend behandelt findet.
(Stimmen aus Maria-Laach, Freiburg i. Br. 1909 Heft 9.)

Eine lebens- und geistvolle Schilderung des Tuns und Treibens in der weltberühmten Benediktinerabtei. (Prediger u. Katechet.)

In sehr anziehender Weise plaudert über Beuron und dessen künstlerische und aszetische Bestrebungen der bekannte dänische Konvertit Johannes Jörgensen. (Korresp. u. Offertenbl. f. d. ges. Geistl. Dtschl.)

Ein herrliches Buch des berühmten dänischen Konvertiten, eines seiner geistvollsten Bücher, die er je geschrieben hat. Alle, die sich für den Geist des Benediktinerordens interessieren, werden hohen Gefallen daran finden. (Ave Maria.)

Verlag von Rich. Langer, Berlin N. 58.

Du meine Göttin! Ein Liebestraum. Von J. Mayrhofer. 25 Pfg.

Zu dem kleinen Büchlein hat jede der neun Musen nur ein Lied beigesteuert; es spielt sich aber in rascher Entwickelung eine kurze Tragödie ab. Die schöne Sprache und die gemütstiefe Auffassung werden die Gabe den Freunden des schon bekannten Dichters und Schriftstellers empfehlen. (Niederrheinische Volkszeitung.)

In der Jasminlaube. Novellen von J. Mayrhofer. Gebd. 1.50 Mk.

Situationen und Charaktere verfehlen ihren Eindruck nicht, sodaß der Leser von der Jasminlaube Mayrhofers mit Befriedigung und Dank für die freundliche Bewirtung scheiden wird. (Lit. Handweiser.)

Kösel'sche Buchhandlung, München und Kempten.

Jörgensen, U. L. Frau von Dänemark. Roman. Ueberſetzt von J. Mayrhofer. 3.50 Mk., gebd. 4.50 Mk.

Eine bedeutende Welt- und Lebenskenntnis, eine umfaſſende Bildung, ein tiefes Gemüt hat dem Buche ſeinen Stempel aufgedrückt. (Germ.)

Verlag der Alphonſus-Buchhandlg. (A. Oſtendorff), Münſter i. W.

Neue Vereins- und Geſellſchaftsbühne.

J. Mayrhofer, Der König von Granada. Schauſpiel. 50 Pfg. — W. v. Waldberg, Der verpfändete Bauernjunge. Luſtſpiel. 50 Pfg. — J. Mayrhofer, Galiläer, du haſt geſiegt. Schauſpiel. 35 Pfg. — J. Mayrhofer, Hakon Jarl oder Die untergehenden Götter. Trauerſpiel. 1.— Mk. — J. Mayrhofer, Maiendämmerung. Lyriſche Szene. (Muſik J. Kreitmaier S. J.) 30 Pfg. — J. Mayrhofer, Geſpenſternächte. Luſtſpiel. 60 Pfg. — J. Mayrhofer, Seleukus und Stratonike. Schauſpiel. 70 Pfg.

Der idealſte Menſch, welcher ſich ſehnt, für ein Stündchen die Sorgen und den Staub des Alltaglebens von ſich zu ſchütteln und im Zauberlichte verklärender Poeſie die großen Wahrheiten des menſchlichen Lebens und der Ewigkeit vor ſich erſtrahlen zu ſehen, findet hier ebenſo ſeine Rechnung wie der Freund einer heiteren Gemütlichkeit, der ſich nach verſchiedenen Plackereien und Verdrießlichkeiten mal wieder von Herzen auslachen möchte beim Anblick feſſelnder, zwerchfellerſchütternder Situationen. Den verſchiedenſten Bedürfniſſen und Wünſchen iſt in anerkennenswerter Weiſe etwas Paſſendes geboten. Wir machen beſonders die oft ſo ſchwer geplagten Vereinsleiter auf all das Schöne aufmerkſam, das ihnen hier geboten wird. Auch als Lektüre ſind dieſe Sachen ſehr zu empfehlen. (Dichterſtimmen.)

Die Welt der Kuliſſen. Theaterſtudien von J. Mayrhofer. 1.— Mk.

Eine gute Arbeit iſt „Die Welt der Kuliſſen". Der Verfaſſer hofft nicht ohne Grund, daß ſich dieſe Theaterkritiken für den aufmerkſamen Leſer leicht abrunden werden zu einem Geſamtbilde der modernen Bühne mit ihren großen Vorzügen und dunklen Schattenſeiten. Bei aller Nachſicht gegen den modernen Geiſt und trotz der aufrichtigen Freude an allem Guten macht der Kritiker doch kein Hehl daraus, daß er an alle Erſcheinungen der Kunſt nicht nur den künſtleriſchen, ſondern ebenſowohl den ſittlichen und religiöſen Maßſtab legt. Die aphoriſtiſche Darſtellung trifft den Ton des Eſſay-Stils, wie er heute gebräuchlich iſt. (Büchermarkt.)

Jörgenſen, Reiſebilder aus Nord und Süd. Ueberſetzt von J. Mayrhofer. 1.50 Mk., gebd. 2.— Mk.

Jörgenſen gibt nicht nur landſchaftliche Impreſſionen, ſondern auch Betrachtungen über Kultur und Leben, die alle voll Geſchmack ſind und durchweg zum Nachdenken anregen und die durchweg in künſtleriſch meiſterhafter Form geſchrieben ſind, der Mayrhofers Ueberſetzung in glänzender Weiſe gerecht wird. (Hamburgiſcher Korreſpondent.)

Gebrüder Plaswich. Erzählung für die Jugend von J. Mayrhofer. Gebd. 1.20 Mk.

In einer bunten Fülle stetig wechselnder Bilder ziehen die Schicksale, die Freuden und Leiden einer ganzen Anzahl junger Studiosen an unserem Auge vorüber. Das Pensionsleben bietet Gelegenheit zu köstlichen Schilderungen. (Germania.)

Verlag von Fr. Alber, Ravensburg (Württemb.)

Im Abendstrahl. Gedichte von J. Mayrhofer. 1.50 Mk., gebd. 2.— Mk.

Wie eine Erquickung kommt es über uns, wenn wir diese Gedichte lesen. Zum Teil schlichte, einfache, aber doch zu Herzen dringende Weisen, zum Teil künstlerisch entworfene, auch dem Feinschmecker zusagende Dichtungen, immer aber von schönen Gedanken getragen und in elegante Formen gekleidet. Nachlässigkeiten in Sprache und Metrum sind strengstens vermieden. Dafür aber ist großes Gewicht auf wirklichen Wohlklang gelegt. (Dichterstimmen.)

Verlag v. F. W. Cordier, Heiligenstadt (Eichsfeld).

Der Mutter Vermächtnis. Eine Novelle von J. Mayrhofer. 2. Auflage. 2.— Mk., gebd. 2.50 Mk.

Das Büchlein ist flott und spannend geschrieben und offenbart viel Erziehungskunst. Wir sind nicht überreich an solchen Erzählungen. (Dichterstimmen der Gegenwart.)

In verlorenen Augenblicken. Allerlei Gedanken, Einfälle und Ausfälle von J. Mayrhofer. 75 Pfg.

. . . . Mayrhofer bringt nicht alte, oft gelesene Spruchgedanken. Was er sagt, ist vielmehr neu im Gedanken, überraschend durch die Feinheit, mit der es gegeben wird, und enthält trefflich pointierte Stimmungen, die beim Lesen Genuß bereiten. Mit einem Worte: Jeder wird etwas ihm Zusagendes finden, und das ist die beste Empfehlung, die wir dem Goldbrünnlein mitgeben können. (Echo der Gegenwart, Aachen.)

Was die Alster rauscht. Von J. Mayrhofer. 1.50 Mk., gebd. 2.50 Mk.

Zehn feinsinnig behandelte, dem Hamburger Leben entnommene novellistische Skizzen, die zweifelsohne ihren Weg finden werden. (Deutscher Volksfreund.)

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

Dechevrens S. J., **Nazareth und die Gottesfamilie in der Menschheit.** Unterweisungen über unsere Gotteskindschaft und die christliche Vollkommenheit. Uebersetzt von J. Mayrhofer. 2.80 Mk., gebd. 3.50 Mk.

Gerade in unserer Zeit, wo so viel von unserer Gotteskindschaft gesprochen wird und leider vielfach der Inhalt dieses Wortes zu einer blassen, bedeutungslosen Scheinwirklichkeit herabgewürdigt wird, ist dieses Werk mit seinem reichen Inhalt ein kostbares Geschenk. (Germania.)

Oct. 9, 1930

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen

und E. Th. Thilsen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIX. | 15. Juni 1910. | Heft 9.

Christus und die Kirche

in pädagogischer Beleuchtung.

Von

M. Kreuser.

Hamm (Westf.)

Druck und Verlag von Breer & Thiemann.

1910.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

Heft 1 und 2: **Köln und Koblenz.** Eine Darstellung der Osterdienstags-Konferenz und ihrer Folgeerscheinungen. Von Dr. jur. Krueckemeyer.

Heft 3: **Mazedonien, Serbien und Montenegro.** Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Heft 4: **Die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.** Von Franz Weigl.

Heft 5 u. 6: **Kralik oder Muth?** Ein Wort zum katholischen Literaturstreit. Von Josef Pfeneberger.

Heft 7: **Der Volksschulunterricht der katholischen Kinder in den deutschen Bundesstaaten.** Eine Studie von Dr. Ferdinand Brandis.

Heft 8: **Aus Islands alten Schätzen.** Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie von Jón Svensson. Autorisierte Uebersetzung von Joh. Mayrhofer. (Zweiter Teil.)

Heft 9: **Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung.** Von M. Kreuser.

Folgende Beiträge sind u. a. in Aussicht genommen:

Dorf und Bauernhof in Deutschland in alter und neuer Zeit. Von Dr. Ch. Meyer, Staatsarchivar.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die sibyllinischen Weissagungen. Von P. H. Allroggen, O. F. M.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Steumer.

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Naturwissenschaft und moderne Literatur. Von Karl Kollbach.

Generalsuperior P. Arn. Janssen, S.V.D. Von Fr. Schwager. S.V.D.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. Mai. ❦ Ausgabe des Heftes am 15. Juni.

Christus und die Kirche

in pädagogischer Beleuchtung.

Von

M. Kreuler.

Kein Bild ist in der heutigen Zeit mehr der Kritik ausgesetzt, keines auch so sehr das Objekt ernster liebevoller Geistesarbeit, als das des Stifters unserer Kirche. Frage und Antwort verstummen vor diesem Bilde nicht, weder bei seinen Widersachern, noch bei seinen Verehrern. Der Historiker muß damit rechnen, der Ethiker legt die Normen seiner Wissenschaft an dasselbe an, der Psychologe versucht sich an ihm, sei es pro, sei es contra. Auch der Pädagoge will bei Christus die Gesetze seiner Kunst und Wissenschaft wiederfinden. Und auch diese Seite des gottmenschlichen Lebens Christi verdient vollste Beachtung.

Eine solche Untersuchung wird, wie die über die Gottheit Christi, seine historische Existenz usw., auch auf Christi Werk, seine Kirche ausgedehnt werden können und müssen. Denn die Kirche ist der mystisch fortlebende Christus, die Erbin seines Zweckes, darum auch Erbin seines Geistes und seiner Kraft.

Da die Kirche durch die Jahrhunderte hindurch aus den Menschen dasselbe machen soll, was Christus persönlich aus den Seinigen gemacht hat, so müssen auch die Gesetze ihrer erziehlichen Tätigkeit die ihres Stifters sein. Sie muß ihren göttlichen Stifter auch als Pädagogen in ihrem Denken und Handeln in sich ausprägen. So dokumentiert sie sich auch als die Kirche Jesu Christi, sodaß der katholische Christ die Ueberzeugung gewinnt, daß er in den Händen der Kirche nicht schlechter daran ist, als sei er Christi Jünger selbst gewesen. Darum ein Aufblick zu Jesus Christus als dem großen, göttlichen Heilspädagogen!

I.

Christi übernatürliche Heilserziehung.

Der Gottmensch.

Die Betrachtung über Jesus Christus als Erzieher ist von vorne herein von dem einen Gedanken getragen, daß wir hier den Gottmenschen vor uns haben, der durch seine Gottessohnschaft in seiner Vereinigung mit der menschlichen Natur an pädagogischer Kraft sich himmelhoch erhebt selbst über den größten menschlichen Pädagogen, den je die Erde getragen hat. Es ist ein staunenswertes Bild, den unendlichen Gott als Erzieher der Menschen auf Erden wandeln zu sehen. Und doch wie Gottes Sohn in allmächtiger Liebe Mensch werden wollte, um alle zu erlösen, so hat er es auch nicht für seiner unwürdig gehalten, sie in menschlicher Gestalt zu erziehen. Er konnte auch, wenn er menschlich-natürlich bleiben wollte, nicht anders, als selbst als Mensch Menschen erziehen. Weil Erlösung in Menschengestalt, darum auch Erziehung durch ihn als unseresgleichen.

Freilich hat Christus nur wenige seiner Zeitgenossen persönlich unterrichtet und herangebildet, dies aber auch derartig gründlich und mit einem solchen Effekt, daß diese Menschen geradezu aufhörten, sie selbst zu sein. Dies ist ein Meisterstück, das Jesus Christus zuerst geliefert hat, und dann in seiner Kraft die Kirche nach ihm unzählige Male, daß er nämlich die Schranken zwischen den Individualitäten geradezu niedergerissen und diese Menschen mit sich selbst bis zur Grenze, bis wohin die individuelle Natur noch gewahrt bleibt, mit sich selbst verähnlicht hat.

Das erschwert die rein menschliche Erziehung in zahllosen Fällen zweifelsohne, die Individualität des Einzelnen nämlich, die natürliche Eigenart, die jedem ohne weiteres gegeben ist. Um einen solchen Berg von Hindernissen, die in der individuellen Eigenart begründet sind, zu überwinden, dazu bedurfte und bedarf es göttlicher Weisheit und göttlicher Macht. Es ist nicht schwer, gleichartige Naturen, resp. die in der Natur gelegenen gleichartigen Kräfte und Strebungen zu sammeln, festzuhalten und auf ein bestimmtes Ziel hinzulenken, aber die Individualität ist doch eher als ein erschwerendes Moment in der Erziehung anzusehen. Da heißt es die lebendige Persönlichkeit erfassen und nicht nach der Schablone arbeiten. Darum kann diese Glanzleistung von Erziehung, die Christus an so vielfältigen Charakterkörpern, wie seine Jünger waren, fertig gebracht, nicht hoch genug angeschlagen werden. Diese Apostelerziehung ist ein Arsenal und inhaltreiches Kompendium der Erziehungskunst. Da wir aber in erster Linie eigentlich in den Aposteln nur die reifen Früchte seiner Erziehung sehen, nicht so sehr einen vollständigen Einblick in die innere Entwicklungsart dieses psychologischen Geschehens haben, so ist es vonnöten, die verschleierten Stellen dieses Erziehungsbildes aus all den

Zügen zu ergänzen, die vom Herrn selbst abgelauscht werden können, wenn man ihn auf seinen Wanderungen, in seinem Reden und Tun unter den Menschen beobachtet.

Die Gnade.

Vor allem ist es eines, das die ganze Erziehungskunst Christi durchdringt und das ihr eigentlich den Stempel aufprägt: die Gnade. Wenn die Individualität des Menschen dem Pädagogen in erster Linie die meisten Schwierigkeiten bereitet, so ist dies sachlich dasselbe wie die Tatsache, daß dem lediglich profanen Pädagogen die Gnade fehlt.

Hiermit tasten wir aber bereits an den Schleier, der undurchdringlich über dem geheimnisvollen Schwesternpaar Freiheit und Gnade sich ausbreitet. Es gibt nichts Empfindlicheres auf Erden als unsere Freiheit, am allerempfindlichsten ist sie in religiösen Dingen. Freilich schlägt in jedem Menschen das Gewissen, aber die Freiheit kann es überwältigen und sogar für viele Jahre hinaus lahmlegen, wenn auch nicht ganz vernichten. Das Schicksal des Gewissens ist auch dasjenige der Gnade. Die Gnade zwingt nicht, macht sich sogar noch viel weniger bemerkbar als das Gewissen; denn dieses mahnt und straft, die Gnade fleht, bittet und hält an, allerdings nicht mit der Ohnmacht und Kraftlosigkeit, wie Homer die personifizierten Bitten darstellt, mit lahmem Fuß hinter dem Menschen einherhinkend. Die Gnade ist Kraft, sanfte Gewalt, die uns aufhebt und fortträgt, die unsere Freiheit, ohne daß wir es recht merken, die Freiheit, so wie sie ist, nimmt und sanft zu Füßen des Heilandes niederläßt. So wenigstens ist es die Anschauung des hl. Thomas von Aquin, der übrigens den Schleier von diesem Geheimnis auch nicht wegzunehmen vermocht hat, noch hat ganz wegnehmen wollen.

Sei dem wie auch immer, die Gnade nimmt in der Schule Jesu Christi eine ganz hervorragende Stelle ein, und was eine gewöhnliche Erziehungskunst in der Dauer eines Menschenalters gar nicht oder mit knapper Not erreicht, das ist für die Gnade Christi Sache des Augenblicks, ohne doch dabei heftig bemerkbar, ohne gewalttätig zu sein. Manchmal hat es wirklich die Gnade sehr eilig, und augenblicklich verändert sie das Angesicht dessen, den sie getroffen, meistens aber taut sie auf die Seelen hernieder und durchbricht durch stetes Tropfen die Schale eines hart- und kaltgewordenen Herzens.

Es gibt der Beispiele für die Gnadenerziehung Jesu genug, aus denen das Verhältnis der Gnade zur individuellen Freiheit klar ersichtlich ist. Der Repräsentant der Gnade, der bei aller Gnade vollkommen frei geblieben ist, ist Petrus. Er ist ganz sichtbar von der Gnade getroffen und verändert worden, ohne daß jemand behaupten könnte, daß er jemals seine Freiheit nicht besessen habe. Als Jesus am galiläischen See stand, sah er zwei Brüder, Simon und Andreas, die ihr Netz auswarfen, denn es waren arme Fischer. Und er

sprach: Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen. Alsbald verließen sie ihre Netze und folgten ihm nach. Dieser Vorgang ist ohne Gnade nicht zu erklären. Ein fremder Mann steht vor ihnen, sieht sie an, sagt ihnen: Kommt, geht mit!, redet ihnen ein unverständliches Wort von Menschenfischern, sie machen sich los von Gewerbe und Familie und gehen mit. Man könnte versucht sein, wenn man den, der sie gerufen, nicht kännte, an Hypnose zu denken, — ein heute vielfach beliebter Erklärungsversuch. Es war die Suggestion der Gnade, ein Aufblitzen der göttlichen Erziehungskraft. Hat Petrus hier nicht mit freiem Willen gehandelt? Nicht weniger frei als Matthäus Levi, von dem es heißt: Er sprach zu ihm: folge mir; und dieser stand auf, verließ alles und folgte ihm (Luc. 5. 27 f.); nicht weniger frei als der reiche Jüngling, der vollkommen werden, aber die Bedingung dazu, die freiwillige Armut, nicht annehmen will; er ward traurig und ging von dannen. Hat er keine Gnade gehabt? Sicherlich, aber sie hat ihn nicht gezwungen, ebensowenig wie Matthäus und Simon.

Einen zweiten Akt der Gnade erlebte der Apostelfürst in der Tiefe seiner Schwäche, als der vorwurfsvolle Blick seines Herrn ihn traf nach dem zweiten Hahnenschrei. Dieser Blick war das Ideal und die Verkörperung dessen, was man den psychologischen oder pädagogischen Blick nennen kann. Dieser eine Blick war für den Apostel harter Vorwurf, bittere Klage, empfindliche Strafe, jähes Wecken aus der Schwäche, schreckhafte Erinnerung an die verkannte Warnung; in diesem Blick lag die ganze Abendmahlsszene. Die pädagogische Kraft dieses Blickes hat sich geäußert: Petrus ging hinaus und weinte bitterlich. Erst mit einem Schlag ein Jünger, jetzt mit einem Schlag ein Büßer. Die Gnade baut auf, was die Freiheit niedergerissen.

Der Typus der Freiheit, und zwar der mißbrauchten Freiheit, ist Judas. Niemand kann leugnen, daß er Gnade gehabt, niemand behaupten, der Apostel, der in die Geheimnisse des Reiches Gottes hineinschaute, habe zu wenig Gnade gehabt. Stürmisch ist sie beim letzten Abendmahl auf ihn hereingekommen. Er sieht sich erkannt, er zuckt zusammen — dessen Hand, der mich verrät, ist mit mir bei Tische — der Ring der Gnade wird fester und drückender, er hört die Apostel mit ängstlicher Miene fragen: „Herr, bin ich's?" — Was tun? Er erstickt fast vor Gnade, aber er fragt selbst, um sich nicht bloßzustellen. Da hämmert die Gnade warnend auf ihn ein: „Du hast es gesagt." — Er fühlt sich bis ins Mark ergriffen. — Er sieht die Nacht, wie schwarz sie vor ihm liegt, sieht die Hölle unter sich gähnen — noch einige Sekunden liegen Gnade und Freiheit im wilden Kampf. Da! die Gnade liegt am Boden, er stürmt hinaus. — Verrat! — Häscher im Fackelschein — da steht der Meister — ein neuer Stoß durch sein Inneres, — jeder Schritt vorwärts eine neue Warnung — Fieberhitze — sei gegrüßt, Meister — Todeskälte — Freund, wozu bist du gekommen, mit einem Kuß verrätst du den Menschensohn? — er ist vernichtet, die Freiheit hat ausgefrevelt. Er stürzt zum Tempel,

Priesterherzen haben für ihn keine Gnade mehr. — Vom Baum herab schreckt ein Torso aus dem Kampf zwischen Gnade und Freiheit.

Wozu diese Schilderung? Zum Beweise, daß die Gnade eine heilige Kraft ist, die niemanden zwingt, und doch, wie bei Petrus, Erfolge erzielt, die nur auf wundertätige Gewalt schließen lassen. Gerade die Gnade ist es, die der Heilserziehung Jesu Christi den Stempel der Göttlichkeit, darum der Weltüberlegenheit aufdrückt; sie ist der ebenso geheime wie machtvolle, der bedeutendste Erziehungsfaktor in der Schule Jesu Christi. Sie stellt die innere, übernatürliche Seite seiner Pädagogik dar, während der Herr auch als Mensch, d. h. in seiner äußeren natürlichen Erscheinungsweise und Tätigkeit, die Erziehungskunst in ihrer vollkommensten Gestalt geübt hat.

II.

Christi natürliche Pädagogie.

Der pädagogische Blick.

Ein grundlegendes Moment jeglicher Erziehungskunst ist das Verständnis des Erziehers für seinen Zögling. Viel mehr würde erreicht, viel Kraft würde gespart oder nicht vergeblich angewandt, wenn der Lehrer seinen Schüler mit vollster Erkenntnis durchschaute. Im Petrusblick des Herrn lag eine solche durchbohrende Kenntnis und ward auch vom Apostel aus demselben herausgelesen. Tief schaute der Herr hinein in die menschlichen Strebungen, klar war ihm das Gewebe menschlicher Schwächen, Listen und Wünsche. Darum hat er mit dem vollkommensten Geschick seine Menschen zu behandeln gewußt. Wie der Feldherr, der die Absicht des Feindes erraten, ihn auf der Landstraße abfängt, oder in eine ausgangslose Schlucht lockt, so stand Christus an den Straßen der Herzen, begegnend den guten und bösen Absichten der Menschen. Jene nimmt er auf und veredelt sie, diesen ruft er ein gebieterisches Halt entgegen.

Als ein Gesetzesgelehrter ihn fragte, wer sein Nächster sei, da weist er den exklusiven Judäer hin auf die Barmherzigkeit des verhaßten Samaritans. Dies Beispiel verrät den Seelenkenner; denn was dem Judäer not tat, war Selbstverdemütigung vor der Barmherzigkeit, Niederreißen der Schranken nationaler Engherzigkeit. Die Selbstrechtfertigung des Gesetzesgelehrten, der nur par excuse nach seinem Nächsten fragt, erhält einen Dämpfer für den Hochmut.

Es bat ihn ein Pharisäer, daß er bei ihm zu Mittag speisen möchte. Er ging hin, setzte sich zu Tisch, scheinbar gedankenlos, sodaß der Pharisäer sich gedrungen fühlt zu fragen: Warum doch hat er sich nicht gewaschen vor der Mahlzeit? Und der Herr antwortete: Ihr Pharisäer reinigt wohl das Aeußere der Schüssel und des Bechers, euer Inneres aber ist voll Raub und Ungerechtigkeit. Der göttliche

Gedankenleser erregte absichtlich Anstoß, um den Juden zur Aeußerung seiner Scheinheiligkeit zu bringen, um sein Wehe über den Pharisäer daran anzuknüpfen. (Luc. 11. 37 f.)

Ebenso heilt er am Sabbath öffentlich einen Wassersüchtigen, um die dadurch herausgeforderten Pharisäer in offener Aussprache zu maßregeln. (Luc. 14. 1. ff.)

In diesen Beispielen findet sich ein Abglanz des großen psychologischen Verständnisses, das Jesus Christus für jeden einzelnen und für das Volk seiner Zeit, für die Menschheit überhaupt hatte. Dieses psychologische Verständnis hat er eingesenkt auch in seine Braut, die Kirche. Wie aus dem Auge des Kindes der Blick des Vaters schaut, so ist das seelenfassende Auge des Erlösers eingesetzt in die Erbin seiner Aufgabe und seiner Macht, in seine Kirche.

Die pädagogische Taktik.

Dieses besprochene psychologische Verständnis findet seine praktische Aeußerung im pädagogischen Takt; beide verhalten sich wie die Kraft und ihr Gebrauch. Der pädagogische Takt Christi ist wesentlich Liebe. Er zankt nicht, noch schreit er, noch hört jemand seine Stimme auf der Gasse. Das zerknickte Rohr wird er nicht zerbrechen und den rauchenden Docht nicht auslöschen. (Matth. 12. 20.) Seine Pädagogik ist aufgebaut auf Liebe und Vertrauen, Geduld und Sanftmut. Schön ist die Art seiner Erziehung wiedergegeben in seinem Gleichnis: Niemand setzt einen Fleck von einem neuen Kleide auf ein altes Kleid .... und niemand tut neuen Wein in alte Schläuche, sonst zersprengt der neue Wein die Schläuche, er selbst wird verschüttet und die Schläuche gehen zu Grunde, sondern neuen Wein muß man in neue Schläuche tun, und so werden beide erhalten. Niemand, der alten Wein trinkt, verlangt sogleich neuen; denn er sagt: Der alte ist besser. Wie er nicht gekommen war, um das Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen, so ist auch seine Erziehung nicht eine gewalttätige, herausfordernde, die — um das Wort eines bekannten Historikers zu gebrauchen — will, daß alle Bäume dieselbe Rinde haben und alle Bäume sogleich Frucht bringen. Kein Hasten, kein Ueberstürzen kennt er. Mit ruhiger Energie und geduldiger Liebe trägt und erträgt er seine Jünger, bis er sie zu seinen Abbildern herangezogen, von der Berufung des Andreas an bis zu dem Tage, wo der hl. Geist mit tosender Gnade die Erlösung und Erziehung Jesu Christi krönte und deren lebendige Früchte hinaustrieb in die Welt, damit sie selbst wieder Früchte brächten. Mit derselben Sanftmut, mit der er den Unverstand seiner Jünger ertrug, die ihn so wenig verstanden, obgleich er so lange schon bei ihnen war, mit derselben Gelassenheit kühlt er die Hitze der Donnersöhne, die Feuer vom Himmel erflehten, um Samaria für seine Ungastlichkeit zu strafen. Mitleidig und siegesbewußt zugleich hat er sie angeschaut. „Ihr wißt nicht, wessen Geistes Kinder ihr seid.“ Soll er nicht gedacht haben: seid

getrost, ihr seid in meiner Schule; lernet von mir, ich bin sanftmütig und meinen Frieden gebe ich euch? Mit rührender Erzieherliebe hat er geschwiegen und seinen schwach gewordenen ersten Apostel nie mehr an seine Verleugnung erinnert; nur mit schonendem Ernst das dreimalige Liebesbekenntnis von ihm verlangt, bevor er ihm seine Lämmer und Schafe anvertraute. Der Herr hat den Seinigen die Gnade nicht aufgedrungen, sondern in Milde und Sanftmut sie ihnen zuteil werden lassen. Er hat keine zu hohen Anforderungen gestellt an seine Schüler, keinen neuen Wein in alte Schläuche gegossen. Seine Forderung und die moralische Kraft der Menschheit stand in schönster Harmonie, so daß da, wo die Kraft versagte, die Gnade aushalf.

Hingabe der Persönlichkeit.

Da Christi Erziehungskunst auf dem Weg der Liebe sich vollzog, so mußte sie naturgemäß beruhen auf der Hingabe seiner eigenen Persönlichkeit. Das Wort von seinem Beruf erklingt durch sein ganzes reiches Leben hindurch: „Der Sohn des Menschen ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern daß er diene und sein Leben hingebe zur Erlösung für viele.“ (Matth. 20. 28.)

Er wollte, wie nie einer dies gekonnt, allen alles werden. Darum ringt er sich los sogar von der heißgeliebten Mutter. Als sie kam, um ihn zu sprechen, da sagte ihm einer: „Sieh, deine Mutter und deine Brüder sind draußen und suchen dich.“ Er antwortete ihm: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Sieh da, meine Mutter und meine Brüder; wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter.“ Am Tage saß er bei Zöllnern und Sündern, um sich und seine Gnade ihnen zu schenken, und des Nachts ist er nicht müde, dem Nikodemus das Geheimnis der Wiedergeburt im hl. Geiste zu eröffnen. Sein Charakter ist liebenswürdig, offen und hingebend, seine Menschenliebe grenzenlos. Er freut sich mit den Fröhlichen zu Kana und weint mit den Trauernden am Grabe des Lazarus. Er, der die menschliche Natur geschaffen, kannte sie durch und durch; darum hat er sie angenommen in einer Weise, daß wohl niemand besser menschlich gewesen ist als er; er war wirklich ein ganzer Mensch, der das Seufzen des Elends in der Tiefe der Natur hörte und verstand. Oft war er der einzige, der im lauten Getöse der Menge das stille Verlangen eines gequälten Herzens belauschte; er allein sah es und brachte Hilfe. Er war von der Volksmenge gedrängt; unter dem tosenden Gewoge berührt frommgläubig ein armes Weib seinen Saum; er allein durchschaut ihren Jammer, er belohnt ihren Glauben, heilt sie und macht sie zu seiner Jüngerin.

Aber diese erziehende Liebe sinkt keineswegs zur schwächlichen Nachgiebigkeit herab, der göttliche Meister ist selbst- und zielbewußt und zugleich siegesbewußt: so sehr, daß er sogar die Momente in seinem Leben von sich wies, wo er das Volk im Sturm hätte erobern

können. Er vermeidet sorgfältig und konsequent jedes Haschen nach Effekt, jede Aufdringlichkeit, er gebraucht die Gewalt seines Wortes und seines Willens nicht, um zu blenden und einfach mitzureißen. Solche Mittel waren für das Gottesreich der Innerlichkeit und des Glaubens untauglich.

Als er in der Synagoge seiner Vaterstadt die Blicke aller durch seine salbungsvolle Rede an sich gefesselt, als man wundernd sprach: „Ist dieser nicht Josephs Sohn?“ da hätte es nur eines Wunders bedurft, um den Propheten angenehm zu machen in seinem Vaterlande. Aber er kannte seine Landsleute, ihren Stolz und ihren Hang zur äußeren Herrlichkeit. Darum stellte er die Heidin von Sarepta und den aussätzigen Naaman über sie. Alle in der Synagoge wurden voll des Zornes, stürmten auf den Berg, um ihn hinabzustürzen. Das war der Erfolg seiner Predigt. Aber dies bedeutete kein Fiasko für ihn. Er ging hinweg, denn er wollte seine Wohltaten, auch seine Erziehungskunst nicht an die verschwenden, aus denen er sein Gottesreich nicht aufbauen konnte. In dieser Beschränkung hat er sich als Meister gezeigt, nicht minder als Erforscher der Herzen und Nieren. Trotz seines Seelendurstes verliert er nie die überlegene Ruhe seiner göttlichen Autorität, beweist er immer eine feste Hand, die Taktik einer auf göttlicher Einsicht in die Menschenherzen beruhenden Klugheit.

Von dem, was er in Nazareth gewollt, hat er nie ein Hehl gemacht, weder vor Jüngern noch vor Feinden. Die Pharisäer verlangen von ihm ein Zeichen, dann wollen sie an ihn glauben. Aber er vertröstet das ehebrecherische Geschlecht auf seine Auferstehung. Er will nicht blenden, auch nicht seine Kraft zwecklos offenbaren. Er ist allen mit Liebe begegnet, scheute nicht Hunger und Durst am Jakobsbrunnen, nicht das Opfer der Nachtruhe im Gespräch mit Nikodemus, aber an des Herzens Härtigkeit ist er kalt vorübergegangen.

Erziehung durch Ueberzeugung.

Wie der Herr einerseits sich selbstbewußt zurückhält von denen, an denen er seine Liebesmühe nur verschwenden würde, so hat er andererseits selbst die Seinigen nur den Weg der eigenen Ueberzeugung gehen lassen. Er gab die Direktive und seine Gnade, dann ließ er die Früchte allein ausreifen. Wie wenig er den Werdegang des Volkes und des Einzelnen impulsiv drängend beeinflußte, wie wenig er den neuen Wein seiner Ideale in alte Schläuche goß, erhellt mit Deutlichkeit aus seinen Verboten, ihn als Gottessohn zu offenbaren. Petrus hat er zwar gefragt, für wen seine Apostel ihn hielten, er nimmt auch sein Bekenntnis an, schärft ihnen aber ein, niemandem etwas vom Gottessohn zu sagen: „denn der Menschensohn muß vieles leiden, verworfen und getötet werden, und am dritten Tage wieder auferstehen“. Den Schwerpunkt seines öffentlichen Erziehungswerkes legt er also in die Zeit seiner Verklärung jenseits des Grabes, wo er als der wahrhaft Auferstandene, also als wahrhaft erwiesener Gottes-

sohn mit diesem gewaltigen Argument für seine Heilserziehung, seiner Auferstehung, vor die Menschen treten und seinen Jüngern dieses Argument an die Hand geben konnte. Daher auch sein Fliehen vor dem Volk nach der wunderbaren Brotvermehrung; er wollte nicht König einer Begeisterung werden, die sicher als Strohfeuer erlöschen würde, wenn das Volk seinen König bluten und sterben sah. Darum auch das Verbot auf Tabor: „Saget niemandem dies Gesicht, bis der Sohn des Menschen von den Toten auferstanden sein wird." Diese Verbote wiederholen sich immer dann, wenn wieder einmal ein Strahl seiner Gottheit in die Welt gedrungen ist. Er wollte die Pflanzen nicht künstlich in die Blüte treiben, weil er wußte, daß es nur schwächliche Treibhauspflanzen geworden wären. Das Volk soll Zeit haben, seine Ansicht über ihn zu klären und zu festigen.

Aus diesem Gesichtspunkt erhält auch die Tatsache ein neues Licht, daß er nämlich als Erzieher vor wenig Menschen nur aufgetreten ist. Seine Predigt und sein Leben, seine Wunder und sein Tod galten allen ohne Ausnahme, aber seine eigentliche Erziehung galt den wenigen, die er sich selbst auswählte, an sich zog und mit sich verähnlichte. Darum sein Hindrängen auf seine Verklärung, wo er den Fuß schon in die Wolken setzte, während er gerade da seine für sich erzogenen Apostel zu Erziehern der Menschheit machte durch endgültige Stiftung, Organisation und Ausrüstung seiner Erziehungsorgane, seiner Erziehungskirche.

Sein Auge war immer auf Jerusalem gerichtet, zur Erlösung und Auferstehung. *Hinter* diesen Tatsachen erblickte er den Schwerpunkt seines Wirkens auf Erden als Erzieher. Diese Gedanken in einen gesammelt lauten: Das vorsichtige Sichzurückziehen und Zurückhalten von der Menschheit, das Verbergen der eigenen Person, die Uebertragung seines Lebenszweckes an andere: nämlich die Erziehung der erlösten Menschheit, ist ein gewaltiger Gedanke des Gottmenschen, der soviel Kraft besaß, daß er sie an andere Menschen weitergeben konnte.

Er hatte den Grundstock seiner Kirche herangebildet, ehe er zum Sterben ging, er brauchte ihn nach der Auferstehung nur zu vollenden, um ihn dann als Sauerteig unter die Menschen zu werfen. Warum hat er nicht im Leben das Volk organisiert zu einer Heilsanstalt, stehend unter ihm selber als ihrem ersten göttlichen Papst und den Aposteln als seinen ersten Dienern im Gottesreich, warum hat er nicht eine schon fertige Kirche um sein Kreuz versammelt, um in ihrem Schoß die Erlösung zu vollbringen? Deshalb, weil er genug pädagogische Klugheit besaß und Zurückhaltung, um die Geister sich selbst zurechtfinden zu lassen; seine Religion war ja für den Geist seiner Zeit ein Schlag ins Gesicht, weil Religion der Schmach und des Kreuzes. Darum müssen die Gemüter erst ausreifen, um diesen Gedanken fassen und nach diesem Kreuz greifen zu können. Der Herr wollte Menschen von Ueberzeugung in seiner Kirche haben, die auch im Verurteilten und Hingerichteten den ewigen Gottessohn anbeten. Wohl

hat er öffentlich und deutlich gesagt: ehe Abraham ward, bin ich; zerstöret diesen Tempel, ich will ihn nach drei Tagen wieder aufbauen. Aber diese Worte sind faktisch für die große Masse erst ein Beweis seiner Gottheit geworden, nachdem er auferstanden. Erst ist das Volk an ihm irre geworden in der Leidenswoche, um am Karfreitag unter der Menge erschütternder Todeswunder an die Brust zu schlagen mit dem Bekenntnis: Dieser war Gottes Sohn.

Wo Jesus Christus aber Ueberzeugungsglauben fand, da hat er ihn angenommen, bei den Juden sowohl wie im Galiläa der Heiden, aber am Unglauben und an des Herzens Härtigkeit ist er vorübergegangen tränenden Auges; was er persönlich als reife Frucht in seine Scheune sammeln konnte, hat er selber aufgenommen, für die anderen, die noch unreif ihm nicht zu folgen vermochten, hatte er bereits eine Schule gegründet, die arbeiten sollte für die Welt, wenn er zum Vater gegangen.

Er war gekommen, um allen alles zu werden, alles zu suchen und selig zu machen, aber gezwungen hat er niemanden, weder physisch noch moralisch, weder durch Wunder noch durch Worte, noch durch seine Gnade. Eine Konzentration seines pädagogischen Taktgefühls ist die Palmsonntagsszene. Unter dem Hosannajubel flossen die Tränen des Propheten. Er hat Israel jauchzen lassen und freute sich, weil es vielen von Herzen kam, die wahrhaft seine Schüler waren, aber seine Trauer galt denen, die er wie eine Henne ihre Küchlein unter die Flügel hat sammeln wollen, die aber nicht gewollt. Er hat genug getan für Israel, um sie an sich zu fesseln in Glauben und Vertrauen; nun aber vertröstet er sich selbst auf bessere Zeiten, wenn das Unglück sie reif macht, um nach der Kirche zu suchen, die er bauen will. Das ist Christi pädagogische Taktik.

Die Wunder.

In der heilspädagogischen Tätigkeit Christi besitzt das Wunder ganz besondere Bedeutung, namentlich zur Illustration der bisher entwickelten Gesichtspunkte. Die Handhabung der Wunder ist charakteristisch für seine Erziehungsweise. Die Wunder erfüllen einen verschiedenartigen Zweck: es sind teils zielbewußte Aeußerungen seiner Gottheit mit apologetischer Tendenz, oder sie kommen daher, daß er mit seiner gottmenschlichen Natur unter Menschen stehend, in der Siedeglut seines menschenliebenden Herzens seinen Beruf als Seligmacher und barmherziger Samaritan ausübte, — pertransiit benefaciendo — andere Wunder haben mehr die Bedeutung einer Predigt. Wir können allerdings die Wunder nicht scharf in drei Klassen einteilen, da in jedem Wunder eine allseitige göttliche Kraft lebt; jedes Wunder Apologie, Predigt und Barmherzigkeit zugleich.

Die Heilung der Schwiegermutter des Petrus war ein Wunder der Barmherzigkeit, nicht weniger ein Beweis der Gottheit. Die Brotvermehrung war ein Beweis seiner Gottheit, nicht weniger ein

Akt der Barmherzigkeit gegen die Fünftausend; dazu noch eine Vorbereitung auf das Abendmahl. Wie dem auch sei, welche Rolle spielen die Wunder in der Heilserziehung Jesu?

Der Weg jeder Erziehung geht über ein zweifaches: Anziehung und Bildung. Wir glauben, daß den Wundern Jesu für seine Nachfolge hauptsächlich die Rolle der Anziehung zugewiesen war, während die Heranbildung des Christusjüngers selbst der persönlichen Arbeit des Meisters und seiner Gnade überlassen blieb. Wunder ist Anziehungs-, Gnade ist Erziehungsmittel. Darum haben die Wunder meistens die Aufgabe, Christum als Gott zu erweisen. Die Menschen sollten sich an ihnen orientieren über den Wundertäter selbst, dann mußten sie aber eintreten in die Schule Jesu Christi. Die Wunder sollten Pionierarbeit leisten. Dazu haben sie aber auch eine ganz eminente Kraft. Geht doch jede Erkenntnis im Menschen, wie schon Aristoteles richtig gefunden, von dem Sichwundern aus. Um wie viel mehr muß das Wunder, dem die menschliche Empfindung seinen Namen gegeben, aufraffen, konzentrieren und festhalten können!

Aber auch gerade in diesem Punkte offenbart Christus wieder seine pädagogische Taktik. Die Wunder sind nicht gewalttätig, sie lassen jedem die Freiheit, seine Augen vor ihnen zu schließen, wie die Geschichte des Lebens Jesu nur zu deutlich beweist. „Wehe dir, Korozain, wären in Tyrus und Sidon die Wunder geschehen, die in dir geschehen sind, in Sack und Asche hätten sie Buße getan."

Das ist zugleich aber auch ein Beleg dafür, daß die Wunder keineswegs den Zweck der Effekthascherei hatten. Christus will nicht gefangen nehmen, sondern der Freiheit, dem guten Willen nur entgegenkommen. Er hat seine Wunder meistens nur da gewirkt, wo er wenigstens Aussicht hatte, daß man nun auch an den Wundertäter glauben würde. Manchmal verlangt er sogar ausdrücklich erst ein Bekenntnis seiner Gottheit. „Glaubst du, daß ich dies tun könne?" Dann erst wirkt er das Wunder, um diesen Glauben zu bestärken.

Als man ihm den Gichtbrüchigen zu Füßen gelegt, da hat er gegen alles Erwarten erst dessen Sünden verziehen, um sein Reich als Reich der Innerlichkeit kundzugeben; dann erst folgt das Wunder, um zu zeigen, daß er den Sündern wahrhaftig helfen könne. Als aber die Pharisäer kamen, um ihren Glauben von einem Wunder abhängig zu machen, da hat er sich auf nichts eingelassen, deshalb, weil er die Härte ihres Unglaubens nicht mit Gewalt überwinden, vielmehr diese Gemüter sich ausreifen lassen wollte. Seine Erziehung braucht nicht ködernd nach Effekt zu haschen.

Der Heiland zog die Geister an sich durch seine harmonische lautere Person, nur Unbeschnittenen an Herz und Ohren galt das Wort: „Wollt ihr meinen Worten nicht glauben, dann glaubet meinen Werken."

Die Wunder haben durchaus nicht den Zweck, einen großen Volkshaufen hinter ihm herziehen zu lassen, der ein Wunder gesehen hat und satt geworden ist. Sie sollen nur die Brücke sein zum Innern

der Hochburg der Nachfolge Jesu Christi. Also haben die Wunder, wenngleich sie äußere Werke sind, doch immer nur die Tendenz zur Innerlichkeit, zur Ueberzeugung, zur Nachfolge Jesu in Selbstverleugnung. Die Wunder waren kein Glockengeläute zur Ergötzung der Leute, sondern Buß- und Schulglocken, die einluden zur Einkehr in die Schule des Kreuzes.

Didaktik.

Und wie natürlich ist der göttliche Wundertäter trotz seiner Wunder noch geblieben. Bossuet sagt schön: „Seine Wunder zeugen mehr von Güte als von Macht.“ Das Göttliche ist immer schreckhaft, und wahrhaft göttliche Erscheinungen verbreiten für den Anfang sicher immer Furcht. Aber unser Herr hat die Hand auf die Brust gelegt, um die Strahlen der Gottheit nicht ausbrechen zu lassen. Er ist geworden wie einer von uns auch im Umgang mit den Menschen in seinem Tun und Reden. Mit besonderer Vorliebe bediente er sich der Gleichnisse, weil Anschaulichkeit ein zugkräftiges Hilfsmittel für menschliche Erkenntnis ist. So gingen seine Sittengesetze und sonstigen Wahrheiten seinen orientalischen Mitmenschen viel leichter ein. Er knüpft auch an alles an, was er und seine Hörer sehen und fühlen, erhebt und verklärt es. Spielend wandelt sich in seinem Munde das Sichtbare zum Unsichtbaren, das Natürliche zum Uebernatürlichen. Er hält seine Vorlesungen draußen auf den Fluren; er läßt seine Jünger am Sabbat Aehren zerreiben, um sich als den Herrn des Sabbats zu dokumentieren; er sieht die Blumen des Feldes und hört die Vögel singen, mahnt seine Jünger zum Vertrauen auf Gottes Vorsehung, die diese Blumen schützt und kleidet und die Vögel nährt. Der dürre Baum, der keine Früchte bringt, wandelt sich um zum Menschen ohne gute Werke. Man denke nur an die herrliche Parabel vom Sämann und seinem Samen, d. h. von Gott und seinem Predigtwort, vom verlorenen Sohn, eine Parabel, die so durch und durch aus dem inneren Empfinden des Volkes herausgenommen ist, oder auch an die vom barmherzigen Samaritan mit seinem weitherzigen Erbarmen. Der Feigenbaum, der durch sein frisches Grün Herold des Sommers ist, wird zur Bühne, auf der sich das Vorspiel zum Weltgericht abwickelt. Das Kind, das man ihm bringt, wird ihm Anlaß, über die Unschuld zu reden. Vor dem Volk, das von seinen Herden lebt, entwickelt er sein Bild vom guten Hirten. Auf dem Berg, wo die Armen und Unglücklichen ihn umringten, verkündet er ihnen die acht Seligkeiten. Von der Samariterin am Brunnen verlangt er Wasser, um unter dem Bild der lebendigen Wasserquelle seine Lehre und seine Gnade ihr vorzuhalten.

Theorie und Praxis.

Aber seine Lehre war nicht leere Theorie. Auch hierin steht er unerreicht da, denn er war nicht lediglich Lehrer, sondern auch Er-

zieher, d. h. er bearbeitete nicht den menschlichen Verstand allein, sondern wandte sich an den menschlichen Willen. Dies lag überhaupt in seinem Beruf als Erlöser; er sollte und wollte nicht die philosophischen Systeme in der Welt korrigieren, sondern die Herzen wollte er lenken wie Wasserbäche. Wer hatte denn im Paradies gesündigt? Nicht der Verstand; sündigen kann nur das Herz. Darum konnte, wie seine Erlösung eine moralische Tat im eminentesten Sinne des Wortes war, auch seine Erziehung nur eine moralische sein, d. h. nicht bloß Unterricht, sondern wirkliche Erziehung.

Daher hält er sich nicht in müßigen Fragen der Spekulation auf, er arbeitet für das Leben; er will seine kranken Brüder hinaufheben an das Herz des Vaters, damit sie sich heilen und leben. Theorien haben noch nie die Menschheit glücklich gemacht, die Lehren der Arzneikunde allein noch keinem Kranken die Gesundheit verschafft. Mit einem Worte, Christus war kein Theoretiker, sondern der Mann der praktischen Arbeit. Seine Worte sind Geist und Leben.

Auch hat er nicht mehr gesagt, als nötig war; keine unnötigen Worte verloren; alles ist bei ihm berechnet für das Seelenheil seiner Brüder. Wann hat er je ein Thema angeschlagen, von dem man sagen könnte, es sei ein angenehmer Zeitvertreib für zuhörende Müßiggänger gewesen, oder wann hat man ihn in einem Plauderstündchen angetroffen? Wohl hat unser Herr und Meister Erholung gekannt und gewollt und mit seinen Jüngern gepflegt, aber nicht um die Zeit wegzuwerfen, sondern um Kräfte zu sammeln für erhabene heilige Aufgaben.

Nie hat er vom Himmel gesprochen, ohne zu seiner Eroberung aufzufordern, keine Seligkeit verheißen, außer denen, die sie verdienen wollen. Fassen wir zusammen: Jesus Christus ist nicht nur für die Menschen Wahrheit — Theorie — gewesen, sondern auch Weg und Leben, Weg durch seine eigene gottmenschliche Natur, Leben durch seine kraftspendende Gnade.

Das persönliche Beispiel.

Darum lebt er auch total in seiner großen Aufgabe, ist mit Leib und Seele an sie hingegeben; er trägt das Reich Gottes, wozu er die Menschen erziehen will, vollkommen in sich selbst. So ist seine Lehre mit einer zündenden Wahrhaftigkeit gekrönt. Seine Schüler haben das, was sie noch werden sollen, in ihrem Meister vollkommen erfüllt gesehen. Exempla trahunt.

So ist auch die Erziehung Jesu Christi sternenweit entfernt von jeder pädagogischen Heuchelei, an denen so mancher Pädagoge, auch mancher Heilspädagoge krankt, so wie die Pharisäer in ihrer Erscheinungsweise unwahr waren, weil übertünchte Gräber. Wie mancher sitzt auf dem Markte, spielt auf der Flöte, ärgert sich und schimpft, daß man nicht nach seiner Flöte tanzen will. Wer trägt die Schuld?

Seine eigene Unwahrhaftigkeit; was er flötet, ist nicht die Sprache seines Innern, seines Lebens. Man sieht den Kontrast zwischen Wort und Leben und fühlt sich abgestoßen. Erziehung und namentlich Heilserziehung ist kein kaltes Geschäft, wo Ware und Münze gewechselt werden, keine Schablone, sondern lebendiges und lebenbringendes Uebertragen eigener Gesinnung, eigener Tugend auf andere Menschen. Hier steht Person gegen Person, und nur die Person kann auf die Person wirken. Ueber diesem Grundsatz lebendiger Pädagogik schwebt und leuchtet das Ideal aller Pädagogen, Jesus Christus.

Die Tiefe und der Reichtum dieses Ideals läßt sich nicht ausschöpfen. Ein Wort aus seinem Munde sagt uns genug, das er gesprochen vor dem Volk, das ihn verfolgt auf Schritt und Tritt durch seine Späher; die pharisäischen Argusaugen haben jedes Wort und jedes Werk beobachtet, alles bekrittelt, über alles zu Gericht gesessen, die Falten seines Herzens nach allen Möglichkeiten durchstöbert. Aber vor diesen Menschen hat er mit der Ruhe der Ewigkeit und im Bewußtsein absoluter Heiligkeit die Frage an den Haß der Juden gerichtet: „Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen?!“ Dieses Wort ist für seine Erziehung von unberechenbarer Bedeutung, dieses Wort ist Norm und Richtschnur für alle Lehrer und Erzieher des christlichen Volkes, wenn anders ihre Tätigkeit nicht Unwahrheit und Schauspielerei sein soll.

Das bewußte Beispiel.

Diese Idealerziehung ist leicht begreiflich getragen durch das bewußt und absichtlich gegebene Beispiel. Nur ein spätes Glied aus seiner Lebenskette sei herausgegriffen. Kniet doch der göttliche Erlöser und Meister vor seinen Jüngern mit der Schürze und dem Waschbecken, um die Dienste des Knechtes an seinen Knechten zu verrichten. Dann setzt er sich, um sein Beispiel zu erklären und anzuwenden. „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so tut, wie ich euch getan habe. Wenn ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen, so sollet auch ihr einer dem anderen die Füße waschen.“ Damit bezeichnet er ein für allemal die Herrschaft in der Kirche als Dienst an den Gläubigen. Herrschend dienen und dienend herrschen.

Es sei noch erinnert an sein Leiden und Sterben. Welch eine gigantische Pädagogik für seine Jünger, denen er dies alles vorausgesagt! „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Welcher Wahrheitsbeweis für die Lehren, um deretwillen er jetzt starb! Welche Feuerprobe für den flackernden Glauben, welcher Aufruf zum Heldenmut, welcher Gegenstand für eine Probe von Feuerliebe! Der Tod Jesu Christi allein hätte in seiner pädagogischen Gewalt die Jünger Jesu, ihre Schwäche abgerechnet, zu Säulen des Gottesreiches machen können.

Göttliches Selbstbewußtsein.

Vom sterbenden müssen wir nochmals zum lebenden Erzieher zurückgehen, um noch in einigen Zügen dies Bild zu vollenden. Wenn auch der Herr in Erfüllung seines erhabenen Berufes allen alles geworden, wenn der Gottessohn sich erniedrigt hat bis zum Knecht und zum Gespötte des Volkes, so hat seine Hingabe an die Menschen ihm nicht seine menschlich-göttliche Autorität genommen. Nie hat er an der Straße gestanden und um Seelen gebettelt; wenn er bettelte, dann geschah es wohl in der Nacht in der Bergeseinsamkeit, im betenden Ringen mit dem himmlischen Vater um die Seelen in Jerusalem, dessen Lichter er vor sich flimmern sah. Vor Gott war er ein Kind, vor den Menschen ein Mann. Darum hat er seine Perlen nicht vor die Säue geworfen; wie er dem verlorenen Schaf nachgeht, bis er es findet, so bleibt er zugeknöpft vor der Hochnasigkeit der Pharisäer. Demut, Reue, guten Willen nimmt er mit weitem Herzen entgegen, aber dem Unglauben gegenüber ist er verschlossen.

Er verlangt Glauben an seine göttliche Sendung, dann öffnet er seine Hand; nicht umgekehrt. Nicht hat er geschäftig um Schüler geworben, wie die Winkelphilosophen in Rom zu seiner Zeit; er hat einfach den Glauben verlangt, nicht darum gebeten, er konnte nicht anders. Denn seine Forderungen waren die der ewigen Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes, wenn er auch die Gnade in Bereitschaft hielt, um diese Forderungen erfüllen zu helfen. Kein Jota und kein Apex soll von seinen Worten weggenommen werden. Dieser göttliche Arzt hat nicht gefragt, welche Medizin der Kranke am liebsten nehme, er hat ihm keine andere Wahl gelassen, als entweder gesund oder tot. Er mußte seine Forderungen stellen als beleidigter Gott, hat aber als Erlöser die Gnade dazu gegeben, hat seine Arznei nehmbar, ja lieblich gemacht. „Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden" und doch „mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht." Er sah nach der Brotvermehrung, als er das heiligste Altarssakrament versprach, hunderte zu seiner Rechten sich verlaufen und hunderte zur Linken die Nase rümpfen, er war verlassen vom Volk, und doch hat er ernst seine Jünger gefragt: „Wollt nicht auch ihr gehen?" Im demütigen Glauben will er seine göttliche Autorität anerkannt wissen, und wenn er allein auf dem Felde übrig bleiben sollte. Das ist derselbe, der tags vorher sein Erbarmen über den Hunger des Volkes ausgesprochen; das ist auch die Devise dieses Weltpädagogen gewesen: fortiter in re, suaviter in modo. Streng in seiner Forderung, liebevoll in der Erziehung. Gerecht und heilig als Gott, als Erlöser barmherzig.

Ziele und Früchte der Erziehung Christi.

Wenn die Wirkung die Ursache bewertet, wenn man an den Früchten die Bäume erkennt, dann sind die „Menschen Jesu" als seine Erziehungsresultate für den göttlichen Erzieher ein glänzendes Zeugnis. Was hat der Herr gewollt, was hat er erreicht?

Wir bezeichnen mit Absicht die Erziehungsresultate Jesu nicht als seine Schüler, sondern als seine Menschen. Denn der Herr wollte nicht halbe Arbeit tun und hat sie nicht getan. Er lehrte nicht nur, er erzog; er wandte sich nicht bloß an den Verstand, sondern verlangte den ganzen Menschen für sich; auf die lebendige Persönlichkeit hat er es abgesehen, denn seine Worte sind Geist und Leben. Was Christus mit den Seinen beabsichtigte und fertig gebracht hat, ist dieses: Seine pädagogische Tendenz war, Persönlichkeiten, Individuen in seine Formen umzugießen, ohne die Freiheit zu zerstören. Das Idealbild, zu dem er die Seinen umgestalten wollte, waren Männer der Selbsterkenntnis, der Innerlichkeit, der Entsagung und des Ehrgefühls, der Selbständigkeit und Selbsthingabe, des Gehorsams aus sittlichen Motiven, mit einem Wort, wahrhaft christliche Charaktere.

In der Schule Jesu Christi sollten damals ebensowenig wie heute Drahtpuppen hergerichtet werden, die sich ad nutum bewegen lassen in Kirche und Leben; nein, freie, selbstbewußte Individualitäten, die nur handeln aus Antrieb einer auf Vernunft aufgebauten Liebe. Lebendige Charaktere, freilich mit Kadavergehorsam, aber auch mit gotterleuchteter Pflichterkenntnis.

So hat der große Weltpädagoge seine allein dastehende Kunst ausgeübt, daß er Gewalt hatte über die Freiheit, aber die Freiheit Freiheit blieb. Er wies als guter Hirt seinen Schafen die Wege, aber er ließ sie frei gehen, ohne kleinliches Reglementieren, ohne mit Argusaugen jede Regung zu beobachten. Sein Bild hat er ihnen gegeben, sie haben es gern und freiwillig angenommen. Jesus Christus konnte allein die menschliche Freiheit spielen lassen, ohne daß sie ihm gefährlich wurde. Wer machts ihm nach? Weder ein pädagogischer Mann, noch viel weniger der Staat, wenn er erziehen will. Durch diese Art der Behandlung war die Art der Erziehungsfrucht gekennzeichnet: der selbstbewußte christliche Charakter.

Einige Phasen aus diesem Erziehungsideal seien hervorgehoben. Der christliche Charakter gründet sich auf die Selbsterkenntnis. Das ist keine Neuheit, die Christus zum ersten Mal den Seinen vorgepredigt. Das „Erkenne dich selbst" las schon der Grieche an der Stirne des Apollotempels zu Delphi; dies war schon ein charakteristisches Merkmal der mit Sokrates anhebenden Blütezeit der attischen Philosophie. Was sollte Christus anders als Selbsterkenntnis und wer sollte sie mit größerer Schärfe und Dringlichkeit verlangt haben als der, der als Erlöser gekommen, um das gähnende Unglück in der Menschenbrust, die Sünde zu sühnen!

Damit mußten die Jünger Jesu aber zugleich Männer der Innerlichkeit werden. Das Reich Gottes sollte in ihnen erstehen, ihre Religion durfte ja nicht haften am Aeußeren der Schüssel und des Bechers. Weil er ganze Menschen wollte, darum griff er in die Tiefe ihres Innern und macht es geltend, daß er auch Schöpfer seiner Jünger ist; darum verlangt er die letzte Faser ihres Herzens für sich. „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben aus deinem ganzen

Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte." (Matth. 22. 37.)

Er sammelt sie um sich, hält mit ihnen Betrachtungen; sie werden beschaulich in seiner Nähe, aber nicht nach Art der Spekulation, sondern der inneren geistigen Umbildung. Was sie geistig erfaßt haben, muß zur sittlichen Reform werden; seine Worte sind Geist und Leben.

Dieses Leben gestaltet sich auf dem Wege der Entsagung, der Selbstkreuzigung jeden Tag; der homo carnalis wird auf das Minimum reduziert, das Gesetz, „das dem Gesetze des Geistes widerstreitet", wird nach Möglichkeit unschädlich gemacht; aber all dies bedeutet Gewalt, Energie, Widerspruch gegen sich selbst; das Ende dessen aber ist der christliche Charakter, ein Christusmensch. Das Himmelreich leidet Gewalt, selbst wenn das rechte Auge ausgerissen werden muß. Der Herr ist nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.

Dabei hat Christus nicht fremdartige oder unbekannte Tugenden in die Seele seiner Jünger tragen wollen, sondern das Gute in der Menschennatur hat er veredelt, das Brauchbare, wenn auch Unvollkommene, benutzt und geheiligt. Dem Melancholiker gibt er Trost und Licht, den Phlegmatiker rüttelt er auf mit dem Gericht Gottes, den Sanguiniker, wie Petrus mit den Ausbrüchen seines stürmenden Herzens und dem vorlauten Mund, den weist er durch Demütigungen in die Schranken und lehrt ihn seinen Weg mit Ruhe und Ausdauer gehen; endlich hat er für die Choleriker, wie die Donnersöhne Jakobus und Johannes waren, ein überlegenes mitleidiges Lächeln, weil er auch aus solchem Holz sich Menschen zu schnitzen wußte; sie sollten beständig seine Sanftmut schauen und so ihren stürmischen Drang in ruhige liebevolle Energie umwandeln. Harmonie war das Gesetz für seine Charakterköpfe, ohne Auswüchse, ohne Lücken.

Auch das menschliche Ehrgefühl hat er in den Kauf genommen, dieses gefahrbringende Sprungbrett, das die Menschen so leicht über die Köpfe anderer hinwegwirft. Aber ihm ist das Ehrgefühl abgeklärt und veredelt. „Ihr sollt eure Perlen nicht vor die Säue werfen"; aber andererseits euch auch nicht freuen, „wenn euch die Geister untertan sind." „Laß die Toten ihre Toten begraben," du aber komm und verkünde das Reich Gottes.

Ihr Ehrgefühl soll die Weihe ihrer göttlichen Sendung an sich tragen, aber das Bleigewicht menschlicher Armseligkeit und strenger Verantwortlichkeit nicht von sich streifen. Wohin man sieht, der harmonisch durchgebildete Charakter ist Christi pädagogisches Ideal.

Noch ein Zug sei diesem Bilde angefügt, mit dem der Herr seine Charakterköpfe gekennzeichnet hat, indem er verlangt: Wer zu mir kommt und hasset nicht Vater und Mutter und Weib und Kinder und Bruder, dazu auch sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein. Wer nicht sein Kreuz trägt, kann auch sein Jünger nicht sein. Auch nimmt er keinen an, der die Hand an den Pflug legt und ängstlich zurückschaut.

Es ist klar bis zur Evidenz, wes Geistes Kinder diese Christusmenschen sind: selbständige Willen voll energischer freier Selbsthingabe, keine Sklavennaturen, sondern Diener aus sittlichen Motiven. Damit ist die menschliche Persönlichkeit in ihrer ganzen Würde nicht nur gewahrt, sondern geadelt und zum sittlichen Charakter erhoben. Die gute Menschennatur bekommt Bild und Gleichnis Christi; so wird der Mensch ein Christ.

So hat sich Christus seine Jünger gedacht und gewollt, und was sind sie geworden? Haben sie des Meisters Hoffnung erfüllt? Ist jeder von ihnen ein alter Christus geworden? Waren die Reben des Weinstocks würdig? Ja, alle, ausgenommen der Sohn des Verderbens.

Nie hat eine Bildungsanstalt durch ihre Zöglinge einen solchen Weltruf erreicht, wie die Schule Christi durch seine Apostel. Die Säulen der Kirche, die Väter des Glaubens, wandelnde Gesetztafeln in den Augen der Gemeinde, geistige Bundesladen, mit dem blühenden Stab eines fruchtbaren Priestertums, mit dem Gefäß des neuen heiligen Mannas, aus dem sie ihre Kraft schöpften, das sind die Jünger Christi.

Derselbe Donnersohn, der zürnend nach dem Blitz gegriffen, faßt den Inbegriff seiner Lebensweisheit sowohl wie den seiner Persönlichkeit in das sanfte, milde Wort zusammen: „Kindlein, liebet einander.“ Und sein ebenfalls feuererflehender Bruder, der in seine Bitte eingestimmt, Jakobus, der dem bloß unfreundlichen Samaria den Feuerbrand wünschte, folgte sterbend dem Beispiele seines Meisters und betete Vergebung heischend für seine Mörder: Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun. Der Mund eines Petrus, der in schwacher Stunde verleugnet, reißt die Massen mit sich fort, seine Hand, die stürmisch das Schwert gezückt im Oelgarten, führt ruhig und stark den Friedensstab des Pontifikates.

In ihnen allen ist das Unebene ebener Weg geworden, Berg und Hügel sind abgetragen, und das Gesetz der welt- und seelenerobernden Erlöserliebe ist in ihnen herrschend. Die Meere, die Stürme, die Glut des Südens, nichts hält sie auf. Wie einst Alexanders Ehrgeiz die Königreiche nicht genügten, so genügt die Erde nicht ihrem Seelendurst. Das Unglück der Menschen zog sie, der Befehl des dahingegangenen Meisters trieb sie, ihre Lehre, ihre Liebe, ihre Gnaden, ihr Blut den Fremdlingen zu bringen. Es galt, abergläubischen und ungläubigen Völkern die Stirne zu bieten, — sie taten es in heiliger Energie, — es galt, bei den einen die Unwissenheit der Barbarei, bei den anderen die Vorurteile der Zivilisation zu überwinden, — sie taten es mit ebensoviel Hingebung. Und ihr Ende? Ohne Ruhm, ohne Beifall, in der Verachtung, als Toren, als Fanatiker behandelt, um der Liebe zum Meister und der unsterblichen Seelen willen sind sie gestorben; mit welchem Namen soll man einen solchen Tod, ein solches Opfer bezeichnen?

Ihr Leben, ihre Taten haben sie als solche erwiesen, die zum Vollalter Christi herangereift, die von Christi Erlösungsidee erfüllt,

Erlöserliebe beseelt, die getreuen Abbilder ihres göttlichen Erziehers geworden, die auch in ihrem Lebensschicksal nicht über dem Meister sein wollten.

An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.
Ich bin der Weinstock, ihr seid die Rebzweige.

III.

Die Kirche in ihren pädagogischen Grundlagen.*)

Christus und Kirche.

Die Erziehungsanstalt „Kirche" ist der pädagogisch sich auslebende Christus. Eine Fülle von Wundern, von göttlicher Kraft, menschlicher Widerspenstigkeit, ein hohes Maß von Liebe, menschlicher Beseligung, ein großes Stück unserer Heilsgeschichte und eine eminente Epoche der Weltgeschichte liegt in diesem Gedanken! Die Kirche ist eine gewaltige Evolution gottmenschlichen Denkens und Wollens, Schöpfung göttlicher Kraft und Weisheit. Dem Herrn wuchs ein Kornfeld auf der flachen Hand, er braucht nur zu bitten, und es stehen ihm zwölf Legionen zur Verfügung. Aber nicht mit tosender Macht hat Jesus dagestanden, er hat nicht Sturm geblasen; seine Kirche stand da, ehe die Welt es ahnte, er brauchte seinen Jüngern bloß noch zu sagen, daß sie seine Kirche sein sollten, denn die Materie war da, es fehlte bloß noch die Kirchenform.

Diese Uebertragung des Lebenszweckes der einen Person an eine Vielheit von Menschen ist ein Meisterstück. Wohl kann ein Bruder die Lebensidee des dahingegangenen Bruders erfassen und korrekt durchführen im Geiste des Bruders. Aber ein so riesenhaftes Monumentalwerk wie die Kirche Menschen zu überlassen, ist einfach göttlich. Der Meister hat Macht über die Geister. Der Lehrling kann die Geister rufen und wird sie dann zu seinem Schrecken nicht mehr los. Anders bei der Kirche: „Ich bleibe bei euch", „zwar ist der Jünger nicht über dem Meister, aber habet Vertrauen, ich habe die Welt überwunden." Zweck, Geist und Kraft Christi — Zweck, Geist und Kraft der Kirche, nur der Modus der Heilserziehung ist verschieden. Alle, die nicht das Glück gehabt, Christo persönlich, sichtbar, unmittelbar gegenüberzustehen, werden nun durch die Kirche, also mittelbar zu Christus geführt.

Hier stoßen wir nun auf einen viel umstrittenen Punkt. Es ist bekanntlich eine stete Anklage gegen die Kirche im Munde derer, die direkt „Christum treiben" wollen, daß die Kirche ein hinderndes Mittelding zwischen Mensch und Christus sei. Es ist zudem ein pädagogischer

*) Es können im Rahmen dieser Zeitschrift nur die allgemeinen Gesichtspunkte zur Sprache kommen. Wir verweisen auf unsere Schrift: „Bilder aus der kirchlichen Heilspädagogik." Schöningh, Paderborn.

resp. didaktischer Grundsatz: Der Lehrer soll nicht zwischen Schüler und Lehrgegenstand stehen, er darf nur vermitteln, nicht individuell störend dazwischen treten. Also müßte die Kirche als ein pädagogischer Fehler im Heilsplane Gottes angesehen werden, wenn die Anklage wahr wäre.

Kirchliche Vermittlung.

Darum ein Wort über die „kirchliche Vermittlung". Warum muß es denn eine kirchliche Vermittlung geben? Weil die ewigen Wahrheiten, die Jesus Christus in die Welt gebracht, von den Menschen zersetzt und gemodelt worden wären, wie es im Protestantismus heute tatsächlich Mode ist, weil diese Wahrheiten und Gesetze zu schwierig für den Verstand und zu anspruchsvoll für das Leben sind, als daß sie ohne weiteres in den Menschen Eingang fänden.

Zudem wäre Christus ein schlechter Pädagoge gewesen, wenn er die Schätze seiner Wahrheit und Gnade einfach auf die Straße geworfen, anstatt sie als ewigen Jungbrunnen in einem sicheren Tempel (Kirche) aufzubewahren.

Zwar macht Christus auch heute noch selig, die er will, außerhalb der Kirche, denn „der Geist weht, wo er will", aber als Pädagoge hat er der Menschheit einen ordentlichen Weg gewiesen: „Auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen." Auch wäre Christus andererseits wie ein schlechter Pädagoge so auch ein unkluger Baumeister gewesen, hätte er zwischen sich und seinem Menschen eine Mauer aufgetürmt, die ihn dem Menschen verbergen mußte. Er hat dafür gesorgt, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen; die Kirche, die doch aus seiner Hand hervorgegangen, kann ihm unmöglich gefährlich oder auch nur unbequem werden, am allerwenigsten ihm über den Kopf wachsen, daß er selbst vor lauter Kirche nicht mehr gesehen würde.

Diese Anklage gegen die kirchliche Vermittlung kann nur von solchen erhoben werden, die einzig und allein an der Kirche die sichtbare Materie im Auge haben, sie bedenken nicht, daß die Materie überhaupt das erste Erkenntnisobjekt des Menschen ist, daß er sich nur von da aus zu übersinnlichen Dingen aufschwingen kann. Die Kirche ist doch nicht um ihrer selbst willen da. Man bleibt auf halbem Wege stehen und sieht sich enttäuscht, weil man das Ziel nicht gefunden, man schiebt die Schuld auf andere, während man selbst den Fehler begangen. Man steht vor den Mauern der Kirche, sieht ihre sichtbare Gestalt und weiß nicht, daß hinter diesen Steinen und Steinchen gewaltige Gedanken liegen. Ja, die Anklage gegen die kirchliche Vermittlung wäre vollauf berechtigt, wenn die Kirche nur da wäre, um die Priesterklasse zu ernähren, Handel und Gewerbe zu unterstützen, wenn unsere Altäre und Schreine bloß Kunstausstellungen, wenn der ganze Kultus ein Haufe von sinnlichen, bedeutungslosen Zeremonien wäre, wenn die Heiligenfiguren und Reliquien nichts anderes als Raritäten sein sollten, kurzum, wenn die

Kirchen bloß Ausstellungslokale, Museen mit Orgelkonzert wären. Aber auf diesen Gedanken wird niemand verfallen. Es ist klar, was diese Kirche will. Auch die toten Gegenstände des Kultus haben Leben und sinnvolle Bedeutung. Alles zieht und ruft gewaltig zu Christus hin. Es ist nicht so, als wenn die Sonne durch ein Prisma scheint und dann bunte Strahlen wirft, die Kirche ist kein totes Vermittlungsglied zwischen Mensch und Christus wie das Glas zwischen Sonne und Auge. Diese vermittelnde Kirche hat tausend lebende Arme, die den Menschen fassen und zu Christus hinführen. Diese Kirche steht an den Wegen der Völker und ruft und zieht alle. Kann man gegen eine solche Vermittlung noch etwas einwenden? Ist sie für den Verkehr des Menschen mit Christus eine hemmende Barriere, oder ist sie vielmehr ein lebendiges Vehikel, ein Prachtschiff, das uns zu Christus trägt?

Wenn übrigens in der Kirche menschliche Schwäche und Schlechtigkeit sich hindernd aufbäumen sollte, so würde Christus selber diese Makel an der Stirne seiner Kirche wegwischen, denn er bleibt bei ihr bis zum Ende der Zeiten.

Daraus ergibt sich, daß weder der Verkehr des Menschen mit Gott, noch das Nahen Gottes zum Menschen gestört ist, zumal da der Katholik in seinen Sakramenten, vor allem in der hl. Eucharistie, mit demütigem Staunen das Nahen des Heilandes in eigener Person oder in seiner Gnade, unter sichtbaren Erscheinungsweisen, Zeremonien und Materie erlebt. So ist den katholischen Christen die Kirche nicht nur ein medium quo, sondern sogar ein medium in quo. Die Kirche führt uns nicht nur zu Christus, sondern gibt ihn uns selbst. In dieser Erkenntnis muß jeder Vorwurf gegen die kirchliche Vermittlung fallen.

Die Mitgift Christi. Autorität.

Wenn die Kirche der pädagogisch sich auslebende Christus ist, dann müssen wir das Wunder sehen, daß die persönliche pädagogische Art Jesu Christi auch die seiner Kirche ist. Christus und Kirche decken sich an pädagogischer Arbeitskraft, denn Christus hat ihr alles gegeben, was ihn selbst über die Häupter aller Pädagogen emporgehoben. Der Gottmensch mußte seiner Stiftung seine Autorität geben und deren Voraussetzung: die Selbständigkeit. Die Person Jesu Christi und ihr Ziel duldeten nicht, daß sich dieser Pädagoge von seiner göttlichen Höhe herab auf Paktieren einließ. Was in seinem Auftrag die Kirche der Welt zu sagen und von ihr zu fordern hat, sind die ewigen Gedanken und Forderungen Gottes, unabänderlich, wie Gott und seine Ratschlüsse. Schon der Zweck der Kirche gibt ihr selbständige Autorität.

Gleichwohl war Christus ein Mensch unter Menschen, und die Kirche ist eben auch aus Menschen gebaut. Darum hat auch sie gottmenschlichen Charakter im Großen und im Kleinen. Das dominierende

göttliche Moment muß das menschliche vor seiner eigenen Schwäche bewahren und zu Gott hinaufziehen. Würde die Kirche jemals ein Jota von ihrem von Gott gegebenen Gesetz wegstreichen um des Zeitgeistes willen, so würde sie im selben Augenblick ihre Aufgabe total verlieren und aufhören, Pädagoge zu Christus zu sein. Weder eine Zeitströmung noch Privatwünsche der Nationen und Staatsgebilde dürfen eine wesentliche Nummer aus dem pädagogischen Programm wegstreichen. „Christus gestern und heute, ebenderselbe auch in Ewigkeit." So konstant ist auch die Kirche von gestern über heute bis zum Ende der Tage. Das muß sie auch deshalb sein, weil sie für alle Völker aller Zeiten bestimmt, auf die menschliche Natur aufgebaut ist. Weil unsere Natur immer dieselbe, darum auch die Kirche. Wenn darum moderne Zeitgeister die Kirche in den Strudel ihrer geistigen Krankheitserscheinungen hineinziehen wollen, so ruft die Kirche, durch Christi Geist und tausendjährige Erfahrung belehrt, ihnen ein non licet zu, und sie kann dabei appellieren an die gesunde menschliche Natur, die in ihrer Heilsnot immer dieselbe ist.

Kirche und Mensch.

Das erste Erfordernis der Erziehung ist die breite Basis der Autorität, ihrer Konstanz und ihrer Selbständigkeit, und diese hat die Kirche für die Erziehung der Welt von Christus erhalten und viele hundert Jahre lang bewiesen und bewahrt. Aber die Kirche steht doch nicht da wie das Heiligtum des Apollo zu Delphi, als ein majestätisch ruhender, aber geschlossener Mysterientempel unter den Menschen, nein, sie tritt einem jeden nahe, ja greift jedem bis in die innerste geheimste Kammer des Herzens, insbesondere durch ihre Sakramente. Man bedenke diesen gewaltigen Sprung! Daß sich Christus als Einzelperson an ein Individuum anschloß, ist nicht auffällig, aber wohl, daß eine so große Erziehungsanstalt jedes einzelne Individuum und dazu noch die Gesamtheit der Individuen, die Gesellschaft umfaßt!

Und diese Arbeit ist heilig „raffiniert". In jedem Menschen hat man nämlich ein zweifaches zu unterscheiden: Seine menschliche Natur schlechthin, die er mit allen Menschen gemeinsam hat, und die Eigenschaften, die den einzelnen Charakter ausmachen. Sowohl die allgemeine Menschennatur wie die individuelle Eigenart, — und es gibt soviel verschiedene Eigenarten als es überhaupt Menschen gibt — finden in der Kirche vollständig alles, was sie suchen. Darum nennen wir die Arbeit der Kirche im heiligen Sinne „raffiniert". Eine Person kann sich an hundert verschiedene Charaktere nur mit großer Mühe anpassen, um sie zu erziehen, und doch ist dies Kunststück der ganzen Kirche als solcher mit Millionen von Charakteren zur selben Zeit möglich. Das nennt man doch pädagogische Veranlagung in der höchsten Potenz.

In der Kirche ist wohl eigentlich das verkörpert, was wir den psychologischen Blick Jesu Christi genannt haben; da er die menschliche Natur kannte und diese Natur ein und dieselbe ist immerdar, auch die Charakterseiten der Individualitäten an sich immer dieselben sind und nur in jeder Persönlichkeit eine andere Mischung, verschieden nach Stärke und Art der Zusammensetzung eingehen, so konnte Christus ein für alle mal eine Kirche gründen, die für alle Charaktere paßte. In der Einwirkung der Kirche auf die Menschen liegt eine große psychologische Berechnung, sei es, daß sie sich himmelhoch aufrichtet, wenn man ungläubig sie angreift, oder daß sie sich klug und liebevoll zu jedem guten Naturmenschen helfend und hebend herabläßt. So hat's ihr Stifter auch getan! Besonders ist es ein Zug in der Menschheit, der gewaltig zur Kirche aufstrebt, der religiöse Trieb. Es ist ja eine ebenso selbstverständliche und allgemeine wie auch wieder merkwürdige Erscheinung, daß alle sofort interessiert sind, sobald das Gespräch auf Religion und Kirche kommt. Man kann gegenüber vielen Fragen der Wissenschaft, der Oeffentlichkeit usw. teilnahmlos sein. aber nie gegenüber der religiösen Frage. Zwar wollen viele diese Frage von sich weisen, aber sie tun es nur, weil sie subjektiv interessiert sind und demnach auch Stellung nehmen müssen. Weil die Kirche Heils-Pädagogik treibt, darum ist sie für alle, die mit ihr in Berührung kommen, eine unumgängliche Frage. Alle, die vor ihr stehen, müssen sich mit ihr auseinandersetzen, weil sie ihrem innersten und überhaupt einzigen Wesen nach die religiöse Frage im Menschen gewaltig zur Entscheidung drängt. Das ist der tiefste und stärkste Grundzug, das natürliche, tragende Moment, an das die Pädagogik der Kirche anknüpft.

Innerlichkeit.

Daß die Erziehung der Kirche gleich der ihres göttlichen Stifters auf Innerlichkeit hinzielt, ist für jeden, der das Wesen der Kirche versteht, eine selbstverständliche Sache, für alle die aber, die draußen stehen oder in ihr Inneres wenig eingedrungen sind, eine unbekannte oder wenig glaubwürdige Behauptung. Wir haben bereits oben, als von der kirchlichen Vermittlung die Rede war, gezeigt, daß die Kirche nichts weniger ist als eine Barriere zwischen Christus und Mensch und umgekehrt, vielmehr lebendiges, einzigartiges Vermittlungsorgan. Darin ist von selbst gesagt, daß die Verinnerlichung des Menschen oder die Vereinigung des Menschen mit Christus durch die Kirche durchaus nicht gehindert ist, daß die Erziehungsaufgabe der Kirche nichts anderes ist als Innerlichkeit. Nur dem, der die Kirche, ihre Liturgie, die äußeren Formen des kirchlichen Lebens usw. als Endzweck ihrer Erziehung ansieht, nur dem erscheint die Kirche als Institut zur Erlangung kirchlichen Anstrichs ohne innere Wahrheit; aber die Kirche ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, ein Mittel, um Christus in die Menschen zu bringen. Man will heutzutage sich über die gegebenen Formen kirchlichen Lebens hinweg-

setzen mit der schönen Phrase: „Christum treiben.“ Aber man frage, wie geschieht das denn? Wer kann denn „Christum treiben“ als Mensch, ohne auf menschlichen Wegen zu wandeln! Wer kann schauen, lieben und beten wie ein Engel? Christum treiben im Sinne des modernen Protestantismus können aber nur die, die hic et nunc Christo persönlich gegenüberstehen, gleichartig mit Christus, nämlich die verklärten Heiligen und die Engel. Diejenigen aber, die ganz in dem strikten Sinne, wie man heute will, Christum treiben, nämlich ohne die gegebenen, sichtbaren Formen religiösen Lebens, die treiben alles, was ihrer Willkür beliebt, aber nie Christum. Den klarsten Beweis dafür liefern die modernen Bibelforscher und Christumtreiber, die losgelöst von der kirchlichen, gegebenen Lebensnorm die Bibel zerknittern und Christum vertreiben.

Jesus Christus ist eine reale Persönlichkeit, die nicht mit jeder Luft eingesogen, noch aus jedem Buch herausphantasiert werden kann; eine reale Person kann von realen Menschen nur auf realem d. h. festnormiertem sichtbarem Wege erfaßt, angebetet und erlebt werden.

Archimedes, Hippokrates, Ceva konnten ruhig sterben, nachdem sie der Nachwelt ihre mathematischen Errungenschaften geschenkt, ihr Arbeitsziel war eine Gedankenwahrheit. Das Ziel Jesu Christi war aber keine Idee, sondern lebendige Wirklichkeit, eine Welt voll heiliger Menschen, die nicht vom Sturmwind der Gnade weggerissen in den Heiligenhimmel geschickt werden, sondern durch Kampf und Opfer der persönlichen Freiheit sich den Himmel mit Gewalt erobern sollen. Wie ist das möglich, wenn der Himmel so hoch, die sittlichen Forderungen Jesu so ernst und oft unangenehm, der menschliche Verstand so jämmerlich dunkel ist und der Wille so zügellos eigenliebend, anders als daß eine sichtbare Hand ihn nimmt, hebt, hält und zu Christus hinführt? Diesen einzigen Zweck hat aber lediglich die Kirche, die sichtbar-unsichtbar, die realen Menschen, so wie sie sind, zu Christus hinführen will, dadurch nämlich, daß sie sich in allen inneren, wesentlichen und äußeren historischen Bestandteilen in der genauesten Weise an die menschliche Natur anschließt. Wenn sich demnach die religiöse Innerlichkeit nur erreichen läßt im Geleise und unter der Schutzwehr gegebener Formen des religiösen Lebens, und die Kirche weder bewußt noch unbewußt dem Zug zu Christus einen Stein in den Weg legt, so ist nicht einzusehen, wie denn die Kirche zu einem äußeren Scheinchristentum erziehen soll.

Gnade.

Es ist wohl nicht nötig, darüber uns zu verbreiten, daß die Kirche gleich Christus und von Christus das pädagogische Zaubermittel der Gnade besitzt, ja, es ist eigentlich doch nur so, daß Christus selber mit seinen Gnaden in der Kirche durch die Menge schreitet, um persönlich zu begnadigen mit derselben sanften Gewalt, mit demselben

Respekt vor der Freiheit; denn Judasköpfe und Petrusnaturen sterben in der Kirche nie aus, sie existieren immer in Millionen Variationen.

Wir bewunderten an Jesus Christus die Hingabe an die Seinen; in die kirchliche stehende Formel gekleidet lautet der Gedanke: Die Kirche der Menschen wegen und zwar der unglücklichen, d. h. aller Menschen wegen, um sie zu beseligen. Tiefeingebaut in die tiefste Not der menschlichen Brust, nämlich in die Heilsnot, ragt sie mit der höchsten Spitze in die höchste Seligkeit in Christi Himmel.

Aus dieser Tiefe hebt uns die Kirche nicht gewaltsam reißend, sondern schonend, liebevoll alles umfangend, uns selbst mit all unseren Naturtrieben, mit all unseren Schwächen.

Das geschieht — um ein Wort aus Feindesmund zu gebrauchen — „durch die großen Hilfsmittel der gewaltigen und bewunderungswürdigen Organisation der katholischen Kirche, durch die raffinierte Anpassung an die Gemütsbedürfnisse unterdrückter armer Menschenseelen."

Ziele und Früchte der kirchlichen Heilserziehung.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Dieses selbe Kriterium, das für Christus selbst angezogen werden darf, kann und soll auch für die Kirche geltend gemacht werden.

Zur Klärung des nun einzunehmenden Standpunktes sei aber darauf hingewiesen, daß es sich nicht darum handelt, ob der katholische Christ im Durchschnitt religiös und sittlich höher stehe als jeder Anhänger einer anderen Religionsform. Denn wir wissen nur zu gut, daß der Katholik vielfach schlechter ist als sein Glaube, und ebenso gut, daß mancher Andersgläubige besser ist als sein Glaube. Wir fragen also gar nicht, *wer* besser *ist*, sondern *was* besser *macht*.

Ferner ist zu bedenken, daß weder Christus durch seine Gnade noch die Kirche durch ihre Gnadenmittel, ihre Zucht, ihre Lehre usw. die menschliche Freiheit antasten. Man kann keine Erziehung wegen schlechter Früchte verwerfen, wofern diese nicht als *notwendige Folge einer inneren Ursache* sich darstellen. Ueberhaupt soll und kann man nicht aus Mißerfolgen ein Prinzip herholen für ein System selbst, außer wenn tatsächlich ein ursächlicher notwendiger Zusammenhang vorhanden ist.

Ein solcher ursächlicher Konnex zwischen der Kirche und ihren ungeratenen Kindern besteht absolut nicht; vielmehr bedeutet jeder schlechte Katholik einen sittlichen oder gar überhaupt religiösen Abfall von der Kirche, indem der Zusammenhang zwischen Mensch und Kirche gewaltsam und böswillig oder blind zerrissen worden. Früchte der Kirche sind das aber nie. Darum betrachtet die Kirche diese theoretisch und praktisch als fremdartige Substanzen, wenn sie auch der heimkehrenden Reue das Tor weit geöffnet hält.

Aber auch übertriebene Religiösität und Sittlichkeit, d. h. Verzerrungen, haben mit der Kirche keinen inneren Zusammenhang. Daß

es auch im Katholizismus Fanatiker und Schwärmer gibt, wissen wir sehr wohl; aber die hat die Kirche nicht gemacht, sondern sie sind nur das Produkt eines mißverstandenen Eifers und falsch geübter Frömmigkeit; also das, was sie selbst aus sich gemacht haben.

Solche Behauptungen, wie: der katholische Gottesbegriff (ein Gott in drei Personen aufgelöst!) fördere den Atheismus, der Zölibat führe zur Unsittlichkeit, überhaupt die katholische Sittenlehre und besonders das Beichtinstitut übten einen verderblichen Einfluß auf die Völker aus usw. zwingen jedem Katholiken ein wehmütiges Lächeln ab über diese totale Unkenntnis katholischer Dinge und der kirchlichen Heilserziehung. In einer Kirche, die nichts anderes zu tun hat, als mit Strenge und Liebe Glauben und Sittlichkeit in die Welt zu bringen und die in ihrer Moral so heilig ist, daß sie nur von Unmoralischen beschimpft werden kann, können verdrehte Köpfe und korrumpierte Herzen unmöglich beheimatet sein.

Um Ziel und Frucht der kirchlichen Erziehung näher zu bestimmen, sei zunächst darauf hingewiesen, daß der Fanatismus nichts weniger als eine katholische Spezialität, sogar aus dieser Erziehung grundsätzlich ausgeschlossen ist.

Was ist Fanatismus? Wenn die Freude am eigenen Herd und am inneren Glück Fanatismus ist, wenn man die Ueberzeugung von der erkannten Wahrheit für solchen hält, wenn man parteiisch ist für die Wahrheit — und das ist jeder —, wenn wir an dem Glauben, der an unserer Wiege gebetet und am Grab unserer Mutter uns getröstet hat, festhalten, wenn wir das Wort der Schrift hoch halten: „Bewahre, was du hast, damit dir niemand die Krone raube", und das andere: „Was nicht aus Ueberzeugung geschieht, ist Sünde", dann sind und fühlen wir uns zu einem heiligen Fanatismus verpflichtet. Aber Fanatismus ist faktisch etwas anderes.

Man möge auch Enthusiasmus und Heroismus nicht mit Fanatismus verwechseln. Fanatismus ist das auf seiner Bahn irre geleitete Gefühl, eine Verzerrung der religiösen Tatkraft. Daß man auch im Schoße der Kirche schon Fanatiker gesehen hat, geben wir zu; aber nicht durch Schuld der Kirche, durch falsche Erziehungsideen und -maxime, sondern durch objektive und subjektive Schuld der Verirrten selbst.

Die natürliche religiöse Kraft des Menschen kann schon leicht nach dem Charakter des Individuums als Fanatismus auflodern wollen, aber die Kirche weiß dem Verstand und dem Willen das nötige Gewicht aufzulegen, nämlich ihre intellektuelle und moralische Autorität. Solange Offenbarungen, Visionen, Weisfagungen, Verzückungen den Charakter einer Privatsache behalten und die Glaubenswahrheit nicht angreifen, schweigt die Kirche in der Erwartung, daß die affizierte Seele sich selbst zurechtfindet; sobald aber solche Erscheinungen nach außen hin einen fanatischen Charakter offenbaren, ruft sie das verirrte Schaf zur Herde zurück, widrigenfalls erklärt sie es für einen reißenden Wolf. Damit ist die Bewegung in den Sand geleitet. Der

katholische Glaube und die kirchliche Sittenlehre sind prinzipiell und auch mit faktischem Erfolg Feinde jedes Exzesses, sie liefern der Welt nie einen Fanatiker, ja die Kirche schließt ihn, wenn es sein muß, mit Strafmitteln aus.

Man prüfe einen sog. katholischen Fanatiker auf die Korrektheit seiner Glaubensüberzeugung, auf die Gründe seines Tuns, die Quellen seiner Energie, und man wird niemals entdecken, daß er die notwendige Frucht der katholischen Heilserziehung ist. Uebrigens zeigt der Fanatismus sehr oft eine, wenn auch nicht immer vom Einzelnen bewußt empfundene Furcht vor Glaubensschädigung und -untergang, während der der Mohammedaner einfach boshafte Roheit offenbart.

Sollen wir aber echte katholische „Fanatiker" und „Schwärmer" vorführen, so holen wir uns eine hl. Theresia, die persönlich ein Sühnopfer für ihre Zeit werden wollte, die ihr eigenes Leben aus bloßem Gehorsam beschrieben und ihre Erscheinungen mit engelgleicher Aufrichtigkeit und unaussprechlicher Sanftmut erzählt hat; einen Franz Xaver, der so „fanatisch" und unduldsam war für die Liebe Christi, daß er nie Seelen genug gewinnen konnte. Solche „Fanatiker" — und deren hat die Kirche Legionen aufzuweisen — sind beweiskräftig. Der katholische „Fanatismus" äußert den Geist der Demut, des Friedens und der Liebe, er hat Europa noch nie einen Tropfen Blutes, keine einzige Träne gekostet, es seien denn die Tränen der Dankbarkeit und das Blut der Martyrer der Tat und der Liebe. Anstatt diese Heroen zu verunglimpfen, weise man ebensolche auf, die der akatholische Geist geboren hat. Das sind wirkliche Früchte katholischer Heilspädagogie.

Auch die vielgenannte „Intoleranz" ist kein Erziehungsideal der Kirche. Wir können es uns sparen, die Erziehung der „alleinseligmachenden Kirche" in puncto Intoleranz zu verteidigen. Man muß vorab dogmatische und bürgerliche Intoleranz scharf auseinanderhalten. Jede Religion, die auf Wahrheit Anspruch macht, muß um der Wahrheit willen intolerant sein. Aber eine andere als die dogmatische Intoleranz widerstreitet dem Geist der Kirche, die ihre Propaganda nur mit Hülfe der Gnade und auf Grund der Ueberzeugung betreibt. Die „alleinseligmachende" Kirche ist aber logisch und biblisch unanfechtbar; es ist kein Wörtchen darüber gefallen, *wer* selig *wird*, sondern nur gesagt, *was* selig *macht*. Spiritus, ubi vult, spirat — Super hanc petram aedificabo ecclesiam meam.

Die katholische Moral und Aszese tritt ergänzend und folgerichtig hinzu. Wir dürfen niemanden richten ,niemanden verdammen, über keinen den Stab brechen. Der Grundsatz der christlichen Liebe mildert unser Urteil, wir entschuldigen lieber und bemitleiden, und jedem legt die Kirche ein Gebet in den Mund für die irrenden Brüder. Wenn der Anspruch auf den Alleinbesitz der Wahrheit in Mitleid, Liebe und Gebet seine Sprache findet, dann kann niemand gegen eine solche Intoleranz etwas einwenden.

Schauen wir uns aber die positiven Erziehungsziele der Kirche an, so lassen sich dieselben etwa so determinieren: die von der Kirche intendierten Ziele sind harmonische Charaktere, die, das Herz im Himmel und den Himmel im Herzen, wahrhaft menschliches Wesen treiben und menschliche Tugend üben, natürlich-menschlich und übernatürlich-heilig zugleich, für die Welt ein offenes Auge, für den Himmel ein offenes Herz haben, die mit dem Frohsinn scherzen und mit dem Unglück weinen, immer aber im Kern dieselben Wesen: gotterfüllte wahre Menschen, ebenso brauchbar für die Welt wie reif für den Himmel.

Man durchblättere die von der Kirche anerkannte aszetische Literatur und weise uns Wege auf, die anders wohin führen! Die Welt um uns wird in uns gelegt, damit wir so die Welt über uns gewinnen. Eine ständige Weltflucht nicht in die Kirchenwinkel, Betkammer oder Einsiedelei, sondern in das eigene Ich, der energische Rückzug auf uns selbst, das ist der Weg der gesunden Aszese. In der Welt, aus der Welt und doch wieder für die Welt. Unsere Aszese ist kein Lahmlegen der Kräfte für die Außenwelt, sondern nur eine Anweisung zum weisen Gebrauch derselben, ein Schutz vor dem Auseinanderfließen.

Alle moralischen Tendenzen und alle aszetischen Folgerungen sind eingeschlossen in dem exakt durchgeführten Wort Christi: „Ihr sollt eure Perlen nicht vor die Säue werfen", denn „das Reich Gottes ist in euch."

Steigen wir höher. Nachdem wir die regulären Erziehungsprodukte kurz skizziert, nennen wir nur noch die kostbarsten Früchte am Lebensbaum der Kirche und behaupten von ihnen, sie seien ausschließlich katholisch, nämlich die drei evangelischen Räte. Wenn uns anderswo noch ein Klosterwesen mit diesen drei Lebenselementen begegnet, so ist es nur ein Beweis, daß die alte katholische Glaubenskraft auch noch unter denen solche Früchte zeitigt, die sich von der Mutter losgerissen, wie die orientalischen Kirchen. Alle Triebkräfte der Natur, alle Energieen der Moral finden wir im Ordensleben wieder. Wir reden hier wiederum nicht von der persönlichen Heiligkeit der Ordensleute, sondern von dem, was sie sein sollen und was sie dazu macht.

Die größte moralische Selbständigkeit liegt entschieden im Verzicht auf die persönliche Freiheit. Man glaube nur ja nicht, daß das katholische Ordensleben ein Hinschlummern sei in Christo Jesu, ein quietistisches Aufnehmen von Gnaden und Affekten, ein ruhiges bequemes Sichtreibenlassen von Regel, Beispiel, Gnade und Gesellschaft. Wenig Menschen in der Welt haben die moralische Energie nötig, die das Ordensleben fordern kann. Dies alles liegt in letzter Linie begründet im Aufgeben der persönlichen Freiheit. Dies ist nicht ein einmaliger Akt im Augenblick des Gelübdes, sondern eine stets und ständig sich fortsetzende Reihe von persönlichen Opfern. Diese „Weltflucht" mündet in ein Tal, wo die von der Welt nicht absorbierte, nicht geschwächte, nicht verdorbene sittliche Kraft mit verklärter heiliger

Gewalt zum Ausbruch kommt. Hier finden wir Samsonsnaturen, die Löwen erschlagen, das große Tor des eigenen Herzens aus den Angeln heben, ihre Freiheit nämlich, die mit dem Verlust ihres Haupthaares in Ketten geraten, die nicht an die Erde, sondern an den Himmel binden, Ketten, die zu tragen eine heilige Ehre ist.

Vom Gelübde der Armut soll nicht einmal viel gesagt sein, weil es das leichteste unter den dreien ist und selbst von Heiden schon geübt wurde, wie von Krates u. a.; immerhin ist sie die Frucht einer heiligen Energie, die sich nicht in vielen findet.

Am wohltuendsten aber und hellsten für die Welt leuchtet jene herrliche Zierde, die allein in der Weltgeschichte aufgebracht und festgehalten zu haben, die katholische Kirche stets sich zur Ehre anrechnen darf. Es ist das Ideal jener liebenswürdigen Tugend, die die Menschen zu Engeln macht, jene freigewählte, gnadenreiche Unfruchtbarkeit, die nur Kämpfe, Tugenden und einen Himmel voll Glück zu Kindern hat.

Beklagenswert stehen neben der Kirche, die solche Sterne an ihrer Stirne trägt, andere, die dieses geheimnisvolle liebliche Ideal prinzipiell aus ihrer Religion ausgeschlossen haben, wenn auch viele von ihnen, die besser sind als ihr Glaube, nach dieser Sonne am katholischen Himmel unbewußt sich sehnen wie Blumen, denen man das Licht verwehrt. Für diese wundertätige Tugend hat auch die große Masse, wenn schon kein inneres Verständnis, so doch heilige Scheu und Verehrung.

Die Keuschheit ist eine geheime Kraft, ohne sie wäre das Gebet nicht so entzückend, die Barmherzigkeit nicht so selbstlos edel, die Bußübung nicht so freudig, der Tod nicht so still und anmutig, nicht so natürlich; denn Grab und Jungfrau sind beide unfruchtbar für die Erde, fruchtbar für die ewige Verklärung.

Die Philosophie der drei evangelischen Räte ist nicht so schnell ausgeschrieben. Sie bilden den Höhepunkt der kirchlichen Heilserziehung. Man kann mitten in der Welt nirgendwohin mehr der Welt entrückt sein als in die Gärten der Sulamith, um dort mit dem Bräutigam zu weiden mitten unter den Lilien. An solchen Früchten mögen wir unser Urteil bilden. Wer diese drei Räte des Evangeliums aufleben sieht als ureigene Früchte des kirchlichen Lebens, wer sie innerlich genügend versteht, wird die Kraft und das Leben bewundernd fühlen, die solchen Heroismus hervorgebracht, und die Hand freudig erfassen, die solche Kraft besitzt und anwendet. Wir dürfen darum im vollen und erweiterten Sinne die Worte Cyprians auf die Kirche als Erzieherin anwenden: Flor est ille ecclesiastici germinis, decus atque ornamentum gratiae spiritualis, laeta indoles, laudis et honoris opus integrum atque incorruptum, Dei imago respondens ad sanctimoniam Domini, illustrior portio gregis Christi. Gaudet per illas atque in illis largiter floret Ecclesiae matris gloriosa fecunditas.

Dies ist die Blüte am Baum der Kirche, die Zier und der Schmuck der Geistesgnade, eine erfreuliche Anlage, das vollkommene und unversehrte Werk des Lobes und der Ehre, Gottes Bild, entsprechend der Heiligkeit des Herrn, der erlauchtere Teil der Herde Christi. An ihnen erfreut sich, in ihnen erblüht reichlich der glorreich fruchtbare Schoß der Mutter Kirche. (Cypr. de disciplina et habitu virginum.)

College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thilsen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIX. | 15. Juli 1910. | Heft 10.

Dorf und Bauernhof in Deutschland

in alter und neuer Zeit.

Von

Dr. Ch. Meyer,

Staatsarchivar a. D.

Hamm (Westf.)
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1910.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

Heft 1 und 2: **Köln und Koblenz.** Eine Darstellung der Osterdienstags-Konferenz und ihrer Folgeerscheinungen. Von Dr. jur. Krueckemeyer.
Heft 3: **Mazedonien, Serbien und Montenegro.** Von Ernst von Hesse-Wartegg.
Heft 4: **Die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.** Von Franz Weigl.
Heft 5 u. 6: **Kralik oder Muth?** Ein Wort zum katholischen Literaturstreit. Von Josef Pfeneberger.
Heft 7: **Der Volksschulunterricht der katholischen Kinder in den deutschen Bundesstaaten.** Eine Studie von Dr. Ferdinand Brandis.
Heft 8: **Aus Islands alten Schätzen.** Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie von Jón Svensson. Autorisierte Uebersetzung von Joh. Mayrhofer. (Zweiter Teil.)
Heft 9: **Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung.** Von M. Kreuser.
Heft 10: **Dorf und Bauernhof in Deutschland in alter und neuer Zeit.** Von Dr. Ch. Meyer, Staatsarchivar.

Folgende Beiträge sind u. a. in Aussicht genommen:

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die sibyllinischen Weissagungen. Von P. H. Allroggen, O. F. M.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Steumer.

Generalsuperior P. Arn. Janssen, S. V. D. Von Fr. Schwager. S V. D.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Die vorchristliche Pädagogik. Von Anton Steeger.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Ziele der katholischen Studentenschaft. Von B. Eberl.

Der Modernismus in der Moral. Von Dr. Karl Kaufmann.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. Juni. ✻ Ausgabe des Heftes am 15. Juli.

Dorf und Bauernhof in Deutschland
in alter und neuer Zeit.[1]

Von

Dr. Ch. Meyer, Staatsarchivar a. D.

Ein gutes altes deutsches Sprichwort lautet: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist“. Dasselbe ließe sich füglich also fassen: „Laß mich sehen, wie du baust, und ich will dir sagen, wie du heißt.“ Wie das Gelaß — nicht so sehr nach der Pracht oder Aermlichkeit seiner Einrichtung, als nach dem Maße der darin waltenden Harmonie, nach Verteilung und Anreihung der Formen und Farben, nach der mehr oder weniger sinnigen Disposition des Hausgerätes — einen ziemlich untrüglichen Schluß gestattet auf den Geist, der drinnen waltet, so läßt sich aus der Architektur des Wohnhauses als Gattungsbegriff die Sinnes- und Gemütsart des Volkes herauslesen. Selbstverständlich soll dabei der Einfluß, welchen neben dem Volkscharakter die örtlichen Verhältnisse, die Gestalt der

[1]) Benutzte Literatur:

A. Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. 1882.
G. Bancalari, Forschungen und Studien über das Haus. 1899.
„ Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. 1893.
R. Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. 1882.
H. Sohnrey, Kunst auf dem Lande. 1905.
K. Rhamm, Dorf und Bauernhof in altdeutschem Lande. 1890.
R. Meiborg, Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig. 1896.
Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreiches Bayern. 1860—68.
Just. Möser, Patriotische Phantasien. 1774.
Chr. Rank, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. 1907.
R. Mielke, Das deutsche Dorf. 1907.

Landschaft und ihre gewaltige Wirkung auf den Formensinn, sowie das zur Verfügung stehende Material ausüben, nicht außer Ansatz gelassen werden; aber die besondere Physiognomie gibt doch immer und überall die volkstümliche Sitte, die angestammte Anschauungsweise, kurz mit einem Worte der Volkscharakter. Und was vom Teile gilt, gilt auch vom Ganzen, d. h. von dem Gesamtbild der Ansiedlung, mag dieselbe einen ländlichen oder städtischen Charakter zur Schau tragen; stets werden in der äußeren Gestalt des Dorfes und der Stadt dieselben Merkmale wiederkehren, die uns vorher bei der Betrachtung von Haus und Hof begegnet sind, da jene sich eben lediglich aus diesen zusammensetzen.

Von einem deutschen Haus und Dorf kann selbstverständlich erst von dem Zeitpunkt an die Rede sein, als unsere Vorfahren nach Jahrhunderte langen Wanderungen vom Osten und Südosten her endlich zu festen und dauernden Niederlassungen gelangt waren. Erst mit der Gründung des fränkischen Reiches war diese Zeit gekommen. Mit dem Ende des 5. und in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts hörten die Einfälle und Wanderungen auf, die in immer steigender Heftigkeit zweihundert Jahre lang fortgedauert und schließlich mit der Eroberung von Gallien geendet hatten. Es trat jetzt eine Zeit der Ruhe ein. Die nunmehr beginnenden festen Ansiedlungen zeigen folgenden Verlauf. Entweder eine einzige große Familie oder — weitaus häufiger — mehrere Familien nehmen, die Nomadenwanderung schließend, ein Stück Landes ein, das sie zu gemeinsamer Heimat sich auswählen. Das zusammenhaltende Band in jenen Horden konnte nicht Ackergemeinschaft sein, sondern, wie gegenüber nichtgermanischen Stämmen, die man auf der langen Wanderung getroffen hatte, die Nationalität, so gegenüber anderen Horden desselben Stammes der Sippeverband. Jedes Geschlecht hält als solches innig zusammen und die Mitglieder sind einander gleich. Wenn eine oder mehrere solcher Sippen in eine bisher von andern Siedlern bewohnte Landschaft eingedrungen und der Widerstand der vorgefundenen Bevölkerung gebrochen war, so wurde zunächst das ganze Landgebiet, so weit man es brauchte, in feierlicher Absteckung der Grenzen unter sacralen Handlungen als Gemeingut in Besitz genommen. Hierauf folgte die von der Gemeinde vorzunehmende Ausscheidung desjenigen Teils des occupierten Landes, welche in Sondereigen der einzelnen Familienhäupter zerschlagen werden, und des unvergleichlich größeren Teils, welcher im Eigentum der Gemeinde dienstbar gemacht werden sollte. Selbstverständlich bestimmte man nun zur Verteilung in Sondereigen jene Teile des occupierten Landes, welche von der vorgefundenen Bevölkerung bereits mehr oder minder für die Kultur erobert waren, also vor allem Haus, Hof und Garten der überwundenen und verknechteten oder doch zu Halbfreien herabgedrückten alten Insassen, sodann das von diesen bereits für den Pflug gewonnene Ackerland. Dagegen blieb unverteiltes Allmendegut, was bisher von der Kultur nicht in Angriff genommen war und was sich seiner Kultur nach der Verteilung und Sonderbenutzung entzog: also der Urwald, der noch

unberührt überall einen Teil des occupierten Landes bedeutete, dessen Wild, Holz und Streu massenhaft von der damaligen Wirtschaft in Anspruch genommen wurde; Sumpf und Moor, Haide und Weide, die Felsen und Höhenzüge der Berge, endlich die Dünen der See und alles größere Gewässer. Im bestgelegenen Teil baute man das Dorf, dessen Häuser und Gärten in gewissem Sinne das erste unbewegliche Privateigentum bildeten.

Ich muß hier einem vielfach verbreiteten Irrtum entgegentreten. Aus einer Stelle bei Tacitus, wo derselbe die Bemerkung macht, daß die alten Deutschen gern an ihnen besonders zusagenden Orten, in einem Tal, in einem Hain, an einer Quelle anbauten, hat man schließen wollen, daß die ältesten Ansiedlungen nicht Dörfer, sondern Einzelhöfe gewesen seien. Die Einzelansiedlungen, denen wir in nicht unbeträchtlicher Menge späterhin begegnen und die noch heutzutage im bayerischen und schwäbischen Oberland sowie in einem Teile Westfalens vorkommen, reichen jedoch kaum in jene früheste Zeit zurück und stellen sich vielmehr als das Ergebnis späterer sozialer Neubildungen dar, die uns jedoch an dieser Stelle nicht weiter zu interessieren vermögen. Jedenfalls aber gehörten jene Einzelhöfe, so weit sie auch auseinander liegen mochten, immer zu einer Gemeinschaft und waren keineswegs ganz selbständige und isolierte Niederlassungen, deren Besitzer außer allem öffentlichen Verband standen.

Für den Ackerbau wurden in der Flur verschiedene Felder angelegt, wie es nach Bodenart, Lage, etwaiger Gefahr durch Ueberschwemmungen usw. agronomisch verschiedene Klassen von Grundstücken in der Gemarkung gab. Jeder solcher Kamp zerfällt in so viel schmale, vom Wege auslaufende Streifen, wie die Gemeinde Hufenbesitzer zählt, so daß jeder von nahem und fernem, gutem und schlechtem Lande genau gleichviel enthält. Noch heutzutage sind sie kenntlich an den langen Streifen, welche an den einzelnen Aeckern die fortlaufende Grenze bilden. Auf die Art der Verteilung wirft der Name „Los" für die Güter der Gemeindegenossen hinlängliches Licht. Die in allen Feldfluren dem einzelnen Genossen zugeteilten Parzellen heißen zusammen seine Hufe. Dieses Gesamtlos war immer und überall darauf berechnet, daß seine Frucht für den Unterhalt eines Haushalts hinreichte, es wechselte daher seine Größe je nach der größeren oder geringeren Ergiebigkeit des Bodens. Die Regel war die gleiche Größe der einzelnen Lose. Noch heutzutage lassen sich die Rangstufen der ländlichen Bevölkerung an sehr vielen Orten auf die uralte Institution der Feldgemeinschaft und Markgenossenschaft zurückführen: 1. solche, die über das Niveau der Feldgemeinschaft hinausgewachsen sind, größere Landbesitzer (namentlich die Einzelhöfe); 2. solche, die noch jetzt auf den uralten Ackerlosen der Feldgemeinschaft sitzen, Vollbauern, Vollerben, Hufner (Halbbauern bei späterer Teilung); 3. solche, die sich unter dem Niveau der Feldgemeinschaft angesiedelt haben (unbeerbte Bauernsöhne, freigewordene Leibeigene, zugewanderte Fremdlinge) und zwar: a) Eigentümer von Häusern mit einer kleinen Ackerwirtschaft (Kossäten, Kätner, Söldner usw.), b) Eigentümer von bloßen Häusern, die sich von der

Bewirtschaftung eines gepachteten Grundstückes, von Tagelohn, Dorfhandwerken usw. nähren (Häuslinge, Büdner) und c) die Unansässigen (Hausgenossen, Heuerleute, Einlieger).

Das gewöhnlichste Bewirtschaftungssystem war die Dreifelderwirtschaft. Die Germanen des Tacitus haben sie schwerlich schon gekannt, vielmehr ein bedeutend roheres Feldsystem. Dagegen war bereits unter Karl dem Großen die Dreifelderwirtschaft üblich; schon in Urkunden von 779 und 791 erscheinen Sommer- und Winterfelder; gleichzeitig heißt der Juni Brachmonat.

An dem unverteilten Allmendegut hatten alle Gemeindegenossen Nutzungsrecht, wohl nach gewisser Regel, in gemessenem Umfang. Sie trieben Rinder und Schafe auf die Weide, Schweine zur Mast, schlugen Holz und machten andern Gebrauch. Dieser ideelle Nutzungsanteil an dem Gemeindeland bildete die Pertinenz des einzelnen Hofes. Daß dieses ursprünglich bedeutend war und sein mußte, ergibt sich aus dem naturgemäßen Ueberwiegen der Viehzucht bei den erst ansässig gewordenen Nomadenstämmen; aus dem Fortschritt des Ackerbaues aber umgekehrt ebenso dessen allmähliche Reduktion und das Herbeiziehen neuer Feldfluren zur Verteilung.

Ein naheliegender Irrtum wäre, in der deutschen Mark ein kommunistisches Prinzip zu wittern. War auch die ursprüngliche Verteilung unter die Genossen eine gleichheitliche, und wirkte auch der ursprüngliche Maßstab für spätere Verteilungen noch fort, so war doch der Erwerb aus dem Feldbau nur Sache des Einzelnen. Sein Fleiß und Geschick bestimmten die Größe seiner Ernte. Auch Erbschaft, Kauf- und Tauschfelder aus den Losen anderer Genossen zu dem eigenen hinzu zu erwerben, war im allgemeinen rechtlich durchaus erlaubt.

Was nun die äußere Gestalt der ältesten Dorfanlagen betrifft, so ist zunächst auffallend der Unterschied der deutschen und slawischen Form. Die slawischen Dörfer zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, daß die Häuser im Oval, Kreis und Halbkreis von einandergebaut sind, die Mitte des Raumes freilassend. Diese Anlage hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. „Die polnischen, die slawischen Bauern im Allgemeinen“ — schreibt ein bekannter Reisender — „bauen ihre Dörfer noch ebenso, wie ihre Urväter. Der Grundgedanke des Planes ist aus der Natur geschöpft. So wie die Rosse auf der Steppe, wenn Gefahr herannaht, im engen Kreis sich zusammendrängen — die Köpfe strecken sich dicht in der Mitte zusammen und mit den Hinterfüßen schlagen sie mächtig den schnobernden Wolf oder Bären auf den lüsternen Kopf — so ungefähr sind die polnischen Dörfer angelegt. In ovaler Rundung liegen die Häuser, hinter denen die Felder grenzen, aneinander gereiht, und ein Eingang führt ins Dorf hinein, dort muß man auch wieder hinaus. Nach innen gekehrt sind die Köpfe der Häuser“. Nur der kleinrussische Stamm im Südwesten Rußlands, namentlich in Wolhynien und Podolien, läßt in der regelloseren Anlage seiner Dörfer einen Vergleich mit dem alten deutschen Dorfe zu. Im Gegensatz zu dieser slawischen Dorfanlage besteht das Charakteristische der deutschen in

dem planlosen Durcheinanderliegen der Häuser. Nur durch Zufall bildet ein durchlaufender Landweg eine immer noch unregelmäßig bleibende Straße. Die meisten Gehöfte münden in kleine, winklige Sack- und Nebengäßchen und sind nur mit Schwierigkeit der Wagenfahrt zugänglich. Jeder Hof steht ganz für sich da, unbekümmert um alle andern, ganz der souveräne Ausdruck des englischen my house is my castle. Schon Tacitus hat in seiner Germania diese Sonderart der Niederlassung beachtet: „ne pati quidem inter se junctas sedes; colunt dislocati ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Vicos locant non in nostrum morem connexis et cohaerentibus acdificiis: suam quisque domum spatio circumdat, sive adversus casus ignis remedium sive inscitia acdificandi." Aber „diese glückliche Nachahmung der Natur macht nicht den Eindruck menschlicher Willkür und individueller Laune, sondern sie erscheint überall als der Ausdruck einer gesetzmäßigen, naturwüchsigen Entwicklung, die im Dorfe ihre Schichten absetzt wie der Baum seine Jahresringe, eines steten, ununterbrochenen Wachsens und Werdens, das die Willkür des Einzelnen machtvoll bannt unter die Herrschaft gemeiner Sitte und Anschauung". (Rhamm.)

Man hat diese uralten kerndeutschen Dörfer mit dem treffenden Ausdruck „Haufendörfer" bezeichnet. Bei ihnen besteht regelmäßig die Flurordnung, in welcher die Hufe aus einzelnen Ackerstücken besteht, die je nach Maßgabe der Beschaffenheit des Bodens durch die ganze Feldflur zerstreut liegen. Interessant ist es nun zu beobachten, wie diese Haufendörfer in dem Maße ihre Struktur ändern und endlich ganz verlieren, als wir aus dem Herzen unseres deutschen Vaterlandes nach Osten und Nordosten in diejenigen Landschaften gelangen, die erst im Laufe des Mittelalters den Slawen oder Wenden, wie wir die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Slawen zu nennen gewohnt sind, abgenommen und durch Jahrhunderte lange Kulturarbeit zu deutschen Ländern gemacht wurden. Hier begegnet uns eine ganz andere Form der Dorfanlage.[1])

Die einzelnen Häuser bilden nämlich hier regelmäßig eine einzige lange Straße, an deren beiden Seiten die Gehöfte aufgereiht sind wie Perlen an einer Schnur. Unzweifelhaft ist hierbei die vorgefundene regelmäßige Anlage der slawischen Dörfer, namentlich die Hufeisenform derselben von Einfluß gewesen, doch liegt die eigentliche Ursache dieser von dem altdeutschen Vorbild so scharf abweichenden Form tiefer.

Ein Blick auf die ungefähr zur gleichen Zeit angelegten deutschen Städte in den östlichen Grenzländern wird uns das Verständnis erleichtern. Auch hier herrscht nämlich dieselbe streng regelmäßige,

---

[1]) Merkwürdigerweise ist auch das altdänische — also reingermanische — Dorf stets in zwei Straßen ausgelegt, die von Ost nach West und von Norden nach Süden laufen und sich in der Mitte durchschneiden — eine doppelte Regelmäßigkeit, die neben der Windrose zugleich das Winkelmaß zu Grunde legt.

wie mit dem Zirkel und Maßstab berechnete Anlage, nur daß der größere Umfang derselben eine mehrfache Wiederholung der Dorfzeile notwendig macht: aus der einen Straße werden mehrere, aber die Felder eines Schachbrettes sind nicht regelmäßiger abgeteilt als die Häuserquartiere jener deutschen Kolonistenstädte. Diese mathematische Regelmäßigkeit der Anlage erklärt sich nur aus dem Umstande, daß jene Städte keine historischen Gebilde im Sinne der deutschen Mutterstädte waren, sondern nicht blos sprichwörtlich, vielmehr wörtlich, auf Kommando, gleichsam über Nacht, nach dem Willen eines Machthabers entstanden sind, ungefähr wie ein spielendes Kind aus den Steinen seines Baukastens nach vorgezeichnetem Muster sich eine Stadt aufbaut. Und ganz das Gleiche ist bei der Anlage der deutschen Dörfer der östlichen Grenzländer der Fall gewesen; daß man da nicht im bunten Durcheinander bauen konnte, liegt ebenso auf der Hand, wie daß das deutsche Mutterdorf, eben weil es sich aus kleinen Anfängen heraus zu seinem späteren Umfang entwickelt hat, diese Merkmale seines allmähligen Werdens niemals wird verleugnen können. — Die Hufen dieser Langdörfer bilden in der Regel ein zusammenhängendes Stück. Man erkennt dieselben leicht schon aus ihrer Beschreibung, vorzüglich in den Salbüchern.

Gar keine feste alte Ueberlieferung weist, wie hier vergleichsweise nach Rhamms Ausführungen angehängt werden mag, die Anlage der romanischen Dörfer auf. Denn „einmal gehen in allen romanischen Ländern die festen Ansiedelungen in stehenden Dörfern auf eine weit ältere Zeit zurück, besonders in dem alten Kulturland Italien, sodann sind alle diese Gegenden im Zeitalter der Völkerwanderung dermaßen der Verödung und Entvölkerung anheimgefallen, daß in weiten Strichen eine ganz neue Besiedelung durch fremde Zuwanderer sich breit machen konnte. Zudem wurde namentlich in Italien in den letzten Jahrhunderten der Republik die alte festangesessene Bauerschaft in einem Maß und Umfang „gelegt", wie das auf germanischem Boden in ganz ähnlicher Weise ein halbes Jahrtausend später in England geschehen ist, und infolgedessen das Land mit einer Latifundienwirtschaft überzogen, die an die Stelle des alten Dorfes (vicus) die Villa, den Fronhof, setzte und die Bauern durch eine Herde zusammengekauften und in elende Hütten eingepferchten Sklavengesindels verdrängte. Erst die fürchterlichen Verwüstungszüge der germanischen Völkerschaften schufen hier Wandel. Wie sie zunächst in Norditalien den Raum offen legten für einen völlig neuen Anbau, der unter starker Beteiligung germanischer Bauern vor sich ging (Marengo = Mering, Gislarengo = Geiselhöring u. a.), so mußten auch im Süden der Halbinsel die von den germanischen Eroberern mitgebrachten milderen wirtschaftlichen Anschauungen zusammen mit dem immer zunehmenden Menschenmangel einen starken Druck auf die Großgrundbesitzer ausüben, der auch hier dazu führte, daß an die Stelle von Sklaven ohne Haus und Hof Pächter, also Bauern, traten. Hier wie dort aber mußte diese Umwälzung ihren sichtbaren Ausdruck in dem Wiedererscheinen von wirklichen Bauerndörfern finden, für deren

Anlage und Aufbau jedoch weniger alte Ueberlieferungen und feste Gesetze als allerhand Zufälligkeiten und Willkür bestimmend sein konnten. In ähnlicher Weise griff auch in Frankreich und Spanien unter dem Einfluß germanischer Eroberung eine vollständige Neubildung der Gesellschaft bis unten hinab Platz, die dann in Spanien nochmals durch den Einbruch der Mauren über den Haufen geworfen wurde. Daß unter solchen Umständen von irgend einer auf altnationale Gewohnheiten zurückgehenden Gleichmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit der Dorfanlage und der Besiedlungsform überhaupt nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich."

Soviel über die Anlage der deutschen Dörfer. Was nun das ländliche Haus betrifft, so unterscheidet man heutzutage gemeiniglich zwei Hauptformen desselben: das fränkische und das sächsische Haus.

Unter Franken ist hierbei das ganze rheinische, mittel- und süddeutsche Land von der Ruhr bis zu den Alpen, vom Westerwald und den Vogesen bis Alt-Altbayern, Steiermark und Böhmen zu verstehen, unter Sachsen das sich nördlich an jenes anschließende Gebiet.[1]) Als charakteristisches Merkmal des fränkischen Bauernhauses stellt sich vor allem die scharfe Sonderung von Wohnhaus und wirtschaftlichen Nebengebäuden dar. Jedenfalls sind Haus und Scheuer immer zwei selbständige Gebäude. Ist das Vieh im Hause untergebracht — wie dies meist in den kleineren Wirtschaften der Fall ist — so sind diese Stallräume doch von den Wohnräumen abgeschlossen. Auch die Herdstelle und die Wohnstube sind immer getrennte Räume. Der eigentliche Bauernhof bildet in der Regel ein ziemlich geräumiges Viereck. Die Langseite des Hauses ist gegen den Hof gewendet, die Giebelseite dagegen nach der Dorfstraße. Der Hauseingang befindet sich an der Langseite; durch denselben gelangt man zunächst in einen bis zur Rückwand durchgehenden Flur,[2]) den

[1]) Die Grenzlinie zwischen beiden Stilen zieht sich von der Maas, ungefähr bei Venlo, östlich bis zur Ruhrmündung und die Ruhr hinauf bis zur westfälischen Grenze, geht mit der letzteren bis auf die Wasserscheide des Rothaargebirges im Süden von Olpe, verfolgt sie in nördlicher Richtung genau auf der alten Volksgrenze zwischen Sachsen und Franken bis nach Astenberg, schreitet von hier wieder bis zu den alten Grenzfesten Sachsenburg und Sachsenhausen vor und zieht sich dann nördlich des Habichtswaldes über Zierenberg nach Münden an die Weser. Jenseits derselben geht sie nordwärts bis Hildesheim und läuft sodann südlich vom Lüneburger und altmärkischen Wendenland zur Elbe etwa in die Gegend von Tangermünde. Oestlich derselben wird ihre Spur immer undeutlicher. (Henning.)

[2]) Den Flur hält Bancalari für den wichtigsten, kennzeichnenden Raum des oberdeutschen Hauses. Er heiße in vielen Gegenden noch Haus, enthalte in allen urwüchsigen Häusern noch den Herd oder wenigstens Spuren desselben. Seiner Verschrumpfung zum engen Vorhaus stünden wieder die mächtigen Eintrittshallen in städtischen Salzburger, Kitzbüchler und Venezianer Häusern gegenüber. „In Oberitalien ist

sogenannten Eren, in welchem sich unter einem gemauerten Rauchmantel der Sommerherd befindet. Nach der Dorfstraße zu liegt, mit zwei Fenstern nach dem Hofe, mit einem oder zwei solchen nach der Straße die nahezu quadratische Stube. An der Flurwand steht der Ofen, der im Winter zum Kochen benutzt wird, ein Ungetüm mit tiefer Bratröhre, mit bauchiger Ofenblase, Bänken und Ricken (Ofenstangen). Am Ofen ist der Lieblingsplatz des Bauern, namentlich in dem „Hölle" genannten Raum zwischen Wand und Ofen. Ringsum an den Wänden laufen Bänke und über den Fenstern schmale Brettchen für allerlei zur Schau gestelltes Hausgerät, namentlich bemalte oder beschriebene Gläser, zinnene Kannen, irdene Teller und Schüsseln. Dem Eingang gegenüber, in der Ecke der Hof- und Straßenseite, steht der Familientisch mit blank gescheuerter Ahornplatte. Ein kleiner Spiegel an der Straßenseite, eine Schwarzwälder Uhr und das bunt durchwirkte Handtuch am Türpfosten vervollständigen die Ausstattung. In den älteren Häusern steht in der dem Tisch gegenüber liegenden Ecke das Ehebett. Neuerdings wird jedoch an dieser hinteren Seite durch eine leicht aufgeführte Wand eine eigene Schlafkammer abgeteilt; das gleiche ist der Fall beim Hausflur, sodaß die Sommerküche als besonderer Raum erscheint. Auch der Backofen ist in die Küche eingebaut oder kann doch von ihr aus bedient werden. Durch eine der Stubentür gegenüber liegende Tür gelangt man in den Stall, der auch gegen den Hof einen Ausgang hat. Gleichfalls vom Flur aus führt eine Treppe in das obere Stockwerk. Der über der Stube liegende Teil desselben mit zwei Fenstern nach der Dorfstraße ist die Putzstube des Hauses, der übrige Raum dient zur Aufbewahrung von Getreide und Futter.

Ursprünglich war dieses Haus aus übereinander gelegten Balken erbaut (ein sogenannter Schrotbau). Nach dem Dreißigjährigen Kriege, durch welchen der größte Teil unserer Dörfer in Asche sank, kam statt des Schrotbaues der Fach- oder Riegelbau zur Anwendung, so daß heutzutage nur noch wenige Schrotbauten in Franken getroffen werden. Das Bauernhaus hat dadurch an malerischer Wirkung gewonnen, da nicht nur die Riegelhölzer, sondern auch die Fensterläden buntfarbig angestrichen werden.

In manchen Gegenden sind die Felder zwischen den Riegelhölzern verziert, bald mit blos eingereiften Linien oder Blumen, bald auch mit farbigen Bildern und Sprüchen. Da sieht man hier menschliche Gestalten von oft sehr altertümlicher Form, dort einen Husaren, ein galoppierendes Pferd u. a., nicht selten auch Zeichen, welche an Hausmarken erinnern. Von den Sprüchen mögen hier einige folgen:

An Gottes reichem milden Segen
Ist aller Menschen Tun gelegen.

---

der Eintrittsraum mit offenem Herd noch heute der eigentliche Wohnraum. Dort sitzt die Familie abends um das Feuer, dort ißt sie, dort arbeitet die Frau. Die Schlafzimmer sind unheizbar, unwohnlich."

In meinem Leben tu ich hoffen,
Kommt mir das Glück, so hab' ich's troffen,
Kommt mir aber das Widerspiel,
Geschehʼ es, wie es Gott haben will.

Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
O Mensch! Tu Recht und fürchte Gott!

Wer bauet an Straßen und Gassen,
Muß einen jeden reden lassen,
Und wer hierüber hat sein'n Hohn und Spott,
Der steck' sein' Nas' an einen andern Ort!

Alles mit Gott, so hat's keine Not.

Da es mir wohl ging auf Erden,
Ein jeder wollte mein Freund da werden;
Da ich aber kam in Not,
Da waren alle meine Freunde tot.

Fürchte Gott und nicht verzag,
Geld und Gut gibts alle Tag,
Geld ist Geld und bleibt der Welt;
Wer nur Gott zum Freund behält.

Allein auf Gott setz dein Vertrauen,
Auf Menschen Hülf' sollst du nicht bauen,
Gott ist allein, der Glauben hält,
Sonst ist kein Glaub' mehr auf der Welt.

Unter einer gemalten Blume:

Blumen malen ist gemein, aber den Geruch noch dazu geben, kann Gott allein.

Hier zeitlich und dort ewiglich.
O Menschenkind, darnach richte dich!

Die Leute sagen immer,
Die Zeiten werden schlimmer.
Die Zeiten bleiben immer,
Die Leute werden schlimmer.

Willst du wohl geehret sein,
Der Titel tut es nicht allein.
Der Reichtum ist gar hinderlich,
Sei ehrenwert, so ehrt man dich.

Herr! segne dieses Haus und die da aus und ein gehen.

Den Armen gib vor deiner Tür
Und weise sie nicht ab von dir!
Gott wird dir segnen Tisch und Haus,
Wenn du so rechtlich teilest aus.

Auch der Humor kommt zu seinem Recht:

Wenn das Huhn kräht vor dem Hahn
Und die Frau spricht vor dem Mann,
So soll man das Huhn füttern und braten
Und die Frau wohl mit Schlägen beladen.

Eine Scheuer ohne Mäuse,
Ein Pelz ohne Läuse,
Ein Landsknecht ohne Schwert,
Diese drei sind nicht viel wert.

Uense Mäd, die Ann,
Die hätt so gern en Mann.
Weßt ü Nimäds, den se neme kann?

Im rechten Winkel mit dem Wohnhaus steht die Scheune; bei größeren Bauernwirtschaften ist der Stall ganz aus dem Hause entfernt und in einem eigenen Gebäude gegenüber dem letzteren untergebracht. Nach der Dorfstraße wird das Gehöft (Hofreite) mit einer Mauer oder mit Holzwerk abgeschlossen, und diese Umfassung zieht sich dann auch wohl um das übrige Gehöft. Bei ummauertem Hofe führen zwei Tore übereinander von der Straße zur Hofreite: ein enges, niederes für die Leute, ein höheres und weiteres, meist bogenförmiges, für Wagen und Vieh.

Eine Abart des fränkischen Hauses ist das alemannische, dessen Verbreitungsgebiet so ziemlich mit dem alemannischen Stammgebiet zusammenfällt. Daß der alemannische Stamm, wenn er überhaupt jemals eine eigentümliche Hausform ausgebildet hatte, diese doch schon frühzeitig verloren hat, erklärt sich wohl aus seiner Unterjochung durch das Frankentum, welche bekanntlich bereits in das Ende des 5. Jahrhunderts zurückgeht — wenigstens politisch, und der äußeren Unterwerfung pflegt eine innere Umwandlung des besiegten Volkes, eine Anpassung seiner kulturellen Verhältnisse an diejenigen des Siegers früher oder später in mehr oder minder vollständiger Weise nachzufolgen. Man wird, wenn man trotzdem von einzelnen Besonderheiten des schwäbischen Bauernhauses sprechen will, gerade wie bei dem weiter unten zu schildernden altbayerischen Hause, zu unterscheiden haben zwischen dem Gebirgshaus und dem Haus der Ebene. Beim Gebirgshaus ist die älteste, bis heute noch überwiegende Bauart der Holzbau, meist mit ausgehauenen ineinander gefügten Stämmen, bei weitem seltener mit Riegel- oder Sparrenwerk. Die

Dächer sind flach, mit großen Schindeln gedeckt, mit Steinen beschwert, an Front und Seite in Vorsprünge auslaufend. Nirgends fehlen die zierlichen „Vorschüße", d. h. die kleinen Dächer über den Fenstern der Fronte und der Wetterseite. Die Profile und Ornamente der Zimmermannsarbeit haben gefällige Formen, auch eine hübsche Polychromie findet sich häufig. Beworfene Häuser sind häufig mit reicher Rokoko-Architektur, mit Heiligenbildern und Sprüchen bemalt. Alle Häuser sind zweistöckig und haben Wohnungs- und Wirtschaftsräume unter einem Dache. Der Haupteingang ist an der Seite und führt in das ziegelgepflasterte „Vorhus". Dem Vorhaus parallel liegt der Stall, an diesen reiht sich der „Tennen", an diesen der „Schopf" (Schuppen), auch „Unterbünn" genannt, mit der Bünn (Heueinlage) darüber. Die Schlafkammer der Hofleute neben der Stube heißt der „große Gaden". In alten Häusern findet sich der Kochherd in der Stube selbst, ihm gegenüber der halbrunde Backofen, der vom Hausgang aus geheizt, mit einer Hälfte zugleich den Gaden wärmt. In neueren Gebäuden ist der Gaden meist durch eine besondere Küche und Speisekammer verdrängt. Der obere Stock enthält über dem Vorhaus den Söller, die „Kämmikammer" (Kaminkammer), die obere Stube mit Ofen, den oberen Gaden und die „Diele", den Raum „unterm Dach", „auf der Höh'", der auch noch zu Schlafstätten benutzt wird. Im Innern der Wohnung mit ihrem einfachen schweren Bauernhausrat waltet eine große Reinlichkeit, ja Zierlichkeit. Ueberall halten die „Veelen" (junge Mädchen) ihre Blumen im Garten und an den Fenstern in guter Zucht, vor allen Nelken, Rosmarin, Brennende Liebe und Levkoyen (Veiglein), denn Sonntags wird zum Kirchgang stets eine dieser Blumen angesteckt und gelegentlich dem begünstigten Burschen gegeben.

Das Haus in der Oberlechgegend (um Füßen) bildet gewissermaßen den Uebergang von der alemannischen Bauart zum Gebirgshaus der oberbayerischen und tirolischen Alpen. Die Verschindelung kommt nicht mehr vor, auch fehlen die Vordächer; dagegen ragt häufig die „Laube" (Altane) am oberen Stock hervor und biegt wohl auch um die Ecke der Vorderseite. Charakteristisch für diese Gegend ist aber die „Kuchikammer", das „Stüble", welches zwischen der Stube und der Küche liegt und durch den Backofen geheizt wird. — Im Vorland des mittleren Illertales findet sich gegen Süden zwar ebenfalls noch dieses alemannische Gebirgshaus, aber jenseits der Iller bereits das schwäbische hochgiebelige Riegelhaus mit Ziegelbedachung und gemauertem Unterstock. Das Balken- (Riegel-) und alles andere Holzwerk ist rot bemalt, das Mauerwerk dagegen blank geweißt; auch fehlt es nicht an Wandmalereien (Heiligenbilder). — An der Kamlach und Mindel begegnen wir einem Uebergang vom Gebirgshaus zum Riegelbau; daneben finden sich auch Strohdächer, nicht nur auf dem Stadel, sondern selbst auf dem Wohnhaus. — Im unteren Illertal hat der Stein- oder Riegelbau die alten Holzhäuser ganz verdrängt. Bei der protestantischen Bevölkerung dieser Gegend begegnen wir Spuren des konfessionellen Unterschiedes sogar in Einzelheiten der Hausanlage und der Hauseinrichtung. So fehlt auf den Dächern das

Wetterkreuz des Giebels und die Heiligenbilder werden durch Inschriften ersetzt, welche an den weißen Feldern zwischen den Riegelbalken angebracht sind. Hier einige Proben:

Es wünsch' mir Einer, was er will,
So gibt mir Gott zweimal so viel.

Wenn Neid und Haß brennten wie Feuer,
Dann wäre das Holz nit gar so teuer.

Der soll noch kommen auf die Welt,
Der tut, was jedermann gefällt.

Wir bauen hier so feste
Und sind nur fremde Gäste;
Doch wo wir sollten ewig sein,
Da bauen wir so wenig ein.

Im oberen Günztal hat sich der ältere Holzbau neben dem neueren Riegelbau gleichmäßig erhalten. Schon trifft man auch Höfe mit drei Firsten, wie sie in der getreidebauenden Ebene häufiger vorkommen. — In den Bezirken Günzburg und Burgau herrscht wieder der Riegelbau vor; Höfe aus zwei, drei Gebäuden bestehend sind hier sehr häufig. Das Mauerwerk wird überall weiß getüncht und bildet einen schmucken Gegensatz zu den dunkelrot bemalten Holzsparren und den grünen Fensterläden.

An der Donau und im Ried entspricht Bauart und Einrichtung der Häuser dem Riegelbaustil, aber mit der Zusam beginnt jene andere Gestaltung ländlicher Wohnsitze und Baulichkeiten, welche sich über das ganze Gebiet des untern Lechs bis aufwärts an die Wertachmündung erstreckt und deren wesentliches Merkmal in dem Mangel eines Oberstockwerkes sowohl an Wohn- als Wirtschaftsgebäuden besteht. Wohn- und Oekonomieräume sind gesondert, nur Kleinhäusler bergen unter einem Dache sich selbst, ihr Vieh und ihre Feldfrüchte.

Ein besonders anschauliches Bild des schwäbischen Hauses der Ebene gibt das Haus des Riesgaues, jener großen kesselförmigen Ebene im Norden des bayerischen Schwabens zwischen Oettingen und Harburg einerseits, Markt Offingen und Wemding andererseits. Das Haus des Kleinbauern enthält auf der rechten Seite des Tennens die Stube und die Küche, auf der anderen die Kammer, hinter ihr den Stall und die Dreschtenne, einen Keller im Vorderhaus und einen oberen Boden für Frucht und Hausgerät, allenfalls mit einem Kämmerlein. Das Haus des Mittelbegüterten ist nicht nur geräumiger, sondern im Innern auch ausgeführter. Durch das größere Tor gelangt man von der Gasse in den Hof. Das einstöckige Haus ist hübsch geweißt, mit grünen Fensterläden. Durch die Haustüre gelangen wir in den Tennen von Solenhofer Steinen. Auf der einen Seite liegt die Stube; in der Ecke zwischen den Fenstern steht der große Tisch,

ihm gegenüber an der Hinterwand eine Bettstatt mit einem Teppich belegt; zwischen ihr und dem eisernen Ofen der lederne Sorgenstuhl. An der Türwand der Stube prangt das sogenannte „Kantenbrett", eine Reihe zierlich gearbeiteter Bretter für Trink- und Eßgeschirre; unter der Wandbank sind Verschläge für Milchgeschirre und speziell unter der hinter dem Ofen kleine Ställchen für jüngst ausgebrütete Hühnchen und Gänschen. Hinter der Stube liegen die Altsitzerstube und die Küche, auf der anderen Seite des Tennens die Kammer mit den Betten des Ehepaares und den großen Kästen. An diese Hauptkammer grenzt eine kleinere Kammer für den Dienstboten. Der Viehstall hat seinen Eingang vom Hofe aus oder es führt ein Gang zwischen Familien- und Gesindekammer vom Tennen aus unmittelbar in den Stall. Der Gang zum Futtereingeben grenzt an den Stadeltennen, der mit dem hinter ihm liegenden „Viertel" (Raum zum Aufbewahren des Getreides), über welchem „Gabert" und „First" (Abteilungen im Dachraum) sich erheben, das Gebäude abschließt. — Auch das Haus des Großbegüterten ist nur einstöckig, wie denn zweistöckige nur als Wirtshäuser gewöhnlich, als Bauernhäuser aber Ausnahmen sind, weil bei gehöriger Breite des Gebäudes die Familie des oberen Stockes nicht bedarf. Die Stube rechter Hand ist auffallend groß und die Fenster haben Vorhänge. Durch einen braungestrichenen Holzverschlag ist ein besonderer Raum, die „Kanzley" oder das „Kanzleyle", für die Mahlzeiten usw. des Ehepaares und seiner Kinder abgetrennt. Die anliegende geräumige Küche ist durch zwei Fenster erhellt und hat einen großen und einen kleinen Herd; desgleichen einen Backofen. Ihr zur Seite, gegenüber der Haustüre, befindet sich die Speisekammer. Die Schlafkammer der Familie und die Knechtkammer sind von entsprechender Größe; zwischen ihnen geht der Weg in die Stallung; zwischen dem Stiervieh- und Rossestall, der das Haus abschließt, läuft der Gang zum Futtereingeben hin. Vom Haustennen, neben der Familienkammer, führt eine steinerne Treppe in zwei Keller, eine hölzerne zum oberen Boden empor. Hier ist, dem Haustennen gleichlaufend, ein kleiner Gang, eine Stube mit Kammer und auch eine kleine Küche: die Wohnung der Eltern, wenn der Sohn heiratet und den Hof übernimmt. Links von der Treppe befindet sich eine verschließbare Getreidekammer und weiterhin erstreckt sich der Futterboden. Zum Hause gehören zwei Städel: im vorderen, rechts und links vom Dreschtennen, befindet sich das Rindvieh, im hinteren der Schafstall. Der Taubenschlag ist in der Regel oben im Vordergiebel, der Hühnerstall unter der Treppe im Haustennen oder besser im Rindviehstall angebracht; die Gänse haben ihre Abgrenzung im Hinterhaus oder im Stadel; der hölzerne Schweinestall erhebt sich meist selbständig im Hofe.

Eine weitere Abart des fränkischen Hauses ist das altbayerische Haus. Dasselbe scheidet sich wieder in das Gebirgshaus mit halbem Holzbau, dem abgeflachten Dach, mit mehreren Stockwerken und von der Galerie oder Laube umgeben, und in das Haus der Ebene, mit dem hohen Giebeldach und regelmäßig nur aus einem Stockwerk bestehend. In ältester Form sind die Gebirgshäuser ganz von Holz mit ausgehauenen Balken mit innerer Vertäfelung erbaut; die Halbbauten, bei

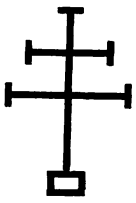
welchen der Unterteil gemauert und das obere Stockwerk von Holz aufgerichtet wird, sind heute noch ebenso üblich als ganz gemauerte Häuser, an denen nur die Galerie von Holz ist. Die innere Einteilung gliedert sich zu ebener Erde in Stube, Küche und Stall; der obere Stock enthält die „Kammer", das Schlaf- und Prunkgemach des Hausvaters und seines Weibes, und die Nebenkammern für Kinder und Gesinde. Die Stube ist meist ganz getäfelt oder doch zur Hälfte der Wandhöhe, und alle Decken sind Fachwerk. Um die Wände der Stube und um den Ofen laufen Holzbänke. Eine Ecke der Stube nimmt der Tisch ein, meist der Tür gegenüber; darüber der Hausaltar mit zahlreichen Bildern, Täfelchen, Blumenbüscheln und sonstigem geistlichen Zierrat, der sich eng um ein Kruzifix zusammendrängt. Ein sogen. „Heiliger Geist" — eine Taube aus gefaltetem Papier geformt — schwebt nicht selten an einer Schnur über der Mitte des Tisches. Ein vielfach beliebtes Gerät ist die Schwarzwälderuhr mit dem schreienden Kuckuck als Wecker. Neben der Tür hängt der Weihbrunnkessel; das Handtuch ist auf Rollen an der Tür aufgespannt und der Dreikönigsname † C. † M. † B. samt der Jahreszahl mit Kreide darüber geschrieben. Um den Ahorntisch stehen die dreibeinigen Stühle; neben dem Ofen, welchen Trockenstangen umgeben, fehlt selten das Lotterbrett — „Ofenbruck" genannt —, benutzt zum Lager für Kranke zur Winterszeit und für Gäste geringeren Ranges; der Raum unter der „Bruck" ist gewöhnlich dem Hühnervolk angewiesen. Die Kammer enthält das Zierlichste und Beste, was man an Möbeln besitzt. Das Hauptstück bildet die Doppelbettlade des Bauernpaares, vielfach noch mit Säulen und Dach geziert und als solches „Himmelbett" genannt. Hochaufgetürmt werden die schweren Federbetten. Das Seitenstück zur Himmelbettstatt bildet der Kleiderschrank der Hausfrau, meist zur Hälfte mit im Hause gesponnener Leinwand angefüllt. Ferner steht in der Kammer oft die Schaukelwiege und manche derbe alte Truhe; auf dem „Schubladenkasten" (Kommode) glänzen die Prachtstücke des Geschirres: Krüge, bemalte Gläser oder Kaffeetassen und besonders rotbackige Aepfel; in ihrer Mitte, meist in einem Glasschränkchen, ein wächsernes, puppenhaft bekleidetes Christkind.

Eine eigentümliche Ausbildung hat der altbayerische Gebirgshausstil im Salzburgerland erhalten. Charakteristisch für die meist zur Hälfte von Holz gebauten Häuser dieser Gegend ist, daß die beiden Giebel des etwas steileren Daches an der Spitze zurückgelegt sind, unter welchem Giebel sich, gleichlaufend mit der unteren Laube, eine zweite an der Seite mit Brettern verschlagene Galerie befindet. Die Ornamente in den Ausschnitten der Laubengeländer usw. sind von ältester Form, Bemalungen selten oder sehr einfach rot und schwarz, häufig sieht man rote Fensterladen mit einem weißen Andreaskreuz. Wir erkennen in den Ansiedlungen dieses Gaues unbedingt die älteste Form der Niederlassung des deutschen Bauers. In dem Gevierte, das die Baulichkeiten bilden, steht mit der breiten Seite gegen Norden das Wohnhaus; gegen Westen fast immer ein breiterer Flügel als das Wohnhaus selbst, der Kuhstall; gegen Osten, von gleicher Länge, der Stall für das Kleinvieh mit dem Kornboden darüber; gegen Süden

der Stadel mit zwei Tennen; links neben dem Wohnhaus und rechts neben dem Stadel befindet sich ein breites Tor; die beiden anderen Ecken des Geviertes sind geschlossen. In der Mitte des Hofraumes befindet sich die Düngerstätte, dicht daran der Brunnen mit großem Trog, häufig auch ein Taubenschlag. Unfern des Wohnhauses im Obstgarten steht das kleine Backhaus. Von diesen Gebäuden sind nur Wohnhaus und Korneinlage zweistöckig, doch beinahe alle von Tuffstein gemauert, mit vorspringender Dachung, mäßig flachen Giebeln und mit Schindeln gedeckt. Alle Häuser sind sehr reinlich und die der Wohlhabenden oft groß und stattlich. Die Fenster der Wohngebäude, besonders der Stuben, gehen sämtlich nach dem Hof, in welchem sich auch die Haustüre befindet. Im Wohnhaus betritt man zuerst das Fletz, das sich nach der ganzen Quere durch das Haus zieht; rechts neben der Haustüre führt die Treppe in den oberen Stock, ihr gegenüber steht die Gartentür und unter dem Fenster daneben ein Tisch, an welchem im Sommer gegessen wird; rechts unter der Treppe ist die Eßkammer, das Schlafzimmer des Hausherrn, dahinter eine Nebenkammer für die Kinder; links führt die Türe in die Stube, an welche Küche und Speisekammer stoßen, und gegenüber der Stubentüre öffnet sich die des sogenannten Roßstalles, in welchem auch die Knechte schlafen und das Zugvieh, so Pferde wie Ochsen, untergebracht sind. Das obere Stockwerk enthält über dem Fletz einen Gang, Söller genannt, der auf die Galerie oder Laube führt; über der Ehekammer liegt die Kirchtagkammer und dahinter das „Kammerl", über der Stube die „gute Stube" und über der Küche die „Menscherkammer", wo die Dirnen schlafen; der Raum über dem Stalle dient als Heuboden. Der ganze Baustil ist äußerst schlicht und entbehrt die sonstige Ornamentik des Gebirgischen, doch fehlen nicht die Wetterkreuze an den Giebeln und über dem Wohnhaus das Türmchen mit der Maierglocke. Der Raum vor der Haustüre ist gepflastert und heißt die „Gräd" (vom romanischen grada).

Das ebenerdige hochgiebelige Haus der oberbayerischen Fläche findet sich in seiner Stilreinheit besonders in den älteren Gebäuden in dem Land an der unteren Amper und Glon. Als Material wurde ursprünglich nur Holz und Lehm, erst später Bruch- und Ziegelsteine verwendet. Das hohe Dach, dessen Flügel oft nahezu an den Boden streift, war an alten Bauten stets von Stroh und hatte keinen Rauchfang. Die größeren Höfe hatten alle zwei bis drei Firste: ein Wohnhaus mit Roßstall, einen Stadel mit Tennen und Rindviehstall, einen Schupfen mit Schweine-, Hühnerstall usw.; dazu kam noch der Backofen und manchmal ein Austraghäuschen. Diese Austeilung der Gebäude ist noch jetzt beibehalten, nachdem in der Bauart selbst vielfache Verbesserungen gemacht worden sind. Alle neueren Baulichkeieten werden von Stein ausgeführt, die hohen Dächer mit Ziegelplatten gedeckt, nur auf dem Stadel bleibt das Strohdach noch immer beliebt. Holzwerk wird nur an Schupfen, Nebenställen und allenfalls an den Oberbauten der zweistöckigen Häuser angewendet; doch bestehen außer Wirts- und Müllerhäusern die meisten Gebäude nur aus einem Erdgeschoß. Die Söldner- und Kleingütlerhäuser umfassen gewöhnlich alle nötigen

Wohn- u. Wirtschaftsräume unter einem Dache; doch stehen auch hier bei etwas Vermöglicheren Schupfen und Stadel besonders, und nur die Stallung liegt im Hinterteil des Wohngebäudes. An den niederen Toren, kleinen Fenstern, am Gezäun und sonst am Holzwerk der alten Häuser bemerkt man die beliebte Malerei in Rot, mit weißem und grünem Ornament: die Mauern der neueren werden öfter durch allerlei bunte Architektonik, durch grünes und blaugraues Tür- und Ladenzugehör verziert. An der Glon findet man fast an allen Häusern das sogen. „Scheyerkreuz" angemalt. Daneben die Namenchiffern von Bauer und Bäuerin mit der Jahreszahl. Auch Heiligenbilder im Giebel, gewöhnlich jene der nächsten Wallfahrt und der üblichen Bauernpatrone kann man häufig bemerken. Die Wohnungen ärmerer Kleinhäusler sind hinwieder vielfach von elendstem Aussehen, unreinlich und in argem Verfall. In den letzten Jahrzehnten haben jedoch die dörflichen Baulichkeiten eine merkliche Besserung erfahren. Die Umbauten beginnen gewöhnlich an den Stall- und Stadelräumen, doch auch seine Wohnung richtet sich der Bauer allmählich besser her, besonders in den verkehrsreicheren Gegenden.



Die Einteilung eines gewöhnlichen Ebenerdehauses ist die in Fletz, Stube, Küche und Speisekammer. Gegenüber der Stube liegt eine Kammer, häufig auch als Austragstübl benutzt. Hinter jener befindet sich dann bei kleineren Bauten der Stall. Im hohen Giebel sind eine, oft auch zwei Kammern zu finden, die dem Ehepaar und den Kindern als Schlafstätten dienen. Auch im Land an der Paar und an der Ilm herrscht diese Stilart des Bauernhauses vor. Bei größeren Höfen ist das Bauernhaus oft auf einer erhöhten Grundmauer errichtet und mit einer doppelten Freitreppe zur Haustüre versehen. Hier steht auch das Wohnhaus einzeln, die Hauptfront gegen Morgen; die Rückseite des Hofraumes nimmt der meist lange Stall- oder Stadelbau ein, dessen Anfangmauern gewöhnlich von Stein, während die Durchzüge Riegelwände sind. Ein hohes Strohdach mit überhöhten Tennentoren, sogen. „Froschmäulern", deckt dies Gebäude. Gewöhnlich befindet sich an einem Ende desselben der Kuhstall, am andern der Roßstall, in der Mitte zwei Dreschtennen, die durch einen Raum getrennt sind, dessen vordere Hälfte den Ochsenstall bildet, während die hintere als Getreideeinlage dient. Das Heu und das übrige Getreide liegt über den Ställen unter dem Dache. In der Hofecke, dem Wohnhaus gegenüber, steht gewöhnlich ein gemauertes Wasch- und Backhaus mit daranhängendem Schweinestall; ebenso lehnt sich an den Stadel eine hölzerne Wagenschupfe. Dungstätte und Brunnen stehen vor Stall und Tenne. Alle diese Bauten sind von einem Zaun umschlossen, an dessen Vorderseite sich ein Tor befindet, aus zwei Pfosten bestehend, deren Verbindungsbalken eigens mit Ziegeln gedeckt ist oder auch nicht selten einen länglichten Doppeltaubenschlag trägt und damit jenes uralt deutsche Hoftor darstellt, wie wir es in den Landschaften unserer alten Meister, z. B. Dürers, häufig sehen.

Das Wohnhaus selbst wird der Quere nach vom Fletz durchschnitten; die Türe gegen den Hofraum gilt als Haupteingang, ihr gegenüber führt die Gartentüre in den Baumanger oder Hopfenanger. Rechts vom Haupteingang befindet sich die Stube, meist mit drei Fenstern und nicht selten einem kleinen Erkerbau an der Hauptfront mit Zuglöchern nach allen Seiten. An die Stube stößt die Küche, so daß Herd und Ofen hart nebeneinander stehen; hinter der Küche führt die Treppe in den Oberstock, und der Raum darunter dient zur Milch- und Speisekammer; unter der Küche liegt der Keller. Die linke Seite neben dem Eingang zerfällt in die Kammer, wo Bauer und Bäuerin und die kleineren Kinder schlafen, und in die Dirnkammer für die Mägde und größeren Töchter. Die Kammer im Giebel heißt die gute Kammer, der übrige Raum unter dem hohen Dache dient als Kornboden. Söldner und Kleinhäusler haben Stall und Wohnung unter einem Dache; das oblonge Gebäude wird so ziemlich in der Mitte vom Tennen durchschnitten, die hintere Hälfte zerfällt in den Kuh- und Zugviehstall, die vordere dient als Wohnung mit der oben geschilderten Einteilung in verkleinertem Maßstabe. Eine eigentümliche Erscheinung sind die sogenannten weiten Brunnen, Schöpfbrunnen auf freiem Felde.

In dem westlichen Strich der Ebene gegen die Isar ist Wohnung und Wirtschaftsraum meist unter einem Dache. Bessere Höfe bestehen aus zwei Bauten, die reichsten darunter aus dreien. Um Erding und an der Isar bestehen die Häuser in gemauerten Erdgeschossen mit hohem Giebel, der bei größeren eine zweite Fensterreihe der Unterdachwohnung trägt. Die Wohnhäuser, besonders alle neuen, haben Ziegeldächer. Der Stadel mit dem Rinderstall hat immer ein Strohdach und ist meist so hoch gemauert, daß bei den Tennentoren keine Dacherhöhung (Froschmaul) nötig ist. Ganz vereinzelt an den neuesten Bauten findet sich die dem Gebirgsstil ähnliche Bauweise der östlich angrenzenden Gebiete mit flächerem Dache usw. Ein gewöhnliches Bauernhaus besteht aus drei Firsten; zur rechten Seite gegen Morgen steht das Wohnhaus mit dem Pferdestall unter einem Dache, gegenüber der Getreidekasten, unter dessen hohem Dache der Schüttboden liegt, während das Erdgeschoß als Schupfen dient. Beide haben meist die gleiche Länge; zwischen ihnen mit längerer Front steht der Stadel mit dem Rindviehstall. Ganz große Höfe haben noch einen First mehr; Stadel und Viehstall zerfallen in zwei große gesonderte Bauten und das Ganze ist als ein Gevierte aufgestellt, welches durch das Tor und den Zaun abgeschlossen ist. Die innere Einteilung des Wohnhauses führt durch die Haupttüre, die gegen den Hof gerichtet ist, in das Fletz. Linker Hand treten wir in die Stube, hinter ihr ist die Küche, deren Herd an der Zwischenmauer mit dem Ofen der Wohnstube zusammenstößt. In gleicher Linie mit der Küche liegt das Küchen- oder Hinterstübel, gewöhnlich durch einen über die Front vorspringenden Ausbau vergrößert. Es dient der Regel nach als Austragsstube. Gegenüber der Wohnstube liegt die Kammer, das Schlafgemach des Hausherrn und der Hausfrau. Ein schmaler Gang daneben führt in den Pferdestall; hinter jenem liegt die Ehehalten-

kammer (Schlafraum für weibliche Dienstboten und größere Haustöchter); die Knechte finden ihre Liegestätte in einer Ecke des Roßstalles. Die Stube im Giebel heißt die obere Kammer; liegt daneben noch ein Kämmerchen, so schlafen dort die Buben. Ein „Zweirößler“ oder Söldnerhaus hat Wohnung, Stall, Tenne und Stadel unter einem Dache; der vordere Teil mit der gleichen, oben bezeichneten Einteilung dient als Wohnung, die Mitte des Hauses nimmt der Viehstall ein, daran stößt die Tenne und an diese der Stadel; die obere Hälfte des Dachraumes dient als Schüttboden. Bei armen Häuslern gilt dieselbe Einteilung des Anwesens in verkleinertem Maßstabe.

Für Niederbayern ist der sogenannte Gehöftbau charakteristisch. Die meisten Bauernansiedlungen und besonders alle Einödhöfe und Weilerhäuser zeigen den Geviertbau des altdeutschen Hofes, bestehend in Wohnhaus mit Pferdestall, Stadel mit Tenne, Viehstall, Schuppen mit Kornboden, dazu noch häufig ein Back- und Waschhaus. In dem ganzen Flachland zwischen Isar und Inn, dem Tal der Vils, der Rot, dem Isarrain, dem Land der Immündung und an der Donau haben die Wohnbauten, zum größten Teil zweistöckig und gemauert, flache Schindeldächer mit Vorsprüngen, gekreuzten Schallbrettern und Galerien von Holz im vereinfachten Stil der Gebirgsbauten. Die Wirtschaftsgebäude, insbesondere Stall und Stadel, haben noch vereinzelt Strohdächer und sind zum Teil gezimmert. Bessere Besitzer haben meist drei oder vier Ziegelfirste, der mittlere Söldner zwei, der Kleinhäusler deckt mit einem Dache sich, sein Vieh und seine Vorräte. Im Rottal namentlich hat sich diese Art der Ansiedlung rein erhalten. Auf einer Feldmark von 60—80 Tagwerk steht immer ein stattlicher Hof im Geviertbau, dessen Bauer der Mayer genannt wird. Die vier Gebäude sind durch hohe Tore von meist schräger Stellung verbunden, so daß das Ganze ein streng abgeschlossenes Viereck bildet. Das Wohnhaus besteht nach uraltem Herkommen fast durchweg aus Holzbau; wenn auch vollständige Neubauten aufgeführt werden, so ist das Wohnhaus immer das letzte, was der Bauer von Stein und Ziegel errichtet. Der Baustil ist der des Gebirges; das Dach hat einen Vorsprung, denn an jedem Haus zieht sich am Oberstock zum mindesten zur Hälfte eine Galerie (hier Schrot genannt) der Wand entlang, welche sich meist in der ganzen Giebelbreite wiederholt.

Die Firste des Vilstales ziert oft ein aneinander stehendes gekreuztes Paar Pferdeköpfe und zwischen ihnen ein Kreuz: das Zeichen des Christentums zwischen diesen Symbolen altgermanischen Heidentums, die besonders auch an den niederdeutschen Bauernhäusern oft vorkommen. Alte Schrote haben lauter gedrehte Geländersäulen, bei neueren ist das Geländer aus Brettern geschnitten. Der Grundschnitt der Conturen erscheint entschieden als Nachahmung byzantinischer oder mitteldeutscher Architektur, die Zopfform ist selten. Auch das gemalte Ornament hat alte Zeichnung, die Färbung ist ausschließlich rot mit schwarz und wechselnd. An einzelnen Häusern findet man, namentlich im Isarrain, Haussprüche am großen Hoftor angeschrieben, zum Teil auf fliegenden Blättern altdeutschen Stils.

Die Innenseite der Haustüre ziert meist ein „christlicher Hausſegen“ mit dem Athanatos, hagios und Alpha und Omega, bei Anrufung der heiligsten drei Namen das Gedeihen der Familie und die Abwendung von Schauer und Viehfall erflehend. Durch die immer in den Hof gehende Haustüre betreten wir den Fletz; links geht's nach dem Kuhstall, von den beiden Türen rechts führt die erstere in die große, längliche, mit drei Fenstern versehene Stube, die zweite in die Küche und aus derselben in die sogenannte „Kuchelkammer“. Aus der Stube führt eine Türe gerade in den Pferdestall; hier schlafen in einem Verschlag die Knechte. Das obere Stockwerk enthält über dem Fletz einen zweiten Flur, hier „Soler“ genannt, dessen hinterer Raum durch einen Verschlag die Schlafkammer der Dirnen abgibt. Aus dem Soler kommt man auf den Schrot, links am Flur geht eine Türe in eine kleine Kammer über dem Viehstall für die Stalldirnen, rechts in der gleichen Ausdehnung mit der Stube liegt die „Großkammer“, des Bauers Schlafgemach, daran stößt über dem Pferdestall eine Schlafkammer für die größeren Kinder, auch über der Küche ist ein Raum angebracht für Schlafstätten, „Kaminkammer“ genannt. Aller übrige Raum über den Ställen dient als Getreideboden. — Wohnung und Wirtschaftsbauten des Söldners und Kleinhäuslers liegen unter einem Dach. Am Wohnhaus, vor welchem — wie vor den großen Höfen — sich die „Gräd“ hinzieht, liegt rechts vom Fletz die „Krautkammer“, links die Stube und dahinter Küche und Küchenkammer; aus der Küche führen Treppen in den Oberstock und in den Keller; an die Stube stößt der Stall, an den Stall der Tennen. Im oberen Stock liegt neben der Stube eine Haupt- und Nebenkammer, der übrige Raum heißt Dille; hier stehen die Leinwandtruhen u. a., und eine Türe führt auf den Schrot. Solche Häuser sind fast immer Holzbauten, Stuben und Fenster eng und niedrig, die Reinlichkeit bescheiden und die Einrichtung ärmlich.

Auch in dem Land an der Innmündung und an der Donau ist das Wohnhaus „zweigädig“ (zweistöckig), mit flachem Schindeldach. Stall und Hauptschupfen tragen ein hohes, tiefherabreichendes Strohdach. Türen und Fenster am Wohnbau sind klein und niedrig. Vor dem Erdgeschoß zieht sich die Gräd hin, im Oberstock der Schrot. Alle Holzarbeit zeigt eine zierliche Ornamentik mit Bemalung in rot, weiß, schwarz und grün. Bei den meisten großen Einzelhöfen steht entweder neben dem Hauptbau oder entfernt an einem Ende der Feldmarkung ein „Zuhäusl“ für sogenannte „In-, Zu- oder Häusleut“ des Bauers, eine Art Hintersassen, die gegen Wohnrecht im Häusl, Ueberlassung von geringem Grund und gegen billigen Taglohn mit Kost dem Bauer Tagwerkdienste tun.

Die Bauart der Gehöfte des Isargaues ist dieselbe wie im Vils- und Rottal; nur kommen hier noch größere Höfe vor.

Im Lande an der Donau erscheint wieder der alte Gehöftebau mit seinen vier Bestandteilen, nur daß hier der Pferdestall meistenteils mit dem Wohnhaus unter einem Dache ist. Das Wohnhaus besteht meist aus zwei Stockwerken, Galerien mit Säulen finden sich auch hier, an den ganz großen Gehöften sogar doppelte Schrote.

Im Labertal sind alle größeren Gehöfte aus zwei und drei Hauptgebäuden zusammengesetzt: aus Wohnhaus mit Pferdestall, Stadel mit Rinderstall, Schupfe mit Kornkasten, jedoch sind sie nur selten so stattlich wie die Bauernhöfe des Donaugaues und des Rot- und Vilstales. Die zweistöckigen Häuser überwiegen. Charakteristisch sind hier die sogenannten „Abseiteln", ein ebenerdiger Anbau, der indessen in der Haustiefe nicht über den Wohnstock zurückreicht und im Erdgeschoß nach vorn das „Stübl" für die Austrägler, nach rückwärts eine Art Gewölbe oder auch einen Freiraum („Laube" genannt), unterm Dach überm Stübl die „Menscherkammer" enthält.

In dem waldigen Teile Niederbayerns jenseits der Donau hört mit dem geringeren Grundbesitz der Bewohner die eben geschilderte größere Anlage der Gehöfte auf. In der Regel ist alles nur erdgeschoßig und einfirstig angelegt.

In der Landschaft an der mittleren Isar bestehen die größeren Höfe in zwei, drei und vier Gebäuden, die mit einander zu einem Gehöfte im Viereck geordnet stehen. Das ebenerdige Wohnhaus hat häufig einen Ausbau nach vorne zur Vergrößerung des Stübels; ist dann der ganze Giebel vorgeschoben, so bleibt unter ihm vor der Stube ein Raum, durch eine niedere Mauer oder Planke begrenzt, indessen Säulen die Giebel tragen. Diese Laube dient als Ruheplatz vor dem Hause.

Bei der ungleichen Verteilung des Grundbesitzes im Passauer Waldgebiet und den hier vielfach wechselnden Abstufungen der Wohlhabenheit der Bewohner ist auch die Anlage und Ausführung der Wohnsitze eine sehr verschiedene. Der bei weitem größere Teil der Ansiedlungen in Dorf, Weiler oder Einzelhaus besteht nur in einfachen Häusern, die zugleich zur Wohnung und zum Wirtschaftsbetriebe dienen. Die Bauart des „Bistums" ist der Holzbau, in Konstruktion und Zeichnung der gebirgsländlichen sehr ähnlich. Auf einer Unterlage von Stein sind die Wände aus behauenen Stämmen aufgeführt (sogen. Strickwerk). Diese Wände bleiben vielfach unbekleidet; Steinbauten, aus Hau-, höchst selten Ziegelsteinen, sieht man fast nur in Märkten. Die Häuser sind fast ausschließlich erdgeschoßig, das Dach ist flach und springt über die Wände vor, ist mit Legschindeln gedeckt, die von Steinen festgehalten werden, die Stirnbretter am Giebel kreuzen sich jedoch nie wie beim Gebirgsstil. Die vielen kleinen Einzelhäuser zeigen die benachbarte oberösterreichische Bauart: Holzwerk, gewöhnlich nicht oder nur am Vorderteil des Erdgeschoßes verputzt und darauf ein hohes Schindeldach, am Giebel zurückgelegt, unter welchem an der Vorderseite eine zierliche Galerie (Soler) durchzieht. Die Ornamente sind viel spärlicher angebracht als an den Gebirgshäusern, die Bemalung rot und weiß. Im Innern sind noch sehr viele Waldhäuser in Stube und Kammer mit Brettern getäfelt, die in alten Häusern — wenigstens früher, jetzt findet man auch überall die Petroleumlampe — durch das Brennen der Buch- und Kienspäne oft mit dichtem Schwarz überzogen waren. Eine echte Wäldlerstube ist mit allem versehen, was sie zum Winteraufenthalt für eine ganze Familie geeignet macht. Alle Ecken sind von bestimmten

Gegenständen eingenommen. In der einen steht der Ofen mit einer Eisenplatte versehen, mit Wasserkessel und Backröhre, denn es wird den größten Teil des Jahres hindurch auf diesem Ofen gekocht; die Küche wird nur im Sommer oder zum Backen von Nudeln und dergleichen benützt, die auf offenem Feuer in der Pfanne mit Schmalz bereitet werden. Zwischen den Fenstern vor der Wandbank befindet sich der Tisch und dahinter der Hausaltar mit seinem Kruzifix und den bunten Tafeln, Bildern und Blumensträußen. Eine der beiden übrigen Ecken gehört dem „zwiespännigen" Bette des Hausvaters und seines Weibes, die andere dem Webstuhl, der fast in keinem Wäldlerhause fehlt. Bei ärmeren Leuten wird oft ein Stück Kleinvieh, ein Schweinchen oder dergl., im strengen Winter auch noch Hühnervolk in solch einer Stube untergebracht, wo es von Kindern nur zu oft wimmelt, die ihr Lager aus den feuchten, kalten Kammern auf die „Ofenbänke" oder die Bank daneben verlegen.

Im Inner-Wald an der oberen Ilz und am Regen bis ans linke Donauufer herab gleicht die Anlage der Bauernhöfe, die Größe und Stattlichkeit der Bauten abgerechnet, ganz derjenigen, die im bayrischen Unterlande rechts der Donau vorherrscht, nämlich dem geschlossenen Hofbau von drei bis vier Firsten. Doch gibt es auch viele einfirstige Häuser bis herab zur armseligen Wohnung der „Hürtaleut" (Hüterleute). Holzbau herrscht sowohl bei den Wohn- wie Wirtschaftsgebäuden vor. Alle Gebäude haben vorspringende, flache Schindeldächer. Die Wohnhäuser sind in der Regel ebenerdig. Alles Holzwerk ist sehr einfach profiliert und ornamentiert, die Bemalung rot mit weiß.

Aehnlich liegen die Verhältnisse am schwarzen Regen und im oberen Walde. Auf den waldreichen Höhen hat sich die echte, älteste Bauart des Vorwaldes noch erhalten, nämlich das vollständig aus Holz gezimmerte Haus im Gebirgsstil. Auf einem Unterbau von Hausteinen, der gewöhnlich einen Keller enthält, steht das aus behauenen Balken aufgeführte ein- oder zweistöckige Haus, mit einer Galerie im Giebel, die Fenster meist ins Breite angelegt, die Gemächer ziemlich niedrig; ein flaches, steinbeschwertes Schindeldach mit großem Vorsprung deckt das Haus. Im Innern finden sich häufig vertäfelte Stuben und Kammern. Größere Bauten, zumal Einzelhöfe tragen das offene Türmchen mit der „Mayer-Glocke". Da solche Holzbauten gewöhnlich sauber gehalten sind, erinnern sie an die freundlichen Häuser des Algäus und Bregenzerwaldes, nur fehlt ihnen die sorgsame Zierlichkeit im Stile, im Schnitt der Einzelteile, im Ornament; auch sind sie nicht bemalt.

Eine größere Abweichung vom fränkischen Haustypus zeigt dagegen das *schweizer Haus*. Einen Uebergang zu demselben bildet das *Schwarzwaldhaus*. Der Aufbau desselben ist von unten nach oben dreifach gegliedert. Im ummauerten Erdgeschoß befinden sich die Viehställe, darüber erhebt sich als bunter Fachwerkbau der niedrige Wohnraum mit den Kammern und zu oberst im Holzwerk des mächtigen Dachstuhls befinden sich die Korn- und Speicherräume. Dieser Dachstuhl ist in allen alten Häusern mit einem steilen, oft zu

außerordentlichen Dimensionen emporsteigenden Strohdach bekleidet, das in manchen Tälern an der Aussichtsseite des Giebels offen ist, in anderen dagegen wie eine mächtige breitkrämpige Sturmhaube über das ganze Haus tief herabgezogen ist. In den inneren Dachraum führt von außen eine Art Hochbrücke, die entweder über einen steinernen Unterbau und überbrückende Bretterlage in eine kappenartige Dachluke einmündet oder mit dem ebenerdig anstoßenden Terrain in den hinteren Hausgiebel hineinleitet. Der Bodenraum selber hat eine durchweg beträchtliche Ausdehnung. Neben dem Strohdach gibt die Holzbekleidung dem Schwarzwaldhaus einen eigenen Reiz. Die dunkelbraune Tannenfarbe der Bretter und Balken nimmt mit der Zeit einen ganz sammetartigen Ton an.

„Wer die Gebirgstäler des Schwarzwaldes durchwandert" — schreibt Henning — „wird nicht müde, eines dieser Häuser nach dem andern zu bewundern. Sie stehen mit der umgebenden Landschaft in engster Wechselwirkung, und man meint ihnen ihren alten Zusammenhang mit der Natur noch anzuspüren. Sie tragen einen ebenso altertümlichen wie volksmäßigen Charakter, der durch keine fremdartige Beeinflussung entstellt ist. In der Regel liegen sie zerstreut und einzeln da. Bald sind es breite Kolosse, die unter hohem Pyramidenstrohdach unten im Tale lagern, bald treten sie an den Bergabhängen zwischen grünen Bäumen halbversteckt hervor. Aber auch an den Straßenzügen der Dörfer haben sie ihre Eigentümlichkeit recht oft bewahrt, die freilich in jedem Tale wieder uns mannigfach modifiziert entgegentritt."

Noch weiter als das Schwarzwaldhaus entfernt sich das schweizer Haus vom fränkischen Typus. Schon die ganz anders geartete alpine Wirtschaft des schweizer Bauern machte eine abweichende Gestalt seines Gehöftes notwendig. Der Getreidebau tritt zurück, die Viehzucht wird zur Hauptsache; doch sind Vieh und Futtervorräte nicht auf dem Wirtschaftshofe, sondern auswärts auf den Sennereien untergebracht. Infolge dessen gewinnt das bäuerliche Wohnhaus ganz unwillkürlich an Raum und stattlichem Ansehen, wozu allerdings die größere Wohlhabenheit und Bildung des Besitzers ihren Teil beiträgt. Wer kennt nicht, sei es aus eigener Anschauung oder aus zahlreich vorhandenen Beschreibungen, das malerische Alpenhaus mit seinem flachen, weitüberhängenden Dach und darunter fortlaufenden Galerien und Freitreppen, welche wieder eine freiere und bequemere Ausnutzung der inneren Räume ermöglichen. Charakteristisch ist namentlich die doppelte Stockwerkanlage, die die Herstellung zweier Familienwohnungen möglich macht. Wie das Schwarzwälderhaus ruht auch das schweizer Haus auf einem steinernen Unterbau, dem „Underhus". Dieses Underhus enthält namentlich im Kanton Appenzell Webkeller. Die Eingänge zu den beiden Wohnungen liegen meist rechts und links vom Giebel, wobei der nach der Windseite gelegene oft durch einen starken Vorsprung der seitlichen Blockwand geschützt wird. Die Dächer sind mit Schindeln gedeckt, ebenso sind die Wetterseiten der Gebäude mit diesem Material bekleidet. In Appenzell zieht sich an den Langseiten des Wirtschaftsgebäudes, das sich

hier an das Wohnhaus anlehnt, unter dem vorspringenden Dach die „Brügi“ hin, ein laubenartiger geschlossener Gang, der zur Aufbewahrung von Ackergeräten dient.

Der bekannteste und vollkommenste Typus des schweizer Hauses findet sich im Berner Oberland. Die ältesten erhaltenen Bauten aus dem 16. Jahrhundert sind noch sehr einfach; sie haben glatte Wände und als besonderen Schmuck nur profilierte mit einem Würfelfries gezierte Fensterbänke. Allmählich wird der Schmuck reicher, die einzelnen Stockwerke treten übereinander schwach auf kleinen Konsolen ruhend vor, die den Dachüberstand stützenden vorgekragten Balken werden in geschweiften Formen ausgeschnitten und in die Blockwände werden Ornamente eingeritzt, die Bemalung erhalten. Den Höhepunkt erreicht diese Ausbildung um die Mitte des 18. Jahrhunderts, dann beginnen die Formen zu entarten.

Charakteristisch ist auch in der Schweiz, wie im Schwarzwald, das Zusammenklingen der Bauten mit der abwechslungsvollen und an Gegensätzen reichen Natur des Landes. „Man wird sich bewußt“ — sagt Ranck — „vor sich zu haben, was man bodenwüchsige Kunst nennt, eine Kunst, die dem heimatlichen Boden entwachsen zu sein scheint, die mit dem von der umgebenden Natur gebotenen Material arbeitend, ihre Erzeugnisse dem Charakter der landschaftlichen Umgebung so anpaßt, daß sie im Landschaftsbilde niemals fremd oder gar störend wirken. Solche Erzeugnisse wie diese Bauten sind daher mit ihrer Umgebung so eng verknüpft und von ihr in der Wirkung so abhängig, daß sie ohne Schädigung nicht in eine anders geartete Umgebung verpflanzt werden können. Jede Landschaft bietet ja auch genug eigener Vorbilder, um ihren Bewohnern den Weg zu bodenwüchsiger, dem heimatlichen Boden entsprossener Kunst zeigen zu können. Jede Landschaft hat ihre eigene Heimatkunst, die man nur sehen lernen muß, um sie zu würdigen und zu lieben.“

Dem fränkischen Hause wohnt die Eigenschaft bei, daß es nicht blos innerhalb der Grenzen des fränkischen Volksstammes zur Anwendung kommt, sondern weit über diese hinaus einen wahren Siegeszug über die benachbarten Gebiete unternommen hat. Für dieses Fortschreiten des fränkischen Haustypus läßt sich auch die Erklärung leicht finden, denn er hat eine zweckentsprechende bürgerliche Einrichtung, die das gebildete Familienleben fördert, Sauberkeit und Zurückhaltung gestattet und trotz der wünschenswerten größeren Abgeschlossenheit der Wohnräume genügende Wirtschaftsübersicht und eigenes Eingreifen des Leiters zuläßt. Dabei kann auch das fränkische Haus zu größerer Bequemlichkeit und bis zu ganz hohen Ansprüchen ohne wesentliche Umänderungen entwickelt werden. Seine Ausmessung und Konstruktion machen im Hochbau wie am Dach jede Art Material verwendbar, und die Herstellung kann deshalb bei gleich guter Ausrüstung mit nicht unerheblich geringeren Kosten als die anderer Hausformen durchgeführt werden. Das fränkische Haus wird also von höher gesteigerten Lebensbedürfnissen getragen, und wo es an Stelle älterer Typen auftritt, werden wir in ihm im allgemeinen ein Zeichen wachsender Bildung und des durch sie gebotenen Strebens

sehen dürfen, größere Ansprüche mit den möglichst geringsten Opfern zu befriedigen.

Die fortschreitende Verbreitung des fränkischen Hauses hat in erster Linie dem zweiten Haupttypus des deutschen Hauses in sehr fühlbarer Weise den Boden entzogen: nämlich dem sächsischen Hause. Das sächsische Haus, wie es sich in seiner ältesten Gestalt noch heute, wenn auch immer seltener, von der Eider an der schleswigschen Grenze über das Gebiet der unteren Elbe, Weser und Ems hinüber bis an den Zuydersee verfolgen läßt, bildet in jeder Hinsicht den denkbar schärfsten Kontrast zum fränkischen Hause. Es umgibt uns wie eine völlig andere Welt, wenn wir aus dem fränkischen Hofe kommend in das sächsische Bauernhaus eintreten. Dort haben sich die Räume gedehnt und sind ins Weite gewachsen, ein Kranz von Gebäuden hat sich um den geräumigen lichthellen Wirtschaftshof gelagert; hier ist alles aufs engste unter demselben schützenden Dache vereinigt und zu einem übersichtlichen, dichtgedrängten Familienhaushalt zusammengeordnet. Das hauptsächlichste Merkmal des sächsischen Hauses ist die Vereinigung sämtlicher Wirtschaftsräume unter einem Dache. Daher stammt die, gegen neuere Haustypen gehalten, unverhältnismäßige Größe des Hauses. Dasselbe hat die Form einer dreischiffigen Basilika. Die eine Giebelseite schaut auf die Straße und ist 1½ bis 2 Meter hoch; trotzdem reicht das mächtige mit Stroh und Rohr gedeckte schräge Staffeldach noch einen Fuß über diese Wände hinab. Die Wände des Hauses werden aus senkrechten Pfosten gebildet, welche durch wagerechte Balken verbunden sind. Die so entstehenden Quadrate sind mit Holzscheiten (Staken) ausgefüllt, die wieder mit Lehm und darüber mit einem Kalkbewurf überzogen sind. Manchmal ist das bloßliegende Gerüste bunt angestrichen oder mit Inschriften geziert, was dem Ganzen einen sehr freundlichen, warmen Ton gibt. Der Fenster sind wenige und auch diese nur klein. An der Vorderseite, gegen die Straße, befindet sich ein hohes breites Einfahrtstor. Den Hofraum im Innern bildet die Diele, die von der der Straße zugewendeten Giebelseite mit großem Einfahrtstor durch das ganze Haus bis zu den dasselbe abschließenden Wohnräumen läuft. Seitwärts an den Langwänden ziehen sich die offenen Viehstände hin, in denen die Tiere so gestellt sind, daß sie von der Diele aus gefüttert werden. Den Hintergrund bildet, nach der Diele offen liegend und die ganze Breite des Gebäudes einnehmend, das „Flet", der älteste und ursprünglich einzige Wohnraum mit dem Herd in seiner Mitte. Ursprünglich lagen die Holzscheite oft unmittelbar auf dem Boden, auf dem gestampften Lehm oder gepflasterten Feldsteinen. Um die Funken abzufangen, hing über der Herdstelle ein Rahmen aus schweren, hölzernen Balken, deren Enden gern in geschnitzten Tierköpfen endeten: das Herdrähm. Von dem Rähm hing mittels eines eisernen Kesselhackens der Kessel herab. Vor Alters war der Kesselhacken das Sinnbild für das Haus; wer ihn schutzsuchend faßte, stellte sich damit unter den Hausfrieden. Das Feuer wurde sorgsam behütet, auch vor dem Verlöschen, denn es war mühselig, neues Feuer anzuzünden, wenn man es nicht vom Nachbar „leihen" konnte. Da-

rum wurde über die glimmende Asche am Abend eine eiserne Stülpe gelegt. Zu beiden Seiten des Herdes befinden sich die Bettstätten der Familie in einer Art von Wandschränken, während die Knechte oberhalb der Pferde, die Mägde oberhalb der Kühe ihre Lagerstätten haben. In der rechten Ecke des Flets stehen an der Wand zwei sich rechtwinklig kreuzende Bänke, davor der große Speisetisch; ein Fenster und eine Türe führt hier ins Freie. In der linken Ecke steht das Waschfaß, dahinter ein zweites Fenster und eine zweite Türe für die Mägde. Getreide und Heu wird in den über Diele, Stall und Flet liegenden Räumen auf zwischen die Balken gelegten Brettern und Stangen aufbewahrt. Zumeist ist auch der Brunnen innerhalb des Hauses seitwärts des Herdes.

Niemand hat den traulichen und volkstümlichen Charakter dieser ganzen Anlage tiefer erfaßt als Justus Möser, selbst ein Sohn der roten Erde, in seinen „Patriotischen Phantasien". „Der Herd" — schreibt er da — „ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner anderen Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhl aufzustehen, übersieht die Wirtin zu gleicher Zeit drei Türen, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnt immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Türen auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen und die Weberei schlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Teil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrad ausruhen, anstatt daß in anderen Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Haustür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit solange versäumen muß. Der Platz bei dem Herd ist der schönste unter allen. Und wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Diele absondert, beraubt sich unendlicher Vorteile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimmen seines Viehes nicht mehr. Die Einfahrt wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade, am Feuer geht verloren, und wer vollends seine Pferde in einem besonderen Stalle, seine Küche in einem andern und seine Schweine in einem dritten hat und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehnmal soviel Wände und Dächer zu unterhalten und muß den ganzen Tag mit Besichtigung und Aufsichthaben zubringen. Ein ringsum niedriges Strohdach schützt die allzeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von dem Wirt selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt

das Haus nach Westen und deckt zugleich den Schweinekoben, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfahl vor der Ausfahrt, wo angespannt wird. Kein Vitruv ist im Stande, mehrere Vorteile zu vereinigen."

Und ein neuerer Forscher — Meiborg in seinem Buche über das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig — beschreibt den Gesamteindruck des sächsischen Bauernhauses folgendermaßen: „So einfach ein solcher Bau von außen erscheint, so mannigfaltig ist der Anblick im Innern. Beim ersten Blick in die offene Halbtür der Einfahrt erhält man freilich nur den Eindruck eines großen düsteren Raumes, in dem nur eben ein paar unbestimmte Linien zu unterscheiden sind. Aber bald blickt das Auge schärfer in den Hintergrund, wo ein Torffeuer auf offenem Herde glimmt, während gedämpfter Tagesschein hellere Lichtstreifen quer über den Boden fallen läßt, und nach und nach tritt der Raum in seinen Hauptzügen aus dem Dunkel hervor. Geht man in die Halle (Diele) hinein, die sich Giebel zu Giebel erstreckt, so zeigt sich wieder ein Neues; zu beiden Seiten taucht aus dem Dunkel ein Kopf neben dem andern hervor, und der Fremde sieht sich von einer Menge von Augenpaaren beobachtet. Vorn auf der Diele halten sich die Männer auf, nach hinten die Frauen; hinter Verschlägen an den beiden Seiten schauen die Köpfe der Pferde und Kühe heraus . . . Wir gehen weiter zum hinteren Teile der Diele. Hier glänzt alles Holzwerk von Ruß, und frei auf dem Boden steht der gemauerte, niedrige, offene Herd, einem heidnischen Opfertische nicht unähnlich."

Der primitive Eindruck dieser ältesten Form des sächsischen Hauses, die offenbar in die ersten Zeiten nach der festen Niederlassung der nordwestdeutschen Stämme zurückreicht, wird noch erhöht durch das Fehlen einer jeden Kaminanlage. Der Rauch des Herdfeuers zog einfach durch das große Einfahrtstor oder Rauchloch (Uhlenluk) am Ende des Giebels über dem Tor ab. Eine erste Durchlöcherung des strengen Bautypus hat nun dadurch stattgefunden, daß man den Raum hinter dem Herde mittels einer leichten Wand von dem Flet abtrennte und den so gewonnenen Platz in einzelne Stuben und Kammern zerlegte. Mit Recht hat man betont, daß bei aller Uebersichtlichkeit und Traulichkeit der Anlage das sächsische Haus doch darin eine niedrige Kulturstufe aufweise, daß bei ihm der Mensch sozusagen beim Vieh zu Gaste wohne, dem in behäbiger Breite der weitaus größere Teil des Hauses eingeräumt sei. Kulturgeschichtlich darf man aber als feststehend erachten, daß das Zusammenleben mit den Tieren stets auf eine niedere Stufe der Gesittung hinweist und diese desto geringer ist, je inniger und unmittelbarer dieses Zusammenleben sich gestaltet. Sicherlich weist unser Wort „Haustier" auf jene ferne Zeiten zurück, als der Mensch die Tiere durch Zähmung an sich zu fesseln begann und seinen Wohnraum mit ihnen teilte. Je höher er aufstieg in verfeinerter Lebensart, desto mehr brach sich das Streben nach Absonderung Bahn, welches das Vieh in eigene, immer entferntere Räumlichkeiten, wenn auch noch unter demselben Dache, verweist und schließlich in der völligen Trennung von Stallung und Wohnhaus

in selbständigen, unzusammenhängenden Bauten seinen Abschluß findet.

Eine stärkere Absonderung tritt ein, wenn das Flet in seiner ursprünglichen Gestalt und Größe zwar beibehalten, aber in seiner Verlängerung noch ein eigener Wohnteil, das sogenannte Kammerfach, angebracht wird, das außer der Wirtschaftsstube und einer Vorratskammer die Putzstube enthält, die sich nur bei feierlichen Gelegenheiten öffnet.

Wie bei dem fränkischen Hause, fehlt es auch beim sächsischen nicht an mannigfachen Spielarten desselben. Da ist zunächst das friesische Haus, dessen Verbreitungsgebiet als schmaler Streifen längs der Nordsee vom Niederrhein über Ostfriesland nach Nordfriesland sich hinzieht. Es hat den Herd nicht am mittleren Ende der Diele, sondern seitwärts an der Wand. Sodann sind die Wohnräume noch schärfer von dem Flet getrennt, als dies bei dem jüngeren sächsischen Hause der Fall ist. Namentlich im westlichen Friesland teilt sich das Gebäude in ein Vorder- und Hinterhaus, von denen das letztere, in welchem die Wohnräume enthalten sind, etwas zu beiden Seiten vorspringt und ein dem andern entgegengesetztes Dach erhält, auch meistens in zwei Stockwerken durchgeführt ist, damit die Firste beider Dächer in eine Ebene zu liegen kommen. Dem friesischen Hause eigentümlich ist namentlich auch der sogenannte Pesel, ein großer, bei besonderen Anlässen benutzter Saal in der Verlängerung der Diele, mit einer Ausgangstür im Giebel, und die zu Seiten desselben liegende Brautkammer, welche die Ausstattung der Haustöchter enthält. — Im Ditmarser Haus weicht der Herd seitwärts in eine Kammer, in der Eiderstädter Marsch auf der Halbinsel nördlich der Eider ist die „Deel", welche im sächsischen Hause Einfahrt und Tenne ist, zum Rechteck geworden, welches an drei Seiten mit Ställen umgeben und an einer der beiden Längsseiten durch eine Einfahrt zugänglich ist. Man nennt diese Häuser „Eiderstädter Heuberge"! (Hauberge). Es ist jenes aufs höchste mit Fruchtbarkeit gesegnete Land, in dem ein Bauer zu seinem wanderlustigen Sohne sagte: „Hier ist die Marsch, die ganze übrige Welt ist nur Geest; was willst du doch in der Wüste?" „Der Stolz auf den Reichtum der Heimat, der sich in diesen Worten ausdrückt, kommt treffend in den stolzen Wohnungen dieser Bauern zur Geltung. Auf hohen, von Menschenhand errichteten Wurten ruhen sie breitgelagert und spiegeln ihr mächtiges Walmdach in dem die Wurt umgebenden breiten Wassergraben. . . . . Interessant ist, daß wir hier die altgermanische Dachöffnung wieder finden, durch die das sonst dunkle Innere des Gulf (Vierkant, Gerüst, das den Heuberg einschließt) ein notdürftiges Licht erhält. Die Heimat dieser Heuberge sind die Niederlande, wo sie schon im Mittelalter vorkommen. Von da verbreiteten sie sich allmählich über Ostfriesland und Nordfriesland und verdrängten die alte Bauweise dieser Gegenden, die wir heute namentlich noch auf den größeren nordfriesischen Inseln und auf den kleinen Halligen finden. Wohl kein Land hat solchen Wechsel der Gestaltung erfahren, wie dieses. Wo jetzt nackter Meeresgrund ist, da erstreckte sich vordem fruchtbarer Boden, den in Jahrhunderte lang

immer wiederkehrenden Sturmfluten das Meer an sich riß, nichts übrig lassend als einen Kranz meist winziger flacher Inseln, der weit draußen im Meer dem Festlande vorgelagert ist. Jede Flut nagt an ihrem Bestande, jährlich sieht der Bewohner das Land kleiner werden, auf dem er geboren wurde. . . . . In diesem täglichen Kampf mit den Elementen blieb wenig Raum für eine Entwicklung des Hauses, das sich daher seit dem Mittelalter kaum verändert haben mag. Der Grundriß ähnelt in seinem der Wirtschaft dienenden Teil durchaus dem Sachsenhause; der Wohnteil, vom Stall durch den Flur, den Rest des Flets, getrennt, besteht aus mehreren kleinen Stuben und Kammern. Nur sind alle Verhältnisse der Konstruktion und damit des ganzen Hauses zusammengeschrumpft, denn die Hallig liefert kein Korn, das wie im Sachsenhause in hohem Dachraume zu lagern wäre, und die Bevölkerung lebt von Viehzucht und Schiffahrt. „Dagegen atmet die getäfelte und bemalte Stube Behaglichkeit." (Ranck.)

„Von den beiden Hauptgruppen der deutschen Bauernhausformen" — resumiert Ranck — „ist ohne Zweifel die niederdeutsche die eigenartigste, und ihre einzelnen Formen entsprechen mehr als die Formen des oberdeutschen Hauses den Eigentümlichkeiten bestimmter Volksstämme. In erster Linie ist es aber das Haus der Niedersachsen, das als die bedeutende Schöpfung eines deutschen Stammes mit stark ausgeprägten Charaktereigenschaften erscheint, und zwar desjenigen deutschen Stammes, der sich im Laufe der Jahrhunderte am wenigsten mit anderen Stämmen oder gar mit fremdem Volkstum vermischt hat. Man hat deshalb in diesem Hause die Urform des germanischen Hauses erblicken wollen, wohl mit Unrecht, denn es ist trotz scheinbarer Einfachheit ein zu kompliziertes Gebilde, um die erste Form des Hauses sein zu können, und andererseits lassen sich aus ihm die oberdeutschen Hausformen nicht ableiten. Wohl aber ist es ein altes Haus, dessen Gestalt und Einrichtung noch heute unsere Phantasie in altersgraue Vorzeit führt, dank dem Vorhalten einer erstaunlich zähen Ueberlieferung."

Wie das fränkische Haus schon sehr frühzeitig zunächst durch Auswanderer aus diesem Stammlande, sich weit nach Osten (namentlich auch nach Schlesien, Posen und Preußen) hin verbreitet hat, so ist auch das sächsische Haus infolge des siegreichen Vordringens niederdeutscher Kolonisation des bis dahin wendischen Nordostens von Deutschland seit dem 12. Jahrhundert über seinen ursprünglichen, im wesentlichen durch den alten karolingischen Sachsengau beschlossenen Geltungsbereich hinaus nach Osten fortgewandert. So weist namentlich das Haus der wendischen Altmark die allergrößte Aehnlichkeit mit dem altsächsischen Haustypus auf. Auch in das östliche Kolonisationsland zwischen Elbe und Weichsel ist das Sachsenhaus vorgedrungen.

Endlich tritt in einigen östlichen und nördlichen Kreisen der Provinz Posen (Weeschen, Pleschen, Schneidemühl) eine Bauernhausform auf, die die größte Aehnlichkeit mit dem sogenannten nordischen Hause, wie es in Skandinavien vorkommt, aufweist. Die charakteristischen Eigenschaften des letzteren bestehen darin, daß das Wohnhaus, das immer von den Wirtschaftsgebäuden scharf gesondert ist, entweder

aus einem einzigen oder aus zwei hintereinander liegenden Räumen besteht, welche von der einen Giebelseite aus und zwar durch eine vorliegende Vorhalle zugänglich sind. Diese Vorhallen sind entweder offen oder teilweise oder ganz geschlossen, wodurch ein weiterer Raum gewonnen wird.

Dieser nördliche Haustypus weist eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der griechischen Tempelzelle auf. Auf den ersten Blick mag dies absurd erscheinen; wenn wir aber bedenken, daß ostgermanische Stämme lange an der Donau und am schwarzen Meere Nachbarn der Griechen waren, daß späterhin Abteilungen jener nach der nordischen Heimat zurückkehrten, so hat man gar nicht nötig, an die durch das ganze Mittelalter sich hinziehende Verbindung der nordischen Länder mit Byzanz, wie sie sich namentlich in dem Söldnerdienst der wanderungs- und beutelustigen Nordländermänner am griechischen Hofe kundgibt, zu erinnern, um die Möglichkeit einer Beeinflussung des nordischen durch den griechischen Hausbau anzunehmen, wie er heutzutage namentlich in der Moldau und Bosnien noch deutlich in seinen alten Grundformen in Erscheinung tritt. Auch die in Schweden wie in den letztgenannten Donauländern gleichmäßig auftretende Sitte, an Stelle fester, nur zum Schlafen bestimmter Bettstellen sich hierzu der mit Decken und Kissen belegten Wandbänke des Wohngemachs zu bedienen, weist auf alte Wechselbeziehungen der beiden Völker hin. Meitzen nimmt daher das griechisch-nordische Haus als das gemeinsame Stammhaus aller ostgermanischen Völkerschaften an, dessen Verbreitungsgebiet vor der Ausbreitung des fränkischen Hauses östlich einer von den dänischen Inseln zwischen Mecklenburg und Pommern zur Oder und Lausitzer Neisse laufenden Linie sich hinzog. Bancalari dagegen hält die Vorhalle des nordischen Hauses für eine Zweckmäßigkeitseinrichtung gegen die Schneeverwehung und die Zugluft, die das Haus verwahren soll, ähnlich wie am Vorarlbergerhause die „Schopf" genannte Seitengalerie und am Kitzbüchlerhause eine das Haus einhüllende Bretterwand, am schwedischen Hause und an den oberdeutschen Häusern der Bukowina Seitenlauben mit Holzsäulen. „Wenn ich Recht haben sollte" — fährt Bancalari fort —, „so hätten hier verschiedene Bedürfnisse gleiche Formen erzeugt, denn das armenische Haus, welches noch heute der Schilderung Xenophons völlig entspricht, hat eine ganz gleiche Vorhalle — als Sommerschlafraum. Nimmt man meine Erklärung der nordischen Vorhalle an, so wäre dieser Typus sehr einfach erklärt, während die Annahme, germanische Stämme hätten diese Hallenform am Chersones oder sonstwo kennen gelernt und nach Norden gebracht, sinnreich aber gekünstelt erscheint." Dieser Ansicht ist auch Henning, indem er im Nachtrag seiner Untersuchungen schreibt: „Dies (nämlich die Herleitung des nordischen Hauses aus Griechenland) ist doch nahezu eine historische Unmöglichkeit. Man erwäge nur: die alte Form des nordischen Hauses ist noch jetzt fast in jeder volkstümlichen Wohnanlage des germanischen Teiles von Schweden und Norwegen sowie auf Island und den Färöern erkennbar, sie ist nichts als eine vervollkommnete und wohnlich gemachte Hütte von ziemlich einfacher Konstruktion, — und diese einfache und ursprüngliche Anla-

ge sollen alle Nordgermanen aus Griechenland empfangen haben. Um uns ein so merkwürdiges Phänomen glaubhaft erscheinen zu lassen, müßten schon sehr starke Beweise zusammentreffen, um so stärkere, als es kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß die Skandinavier nicht blos ein wohnliches Haus, sondern auch geräumige Hallen besaßen, lange bevor die unstäten Heruler in Europa umherzogen und bevor die Wäringer vor Konstantinopel lagen. Die mythische Walhalla und der Saal König Welsungs sind dafür hinreichende Bürgen. Es kommt hinzu, daß diejenigen Typen, welche Meitzen als Muster heranzieht, offenbar gar nicht in diesen Zusammenhang gehören. Das moldauische Haus ist grundverschieden von dem nordischen Haustypus, denn es hat seinen Eingang nicht im Giebel, sondern in der Langseite, ebenso zieht sich die offene Vorhalle nicht vor dem Giebel, sondern an der ganzen Langseite hin. Von der inneren Einrichtung lassen sich bis jetzt höchstens die an den Wänden entlang laufenden Bänke vergleichen, die doch sicherlich kein Argument abzugeben im Stande sind. Vielmehr wird das moldauische Haus ein alter ursprünglicher Typus des südslavischen Hauses sein, was wir auch nach den geographischen Verhältnissen zunächst erwarten müssen. Ein ebenso geringer Zusammenhang besteht mit dem bosnischen Hause; auch für diese Kombination fehlt es vorläufig noch an jedem Anhalt. Wir haben also nicht den geringsten Grund, dem nordischen Hause, welches dem gesamten skandinavischen Volksstamm angehört, seinen nationalen Charakter abzuerkennen, um es aus griechischem Kultureinfluß, der sich nicht nachweisen läßt, herzuleiten."

Das sächsische Haus führt Meitzen zurück auf das Haus der an den Nordseeküsten unter dem Namen der Ingaevonen wohnenden Stammesgenossenschaft der Teutonen, Guttonen, Friesen, Gauken usw., denen dort schon um 320 v. Chr. Pytheas begegnete. Noch heute fällt das Verbreitungsgebiet des sächsisch-friesischen Hauses mit den alten Wohnsitzen jener Stämme zusammen. Den Ursprung des fränkischen Hauses endlich sucht derselbe Gelehrte in Gallien, welches zur Zeit, als die Germanen den Rhein überschritten, denselben an Kultur unbestritten überlegen war. Von dort ist dieser Haustypus, vielleicht noch durch römischen Einfluß gebessert, mit den Franken wieder nach Deutschland zurückgewandert und hat dann teils durch die große Ausdehnung, welche fränkisches Wesen und fränkische Kultur überall gewannen — beim Hausbau kam, wie wir gesehen haben, auch noch die größere Zweckmäßigkeit des fränkischen Hauses als förderndes Moment hinzu —, teils durch die vielfachen vom fränkischen Mutterboden ausgehenden Kolonisationen, jene alle anderen Hausformen einschränkende und verdrängende Ausdehnung erlangt.

Auch hinsichtlich des nicht deutschen Ursprungs des fränkischen Hauses glaubt Henning sich Meitzen gegenüber skeptisch verhalten zu müssen. „Daß vor den Germanen" — meint er — „in einem Teil dieses Stilgebietes einst Kelten gewohnt haben, kann uns doch an sich ebenso wenig einen Verdacht (einer gallisch-keltischen Herleitung des fränkischen Hauses) einflößen, als daß dieselbe Bauart auch im heutigen Frankreich, wie es scheint, innerhalb der Grenzen der karo-

lingischen Dynastie verbreitet ist. Das tatsächliche Argument aber, auf das Meitzen sich stützt, ist ein sehr bedenkliches. Die Anlage der Hünenbetten welche in Nordfrankreich, der Bretagne, in Irland und England sowie in Westdeutschland sich finden, soll eine Aehnlichkeit mit dem Plan des lappischen Hauses und das lappische wiederum eine Aehnlichkeit mit dem fränkischen Hause zeigen. Ich kann die Aehnlichkeiten nicht zugeben; wenn sie aber doch vorhanden sein sollten, so bleiben sie jedenfalls so vage, daß sie schon deshalb nicht zu verwerten sind. Die historische Ausführung dieser Hypothese gereicht ihr auf keinen Fall zur Unterstützung."

Der von uns im Vorstehenden geschilderte Typus des deutschen Dorfes und Bauernhauses gilt gleichermaßen für die alte und neue Zeit. Seit den großen Rodungen und Neugründungen von Dörfern im 7. und 8. Jahrhundert, die zumeist mit den gleichzeitigen Klostergründungen, daneben auch mit dem raschen Wachstum der Bevölkerung in dieser Zeit in Verbindung stehen, hatte sich im äußeren Ansehen unserer Dörfer und ihrer einzelnen Gehöfte bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nur wenig verändert. Seitdem ist dies aber völlig anders geworden. Das Dorf ist in Anlage, Bau, Einrichtung seiner Höfe dermalen in einer Umwandlung begriffen, daß von dem alten Bilde desselben in Kürze nur wenig vorhanden sein dürfte.

Um zunächst von den allgemeinen Ursachen dieses Umwandlungsprozesses zu sprechen, so sind es ganz dieselben, welche eine Neubildung des Bauernstandes in den letzten Jahrzehnten herbeigeführt haben: Aufhebung der Gutsuntertänigkeit, Ablösung der bäuerlichen Lasten, Gemeinheitsteilung, Einführung der Verkoppelung, Verbesserung des landwirtschaftlichen Betriebes. Die Aufhebung der Gutsuntertänigkeit befreite den Bauern von dem Grundherrn und machte ihn zum unbeschränkten Eigentümer seines Bodens. Daran schloß sich die Verkoppelung, die allerdings nur im nördlichen Deutschland so ziemlich zum Abschluß gelangt ist. Sie befreite den Bauer vom Dorfe und machte ihn durch Aufhebung des Flurzwanges zum unbeschränkten Wirt seines Grundstückes. Und nun fiel gerade in diese Zeit das immer mächtigere Emporblühen einer landwirtschaftlichen Wissenschaft, die den Landmann erst zum eigentlichen Herrn über seinen Boden im vollsten Sinne des Wortes machte und ihm besonders da zustatten kam, wo er, wie in Norddeutschland, größeren Besitz und Wohlhabenheit besaß und durch das Beispiel und den Vorgang der benachbarten Großgrundbesitzer stete Anregung und Aufmunterung erhielt. Drainage, künstliche Düngemittel, fremde Viehrassen, ein rationeller Fruchtwechsel und ausgedehnter Futterbau — alle diese Errungenschaften der Wissenschaft verschafften sich auch beim Bauer in immer weiteren Kreisen Eingang und setzten ihn erst in den Stand, von seinen verbesserten Verhältnissen rechten Nutzen zu ziehen. Diese drei Vorgänge, ein jeder in seiner Art rein umwälzender Natur, mußten, wie sie zeitlich zusammentrafen und sich gegenseitig unterstützten, zusammenwirken, um den Bauer mit einem Schlage von dem Banne zu befreien, der bisher auf seiner Wirtschaft gelastet und jeden

Aufschwung des Standes hintangehalten hatte. Aber damit nicht genug, das Ergebnis solcher Umwälzungen, eine immer eingreifender als die andere, in dem Zeitraum einer einzigen Geschlechtsfolge, mußte den Bauer allein zu einem anderen Manne machen, als es sein Vater gewesen war. Dieser ungeheure und unerhörte Bruch mit dem Ueberkommen, durch Jahrhunderte Geheiligten mußte in ihm Gleichgültigkeit und Mißtrauen gegen alles Ueberlieferte erzeugen. Die Zeche aber für den Bestattungsschmaus, den man dem Bauer aufgetischt hatte, mußte in erster Linie das alte Haus tragen. Insbesondere das heranwachsende Geschlecht fühlte sich immer mehr geneigt, den alten Bau als eine Art Gefängnis zu betrachten, das weder den gesteigerten Bedürfnissen der Wirtschaft noch den entwickelteren Anforderungen menschlichen Behagens genügte, und dessen man sich bei erster Gelegenheit zu entledigen hatte. Es wollte selbst dem Bauer nicht mehr passen, in seinen Wohnräumen den Dunst seines Viehes zu atmen und sich von Fliegenschwärmen belagert zu sehen, die den Verwesungsprozessen seines Stalles entstiegen.

Schon die Verkoppelung mit der Stallfütterung in ihrem Gefolge brachte in manchen Gegenden nahezu eine Verdoppelung des Viehstandes mit sich und die Erträgnisse der Ernte erhöhten sich in entsprechendem Maße. Ein allgemeines Bedürfnis nach einem Umbau oder Neubau der alten Höfe war die Folge. Wenn nun der Bauer in der ersten Zeit, wo er die voraussichtliche Entwicklung dieser Verhältnisse noch nicht übersah und seine Mittel auch durch die Bestreitung der Kosten für die Ablösungen und die Verkoppelung stark in Anspruch genommen wurden, seiner Baulust Schranken auferlegte, so hat dafür in den letzten Jahren der Neubau der Dörfer eine immer steigende Ausdehnung gewonnen und an manchen Orten ein so beschleunigtes Tempo eingeschlagen, daß fast nichts mehr zu tun übrig bleibt. Und das an Stellen, wo man es gar nicht erwarten sollte. Ja, es scheint, als wenn diese Bauwut stellenweise einen fast epidemischen Charakter annähme, so daß der einzelne ohne starkes Bedürfnis und ohne besondere Neigung sich von der allgemeinen Strömung fortreißen läßt. Bezeichnend für die Gewaltsamkeit dieser Strömung ist ein Geschichtchen, das man in Dithmarschen erzählt. In einem Dorfe hatten alle Bauern neu gebaut bis auf einen Altvater, der sich trotz alles Zuredens nicht entschließen konnte, das Haus, worin er geboren und groß geworden war, noch in seinen alten Tagen umzureißen. Da zündeten die Bauern, die ein schönes Dorf haben wollten, erbittert über das alte Strohhaus, das das Dorf nach ihrer Ansicht schändete, den dicht am Hause stehenden Diemen an, so daß auch das Haus Feuer fing und abbrannte.

Ein Hauptmerkmal des alten Bauernhofes war die Bevorzugung, welche der Scheune vor Wohnung und Stallung zuteil wurde. Mochte das Vieh in engen, dumpfen und schmutzigen Räumen untergebracht sein und die Wohnung für Familie und Gesinde womöglich sich in einem noch übleren Zustande befinden, wenn nur die Scheune durch äußeres Ansehen und zweckmäßige innere Einrichtung sich vorteilhaft von den übrigen Gebäuden abhob. Beim

sächsischen Haus war dieselbe — wie wir gesehen haben — sogar so sehr die Hauptsache, daß alles andere nur wie ein Anhängsel derselben behandelt wurde. Diese Hintansetzung von Stall und Wohnhaus tritt nun in dem neuen Bauernhof zurück. Die mehr und mehr aufkommende Stallfütterung zwingt zur Herstellung größerer, lichterer und gesünderer Stallräume, während anderseits die Tenne, der größte und vornehmste Raum der Scheune, durch den Wegfall des Handdreschens und die Ersetzung desselben durch die Dampfmaschine eigentlich überflüssig wird, um so überflüssiger als auch in Deutschland mehr und mehr die Sitte aufkommt, nach englischem Muster sich offener Feimengestelle statt der kostspieligeren Scheune zu bedienen.

Im Gegensatze zu dieser Wertminderung der Scheune wächst und verschönert sich das Wohnhaus. Besaß das alte Bauernhaus ursprünglich überhaupt gar keinen eigentlichen Wohnraum — der große Flur mit dem Feuerherd bildete den Mittelpunkt des häuslichen Lebens — oder blieb, wo späterhin Stube und Herdraum getrennt gehalten wurden, die Zahl der Wohnräume auf jene eine Stube im Erdgeschoß beschränkt, so genügt heutzutage eine Stube nicht mehr. Das Gesinde, dessen Dienstverhältnis zur Herrschaft früher einen familienhaft-patriarchalischen Charakter trug, ist zum bloßen Lohnarbeiter geworden, und seine Stellung zur Herrschaft wird lediglich als rechtliches Kontraktsverhältnis aufgefaßt und behandelt. Damit entschwindet dasselbe sinnbildlich und wirklich aus dem Gesichtskreis des Arbeitgebers; es wird aus der Stube und von dem Tische desselben in eine eigene Gesindestube und an einen besonderen Tisch verwiesen.

Außer der Gesindestube wird auch eine Putzstube eingerichtet, oder es erweitert sich vielmehr die frühere Giebelkammer, welche die Schränke, Kisten und Betten der Hausfrau enthält, zu einer solchen. Diese Vermehrung der Räume macht zumeist die Aufsetzung eines richtigen zweiten Stockwerks notwendig, das bis dahin nur dem schweizer und teilweise auch dem alemannischen Hause eigentümlich gewesen war.

Auch die Lage der einzelnen Wohnräume, die für das alte Bauernhaus eine ein für allemal feststehende war, geriet jetzt ins Wanken. Das fränkische Haus hatte die Wohnstube im Winkel der Dorfstraße und des Hofes, verschiedene Spielarten desselben verlegten den Wohnraum ganz nach dem Hofe, das sächsische Haus bringt endlich die Stube ganz nach hinten an das Ende des Hauses. Dem alten Bauern war eben seine Wirtschaft die Hauptsache; was auf der Straße vorging, kümmerte ihn bei seiner Arbeit nicht weiter. Recht charakteristisch wird diese Selbstgenügsamkeit illustriert durch die Antwort, welche ein alter thüringscher Biedermann auf den Rat, bei dem Neubau seines Hofes Wohnhaus und Stube an die Straße zu legen, gab: „Mer soll die Weiber nicht auf die Straße sehen lan, sie versiemen sunst zu viele.“

Weit mehr jedoch als durch die im Vorstehenden namhaft gemachten Umgestaltungen wird die Selbständigkeit des ländlichen

Baustils bedroht durch das Hinschwinden des originellen alten Holzbaues und seine Verdrängung durch den reinen Steinbau.[1]) Die Eigenart des deutschen Dorfes, sagt Rhamm, würde sich nicht so lebensvoll aufdrängen, wenn es nicht bis auf unsere Tage an dem Holzbau festgehalten hätte; überall steht unser Bauernhaus noch mit seinen Füßen im Walde, wenn auch sein Haupt die alte moosbewachsene Strohkappe abgeworfen hat. Wenn die Dörfer des slawischen Ostens einen so einförmigen Anblick gewähren, so liegt das daran, daß sie im struppigen Urwalde stecken geblieben sind, daß sie sich bei der Starrheit slawischer Art nicht haben entwickeln können; bei der romanischen hat das gleiche Verhältnis seinen Grund darin, daß sie bei ihrem Steinbau sich nicht haben entwickeln können. Denn für den ländlichen Bau bietet nur das Holz die Möglichkeit einer selbständigen und lebendigen Entwickelung. Zur Bearbeitung und künstlerischen Behandlung des Holzes genügen die Kenntnisse des einfachen ländlichen Zimmermannshandwerkes: es genügt eine bloße, durch Uebung zu erwerbende Kunstfertigkeit, geleitet von dem angeborenen, durch die Ueberlieferung des Berufes geschulten Geschmack, und von dieser Seite steht selbst der Ausbildung und Betätigung eines bäuerlichen Kunstsinnes nichts im Wege. Das lange Werkholz bietet in seiner Aufstellung, Lagerung und Schichtung eine Menge Möglichkeiten, die zum Nachdenken verleiten, und die vorstehenden und abgeschnittenen Balkenköpfe, die Enden der Windbretter an den Giebeln und ähnliches fordern den Kunstsinn und Geschmack des Bauern, wenn er noch so unentwickelt ist, geradezu heraus. Nichts von alledem beim Steinbau. Der eckige kleine Stein kann nur geschichtet werden und birgt kein Leben in sich wie das Holz. Die tote Steinwand muß künstlich belebt werden; um sie wirkungsvoll zu gestalten, kommt man mit einem Handwerk nicht aus, es braucht neben dem Maurer noch den Steinmetz, beide vereint unter einer höheren Leitung; zu alledem gehört eine schulgerechte Kunst, gehören Maßstäbe und Mittel, wie sie über den Durchschnitt der einfachen Verhältnisse und Bedürfnisse des Dorfes hinausgehen. Das Eindringen des reinen Steinbaues — das ist keine Frage — gräbt der Selbständigkeit bäuerlicher Baukunst unfehlbar das Grab. Aber auch wo der Holzbau sich noch eine Zeit lang fristet, kann das nur noch ein Vegetieren genannt werden, kein triebkräftiges Leben. Im besten Falle werden die alten Vorbilder dem Bauer zuliebe eine Zeit lang

[1]) Was in unsern deutschen Bauten heimisch und fremd ist, das wird durch die Sprache genau geschieden und bezeichnet. Alle deutschen Wörter deuten auf Holzbau, alles was auf Steinbau weist, ist fremdländisch. Die Völker des Mittelmeeres haben Stein gehauen, die des Nordens haben Holz gezimmert. Und dieser Entlehnungsprozeß hat sich zweimal wiederholt: unsere ältesten Steinbauten haben wir von den Römern, unsere späteren hat das erblühende Bürgertum aus Italien geholt. Wie naturgemäß dieser Unterschied war, braucht man wohl kaum auszuführen. Dementsprechend sind auch alle technischen Ausdrücke für das Mauern aus Italien übernommen: murus, tegula (Ziegel), calx (Kalk), mortarium (Mörtel) u. a.

nachgeahmt, aber von einer liebevollen Fortentwicklung des alten Bauernstils kann keine Rede mehr sein. Ohnehin gerät das Zimmerhandwerk der Dörfer heutzutage in eine immer größere Abhängigkeit von den Baugewerkschulen, denen nichts ferner liegt als die Pflege eines ländlichen Geschmackes, und für die der Holzbau ein viel zu überwundener Standpunkt ist, als daß es der Mühe lohnte, sich in der Praxis damit anders als widerwillig zu befassen.

Wer sich ein Bild von dem künftigen deutschen Dorfe im Gegensatz zu dem alten machen will, der möge bei einem Besuche des Spreewaldes das bei Burg liegende Dorf Werben aufsuchen, das infolge verschiedener Brände ganz neu aufgeführt worden ist. In Burg noch die alten braunen Holzhäuser mit Strohdach und Giebelschmuck, in Werben „ein wahrer Ausverkauf von kleinstädtischem Hausplunder: niedrige Backsteinwände in allen möglichen Farben, zum Zierat wohl ein paar weiße Backsteine hineingeklecst, als spritze der Maurer seine Kelle aus; die Dächer in jedem Geschmack, bald hoch und steil, bald flach und niedrig, in allen Farben: Ziegel, Schiefer, Pappe, kurz das Ganze ein Spielkasten für Kinder aus einem Fünfzigpfennigbazar, nur daß die Häuser in diesem doch in einem Geschmacke sind. Das ist unser künftiges Dorf."

Eine Abhilfe dagegen aus der Mitte der Bauernschaft steht kaum zu erwarten. Denn nicht minder als das alte Dorf bricht in unseren Tagen auch der alte Bauernstand zusammen. Wir können uns heute über diesen Prozeß nicht weiter auslassen: daß er sich vollzieht, und zwar rascher als man gemeiniglich annimmt, kann dem näher zuschauenden Auge kaum verborgen bleiben. Die oberste Schicht der Bauern entwächst allmählich dem alten Dorf, um sich zu einem Stande kleinerer Gutsherren zu entwickeln; häufiger kehren sie auch dem Dorfe ganz den Rücken und ziehen in die Stadt, und wenn sie auch noch auf der heimatlichen Scholle sitzen bleiben, so werden sie doch den alten Ueberlieferungen untreu, lassen ihre Söhne studieren und schicken ihre Töchter in eine städtische Pension. Daß dann in solchen Erziehungsmagazinen in den Kindern die Liebe zur Heimat und ihren schlichten Sitten und alten Anschauungen schwinden muß, liegt auf der Hand: häufig genug bildet sich diese Gleichgültigkeit noch in Haß und Verachtung gegen alle alten Traditionen fort.

Leider ist auch von derjenigen Seite, von welcher allein noch eine Abhilfe gegen den drohenden Untergang unseres alten deutschen Dorfes ausgehen könnte — ich meine die Staatsregierungen — nicht viel zu erhoffen. Einzig die österreichische Regierung hat ein richtiges Verständnis für die bedrohliche Sachlage gezeigt und eine kräftige Initiative angesetzt, um einem weiteren Verfall vorzubeugen. Sie brachte auf der Wiener Weltausstellung von 1873 eine Sammlung von Bauriſſen der verschiedenen ländlichen Bautypen der Monarchie zur Ausstellung. Auf Grund derselben wurden dann später Musterpläne für die einzelnen Gegenden ausgearbeitet, die den Bauern einen Anhalt für den Neubau ihrer Gebäude gewähren sollten. Besondere Anerkennung verdient, daß man nicht im bekannten bureaukratischen Schematismus beliebt hat, die gesamte Bauernschaft

einer grauen Theorie zuliebe über einen Kamm zu scheren, man hat sich im Gegenteil grundsätzlich darauf beschränkt, den gegebenen Bau unter Belassung seiner Grundzüge den Fortschritten der landwirtschaftlichen und baulichen Wissenschaft gemäß zu entwickeln und ihn den veränderten Verhältnissen anzupassen. Mit der Herausgabe von Musterplänen allein ist aber noch nicht alles getan; es würde noch einer ganzen Reihe von unterstützenden Maßnahmen bedürfen, um ihre Wirksamkeit zu sichern, vor allem einer geeigneten Einwirkung auf die Baugewerkschulen, Empfehlung der Pläne durch die Behörden und die denselben unterstehenden Bauten, Verteilung an die Amtszimmermeister und dergleichen. Statt dessen ist man von oben herab bemüht, durch polizeiliche Bevormundung einer öden Gleichförmigkeit in der äußeren Erscheinung des Hofes und des Dorfes die Wege zu bahnen. Was dabei herauskommt — schreibt Rhamm mit beißender, aber treffender Ironie — kennen wir zur Genüge: schnurgerade Straßen, die sich winkelrecht kreuzen, kein freundlicher Einblick in den Hof, kein Durchblick in die Gärten, kein Vorsprung und keine Einbucht, alle Häuser proper in Reih und Glied gestellt, scharf aufgeschlossen, als sollte der Parademarsch beginnen, den Czako des Schornsteins vorschriftsmäßig auf dem Kopf, es fehlt nur ein Kommando „Augen links," etwa die Wohnstube mit den Hauptfenstern stets nach einer Seite zu legen. Eine herrliche Aussicht das! Aus dem beengenden Gewirr des alten Dorfes sehen wir das neue in reiner, abgemessener Schönheit sich erheben, alle Störrigkeiten und Wunderlichkeiten des altgermanischen Bauernhofes werden sich in baupolizeiliches Wohlgefallen aufgelöst haben, Richtschnur und Winkelmaß werden triumphieren und keine Feder wird imstande sein, die vornehme Langeweile des künftigen Dorfes zu schildern.

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thilsen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIX. | 15. August 1910. | Heft 11.

Die vorchristliche Pädagogik bei den orientalischen Völkern.

Von

Anton Steeger.

Hamm (Westf.)
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1910.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60. Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

Heft 1 und 2: **Köln und Koblenz.** Eine Darstellung der Osterdienstags-Konferenz und ihrer Folgeerscheinungen. Von Dr. jur. Krueckemeyer.

Heft 3: **Mazedonien, Serbien und Montenegro.** Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Heft 4: **Die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.** Von Franz Weigl.

Heft 5 u. 6: **Kralik oder Muth?** Ein Wort zum katholischen Literaturstreit. Von Josef Pfeneberger.

Heft 7: **Der Volksschulunterricht der katholischen Kinder in den deutschen Bundesstaaten.** Eine Studie von Dr. Ferdinand Brandis.

Heft 8: **Aus Islands alten Schätzen.** Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie von Jón Svensson. Autorisierte Uebersetzung von Joh. Mayrhofer. (Zweiter Teil.)

Heft 9: **Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung.** Von M. Kreuser.

Heft 10: **Dorf und Bauernhof in Deutschland in alter und neuer Zeit.** Von Dr. Ch. Meyer, Staatsarchivar.

Heft 11: **Die vorchristliche Pädagogik bei den orientalischen Völkern.** Von Anton Steeger.

Folgende Beiträge sind u. a. in Aussicht genommen:

Das Blut des hl. Januarius. Von Dr. B. M. Bergervoort.

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die sibyllinischen Weissagungen. Von P. H. Allroggen, O. F. M.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Steumer.

Generalsuperior P. Arn. Janssen, S. V. D. Von Fr. Schwager. S. V. D.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Ziele der katholischen Studentenschaft. Von B. Eberl.

Der Modernismus in der Moral. Von Dr. Karl Kaufmann.

Das sog. Thorner Blutgericht. Von Stanislaus Kujot.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. Juli. ✻ Ausgabe des Heftes am 15. August.

Die vorchristliche Pädagogik bei den orientalischen Völkern.

Von

Anton Steeger.

„Wer nicht von 3000 Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleibt im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben."

Goethe.

Dieses Wort Goethes ist gewiß auf keinem andern Gebiete so berechtigt, wie auf dem Gebiete der Pädagogik. Deshalb möge es uns gestattet sein, das Leben der orientalischen Völker, das gerade in unsern Tagen Gegenstand der intensivsten Forschungen ist, auch nach der wichtigen Seite des Unterrichts- und Erziehungswesens zu betrachten. Wir glauben damit vielfachen Wünschen zu entsprechen und glauben durch vorliegende Arbeit kurz und doch genügend unsere Leser in angenehmer Form in dieses wichtige Gebiet einzuführen.

Die erste und unvollkommenste Erziehungsform tritt uns entgegen bei den Naturvölkern. Unter der völligen Vormundschaft der Natur stehend, ohne Bewußtsein des wahren Wesens des Menschen und der daraus entspringenden geistigen und sittlichen Lebensaufgabe, daher ohne Streben, sich aus dem Zustande der Naturbestimmtheit durch eigene Kraft und eigene freie Tat zu einer vernünftigen, sittlichen Persönlichkeit zu entwickeln, begnügen sie sich damit, in der Sorge für die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse ihre leibliche Existenz zu erhalten und zu fördern, gegenüber den kollidierenden Mächten der Natur und den kollidierenden Interessen anderer ihr Dasein zu behaupten und ihre Interessen zu verfolgen.

Die Erziehung ist daher vorzugsweise eine einseitig körperliche, auf die Ausbildung der physischen Anlagen und Kräfte gerichtet, um so den einzelnen zum Kampfe ums Dasein fähig und tüchtig zu machen.

Doch fehlt es auch auf dieser Stufe keineswegs an Zeugen des geistigen Schaffenstriebes, an Momenten, die für Anregung, Nahrung und Förderung des geistigen Lebens von Bedeutung sind und die Keime und Ansätze einer höheren, geistigen Entwicklung bilden: Sprache, Sitten und Gebräuche, Religion mit dem Glauben an ein jenseitiges Fortleben, Tradition, Sprüche, Rätsel, Fabeln, bildende Kunst, Dichtung, Musik und Gesang. Bei einigen begabteren Naturvölkern, z. B. bei den Mexikanern und Peruanern, ist sogar eine große materielle Kultur anzutreffen; trotzdem konnten sie sich nicht aus dem Bann des Natürlichen losmachen und zu einer höheren, freien Geistesentwicklung und Bildung emporschwingen.

Für die Erziehungsgeschichte sind die Naturvölker dennoch von mannigfacher Bedeutung: einmal zeigen sich bei ihnen die ältesten Formen der Erziehungspraxis, dann sehen wir dort erziehende Kräfte in Tätigkeit, die auf den höheren Stufen immer noch mitwirken, allein dort leichter übersehen werden können. Endlich ist die naturgemäße Ausbildung und Pflege der körperlichen Kräfte und Anlagen ein Prinzip, das die Erziehung niemals aus dem Auge verlieren darf; denn die geistige Entwicklung ist an die leibliche Existenz gebunden, Leben, Gesundheit, physische Kraft und Stärke sind die Bedingungen der sittlichen Entwicklung und deshalb die nächsten sittlichen Güter.

Erst bei den Kulturvölkern, denen das Bewußtsein von der selbständigen Stellung und der Ueberlegenheit des Menschen über die Natur aufgegangen ist, sucht sich der Geist aus der Naturbestimmtheit herauszuarbeiten, und die Erziehung nimmt ihre Richtung auf die geistige Sphäre; es beginnt eine selbstbewußte, geistige Entwicklung, die je nach dem Grade der Auffassung und Erfassung des menschlichen Wesens, der Freiheit und individuellen Selbständigkeit des Einzelnen innerhalb einer Gesamtheit mehr oder minder vollkommen ist.

Indem die Individuen aus ihrer Isoliertheit heraustreten und sich zu einer Gesamtheit zusammenschließen, treten sie zwar in eine begrenzte Stellung innerhalb dieses Gesamtorganismus, aber sie haben doch eine selbständige Bedeutung, und innerhalb der rechtlichen Grenzen ist eine Sphäre freier Bewegung zu gesunder Entwicklung der Individualität nötig.

Bei den Kulturvölkern des Orients wird diese selbständige Bedeutung des Individuums gegenüber der Gesamtheit noch nicht erkannt, die Idee der freien Persönlichkeit ist noch wenig entwickelt, daher ihre Ausgestaltung kaum Ziel des Strebens. Der Wert des Einzelnen wird darin gefunden, daß er seine Stelle im Gesamtorganismus, in der Gesellschaft, im Staate aus-

fülle. Der einzelne muß sich dem Ganzen unterordnen und dementsprechend die freieren Regungen seines Bildungstriebes unterdrücken oder wenigstens regulieren.

Bei den Kulturvölkern des Occidents dagegen tritt die Individualität mehr in den Vordergrund; neben dem staatlich nationalen Interesse wird das Recht der individuellen Freiheit und die Pflicht freier Entwicklung der Individualität besonders betont. Die Zeit, wo bei einem Volke die Schrift in Schwung zu kommen beginnt, bezeichnet Willmann treffend als einen Wendepunkt (Did. S. 112) in der Entwicklung aus dem Zustand der Bildungslosigkeit heraus. „Die Schrift ist das Ferment, das am mächtigsten zur Fixierung des geistigen Inhalts eines Volkslebens wirkt: durch sie gewinnen die religiösen Vorstellungen feste Gestalt in heiligen Büchern; die traditionell überlieferten Kenntnisse verdichten sich zu einem Wissen, das den Kern gelehrter Forschung abzugeben vermag; aus mündlich fortgepflanzten Sagen und Dichtungen gestalten sich die kanonischen Werke der Poesie; die Erinnerungen der Vergangenheit werden zu geschichtlichen Aufzeichnungen. Erst der so festgelegte, zum Schrifttum erhobene Inhalt wird Objekt der eigentlichen Lehre, die ihn fixierende Kunst des Schreibens Gegenstand praktischer Einübung. Dem Lesen und Schreiben wird die erste strenge Lehr- und Lernarbeit zugewendet, und wie die Kunst der Buchstaben noch heute im Bildungsgange unserer Kinder an der Schwelle des Unterrichts steht, so bezeichnet sie dessen Eintreten in die Geschichte. Auf den Schriftbetrieb geht auch das Entstehen der Schulen zurück. Schule und Buch sind zusammengehörig, und haben in Konnex gestanden, lange bevor es Schulbücher gab."

So haben die ganze Entwicklung des Schriftbetriebs, selbst die technischen Mittel des Schreibens, weiter der Inhalt der ersten Bücher einen wesentlich bestimmenden Einfluß auf den Fortschritt der Bildung eines Volkes.

Wir treffen im Oriente mehrere Völker, die in der vorchristlichen Zeit es zu einer gewissen Stufe der Kultur gebracht haben, und bei denen deshalb auch die Interessen der Erziehung und des Unterrichtes Pflege fanden.

Dahin gehören die Chinesen, Indier, Perser und Aegypter.

Im Occident sind die beiden vornehmsten Kulturvölker des Altertums: die Griechen und die Römer. Bei ihnen sind Unterricht und Erziehung schon viel weiter ausgebildet.

Eigene Erwähnung verdienen die Juden. Sie sind das auserwählte Volk Gottes. Die jüdische Pädagogik ist das Vorspiel der christlichen und als solche steht sie hoch über der Pädagogik der heidnischen Völker.

Die Chinesen.

1. Konfutius.

Unter der Regierung des chinesischen Kaisers Ling-wang, im Königreiche Lu, das China tributpflichtig war, wurde Konfutius (Kong-Fu-Dsü), der vornehmste Pädagoge bei den Chinesen, 551 v. Chr. geboren. Sohn eines hohen Staatsbeamten, zeichnete er sich schon früh durch sittlichen Ernst und Wißbegierde aus. Im 15. Lebensjahre begann er seine tieferen Studien, im 17. erhielt er die Würde eines Mandarin, und widmete sich später mit besonderer Vorliebe der Jugenderziehung und Veredelung seines Volkes. —

Seine Anweisungen beschränken sich auf die Beziehungen zwischen Fürst und Volk, Vater und Sohn, Gatte und Gattin und auf die 5 Haupttugenden der Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, die Beobachtung eingesetzter Zeremonien und Gebräuche, die Wahrheit und aufrichtige Offenherzigkeit.

Seine Schüler teilte er in 4 Klassen, von denen die unterste nachdenken lernen und sich Tugenden aneignen, die zweite sich im Urteilen und Reden üben sollte. Die dritte studierte die Staatswissenschaften und die Staatsverwaltung, die vierte Sittengesetz und Tugend mit vorwiegend praktischer Richtung.

Mit diesem Unterrichte wollte er die Jugend und mit ihr die Menschheit der ursprünglichen Reinheit entgegenführen, die sie zwar vom Himmel erhalten, aber wieder verloren habe. Er erkannte als den Schöpfer und Regierer des Weltalls ein Wesen ohne Anfang und Ende, das unendlich gut und gerecht, alles erhält und ordnet.

Seine Lehren faßte Konfutius meistenteils in kurze Denk- und Sittensprüche, und die meisten derselben bezweckten Mäßigkeit im Genusse der sinnlichen Freuden, Achtung des Familienlebens und der Eltern, und Gehorsam gegen das Staatsoberhaupt. Er selbst war ein Mann des Ringens und Strebens nach Vollkommenheit (in seinem Sinne), bekannte aber offen, daß er erst im 50. Lebensjahre die ewigen Gesetze des Himmels recht verstanden, im 70. jedoch erst keinen Widerspruch des Herzens mehr gegen diese Gesetze empfunden habe.

Konfutius hat kein eigenes Erziehungssystem aufgestellt, sondern hat nur die Erziehungsgrundsätze zum erstenmale gesammelt, die in der Praxis bereits üblich waren und traditionell im Volksbewußtsein lebten. Er brachte sie neuerdings zu Ansehen und schärfte sie ein. Das ist sein Verdienst.

Im Sinne des Konfutius wirkte sein Schüler Tseng.

2. Erziehung.

Weil das Familienleben — noch jetzt — die Grundlage aller Verhältnisse in China ist, so mußte auch die Erziehung hiervon

ausgehen und es ist natürlich, daß Konfutius, wie alle Weisen des Landes, die Familie zunächst ins Auge faßte.

Das ganze Volk soll sich selbst als eine große Familie betrachten, an deren Spitze der Kaiser als Vater steht. Sind die Angelegenheiten des Hauses — heißt es in einer dem Konfutius zugeschriebenen Schrift — wohl geordnet, so sind es auch die des Staates, und wer die Eltern verehrt, wird auch den König hochachten, dieser aber in seinen Untertanen seine Kinder erkennen.

Diese Idee ist scheinbar gut. Allein bei den Chinesen bildet sie nur die Grundlage für den schrankenlosesten Despotismus, der sich durch alle Verhältnisse hindurchzieht.

Das Oberhaupt des Staates fordert für sich unbedingten Gehorsam, und dieser unbedingte, sklavische, blinde Gehorsam ist und bleibt auch maßgebend für alle Untergebenen in ihren Verhältnissen zu den Organen des Staates, den Mandarinen. Ebenso fordert der Vater unbedingten Gehorsam von seinen Familienangehörigen.

Die Religion ist außer Stande, ein milderndes Element in diesen starren Staatsabsolutismus hineinzutragen, denn auch die Religion ist mit in den Staatsmechanismus aufgenommen; der Kaiser ist der „Sohn des Himmels" und als solcher zugleich das Oberhaupt der Religion, die somit gleichfalls den staatlichen Zwecken dienen muß, und nur als staatliches Institut Geltung hat. Der chinesische Despotismus ist zugleich Cäsaropapismus. Unter solchen Verhältnissen kann sich natürlich im Volke kein reges, frisches Leben entwickeln. Darum ist China das Land des Stillstandes, ohne geistige Regsamkeit; es zehrt von den Ueberbleibseln einer frühern Kultur, die aber nun verrottet und nur eine Hütte für die Barbarei geworden ist, die auf dem Volksleben lastet.

Demgemäß ist denn auch das oberste Prinzip für die Erziehung bei den Chinesen der unbedingte Gehorsam des Kindes gegen das Familienhaupt, den Vater. Dieser Gehorsam ist die erste und vornehmste Tugend, zu der die Jugend herangezogen werden muß. Es hat jedoch dieser Gehorsam weniger eine ethische Bedeutung; er ist vielmehr nur das Mittel, um die Jugend in jenen unterwürfigen, sklavischen Sinn einzuführen, der den Chinesen sein ganzes Leben hindurch im Verhältnis zum Staat und seinen Organen leiten muß.

Der richterliche Beamte war verpflichtet, den Sohn sofort auf jede Anklage des Vaters hin und ohne weitere Beweisführungen zu bestrafen, denn man schloß, daß jeder Sohn strafbar sei, mit dem der Vater überhaupt unzufrieden sei.

Furchtbar war die Strafe des Elternmordes. Der ganze Bezirk geriet bei solch' einem Ereignisse in Bewegung. Der Kaiser selbst übernimmt das Richteramt; alle Beamte des Distrikts werden abgesetzt, weil man annimmt, daß nur unter einer

schlechten Verwaltung eine solche Greueltat vorkommen könne, der Schuldige aber wird in Stücke zerrissen und sein Haus nebst Umgebung von der Erde vertilgt.

Tötet aber ein Vater sein Kind, so wird er nicht bestraft. Arme Eltern opfern ihre Kinder (namentlich die Mädchen) dem Flußgotte, indem sie diese mit einem Kürbis am Halse ins Wasser werfen; auch das Aussetzen (oder Mord) der Kinder ist ein sehr häufiger Gebrauch. Die Missionäre haben schon viele Tausende solcher Kinder gerettet und in der christlichen Religion unterrichtet.

Das Prinzip der Familienerziehung ist bei den Chinesen anerkannt, damit stehen sie auf dem Boden der natürlich-sittlichen Ordnung; aber das Familienleben hat keine höhere sittliche Weihe. Die Erziehung ist nur Staatserziehung. Daher wird auch auf die Mädchenerziehung wenig Gewicht gelegt.

Die Mädchen sollen vom 10. Jahre an nur im Hause leben und dieses nicht verlassen. Sie sollen dann zur äußern Anmut, zu freundlichem Benehmen und zur Rechtschaffenheit erzogen, mit dem 20. Jahre aber verheiratet werden.

Das Weib gilt als geringeres Geschöpf, dessen Geist man einschnürt und engt, wie die Füße.

Zu all dem kommt noch die gesetzlich gestattete Vielweiberei, die das eigentliche Familienleben und die Familienerziehung erschwert, aber auch die Würde des Weibes herabzieht.

3. Der Unterricht.

Die Schulen, über die uns aus der Zeit der Tscheu-Dynastie (12.—3. Jahrh. v. Chr.) genauere Nachrichten vorliegen, zerfielen in:

1. Gemeindeschulen unter dem Chef der Kommune,
2. Kantonschulen unter dem Kantonchef,
3. Distriktsschulen unter dem Distriktschef,
4. Provinzialschulen unter dem Statthalter der Provinz.

Die besten Schüler einer jeden Stufe stiegen in die nächsthöhere auf; die ausgezeichnetsten Schüler der höchsten Stufe wurden nach einer Prüfung in das kaiserliche Kolleg befördert, das die Hochschule für die Großen des Reiches war.

Die Prüfungen erstreckten sich auf Wissen und Fertigkeiten, teils auf die Zeremonien, die Musik, das Bogenschießen und Wagenlenken, die Schrift und das Rechnen, und auf eine Art Moral- und Anstandsunterricht.

Während im alten China die Schulen Staatsanstalten waren (bis 750 v. Chr.), sorgt das neuere China für das Schulwesen fast gar nicht, behält aber das seit 650 n. Chr. in Aufnahme gekommene System der Staatsprüfungen bei. Wie sich jemand die nötigen Kenntnisse erwirbt, darum kümmert sich der Staat nicht. Weil aber das höchste Ideal der einzelnen ist, Beamter

zu werden, herrscht ein ungeheurer Eifer, sich in den vielen bestehenden Privatschulen seine Kenntnisse zu erwerben. Jedes Dorf hat seine Schule; in den großen Städten gibt es sogar Abendschulen, ja Nachtschulen für die arbeitende Bevölkerung.

Der Unterricht beginnt mit der Elementarschule. In den Städten sorgt die Obrigkeit für die Errichtung solcher Volksschulen; größere Dörfer stellen selbe auf eigene Kosten her.

Mit dem sechsten Jahre tritt der Knabe in die Schule ein. Lesen und Schreiben sind die Hauptgegenstände des Unterrichts. Dazu kommt noch etwas Rechnen nebst gemeinnützigen Kenntnissen, die aus dem Lesebuch gelernt werden, sowie Musik. Die Volksschule hat 4 Klassen. Häufige Prüfungen sollen den Unterricht fördern. Mädchenschulen fehlen.

Das erste Schullesebuch heißt Pe-kia-sing und enthält die Namen aller Personen aus hundert hohen Familien. Das 2. Schulbuch (Thata) ist eine Sammlung von gemeinnützigen wissenswerten Dingen, eine Art Rechenbuch; das 3. (Thien-the-ouen) ist eine Vereinigung von 1000 Buchstaben; das 4. Schulbuch heißt San-thea-king und enthält eine Sittenlehre, sowie die Anfänge der Geschichte.

Das Lesen- und Schreibenlernen ist eine sehr schwierige Sache; denn die chinesische Sprache gehört nicht zu den flektierenden Sprachen und drückt daher die Beziehungen der einzelnen Begriffe nur durch die verschiedenen Stellungen der Wörter, in Sätzen und durch die Betonung aus. Die Wörter selbst sind einsilbig, beginnen zumeist mit einem Konsonanten und enden mit einem Vokale. Die Schriftzeichen sind etwa 50 000. Sie werden beim Schreiben senkrecht unter einander gesetzt, und mit ihnen und etwa 450 Silben oder Lautverbindungen wird das ganze Sprachgebäude aufgeführt.

Die Erlernung der Schreibekunst nimmt unter solchen Umständen sehr viele Zeit in Anspruch, und ein Chinese, der fertig lesen und schreiben kann, darf schon auf den Ruhm eines Gebildeten Anspruch machen.

Beim Lesen liest der Lehrer zunächst die erste Zeile so lange vor und sprechen sie die Schüler, mit dem Zeigefinger folgend, so lange nach, bis sie sich die Aussprache jedes Zeichens gemerkt haben und die Zeile ohne den Lehrer lesen können. Hierauf lernen sie dieselbe, jeder für sich und jeder mit lauter Stimme, auswendig, worauf sie dem Lehrer und dem Buche den Rücken kehrend, die Aufgabe hersagen. In dieser Weise werden alle folgenden Zeilen behandelt, bis das ganze Buch auswendig gelernt ist.

Beim Schreiben bekommt der Schüler im Anfange eine Vorschrift mit den einfachsten Zeichen, später mit zusammengesetzteren. Diese Vorschrift legt er unter das Papier, auf das er schreiben soll, und zeichnet sie so mit dem Pinsel nach; hat er hierin Übung erlangt, so beginnt er aus freier Hand zu schreiben. Auch ein

gewisser Anschauungsunterricht wird in den chinesischen Schulen getrieben. Sichtbare, stark ins Auge fallende Gegenstände, die die Einbildungskraft beschäftigen, werden vorgeführt und benannt.

Mit Tagesanbruch beginnt der Unterricht, vor dessen Anfang die Schüler erst des Konfutius und dann ihres Lehrers gedenken, diesen ehrfurchtsvoll grüßend. Die Ehrfurcht vor dem Lehrer ist überhaupt groß. Während des Unterrichts müssen sich die Schüler einer anständigen Haltung befleißigen, (ebenso müssen sie auf der Straße anständig und ruhig einherschreiten). Faulen Schülern soll durch entsprechende Strafen (auch körperliche Züchtigungen) nachgeholfen werden.

Diejenigen Schüler, die sich dem Studium widmen wollen, werden von eigenen Lehrern unterrichtet und erhalten eine gründliche Erklärung der von Konfutius verfaßten oder gesammelten Werke (Jitkin, Schukin, Schikin, Liki, Tschuntschin, sowie die 4 Bücher, die die Lehren des Konfutius und Mencius enthalten) und werden angeleitet, Verse zu machen und Aufsätze zu schreiben. Ein Abriß der chinesischen Geschichte schließt sich an.

Die Prüfungen sind in ein gewisses System gebracht, so zwar, daß auf jede Prüfung wieder eine andere folgt, die die Anforderungen an die Prüfungskandidaten successiv immer höher spannt.

Die Prüfungen sind sehr strenge. Die Examinanden werden in gesonderte Zimmer eingeschlossen und vorher genau untersucht, ob sie keine Hilfsmittel mitgebracht haben. Während der Prüfung werden sie von Soldaten bewacht. Sie haben nur Schreibpinsel, Tusche und Papier, und binnen einer bestimmten Zeit müssen sie einen Aufsatz in Schönschrift anfertigen.

Das erste Examen wird in jeder Bezirksstadt von dem Bezirksgouverneur abgehalten; der bewährte Prüfling wird unter die Höhergebildeten aufgenommen; das 2. Examen wird alle drei Jahre in der Provinzialhauptstadt von zwei kaiserlichen Examinatoren abgehalten; es dauert 25—30 Tage und berechtigt zu öffentlichen Ämtern zunächst in der Provinz. Die 3. und letzte Prüfung dauert 13 Tage; es werden schwierigere Themata gegeben. Wer diese Prüfung besteht, kann es bis zum Minister bringen.

Der 4. und höchste Grad ist der eines Mitgliedes der kaiserlichen Akademie; die Prüfung findet vor dem Präsidenten der Akademie in dem kaiserlichen Palast selbst statt.

Der Unterrichtsstoff ist auf allen Unterrichtsstufen eigentlich derselbe; er wird nur sachgemäß erweitert und vertieft.

4. Die Religion.

Zum Schlusse möge noch einiges über die chinesische Religion folgen. Das Volk hängt (seit 65 v. Chr.) dem Buddhismus oder

der Religion des Foh an, wie die Chinesen den indischen Buddha nennen Hiernach gibt es einen mit Weltenstoffen angefüllten Raum von Ewigkeit zu Ewigkeit, in dem nach ewigen unveränderlichen Gesetzen die Welten entstehen und vergehen. Aus diesem Raume entstand auch unter furchtbaren Stürmen durch Vereinigung der Atome aus dem Wasser die jetzige Welt, die durch einen Geist belebt wird, der sich in der Materie durch unzählige Formen vereinzelt, für sich selbst aber in steter Ruhe ist und sich nicht in die Weltregierung mischt, weil diese durch ein starres, unabänderliches Geschick oder Fatum bestimmt ist.

Der Mensch aber kann nach seinem Willen handeln und wird nach seinen Werken gerichtet. Beschauliche Ruhe und Ertötung seiner selbst, Aufgehen in seliges Nichts, ohne jedoch die Selbständigkeit zu verlieren, ist höchster Gipfel des religiösen Lebens. Je mehr die Religion in die höheren Regionen steigt, desto mehr wird sie zum unbestimmten Pantheismus, je tiefer sie ins Volk geht, desto mehr besteht sie in Äußerlichkeiten. Ein prunkvoller Gottesdienst mit Opfern und Festen wird von einer großen Schar von Priestern (Bonzen) geübt, ohne jedoch auf die Herzen einzuwirken. Der gelehrte Stand ist übrigens der Sittenlehre des Confucius zugetan.

Die Buddha-Religion stammt aus Indien, wo sich im 6. Jahrhundert vor Christus der Reformator Gautama vom Braminentume losriß. Er verwarf dessen Kircheneinrichtung und die Dreiheit des göttlichen Wesens, nahm aber eine Seelenwanderung an, vermöge deren alles sichtbar Lebendige wieder zum unsichtbaren Ursprunge zurückkehren müsse. Deshalb wandere die Seele durch tierische Gestalten bis zur menschlichen und könne sich aus dieser zur göttlichen Ruhe und Reinheit, zu einem Buddha oder gottgleichen Wesen erheben. Daß Gautama der erste Buddha war, versteht sich von selbst. Der Oberpriester Dalai Lama ist die fortwährende Verkörperung Buddhas und wechselt nur die leibliche Hülle, stirbt aber nicht.

Wenn wir all' das Gesagte überschauen, so sehen wir, daß die ganze Bildung der religiösen Basis ermangelt, sie ist Dressur, der gesamte Unterricht geistloser Mechanismus und totes Formelwesen; es fehlt überall die tiefere Erfassung des menschlichen Wesens und des Familienlebens zum Zwecke einer das Innere umgestaltenden sittlichen Veredlung. Wie der Staat selbst ein Einheitsstaat in betreff der Religion, der Gesetze, der Wissenschaft und Kunst ist, so auch in betreff der Schulen.

Das Volk ist Kind und bleibt Kind, und der ganze Staat ist eine große — Kleinkinderschule.

Unter dem Einflusse Chinas entwickelte sich das Erziehungswesen in Japan ungefähr zu derselben Form und Gestaltung wie in China. Eine vollständige Umwälzung trat im 19. Jahrhundert auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und ganz besonders in der Erziehung und Bildung mit der Revolution des

Jahres 1868 ein. Die moderne Erziehung wurde der in Deutschland, England und Frankreich herrschenden nachgebildet.

Japan ist damit in die Reihe der zivilisierten Völker eingetreten, während die Chinesen im wesentlichen auf dem Standpunkt stehen, auf dem sie schon vor 2000 Jahren gestanden sind.

Die Inder.

1. Volkscharakter.

Trotz mancher Berührungspunkte in Bezug auf Gegenstände und Methode des Unterrichts, steht die indische Erziehung ihrem allgemeinen Charakter nach in schroffstem Gegensatze zu der chinesischen. Der Chinese erzieht für das praktische Leben, der Inder für das ideelle; jener für die Erde, dieser für den Himmel; jener erzieht den Sohn zum Fortkommen in der Welt, dieser zum Fortkommen aus der Welt; jener erzieht ihn zum Bürger, dieser zum Priester; jener zum Wirken, dieser zum Wissen; jener lehrt ihn das Staatsgesetz, dieser das Wesen der Gottheit; jener führt den Sohn in die Welt, dieser ihn aus der Welt in sich hinein; jener lehrt ihn erwerben und genießen, dieser betteln und entsagen.

Diese Verschiedenheit wurzelt in dem Einflusse der religiösen Weltanschauung; während bei den Chinesen die Erziehung jedes religiösen Fundamentes entbehrt, beruht sie bei den Indern ganz und gar auf der Religion und erhält von ihr ihren Zielpunkt und Endzweck, und alles Wissen ist nur erstrebenswert um der religiösen Vollendung willen.

Diese Anschauungen der Inder sind auf den ersten Blick teilweise sehr ideal und treffend. Wenn wir aber sehen, was sie unter Religion verstehen, so sinkt ihr Wert bedeutend herab. Die indische Religion bezweckt nämlich einen tatenlosen Quietismus. Sie beruht auf dem Pantheismus, der alles Irdische und Menschliche in der übergreifenden Einheit Gottes verschlungen sein läßt, und setzt dem Menschen als höchstes Ziel Aufgehen in Gott in einem rein passiven mystischen Verhalten. Der Mensch soll zur Einheit mit Brahma zu gelangen suchen, dadurch, daß er Opfer und Büßungen vorausgesetzt, sich zu einem bewegungs- und tatlosen Anschauen der Einheit, die Gott ist, zu erheben strebt.

In sozialer Hinsicht herrscht in Indien das Kastenwesen, das einzelne auf Unkosten anderer herabwürdigt und die Gesamtheit nicht zu höherer Einheit gelangen läßt. In Indien gab und gibt es 4 Hauptkasten (Stände): die Brahmanen oder Priester — sie werden fast wie göttliche Wesen verehrt, und ihrer Leitung sind die untersten Klassen unterworfen; dafür aber müssen sie auch eine strenge, zurückgezogene Lebensweise führen und man-

cherlei Andachtsübungen verrichten, insbesondere aber die Vedas oder heiligen Schriften des Volkes lesen und daraus lehren; — die Ketris (Natrija) oder Krieger; die Waisayas oder Ackerbau und Gewerbetreibenden, und die Cudras oder dienende Klasse; eine fünfte Klasse, die verachteten Parias, ist später hinzugekommen. Jeder einzelne ist durch die Geburt einer bestimmten Kaste zugeteilt, und nur in ihr kann er sein ganzes Leben hindurch sich bewegen.

2. Die Erziehung.

Die Aufgabe der Erziehung bezweckt, daß jeder die Rechte und Pflichten seiner Kaste kennen lerne und durch strenges eingeübtes Zeremoniell nach außen hin darstelle. Die Tugend des Inders besteht in bloßer Werkheiligkeit, in der Beobachtung einer Masse von rein äußerlichen Vorschriften und Satzungen.

Die Sittensprüche und Lebensregeln lernt die Jugend aus der poetischen Literatur, besonders werden den Söhnen der Fürsten ihrer bevorzugten Stellung entsprechende Normen für das Denken und Handeln ans Herz gelegt, so in dem Fürstenspiegel „Hitopadesa", einem Auszuge aus dem ältesten vorhandenen Fabelwerke, dem Pancatantra.

3. Die Veden

sind die Grundlage der Bildung und der Hauptgegenstand des Unterrichts. Den Kern der Veden bilden die Hymnen, Gebete, Formeln und Sprüche, die zum Gottesdienst, besonders zur Opferhandlung gehören. An die einzelnen Teile der Veden schloß sich eine entsprechende Erklärung an.

Aus dem Studium der Veden wuchsen allmählich die verschiedenartigsten Richtungen der Forschung heraus: die Lautlehre, die Lehre vom Zeremoniell, die Grammatik, die Exegese, die Metrik, die Astronomie, das Gesetzbuch (Jurisprudenz), die Legende, die Logik und die Dogmatik.

Die wichtigste Disziplin ist die Grammatik. Die Brahmanen erwiesen der Sprache die Ehren einer Gottheit. Panini, der im Zeitalter Alexanders des Großen lebte, schuf eine kanonische Sprachlehre, die in 8 Büchern und 4000 Regeln die Gesetze des Sanskrit behandelt: von ihr sagt M. Müller, daß sie vollständiger als irgend ein Werk der gesamten grammatischen Literatur aller Nationen die rein empirische Analyse der Sprache durchführe. Neben Panini wurden andere Lehrbücher der Grammatik gebraucht. Auch die Sprachkunst der Inder hat ihre Wurzeln im Veda; die großen epischen Dichtungen (itihâsa) der Inder hatten das Ansehen eines (5.) Veda. In ihnen sind geschichtliche und lehrhafte Elemente ineinander geschoben.

Die lehrhafte Dichtung, besonders die Fabel, fand in Indien günstigen Boden.

Von den mathematischen Wissenschaften wird nur die Astronomie zu den vedischen Wissenschaften gezählt, aber auch die übrigen sind theologischen Ursprungs. Die ersten Anfänge indischer Algebra und Geometrie sind in religiösen Lehrbüchern enthalten. Die Inder besaßen hohe mathematische Begabung und wirkten anregend auf die arithmetische und mathematische Wissenschaft überhaupt; auch erfanden sie das Schachspiel, das geistvollste aller Kriegsspiele, das eine Schule des Ortsinns und der Kombination ist.

Unterricht genießen nur die 3 oberen Kasten. Die letzten zwei Stände müssen den Brahminen unbedingt gehorchen. Diese sind die eigentlichen Träger und Vermittler der Bildung, die einzigen Lehrer des Volkes.

Die Mädchen bleiben ohne Unterricht, daß sie von den Pflichten des häuslichen Lebens nicht abgezogen werden. Nur die Tänzerinnen und Bajaderen (Töchter armer Eltern, die schon als Kinder für den Tempeldienst angekauft werden) wurden von den Priestern in den Elementen, in der Musik, im Tanzen und Singen sorgfältig unterrichtet. Die Frauen wurden im übrigen nach indischen Begriffen geachtet und nach den Vorschriften der heiligen Bücher gut und rücksichtsvoll behandelt; doch war den oberen drei Klassen die Vielweiberei erlaubt. Auch die Kinder waren den Eltern geheiligt; gleichwohl durften diese die Kinder (besonders die Mädchen) in den Ganges werfen oder den Vögeln zur Nahrung in Körben an Bäumen aufhängen. Das Kind muß den Eltern und besonders dem Lehrer unbedingten Gehorsam leisten.

4. Die Schulen.

Die Schulen werden eingeteilt in Elementar- und höhere Schulen. In der Elementarschule werden die Schüler im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, ebenso lernen sie Sittensprüche und moralische Lehren. Die Schüler sitzen meist unter freiem Himmel um den Lehrer und üben sich darin, zuerst im Sand, dann auf Palmblätter mit eisernem Griffel, zuletzt auf Platanenblätter mit einer Art Tinte zu schreiben. Schulen im heutigen Sinne gab es im alten Indien nicht. Wenn die Schule zahlreich ist, so läßt der Lehrer die kleineren Schüler von den fortgeschritteren unterrichten, während er selbst mit einer anderen Abteilung sich beschäftigt. Die Disziplin beim Unterrichte ist sanft, nur im äußersten Falle streng (Schläge, Begießen mit kaltem Wasser).

Die höheren Schulen sind für die Brahminen da. In den gelehrten Schulen zu Benares, in Trizur und in Nuddeah werden die Schüler (auch der 2. und 3. Kaste) in Poesie, Geschichte, Logik, Mathematik, Astronomie und Medizin unterrichtet. Die ganze Studienzeit dauert 12—20 Jahre und oftmals noch länger.

Die Schüler wohnen bei dem Lehrer, der keine Bezahlung für den Unterricht nehmen darf; er ist ohnehin reich bepfründet.

Der höchste und vorzüglichste Unterricht der Brahminen besteht im Lesen der Veda's. Nur nach vorausgegangener Reinigung und verschiedenfachen Zeremonien darf an das Lesen dieser heiligen Bücher gegangen werden.

Über den Gang und die Methode des Unterrichts erhalten wir durch das Gesetzbuch das Manu, sowie durch das älteste grammatische Hilfsbuch, das Rigveda-präticakya hinreichenden Aufschluß. Auch in der Schule ist alles zeremoniell. Das Charakteristische der indischen Unterrichtsmethode ist, wie wir daraus ersehen, das mechanische Auswendiglernen durch öfteres Vor- und Nachsagen. Das war in alten Zeiten, wo die Bücher selten waren, natürlich, aber daß es heute noch so ist, ist doch merkwürdig.

Der chinesischen Erziehung gegenüber liegt die Bedeutung der indischen Erziehung in der tiefern Auffassung des menschlichen Lebens, in der Erhebung über die gemeinen Nützlichkeitszwecke des täglichen Lebens, in der Richtung des ganzen Strebens auf die religiöse Vollendung. Mechanismus und Formelwesen ist beiden gemeinsam; in der Organisation des Volksunterrichts dagegen bleiben die Inder hinter den Chinesen weit zurück. —

Die Perser.

1. Geschichte.

Im Tieflande des Aralsees und Kaspischen Meeres, um die Doppelströme Euphras und Tigris herum, unter herrlichem Himmel, wohnen die Perser, ein schöner Menschenschlag kaukasischer Rasse. Wir kennen das tapfere Volk schon aus der alten Geschichte; es bewohnte ursprünglich die rauhen Gebirgsgegenden der Landschaft Parsis oder Iran, befreite sich unter Cyrus von der medischen Herrschaft, eroberte Babylon und errichtete dort den Thron der großen persischen Monarchie (555 v. Chr.). Später verweichlichte die Nation, sie erfuhr von Griechenland schimpfliche Niederlagen und Alexander der Große machte 333 v. Chr. der persischen Monarchie ein Ende. Später in der Mitte des 3. Jahrh. vor Christus machte sich das Land als Reich der gefürchteten Parther wieder selbständig. Von 227—640 n. Chr. erscheint wieder ein Perserreich, das von Sassan gestiftet wurde. Unter den Sassaniden blühten Kunst und Wissenschaft. 640 wurde Persien von den Kalifen von Bagdad erobert. Die arabische Sprache mischte sich mit der persischen, aus welcher Mischung das heutige Persisch entstand.

Um 1206 fiel Persien auf kurze Zeit in die Gewalt des großen Eroberers Dschingischan. Im Jahre 1587 gründete Abbas der Große das jetzige Persische Reich.

2. Religion.

Auf die geistige Bildung des Volkes übte Zoroaster (Segensreiches Goldgestirn) den bedeutendsten Einfluß. Er wurde 550 v. Chr. in Medien geboren. In der Einsamkeit soll er sich auf den Beruf eines Lehrers und Gesetzgebers vorbereitet haben. Nach seinem Tode sollen ihn nach der persischen Sage Engel in den Himmel getragen haben.

Er knüpfte die Verehrung des höchsten Wesens an die Sonne und die Gestirne, an Feuer und Wasser und forderte, daß der Mensch seiner sittlichen Natur nach sich dem Ormuzd, dem ewig weisen und guten Geiste, ähnlich mache und den Lockungen des Ahriman, d. i. des bösen Wesens, widerstrebe. Beide Prinzipe (Orm. und Ahr.) liegen in der Welt in beständigem Kampfe, in den auch der Mensch mit hineingezogen ist, insofern er für Ormuzd gegen Ahriman und seine Werke kämpfen muß. Die persische Religion verträgt sich also nicht mit dem dumpfen Hinbrüten der Indier, sie treibt zur Handlung, sie macht aus dem Leben des Menschen einen Kampf.

3. Erziehung.

Diese Kampfesreligion machte die Perser zu einer Eroberer-Nation und mußte auch der gesamten persischen Erziehung ihr eigentümliches Gepräge aufdrücken. Die Erziehung ging vor allem dahin, den jungen Perser zum Kampfe tüchtig zu machen; deshalb tritt die körperliche Aus- und Durchbildnug und die Erweckung echter Soldatentugenden als Grundlage aller Tüchtigkeit in den Vordergrund; die geistige Erziehung ist eine mehr negative, eine Bewahrung vor Lastern.

Die Erziehung war durch Staatsgesetze geordnet, sie legte auf die sittliche Bildung (Wahrhaftigkeit, Wohlanständigkeit im äußeren Benehmen, auf Einfachheit und Mäßigkeit, Gehorsam und Gerechtigkeit) ein Hauptgewicht.

Mit dem kriegerischen Volksgeiste der Perser verband sich ein ausgeprägter Nationalgeist. Fremde Völker berücksichtigte er nur insofern, als sie der Macht der Perser dienen mußten.

Infolge dieser Anschauung gehörte das Kind dem Staate, und sollte nur für diesen erzogen werden. Und da der nationale Geist ein kriegerischer war, so war die Erziehung vorzugsweise darauf angelegt, den kriegerischen Geist zu nähren, und die Jugend für den Krieg heranzubilden. Der Perser sollte heranwachsen einerseits in dem erhebenden Gefühl, dem Perservolke anzugehören, das über große und reiche Länder herrschte, und andrerseits zum Krieger, zum Eroberer, zum Beherrscher sich heran-

bilden. Darum zielte in der Erziehung alles darauf ab, den Knaben und Jüngling körperlich abzuhärten, ihn gewandt zu machen zu den Uebungen des Krieges, und ihn zugleich zu jener sittlichen Kraft und Tüchtigkeit heranzubilden, auf welcher die Macht und Herrschaft des Volkes beruhte.

Der ganze Unterricht der persischen Knaben vom 5. bis zum 20. Lebensjahre ist wesentlich auf drei Dinge beschränkt: Reiten, Bogenschießen und Wahrhaftigkeit. Für die größte Schande galt Lügen und Schuldenmachen.

Vom 7. Jahre ab begann die öffentliche Erziehung in Lehranstalten, die sich an allen größeren Orten befanden. Hier lebten die Knaben, die zum größten Teil zu Priestern herangebildet wurden, zusammen bei einfacher Kost und wurden in körperlichen Uebungen geschult. Zugleich erhielten sie eine Art Moralunterricht. Bis zum 15. Jahre sollten besonders auch die Gebete und die heiligen Lehren gelernt werden, worauf unter vielen Zeremonien und Reinigungen die Anlegung des hl. Gürtels erfolgte, bei der der junge Perser dreimal das Versprechen gab, Zoroasters Gesetz zu befolgen.

Die hl. Schriften der Perser heißen Avesta (Gesetz). Der Avesta besteht aus mehreren Teilen; er ist eine Sammlung von religiösen Vorschriften, mythischen Erzählungen, Opferliturgien und Hymnen. Der Avesta entstand allmählich und hat die uns vorliegende Gestalt in der Sassanidenperiode (226—636 n. Chr.) erhalten. Der Name Zendavesta (Zend ist Kommentar) bezeichnet den Avesta mit Kommentar. Die im Avesta vorgeschriebene Erziehung ist eine Priestererziehung. Die ganze wissenschaftliche Ausbildung, die zur eigentlichen Domäne der Priester gehört, fußt auf den heiligen Schriften; ihr vorzüglichster Beruf ist das Studium der hl. Schriften und die Unterweisung der Priestersöhne in dieser Wissenschaft. Auch die Kunst des Schreibens ist vorzugsweise im Besitze der Priester, deshalb standen ihnen zunächst alle gelehrten Berufe, Medizin, Astrologie, Rechtskunde und Verwaltungswesen offen.

Mit dem 15. Lebensjahre gehörte der zum Jüngling gereifte Zögling ganz dem Staate an; es begannen die Vorbereitungen zu Jagd und Krieg und dauerten bis zur vollen Mündigkeit des Staatsbürgers, die mit dem 25. Lebensjahre eintrat.

Im 50. Jahre wurde man von den Pflichten des Bürgers für Krieg und Frieden freigesprochen, übernahm dafür aber die Verbindlichkeit, durch Belehrung und Aufsicht der Jugend noch dem allgemeinen Wohle zu nützen.

Wenn auch die eigentliche wissenschaftliche, höhere Ausbildung nur den Priestern — die in hohen Ehren standen — zu teil wurde, so wurde die Glaubenslehre doch den meisten Ständen eingeprägt. Die Lehrform war die katechetische.

Außer der allgemeinen oder der Nationalerziehung fand bei den Persern (nach Xenophon) auch noch eine besondere für die

höheren Stände, eine Art Pagenerziehung, am Hofe des Königs statt, wie denn auch bei Daniel erzählt wird, daß Nabuchodonosor (Nebukadnezar) aus den im Exil befindlichen Judenknaben die fähigsten an seinen Hof nahm.

Ob im Lesen und Schreiben — außer den gelehrten Ständen — Unterricht erteilt wurde, ist bei den mangelnden Nachrichten ungewiß. Das weibliche Geschlecht war von der öffentlichen Bildung oder Schulerziehung (wie im Orient überhaupt) ausgeschlossen. Den Müttern, die selbst unwissend waren, blieb die Erziehung ihrer Töchter meist überlassen. Wie bei den Chinesen waren Frauen und Kinder dem Manne und Vater unbedingten Gehorsam schuldig.

4. Dichtung.

Zum Schlusse erübrigt uns noch auf die Poesie der Perser hinzuweisen. Die höchste Blüte erreichte ihre Dichtkunst von 900—1100, in welcher Periode der hochberühmte Firdusi lebte, Verfasser eines Heldengedichtes der persischen Könige, das Homers Iliade gleichgestellt wird.

Im 13. Jahrhunderte zeichnete sich unter den persischen Dichtern noch der weise Saadi aus, im 14. Jahrhundert Hafis der Lyriker. Berühmt sind auch die persischen Märchen: Tausend und eine Nacht, die dem Abendlande durch Nachahmung und Uebersetzungen bekannt geworden sind.

Wenn wir die persische Erziehung überblicken, so müssen wir deren Betonung des Prinzips der körperlichen Pflege anerkennen. Die Perser überragen durch ihre Erziehung zu energischer Kraftentfaltung und kühner Mannestat den tatenlosen Quietismus der Inder. Desungeachtet haftet dem persischen Erziehungssystem der unselige Mangel an, daß eine intensive Pflege der Entwicklung der intellektuellen Anlagen fehlt. Selbst die priesterliche Bildung war sehr mangelhaft. Vor der seit Alexander dem Großen eindringenden griechischen Bildung wich die national-persische Kultur allenthalben zurück. Erst seit dem 3. Jahrhundert nach Christus schloß sich an die mit regstem Eifer wieder aufgenommenen heiligen Urkunden ein gelehrtes Studium an, das über die Erklärung und Paraphrase derselben hinauswuchs und Materien der Weltkunde, Naturkunde, Geschichte ergriff, wie solche im Bundehesch, dessen Abfassung freilich erst ins Mittelalter fällt, zusammengefaßt erscheinen.

Die Aegypter.

Die Bildung der Aegypter zeigt unverkennbare Analogien mit der indischen: auch bei ihnen bilden Hymnensammlungen den Kern der theologischen Litteratur und diese wieder den Aus-

gangspunkt für die Wissenschaft und die Bildungsstudien, tritt eine Priesterkaste als Pflegerin und Bewahrerin des Wissens auf, findet eine gewisse Ausstrahlung des Wissens auf das ganze Volk, ja auf fremde Nationen statt, und steht die geistige Arbeit im Dienste der ethisch-religiösen Interessen. Im einzelnen aber machen sich bemerkenswerte Unterschiede geltend.

1. Religion.

Die Religionsanschauung war in Aegypten, wenigstens, soweit die Volksreligion dabei in Betracht kommt, naturalistisch. Es sind zwei zeugende Prinzipien: der Osiris, das männliche, und die Isis, das weibliche Prinzip. Der Osiris ist der Sonnengott, die Isis die Mondgöttin. Unter diesen beiden Göttergestalten werden die Naturkräfte, aus deren Wirksamkeit die Welt resultiert, symbolisiert. Die Vergötterung der Natur führte dann das Volk zum Tierdienst, zum bekannten Apiskulte. Eine solche Religionsanschauung konnte der Volkserziehung und dem Volksunterrichte in vielen Beziehungen nicht günstig sein. Ein höherer sittlicher Aufschwung war unter dem Einflusse einer solchen naturalistischen Religion ohnehin nicht möglich, und so konnte auch die Erziehung einen solchen weder erzielen, noch auch nur anstreben.

Die heilige Literatur der alten Aegypter bestand aus den 42 Büchern, deren Ursprung sie auf den Gott Thoth, den die Griechen ihrem Hermes identifizierten — daher hermetische Bücher — zurückführen. Das älteste und am meisten heilig gehaltene ist das Buch der Lobgesänge; man glaubt, es in der Hymnensammlung wiedergefunden zu haben, das sich sich auf Papyrusrollen in altägyptischen Särgen vorfindet. Das zweite Buch war das Buch vom rechten oder königlichen Wandel. Gelehrten Inhalts waren die 4 folgenden, die Bücher der Horoskopen; sie handeln von der Anordnung der Fixsterne, von der Ordnung der Sonne und der Planeten und von den Aufgängen der Gestirne. Die folgenden 10 Bücher umfassen die Gelehrsamkeit des Tempelschreibers: die Lehre von der Schrift (Hieroglyphenkunde), Kosmographie, Geographie, Chorographie Aegyptens, besonders Kenntnis der Erscheinungen am Nil, Vermessungskunst, Anweisung zur Anlage und Ausstattung der Tempel. Die nächsten 10 Bücher waren liturgischen Inhalts und bildeten das Wissen des Zeremoniars (Stolistes); sie enthalten die Lehre von Erziehung und Unterricht, handeln von dem Zeichnen der heiligen Tiere und vom Gottesdienste (den Rauch- und Schlachtopfern, den Gesängen und Gebeten, den Festen und Prozessionen). Die folgenden 10 waren die eigentlich priesterlichen Bücher und enthielten die Wissenschaft des höheren Priesters (Propheten) (Lehre von den Göttern und Gesetzen — Dogmatik, Juris prudenz, Bildung der Priester, Verwaltung der Einkünfte). Die noch übrigen

sechs Bücher genießen nicht das gleiche Ansehen wie die genannten und gehören nicht zum eigentlichen Kanon; sie sind medizinisch-chirurgischen Inhalts, handeln von der Beschaffenheit des Körpers, über Krankheiten, Instrumente und Arzneimittel, von der Behandlung der Augen und vom weiblichen Geschlecht.

Diese Werke, von denen eine Abschrift in jedem Tempelarchive niedergelegt war, bildeten den Kern einer sehr umfangreichen Literatur; als die Zahl aller dazu gehörigen Schriften gaben die Aegypter 36 525 an, die Zahl der großen Sothisperiode, aus der Verhundertfachung der Tage des Jahres gebildet.

Verglichen mit den vedischen Wissenschaften zeigen die Materien der Thothbücher die Sprachlehre weniger vertreten (nur einigermaßen durch die Hieroglyphenkunde); dagegen eine breitere Entfaltung der mathematischen Wissenschaften, besonders der Astronomie, die zugleich in der Geographie ein Gegenstück findet, und ebenso die größere Schätzung der Arzneikunde. Sehr ausgesprochen ist bei den Aegyptern das Interesse für Geschichte; sie führten Jahrbücher von den Taten ihrer Könige, verewigten Denkwürdiges aller Art in Inschriften und setzten einen Ruhm in ihre Kunde des Altertums, von der sie auch Ausländern gern mitteilten.

2. Die Priesterschulen.

Die Pflege der mannigfachen Kenntnisse war die Aufgabe des Priesterstandes, und zwar vertrat jede Priesterordnung eine bestimmte Wissenschaft; die Summe des Wissens war nur der höchsten priesterlichen Rangstufe (den Propheten) vorbehalten. In den Priesterschulen, die schon in sehr früher Zeit vorhanden waren, wurden anfänglich nur die Kinder der vornehmeren Klassen (Könige, Krieger, Priester) unterrichtet; der gewöhnliche Aegypter lernte von seinen Eltern oder Verwandten das, was ihm oblag. Jedoch muß seit dem Beginn des neuen Reiches (1700 v. Chr.) eine Verallgemeinerung der Bildung angenommen werden: Elementarschulen vermittelten gewisse geistige Güter und Kenntnisse, wie die Sprache, Schrift, den Kultus der Götter, die Kenntnis der Gestirne, die Tonkunst und die Kunst der Körperpflege aller freien Aegypter, sie waren die Vorbedingung für den Eintritt in die höheren oder Gelehrtenschulen. Beide Arten von Schulen waren verbunden in den sogenannten Tempelschulen unter priesterlicher Leitung; in Memphis Heliopolis und Theben entwickelten sich diese Tempelschulen zu großen Unterrichts- und Erziehungsanstalten, in denen alle Stufen des jugendlichen Alters und alle Zweige des Unterrichts Berücksichtigung und Pflege fanden.

Insbesondere zeigte das Tempelschulwesen von Theben eine überraschend hohe Stufe der Organisation. Es umfaßte eine hohe Schule, in der angehende Priester, Aerzte, Richter, Mathematiker, Astronomen, Grammatiker nicht nur Unterricht genossen, sondern

auch, nachdem sie Einlaß in die höchsten Grade der Erkenntnis erworben und die Würde der Schreiber (Schriftgelehrten) erlangt hatten, eine Freistätte fanden, wo sie auf Kosten des Königs ernährt wurden und sich noch eingehender mit den Wissenschaften beschäftigen konnten.

Eine große Bibliothek, in der Tausende von Schriftrollen aufbewahrt wurden, und an die sich eine Papyrusfabrik schloß, stand den Gelehrten zur Verfügung, von denen einige mit dem Unterrichte der jüngeren Schüler betraut waren, die in der Elementarschule herangebildet wurden, die zum Seti-Hasse (dem ganzen Tempelkomplexe) gehörte. Diese Anstalt stand jedem Sohne eines freien Bürgers offen und wurde von mehreren 100 Knaben besucht, die hier auch Nachtquartier fanden. Die Eltern mußten jedoch das Kostgeld zahlen. In einem besonderen Gebäude wohnten die Tempelpensionäre, einige Söhne der vornehmsten Familien, die hier gegen hohe Entschädigungssummen von den Priestern erzogen wurden. Seti I., der Gründer dieser Anstalt, hatte seine eigenen Söhne hier erziehen lassen.

Die Elementarschulen waren stark besucht. Der Unterricht wurde im gepflasterten mit Matten belegten Vorhof oder in den Säulenhallen erteilt. Der Unterricht erstreckte sich auf Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Schrift der Aegypter war dreifach: die älteste, die Hieroglyphenschrift, die hieratische und die demotische Schrift. Die Hieroglyphenschrift (650 Zeichen) ist eine Bilderschrift; aus ihr entwickelte sich durch Abschleifung und Vereinfachung der Zeichen die hieratische oder priesterliche Bücherschrift, und aus dieser durch weitere Verkürzung die demotische oder Briefschrift (350 Zeichen). Letztere war besonders der Gegenstand des allgemeinen Volksunterrichts; die beiden andern Schriften wurden nur von den Gebildeten gelernt. Wie ungemein ausgedehnt der Schriftgebrauch war, zeigt die erhaltene reiche Briefliteratur der Aegypter. Auch die Frauen der höheren Gesellschaftskreise konnten lesen und schreiben.

Die Schullesebücher enthielten moralische Vorschriften und praktische Lebensregeln. Besonders interessant ist die Unterweisung des Ptahhotep „des ältesten pädagogischen Werkes der Menschheit“ (3000 v. Chr.) und die Unterweisungen des Königs Amenemha I. an seinen Sohn und Nachfolger Userteſen.

Die ABC-Schützen machten ihre ersten Schreibversuche auf Wachs- oder Steintäfelchen. Später gingen die Schüler zu Papyruspapier, schwarzer und roter Tinte und Schreibrohr über. Die Tinte wurde aus pulverisierter Holzkohle und Akaziengummi hergestellt. Die fortgeschrittenen Schüler schrieben größtenteils nach dem Diktate des Lehrers. Die Korrekturen wurden am Rande in roter Tinte ausgeführt. Der Diktierstoff bestand in moralischen Lehren, Märchen, Gedichten, Hymnen an die Götter.

Auch die Kenntnis des Rechnens und der Raumlehre war im Volke allgemein verbreitet. Plato hebt lobend die allgemeine

Verbreitung dieser Kenntnisse im Volke hervor und tadelt nur, daß sie lediglich auf praktische Zwecke bezogen wurden und des höheren veredelnden Einflusses entbehrten. Diese praktischen Zwecke sind die des Verkehrs, der Technik, besonders der Baukunst und der Verwaltung; die ägyptische Elle ist durch Genauigkeit ihrer Einteilung ausgezeichnet; die erhaltenen Grundrisse von Grabkammern stimmen genau mit den Ausführungen überein; die Anlegung von Flur- und Landkarten zum Zwecke der Katastrierung und Statistik reichen in hohes Altertum hinauf. Das ägyptische Ziffernsystem ermangelt des spekulativen Gedankens des indischen, dagegen hatte ihre Zahlenlehre und Geometrie einen philosophischen Grundzug.

Sternkunde und Sterndeutung waren ebenfalls zum Teil dem ägyptischen Volke bekannt. Alle Aegypter waren mit ihrem Kalender und dessen mythologisch-astronomischen Apparaten vertraut und nicht minder mit den Beobachtung und Aberglauben verbindenden Vorstellungen, auf denen das Horoskop beruht. Jedem Neugeborenen wurde aus der Konstellation der Gestirne sein künftiges Schicksal bestimmt.

Mit der Sternkunde war die Tonkunst verflochten; jedem der 7 Töne stand ein Planet vor. Aufs engste war die Musik mit dem Kultus verknüpft.

Neben der geistigen Schulung vernachlässigte Aegypten nicht die körperliche Pflege und Gymnastik; davon zeugen häufig vorkommende Darstellungen von Ringkämpfen und gymnastischen Produktionen, darauf läßt auch das kriegstüchtige, im Waffenhandwerke geübte und ausdauernde Volk selber schließen. Reinlichkeit, Salbungen, Diäthalten gehörten zur nationalen Sitte.

3. Schulzucht.

Die Schulzucht war strenge. Eltern und Lehrer ließen es nicht an Ermahnungen zu Fleiß und Wohlanständigkeit fehlen. Fand man taube Ohren, so wurde der Stock mit Nachdruck gebraucht; darum bemerkt sehr drastisch ein ägyptischer Weiser: „Die Ohren des jungen Mannes sind auf dem Rücken.“ Im Papyrus Anastasi eifert ein erzürnter Lehrer gegen seinen Schüler: „Du bist für mich ein Esel, den man täglich prügeln muß; man lehrt die Falken fliegen; ich werde einen Mann aus dir Taugenichts machen!“ Anderswo lesen wir: „Wenn du zu faulenzen beginnst und dem Vergnügen nachgehst, wird man dich züchtigen, denn ein ungezogener Junge hat seine Lenden, um geschlagen zu werden!“ Im Papyrus Leydensis I. heißt es: „Die Kinder der Würdenträger werden nur auf den Rücken geschlagen, die Jungen der Feldarbeiter wirft man auf den Boden und mißhandelt sie.“

Die Schüler waren mit einem kurzen Lendenschurze bekleidet oder gar im Naturkostüm und saßen um den Lehrer herum am

Boden; der Lehrer hatte zum Zeichen seiner Würde einen Stock oder eine Palmblattrippe und einen gefüllten Wasserkrug zur Seite. Die Schüler erhielten vegetarische Kost; als Getränk diente Wasser und leichtes Gerstenbier.

Der Uebertritt aus dem Elementarunterricht in die hohe Schule war an eine Prüfung geknüpft. War diese bestanden, so wählte sich der Studierende unter den Gelehrten der höheren Grade einen Meister, der seine wissenschaftliche Führung übernahm und dem er sein Leben lang wie der Klient dem Patron ergeben blieb.

Durch ein zweites Examen war der Titel eines Schreibers und der Eintritt in die öffentlichen Aemter zu erlangen.

Neben dieser Gelehrtenschule bestanden Lehranstalten für Künstler. Die 700 Lehrer am Seti-Tempel waren in 5 Klassen geteilt.

4.

Der Unterricht stand im Dienste der Religion. Die Lehre von einem Gericht über die abgeschiedenen Seelen und von der Seelenwanderung insbesondere zwangen das Volk, die göttlichen und menschlichen Gesetze immer vor Augen zu haben. Doch war die Religion nur etwas mehr Aeußerliches, rein äußere Werkheiligkeit; die Tugend des Aegypters war eher Legalität als Moralität.

So tritt uns in der altägyptischen Erziehungsgeschichte ein hoch entwickeltes Bildungswesen entgegen. Doch während Jahrtausenden bewegte sich Erziehung und Unterricht im alten Geleise; in engem, starrem Konservatismus hütete der Aegypter die uralte Tradition, ängstlich alles Neue fernhaltend. Unbedingter Gehorsam gegen die Autorität des Lehrers und der übertriebene Konservatismus hinderten die Entwicklung des individuellen Geistes und den gesunden Fortschritt in der Wissenschaft. Dazu kam der rein aufs Praktische gerichtete Lebenszweck, der stark realistische Zug, der die höheren Ideale nicht aufkommen ließ.

An diesem altägyptischen Erziehungs- und Bildungstypus konnten auch die Bestrebungen des Königs Psametich nichts ändern, der das ägyptische Wesen durch fremde (griechische) Bildungselemente zu verjüngen suchte. Ein vollständiger Umschwung trat erst ein, als durch Alexander den Großen Alexandria gegründet und zum Mittelpunkte des Welthandels geworden war. Da wurde Alexandrien auch zum Mittelpunkt der Bildung und Gelehrsamkeit, Kunst und Wissenschaft fanden hier unter den Ptolemäern die intensivste Pflege; Erziehung, Unterricht und die ganze Lebensrichtung der Aegypter überhaupt wurde total umgestaltet. Diese sogenannte „alexandrinische Zeit" bildet zugleich die letzte Periode der griechischen Erziehung.

5. Die Erziehung bei den Aegyptern.

(Nach Herodots „Geschichten" Buch II und Diodors von Sizilien „Historischer Bibliothek" I, Kap. 80 und 81.)

Das Land der Aegypter enthält mehr Wunder als jedes andere Land. Der Himmel ist bei ihnen eigentümlich, ihr Fluß zeigt eine von den übrigen Flüssen verschiedene Natur, und in Sitten und Bräuchen haben sie das Umgekehrte wie die übrigen Menschen eingeführt. Da gehen die Weiber auf den Markt und handeln, die Männer dagegen halten sich in den Häusern und weben. Zur Erhaltung der Eltern haben die Söhne keine Verbindlichkeit, wenn sie nicht wollen. Das Schreiben und Rechnen geht bei ihnen von der rechten nach der linken Seite. Sie haben auch zweierlei Schrift, von denen die eine die heilige (hieratische), die andere die gemeine (demotische) heißt. Die Priester lehren ihre Söhne beide Arten der Schrift, die minderen Klassen der Krieger und Handwerker erlernen nur die gemeine Schrift. Die Priesterschrift besteht aus Bildern von allerlei Tieren, von Gliedern des menschlichen Körpers, auch von Werkzeugen. Jeder Begriff wird nicht durch ein aus Silben zusammengesetztes Wort ausgedrückt, sondern durch ein sinnliches Bild, dessen uneigentliche Bedeutung sich dem Gedächtnis eingeprägt haben muß. Man malt einen Habicht, ein Krokodil, eine Schlange oder einen Teil des menschlichen Körpers, z. B. das Auge, die Hand, das Angesicht. Da bezeichnet der Habicht alles, was schnell geschieht, das Krokodil ist ein Bild von jeglicher Bosheit, das Auge deutet die Erhaltung des Rechtes und Schutz für den Körper an. Die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern bezeichnet die Erwerbung des Unterhaltes, die linke geschlossene Hand aber das Zusammenhalten und Behüten des Vermögens. Durch lange Gewöhnung und Gedächtnisübung bringt man es so weit, daß man alles, was auf diese Art geschrieben ist, fertig lesen kann. Die demotische Schrift wurde auch auf den Papyrusblättern angewandt. Der älteste Papyrus (zugleich das älteste Buch der Welt) ist eine geschriebene Sittenlehre, verfaßt um 3500 v. Chr. Der letzte Teil derselben handelt über das Alter und preist besonders die Tugend des Gehorsams: „Schön ist der Gehorsam, ein herrliches Wort! Schöner jedoch als jedes andere ist der Gehorsam, der aus Liebe entsteht. Zweimal herrlich, wenn ein Sohn die Rede seines Vaters aufnimmt, er wird alt werden. Die Liebe Gottes ist mit dem Gehorsam, der Ungehorsam aber ist ein Greuel vor Gott. Gehorsam sein, heißt handeln nach guten Vorschriften."

Die Eltern sind verpflichtet, ihre Kinder alle aufzuziehen; es ist aber ganz unglaublich, wie wenig Mühe und Kosten die Erziehung der Kinder ihnen verursacht. Sie kochen ihnen die beste einfache Speise; die meisten Kinder gehen ohne Schuhe und unbekleidet, da die Luft so mild ist. Daher kostet ein Kind seinen Eltern, bis es erwachsen ist, im ganzen nicht über 15 Mark.

Außer der Priesterkaste lernt unter dem übrigen Volke das Kind nur die Berufsgeschäfte seines Standes von dem Vater oder einem Verwandten. Mit Wissenschaften geben sie sich wenig ab; nur die Krieger und Handwerker erhalten von den Priestern einigen Unterricht in der Arithmetik, Geometrie, Naturkunde, im Lesen und Schreiben. Die Arithmetik und Geometrie werden besonders gepflegt, weil die vielfachen Veränderungen, welche die jährliche Ueberschwemmung des Nils auf den Feldern verursacht, häufigen Anlaß zu allerlei Grenzstreitigkeiten zwischen den Nachbarn geben. Außerdem sind sie auch für die Sternkunde sehr nützlich; denn wenn je bei einem Volke die Stellungen und Bewegungen der Sterne genau beobachtet worden sind, so ist es bei den Aegyptern geschehen. Sie haben noch Verzeichnisse aller einzelnen Beobachtungen seit einer unglaublich langen Reihe von Jahren.

Diodor behauptet, daß körperliche Uebungen bei den Aegyptern nicht gebräuchlich gewesen und die Musik nicht nur für unnütz, sondern sogar für schädlich gehalten worden sei, da sie die Männer zu weichherzig mache; aber die erhaltenen ägyptischen Denkmäler beweisen das Gegenteil, und Plato bezeugt in seiner Schrift über die Gesetze, daß durch ein allgemeines Gesetz die Reigen und Melodien unabänderlich bestimmt gewesen seien, welche die jungen Leute üben durften.

Mit der spartanischen Vorschrift stimmt die Sitte der Aegypter überein, daß die jüngeren Leute den älteren aus dem Wege gehen und vor ihnen vom Sitze aufstehen mußten.

In der Gottesfurcht übertrafen die Aegypter alle andern Völker. Das ganze Leben war bei ihnen von religiösen Gedanken durchdrungen. Durch Glauben und gute Worte suchten sie sich die Gunst der Götter zu erhalten, um in dem strengen Gerichte beim Tode zu bestehen. Dieses Gericht war ein doppeltes, ein menschliches und ein göttliches. Von dem ersteren erzählt Diodor:

Wenn ein Toter bestattet werden soll, so sagen die Verwandten den Begräbnistag den Richtern an. Es kommen dann mehr als vierzig Richter zusammen, die sich in einen Halbkreis setzen. Tritt ein Kläger auf und beweist, daß der Verstorbene lasterhaft gelebt, so sprechen die Richter ihr Urteil und das feierliche Begräbnis wird der Leiche verweigert. Wenn sich aber gar kein Kläger zeigt, so legen die Verwandten die Trauer ab und lobpreisen den Verstorbenen. Sie erzählen die Geschichte seiner Erziehung und Bildung von Kindheit an, beschreiben die Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung und die andern Tugenden, die er als Mann geübt; zuletzt rufen sie die Götter der Unterwelt an, sie möchten ihn in die Wohnungen der Seligen aufnehmen. Die Volksmenge stimmt in die Lobsprüche ein und hilft den Verstorbenen verherrlichen. So ist das irdische Totengericht. Das andere wird von Osiris abgehalten. Die Seele, welche da nicht rein befunden wird, ist zur Wanderung verurteilt; ganz ver-

kommene Seelen bringen es nicht einmal zur Wanderung, sondern werden als unverbesserlich den ewigen Strafen überantwortet; sie heißen die zweimal Toten, sind keiner Läuterung mehr fähig und leben in 75 Regionen der Qual, wie die Seligen, die keiner Läuterung mehr bedürfen, in 75 Regionen des Glückes.

Die Babylonier und Assyrer.

Was die Entzifferung der Hieroglyphen für die Aufhellung des altägyptischen Wesens geleistet hat, verspricht die Lesung der Keilschrift für die Kenntnis der uns in vielen Fragen noch rätselhaften Entwickelung des semitischen Geisteslebens zu gewähren. Die Ausgrabungen des Engländers A. H. Layard (seit 1845) und seiner Nachfolger (Georg Smith, Hormugd Rassam usw.) in Ninive und Babylon haben eine große Anzahl mit Keilschrift bedeckter Tontafeln zu Tage gefördert und unermüdlichen Forschern ist es gelungen, die Keilschrift zu entziffern. Auf den (Tausenden von) Tontafeln stehen Abhandlungen, die fast jeden Gegenstand auf Erden erläutern; da findet man die Schreibkunst, Grammatiken, Wörterbücher, Zahlbezeichnung, Maß- und Gewicht, Zeiteinteilung, Chronologie, Astronomie, Geographie, Mythologie, Geologie, Botanik usw., — eine vollständige Enzyklopädie assyrischer Wissenschaft, eine aus Tontäfelchen bestehende förmliche babylonisch-assyrische Bibliothek.

1.

Für die Pädagogik ist die Entdeckung der Tontafel-Bibliothek des Königs Assurbanipal von der größten Wichtigkeit geworden. Die Tafeln belehren uns über die Materie und den Umfang des assyrischen Wissens, das nach den neuesten Forschungen der Ausgangspunkt für die ägyptische Kultur war. Demnach sind die Babylonier das ältere Kulturvolk und Lehrer der Aegypter. Die Tafeln enthalten Materien über die oben genannten Gebiete und es sind die verschiedenen wissenschaftlichen Fächer durch die Farben der Tafeln schwarz, blau, rot, gelb, braun, weiß usw. gekennzeichnet.

Ueber den Ursprung der Bibliothek gibt unter andern eine der zur Grammatik gehörigen Tafeln Aufschluß mit den Worten: „Palast Assurbanipals, Königs der Welt, Königs von Assyrien, dem der Gott Nebo und die Göttin des Unterrichts Ohren gegeben hat, um zu hören, und die Augen geöffnet hat, um zu sehen, was die Grundlage der Herrschaft ist. Sie haben geoffenbart den Königen, meinen Vorgängern diese Keilschrift. Ich habe die Offenbarung des Gottes Nebo, des Gottes der höchsten Erkenntnis, auf Tafeln geschrieben, ich habe sie bezeichnet, geord-

net, aufgestellt in meinem Palaste zum Unterrichte meiner Untertanen."

Der königliche Gründer dieser Bibliothek ist der vierte seines Namens, der kriegerische Sardanapal der Griechen, der um die Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. das Reich von Ninive beherrschte.

Die Denkmäler der Wissenschaft, die er aufstellte, sind nun aber nicht Erzeugnisse des semitischen Volkes der Assyrer, dem er angehörte, sondern Uebersetzungen aus der älteren Literatur der (turanischen) Chaldäer (im südlichen Mesopotamien), der Erfinder der Keilschrift und ältesten Vertreter der vorderasiatischen Kultur. Auf ihre in einem ural altaischen, der ungarischen und finnischen Sprache verwandten Idiom und nach altertümlichem Schriftsystem geschriebenen Werke war der Assyrer, der wissenschaftliche Bildung suchte, angewiesen und dieses Studium war es, das den Propheten Daniel mit seinen Genossen durch drei Jahre am Hofe Nebukadnezars in Babylon beschäftigte, wo sie Unterricht empfingen in aller Schrift und Wissenschaft. (Dan. I, 4, 5 und 17.)

Daß der Weg zur höheren Bildung für die Assyrer durch eine ihnen fremde Literatursprache führte, ist durch die Tafeln grammatischen Inhalts unmittelbar sichergestellt. In diesen — etwa 100 an der Zahl — hat man ein Lesebuch oder Vokabular erkannt, das ein fremdes älteres Idiom durch das gebräuchliche erklärt; von den drei Kolumnen der Tafeln gibt die erste den assyrischen Schriftzug, die zweite das zu erklärende Zeichen für das turanisch-chaldäische Wort, und die dritte die Erklärung in assyrischer, also semitischer Sprache. Ohne Frage ist dies Elementarbuch älter, als die Bibliothek Assurbanipals und geht, wie alle ninivitischen Schöpfungen, auf babylonische Vorbilder zurück.

2. Unterricht.

Die Träger und Lehrer des chaldäischen Wissens waren die Priester, die vorzugsweise „Chaldäer" genannt wurden.

Von der Lehrweise der Chaldäer rühmen die Griechen die schlichte Gediegenheit und ernste Gründlichkeit; nach Diodor (II, 29) erben sich die Kenntnisse durch eine Art Familienüberlieferung vom Vater auf den Sohn.

Der gelehrte Unterricht derjenigen, denen das Chaldäische nicht Muttersprache war, muß aber eine schulmäßigere Form gehabt haben: wir lernen durch den Propheten Daniel eine Art Palastschule für semitische Jünglinge kennen, „an denen keinerlei Fehl und die schön von Angesicht wären und gelehrig in allerlei Weisheit und einsichtsvoll und begabt mit Verständnis, die da geschickt wären zu dienen im Palaste des Königs und zu lernen Schrift und Sprache der Chaldäer. Und der König bestimmte ihnen täglich Unterhalt von seinen Speisen und von dem Wein,

den er selbst trank, und befahl sie 3 Jahre zu erziehen, daß sie darnach dienen könnten vor dem Könige."

Von einem systematisch geordneten Sprachunterrichte in Priesterschulen geben uns die erhaltenen Schriftwerke philologischen Charakters Zeugnis. Das eben erwähnte Elementarbuch, das auch für die Entzifferung der außerordentlich schwierigen Keilschrift (ursprüngliche Bilderschrift, dann allmählich zu einer Silbenschrift entwickelt, die aus der Zusammenstellung von verschiedenartigen Keilen besteht, bot schon wegen ihres polyphonen Charakters unzählige Schwierigkeiten) in unseren Tagen von ausschlaggebender Bedeutung war, diente als Lehrmittel in den assyrischen Priesterschulen. Eine Menge kleiner Täfelchen erweisen sich als Präparationen und Arbeiten von Schülern; sie geben Excerpte aus größeren Werken und Antworten auf gestellte Fragen, bei denen mitunter der Schüler seine Unkenntnis eingestand, indem er statt der Antwort die Bemerkung: lu idi, „ich weiß nicht", hinschrieb.

3. Religion.

Im Mittelpunkt des Unterrichts stand die Religion; durch die Lektüre und Erklärung der hl. Schriften wurde der Jugend die Kenntnis der religiösen Lehren und Vorschriften unmittelbar aus den Quellen vermittelt. Unter den religiösen Schriften nimmt ein Werk, das auf 200 Täfelchen geschrieben ist, wohl die erste Stelle ein. Es bestand aus drei Teilen. Der erste enthielt Beschwörungsformeln gegen die bösen Geister, der zweite solche gegen Krankheiten, der dritte Hymnen. In diesem Werke spiegelt sich die Religion der Urbevölkerung ab, die von den Semiten zum großen Teile aufgenommen wurde.

Sie kennt keinen einheitlichen Gott, sondern besteht in der Verehrung von Geistern, „Dämonen", Naturkräften, die den Menschen Nutzen oder Schaden bringen und demnach als gute oder böse Geister betrachtet werden.

Man kann unter ihnen Rangstufen unterscheiden. Als die höchsten erscheinen der Geist des Himmels (Ziona), der Geist der Erde (Zi-Ria) und der Geist der Unterwelt (Mulge).

Aus der Unterwelt stammen die bösen Geister (der Winde, der Krankheiten usw., die Elend über die Menschen bringen). Gegen sie kämpfen die Geister des Lichtes (der Sonne, des Feuers, die den Einfluß der bösen Geister zu brechen suchen). Indem sich das Volk die Erde und die Unterwelt mit einer Anzahl von bösen Geistern bevölkert dachte, erschien es notwendig, die Mittel zu kennen, sich ihrer zu erwehren. Für diesen Zweck bestanden besondere Gebete, Litaneien, Zauber- und Beschwörungsformeln. Diese mußten die Priester kennen.

Zur Magie und Zauberei kam dann noch die Astrologie. Die Semiten betrachteten die einzelnen Himmelskörper als göttliche

Wesen; im besonderen gründeten die Babylonier auf die Beobachtung der Stellung der Gestirne zu einander ein besonderes System. Das Schicksal eines Kindes war bereits bei der Geburt durch die Konstellation der Gestirne bestimmt.

Die Chaldäer in Babylon beschäftigten sich eifrig mit der Sterndeuterei und Wahrsagekunst und suchten das drohende Unheil durch Reinigung, Opfer und Zaubergesänge abzuwenden.

Die Astrologie führte naturgemäß zur wissenschaftlichen Himmelskunde, und diese setzte ihrerseits wieder mathematische Kenntnisse voraus. Auch Geschichte wurde beim höheren Unterrichte betrieben.

Die Schulen dienten ausschließlich der Ausbildung der Priester, der königlichen Prinzen und Beamten; ein allgemeiner Volksunterricht findet sich nicht. Doch scheint in späteren Zeiten die Kenntnis der Schrift unter dem Volke weite Verbreitung gefunden zu haben.

Vor dem Unterrichte tritt die Erziehung ganz in den Hintergrund. Eine die ganze Persönlichkeit ergreifende und umgestaltende moralische Durchbildung und Veredlung konnte überhaupt nicht ins Auge gefaßt werden, lag alles ja doch nur daran, daß man durch richtige Formeln und Gebräuche, durch richtige Verwendung von Zaubersprüchen, Gebeten und Opfern, also durch rein äußerliches Zeremoniell die Gottheit günstig stimmte und die schädlichen Kräfte bannte.

Dagegen mußte das kriegerische Volk auf die körperliche Erziehung und Entwickelung der physischen Kräfte ein Hauptgewicht legen, und diese Seite hebt auch Assurbanipal besonders hervor. „Ich lernte Bogenschießen, Reiten, Wagen bespannen."

Die Israeliten.

1. Allgemeines.

Zur semitischen Völkerfamilie gehörend, frühzeitig von ägyptischer, später von vorderasiatischer Kultur beeinflußt, nimmt doch das israelitische Volk im alten Orient eine Sonderstellung ein, die sich auch in dem Typus der Bildung, die es entwickelt hat, geltend macht.

Schon äußerlich angesehen, unterscheidet sich die hl. Schrift, die Juden (und Christen) als Glaubensurkunde verehren, charakteristisch von den kanonischen Büchern der polytheistischen Völker. Sie hat nicht ein Hymnenbuch zum Kern, aus dem heilige Satzung, Geschichte, Forschung herausgewachsen wären, sondern sie hebt erzählend an, baut das Gesetz auf die Geschichte, läßt auf jene erst die hymnischen und prophetischen Ergüsse der Gottbegeisterung und die Weisheit der Sprüche folgen. Die gesta Dei sind die

Grundlagen des Ganzen, der Schlüssel zum Gesetz, der Jungbrunnen der Andacht und Betrachtung.

Der Glaube an einen Gott, Jehova, den allmächtigen Weltenschöpfer, der in Abraham 2000 v. Chr. rein und edel zur Erscheinung kommt, war das Kleinod des jüdischen Volkes. Es fühlte sich als das auserwählte Volk Gottes. Die Tatsache der göttlichen Auserwählung und das daraus entspringende stolze Bewußtsein, vor den Augen Gottes eine besondere Geltung zu haben und durch Erfüllung des göttlichen Gesetzes in Gemeinschaft mit Gott treten zu können, mußte eine höhere Wertschätzung des individuellen Daseins und der Würde der menschlichen Persönlichkeit und eine freiere, geistigere Entwicklung der Individualität bewirken, als dies bei den übrigen orientalischen Völkern der Fall war. Den individuell ausgeprägten Gestalten der Propheten beispielsweise hat keines der morgenländischen Völker etwas an die Seite zu setzen, bei denen nur selten eine markante Erscheinung aus der Kaste herausragt.

Dementsprechend ist die gesamte israelitische Erziehung eine theokratische (nationale); sie ruht auf dem (göttlichen) Gesetze, — das Jehova als Gesetz seines Willens offenbarte — und damit als eine Norm der ganzen innern und äußern Lebensführung des „auserwählten Volkes" aufstellte. Die Erfüllung des göttlichen Gesetzes ist das höchste Ideal. Die göttliche Offenbarung war zugleich die Erziehung der jüdischen Nation, die sich Gott zum Organ und zur Trägerin seiner Verheißungen auserwählt hatte, und darum wird gerade in der Führung dieses Volkes lauter Pädagogik offenbar, weil sie eine göttliche Erziehung des gesamten Volkes ist, eine vorbereitende Erziehung für die vollendete und vollkommene Erziehung durch Christus.

2. Familienerziehung.

Was nun die göttliche Erziehung für das ganze Volk bezweckte, das sollte auch die menschliche Erziehung, jede in ihrer Sphäre, als Hauptzweck anstreben. Die Realisierung dieses Zweckes fiel zunächst der Familie und in dieser dem Hausvater zu.

Die Familie stand bei den Juden allerdings noch nicht auf der Höhe der christlichen Familie. Es war die Polygamie gesetzlich gestattet, und konnte der Mann aus persönlicher Abneigung die Frau entlassen. Die gewöhnliche Weise, eine Frau in die Ehe zu nehmen, war der Kauf; das Mädchen wurde immer gleichsam als Sache betrachtet. Aber wenn auch die jüdische Familie hinter der christlichen weit zurückblieb, so stand sie doch viel höher als bei den antik heidnischen Völkern, namentlich infolge ihres wesentlich religiösen Charakters.

Zudem war durch die mosaische Gesetzgebung die Ehescheidung doch vielfach beschränkt, der Ehebruch verpönt, und wenn auch die Polygamie gesetzlich erlaubt war, so war sie doch seit

der Zeit der Patriarchen ein veralteter Gebrauch, es herrschte faktisch die Monogamie, die ohnedies schon dadurch empfohlen war, daß der Hohepriester nur eine Frau haben durfte und auch den Priestern und Leviten die Monogamie durch das Gesetz empfohlen war. All' dieses hatte eine mehr und mehr steigende Hochschätzung der tugendsamen, züchtigen Hausfrau zur Folge, bei der Kinderreichtum als eine besondere Ehre und als ein Segen des Himmels betrachtet wurde. So stand das Familienleben bei den Juden hoch genug, um eine gute Familienerziehung zu ermöglichen.

Im Kreise der Familie bewegte sich die ganze jüdische Erziehung; sie war wesentlich Familienerziehung: eine öffentliche oder Staatserziehung gab es nicht. Große Freude herrschte bei der Geburt eines Kindes. Der Knabe wurde am 8. Tage beschnitten. 40 (80 bei Mädchen) Tage nach der Geburt wurde das Kind unter Darbringung von Opfern dem Herrn vorgestellt. Es wurde der Segen darüber gesprochen, und damit war das Kind dem Herrn geweiht, — ein Eigentum Gottes.

Der Vater hatte die Verpflichtung, den Kindern die göttlichen Gebote einzuprägen, sie über die Geschichte des Volkes und die daran sich knüpfenden Feste zu belehren und ihnen Liebe und Ehrfurcht gegen den Herrn einzuprägen. Die speziellen Vorschriften (Fasten usw.) wurden strenge beobachtet, auch von der Jugend. Die Zucht war strenge und geschah nicht ohne Einwirkung der Rute („Wer die Rute spart, haßt seinen Sohn." Sprichw. 13, 24.)

Die Ehrfurcht und der Gehorsam gegen die Eltern war den Kindern zur strengen Pflicht gemacht. „Du sollst Vater und Mutter ehren„ Ungehorsam und Verletzung der Kindespflicht wurden strenge bestraft. „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das sollen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler auffressen."

Wer einen Fluch gegen Vater oder Mutter ausstieß (oder sie schlug), wurde mit dem Tode bestraft. Auch dem Alter begegnete man mit Ehrfurcht. Die Dienstboten betrachtete man ebenfalls als zur Familie gehörig.

Wie den religiösen, so erteilte auch den Unterricht im Lesen der Vater selbst (der Oberhaupt, Richter und Lehrer der Familie war) und zwar in und mit der hl. Schrift. Der Unterricht blieb im allgemeinen auf die Knaben beschränkt. Der Unterricht im Schreiben war auch bei den Knaben nicht allgemein. Gymnastische Uebungen kannte man nicht. Nach dem 12. Jahre wurden die Knaben vom Vater in Ackerbau und Viehzucht, in Jagd, Fischerei, Töpfer-, Holz-, Eisen- und anderen Arbeiten unterwiesen. Die Mädchen wurden von der Mutter zum häuslichen Leben und den häuslichen Tugenden erzogen, und in weiblichen Arbeiten, wie Weben, Spinnen, Wirken usw. unterwiesen. Der Knabe war vom 12. Jahre an zur Haltung des Gesetzes verpflichtet und hieß

deshalb von da an „Sohn des Gesetzes"; vom 20. Jahre an mußte er auch Kriegsdienste leisten.

Außer den genannten Fächern war den Israeliten die Kunst der Landvermessung bekannt, die die Israeliten aus Aegypten mitgebracht (Jos. 18,4 f.); eine allgemein verbreitete Fertigkeit war die Musik, zunächst die des Gottesdienstes, bei dem das Volk durch Gesang und Spiel mitwirkte.

3. Schulen.

Oeffentliche Schulen gab es im allgemeinen nicht. Erst im Jahre 67 nach Chr. gründete der Hohepriester Josua die erste öffentliche Schule. Die teilweise seit Alexander dem Großen vorher bestehenden religiösen Unterrichtsanstalten wurden in der Zeit der Verfolgung durch Antiochus zerstört. Im 2. Jahrhundert nach Christus bildeten sich immer mehr Schulen; auf 25 Schüler traf ein Lehrer, der meistens ohne Honorar unterrichtete.

Von den höheren Schulen sind zu nennen:

1. Die Prophetenschulen. In ihnen scharten sich hervorragende Gottesmänner zusammen zur Pflege der heiligen Ueberlieferung und der liturgischen Musik ohne stabilen Charakter und festere Organisation. Auch Gesetzeskunde und Medizin wurde in diesen Schulen gelehrt. Ihre höchste Blüte erreichten sie unter David.

2. Nach dem babylonischen Exil entwickelten sich die Rabbinenschulen. Sie bezweckten die Heranbildung von Schriftgelehrten. Der Unterricht beschäftigte sich ausschließlich mit Erklärung und Anwendung des Gesetzes. Die bedeutendsten dieser Rabbinenschulen waren zu Jerusalem, Tiberias, Jamnia, Lydda, Cäsarea, Alexandria.

Jede dieser Schulen verfolgte eine verschiedene Richtung, und so konnte es nicht anders kommen, als daß Eifersucht und Disputiergeist ein oft sehr gehässiges Leben zwischen den einzelnen Schulen hervorrief. Zudem erhoben sich die Rabbinen in ihrem Eifer und ihrer Anmaßung so sehr über die Ungelehrten und wußten sich ein solches Ansehen zu verschaffen, daß ihre Autorität mehr als die der Eltern galt und sie fast für untrüglicher angesehen wurden, als das Gesetz selbst. Der Israelite konnte sich fortan nichts Höheres denken, als ein Rabbi zu sein oder es zu werden. Der Gelehrtenhochmut feierte hier seine glänzendsten Triumphe. Auf die Bildung des Volkes hatte diese gelehrte Entwicklung des Judentums keinen Einfluß.

Nach der Zerstreuung des Volkes dauerten die Rabbinenschulen fort.

3. Endlich ist noch eine Institution zu erwähnen, die für die Verbreitung der Gesetzeskunde unter dem israelitischen Volke in der nachexilischen Zeit von der größten Bedeutung war; es sind die Synagogen. Bei den nachexilischen Versammlungen der Ein-

zelgemeinden war ja die Verlesung des Gesetzes und die Erläuterung desselben die Hauptsache im Kultus; der Zweck, das Gesetz kennen zu lernen, konnte aber nur bei regelmäßiger Wiederkehr der Versammlungen erreicht werden, und durch die Regelmäßigkeit des Zusammenkommens am Sabbath wurde der Bau geeigneter Räumlichkeiten zur Notwendigkeit. Ihre Existenz wird im 2. Jahrhundert v. Chr. bestimmt vorausgesetzt. Man kann die Synagogen als die ersten regelmäßigen Erziehungsanstalten für das israelitische Volk bezeichnen.

Für den Verlust ihrer äußern Selbständigkeit suchten sich die Juden mit der Verherrlichung ihrer religiösen Auserwählung zu entschädigen; eine Wirkung davon (besonders seit dem 1. Jahrh. v. Chr.) in den hohen Schulen der Schriftgelehrten, war die ganz übertriebene Hochstellung und Heilighaltung des Gesetzes, die allmählich zu einem einseitigen, verknöcherten System führte. Es entstand eine Richtung, die das Aeußere und den Buchstaben über den Geist stellte. Das waren die Pharisäer, die Christus „übertünchte Gräber" nannte. Wohltätige Einwirkungen auf das Volks- und Familienleben, auf die Sittlichkeit waren von ihnen nicht mehr zu erwarten.

4. Rückblick.

Das israelitische Volk nimmt eine exempte Stellung innerhalb der Kulturvölker des Orients ein. Es ist der Träger der alttestamentlichen Offenbarung und des monotheistischen Gottesgedankens und damit der eigentliche pädagogos eis Christon Der geoffenbarte Wille der Gottheit steht im Zentrum seines ganzen sozialen, politischen und häuslichen Lebens. Wenn auch das jüdische Volk später äußerlich und innerlich hinwelkte und der aus ihm geborene Welterlöser mit Wehmut auf die arme Herde ohne Hirten oder unter falschen Führern hinsah, so war es doch in seiner besseren Zeit ein „lehrendes" Volk im besten Sinne des Wortes, ohne daß die Juden ein organisiertes Lehrwesen besaßen; ihr Gottesglauben gab ihnen innere Gestaltung, wie sie sonst nur reichen und freiverfügbaren Bildungselementen verdankt wird. —

Dem Volke Israel war die große Mission aufgetragen, unmittelbar auf das Christentum vorzubereiten, der eigentliche „pädagogos eis Christon" (Führer zu Christus hin) zu sein, und so wurden seine Geschichte und die alttestamentliche Offenbarung an dieses Volk zur Pädagogie in höherem Sinne.

Christus selbst, der „Theios paidagogos" (der göttliche Erzieher), wie ihn die Kirchenväter nennen, führte aber erst einen vollen Umschwung auf dem Gebiete der Erziehung herbei; er führte die guten erziehlichen Keime, die im Judentum lagen, zur vollen Reife und Vollkommenheit.

Christus bezeichnet für die Erziehung und den Unterricht den Wendepunkt; sein Wirken, wie überhaupt der Neue Bund trägt wesentlich pädagogischen Charakter.

Die Erziehung tritt durch den Gottessohn auf wesentlich neue Grundlage; seine Lehre ist universal, nach Person, Ort und Zeit.

In der alten Welt blieb die Erziehung immer bloß auf eine Stadt, eine Küste, höchstens auf ein Volk oder einen Staat zugeschnitten, somit örtlich, national und politisch beschränkt, selbst bei den Juden; sie galt meist nur einem Teile des Volkes.

Kein altes Erziehungssystem konnte den Anspruch erheben, auch nur *demselben* Volke auf alle Zeiten zu genügen.

Anders die christliche Lehre und Erziehung: sie hat für alle Menschen ohne Unterschied des Alters, Geschlechtes, Standes und des Volkes aller Orten und Zeiten Giltigkeit, und ihre umbildende und erziehende Kraft, besitzt sie heute ungeschwächt wie beim Beginn des Christentums. Die Wahrheit altert nicht.

Indem Christus der oberste Pädagoge, das „docete omnes" aussprach, gab er einem jeden Anrecht auf christliche Erziehung und Unterweisung und legte alle Schranken nieder, die die antike Erziehung um kleine Kreise gezogen hatte.

Erst mit dem Christentum, mit dem universalen Lehramte begann die Entwicklung einer allgemeine Volksbildung.

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen
und E. Th. Thissen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIX. | 15. September 1910. | Heft 12.

Das Blut des hl. Januarius.

Eine apologetische Reiseerinnerung.

Von

Dr. B. M. Bergervoort.

Hamm (Westf.)
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1910.

Frankfurter Zeitgemäße Broschüren.

Preis pro Jahrgang Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4.60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Einladung zum Abonnement!

Die „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren" haben sich auch im verflossenen Jahrgange wieder einer steigenden Teilnahme zu erfreuen gehabt. Das beweist nicht nur die stetig wachsende Abonnentenzahl, sondern auch die überaus günstigen Beurteilungen, die die wertvollen Hefte bei ihrem Erscheinen von kompetenten Persönlichkeiten sowohl als auch von der gesamten Presse erfahren haben.

„In der periodischen Literatur katholischen Charakters nehmen die Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren nicht nur wegen ihres Alters, sondern auch wegen ihres Gehaltes eine hervorragende Stellung ein. Heute sind sie uns mehr als je unentbehrlich. Wären sie nicht da, so müßten sie jetzt ins Leben gerufen werden. Schon deshalb, weil uns ein Gegengewicht zu den akatholischen Publikationen ähnlichen Charakters heute besonders notwendig ist. Aber dies ist nicht das Ausschlaggebende. Die Lage ist vielmehr die: Unser gesamtes religiöses, literarisches, künstlerisches, wissenschaftliches, soziales, wirtschaftliches, politisches Leben wirft heutzutage eine Fülle neuer Fragen auf, daß eine rasche und entschiedene Stellungnahme dazu seitens der Katholiken keine Leichtigkeit ist. Eine solche Stellungnahme ist aber unerläßlich, wenn wir nicht von vornherein darauf verzichten wollen, unser nationales Leben mitzuleben und auf seine Gestaltung Einfluß zu üben. So ist denn eine rasche, aber ebenso sehr eine solide, gründliche, umfassende und wissenschaftliche Orientierung von nöten. Die erstere können unsere Zeitschriften besorgen. Um aber die auftauchenden Fragen mit umfassender Gründlichkeit zu behandeln, fehlt diesen der Raum. Es bedarf dazu einer monographischen Behandlungsweise. Diesem Bedürfnis helfen die Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren ab. Sie erscheinen jährlich in 12 Heften, von denen ein jedes eine im Bereich des vielgestaltigen modernen Lebens liegende Frage behandelt."

(Augsburger Postzeitung.)

Vom laufenden Jahrgang sind erschienen:

Heft 1 und 2: **Köln und Koblenz.** Eine Darstellung der Osterdienstags-Konferenz und ihrer Folgeerscheinungen. Von Dr. jur. Krueckemeyer.

Heft 3: **Mazedonien, Serbien und Montenegro.** Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Heft 4: **Die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.** Von Franz Weigl.

Heft 5 u. 6: **Kralik oder Muth?** Ein Wort zum katholischen Literaturstreit. Von Josef Pfeneberger.

Das Blut des hl. Januarius.

Eine apologetische Reiseerinnerung.

Von

Dr. B. M. Bergervoort.

1. Einleitung.

Es war am 18. September 1909. Soeben waren wir — mein Freund Franz Timmers und ich — aus dem Vatikan gekommen. Wir hatten einer Audienz beim Papste Pius X. beigewohnt. Audienz beim Papste haben, dem Stellvertreter Christi die Hand drücken, ihm ins väterlich-milde, ernste Auge schauen, seinen Segen empfangen, dem Inhaber und Repräsentanten des kultur- wie weltgeschichtlich gleich bedeutsamen Papsttumes seine Huldigung darbringen dürfen: — solche Eindrücke sind mir ebenso unvergeßlich wie jene, welche ich wenige Tage vorher in mich aufnahm, als ich in der Papstkrypta der Callistus-Katakombe das unblutige Opfer des Neuen Bundes darbrachte und einigen Gläubigen — es hatten sich einige Aachener angeschlossen gehabt — die hl. Kommunion, den „Eucharistischen Fisch" reichte.[1]) Wie ein Jubelton klang es als Frucht dieser Eindrücke in unserem Herzen: Welches Glück, katholisch zu sein!

Und doch eilten wir, nach Beendigung der Audienz, das ewige Rom zu verlassen. Wir strebten zur Bahn, den Zug nach Neapel zu erreichen, ohne weiter darüber nachzudenken, was wohl Cicero sagen würde beim Anblicke der die Straßen Roms durcheilenden Elektrischen, oder wie Caesar staunen würde über den die Campagna durchsausenden Expreßzug. —

[1]) Die ersten Christen fanden in den einzelnen Buchstaben des griechischen Wortes „Fisch" die Anfangsbuchstaben der griechischen Worte: „Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser."

Nach Neapel! Nicht um es zu sehen und dann zu sterben,[2]) strebten wir nach diesem herrlichen Fleckchen Erde. Nein! Morgen war — San Gennaro, das Fest des hl. Bischofs und Martyrers Januarius, des Patrons der Domkirche und der Stadt Neapel und des früheren Königreiches beider Sizilien, dessen Hauptstadt Neapel gewesen. Bei diesem Feste wiederholt sich jedes Jahr das bekannte Wunder des hl. Januarius, welches darin besteht, daß das starre, dicke Blut des Märtyrers, in die Nähe des Hauptes desselben gebracht, wieder wie frisches Blut flüssig und durchsichtig wird. Das wollten wir einmal sehen. Was uns nach Neapel zog, war teils religiöse Ehrfurcht: ein Wunder zu sehen und die Nähe des allmächtigen Gottes zu fühlen; teils religiöse Neugier: ein Wunder zu sehen, und ob und wie es sich vollziehen werde. Beide Empfindungen — um das gleich festzustellen — wurden vollauf befriedigt; und in jenem Gefühle, mit dem wir Rom verlassen hatten, gestärkt verließen wir auch Neapel: Welches Glück, katholisch zu sein!

* * *

Doch wer war der hl. Januarius? Welche Bewandtnis hat es mit diesem Blute und diesem immerwährenden Wunder? Und ist es ein Wunder?

Zu Nutz und Frommen vieler und zur Ehre unserer hl. Kirche möchte ich diese Fragen etwas ausführlicher beantworten.

---

2. Der hl. Januarius.

Das offizielle Heiligenverzeichnis der katholischen Kirche, das Martyrologium Romanum, notiert für den 19. September folgendes: „Zu Puzzuoli in Campanien Fest der hl. Martyrer Januarius, Bischof von Benevent, seines Diakons Festus und des Lektors Desiderius, des Sosius, Diakons der Kirche von Misenum„ des Proculus, Diakons von Puzzuoli und des Eutychius und des Acutius, die unter dem Kaiser Diocletian erst Fesseln und Kerker erduldeten und endlich enthauptet wurden. Der Leib des hl. Januarius wurde nach Neapel übertragen und dort in der Kirche ehrenvoll beigesetzt; wo auch des heiligen Martyrers Blut in einem Glasfläschchen bis jetzt aufbewahrt wird, welches — wenn es in die Nähe seines Hauptes gebracht wird, — wie frisches Blut flüssig werden und aufwallen gesehen wird."

[2]) Ein italienisches Sprüchwort sagt: „Sieh Neapel und stirb"; soll heißen: wer Neapel gesehen, hat das Schönste auf der Welt gesehen, schöneres gibt es nicht.

Dieses berühmten Heiligen Martyrtod beschreibt ausführlich der Diakon Johannes um das Jahr 910, wobei er sich auf kürzere und zuverlässige Akten aus dem 4. Jahrhundert stützt. Nach diesen Akten ist Januarius um das Jahr 250 nach Christi Geburt geboren und zwar, das ist das wahrscheinlichere, in Neapel. Durch Heiligkeit und Gelehrsamkeit hervorragend wurde er zum Bischofe von Benevent erwählt. Es waren damals für die Kirche Christi die Zeiten des Kampfes, der erneuten Verfolgung hereingebrochen. Ueber und unter der Erde, in den Häusern und in den Cömeterien (Katakomben) suchte der römische Kaiser die Christen auf, um auch den letzten Rest dieser ihm verhaßten Religion zu vertilgen. Januarius hatte einen wahren Freund am Diakon Sosius zu Misenum, den er oft besuchte, um an dessen Gelehrsamkeit und Heiligkeit sich zu bilden und zu heiligen. Eines Tages nun hörte er, daß der Statthalter Dracontius den Diakon Sosius seines christlichen Glaubensmutes wegen hatte einkerkern lassen. Es war in einem schauerlichen Loche in Puteoli (heute Puzzuoli), wo der durch Geißeln blutig geschlagene Diakon lag und schmachtete. Sobald Januarius dies erfahren, eilte er zu seinem Freunde, um ihn zu trösten und zu ermuntern, ohne an die eigene Gefahr zu denken. Der Nachfolger des Dracontius in der Statthalterschaft und im Hasse gegen das Christentum war Timotheus. Derselbe hörte von den regelmäßigen Besuchen bei den Christen im Kerker und gab Befehl, den Besucher vor ihn zu führen. So wurde denn auch Januarius gefangen genommen. Da er sich offen als Christ bekannte, so forderte ihn Timotheus auf: entweder zu opfern (d. h. den heidnischen Götzen) oder unter entsetzlichen Qualen zu sterben. Der Heilige erwiderte ohne Zaudern: er sei bereit, für seinen Glauben sein Leben zu geben. „Ich opfere täglich dem wahren Gotte, nie aber wirst du mich falschen Göttern huldigen sehen!“ Jetzt wurde der Bischof auf die Folter gelegt und so grausam auseinandergerissen, daß der Heilige nach der Marter sich nicht einmal bewegen konnte. Einige Tage darauf wurde Januarius in einen glühenden Ofen geworfen, um lebendigen Leibes zu verbrennen. Aber es wiederholte sich das Wunder der Jünglinge im Feuerofen. Während die Heiden, die die Glut des Ofens unterhielten, von den Flammen ergriffen und getötet wurden, war es dem Heiligen im Ofen, als wenn ein frischer Frühlingswind ihn umwehe. Schäumend vor Wut ließ ihn Timotheus aus den Flammen reißen und erneut auf die Folter legen, bis die Glieder aus ihren Gelenken traten.

Bald darauf mußte der Heilige mit seinem Diakon Festus und dem Lektor Desiderius, die ebenfalls ergriffen worden waren, mit schweren Ketten beladen dem Statthalter nach Puteoli folgen, wo sie zum Diakon Sosius in denselben Kerker gebracht wurden. Von jetzt ab sollten sich die beiden Freunde nicht mehr trennen. Sie fanden im Kerker auch noch den Diakon

von Puteoli, Proculus, und mehrere andere Christen. Am folgenden Tage wurden alle zum Amphitheater hinausgeführt, um von wilden Tieren zerrissen zu werden. Unter Gebet und heiligem Psalmgesang betraten die Christen, Januarius an der Spitze, die Arena, den Kampfplatz. Als die ausgehungerten Löwen und Tiger ihre Käfige mit Gebrüll verließen, bezeichneten sich die Christen mit dem Zeichen des hl. Kreuzes und Januarius sprach: „Nur Mut gefaßt, meine Kinder, das ist der Tag unseres Sieges. Lasset uns nur tapfer für den Glauben Jesu Christi streiten und frohen Mutes unser Blut für den lassen, dem wir das Leben verdanken." Aber ihre Hoffnung sollte noch nicht in Erfüllung gehen. Die Tiere, ihre Wildheit vergessend, legten sich wie treue Hunde zu den Füßen der Christen. Eine große Menge Heiden erklärten sich laut für das Christentum und priesen die Macht des Christengottes. Da kannte die Wut und die Verlegenheit des Statthalters keine Grenzen mehr. Eiligst wurden die Heiligen vor die Stadt geführt und dort enthauptet. Es war im Jahre 305. Unter Kaiser Konstantin dem Großen im Jahre 325 (nach Anderen erst gegen das Jahr 400) wurden die Reliquien des Heiligen nach Neapel übertragen und in die vom heiligen Bischof Severus vor den Mauern der Stadt ihm zu Ehren erbaute Kirche beigesetzt. 820 belagerte der Fürst Sicon von Benevent die Stadt Neapel. Aus der eroberten Stadt nahm er als kostbarste Beute den Leib des hl. Januarius mit nach Benevent; nur das Haupt und die beiden Fläschchen mit dem Blute des Heiligen blieben in Neapel. Später wurden in den kriegerischen Zeiten unter Kaiser Friedrich II. (1218—1249) die Reliquien in die Abtei Monte-Vergine geflüchtet und unter dem Hochaltare eingemauert. Beim Neubau des Altares 1480 wieder aufgefunden, wurden sie Neapel zugesprochen und 1497 unter großen Feierlichkeiten im Triumpfe nach Neapel überführt. An dem Tage, an dem der hl. Leib in Neapel ankam — am 13. Januar 1497 — hörte in der Stadt plötzlich die Pest auf. Als 1529 die Pest wieder Neapel heimsuchte und abermals auf Fürbitte des hl. Patrons abgewendet worden war, erbaute die Stadt aus Dankbarkeit eine kostbare Kapelle an den Dom, die Schatzkapelle, in der das Haupt des hl. Januarius und die beiden Blutampullen aufbewahrt werden, während der übrige Leib in der Januarius-Kapelle unter dem Hochaltare beigesetzt ist, die 1497 bis 1508 erbaut wurde.

Die Verehrung des hl. Januarius war schon frühe eine weitverbreitete. Das bezeugt das Calendarium Carthaginense, das Mabillon in die Mitte des 5. Jahrhunderts setzt; sowie auch die berühmte Epistola de obitu sancti Paulini ad Pacatum von einem gewissen Uranius (Migne, Patr. lat. LIII, 859—866). Diese Verehrung ist aber auch eine wohl begründete. Zu wiederholten Malen hat in wunderbarer Weise der hl. Januarius die Stadt Neapel vor ansteckenden Krankheiten und besonders bei

wilden Ausbrüchen des Vesuv gerettet und vor Zerstörung bewahrt; so im 5. und 7. Jahrhundert, ferner bei den oben genannten Pestfällen, beim Ausbruche des Vesuv im Jahre 1707 und 1906. Und so verehrten mit Recht Neapel und Umgegend diesen großen Heiligen als ihren Schutzpatron.

---

3. Das Blut des hl. Januarius.

Nach den klaren Zeugnissen der Kirchengeschichte, besonders der Martyrerakten, können wir nicht daran zweifeln, daß die Christen der Verfolgungszeiten die Reliquien der Martyrer in religiöser Weise ehrten, als Kostbarkeiten sammelten, am Orte ihres Gottesdienstes beisetzten;[3]) daß auch den Heiden diese Gewohnheit bekannt war, daß aber die Christen kein Mittel, auch keinen Preis scheuten, um in den Besitz der Martyrerleiber zu kommen. Ich erinnere an die Martyrerakten eines hl. Polycarp, Ignatius, Fructuosus, Vincentius, Cyprianus, Hippolytus u. a.[4]) Ebenso wenig aber dürfen wir daran zweifeln, daß die ersten Christen auch das für Christus vergossene Blut des Martyrers heilig hielten. Mit Leintüchern, Schwämmen und Fläschchen wurde es aufgefangen, manchmal auch mit Gefahr des eigenen Lebens, und als Reliquie in die Kirche gebracht. So erzählt es uns die Kirchengeschichte von den beiden heiligen Schwestern Praxedis und Pudentiana in Rom, die Martyrerakten eines hl. Vincentius,[5]) der hl. Vitalis und Agricola,[6]) Hippolytus[7]) usw. Um nur ein Beispiel anzuführen, setze ich eine Stelle hierhin aus den Martyrerakten des hl. Vincentius von Huesca (Spanien):[8]) „Könntest du der Umstehenden Menge sehen, wie sie des Heiligen Spuren zu küssen und aufzulecken wetteifert, wie sie des ganz zerrissenen Leibes Wunden mit heiliger Neugier berührt, wie sie *das Blut mit Leintüchern aufnimmt*, damit es in heiliger Verehrung den Nachkommen zu gute komme."

Dasselbe nun wird vom hl. Januarius erzählt. Nach seiner Enthauptung sammelte eine fromme Christin in 2 kleinen Fläschchen vom Blute des hl. Martyrers. Zuerst verwahrte die

---

[3]) Ruinart, Acta Martyrum sincera (Regensburg, Manz. 1869), S. 220: „über den Reliquien des hl. Hippolytus wurde ein Altar erbaut."

[4]) Ruinart, S. 59, 69, 82, 267, 404, 409, 263, 220 usw.

[5]) Ruinart, S. 404.

[6]) Ambrosius, Exhortatio ad Virgines. Ruinart, S. 494.

[7]) Ruinart, S. 219.

[8]) Ruinart, S. 404. — Der hl. Vincentius starb als Martyrer in Valenzia im Jahre 304. Kurz nachher wurde die Geschichte seines Todes aufgeschrieben. Vergl. Ruinart, S. 399. Vergl. P. Syrtus, O. C. R. (Roma, Forzani, 1908), Notiones Archæologicæ Christianæ, I. Teil, Kap. IV, Art. 5, Seite 398.

Frau dieselben als kostbare Reliquie in ihrem Hause. Als aber Bischof Severus den Leib des hl. Januarius von Puteoli nach Neapel brachte (im Jahre 325), wie im vorigen Kapitel erzählt ist, übergab die Frau die beiden Fläschchen mit dem Blute dem Bischofe, der sie in derselben Kirche aufbewahrte. Schon damals soll das Wunder geschehen sein, das sich noch jetzt alljährlich von neuem ereignet. Das Wunder besteht darin, daß das Blut des Heiligen in den beiden Fläschchen, welches für gewöhnlich eine feste, braune, dunkle, undurchsichtige Masse bildet, wieder flüssig, hellrot, durchsichtig wird, sobald man es in die Nähe des Hauptes des Heiligen bringt. Und das geschieht zu drei verschiedenen Zeiten des Jahres und zwar nur zu diesen und nicht sonst: 1. am Jahrestage der Uebertragung der Reliquien (am 1. Sonntag im Mai) und während der Oktav, also an neun Tagen; 2. am Festtage des Heiligen (19. September) und den sieben folgenden Tagen, also achtmal; 3. am 16. Dezember, dem Jahrestage der wunderbaren Befreiung Neapels von dem Ausbruche des Vesuv im Jahre 1631, einmal. Dabei werden nicht etwa die Fläschchen geöffnet, so daß eine direkte Einwirkung seitens eines Menschen auf das Blut möglich würde; die beiden Fläschchen bleiben geschlossen und werden nur in einem Krystallbehälter dem Haupte nahegebracht. Das Haupt des Heiligen wird aufbewahrt in der prächtigen, 1608 erbauten Schatzkammer, Capella del Tesoro, des Domes, die besonders von dem berühmten Domenichino gar kunstvoll mit Gemälden aus dem Leben des hl. Januarius geschmückt ist. In einem Kästchen mit Silbertüren befindet sich die das hl. Haupt enthaltende Bischofsbüste von Silber und Gold. Die Mitra der Büste enthält allein 3328 Diamanten, 198 Smaragde, 168 Rubinen usw. In derselben Kapelle wird in einem Silbertabernakel das wunderbare Blut des hl. Bischofs aufbewahrt. An den oben genannten Tagen wird nun die Büste mit dem Haupte des Martyrers auf die Evangelienseite gesetzt, das hl. Blut selbst auf die Mitte des Altares: dabei wird von Volk und Geistlichkeit gebetet, bis das Wunder eintritt. Neapel und weithin die Umgebung wartet mit Ungeduld auf die Wiederholung des Wunders. „Wird das Blut nicht flüssig, wird der Vesuv flüssig", sagt ein altes neapolitanisches Sprichwort; und es gilt als Vorbedeutung eines kommenden Unglückes, wenn das Wunder gar zu lange auf sich warten läßt. Die Zeit des Wartens ist nämlich sehr verschieden: sie variiert zwischen 2 Minuten, die bis jetzt kürzeste Zeit, und 4 Stunden, soviel wie mir bekannt, die bis jetzt längste Zeit.

Wie schon bemerkt, soll sich diese wunderbare Begebenheit zuerst im Jahre 325 gezeigt haben. Ein schriftliches Dokument darüber gibt es aber nicht. Spuren des Vorkommens dieses Ereignisses lassen sich bis ins 12. Jahrhundert verfolgen; fest-

gestellt ist es aber mit Sicherheit seit Mitte des 15. Jahrhunderts.[9])

Eine recht anschauliche und ausführliche Schilderung des Vorganges, den ich jetzt nicht anstehe, ein Wunder zu nennen, gibt uns der berühmte Geschichtsschreiber Friedrich Hurter, erst protestantischer Prediger in Schaffhausen (Schweiz), später Convertit und zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Derselbe erzählt:[10])

„Es war am Samstag Nachmittag, den 4. Mai, als das Blut des hl. Januarius in großer Prozession aus der Domkirche nach der Kirche Santa Chirara begleitet wurde, wohin schon am Vormittag das Haupt des Heiligen gebracht worden war. Bei den Empfehlungen, womit ich versehen war, und den Verwendungen meines Freundes und Landsmannes, des Herrn Abbé E., fiel es mir nicht schwer, innerhalb der Schranken und dem Hochaltar meinen Platz zu finden. Zunächst — aber außerhalb derselben — fanden sich zwei Bänke, mit Weibern aus den unteren Volksklassen angefüllt, welche in gellendem Tone aus voller Kehle unabläßig schrien. Wie widerwärtig anfangs die Sache mir schien, so überzeugte ich mich doch bald, daß sie mit dem Ave Maria, dem Vater unser, der Lauretanischen Litanei und ähnlichen Gebeten wechselten. Es waren diejenigen, welche als Abstämmlinge von der Amme des hl. Januarius oder (wie Andere sagen) aus seinem Geschlechte seit unvordenklichen Zeiten diesen Ehrenplatz und das Ehrenrecht des schreienden Gebetes inne haben und hierauf ebenso stolz sind als ein Adeliger auf seine Ahnen, Titel und Befugnisse; daher sie auch jenes Recht mit gleicher Sorgfalt auf ihre Nachkommen zu verpflanzen beflissen sind. Gewiß kostet es nicht die geringste Anstrengung des Verstandes, darüber zu lachen, daß die Betreffenden auf diesen Vorzug so großen Wert setzen, daß derselbe nur an Lazaroni-Weiber sich knüpft, daß sie demnach viel darauf sich zu gute tun; ungeachtet er nicht mit dem Besitze materieller Güter verbunden ist; ungeachtet er sich nicht wie der Gewinn eines Fabrikherrn oder die Prozente einer Eisenbahn in Zahlen darstellen läßt; ungeachtet er durch kein äußeres Ehrenzeichen sich bemerkbar macht; ungeachtet er nur auf die Kirche sich beschränkt, nur auf einen kirchlichen Glauben (oder meinethalb Wahn[11]) sich stützt. Meinem Gefühle nach liegt etwas Rührendes in dieser innern Herzensfreude armer Weiber; ihre Herkunft von einer Person ableiten zu können, die in uralter Vorzeit in so naher Beziehung zu demjenigen sich befunden, der erst einer Gegend geistlicher Wohltäter, hierauf todesverachtender Zeuge des Glaubens, so-

[9]) Herders Konversationslexikon bei Januarius. — Kirchenlexikon (2. Aufl. Herder) bei Januarius.

[10]) Hurter, Geburt und Wiedergeburt (Schaffhausen, Hurter, 1845) Bd. 3, 339—378.

[11]) Nämlich die gen. Abstammung.

dann Vermittler der größten Gnaden Gottes, endlich Gegenstand der Verehrung des ganzen Landes geworden ist. Der nüchterne Verstand kann hier Abhandlungen denken, reden und schreiben, der flache Spott mag hier für schale Witze seinen wohlgedüngten Boden finden; das Gemüt wird diesem, in höherer Beziehung zuletzt gleichgültigen Gebrauche immer eine anziehende Seite abgewinnen.

„Es mag draußen Dämmerung gewesen sein, als Glockengeläute das Herannahen der Prozession in die lichtstrahlende, menschenvolle Kirche ankündete. Die lebensgroßen, silbernen oder reich vergoldeten, auch wohl mit Edelsteinen besetzten Brustbilder von sechs und vierzig Heiligen zogen voran, vorüber dem Hochaltar, auf welchem die Ueberreste des Blutzeugen in sein von Diamanten, Smaragden und ähnlichen Edelsteinen funkelndes Brustbild eingeschlossen standen. Jeder der sich nahenden Heiligen wurde von den Weibern mit einem Gebete begrüßt, und je nachdem derselbe ihrem Herzen näher stand, ward das Schreien lauter und gellender, hatte es förmlich den Ausdruck, als wollten sie das Himmelreich mit Gewalt und Ungestüm an sich reißen. Aber auch hier bot sich mir alsbald die Bemerkung wieder dar, wie grundlos die Anschuldigung sei, als würde über den Geschöpfen der Schöpfer, über den Erlösten der Erlöser, über den Heiligen der Quell der Heiligkeit vergessen. Denn jeder dem Heiligen dargebotenen Begrüßung und dem Ora pro nobis (bitte für uns) folgte immer das Gloria Patri (das Ehre sei dem Vater). Also auch hier dem Heiligen die Anerkennung, dem Dreieinen die Ehre!

„Endlich kam, in eine Monstranz eingefügt, das Fläschchen mit dem Blute und wurde auf die Epistelseite des Altars gestellt. Ich drängte mich diesem so nahe als möglich und fand zwischen schaulustigen Gesichtern und foppenden Bocksbärten noch Raum genug, um den ganzen Hergang mit der genauesten Aufmerksamkeit zu beobachten. Anfangs wollte es mir als tadelnswerte Nichtachtung des Schicklichkeitsgefühls vorkommen, daß eine Handlung, die — wenigstens nach neapolitanisch-kirchlichen Begriffen — eine eminent religiöse sein sollte,[12]) unter einem solchen, bis zu den obersten Stufen des Altars und dicht an die Seite des Priesters sich vordrängenden Gehäufe von Neugierigen und gewiß auch Frivolen sollte vorgenommen werden. Nachher aber ward es mir klar, daß die Möglichkeit, den Vorgang mit der größten Genauigkeit, ohne alle Rücksicht auf Zweck und Gesinnung, beobachten zu können, nicht nur nicht sollte beschränkt, sondern in dem größten Umfange sollte eingeräumt werden. Sind es doch immer Fremde, die am ersten Tage der Ausstellung des Blutes innerhalb der Schranken des Altares ihre Stelle suchen. Welches deren Absicht sei, die so nahestehende Anschuldigung:

[12]) Hurter war noch Protestant, als er in Neapel Zeuge des Wunders war.

es sei nicht von dem Flüssigwerden des Blutes zu reden, Niemand könne sich nahen, Täuschung der Fernstehenden sei leicht möglich — diese Anschuldigung sollte beseitigt werden. Und in der Tat: gegen vierzig Personen standen so dicht um den Gegenstand, daß es für diese Alle keines scharfen Auges bedurfte, um den Hergang mit der möglichsten Aufmerksamkeit zu beobachten.

„Ein Priester hob nun das Gefäß, worin die Fläschchen enthalten sind, aus der Monstranz, ein anderer stand neben ihm mit einer brennenden Wachskerze von nicht größerem Durchschnitt als der dritte Teil eines Zolles, gerade hinreichend, um über die gläserne Einfassung des Fläschchens genugsames Licht zu verbreiten; zudem ward die Kerze so gehalten, daß zwischen ihr und dem Gefäße noch immer Zwischenraumes genug blieb, um das Widerstreben gegen die Sache unter dem Verdachte von einwirkender Wärme-Ausströmung aus der schwachen Flamme von vornherein zurückzuweisen. Dem entgegen ist dann viel gesprochen und bereitwillig geglaubt worden von der Manipulation des Priesters, durch dessen warme Hände, in Verbindung mit der Temperatur der Kirche, der in dem Fläschchen enthaltene Stoff endlich flüssig werden müsse. Alle, welche solches behaupten, haben entweder dieses Flüssigwerden nicht gesehen, oder — wenn sie es gesehen haben und dennoch von einer solchen Manipulation sprechen, — sind sie die schändlichsten Lügner, welche wissentlich etwas vorgeben, was durchaus anders sich verhält, wovon nicht einmal eine Spur vorhanden ist.

„Dasjenige Fläschchen, in welchem der Stoff (ich will mir bloß diesen Ausdruck erlauben), welcher flüssig werden soll, sich befindet, ist versiegelt, und Niemand, der das Siegel beachtet, wird den Argwohn hegen, als wäre es neuen Ursprungs . . . . . Die Fläschchen selbst stehen in einem Gefäße — in Gestalt eines kleinen Handlaternchens — auf der Vorder- und Rückseite mit einem Glase versehen; zwischen ihnen und den beiden Gläsern ist aber ein leerer Raum, im Durchmesser eines Fingers. Unter diesem einschließenden Gefäße ist ein metallener Stiel, etwa 5 Zoll lang, zur Handhabe dienend, und über demselben ein metallenes Krönchen, oben mit einem Kreuze versehen. Mittelst des ersteren wird es in die Monstranz eingeschraubt. Der dichte Stoff von bräunlicher Farbe füllt das Hauptfläschchen nicht ganz, sondern es bleibt von demselben bis zur Mündung ein leerer Raum, nicht des vollen Dritteils des Fläschchens groß. Der Priester faßt nun mit der einen Hand den Stiel, mit den Fingerspitzen der anderen den obersten Teil jenes Kreuzchens und geht damit an dem Altare hin und her, um es den Anwesenden zu zeigen; wobei er nicht das Fläschchen, sondern das ganze Gefäß wiederholt umkehrt, der andere aber mit dem kleinen Licht leuchtet, um Jeden zu überzeugen, daß der Stoff in festem Zustande sich befinde. Eine andere Bewegung habe ich den Priester nie machen sehen; selbst von der leisesten Berührung des Glases,

hinter welchem immer noch frei und in leerem Raume das Fläschchen stand, geschweige denn von einer Manipulation, kann gar nicht die Rede sein; eine Berührung des Fläschchens aber wäre physisch unmöglich.

„Während das Gefäß öfters gewendet wurde und der darin enthaltene Stoff fest blieb, sang der Chor das Miserere und das athanasische Glaubensbekenntnis. Lauter und inbrünstiger beteten die Weiber die Lauretanische Litanei, die Versammlung schloß sich an die Gebete an. Zwischenein erhoben jene mit dem Ausdrucke des heißen Verlangens, ja des Ungestüms, ihre Stimmen sonst noch. Ich konnte aber nichts verstehen, weil sie in neapolitanischem Dialekte ihrem Herzen Luft machten. Wohl hatte ich gelesen, sie gingen, wenn das Flüssigwerden zu lange sich verziehe, nicht selten von dem heißen Flehen in Verwünschungen gegen den Heiligen über. Ich fragte meinen Freund und Landsmann, den Abbé R., der neben mir stand, ob in diesem Augenblicke dergleichen Verwünschungen seien ausgesprochen worden. Er versicherte mir, schon öfters an den Festen des hl. Januarius in der Kirche sich eingefunden, so etwas aber niemals gehört zu haben. Er müsse auch dieses für Erfindung Uebelwollender oder Unwissender halten, die einzig aus dem Tone schließen könnten und wollten . . . . .

„Eine etwelche Ungeduld zeigte sich dennoch durch die Versammlung; denn bald eine Viertelstunde lang hatte der Priester das Gefäß gewendet, und immer noch zeigte sich der Stoff in seinem festen Zustande. Endlich warf er einige kleine Bläschen, und plötzlich war er zerronnen, die Flüssigkeit füllte das Fläschchen, welches zuvor den oben bemerkten leeren Raum gezeigt hatte. Sobald der Priester das erfolgte Wunder verkündete, schallte, von der Menge angestimmt, das Te Deum durch die Hallen der Kirche; der Priester aber fuhr fort, das Fläschchen mit der flüssig gewordenen Materie Jedem zu zeigen, drückte es Jedem auf die Stirne und die Brust und reichte es Jedem zum Kusse dar.

„Das ist der getreue Bericht meiner Beobachtungen an jenem Samstagabend. Ich könnte auf alles, was ich hier mitteilte, jeden Augenblick den Eid ablegen: Daß ich anderes, als was ich mit meinen Augen gesehen habe, nicht; dieses aber auch so berichte, wie ich es gesehen habe."

„Nach dem erfolgten Flüssigwerden wurden die Ueberreste wieder nach San Gennaro zurückgetragen. Die zahlreiche Prozession, die mit ihren vielen Kerzen in der Dunkelheit der Nacht durch die lange, schmale Gasse, die von St. Clara nach der Domkirche führt, sich bewegte, bildete einen magischen Anblick. Aus weiter Ferne klangen die Stimmen der Weiber herauf, die mit ihren Lobgesängen dem Heiligen voranzogen. Eine dichte Menschenmenge stand in der Nähe der Kirche, um den Zug anzusehen.

„Am folgenden Vormittag fand ich mich frühzeitig genug in der Kapelle des hl. Januarius ein, wo das Flüssigwerden wieder vor sich gehen sollte. Diesmal konnte ich noch näher, noch genauer beobachten. Wieder wurde das Miserere angestimmt, und die auf den Knien liegende Menge harrte mit Ehrerbietung und freudigem Erwarten, die Augen nach dem Altar gewendet. Mit dem Bischofe von Lancaster und einem Generalvikar aus Canada stand ich auf dessen oberster Stufe, unmittelbar neben dem Priester, welcher das Gefäß in den Händen hielt. Er behandelte es auf vollkommen gleiche Weise wie der andere Priester am Abend vorher. Mehr als einmal hielt er mir dasselbe unter die Augen, und ich überzeugte mich von der vollkommenen Dichtigkeit und Festigkeit des Stoffes, so wie man bei gesunden Augen und mit klarem Bewußtsein von irgend einer Sache sich nur immer überzeugen kann. Jetzt sowenig als am Abend vorher fand auch nur von ferne eine andere Berührung des Gefäßes statt als in der oben beschriebenen Weise. Diesmal jedoch dauerte es nicht so lange, bis der Stoff flüssig wurde. Es mochten kaum 5 Minuten verflossen sein, als die Bläschen zum Vorschein kamen, die Masse vollkommen zerrann, das Fläschchen sich wieder gefüllt hatte, da zuvor ein ähnlicher leerer Raum zu sehen gewesen. Wieder ergoß sich die dichte Menge, welche die Januarius-Kapelle und einen Teil der Domkirche gefüllt hatte, ins Te Deum."

Wie Hurter haben im Laufe der Jahrhunderte auch andere dem wunderbaren Vorfall beigewohnt und ihre Wahrnehmungen aufgeschrieben. Nur einige wollen wir noch anführen.[13])

Vom hl. Peregrinus, dem Sohne des schottischen Königs Malkolm, sagt ein Reisebericht (aus dem zwölften Jahrhundert) so: „Der hl. Peregrinus kam auch nach Neapel zu dem erlauchten Wunder des heiligen Blutzeugen Januarius. Dort werden zwei Glasfläschchen mit dem Blute des Heiligen aufbewahrt. Es ist steinhart. Werden aber die Fläschchen dem Haupte des Blutzeugen genähert, so wird das Blut mit einem gewissen schäumenden Brodeln alsbald flüssig und die Fläschchen bleiben unversehrt."

Aeneas Sylvius aus dem berühmten Geschlechte Sienas Piccolomini, gestorben als Papst Pius II. im Jahre 1464, zählt in seinem Werke „Commentarii rerum memorabilium" verschiedene Sehenswürdigkeiten Neapels auf. „Als fünftes", sagt er, „wenn es Jemand vernehmen will, würde ich beifügen jenes heilige Blut des hl. Januarius, welches bald geronnen, bald flüssig gezeigt wird, obwohl es vor 1200 Jahren für den Namen Christi vergossen worden ist."

Angelus Cato, königlicher Leibarzt in Neapel, gab im Jahre 1474 ein Werk heraus unter dem Titel Pandectae Medicinales Matthaei Silvatici. In der Dedikationseinleitung lesen wir:

[13]) Nach Hurter, a. a. O. S. 362 ff.

„Was soll ich von dem Blute dieses Martyrers sprechen, welches zu Neapel mit größter Ehrerbietung aufbewahrt wird? Welche Wunder immer unter den Augen der Bekenner Christi in unserer Zeit vor sich gehen mögen, wäre eines leuchtender, unleugbarer? Von dem Haupt entfernt, wird das Blut hart; in dessen Nähe gebracht, wird es flüssig, ebenso, als wäre es an diesem Tage vergossen worden."

Aehnliches bezeugt der Doge Fregoso von Genua, der in den Jahren 1478—1483 als Verbannter in Neapel lebte.

Robert Gaguin erzählt in seinem Werke: Mirover hystorial de France: am 3. Mai 1495 habe König Karl VIII. im Beisein vieler Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten in der Kirche des hl. Januarius der hl. Messe beigewohnt; darauf sei ihm Haupt und Blut des Heiligen gezeigt worden, letzteres steinhart; kaum habe es aber einige Zeit auf dem Altare gestanden, habe es begonnen, sich zu erwärmen und flüssig zu werden, gleich Blut, das soeben einem lebenden Menschen wäre entzogen worden.

Franz Pico Fürst von Mirandola verfaßte im Jahre 1502 ein Werk: „De fide et ordine credendi". Er sagt darin: „In Neapel in der Campagna werden die Ueberreste des Blutzeugen Januarius aufbewahrt. Ein Gefäß enthält sein Blut, welches frommer Sinn nach seiner Hinrichtung aufbewahrte. Stellt man dasselbe in die Nähe der Glieder, so fängt es gleichsam zu schäumen an und wird flüssig und kehrt in den früheren Zustand des Blutes zurück; entfernt man es an einen anderen Ort, so gerinnt es wieder und wird fest und nimmt die Gestalt an, wie Blut sie haben muß, das vor vielen Jahrhunderten vergossen worden ist. Doch geschieht es nicht immer; denn sobald jener Gegend irgend ein Unfall droht oder Ruhestörung es hindert, so deutet es durch seine Unbeweglichkeit die bevorstehende Plage an, wie die Landbewohner aus langjähriger Erfahrung wissen. Ich habe mit meinen eigenen Augen dieses feste und seiner Natur gemäß schwarze Blut bei der Annäherung an das Haupt rot, flüssig werden, Blasen werfen gesehen, gleich als wäre es unmittelbar der Ader entströmt. Ich wiederhole es: ich habe es mit eigenen Augen gesehen und habe mich vollkommen überzeugt, daß dieses auf natürlichem Wege unmöglich so sich zutragen könne."

Auch Papst Sixtus V. (1585—1590) sagte in einer seiner Bullen: „Wir wollen, daß die in der Erzbischöflichen Kirche von Neapel gelegene Kapelle, der Schatz des hl. Januarius genannt, wo das Haupt und das Blut dieses Heiligen aufbewahrt wird und wie wir vernommen haben, die göttliche Majestät beständige Wunder wirkt, mit erforderlicher Ehrerbietung besucht werde."

Uebergehen wir eine Reihe von Jahrhunderten. Im Jahre 1831 veröffentlichte der Engländer Weedall in der Zeitschrift Catholic Magazin and Review (Birmingham) eine Aeußerung

eines Domkapitulars in Neapel, derselbe sagte: „Ich will Ihnen frei meine Meinung gestehen. Ich bin nicht leichtgläubig und prüfe Alles. Man spricht oft von Wundern, welche da oder dort sich sollen zugetragen haben. Im allgemeinen schenke ich ihnen nicht leicht Glauben. Was aber das Blut des hl. Januarius betrifft, so ist mir jeder Zweifel darüber aufgehellt. Ich halte das Flüssigwerden augenfällig und unbedenklich für eine wunderbare Sache. Ließe sich vernünftiger Weise annehmen, es walte unter uns ein geheimes Einverständnis? Sie kennen unsere Stellung. Wir bilden zwei getrennte Corporationen mit verschiedenen Capellen und ganz abweichenden Rechten und Privilegien. Mir ist nicht gestattet, den Schatz zu betreten, und die Kapläne vom Schatz haben keine Befugnis, in unserem Kapitel sich einzufinden. Wir mögen uns gegenseitig kennen; eine engere Verbindung aber besteht unter uns nicht. Das Wunder geht aber bald in unserer Kirche, bald in der Kapelle vor, und dies durch so manche Jahrhunderte hinab, unter so vielen politischen Revolutionen, über welchen so oft die Interessen und die Gesinnungen der Bürger in Zwiespalt gekommen sind. Es wäre unmöglich, daß wir in versteckter Spitzbüberei eine geheime Verabredung treffen, daß so viele unserer Vorfahren sie hätten aufstellen und festhalten können. Wer über diesen Gegenstand mich befragen mag, dem weiß ich keine andere Antwort zu erteilen als: Komm und siehe! Kommen auch Sie und sehen Sie, nicht bloß an einem einzigen Morgen, sondern jeden Morgen, die ganze Oktav hindurch. Prüfen Sie genau und Sie werden finden, daß das Flüssigwerden nicht nur wirklich erfolgt, sondern daß sich zuweilen eine Vermehrung des Volumens zeigt, worin, meiner Ansicht nach, die bemerkenswerteste Eigentümlichkeit bei diesem Vorgange besteht." — Und Weedall hat, wie er angibt, mehrmals gesehen, genau achtgegeben, geprüft und kommt zu dem Schlusse, daß hier auf alle Fälle ein Wunder vorliege: wer nicht ein Wunder in Wahrheit annehme, müsse ein Wunder im Betrug zugeben.

Etwa 14 Jahre später prüfte dieselbe Sache der englische Naturforscher Waterton. Er berichtet, daß der Canonikus das Gehäuse, worin die Fläschchen sich befinden, vor seinen Augen zum öftern von einer Seite zur andern gewendet habe, um zu zeigen, daß das Blut nicht flüssig sei; wobei er das Gehäuse nur mit den Fingerspitzen berührt habe. Die Frauen, die aus der Familie des Heiligen abstammen, schickten inbrünstige Gebete zum Himmel empor, wobei sie sich in einer schwer zu beschreibenden Weise geberdeten. „Fremde, die mit der italienischen Sprache und besonders dem neapolitanischen Dialekt nicht oder nur unvollkommen bekannt sind und die den durch einen solchen Akt erregten Enthusiasmus nun nicht teilen, haben behauptet, die Frauen schimpften und schmähten den Heiligen, weil sein Blut nicht so schnell flüssig werde, als man es wünschte. Ich befand

mich, während die Frauen beteten, dicht bei ihnen und hörte weder Drohungen noch Schimpfworte, sondern nur Aeußerungen der andächtigen Begeisterung." Den Hergang selbst hat Waterton, wie er sagt, genau und wiederholt beobachtet, hat erst mit eigenen Augen gesehen, daß „das Blut einen Klumpen bildete und durchaus unbeweglich war", und hat dann das Blut wiederholt in seinem flüssigen Zustande besichtigt. Nicht nur die Königin-Witwe, die anwesend war, sondern auch ebensogut der ärmste Mann konnten die Reliquien in nächster Nähe betrachten. Waterton schließt seinen Bericht mit den Worten: „Alle meine früheren Erlebnisse traten vor diesem Ereignis in den Hintergrund; und ich spreche hiermit als meine vollste Ueberzeugung aus: daß das Flüssigwerden des Blutes des hl. Januarius ganz unzweifelhaft durch ein Wunder bewirkt werde."

---

4. Was wir selbst gesehen haben.

Recht früh morgens war es, als uns am Sonntag, den 19. September 1909, eine Carrozza durch die dichtgefüllten Straßen Neapels zum Dome fuhr. Es war „San Gennaro" und heute sollte sich das Wunder des Blutes des Heiligen wiederholen. Die Feier muß jetzt immer in der an den Dom angebauten Kapelle del Tesoro gehalten werden, weil seit 1870 katholische Prozessionen als staatsgefährlich nicht mehr erlaubt sind.

Mit nüchternem, deutschem Verstande nahten wir uns; mehr um zu prüfen, zu beobachten, mehr — ich gestehe es — kritisch als andächtig gestimmt. Der in der Nähe unseres Hotels (Riviera) wohnende Pfarrer der St. Josephskirche hatte uns seinem Bruder, der Domherr war, empfohlen und durch dessen Empfehlung gelang es uns, in die Sakristei der Kapelle del Tesoro zu gelangen, die schon gut besetzt war mit Einheimischen und Fremden, und noch immer mehr aufnahm. Die hier warteten, waren jene, welche innerhalb der Schranken auf den Stufen des Altares der Feier beiwohnen durften und also aus nächster Nähe beobachten konnten. Am vor- und aufdringlichsten waren — wie man das öfter bemerken kann — die Mitglieder eines französischen Pilgerzuges. Die französischen Katholiken, erfüllt von dem alten Sprichworte, daß Frankreich die erstgeborene Tochter der katholischen Kirche sei, glauben auf der weiten Welt in katholischen Angelegenheiten vor den anderen Nationen den Vortritt beanspruchen zu dürfen; und daraus entwickelt sich manchmal ein rücksichtsloses Vordrängen.

Während wir in diesem Vorraum der Kapelle warteten, war in der Kapelle die Büste mit dem Haupte des Heiligen bereits zum Altare gebracht, auf der Evangelienseite aufgestellt

und mit der kostbaren Mitra bekleidet worden. Es wurde auch schon tüchtig gebetet, so daß wir es bei uns hören konnten. Vor den Schranken saßen und knieten jene Weiber aus den unteren Ständen, die mit dem Heiligen oder wenigstens mit seiner Amme verwandt sein sollen, die nun mit gellender, manchmal kreischender Stimme zum Himmel empor riefen und, ohne zu ermüden, immer wieder von neuem ihre Stimme erhoben. Die Anführerin war eine Frau, die sonst an der Türe der Kirche sitzt und die Eintretenden anbettelt, indem sie den schweren Türvorhang bei seite schiebt. Wer den Charakter des Neapolitanischen Volkes und seinen Dialekt nicht kennt, der mußte an diesem Geschrei Anstoß nehmen, wie es ein französischer Curé neben mir auch tat, der seiner Entrüstung über diese Art des Gebetes laut Ausdruck gab — zum Glück in französischer Sprache. In der Kapelle selbst und bis weit in den Dom hinein stand Kopf an Kopf die Menge, meist still betend, viele auch in Neugierde wartend: sie wollten dabei sein, wenn das Wunder sich wiederholte, und nachher die Reliquien mitverehren.

Wir mußten noch warten. Etwa 5 Minuten vor 9 Uhr kam endlich der zweite Schlüssel zum Schranke der Blut-Reliquie, gebracht in kostbar gestickter Tasche von einer Deputation von 3 Herren — wie man mir sagte, vom städtischen Magistrate —, die die Wiederholung des Wunders genau kontrollieren sollten. 5 Minuten nach 9 Uhr wurden wir zum Hochaltare der Kapelle zugelassen und ich gelangte dorthin in dem Augenblick, wo der amtierende Priester die Reliquie aus der (oben genannten) Monstranz herausnahm. Um genau zu sehen, hatte ich mir einen Platz gewählt direkt neben den 3 Herren der Deputation. Der Priester zeigte zuerst die Reliquie den zum Altare Zugelassenen und zwar immer zunächst der Deputation, so daß ich das Gefäß genau nicht bloß sehen, sondern betrachten konnte. In der Rechnung betreffs meines Standortes hatte ich nicht geirrt. Das fortwährende Drängen und Mitschieben der anwesenden Franzosen störte wohl etwas; aber es gelang mir, meinen Stand an der Epistelseite des Altares auf der obersten Stufe neben der Deputation während der ganzen Feier zu behaupten.

Die beiden Fläschchen, ein größeres und ein schmäleres, haben die Gestalt der alten Ampullen; sie sind gut verschlossen, versiegelt. Die Fläschchen befinden sich zwischen zwei dicken kreisförmigen Glasplatten, die ihrerseits durch einen breiten silbernen Bandreif zusammengehalten werden. An die Fläschchen selbst kann kein Mensch auch nur rühren. Man müßte erst das Band lösen und die Platten auseinander nehmen. Der Priester faßt das Gefäß mit den Fingerspitzen der einen Hand am Stiele, mit denen der anderen Hand an der Bekrönung. Eine Einwirkung der Menschenwärme auf den Inhalt des Fläschchens ist durchaus ausgeschlossen. Die Wärme wäre höchstens so minimal, daß sie kaum auf Stiel und Bekrönung wirkt, jedenfalls nicht einmal

auf die Glasplatten. Ein Kaplan der Kapelle hielt hinter das Gefäß eine brennende Kerze und zwar ließ er einen Zwischenraum zwischen Flamme und Glasplatten von gewöhnlich zwei Handbreit. Die Kerze kann keinen Wärme-Einfluß auf das Gefäß selbst gehabt haben, viel weniger auf die Fläschchen und deren Inhalt; zumal die Kerze nicht andauernd, sondern nur hie und da in die Nähe des Gefäßes gebracht wurde. Auch die Temperatur der Kirche war eine recht mäßige und keineswegs heiß zu nennen.

Der Priester, der das Gefäß hielt, drehte dasselbe mehrmal von unten nach oben. Jeder sah deutlich, daß beide Fläschchen mit einer schwarzen bis schwarzbraunen — ich will vorläufig sagen — Masse gefüllt waren, die vollständig undurchsichtig und fest war. Die Masse blieb unbeweglich im Fläschen auch beim Herumdrehen von oben nach unten. Selbst die Deputation gestand: „Es ist fest und undurchsichtig". Das zeigte der Priester allen Personen, die am Altare waren; alle und jede einzelne von den fremden Personen konnte und sollte genau das Gefäß betrachten und die Härte und Undurchsichtigkeit des Inhaltes des Fläschchens konstatieren. Als ein französischer Abbé um genauere Besichtigung bat, wurde ihm das Gefäß und dahinter die Kerze so lange vor die Augen gehalten und langsam gedreht, bis er sich für befriedigt erklärte. Hie und da wurde das Gefäß mit den beiden Fläschchen auf den Altar gestellt und gemeinschaftlich gebetet: Pater noster, Ave Maria, Credo, Litanei von allen Heiligen, eine Litanei oder ein Responsorium zum hl. Januarius, was durch das gellende Geschrei der Weiber vor den Schranken immer heftiger und kräftiger begleitet wurde. Wiederholt zeigte der Priester das Gefäß, das er immer auch umkehrte, den auf beiden Altarstufen stehenden Personen, damit sich alle genau überzeugen konnten, daß die Masse in den Fläschchen noch fest und undurchsichtig wäre und beim Umkehren des Gefäßes oben im Fläschchen hängen bliebe und in keiner Weise flüssig war. Ich habe das etwa 20 bis 30 Mal beobachten können. Jedesmal kam der Priester zuerst zu den Herren der Deputation an der Epistelseite und übereinstimmend hieß es jedesmal: „Non è fatto! (Das Wunder ist nicht geschehen)". So ging es weiter: abwechselnd wurde gebetet, das Gefäß herumgezeigt und durchleuchtet, wobei offenbar der Priester nicht eher mit dem Zeigen aufhörte, bis er sah, daß sämtliche Personen, die den Altar umstanden, die Reliquie gesehen hatten. Endlich wurde das Gefäß wieder auf den Altar gestellt und intensiver gebetet; alle beteten mit und das andächtig-fromme, wirklich von Herzen kommende Beten der französischen Pilger versöhnte mich mit ihnen. Dann — von Anfang der Feier hatte es 27 Minuten gedauert: von 9^{05} bis 9^{32} Uhr — nahm der Priester das Gefäß wieder vom Altar in seine Hände, um es noch einmal zu zeigen; als er es umkehrte, sagte er

laut: „Ecco è fatto! (Sieh da! das Wunder ist eingetreten)". Aber als ob er der Zeugen für das Wunder bedürfte, kam er sofort zur Epistelseite, wo die Deputation und dicht daneben ich stand, um es zu zeigen und sich zu vergewissern. „E vero! è fatto! (Es ist wahr! Das Wunder ist geschehen)" riefen die drei Herren und — ich rief es mit. Was sah ich denn?

Die Masse, die vorher fest und nicht flüssig war, floß jetzt im Fläschchen — ich sah auf das größere Fläschchen— hin und her, je nachdem das Gefäß gedreht wurde; und was vorher undurchsichtig gewesen, war nun hellrot und durchsichtig, wie ganz frisches Blut, das eben erst dem menschlichen Körper entzogen worden. Ich beobachtete das wohl sechsmal auf das genaueste. Und alle, die am Altare standen, sahen es. Und durch die ganze Kirche zog es wie ein erlösendes Wort, wie ein Jubelruf: „E fatto!" Am Altar wurde die Reliquie geküßt und auf Lippen und Stirn gedrückt; begeistert rührten die Pilger Rosenkränze, Kreuze, selbst Gebetbücher an die Reliquie; die Orgel ertönte und stimmte das Te Deum an; draußen erdröhnten die Kanonen und riefen der Stadt, dem Golfe, der Umgegend zu: E fatto! Das Wunder ist wieder eingetreten, Januarius ist noch unser Schutzpatron!

Bei meiner genauen Beobachtung konnte ich sehr gut feststellen, daß eine Einwirkung von menschlicher Seite ausgeschlossen ist. Auch irgend eine andere Einwirkung— z. B. durch Chemie, Elektrizität, Wärme — ist ausgeschlossen. Das Wunder ist — wenigstens dieses Mal — geschehen, während das Gefäß auf dem Altare stand, nicht aber in der Hand des Priesters. Auch ist das Wunder des Flüssigwerdens des heiligen Blutes nicht langsam und allmählich vor sich gegangen, wie Eis z. B. an der Wärme schmilzt, sondern plötzlich, unvermutet, momentan! Ganz kurz vor dem Wunder hatte ich das Gefäß noch genau gesehen und besehen und länger hindurch geschaut; mein günstiger Platz erlaubte mir das, weil der amtierende Priester bei den Deputationsmitgliedern sich stets länger verweilte: der Inhalt der Fläschchen ist fest, undurchsichtig, schwarz. Gleich darauf war derselbe Inhalt flüssig und hellrotdurchsichtig wie frisches Blut.[14]) Selbstverständlich, daß nunmehr das Gefühl der Neugierde oder Skepsis, das den einen oder den andern der Zuschauer vielleicht beseelt hatte, der Verehrung gegen den durch das Wunder verherrlichten Heiligen und der Anbetung des das Wunder wirkenden allmächtigen Gottes Platz machte. Und als ich mit meinem Freunde den Dom verließ, da zweifelten wir nicht mehr: wir standen vor einer natürlicherweise unerklärlichen Tatsache, wir hatten einem Wunder beigewohnt.

---

[14]) Das Volumen hatte sich nicht verändert.

5. Wie ist diese Erscheinung zu erklären?

Ja, wie ist diese Erscheinung zu erklären? Daß dieselbe sich zu den verschiedenen Zeiten und an den verschiedenen Tagen so pünktlich wiederholt, gleichsam, wie einmal ein liberaler Katholik spöttisch mir sagte: „auf Kommando", das scheint ein Wunder auszuschließen, scheint gegen den Begriff des Wunders zu sein. Daß andererseits ohne menschliches Zutun die Erscheinung eintritt, daß die Zeit des Flüssigwerdens so verschieden ist trotz der gleichen Umstände und Bedingungen, das wiederholt vor einwandfreien. nicht katholischen Augenzeugen bekundete Verändern des Volumens im Fläschchen, die vergeblichen Erklärungsversuche seitens der irdischen Wissenschaft: das alles scheint wieder auf ein Wunder, auf eine direkte Anordnung des Allmächtigen hinzuweisen.

Also wie ist die Erscheinung zu erklären?

Einige erklären sie als Wunder.

Hurter,[15]) der dem Flüssigwerden des heiligen Blutes im Mai 1844 beiwohnte, damals noch protestantischer Prediger, zieht aus dem, was er gesehen und betrachtet hatte, folgenden Schluß:

„Nach dem wiederholt Gesehenen, sorgfältig Beobachteten — die unerschütterliche Ueberzeugung, daß hier etwas Außerordentliches, etwas Unerklärliches, Unbegreifliches statt finde, — ein Wunder, sofern man vor diesem Ausdrucke nicht zurückschreckt, oder denselben auf etwas anwenden will, was alljährlich öfters vorgeht. Ich darf mit der festesten Zuversicht wiederholen, daß ich weit eher mit dem entgegengesetzten Vorsatz, als mit demjenigen, etwas Außerordentliches und Unerklärliches sehen zu können, in St. Clarens-Kirche mich eingefunden; daß ich nicht übereilt einen Entscheid gefaßt; daß ich am ersten Abend jedes Urteil suspendiert habe, indem ich vorerst nochmals sehen wollte. Unbefangener bin ich allerdings schon am ersten Abend geworden durch die alsbald in meine Erinnerung tretenden Lügen der Reisebeschreiber von einer Manipulation des Fläschchens in warmen Händen, samt all' den Zutaten und Erklärungen, wodurch sie die Sache entweder lächerlich zu machen oder in einen groben Betrug zu verwandeln sich bestreben.

Nachdem ich dann am folgenden Tage bei hellem Sonnenlicht auf den Stufen des Altares, dicht an der Seite des Priesters, den ganzen Hergang nochmals von Anfang bis zu Ende und mit gleichem Vorsatze — bloß prüfen zu wollen — beobachtet hatte, da sah ich keinen zureichenden Grund mehr, mit meinem Urteil zurückzuhalten oder durch hervorgesuchte Wenn und Aber dasselbe zu verklausulieren oder es in die Schwebe zu stellen,

[15]) Hurter, Geburt und Wiedergeburt (Hurter, Schaffhausen, 1845) Bd. 3, Seite 347.

oder an der richtigen Wahrnehmungsfähigkeit meiner Sinne zu zweifeln; sondern wo ich befragt wurde oder wo das Gespräch auf diese Sache sich lenkte, äußerte ich mich: etwas Wunderbares, wenigstens Unerklärliches, könne hier selbst von dem Ungläubigen, so er nur redlich und aufrichtig sein wolle, nicht geleugnet werden. Entweder müsse er ein solches im eigentlichen Sinne, so wie es von dem Oberhaupte der Kirche, von der gesamten Geistlichkeit und von dem ganzen Neapolitanischen Volk dafür gehalten werde, annehmen, oder alsdann ein noch weit größeres Wunder darin anerkennen, daß ein Betrug (zwischen welchem und der außerordentlichen Erscheinung es keine Wahl geben kann), der niemals durch einen Einzigen, sondern nur unter dem Zusammenwirken Mehrerer jeweils möglich sein kann, durch den Lauf vieler Jahrhunderte in immer gleich ungeschwächter Wirksamkeit habe fortdauern können. — Ich weiß wohl, daß die Wörter: Blendwerk, Priesterlist, Habsucht, Herrschsucht als allzeit fertige Trümpfe immerwährend in Bereitschaft liegen. Das aber sind Worte, die das Zeugnis gesunder Sinne nicht entkräften können."

Der bekannte Schriftsteller Alexander Dumas, der 1860 Direktor der Museen in Neapel wurde und den Vorgang ebenfalls mit eigenen Augen gesehen hat, sagt am Schlusse seiner Schilderung [16]: „Werden wir nun vielleicht sagen: es bestehe irgend ein Geheimnis, welches die zur Bewachung des Schatzes aufgestellten Kanoniker von Geschlecht zu Geschlecht seit dem vierten Jahrhundert verborgen halten? Mag sein; aber in diesem Falle war ihre Verschwiegenheit — das muß man bekennen — wunderbarer als das Wunder selbst. Ich ziehe es deshalb vor, an das Wunder selbst zu glauben, und ich für mich erkläre, daß ich daran glaube."

Auch Sabbatino [17]) kommt am Schlusse seiner Abhandlung über das Blut des hl. Januarius zum gleichen Resultat: „Ich weiß gar wohl daß viele Ausländer, selbst Katholiken, an dem Wunder zweifeln oder, bevor sie es sehen, nicht daran glauben. Da ich aber solche öfters in die Schatzkapelle begleitet und sie zu genauem Beobachten veranlaßt habe, überzeugten sie sich, daß hier nicht mehr zu zweifeln wäre und daß der Vorgang auf keine Weise einer natürlichen Ursache sich zuschreiben lasse. Nachdem sie Augenzeugen geworden waren, hat mancher gegen mich sich erklärt: das Flüssigwerden des Blutes sei wenigstens eine wunderbare Sache; keiner, der sie beobachtet, vermochte einen Grund aufzufinden, sie ferner zu bezweifeln."

Erwähnen will ich noch, was die allgemeine Realencyklopädie (Manz, Regensburg 1883) [18]) sagt: „In der Kapelle del Tesoro werden sein Haupt und zwei Fläschchen von seinem Blute

[16]) S. Stimmen aus Maria Laach, 21. Bd. (Herder, Freiburg, 1881), Seite 330. — [17]) Bei Hurter, a. a. O. Seite 373. — [18]) Beim Worte: Januarius.

aufbewahrt, das gewöhnlich und in verschiedener Weise flüssig wird, wenn man die Fläschchen dem Haupte nähert, und deshalb als wunderbare Reliquie verehrt wird."

Das neueste Konversationslexikon von Herder sagt[18]): „Die vielen Versuche einer natürlichen Erklärung sind bloße Hypothesen."

Und im neuesten Kirchenlexikon[18]) (Herder, Freiburg 1889) schreibt P. Beissel S. J.: „Heute ist allgemein bekannt, daß das eingetrocknete Blut jedesmal wieder tropfbar flüssig wird, sobald eine der Blutampullen in die Nähe des heiligen Hauptes gebracht wird. Zu einer natürlichen Erklärung dieser durch zahlreiche Augenzeugen festgestellten Tatsache sind die verschiedensten Hypothesen aufgestellt worden. Keine derselben genügt indessen zur Aufklärung; und so bleibt nichts übrig als einzugestehen, daß Gott wirklich in wunderbarer Weise den Glauben und das Vertrauen des Neapolitanischen Volkes belebt und belohnt."

Es hat selbstverständlich auch nicht an solchen gefehlt, die, — ohne Besichtigung und Untersuchung, die Erscheinung glaubten verspotten und verhöhnen zu dürfen, sich aber nicht die Pflicht zum Bewußtsein brachten, die Erscheinung natürlich zu erklären. Dieses Verfahren ist billig, hat aber mit Wissenschaftlichkeit weiter keine Verwandtschaft[19]).

Wenn z. B. der Franzose Serces das Flüssigwerden des heiligen Blutes erklären will durch die Nähe des Vesuvs und der Solfatara, so kann man eine solche Aussage unmöglich ernst nehmen. Denn wenn von diesen beiden Punkten eine solche Wärmewirkung bis in den Dom von Neapel ausgeht, wie können am Vesuv Menschen wohnen? und warum ist das Blut dann nicht immer flüssig, sondern nur an bestimmten Tagen und nur in der Nähe des Hauptes? Serces erklärte dann das Flüssigwerden durch die Behauptung: die Sache gehe an verborgenem Orte bloß in Gegenwart von leichtgläubigem Pöbel unter Fernhalten gebildeter Personen vor sich und zwar zu einer Zeit, die nicht genau festgesetzt sei. So viel Worte, so viel Unwahrheiten! Und das nennt sich wissenschaftliche Untersuchung!

Wie „taktvoll" spricht z. B. auch der Preußische Staatsrat Rehfues, bekannt durch seine „Wahrheitsliebe" in Sachen Hermes, von dieser Erscheinung, wenn er schreibt: „Es gibt wenige Wunder, die der Welt etwas genützt hätten. Dieses gehört auch unter die unfruchtbaren; und es ist nicht abzusehen, warum der Heilige nicht lieber jedes Jahr durch eine zehnfältige Ernte seinen frommen Neapolitanern ein Liebeszeichen gibt[20]) . . . Man

[19]) S. Hurter, a. a. O., S. 365—371; 375—376, wo eine Reihe lächerlicher Erklärungen angeführt werden.

[20]) Vom Standpunkte eines ungläubigen Logenbruders mag das richtig sein. — Die Worte sind aber doch blühender Blödsinn. Wenn der heilige Januarius seinen Frommen eine zehnfache Ernte gäbe, wer würde dann

weiß, wie oft das Blut des hl. Januarius in Neapel flüssig wird; aber Niemand weiß, wie das zugeht, außer den Wenigen, welche der Himmel zu diesem Wunder gebraucht. Ich habe selbst gesehen, wie die Flasche in der Hand des Priesters tat, und kann mir nur eine Erklärung denken, welche, glaube ich, noch Niemand gemacht hat. Wie wenn jene trockene, dunkelrote Masse — Eis wäre? welches man bekanntlich in Neapel weit besser zu behandeln versteht als in Archangel. In der Hand des Priesters vergeht es zuverlässig, besonders wenn er die Flasche recht fest hält und andächtig dazu betet. Am bequemsten aber wird es sein zu glauben." Aber wie kommt es denn, daß dieses Eis, wenn es aus der Nähe des Hauptes gebracht wird, wieder gefriert? Wie erklärt das Eis den Umstand, daß einmal das Volumen des Inhaltes des Fläschchens sich vergrößert, ein andermal wieder nicht? Wie erklärt das Eis die Verschiedenheit der Zeitdauer des Eintrittes des Flüssigwerdens? Warum wird das Eis nicht auch zu anderen Zeiten, z. B. im Hochsommer, wo es in Neapel eine ganz anständige Hitze gibt, flüssig? Man sieht, wie leicht zufrieden der Unglaube ist! Sehr richtig bemerkt zu dieser Sorte von Erklärungen Solger: „Es gehört ein weit stärkerer Geist dazu, ohne Krittelei und Erklärungssucht Wunder zu glauben, als alles, was mit den gemeinsten Verstandsregeln nicht übereinstimmen will, matt und feig hinwegzuleugnen [21])."

Wenden wir uns deshalb den Einwendungen zu, die im Ernste gemacht werden. Es sind hauptsächlich deren drei: 1. Betrug der Priester. Darüber ist schon verschiedenes gesagt worden. Nur noch jene Aeußerung Fergola's, den wir noch genauer kennen lernen werden, möchte ich hier anführen. „Die Rationalisten möchten am Ende einwenden: wäre es nicht denkbar, daß die Priester mittels falscher Schlüssel Nachts die Kapelle aufschlössen, das Fläschchen aus dem Reliquiarium herausnähmen und irgend eine chemische Zubereitung in dasselbe gössen und es bewerkstelligten, daß am folgenden Tage zu bestimmter Stunde das Blut flüssig werde? Aber — Betrug dauert selten lange! Und — ließe man die Mauernischen im Tesoro die Nacht durch auf's sorgfältigste bewachen und es würde das Flüssigwerden dennoch vor sich gehen, würden die Ungläubigen wohl alsdann die Richtigkeit der Tatsachen anerkennen?

sicher sein, daß das Geschenk grade von ihm käme? Wie würden die Ungläubigen das erst recht natürlich erklären und ein Wunder beiseite schieben? Und wenn die hl. Schrift sagt: „Haben wir Nahrung und Kleidung, so laßt uns damit zufrieden sein" (1. Timoth. 6, 8), wozu denn die zehnfache Ernte?! Rehfues hat offenbar die Worte des göttlichen Heilandes bei Matth. 6, 25—34 gar nicht verstanden. Das Wunder des hl. Januarius wäre fruchtbar genug, wenn es nur der weltlichen Wissenschaft etwas Demut brächte. Aber für rein irdische Zwecke ist das Wunder nicht da. Die Verherrlichung Gottes und seines Heiligen, die Verteidigung seiner hl. Kirche und die Stärkung des Glaubens — diese Zwecke werden hinreichend erreicht.

[21]) Hurter, a. a. O. S. 373.

Lieber würden sie das Wort der Juden wiederholen: Die Wächter haben geschlafen, sie haben sich von den Priestern überlisten lassen." Es ist wahr, was Dumas sagt (s. o.): Die Annahme eines Betruges, der Jahrhunderte hindurch dauerte und dabei soviele Mitwisser hatte, verlangt mehr Glaube als die Annahme eines Wunders! 2. Einwirkung der Wärme. Wer Augenzeuge des Vorganges gewesen, wird mit diesem Einwand nicht kommen. „Daß von der brennenden und bloß beim Vorzeigen flüchtig hingehaltenen Kerze auf das zwischen den beiden Gläsern isoliert stehende Fläschchen auch nur irgendwelche Wärme ausströmen könne, das wird gewiß niemand, der Augenzeuge war, behaupten wollen. Aber die Hand des Priesters, sagt man. Diese hält allerdings den Stil des Gefäßes, indes die Fingerspitzen der anderen das Kreuz auf der Spitze berühren. Mache nun Jemand den Versuch mit einem Taschenlaternchen, erfasse er dessen Stil, stelle er in den leeren Raum das sensibelste Thermometer und beobachte er, ob dasselbe nach viertelstündigem Halten auch nur unmerklich steigen werde. — Nun bleibt noch die athmosphärische Wärme in der vollen Kirche übrig. Nehme man einen Körper, der aus festem Zustande noch weit schneller in den flüssigen übergeht, als geronnenes Oel, und bringe man denselben in vollkommen gleiche Temperatur-Verhältnisse und sehe wieder nach, ob die Veränderung in gleichem Zeitverlauf vor sich gehe, ob jedenfalls der Uebergang aus dem festen in den flüssigen Zustand mit gleicher Schnelligkeit erfolge wie hier, wo das Flüssigwerden nicht ein allmählicher, sondern ein rasch verlaufender Prozeß (momentan) ist. Zu diesem Allem müßte noch eine höchst seltsame Voraussetzung hinzukommen: daß nämlich die höhere Neapolitanische Geistlichkeit vor Jahrhunderten schon in dem Besitze chemischer Geheimnisse gewesen sei, welche die in neuester Zeit erstaunlich vorangeschrittene Wissenschaft bis auf den heutigen Tag noch nicht zu entziffern gewußt hat [22])."

Besonders betr. der Temperatur der Kirche veranstaltete Fergola eingehende Untersuchungen. Fergola Nicola war Professor an der Universität Neapel und ein Mathematiker ersten Ranges. Er starb als Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften am 21. Juni 1824. Aus seinen hinterlassenen Papieren gab 1843 Professor Flanti eine Schrift heraus, in der die genannten Untersuchungen mitgeteilt werden.[23]) Fergola hat seiner Abhandlung eine Tabelle beigefügt, in der die Wärmegrade der Kirche während drei verschiedener Oktaven nach Fahrenheit'schem Thermometer und zugleich die Zeitdauer des

[22]) Hurter, a. a. O. S. 354.

[23]) Die Schrift heißt: Teorica de' miracoli, esposta con *metodo dimostrativo*, seguita da un discorso apologetico sul miracolo di S. Gennaro. Con un additamento: Il sentimento ed il pensiero essere incompatibili alla materia, matematicamente dimostrato. Vergl. Civiltà Cattolica, *Heft vom* 16. April 1881, S. 208 ff. — Hurter, a. a. O. S. 355 ff.

Flüssigwerdens (d. h. die Zeit zwischen dem Hervorholen des hl. Blutes aus der Nische und dem Moment des Flüssigwerdens) genau verzeichnet ist. Daß die Kirchenwärme mit dem Flüssigwerden auch nichts zu tun hat, geht aus folgenden Zahlen deutlich hervor. Während der Oktav vom 19. bis 26. September 1794 wechselte die Wärme zwischen 77 und 80 Grad Fahrenheit (20 bis 21½ Grad R.), also ein minimaler Unterschied. Die Zeit des Flüssigwerdens variierte zwischen 5 und 27 Minuten, einmal nur wurde die Substanz halbflüssig. Bemerkenswert ist's, daß am 19. September bei 80 Grad F 27 Minuten, am 26. September bei nur 77 Grad F nur 5 Minuten verflossen. Vom 2. bis 10. Mai 1795 wechselte die Temperatur zwischen 67 und 80 Grad F, die Zeit zwischen 2 und 41 Minuten; bei 67 Grad verflossen 15, bei 80 Grad aber 33 Minuten! Merkwürdig ist auch, daß es variiert an den einzelnen Tagen. Man wäre geneigt zu glauben, wenn das Flüssigwerden heute stattgefunden, so werde es morgen um so schneller geschehen. Aber nein! Am 2. Mai verflossen 12 Minuten, am 3. bloß 2, am 4. dagegen 41, am 5. nur 22. Gerade diese fortwährenden Verschiedenheiten, unter denen das Wunder vor sich geht, bringen die Weltweisheit in die schönste Verlegenheit. — In den 8 Tagen vom 19. bis 26. September 1795 schwankte die Temperatur zwischen 74 und 81 Grad F, die Zeit zwischen 3 und 32 Minuten. Nie kann man eine Wechselwirkung zwischen Zeit und Wärmeunterschied beobachten. Wenn im September morgens um 9 Uhr das Blut flüssig wird und wird dann auf den Hochaltar der größeren, daher kühleren Domkirche übertragen, so bewirkt der Kälteunterschied kein Festwerden des Blutes, sondern es bleibt bis zum Abend in flüssigem Zustande. Im Mai aber wird es täglich 2 Mal flüssig: Vormittags von 9 bis 12 Uhr; Mittags wird das Reliquiarium verhüllt und die Kirche geschlossen; Nachmittags 3 Uhr, wenn die Hülle weggenommen wird, ist das Blut wieder hart und fest und wird dann wieder flüssig bis zum Abend.

Aus allem, was hier und im Kap. 4 oben gesagt worden, kann Jeder leicht ersehen, daß die Wärme in keiner Weise die Erscheinung erklären kann.

Nehmen wir also den dritten Erklärungsversuch: die Chemie. Man kennt in der Chemie eine Mischung, der man auch den Namen Januariusblut beigelegt hat, die bei der Berührung mit der heißen Hand flüssig wird. Als Beweis gegen unser Wunder könnte es aber nur auftreten, wenn bei der ganz gleichen Behandlung ohne alles Hinzutreten einer von außen kommenden Einwirkung mit den gleichen Verschiedenheiten die Erscheinung bei diesem Präparat sich wiederholte: und das ist nicht der Fall! Wenn also ein englischer Schriftsteller mit den Worten: „Wunderbar sind die chemischen Kenntnisse der Priester des Schatzes von St. Januarius" glaubte,

etwas Geistreiches gesagt zu haben, so war er im Irrtum. Und den Beweis für seine Behauptung schenkte er sich ebenso gut, wie Baron Bielefeld, der äußerte: „einen solchen zerrinnenden Stoff wissen unsere Apotheker ebenfalls zu bereiten [24])." Auch von der Angabe des Reisenden Keyßler ist sonst nichts bekannt geworden: „Im Jahre 1733 hat der bekannte Chemikus Hofrat Neumann in Berlin das Geheimnis erfunden, auf eine leichte Art und so oft er will, eine dergleiche Fließung des Blutes, wie von des hl. Januarius Reliquien vorgegeben wird, nachzumachen [25])"

Auf all' diese Einwendungen soll uns zum Schlusse die letzte wissenschaftliche Untersuchung der Erscheinung Antwort geben. [26]) Ich folge dabei in der Hauptsache dem Berichte der Römischen Civiltà Cattolica.

„Im Jahre 1880 kam es zu einer genaueren Untersuchung. Und wenn wir bedenken, daß die Anregung kam vom berühmten Universitätsprofessor De Luca, eher Freigeist als Christ, so ist es nicht schwer, Absicht und Antwort zu wissen. Der Ausgang war aber ein solcher, wie jeder Mensch ihn vorhersehen konnte, der nicht durch Vorurteil blind ist. Die Frucht war, daß wir jetzt einen Beweis mehr haben für das in Rede stehende Wunder. Es hatte die Aufgabe, die Tatsache zu untersuchen und nach den Grundsätzen der Physik und Chemie eine Erklärung zu suchen. Petrus Punza, früher Schüler, jetzt Kollege des genannten De Luca, der, obschon sein Meister inzwischen gestorben ist, doch einen Bericht seiner Untersuchungen und der letzten Schlußfolgerung, die er gezogen, veröffentlichte. Er beginnt seinen Bericht mit einer genauen Beschreibung des Reliquienbehälters, der Ampullen und des in denselben enthaltenen Blutes, das eine feste, geronnene, dunkelbraune Masse bilde. Er geht dann über zu den Feierlichkeiten, welche dem Wunder vorhergehen. „Wenn die Zeremonie beginnt, nimmt der betreffende Geistliche den Reliquienbehälter von seinem Untergestelle und zeigt ihn den Umstehenden, ihn umdrehend, damit man sehe, daß der Inhalt sich nicht bewege, und gleichzeitig sagt er: „E duro (es ist hart)". Dann stellt er, gefolgt von einem Kleriker, vor den Augen Aller das Reliquiar auf den Altar. Von Zeit zu Zeit nimmt er es wieder in die Hände und dreht das Reliquiar, immer um die Unbeweglichkeit der Masse zu zeigen.

Inzwischen werden dieselben Gebete fortgesetzt. Und siehe da, nach einiger Zeit sieht man plötzlich die Masse sich von den Wänden des Fläschchens gleichzeitig lösen und die Bewegungen des Fläschchens mitmachen wie jede andere Flüssigkeit. Im Anfange bemerkt man, daß der mittlere Teil der Masse noch fest ist; aber bald löst sich alles auf in eine Flüssigkeit von solcher

[24]) Bei Hurter, a. a. O. S. 365.
[25]) Bei Hurter, a. a. O. S. 367.
[26]) Civiltà Cattolica (Rom), Heft vom 16. April 1881, S. 208. — Stimmen aus Maria-Laach (Herder, Freiburg, 1881) Bd. 21, S. 330.

Dichte wie Honig, durchsichtig, von derselben Farbe wie die feste Masse und beim Herunterlaufen an den Wänden des Fläschchens keine Spur zurücklassend, Wenn dann der Ruf ertönt: „Das Wunder! Das Wunder!", wird das Reliquiar zum Küssen den Umstehenden gereicht. Dann ordnet man sich zur Prozession und das Haupt mit dem Blutbehälter wird zum Hochaltar des Domes gebracht. Das Blut bleibt flüssig bis zum Abend. Es wird dann in die Nische zurückgebracht, wo es das Jahr hindurch aufbewahrt wird und zwar unter doppeltem Verschluß: einen Schlüssel hat der Erzbischof, den anderen die Schatzkommission. Am anderen Morgen findet sich das Blut wieder hart, aber während der Zeremonie wird es wieder flüssig."

Dann stellt Punza der Reihe nach die von ihm vorgenommenen Beobachtungen zusammen, die er eben machte, um eine natürliche Erklärung für das „Phaenomen" zu versuchen. Er hat das Wunder bei den Festen im Mai und im September täglich gesehen (im Jahre 1880). Die Beobachtungen lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen:

a) Absolute Unbeständigkeit und Unregelmäßigkeit bezüglich des Wechsels des Volumens beim Flüssigwerden der Masse oder beim Festwerden. Sie wird manchmal flüssig ohne sich auszudehnen, manchmal mit Ausdehnung. Im Mai dehnte sie sich so aus, daß sie das ganze Fläschchen ausfüllte; beim Gerinnen behielt sie dieses Volumen bei und so wurde sie im September wieder aufgefunden. Dann aber zog sie sich beim Flüssigwerden am ersten Morgen wieder auf das gewöhnliche Volumen zurück.

b) Unbeständigkeit bezüglich der Zeitdauer, welche jedesmal dem Flüssigwerden vorangeht: manchmal sind's wenige Minuten, manchmal bis zu zwei Stunden und noch mehr.

c) Unbeständigkeit bei den Neben-Erscheinungen (Aufwallen und dergl.)

d) Die Wärme der Nische und der Kapelle ist dieselbe („identisch"), höchstens 1 Grad Celsius unterschieden, gleichviel welches die Temperatur der Jahreszeit ist. Die Veränderungen der Wärme der Jahreszeit haben gar keinen Einfluß auf das schnellere oder langsamere Eintreten der Erscheinung.

e) Die beiden Gläser des Reliquiars haben ganz glatte Flächen. Beim Küssen fühlt man, daß sie keine andere Temperatur haben wie jedes andere Glas unter gleichen Umständen auch. Dasselbe ist zu sagen von den Metallteilen des Reliquiars.

Nach diesen Feststellungen untersucht Punza, ob die Erscheinung sich natürlich erklären lasse; es gibt aber nur zwei natürliche Ursachen, die fähig wären, den in Rede stehenden Erfolg hervorzurufen: Die Wärme oder chemische Lösungen (Zuführung zersetzender chemischer Substanzen).

Was die erstere angeht, so gibt es künstliche Mischungen, die bei einer Temperatur von unter 30 Grad flüssig werden. Der fleißige Chemiker hat eine Mischung hergestellt von Curcuma-Tinktur und Soda-Seife mit einer kleinen Beimischung von Ammoniak (Tintura di curiama saturata di sapone di soda aggiuntovi un leggiero eccesso d' ammoniaca. Sie hat das Ansehen von geronnenem Blute und löst sich bei unmittelbarer Berührung durch die Wärme der Hand auf, verlangt aber zum Flüssigwerden eine intensive Wärmequelle, wenn dieselbe auch nur einige Zentimeter entfernt ist und noch — wie beim Reliquiar — zwei Glasplatten dazwischen sind.

Denjenigen, die da kommen mit der Erwärmung durch das Küssen (das Reliquiar wird aber erst geküßt, nachdem das Wunder eingetreten ist) oder durch die von einem Kleriker einen Schritt entfernt gehaltene und stetsfort in Bewegung befindliche Kerze oder gar durch die Altarkerzen, antwortet Punza einfachhin: daß sie entweder noch nie der Erscheinung beigewohnt haben, oder daß sie Menschen sind, die von experimenteller Wissenschaft keine Ahnung haben. Die oben angeführten allgemeinen Beobachtungen bezüglich der Unbeständigkeit der Zeit und des Volumens schließen gleicherweise die Ausrede aus mit dem Temperatur-Unterschied zwischen Nische und Kapelle und ebenso auch die Hypothesen, das Flüssigwerden werde bewirkt entweder durch einen von außen kommenden Wärme-Einfluß oder auch durch ein Verbindungsmittel, etwa einen Metalldraht mit elektrischem Strome, oder durch ein Röhrchen, welches erwärmte Luft zuführe. Um solche Ausflüchte zu erdenken, muß man vergessen, daß die Fläschchen von Allen gesehen wurden und von den Umstehenden nur durch zwei sehr klare Glasplatten getrennt sind, im Reliquiar mit Kitt befestigt sind, der auch ihre Oeffnung auf das festeste verschließt. So ist es absolut unmöglich, noch lösende Substanzen zuzuführen.

Nachdem Punza das alles reiflich erwogen, schließt er so: „Wenn also weder der Einfluß der Wärme noch der von lösenden Chemikalien die Ursache des Flüssigwerdens sein können und eine andere Erklärungsweise nicht übrig bleibt für die Erscheinung selbst und für die anderen Begleiterscheinungen, so muß man schließen, daß zur Zeit die Wissenschaft nicht im Stande ist, das geheimnisvolle Problem zu lösen!“ [27])

[27]) Da die Wissenschaft nämlich „voraussetzt“, daß es Wunder nicht gibt und nicht geben kann, konnte Punzo diesen Schluß nicht ziehen. So verlangt es die „Voraussetzungslosigkeit“ der ungläubigen Wissenschaft. Mit

Wir begnügen uns mit dieser Erklärung, wenn sie auch noch so karg ist. Es ist schon genug, daß die Wissenschaft alle jene leichtfertigen Erklärungen als Unkenntnis (Ignoranz) verurteilt, welche jene kleinen Ungläubigen über das Wunder des hl. Januarius abgeben. Die Wissenschaft spricht anders: nachdem sie umsonst alle Wege versucht hat, die Erscheinung auf natürliche Ursachen zurückzuführen, gesteht sie zuletzt: Es ist ein Geheimnis!"

* * *

Nach dem Gesagten läßt sich leicht ermessen, wie hoch man folgende Komödie aus der neuesten Zeit einzuschätzen hat, die ich der Vollständigkeit wegen anführe.

Ich finde dieselbe in der Kölnischen Volkszeitung, deren Berichterstatter Augenzeuge derselben war, folgendermaßen geschildert:

„Seit mehreren Tagen wurde in Rom durch Maueranschlag bekannt gemacht, im sozialdemokratischen Volkshause würde ein Chemiker das Wunder des hl. Januarius nachmachen, d. h. getrocknetes, in einem Glasbehälter aufbewahrtes Blut in wenigen Minuten in flüssigen Zustand versetzen. Zur festgesetzten Stunde fanden sich gegen Zahlung eines Eintrittsgeldes ungefähr tausend „Genossen" mit ihren Damen im neuerbauten Vereinslokale ein. Zuerst bestieg ein Redakteur des sozialistischen Blattes Avanti (Vorwärts) die Rednerbühne, welcher die Politik Clémenceau's pries und sich in satirischen Ausfällen gegen das Italien Giolitti's, gegen das Papsttum und gegen den Sindaco (Bürgermeister) von Rom erging. Er wurde abgelöst von dem Herausgeber des Schmutzblattes Asino (Esel), welcher sich in Gottesleugnung und Verhöhnung von Lehren und Einrichtungen der Kirche versuchte. Als dritter Redner trat der eigentliche Held des Abends, Chemiker Giaccio auf. Er kündigte an, daß getrocknetes Blut mit einer chemischen Substanz, seiner Erfindung, gemischt, beim Scheine einer Kerze ins Wallen geraten werde. Nachdem der mit diesem Inhalte gefüllte Glasbehälter vor einem brennenden Lichte 40 Minuten fortwährend hin- und hergerüttelt worden war, erklärte der Chemiker, das Blut sei flüssig geworden; in Wahrheit hatten sich nur einige Teile der festen Masse vom Ganzen abgelöst, wie ich selbst konstatieren konnte. Das Publikum, das nicht auf seine Kosten kam, schrie, pfiff und trampelte. Zwei katholische Chemiker erboten sich, bei Wiederholung des Experimentes eine Wette um 1000 Lire einzugehen, wenn: 1. der Glasbehälter in einem chemischen Laboratorium präpariert würde; 2. müsse der Behälter bis Mai unter

Recht spotten die „Stimmen aus Maria-Laach" (XXI, S. 332): „Wie bescheiden doch diese moderne Wissenschaft mit ihren Schlußfolgerungen ist, sobald diese ans Uebernatürliche streifen!"

dreifachem Verschluß aufgehoben werden; je ein Schlüssel solle den beiden Parteien verbleiben, der dritte einem Unparteiischen ausgehändigt werden; im Mai solle dann während acht Tagen das Experiment wiederholt werden, und zwar wie bei der Flüssigwerdung des Blutes des hl. Januarius bei einem Temperatur-Unterschied von 19 bis 30° C; erforderlich sei außerdem Verschiedenheit der Zeitdauer des Experimentes von einer Minute bis zu verschiedenen Stunden, Zunahme der Masse und des Gewichtes bis zu 27 Gramm nach erfolgter Flüssigwerdung. Diese Bedingungen wurden von dem sozialdemokratischen Chemiker Giaccio nicht angenommen. Das Johlen der Genossen aber setzte sich nach Schließung der Sitzung auf der Straße weiter fort, bis die Schutzleute einschritten und für Ruhe sorgten." [28])

Komödie! — —

---

6. Schluß.

„Zu den Zeichen, durch welche Gott die Wahrheit der katholischen Kirche beglaubigen und sie zu einem mitten unter den Nationen aufgerichteten Wahrzeichen erheben wollte, gehören in erster Linie auch die Wunder, die er zur Verherrlichung ihrer Lehren und ihrer Heiligen zu wirken nicht aufhört. Wie viele haben nicht schon in Loretto, Lourdes und unzähligen anderen Gnadenorten Stärkung ihres Glaubens und Trost und Linderung in geistigen und leiblichen Nöten gefunden! Begreiflich ist daher die Wut unserer materialistischen, vor allem uebernatürlichen scheuen Ungläubigen, wenn irgendwo die Nachricht von einem wunderbaren Eingreifen der göttlichen Vorsehung in den gewöhnlichen Lauf der Dinge auftaucht. Aber alles Wettern über Fanatismus und Borniertheit will nicht helfen. Die Wunder hören nicht auf. Das beweist so recht auffällig das wunderbare Flüssigwerden des Blutes des hl. Januarius in Neapel. . . . . Die Wissenschaft gibt zu, daß sie hier vor einem ihr unerklärlichen Geheimnis stehe; sie hält es deshalb für klüger, ihre Antwort auf später zu verschieben und inzwischen zu unbekannten Ursachen ihre Zuflucht zu nehmen. Als ob die hier zu erklärenden Erscheinungen, besonders die völlige Gesetzlosigkeit in bezug auf Volumenveränderung und Zeit des Flüssigwerdens bei ganz gleichen äußeren Umständen, nicht klar bewiese, daß hier nicht physische Ursachen vorliegen, welche immer unter denselben Umständen mit Notwendigkeit in derselben Weise wirken! Nein, hier ist die Hand Gottes, welcher seinen Blutzeugen in sei-

---

[28]) Kley, Magazin für volkstümliche Apologetik (Ravensburg, Alber), 5. Jahrg., Heft vom 10. Januar 1907, S. 398.

nem Blute verherrlicht und der Welt beweisen will, daß „Seine Rechte noch nicht abgekürzt ist!“ [29])

Die Wissenschaft kann also die wunderbare Erscheinung des Flüssigwerdens des Blutes des hl. Januarius nicht erklären. Wenn sie aber offen und ehrlich sein will, muß sie zugeben, daß es dabei überhaupt nicht natürlich zugeht; d .h. daß die Vorgänge nicht bloß nicht durch die Gesetze der Naturwissenschaft erklärt werden können, sondern direkt gegen dieselben sind, so daß unser Verstand mit Notwendigkeit schließen muß: die Erscheinung ist nichts natürliches, sondern etwas außernatürliches und übernatürliches. Und nun, was will gegenüber dieser Tatsache eine weitere Untersuchung über Möglichkeit und Erkennbarkeit der Wunder? Ein alter philosophischer Grundsatz sagt: „Vom Vorhandensein darf man auf die Möglichkeit schließen, nicht aber umgekehrt,“ [30]) d. h. was da ist, ist möglich, muß möglich sein, weil Unmögliches nicht vorhanden sein kann. Natürlicherweise ist umgekehrt nicht alles da, was möglich ist, sonst müßten von jeder vorhandenen Art eines Geschöpfes auch gleich unzählige Exemplare da sein, die alle möglich sind. Also was da ist, ist möglich. Hier aber ist ein Wunder: also es gibt Wunder, die möglich sind, die als Wunder nachweisbar sind!

Und wer könnte auch leugnen, daß hier eine Tatsache gegeben ist, die außerhalb der Naturgesetze steht! Diejenigen, die das Wunder leugnen, sind entweder solche, die das Wunder nicht gesehen haben: und was sie nicht gesehen, was nicht vor ihren — gerade vor ihren Augen sich zugetragen hat, das ist eben nicht wahr; oder die mit ihrem kurzen Verstande die göttliche Allweisheit bemessen wollen und, was sie nicht einsehen, dem allmächtigen Gott untersagen, verbieten wollen; oder die nach ihrer schwachen begrenzten Kraft die Macht des Schöpfers einschränken möchten und für absolut und objektiv unmöglich erklären, was ihnen subjektiv unmöglich ist; oder endlich jene, welche als allgemeine Voraussetzung aller wissenschaftlichen Forschung den Satz betrachten: der katholischen Religion darf nichts zugegeben werden, was zu ihren Gunsten ausgelegt werden könnte.

Was wollen denn also solche Phrasen gegen die Tatsache und deren wissenschaftliche Untersuchungen, z. B. eines Fergola, eines Punza; oder gegen die zuverlässigen Beobachtungen so vieler unverdächtiger Zeugen, z. B. eines Hurter usw. und auch meiner eigenen Augen! Nach dem also, was ehrliche, vorurteilsfreie Personen, katholisch oder evangelisch oder ungläubig, gesehen oder beobachtet und bezeugt haben; nach dem, was ich selbst gesehen und erlebt habe —: darnach stehe ich nicht an, mich mit Dumas (s. o.) auf gleichen Standpunkt zu stellen und zu sagen:

[29]) Stimmen aus Maria-Laach (Freiburg, Herder), Bd. 21, 1881, Seite 329, 332.

[30]) „Ab esse ad posse valet illatio, non e contrario!“

„Ich ziehe es vor, an das Wunder selbst zu glauben, und ich für meine Person erkläre, daß ich daran glaube!“ — Wenn der Chemiker und der Natur-Philosoph sagen, „unsere Wissenschaft ist nicht im stande, das Geheimnis zu erklären“, so haben sie eine nur negative Erklärung innerhalb der Grenzen ihres Wissens abgegeben. Unsere Vernunft aber, durch den Glauben erleuchtet, geht weiter und sagt positiv: Eine solche Erscheinung mit all' den fortwährend sich zeigenden Verschiedenheiten, die unter gleichbleibenden Bedingungen auftreten, schließen eine natürliche Erklärung aus, so daß die einzig positive und genügende Erklärung die ist: „Hier ist der Finger Gottes![31]) Von dem Herrn ist das geschehen, und es ist wunderbar in unseren Augen![32]) Groß und wunderbar sind deine Werke, o Herr!“[33])

* * *

Ich hatte also Recht, wenn ich oben sagte, daß wir — mein Freund und ich —, nachdem wir das Wunder vor unseren Augen sich hatten vollziehen sehen, in unserem Herzen die eine Stimme nur hörten: „Welches Glück, katholisch zu sein! In dieser Kirche ist Gott, also auch die göttliche Wahrheit!“ Allen aber, die mit uns zugegen gewesen waren, sah man an, daß auf sie das Wort des Evangelisten Lucas paßte: „Und sie erstaunten alle und priesen Gott; und voll Ehrfurcht sagten sie: Wunderbare Dinge haben wir heute gesehen!“[34])

---

[31]) Exodus 8, 19.
[32]) Matth. 21, 42; Marcus 12, 11.
[33]) Offenbarung Joh. 15, 3.
[34]) Lucas 5, 26.

Inhalt.

Seite

1. **Einleitung:** In Neapel 375
2. **Der hl. Januarius:** Leben und Martyrertod und Verehrung desselben 376
3. **Das Blut des hl. Januarius:** Geschichte desselben; wunderbares Flüssigwerden; Hurter's Schilderung der Feier; andere Zeugnisse 379
4. **Was wir selbst gesehen:** das Wunder am 19. September 1909 388
5. **Wie ist die Erscheinung zu erklären?** Verschiedene Erklärungen und wissenschaftliche Untersuchungen; die irdische Wissenschaft erklärt ihr Unvermögen, eine positive Erklärung zu geben 392
6. **Schluß** 402

Heft 7: **Der Volksschulunterricht der katholischen Kinder in den deutschen Bundesstaaten.** Eine Studie von Dr. Ferdinand Brandis.

Heft 8: **Aus Islands alten Schätzen.** Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie von Jón Svensson. Autorisierte Uebersetzung von Joh. Mayrhofer. (Zweiter Teil.)

Heft 9: **Christus und die Kirche in pädagogischer Beleuchtung.** Von M. Kreuser.

Heft 10: **Dorf und Bauernhof in Deutschland in alter und neuer Zeit.** Von Dr. Ch. Meyer, Staatsarchivar.

Heft 11: **Die vorchristliche Pädagogik bei den orientalischen Völkern.** Von Anton Steeger.

Heft 12: **Das Blut des hl. Januarius.** Von Dr. B. M. Bergervoort.

Folgende Beiträge sind u. a. in Aussicht genommen:

Hypnose und Willensfreiheit im Lichte der neueren Forschung. Von Dr. Wilhelm Bergmann.

Die sexuelle Erziehung in Geschichte und Gegenwart. Von Karl Kenkel.

Der hl. Franziskus von Assisi in der neueren Forschung. Von P. Michael Bihl, O. F. M.

Die sibyllinischen Weissagungen. Von P. H. Allroggen, O. F. M.

Jens Peter Jacobsen. Sein Leben und seine Werke. Von Johannes Mayrhofer.

Moderne kunsthistorische Probleme. Von Dr. Alois Wurm.

Das Christentum und die vergleichende Religionsgeschichte. Von Dr. J. Nikel, Univ.-Professor.

Der gemeine Pfennig. Von G. Seiler.

Immanuel Kant. (Moderne Irrlichter I.) Von Joh. Mayrhofer.

Arthur Schopenhauer. (Moderne Irrlichter II.) Von Joh. Mayrhofer.

Viktor Hugo und der Katholizismus. Von Dr. theol. et phil. Albert Steumer.

Generalsuperior P. Arn. Janssen, S. V. D. Von Fr. Schwager. S. V. D.

Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. Von Dr. H. Moeser, Arzt.

Monismus und Ethik. Von Dr. Frz. Jos. Völler.

Evangelienkritik. Von Dr. Rich. von Kralik.

Die Mystik des Islam. Von Dr. W. Oehl.

General Joseph v. Radowitz. Von Joseph Classen.

Ziele der katholischen Studentenschaft. Von B. Eberl.

Der Modernismus in der Moral. Von Dr. Karl Kaufmann.

Das sog. Thorner Blutgericht. Von Stanislaus Kujot.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westf.).

Redaktionsschluß am 28. August. ❧ Ausgabe des Heftes am 15. September.

Eine herrliche Schilderung des Klosterlebens gibt Johannes Jörgensen in dem von Joh. Mayerhofer übersetzten Buche ::: **Beuron**

Verlag Breer & Thiemann Hamm (Westfalen).

Dieses Werk des genialen dänischen Schriftstellers kann deshalb auch wohl ein besonderes lebhaftes Interesse beanspruchen, da es im Jahre seiner Konversion geschrieben ist und in wundervoller Klarheit den Glaubenseifer und die Freude an der Wahrheit und Schönheit der katholischen Kirche in der Seele eines Mannes zeigt, der nach schmerzlichen Irrfahrten endlich den sicheren Port gefunden und nun auch andern von seinen Entdeckungen und Erfahrungen erzählen möchte. Es wird gewiß keiner der zahlreichen Freunde des geistvollen Dichters und Konvertiten — und ihre Zahl wächst ja in unserem Vaterlande von Tag zu Tag — versäumen, auch dieses interessante Werk zu lesen und in dieser Lektüre Belehrung und Genuß zu finden. Preis in Leinwand gebunden Mk. 2.—. (Porto 20 Pfennig).

Für den 28. Band d. „Frankfurter Zeitgem. Broschüren" empfehlen wir unsern Abonnenten geschmackv. ausgestattete und äußerst dauerhafte **Einband-Decken** Preis nur 1.— Mk. (Porto 10 Pfg.) Bestellungen erbitt. baldigst **Breer & Thiemann,** Hamm (Westf.)

Der

Wegweiser

unter den **20000** bedeutendsten lebenden Zeitgenossen aller Stände und Berufe, unter besonderer Berücksichtigung des Deutschtums ist

DEGENER'S ZEITGENOSSEN-LEXIKON

WER IST'S?

Enthält Biographien nebst Bibliographien.

Angaben üb. Herkunft, Familie, Lebenslauf, Werke, Lieblingsbeschäftigungen, Parteiangehörigkeit, Mitgliedschaft bei Gesellschaften, Adresse. Andere Mitteilungen von allgemeinem Interesse.

Neue IV. Ausgabe

- - Zirka 1800 Seiten - -

Vornehm geb. Mk. 12.50 frko.

Luxusausg. auf feinst. Kunstdruckpapier. Brosch. Mk. 21. -

Jeder, der auch nur einigermaßen Interesse für das öffentliche Leben hat, sollte dieses hochinteressante Nachschlagebuch benutzen. Die Angaben haben Anspruch auf größte Genauigkeit, da sie meistens auf persönlichen Mitteilungen beruhen.

„. . . . . **die Jahrgänge auch für die Handbibli[illegible] des Reichstages angeschafft; sie werden viel begehrt und lei[illegible]effliche Dienste.**"

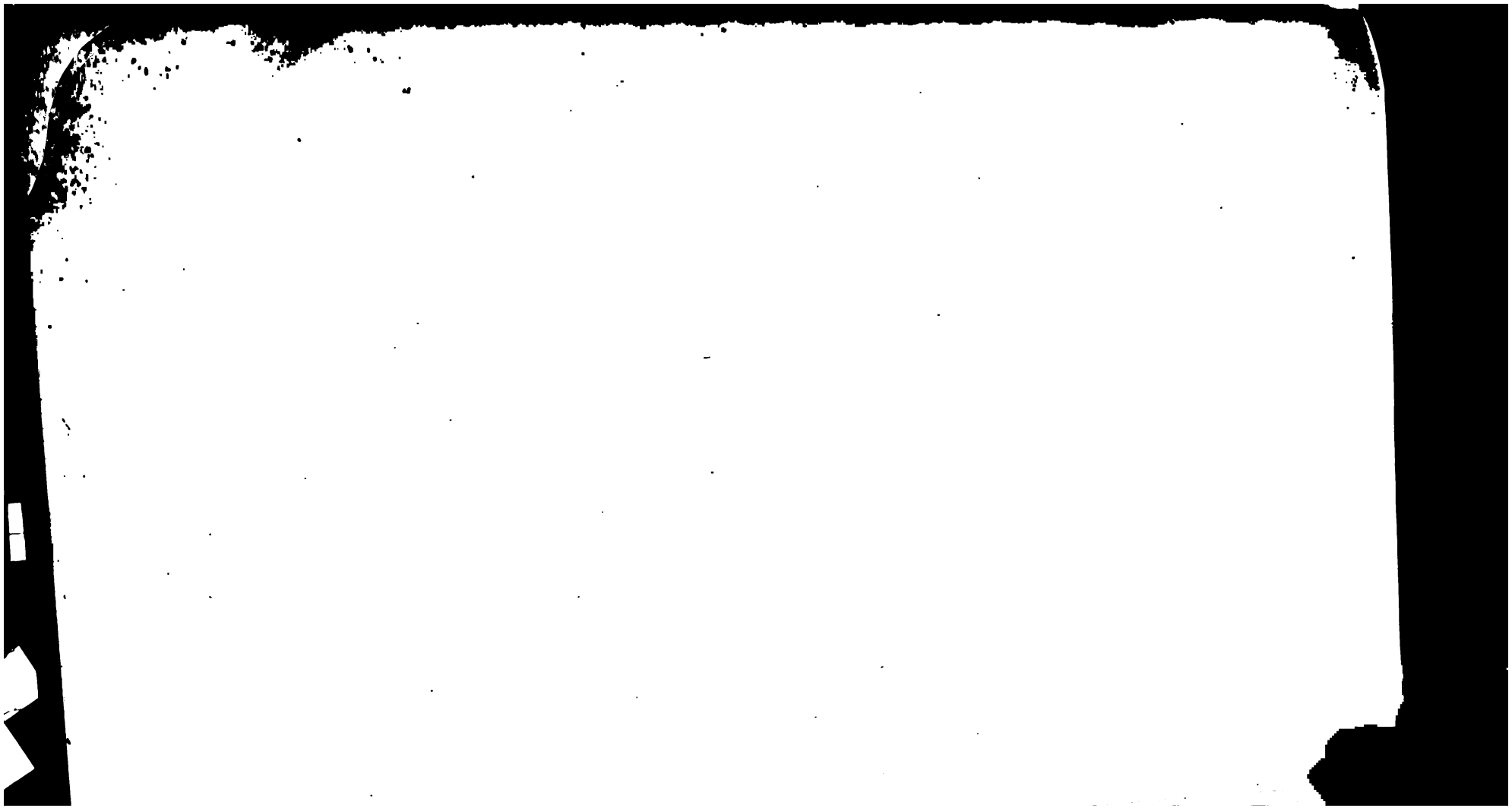
Der Direk[illegible]eichstagsbibliothek.

„. . . . **Ein Werk, das Kaiser und Kö[illegible] kaufen,** der Herrscher des deutschen Reiches hat wieder ein Exemplar bestellt, und das sich neben den Prunkgemächern fürstlicher Schlösser, während der kurzen Zeit eines Jahres **auch im stillen Arbeitszimmer des Gelehrten eingebürgert hat,** trotz der riesigen Konkurrenz auf dem Büchermarkt, **ein solches Werk muß immerhin eine Leistung sein. Und wir stehen nicht an, das Buch mit dem großen rätselhaften Fragezeichen auf dem eleganten schwarzroten Leinenbande für eine Leistung ersten Ranges zu erklären....** Wir können dies **prächtige, ungemein nützliche Werk** auch in seiner neuen Auflage **jedem Gebildeten mit gutem Gewissen angelegentlichst empfehlen**".

Vossische Zeitung, Berlin.

Hundertfach liegen glänzende Anerkennungen vor und Sie zögern noch, dieses Werk anzuschaffen?

Verlag H. A. LUDWIG DEGENER, LEIPZIG, Hospitalstrasse 15.



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.